

Forgotten Books

— www.forgottenbooks.com —

Copyright © 2016 FB &c Ltd.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, distributed, or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law.



Printed by Google
A. Q. 95

- 10 -

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 2. Januar 1832.



Des Elementes Artlich und Gestalt
 Da wie das Welt beschaffen, das wir treiben,
 Höchst blutig, feurig und höchst fürchterlich.

Shakespeare.

F a n t a s i e

v o n

W o l f g a n g M e n z e l.

Des Jahres weite Thore rauschen auf,
 Des Janustempels Thore rauschen auf.
 Vom Himmel nieder fiel ein goldner Stern,
 Und schloß des tiefen Abgrunds Siegel auf.
 Des Abgrunds wilde Geister rauschen auf,
 Der Krater öffnet seinen Flammenschlund,
 Und seiner Lava Gluthen rauschen auf
 Und wühlen tief hinab zum Meeresgrund,
 Und hochgetürmte Wogen rauschen auf.

Wo brandet dieser Wogen Horn zuerst?
 Aufschäumt er an des Tajo Schlangenthurm,
 Worin wie Ragnar Lodbrok liegt ein Volk,
 Ein ganzes Volk hinstirbt im Schlangenthurm;
 Wo angefesselt wie Andromeda
 Ein ganzes Volk des Drachen Beute wird,
 Raht ihm der kriegerische Perseus nicht
 Und wirft den Lindwurm in den Schlangenthurm.

Im Cirkus, den Europas Throne bilden,
 Zum wilden Kampf ging Andalusiens Stier,
 Und unter seine Füßen trat der Stier

Den zierlich leicht geschmückten Matador,
 Und rachschnaubend, tödtlich, bohrt der Stier
 So Aug' als Horn in's edle Spanierherz,
 Daß Blut sich wie ein rother Mantel breitet
 Und wüthender und böser macht den Stier.

Britanniens männervolles Linienschiff,
 Das einst getanzt auf glattem Meerespiegel,
 Jetzt treibt es in empörter Wogen Sturm
 Und unter Klippen wildgejagt umher;
 Auch noch im Sturme lenkt das Linienschiff
 Und sitzt am Ruder ruhig der Pilot;
 Doch Feuer! Feuer! tönt's im Linienschiff,
 Und an der Pulverkammer leert die Gluth.
 Sturm, Klippen, Flammen allzumal bedrohn
 Britanniens männervolles Linienschiff.

Hoch ragt die edle Säule von Wendome,
 Worunter jetzt ein Krämer wägt und mißt.
 Die Waage schwankt, rasch fliegt sie auf und ab,
 Der Krämer ängstlich immer wägt und mißt,
 Bis daß der nord'sche Brennus seinen Degen
 Hornmüthig in die eine Schale wirft,
 Und in die andre Frankreich wirft sein Herz,
 Und jede Schale voll von Blut schon ist,
 So lange noch der Krämer wägt und mißt.

Des spottenden Geschickes Richterspruch
 Warf in den Niederlanden Hund und Rahe
 Und Hahn und Mensch in einen Sack zusammen,
 Und schnürt ihn zu mit einem gordischen Knoten,
 Und hat Ergößen an dem mörderischen
 Betraj' und widerwärtigen Geheul,
 Bis daß ein Alexander mit dem Schwert
 Scharf schneidend lösen wird den gordischen Knoten.

Der ew'ge Jude pilgerte nach Rom,
 Und reicht dem heil'gen Vater seine Rechte,
 Naht deiner Tage Ziel nun, altes Rom?
 Wie? oder, wie der Jude ewig lebt,
 Mußt ewig fort du sterben, altes Rom?
 Die Flammen brechen aus Sankt Peters Dom,
 Und ist's Italia, die aus den Flammen,
 Ein Phönix, blutig rothe Flügel hebt?

Hoch ragen dort die alten Schweizerberge,
 Und schütteln von der Schneebedeckten Brust
 Die angeschwollenen Ungewitter ab,
 Und wieder schau'n die edlen Schweizerberge
 In reinem Glanz frei den azurnen Himmel,
 Und in des letzten Donners Echo hallt
 Des Volkes Jubel an die Schweizerberge.

Im Port Moreas friedlich heimgekehrt
 War Agamemnon zu der Helmath Heerd,
 Da traf der Mord ihn in dem ersten Schlummer,
 Und wildans zuckt Orestes nun sein Schwert,
 Und Cumeniden schwingen ihre Fackel.
 O Hellas, eines bessern Looses werth,
 Wann treibt die Freier und untreuen Knechte
 Odyseus aus, und lobern freundlich wieder
 Die treuen Flammen auf der Helmath Heerd?

Hinsterbend singt sein Schwanenlieb der Schwan
 Am Weichselufer, das sein Blut geröthet,
 Der edle Lebensopferer Pelikan,
 Der für die Seinen kühn sich selbst getödtet;
 Kühn, wie einst die Sarmatenkönigin,
 Die schöne Wanda, eine reine Jungfrau,
 Sich in der Weichsel tiefes Grab gestürzt,
 So stürzte Polens Jugend in den Tod.

Der Tod, und wieder Tod und immer Tod?
 Vom fernem Orient, graunvolle Schatten,
 Rahn und im Zuge Indiens Todesgötter,
 Vielleicht Europas Leiche zu bestatten,
 Das heimgefallen ist den Todesgöttern,
 Wenn nicht der sonnenhelle Gott des Lebens
 Vom Westen sendet seine goldnen Pfeile
 Und zu den Todten legt die Todesgötter.

Eintritt in das Jahr 1852.

Von Richte.

Ein Jahr, reichbeladen mit Fluch und Schmerzen,
 aber auch getäuscht um manche unerfüllte Hoffnung wie
 Besorgniß, hat sich zu seinen hingeschwundenen Brüdern
 gesellt; die wandellose Vergangenheit hat es aufgenommen,
 und wir können fortan in ihm lesen, zur Lehre,
 zur Freude und Warnung, wie in den ältesten Jahres-
 blättern der Vorzeit. Das neue hat sich uns geöffnet,
 aber mit zitternden Fingern pochten wir an seine Pforte.
 Freilich beginnt mit jedem Tage, mit jeder Stunde dem
 Einzelnen sein neues Jahr, und wie könnte man jetzt
 Tagwähler werden, wo fast jeder Augenblick ein Entschel-
 dendes, Unerwartetes auf seinen Wogen rasch dahinträgt.
 Aber nur zu tief ahnen wir es, daß jetzt dem ganzen
 Erdgeschlechte eine neue Epoche, ein Weltgeburtst-
 ag heranreift, daß jeder nächste Moment ihn uns bring-
 en kann. Und deshalb liegt es so seltsam ahnungsvoll
 auf unserer Brust; wie zur wichtigsten Entscheidung rückt
 der Jahreszeiger der vollendenden Minute zu, und fast
 drohend scheint das begonnene Jahr auf uns hereinzudrin-
 gen. Was birgt sein ungewisses Dunkel? Können wir
 uns doch aus der Vergangenheit die Konstellation der
 Zukunft deuten! —

Wir gleichen den Räthselrathenden; aber wohl füh-
 len wir es, daß es dabel unser Leben gilt. Die uralte
 Sphinx, die Geschicke, steht vor uns mit dem Loos-
 topfe voll glücklicher, voll schwerer Geschicke; wer das
 falsche trifft, den stürzt sie in den Abgrund. Aber nicht
 Arglist oder Kühnheit wird sich des besten Looses versichern,
 nur der offene Blick, die Demuth, die Selbst-
 entsagung. Nicht Menschen, nicht Staatsgewalten
 mit Schwert oder Feder, nicht einmal Partheien vermos-
 gen mehr die Zeit zu lenken; in diesem Gebiete findet
 jede Gewalt ihr Gegengewicht, und alles menschlich Lei-
 tende zersplittert sich hier in Zwiespalt und gränzenlose Ver-
 wirrung. Aber je verzweifelter, je mehr ohne Ausgang
 die Dinge um den Menschen liegen, in desto einfacherer
 Größe leitet der Finger Gottes den Faden der Geschicke
 durch die Welt. Sichtbarer als je greift die allwaltende
 Macht in das verworrene Gefüge hinab, mit leichter
 Sicherheit ihrem Ziel es zu lenkend. Aber glaubet nicht,
 mit verbundenem Auge dahin geführt zu werden! Das
 Räthsel der Zeit ist nicht verschlossen dem tiefen und ge-
 treulich forschenden Sinne, und wir glauben fast, die ge-
 heimnißvollen Grundzahlen, nach denen das Menschen-
 geschlecht sich entfaltet, lesen zu können durch den Riß
 der Sturmwolken am nächtlichen Himmel.

Und was ist das Geheimniß der Geschicke? — Se-
 het hin! Wie die Pflanze blühend und fruchttragend ihr
 Werk vollendet an der Sonne des Tages, so ist auch dem

Menschengeschlecht sein Werk im Geiste verliehen; und diese Arbeit nennen wir Geschichte. Es ist aber das gemeinsame Loos alles Geschaffenen, das in ihm verborgen zu offenbaren, und darin sein Daseyn und die Lust des Daseyns zu haben. Und so ist es auch der Prozeß des Menschengeschlechts, Alles, was in ihm verborgen ist, nach jeder Richtung von Geist und Talent, in Gutem wie in Bösem, an den Tag des Bewußtseyns zu bringen; und diese Befreiung der Individualitäten, nach allen Seiten und Anlagen, ist das höchste Recht und die höchste Bestimmung der Geschichte.

Aber so kann sie nur hervorgehen aus der Selbstverfehlung in die Allgemeinheit eines gleichartigen Zustandes. Es war das Kindesalter der Menschheit die Unschuld eines unmittelbaren Gefühls, das Paradies in sich verlornen Unentschiedenheit.

So lag der Mensch im Oriente zuerst noch in der dumpfen Gleichförmigkeit des Allgemeinen gefangen. Es existirte nur das Geschlecht, nicht Er, welcher spur- und rechtlos mit dem Ganzen versank. In wandellos verflaender Krystallisation war Alles gesondert, Priester und Layenstand sich gegenüber; feste Kasten in unentschiebbarer Erblichkeit sich erneuernd; eine trunkene, in den Naturdienst hineingezogene Religion; thatenlose Beschaulichkeit, oder raschaufodernde, Alle plötzlich, wie durch Magie, ergreifende Begeisterung des Handelns; in der Kunst eine in sich versunkene, lyrisch brütende, bilderreiche Poesie, und wie Bienen durcheinander wimmeln, häuften ganze Völker willenlos die egyptisch-perssischen Tempelstädte über einander. — Es war ein Weben in dumpfen Gefühlen und Vorstellungen, die Alle gleichmäßig umschlossen, ein halbmagnetisches Traumleben der Menschheit, das uns dennoch manche seltsame Gabe, manche verlornen Instinkte erklärt. Aber es war der herrliche, ahnungsvolle Geistesabgrund des Menschengeschlechts, die Zeit seiner Sehnsucht; der ganze Reichtum seiner Anlagen lag noch unentfaltet darin eingeschlossen, wie der Busen der Jungfrau nach geheimnißvollen Freuden sich ahnend bewegt.

Da wick an einer Stelle die Versteinerung der Menschheit, wie das Größte, das Heilbringende sich immer nur in einem Brennpunkt entzündet. Ein Volk war erlesen, die Freiheit, die Person zum erstenmale in sich hervorzurufen. Aber es war nur das erste, deshalb unvollkommene Bewußtseyn dieser Freiheit: nicht der Mensch überhaupt hatte das Recht an dieselbe, nur das einzelne Volk. Es blieb ein Sklavenstand, und der Grieche schalt den Ausländer Barbaren. Doch hier war die Wiege der freien, schönheitsbildenden Kunst: die Götter wurden in menschlicher Gestalt individualisirt, und die Menschengestalt selbst vergöttet. So erschien

den Griechen zuerst das Reich der heitern Phantasie, das Leben in sehnsuchtsloser Gegenwart. Sie brachten den Gedanken und die Lust des freien Geistes zuerst in die Welt; so sind sie auch Väter der Speculation geworden.

Aber die Freiheit hat Rechte, Gesetze sich gegenüber. Diese Ausbildung, diesen Scharfsinn der Staatsweisheit und rechtlicher Verfassung aus sich zu entfalten, war dem Geiste der Römer überlassen. Ohne die Jubrunst des Orients, wie ohne griechische Phantasiefülle, war ihr Bewußtseyn lediglich auf den Staat gerichtet. Sie waren der politische Mensch; das Recht wie die Pflicht des Bürgers war ihnen die Fülle und Größe alles Menschlichen.

Damit wurden sie aber zugleich ein zerlegendes Auflösungs mittel für die alte Welt, als deren Stunde gekommen war. Nur das reine Bürgerthum, welchem der Staat schlecht hin das Höchste, vermag dem Begriffe seiner Macht, seiner Siege Alles aufzuopfern. Ein geheimnißvoller Drang, der nur zweimal also erscheint in der Geschichte, als die wichtigsten Epochen sich vorbereiteten — damals und in der Völkerwanderung — trieb sie welterobernd in die Ferne. Das römische Reich sollte zuerst den Menschen negativ gleich machen, um die Wiedergeburt zu einer höhern Gleichheit in ihm zu bereiten, indem es alle Völkertrennungen in sich auflöste, und Jedem sein besonderes Recht, seine Befugniß nahm. Es ward zuletzt eine chaotisch-stagnirende Masse, wie mit Sehnsucht erwartend eine tiefere Geistesbewegung, ein segnendes Wort, das ihre Waude zu lösen vermöchte.

Und dies war das Christenthum, im tiefsten Sinne die menschliche Religion zu nennen, indem sie zuerst die Individualität, die Person zu ihrem Recht erhob. Vor ihr hat jeder Mensch als solcher gleichen Werth, wie gleiche Ansprüche an die Rechte des Geistes. Wir sind Alle berufen zur Kindschaft Gottes, sind Brüder unter einander, aber allesammt Sünder vor Gott; — und so ist unser höchster Stolz, wie unsere wahre Demüthigung ausgesprochen, vertilgt aber jeder wahrhaftige Unterschied; denn wofern vor dem höchsten Maßstab alle gleich sind, wer möchte da noch wagen, sich selbst zu erheben zu einer nur ihm zuständigen Berechtigung? Jeder ist, was er zu seyn vermag, nach gottverliebener Anlage; die Sphäre seiner Individualität ist Jedem der Bereich seiner Freiheit und Rechte; Jeder ist von Gottes Gnaden berufen, zu werden, was er kann, die ganze Menschheit ungehemmt in sich zu entfalten, wenn vorher umgekehrt das Menschengeschlecht selbst nur das Individuum war. Diejenigen aber, welche sich diesen Folgerungen zu entziehen, welche die (heidnischen) Bevorrechtungen noch aufrecht zu erhalten gedächten, mußten mit ihrer Opposition, wenn sie sich selbst verstanden,

eigentlich um achtz. d. Jahrhunderte zurückzuführen. Das Christenthum hat jederlei Kaste vertilgt.

(Der Beschlus folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Ly on, December.

Erster Brief.

Zustand von Lyon zur Zeit der Juli-Revolution.

Ich bin zur besten Stunde nach langer Abwesenheit hierher zurückgekehrt. Geschäfte führten mich im Juli vorigen Jahrs nach dem spanischen Süden und von da nach Paris. Ich glaubte es recht klug anzufangen, wenn ich vor dem Winter wieder bei meinen Lyoner Hausvätern einträfe und heimisch würde. Da kam ich aber schon an. Kaum war ich ein bisschen warm geworden, so brachen am 21. vorigen Monats nach langem Drohen die blutigen Unruhen aus, an denen wir lange zu heilen haben, ja deren Wunden vielleicht offen bleiben und sich nie schließen werden. Um alles Guteschöne in Deutschland recht begreiflich zu machen, und um auch mit meiner Lyoner Korrespondenz auf dem Laufenden zu bleiben, beginne ich diesen Bericht da, wo ich den letzten abbrach, nämlich im Sommer vorigen Jahrs, und fasse darin das Wichtigste aus unserm öffentlichen Leben in einer Reihe von Briefen zusammen. Ich denke selbst, es ist nicht ohne Reiz, hier und da das kurz Vergangene mit der Gegenwart zusammen zu halten, um diese aus jenem entstehen zu sehen. In Lyon geht's jetzt, wie in Paris, nur in anderm Sinne: beide erkennen sich selbst nicht mehr.

So viel ist gewiß, es war auch für unsere Stadt die höchste Zeit, daß die Pariser Julitage kamen und den alten, unbrauchbar gewordenen Sauerriegel auslehrten. Da man unsern kräftigen liberalen Sinn fürchtete, so war ganz in der Stille ein Prevotal-Gerichtshof ernannt worden, und an dessen Organisation fehlte nichts als ein Greffier oder Sekretär; denn der Mann, welchem man diese wichtige Stelle zubachte, nahm sie nicht an. Es hätte sich jedoch leicht für Geld und gute Worte ein anderer gefunden. Gleich nach den Ordonnanzgen wäre der Lang losgegangen. Ein ganz anderer begann aber in Paris, der allen Prevotalgerichtshöfen wohl für gute Zeit bei uns ein Ende gemacht hat. Die erste Nachricht von den Pariser Juliergebnissen kam den 28. Juli durch Privatkorrespondenz hierher und machte auf die größte, gutdenkende Menge einen unbeschreiblichen Eindruck. In den fünf Tagen aber, wo wir keine Regierung hatten, fehlte es auch hier nicht an dem Willen, diesen Zustand zu Insurrektion und Plünderung zu bewegen, zumal der damalige Maire von Lyon, Lacraime-Laval, der Präfekt, Graf Broffed, und der General der königlichen Truppen, Paultre de la Motte, Ultraroyalisten waren. Letztem gab man sogar Schuld, er wolle die drei ihm untergebenen Linienregimenter, die mit der städtischen Nationalgarde in gutem Vernehmen standen und also nicht gegen die Stadt gebraucht werden konnten, in das mittägliche Frankreich führen, sie dort mit den Verbets von Nimes und Marseille vermischen, dann mit ihnen gegen Lyon ziehen und den Bürgerkrieg im Süden ansuchen und betreiben. Der Präfekt hatte zur Verhütung seines Sinns zwei weiße Fahnen auf seinem Hotel aufstrecken lassen. Unter solchen drohenden Umständen trat die Nationalgarde kräftig und schlagend auf, und konnte um so ungebliu-

berter gegen das aufgeregte Volk wirken, da die Linientruppen mit ihr einverstanden waren, und deren Offiziere sogar hier und da ihr Kommando übernahmen. Aus den ehrenwertesten Einwohneren wurde schnell eine provisorische Verwaltungskommission ernannt, die sich musterhaft in ihren energischen Maßregeln zeigte und zugleich den royalistischen Mairre hinderte, so viel zu schaden, als er wohl gewollt hätte. Da kam glücklicherweise die erste Proklamtion des Generallieutenants des Königs an, und durch eine telegraphische Depesche wurde der General Paultre auf seinen Kopf für jeden in Lyon vergossenen Blutstropfen verantwortlich gemacht. Der brave General Verdier trat an die Spitze der Nationalgarde. Am 3. August wurde die dreifarbigte Fahne auf dem Stadthaus aufgesteckt. Dies war ein schöner Feiertag für die Stadt. Mit der gänzlichen Umgestaltung unserer Administration sprach sich auch laut ein Wunsch aus, der acht revolutionäre Farbe hat und zugleich das lang niedergehaltene Streben der Lyoner beweist, sich von der herrschenden Hauptstadt und von der nach Centralisation strebenden Regierung loszumachen. Es war von nichts Geringerem die Rede, als Lyon zu einem municipalen Freistaat mit eigenen Gesetzen und eigener Verwaltung zu erheben, der nur in politischer Beziehung unter der französischen Regierung stehen, in administrativer Hinsicht aber ganz unabhängig von ihr seyn sollte. Dies Streben nach Emanzipation ist jetzt in allen Provinzen herrschend, besonders in den südlichen. Es würde auch in Lyon schnell zur Ausführung gekommen und ins Leben getreten seyn, wenn die Stadt nicht durch unverantwortliche Verwaltung ein so großes Defizit in ihrem Gemeinbudget hätte, daß sie nicht an Anstellung und Besetzung eigener Beamten denken kann. Nehmen wir aber an, unser städtisches Vernehmen wäre noch in so günstigem Zustand gewesen, wie vor einigen Jahren, wie hätte die neue, junge, schwankende und kraftlose Regierung unter Ludwig Philipp Lyons Emanzipation hindern wollen? Unserm Beispiel wäre aber der ganze Süden gefolgt, und damit wäre Frankreich ganze äußere Kraft gelähmt worden. Daß dies nicht geschah, daß Frankreich ganz und ungerissen blieb, daß es in dem europäischen Königthronopag mit Würde auftreten und mitsprechen konnte, dies ist im Grund einigen ungetreuen Subjekten, ihrer Verschwendung, besonders aber unserm unsinnigen Theaterbau zuzuschreiben. Lyon konnte sich nicht losreißen und selbstständig machen, und der ganze Süden konnte daher seinem Beispiel nicht folgen: er hatte keinen nationalen, materiellen und militärischen Stützpunkt. Mit der Emanzipation ging's nun für's Erste nicht; dies hinderte aber keineswegs die Menge, von der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich die besten Hoffnungen zu hegen. Da blieb es: „eine neue Zeit voll Wohlstand und Ueberfluß wird nun für Lyon beginnen, denn der Handel ist bekanntlich das legitimste Kind der Freiheit; immer und überall hat er nur durch die belästigende Sorge seiner Mutter geküßt. Die neuen Institutionen können unsere Industrie nur befruchten. Alle ihre bisherigen Hindernisse werden verschwinden, überall wird unsern Waaren ein neuer Markt geöffnet werden. Die ruhmgeliebte französische Flagge wird sie sicher und schnell nach den beiden amerikanischen Weltten tragen,“ und was der schüben, aber hoblen, erfahrungstosen Dithyramben mehr sind. Daran dachten nur Wenige, daß zum Blühen und Wachsen des Gewerbleißes und Handels mehr gehört, als Revolutionen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 3 . J a n u a r 1 8 3 2 .

Ein jeder treibt es, wie er kann;

Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

Goethe.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

Von Depping.

Das ganze Jahr hindurch, aber besonders im Winter, kühnigen Intelligenzblätter und Anschlagzettel in Paris Gemäldeversteigerungen in den beiden Hotels Bullion und Lebrun, wo die von oben das Tageslicht erhaltenden Säle sich zu Ausstellungen von Kunstfachen vortrefflich eignen, oder auch in Privathäusern an. Hier steht man, welche außerordentliche Menge von Gemälden sich in der Hauptstadt Frankreichs befindet, oder dahin gebracht wird. Einige tausend Gemälde werden hier jährlich, wie die Engländer sagen, unter den Hammer gebracht und gerathen aus einem Kabinette ins andere, aus einem Kunstladen in den andern. Denn manche Versteigerungen werden bloß in Folge des Zusammenbringens einer Menge von Gemälden vorgenommen, welche die Krämer nicht wohl loswerden können und daher öffentlich versteigern lassen; wo dann zuweilen ein Ladenhüter, der schon seit Jahren vergebens auf einen Käufer harrte, plötzlich die Lust eines hastigen Liebhabers erregt und mehr einbringt, als der Krämer je gehofft hatte. Manchmal ereignet sich wohl auch das Gegentheil, und Niemand findet das ans Tageslicht gebrachte Gemälde eines Aufgebotes werth.

Das Hotel Bullion ist schon seit mehr als fünfzig Jahren wegen seiner Versteigerungen berühmt; es gibt hier fünf bis sechs Auktionsäle; zuweilen werden in dem

einem Gemälde, in dem zweiten Kupferstiche, in dem dritten Muscheln, in dem vierten Galanteriewaaren, Möbeln, Küchengeräth und andere Sachen öffentlich ausgesetzt. Doch schöner und größer ist der Versteigerungssaal Lebrun in der Clerostraße, daher daselbst auch jetzt die vorzüglichsten Sammlungen verauktionirt werden.

Handel mit Gemälden wird in Paris von Personen verschiedener Klassen getrieben. Die untersten sind die Kesselflicker in der St. Antoinevorstadt. Diese meistens aus Auvergne stammenden Leute ernähren sich kümmerlich, verstehen sich aber vortrefflich auf Spekuliren; sie kaufen den Nachlaß geringer Haushaltungen um ein Spottgeld an sich, und suchen das Beste oder das Mindestschlechte vorthellhaft wieder anzubringen. Unter solchem Nachlasse befindet sich denn auch manches Gemälde, freilich meistens elendes Geklebe, besonders Porträts, welche ehemals dem Herrn Gemahl oder der Frau Gemahlin ein fünfzigjähriges Entzücken gewährt haben, aber jetzt, da die Originale unter der Erde sich befinden und auf derselben unbekannt sind, bei dem Kesselflicker auf dem Boden herumgestellt und für einige Sous abgesetzt werden, wenn sich etwa ein ärmerer Bürger damit befassen will. Ist die Mahme gut, so wird das Porträt bloß deshalb gekauft und das Gemälde zum Verbergen eines Loches in der Mauer oder zum provisorischen Ersatz einer zerbrochenen Fensterscheibe verwendet.

Unter dem Busto solcher Schmierereien bei den Kesselflickern findet sich auch wohl zufällig etwas Gutes, das

aber unter einer Kruste von Schmutz und Rauch dem Schlechten völlig gleich sieht und daher auf denselben Fuß gesetzt wird. Die guten Malereien bleiben aber selten lange in der Vorstadt; denn es erscheinen dort schlaue Gemäldeträger, und auch wohl Künstler aus dem Innern der Stadt, deren Späherauge das Gute bald herausfindet und für eine Kleinigkeit erhandelt. Dann wird das Erlauste abgewaschen, ausgebessert, aufgestuzt und mit einer guten Rahme versehen, erhält einen berühmten Namen und kommt zuweilen zu einem ziemlich hohen Preise in die Sammlung eines angesehenen Bürgers, um vielleicht ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert nachher ein ähnliches Schicksal zu erleben. Die Kesselflicker selbst erlangen zuweilen einige Fertigkeit im Unterscheiden des Guten und des Schlechten, und werden Gemäldehändler.

Eine höhere Klasse ist diejenige der sogenannten Kuriositätenhändler. Diese Leute machen schon Anspruch auf den Namen Kunsthändler, und haben außer Gemälden auch Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein, kleine Statuen und dergleichen Kunstfachen feil, auch allerlei Kunstprodukte aus fremden Gegenden. Gewöhnlich fehlt es ihnen an Bildung; da sie aber stets den Versteigerungen beiwohnen, so erlangen sie zuletzt eine große Fertigkeit im Schätzen der Gemälde und trügen sich nicht häufig in ihren Schätzungen; wenigstens wissen sie recht gut, ob ein zum Verkauf ausgestelltes Gemälde sich leicht absetzen läßt, oder nicht. Denn es gibt manches gut ausgeführte Gemälde, das Niemand anspricht und nichts Gefälliges hat. Es verhält sich damit wie mit den Menschen im gesellschaftlichen Umgange. — Leute mit einem gefälligen Aeußern machen eher ihr Glück, als gründlichere und bessere, deren Verdienst aber erst ausgeforscht werden muß.

Der Gemäldehandel hat etwas Ansehendes; denn erstens hat schon der beständige Wandel unter Kunstgegenständen seine Annehmlichkeit, sogar für denjenigen, der vom Anschauen der Meisterwerke nur in sofern begeistert wird, als er Vortheil daraus ziehen kann; und zweitens haben es die Gemäldehändler mit reichen Narren und leidenschaftlichen Liebhabern zu thun, welche ihr Geld manchmal für mittelmäßige Malereien wegwerfen, die den Kaufmann nur eine Kleinigkeit gekostet haben. Mehrere solcher Narren zu Kunden zu haben, ist reicher Gewinn für den Krämer. Er sieht es überhaupt gern, wenn die sogenannten Liebhaber mehr Hitze als Kunstgefühl besitzen und sich daher leicht täuschen lassen. Viele dieser Narren laufen zu hohen Preisen ein, starren die Gemälde einige Monate lang an und veräußern sie dann wieder um ein Gerümpel, um andere anzukaufen, mit denen sie dasselbe Wesen treiben. Diese sind die besten Kunden für Gemäldehändler.

Zuletzt kommen die wahren Kunsthändler, die ihr Gewerbe etwas wissenschaftlich betreiben, auch wohl selbst

ein wenig künsten, Italien besucht haben und in der Kunstgeschichte Bescheid wissen. Die Anzahl dieser ist freilich geringe, und wenige stehen im Rufe völliger Ehrlichkeit, da die meisten gern die Unerfahrenheit der Kunstliebhaber benutzen, ihnen Kopien für Originale, schlechte Gemälde für gute ausbinden und auf einen bedeutenden Gewinn ausgehen. Kunstgegenstände haben eigentlich keine Preise; was für den einen tausend Franken werth ist, gilt dem andern das Doppelte. Beim Verlaufe der Gemäldeammlung des Generaleinnehmers la Peyriere in Paris ward ein kleines Gemälde von Corregio für 80,000 Franken zugeschlagen; es hätte eben so gut zur Hälfte losgeschlagen werden können; dennoch würden beide Preise für einen Liebhaber gleich hoch, für einen andern gleich niedrig gewesen seyn. Ein andermal wird dasselbe Gemälde vielleicht für 10,000 Franken verauktionirt. Es ist daher gar nichts Außerordentliches in Paris, daß man dem Kunsthändler die Hälfte des Preises anbietet, den er für ein Gemälde fordert, und daß er es dafür lassen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eintritt in das Jahr 1832.

(Bechluss.)

Wohl ist nun längst erkannt worden, daß auch der Staat nicht mehr das Höchste sey, daß er bloß Mittel geworden zur sittlichen Erziehung der Menschheit. — Warum ist er bis jetzt aber fast nur negatives Mittel dazu geblieben — ein Aufgewand und Stachelgürtel der Völker, nur ihnen die Erde zu verleiden und durch Prüfung und Schmerz sie dem Himmel zu erziehen? — Vielmehr soll er, wie die milde Sonne, wie der fruchtbare Boden, allen Blüten des Geistes ihre sichere Stätte, wie ihre Zeitigung verleihen. Der Staat ist das in jeder Richtung sich ausbildende Volk; seine erste Lebensbedingung deshalb, die Atmosphäre seiner Existenz, das Licht seiner Tage ist die Freiheit: — ohne Freiheit kein Staat, sondern ein Nothstand, eine mehr oder minder peinliche und geistberaubende Schranke des Menschengeschlechts.

Diese Gesamtentwicklung hat aber zwei Seiten: die des Erkennens und die des Thuns. — Was Wahrheit im Glauben ist, zum freierworbenen Besitze der Wissenschaft zu machen, ist die einzige Aufgabe alles theoretischen Strebens, und die vereinzeltste Kenntniß muß darin ihren Werth, wie ihr geheimes Band mit der höchsten finden. — Die starre Kirche, der Orientalismus des Christenthums, ist durch die Reformation gebrochen worden, was die erste Geistesbewegung der Menschheit war nach dieser Seite hin; aber auch hier nicht durch Einzelne allein vollbracht, sondern Jahrhunderte lang vor-

berichtet durch die Kirchen- und Ketzepartbeien. Aber jede freie Gedanke, wenn auch unwahr, hatte unbedingten Werth vor der dumpfen Tradition der Wahrheit; denn nur im Bewußtseyn ist es die Wahrheit, und diese Seite der Geistesbestellung in frohlichem und sicherem Fortgange: hier hat das Recht des Menschen unbedingt gesiegt.

Doch auch seinem gesammten Lebensstande ist die Freiheit zu sichern. Auch das Bürgerthum, die politische Befreiung ist eine nothwendige Seite seiner Persönlichkeit; und diese an sich ewig weltgeschichtliche Idee beginnt jetzt in das Gesamtbewußtseyn des Menschengeschlechts einzutreten. Es begehrt ihrer, weil seine Reise dazu gekommen, durch die Zeitigung der Jahrtausende; und es darum zu täuschen, es davon abzuwenden, ist eben so unmöglich, als dem Frühlinge durch einige Schneeflocken zu wehren, wenn er schon treibend und knospend in den Adern der Erde glüht. Einzelne Blüthen kann man noch verkümmern oder zerknicken, nicht aber den ganzen Geistesfrühling. — Der Geist, wie der Leib, soll nicht mehr leibselig bleiben. Diesem haben sie es zugestanden da und dort; jenen aber sein ewiges Recht zurückzugeben, davor sträuben sie sich noch gewaltig, weil sie gar wohl wissen, daß das Fleisch geduldig und träge, wenn nicht der Funke der Freiheit, des adelnden Selbstgefühls im Geiste gezündet.

Dennoch, wer berufen, sein Vaterland zu verteidigen, ist es auch zur Mitberathung an seinem Wohl. Wenn man die Waffensführung anvertraut — warum denn nicht auch die Waffe des Geistes, die freie Rede? — Und wie fragt ihr denn so seltsam: ob den Völkern Etwas fehle, ob ihrer Junge zum Schwerten etwas entzogen werde, wenn man auch zum Reden auch fehle? — Mit gleichem Recht mochten auch die Papisten einst fragen: was die Laien denn verlieren, wenn man den Kelch ihnen verweigere oder die Bibel in ihrer Sprache? Fehle es ihnen sonst ja nicht an kirchlichen Genüssen. — Es war das tiefe Bewußtseyn eines ihnen entzogenen Rechts, das sie bewaffnete. Und wie hoch jeglicher ein solches anschlagen, was er daran sehen mag, es sich zu erkämpfen, ist ganz nur seine Sache. Das ist ja das Adelnde des Menschen, daß er seiner Ehre, seinem Entschlusse, dem freien Gelüste seines Herzens den niederen Genuß und Liried stets geopfert hat.

So ist auch jetzt die Signatur der Zeit wohl zu erkennen. Ihr schämt Euch nicht, unvermeidlichen Naturfügungen Euch zu unterwerfen: — warum doch einer nicht minder zwingenden Geistesnothwendigkeit Euch entziehen? Wohl wissen wir, daß die Völker nicht sofort reicher werden durch Verfassungen, daß ihr Bauch nicht leichter sich fülle, oder die Ernte fortan stets das achtzigste Korn tragen werde — vielmehr mag mancher Sturm, manche nachhaltige Bewegung über sie kommen. Aber nicht im

Fleische, sondern im Geiste lebt unser Geschlecht; auch diese Stufe seiner Ausbildung muß erstiegen seyn, und es ist das unveräußerlichste Recht, zu seyn, was der Geist gebietet.

Und hier haben Herrscher wie Priester von je gewaltiges Unrecht abzubitten; denn dieser Geistesmord ist ihre älteste und tägliche Sünde. Zwar ist es lächerlich, sich einzubilden, der Zeit und Geschichte nach Belieben seinen Stempel aufdrücken zu können, geistige Monopole und Ringmauern zu ziehen, oder Gedanken und Meinungen mit dem Schwarz und Weiß seiner Grenzpfähle zu bezeichnen, wie irgend ein anderes Regal; doch wird es ohnmächtiger Frevel, nutzlose Sünde, wenn jede Hemmung zu spät ist.

Aber die, so da walten wollen über die Zeit, sollen zuerst sie verstehen, nicht nach Willkür sie sich einbilden oder nach eigenem Geschmack sie übertünchen. Selbst wenn Ihr Euch nur für die Ehterwärter schwer zu bändigender Völker hieltet — und manchmal klingt fast also Euer Wort — wohlan, selbst diese richten sich nach der Eigenart ihrer Pfleglinge, und reichen dem ausgewachsenen Löwen nicht mehr die schlaffe Säuglingskost. Auch die Nationen haben einen Charakter, eine Jugend und eine Reife; man soll sich die Mühe geben, sie zu erforschen und den wahren Willen ihnen abzulernen.

Und so kreiset die Zeit jetzt um den Wendepunkt der Entscheidung; ob auch fortan, wie bisher, die Wenigen in das Privilegium der Herrschaft, des Besizes, der Ehren, der Bevormundung aller Uebrigen sich theilen werden; ob diese — die ungeheure Mehrzahl — verstummend vor ihnen stehen, oder ob Jedem die Bahn geöffnet sey. Zwar bangt Euch vor solcher Zukunft, wenn alle Vorrechte ererbter Mittelmaßigkeit zerstoben, wenn künftig Jeder nur gilt, was er selbst werth ist. Aber unwiderruflich ist Eure Zeit vorübergegangen, und nur sparsam rinnt Euch noch der Sand aus dem Standenglase hernieder. Es ist heiterer Tag auf den Höhen, wenn sie auch mancher Windstoß noch umsaust, und das steigende Licht wird bald auch die senkten Niederungen bestrahlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Richtung der Wälder Wälder und Wälder.

Letzten Monat sind zwei von den Ungeheuern gehängt worden, welche ihre Mitmenschen ermordeten und deren Fleisch verkauften. Ungeheuer, von deren Daseyn man keine Ahnung hatte, bis Burkes Gräueltathen zu Edinburg an's Licht kamen. In meinem letzten Briefe führte ich an, auf welche Weise schlechte Menschen in Versuchung geführt werden, mit Leichnamen Handel zu treiben, und ich bemerke hier nur noch, wie sehr es der Regierung, welche vor drei Jahren das Ruder führte, zur Schande gereicht, daß, nachdem es entdeckt worden, wie groß die Versuchung, wie leicht ein solches Verbrechen in großen Städten auszuführen und wie schwer es zu entdecken sey, man keine Maßregeln ergriffen.

um den angebenden Wandäryten auf rechtlichem Wege Subjekte zur Zergliederung zu verschaffen, und kann sowohl das Kaufen, als das Verkaufen von Leichnamen stark zu verpöhlen. Barburton, Mitglied des Unterhauses, machte zwar vor einem Jahr einen Versuch dazu; aber da er auf der einen Seite keine Unterstützung von der Regierung erhielt, und auf der andern von einigen nach Popularität basirenden Zeitschriften lebhaften Widerspruch erfuhr, ließ er die Sache wieder fallen. Die neuliche Entdeckung ist aber von der Art, daß Niemand gleichgültig dabei bleiben darf, und da das Volk eingesehen hat, daß es gerade die Freunde und Schwylosen sind, welche am meisten Gefahr laufen, die Beute verlosener Mörder zu werden, wird es gewiß nichts dagegen haben, wenn die Leichname derer, welche in Hospitälern, Armenhäusern und Gefängnissen sterben und von Niemanden zur Bestattung abgeholt werden, den Zergliederern, unter der Bedingung der Beerdigung der Ueberreste, überliefert werden.

Die beiden Gehentten hießen Bishop und Williams. Sie wurden mit einem Dritten, Namens May, des Mordes des italienischen Knaben, Carlo Ferrari, von dem ich das voriges mal gesprochen, für überwiegen erklärt und verurtheilt, den folgenden Montag gehängt zu werden. Aber offenbar hatte die Jury, was May betrifft, vielmehr aus Vorurtheil und Leidenschaft und nach dem alten Sprichwort: mitgegangen, mitgehangen, als nach billigen Zeugnis geurtheilt, weswegen denn auch die Minister den König sein Begnadigungsrecht üben ließen, so daß, wenn keine andere Anklage gegen ihn erhoben wird, er wahrscheinlich ganz frei gegeben werden dürfte, obgleich er selbst gesteht, daß er seit vielen Jahren Gräber beraubt und mit Leichnamen Handel getrieben habe. In der Wohnung seiner Angeheuer fand man, nebst den Kleidungsstücken des Italieners, auch die Kleider eines viel jüngern Knaben und die einer Weibsperson, nebst der Kopfhaut einer Weibsperson. In Hinsicht der letztern ist es erwiesen, daß sie einer Person Namens Frances Plagurn gehört, und es scheint, daß es nicht schwer halten würde, zum wenigsten des Williams Frau der Theilnahme an ihrer Ermordung zu überführen; man scheint es aber nicht für ratsam zu halten, die größtlichen Untersuchungen, nun der Arm des Gesetzes die Hauptschuldigen erreicht hat, weiter auszubehnen. Bishop und Williams bekanteten vor ihrer Hinrichtung, daß sie dieses Weib und einen andern Knaben ermordet haben; was aber am merkwürdigsten ist, beide läugneten in ihrem sogenannten Geständnisse nach der Verurtheilung und selbst im letzten Augenblicke noch, daß der zuletzt ermordete Knabe ein Italiener gewesen sey, sondern behaupten, es sey ein englischer Viehtriebener gewesen, Namens Cuningham, den sie aus einem Wirthshause mit gelockt und, nachdem sie ihn, wie ihre andern beiden Schlachtopfer (denn zu mehr haben sie sich nicht bekant), durch geistige Getränke betäubt, an einem an die Füße gebundenen Seil in den Brunnen im Garten gelassen und da erstickt hätten. Dieses absichtlich erfundene Märchen verwirrt das Publikum, weswegen denn auch zwei der Zeugen, welche den Knaben Carlo gut gekant, noch einmal vor dem Magistrat erschienen sind und auf's Euerlichste versichert haben, daß sie sich unmöglich getret haben können. Welche Absicht die Elenden dabei hatten, wenn sie sich zu drei Mordthaten bekanteten und gerade in diesem Punkte läugneten, weiß man nicht. — Bishop's Leichnam wurde, wie zur Bergeltung, an die Anatomiker des königlichen Kollegs abgeliefert. Den Tag vorher ließ man das Publikum zu, um die Leiche des berühmtesten Menschen zu sehen, und es sollen sich zum wenigsten 20.000 Menschen eingefunden haben, obgleich man keine Weibspersonen zuließ.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Zustand von Lyon zur Zeit der Julirevolution.

Als auf einmal die Bestellungen aus Frankreich, aus dem nächsten Ausland und aus den „beiden amerikanischen Welten“ ausblieben, und eine Menge Fabrikanten ihren un vermeidlichen Ruin vor Augen sahen, wenn sie fortarbeiten ließen, oder Hunger und Verzweiflung von tausend Arbeitern, wenn sie ihre Arbeiten einstellten, als in Paris eine Emute nach der andern tobte und alles Vertrauen in den Bestand der Dinge und der Regierung verschwante, als die Staatspapiere immer mehr sanken, je schwülstiger und anmaßender ty den Kammern gesprochen wurde, da gingen den Lyonern die Augen auf. Sie griffen nun gleich das Nächste an und schalteten es, nämlich die ultraliberalen Journale, besonders den Temps, verständigten öffentlich und mit ihres Namens Unterschrift ihre Mißbilligung, riefen zum festen Halten an der Regierung, auf daß das wogengepeitschte Staatsschiff endlich zur Ruhe und dadurch Handel und Wandel wieder zu Kräften komme. Unsere Männercircel nahmen nun eine ganz eigene neue Oppositionshaltung gegen Paris an, und als dort das Uebel immer ärger wurde, sagte einmal unser bestes Blatt, der Precurscur, gerade heraus: „Europa vertraut auf uns. Paris wird sein eigenes Weib nicht zerstören wollen, sondern sich selbst achten. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde Frankreich sogleich seine Sache von der der Hauptstadt trennen, denn das Land ist der Revolutionen müde. Die Provinzen wollen Frieden, sie wollen Louis Philipp und die Juliharte. Wenn's seyn muß, so werden wir diese aus den Julitagen hervorgegangenen Erwerbungen mit demselben Muth verteidigen, den Paris bei deren Eroberung gezeigt hat, ja, wäre es nöthig, so werden wir sie gegen Paris selbst verteidigen. Die Arbeiter in der Hauptstadt sind keineswegs die ganze Pariser Bevölkerung, und Paris ist nicht Frankreich u. s. w.“ Dem König und seiner Familie war man aber sehr zugethan und hatte Vertrauen zu ihm, weil im Grund an ihm kein Parisisches Haar ist, sondern nur Einsicht, Rechtschaffenheit, Solibilität und Familiensinn, lauter Eigenschaften, welche unsere Lyoner vor den Seinebewohnern auszeichnen. Ueberdies hatte der König die Lyoner Deputationsion bei seiner Thronbesteigung sehr freundlich empfangen und ihr gesagt: „Ich bin schon oft in Lyon gewesen, kenne genau Ihre Fabriken und Hospitäler und habe mich immer lebhaft für sie interessiert. Nie werde ich vergessen, wie heldenmüthig Ihre Stadt 1793 für die Sache der andern Freiheit gestritten hat, als die Schwedenregierung ihren Arm über Frankreich ausstreckte und Ihre eigenen Kinder verschlang. Ich war damals in der Schweiz, wo ich viele von Ihren Landesleuten fand. Wie gern hätte ich Ihr Leiden gemildert, wie sie das meinte! Versichern Sie die Stadt Lyon, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihren Handel und Gewerbfleiß zu vermehren. Dafür gibt es aber nur Ein Mittel, nämlich durch festes Halten an Ordnung und Geseßlichkeit das öffentliche Vertrauen zu gewinnen und dadurch das Geld in Umlauf zu setzen. Dies wird Bewegung in Ihre Fabriken bringen und Ihnen raschen Absatz nach allen Seiten hin verschaffen.“ Es läßt sich leicht begreifen, welche günstigen Eindruck diese Worte auf unsere Leute machen mußten, die überdies nicht vergaßen, daß Louis Philipp selbst zum Theil durch verständige, große Speculationen der reichste Privatmann in Frankreich geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 4 . J a n u a r 1 8 3 2 .

Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsere Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angetraut;
Er hat mich viel gemüht, nie gereut.

Upland.

E i n F l ü c h t l i n g .

Du wirst mir vor der Seele stehen,
So lang mein Geist noch Bilder treibt,
So lang mein Blick, was er gesehen,
Noch vor sich in die Rüste schreibt:
Auf feste Schultern hoch gegründet
Ein Haupt, vom Kummer nicht gebeugt,
Die Finger straff zur Faust geründet,
Der Blick aus Lust und Nacht gezeugt.

Vom Sinn gedrängt, schwoll dir die Stimme,
Wie Römerwort herüberschallt;
Ja, deine Rede gab vom Grimme
Des Schicksals uns den Vollenhalt.
Wie Menschenwahn dazugesündigt,
Was Thorheit und Verblendung that,
Ward ruhig klar von dir verkündigt,
Nur donnernd sprachst du vom Verrath:

Von Einem, „der im Heimatgarten
Aufwuchs, ein unfruchtbarer Baum,
Der bei Selag' und schönen Karren
Verdämmerte des Lebens Traum;
Der in der Knechtschaft schwersten Tagen
Als Greis ein junges Weib gestreit,
Und, seinen Arm um sie geschlagen,
Durchtändelte die Jammerzeit.“

„Als nun im Fieber seine Ketten
Das kranke Vaterland zerbrach,
Rafft' er sich auf, als gält' es retten,
Sann, Freiheit jauchzend, er auf Schmach.
Er war der Tyrannei Verwalter
Auf ihrem umgestürzten Thron,
Und ließ sein siebzigjährig Alter
Vergolden sich mit Feindeslohn.“

Du riefst: „Weh diesem! der empfinde
Gott als des alten Bundes Gott;
In seinem spätgezeugten Kinde
Büß er den frech getriebnen Spott!
Kein Quell der Pein, der ihm nicht quälte,
Bis ihn hinunterschlingt die Fluth;
Und brunten eine eigne Hölle,
Gemeine Qual ist viel zu gut!“

Ernstkräftig wiegest du den wadern,
Den schwertgewohnten Heldenarm:
„Muß ich auf fremdem Boden adern,
Sprachst du, das thü' ich ohne Harm!
Gern irr' ich, wie ein Missethäter,
Des Elends Stecken in der Hand,
Nur weit, recht weit von dem Verräther,
Vom unterjochten Vaterland!“

„O Männer, die mit finstrem Sinnen
Ihr seht, wie unser Würfel fiel,
Glaubt's: wäre wieder zu beginnen,
Und wieder Untergang das Ziel:
Wir scharten wieder uns zum Heere,
Wir sprächen: Henter, gürt dich!
Nicht Glück, nicht Ruhm — wir wollen Ehre;
Und von der Ehre jezt' auch ich!“

Du sprachst's und grüßtest, und wir brühten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, brühten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.
Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blut'gen Schwert als Wanderstab,
Der Völkerfreiheit Abgesandter,
Geschick von eines Volkes Grab.

Gustav Schwab.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Katalog gibt, wie überall, die zu verkaufenden Stücke an, und zwar meistens mit lobenden Zusätzen. Im Winter folgen diese Katalogen Schlag auf Schlag; ich habe im Monat November 1831 über ein Halbdutzend gezählt. Schlägt man die Zahl der zu versteigernden Stücke bei jeder Auktion nur auf hundert an, obschon die meisten Katalogen mehr angeben, so folgt daraus, daß in diesem einzigen Monate über ein Halbtausend Gemälde im Umlauf gesetzt worden sind. Mit der Kunst ist es also noch nicht zu Ende in Frankreich, und die Julirevolution hat den Kunststian nicht erstickt.

Nehmen wir einen solchen Katalog zur Hand. Was für große Namen fallen uns sogleich in die Augen! Titian, Corregio, Carlo Dolci, Holbein, Ruyssdael, Wouwerman, Rubens und viele andere. Man fragt, wie diese Meisterwerke so lange haben verborgen bleiben können, und wie ein Zufall erst jezt sie aus dem Dunkel ziehe. Der Katalog gibt uns hierüber keine Auskunft. Die Ausstellung ist auf den Sonntag angekündigt; Montag soll die Versteigerung beginnen. Wir verfehlen am Sonntag nicht, und bei der Ausstellung einzufinden. Es haben sich schon eine Menge Liebhaber und Neugierige versammelt, welche die hundert an den Wänden aufgehängten Kunstwerke begaffen, untersuchen, kritisiren. Dem Eingange gegenüber, auf dem Ehrenplatze, hängt ein großes Gemälde Corregios; es schimmert uns schon von fern entgegen; wir gehen straks darauf zu, denn man hat nicht alle Tage die Freude, einen neuen Corregio zu entdecken.

Das Gemälde stellt die Ureltern im Paradiese vor. Eva steht in ihrer Unschuld da, wie sie aus des Schöpfers Händen hervorgegangen ist. Es leuchtet aus ihr etwas von Corregios Geiste. Zur Seite steht Adam, im Gespräche mit Gott dem Vater, und dieß verdirbt alles. Solch einen steifen Gott Vater hat Corregio wahrlich nicht erfunden; und dann die grüne Schmiererei, die das Paradies vorstellen soll! Dieß sollte von Corregios göttlichem Pinsel herrühren? nein, nimmermehr. Unmuthig wenden wir uns weg, und unsere Aufmerksamkeit wird durch eine in Betrachtung versunkene Madonna angezogen, deren Gesicht geschickte Farbenverschmelzung verräth, und die für ein Meisterwerk Carlo Dolcis ausgegeben wird. Wir betrachten das angebliche Meisterwerk etwas näher und finden, daß die Madonna ein so flaches, unbedeutendes Gesicht hat, als ob sie aus Eisen, kein gedrehtes wäre, und daß ihr eines Auge um einen Viertelszoll höher steht, als das andere. Sollte denn Carlo Dolci nicht einmal so geschickt gewesen seyn, beide Augen gleichzustellen?

Kopfschüttelnd geben wir einen Schritt weiter und stoßen auf das Brustbild eines dicken Weibes, dessen Gesicht mit rother Farbe, wie mit Weisbese, im eigentlichen Sinne illuminirt ist. Dieses Bild sieht sonderbar aus; es wird für eine Ebauche des Rubens ausgegeben. Es kann seyn, daß Rubens mit keinem Pinsel solch eine Ebauche entworfen hat, um sich späterhin dieser flämischen Figur in einem seiner großen Gemälde zu bedienen. Aber die Landschaft daneben, sollte diese wirklich Ruyssdaels Werk seyn, wie der Katalog behauptet? Nimmermehr. Ein Nachbar, der uns zugehört hat und den die Versteigerung vielleicht näher angeht, als uns, macht uns bemerklich, daß in einem Winkel des Gemäldes der Name Ruyssdael steht. O freilich, ruft ein Kenner, Ruyssdael mit einem S davor! Aber Salomo Ruyssdael ist kein Jakob Ruyssdael. Hatte nicht auch der geistreiche Dichter Virou einen Dummkopf zum Bruder? Der Nachbar erbligt sich und antwortet mit Heftigkeit: wir lassen beide streiten und gehen weiter.

Bei den Landschaften besonders wird mit den großen Namen sehr freigebig umgegangen. In diesem Fache rührt alles von Teniers, Van Ostade, Ruyssdael her. Die geringste Kleinferei, die ein Bauernhaus, einige Büsche, einen Bach darstellt, führt einen berühmten holländischen Namen. Mitunter finden sich jedoch schöne Stücke; sind sie auch keine Meisterwerke ersten Ranges, so verdienen sie doch betrachtet zu werden, und würden der Wohnung eines Privatmannes zur Zierde dienen; denn sie sind gut angelegt und mit Geschicklichkeit ausgeführt. Das Auge ergötzt sich an ihrem Anblicke. Fast bei jeder Versteigerung kommt eine der reizenden Landschaften des französischen, vor einigen Jahren verstorbenen Malers de Marne

vor; aber freilich ist zwischen seinen Gemälden zuweilen ein unendlicher Abstand; auch hier kann der Name täuschen, wenn man nicht genau zusieht.

Ist nun die Ausstellung auch tief unter unserer Erwartung ausgefallen, so findet sich dennoch Interessantes genug vor, um uns zu bewegen, der Versteigerung beizuwohnen. Wir versäumen also nicht, am Montage pünktlich um zwölf Uhr und, zufolge der Ankündigung, in dem Saale der Clerpstraße einzufinden. In der Mitte des Saales stehen Tische in der Gestalt eines T, mit Stühlen rings umher. Oben an dem T befindet sich ein etwas kleinerer, mit grünem Tuche bedeckter Tisch. Einige Gemäldebekrämmer gehen oder sitzen hie und da und unterhalten sich von ihrem Handel, und von vergangenen und gegenwärtigen Versteigerungen. Der eine erzählt, wie er in der vorigen Woche ein ungeheuer großes geistliches Gemälde, das Niemand habe beherbergen können, noch wollen, um ein Spottgeld angekauft, aus der Rahme das Doppelte gelöst und die Malerei auf den Speicher gestellt habe, bis sich irgend ein Pfarrer nach einem großen Bilde für seine Kirche umsehen werde. Ein anderer klagt über die Langigkeit der Kunstliebhaber, denen nichts gut genug, aber alles zu theuer sey, über die Verminderung der Anzahl großer Sammlungen u. s. w. Es schlägt ein Uhr, und noch wird keine Anstalt zum Versteigern gemacht. Die Unterhaltungen werden fortgesetzt; die Liebhaber betrachten die aushängenden Stücke. Zwei Uhr rückt heran. Endlich erscheint der Commissaire priseur, ein Mann in schwarzem Rocke, der über lauter Auktionsgeschäften grau geworden zu seyn scheint, und dem wohl mehr Gemälde vor den Augen mögen vorübergegangen seyn, als hundert Künstler während ihrer Laufbahn vollendet haben. Da sein Name fast auf allen Auktionskatalogen steht, so kann man ihn nicht leicht vergessen. Er heißt Bonnesons de Lavialle, und ist ein Meister in seinem Fache. Neben ihm setzt sich sein Schreiber, und zur Seite an dem T erscheint der Expert, der den Verkauf zu leiten hat, gewöhnlich ein Gemäldebändler; dieser fertigt auch den Katalog an, und je nachdem er mehr oder minder Verstand hat, füllt er diesen mit mehr oder minder Lobhudeleien. Zwei Ausrufer springen auf den Tisch, gehen mit den zu versteigernden Gemälden umher und rufen die Preise aus.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Balsamus.

Es gibt gewisse kleine Leidenschaften, die man für unschädlich hält, die aber am Ende unsern Entschlüssen, in deren Eingeweide sie sich einstreifen, so gefährlich wer-

den, daß der ganze Bau des Charakters dadurch zusammenbrechen kann. Diese kleinen Leidenschaften haben die größte Heftigkeit mit den Termiten, jenen kleinen ameisenartigen Insekten, die das Innere der Balken und Bretter so durchwühlen, daß die bedeutendsten Gebäude auf diese Weise zum Einsturze kommen. Wie die Termites lucifuges in großen Gesellschaften leben, so leben auch die kleinen Leidenschaften immer handweis. Wie die Termiten in Südafrika große Hügel bauen, die man in der Ferne oft mit den Kraals der Eingebornen verwechselt, und die so fest sind, daß sie den Uebergang eines Reiters nicht zu fürchten brauchen, so legen auch jene Pygmaidenbegierden nicht selten Befestigungen an, die der Verennung eines heiligen Georgs spotten. Die Hottentoten verspeisen die Termites lucifuges als Lederbissen. Der Teufel, ein großer Gastronom, besetzt seinen Tisch am liebsten mit den Larven kleiner Leidenschaften.

Wie in Sibirien der Sommer die widrigste Jahreszeit ist, so habe ich auch bei ganz kalten Naturen die Augenblicke des Warmseyns immer lästig gefunden. Miriaden Muskitos verleiden den sibirischen Sommer. Ein Heer von schwirrenden Gefühlen, die den Stechfliegen vergleichbar sind, umspielen in jenen Junius- und Juliusmomenten die frostigen Charaktere, die nur dann Reiz haben, wenn sie eine Winterlandschaft bleiben.

Charaktere, die ihr besseres Selbst aus dem Kampfe mit den Verhältnissen, aus der Feuerbrunst der Leidenschaften retteten, sind dem Madeirawein vergleichbar, der mehrmals die Linie passiert hat. Sie haben zwar in der Regel eine gewisse Herbigkeit, die jedoch als eine Tropennatur, als eine Feuerländerin keine erkältende Säure in sich trägt und mit dem unreifen Obste in keiner Gemeinschaft steht. Sind nicht auch die lacrimas Christi vulkanischen Ursprungs?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyons, December.

(Fortsetzung.)

Handelstriften, sonst und fu.

Die Abneigung Lyons gegen Paris hat noch einen andern und gleichfalls sehr guten Grund. Man sah hier ein, daß die dunkelwolle Hauptstadt auch in kommerzieller Hinsicht Ursache der Lyoner Gewerbs- und Handelsnotung sey. Um dies recht klar zu machen, muß ich ein bißchen weit ausholen. Ehemals waren die Handelstriften in Frankreich selten, und waren auch mehr lokal, als allger. In der unerwarteten Ausbruch eines Kriegs stürzte sie herbei. In der ganzen Kaiserzeit, wo sich ein Krieg, so zu sagen, an den andern reihte,

und wo ein neuer Krieg immer zu den Wahrscheinlichkeiten gehörte, kam es doch zu keiner eigentlichen Handelsflucht, sondern sie war mehr industriell. Seit der Bonapoleonischen Restauration und seit dem Frieden begann der Mißbrauch der Staatsanleihen, und durch diese sind gerade die Handelsströme häufiger und allgemeiner, dadurch aber auch verderblicher geworden. Man ist jetzt so ängstlich, man hat so wenig Vertrauen, daß die meisten großen Rassen Spielhäusern gleichen. Die bedeutenden Negotianten sind jetzt Spieler, welche die geringste Kleinigkeit in Furcht und Angst setzt. Dabei kommt es, daß ein leeres Kriegsgeld, ein bedeutender Banerot, oder nur ein großer Fondsverkauf ein Stutzen der Papiere, Verluste, Zahlungseinstellungen und dergleichen, kurz eine Krisis herbeiführt. Die Kapitalisten, welche durch die Papiere verlieren, und die, welchen bloß Verlust droht, erschrecken und ziehen daher schnell ihre Kapitalien aus den Geschäften zurück. Dadurch werden Handel und Industrie lediglich auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Der Konsument, der notwendig von seinen Einkünften, von seinem Gewerbe oder vom Handel lebt, schrumpft sich ein und muß sich einschränken. Dadurch greift die Krisis wie eine vom Wind getriebene Feuerbrunst immer mehr um sich und erreicht auch die entferntesten Zweige der Industrie und des Handels. *Hinc illae lacrymae.* Im Anfang fanden die Meisten kein Arges dabei, daß die Regierungen außer Verhältniß und zu viel Papiergeld ausgaben; sie sahen darin nur eine Vermehrung des öffentlichen Vermögens. Nur wenige Scharfsichtige erhoben sich gegen diesen Irrthum und gegen die Täuschung, welche sich die Könige gegen ihr Land erlaubten. Weil aber die Menge hingerissen und von den gleichenden Vorteilen der Sache eingenommen war, so nahm das Uebel immer mehr zu. Die Bankiers wurden die Mittelsmänner zwischen Darstellern und Schuldnern, wodurch sie in kurzer Zeit ungeheure Summen auf die bequemste Art von der Welt gewannen. Kaum bemerkten dies Negotianten und Fabrikanten, so blendete sie auch der schnell und bequem erworbene Reichtum seiner Gläubiger, die vor den Anleihen mit ihnen auf gleicher Stufe gestanden hatten; sie wollten es ihnen nachmachen und warfen sich daher schnell in riesenhafte Operationen. So wurden die einfachen Kaufleute und Fabrikanten auf einmal große Speculanten und Unternehmer ganzer Industriezweige. Von nun an sahen viele Häuser, die, ohne gut zu rechnen und zu überlegen, das Ungleichartigste zu gleicher Zeit unternahmen: Manufakturen, Spinnereien, Bergwerke, Kanäle, Dampfschiffe und Bergbauten. Im Anfang glänzte Alles. Man konnte nicht genug unternehmen, denn durch die Anleihen war, wie man sagte, die Masse der Kapitalien verdoppelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Der Handel mit Leichen und seine Folgen.

Der Pöbel ist in einer solchen Wuth gegen diese Mörder, daß er zu Tausenden vor dem Gerichtshause versammelt war, die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit lautem Freudengetöse empfangend, sie, als sie auf dem Hochgericht erschienen, mit Verwünschungen begrüßte und im Augenblick, wo das Brett unter ihren Füßen weggezogen ward und sie in den Arm des Todes stürzten, ihnen ein dreimaliges Hurrah nachrief. Natürlich gibt ein so aufgeregter Zustand der Gemüther zu allerlei Gerüchten von versuchten Mordthaten, ver-

stündlichen Personen u. s. w. Anlaß; leider aber ist auch manches davon nur zu wahr. Bishop und Williams haben erklärt, vor der Entdeckung von Burkes und Hares Mordthaten zu Edinburgh sey ihnen nicht in den Sinn gekommen, einen Menschen umzubringen, und man fürchtet, die Entdeckung der von ihnen begangenen Unthaten möchte gleichfalls zu andern Unglück Anlaß geben. Glücklicherweise sind die Lehrer der Anatomie, denen das Gewissen von den Zeitungen etwas geschärft worden ist, mehr auf ihrer Hut, und die hiesigen haben sich sogar erboten, bis die Legislatur Maßregeln getroffen, ihnen auf gesetzlichem Wege Leichname zu verschaffen, das Zergliedern einzustellen. Es gibt vielleicht auch dieser Lehranstalten zu viele, und offenbar muß die Nothwendigkeit, Subjekte auf gesetzwidrigem Wege und verstoßener Weise zu erhalten, und zu diesem Ende mit den verworfensten Menschen zu verkehren, schädlich auf den Charakter der jungen Studirenden wirken, und es ließe sich vielleicht daraus zum Theil die Rohheit und Ausgelassenheit erklären, die man an den angehenden Wundärzten in England bemerken will. Früher soll es damit noch ärger gewesen seyn, indem manche Studirende selbst auf den Leichenrand ausgingen, besonders in Schottland. Ein alter Wundarzt, dessen Wahrhaftigkeit zu bezweifeln ich keinen Grund habe, erzählte mir folgende Anekdote, welche hier an ihrer Stelle zu seyn scheint. Zur Zeit, als er studirte, kostete eine Leiche 2 bis 3 Guineen, und die Herrn, welche sie lieferten, pflegten in Manschetten und gepuderten Haaren zu erscheinen. Auf einmal fiel es den Lieferanten ein, 4 Guineen zu verlangen, und als man diese Summe verweigerte, auf fünf zu bestehen, oder keine Leichen mehr bringen zu wollen. Man wollte es erzwingen, stahl zum Theil selbst Subjekte, oder verschaffte sie sich durch andere. Doch allmählig blieben die Konkurrenten aus, weil sie wahrscheinlich als Opfer bereit gefallen, denen sie ins Handwerk griffen; was aber das Schlimmste war, in dem Zergliederungssaal, welchen mein alter Freund zu besuchen pflegte, wurden alle Nacht die Subjekte, welche zur Vorlesung für den nächsten Tag präparirt waren, von einer unsichtbaren Hand zerschritten und unbrauchbar gemacht. Der Saal war sehr hoch und erhielt sein Licht von oben, und die einzige Thüre wurde Tag und Nacht streng bewacht; aber vergebens: jeden Morgen zerschrittene Muskeln und Nerven, und keine Spur vom Thäter. Endlich stellte man einen vertrauten Mann mit geladener Fugelbüchse innen im Saale auf die Wache, und zwar so heimlich, daß Niemand im Hospital darum wußte. Mitten in der Nacht erschien an dem immer offenen Dachfenster ein Mann mit einer Blendlaterne, müßte ganz ruhig einen Strich fest und, hinauf, sich herunter zu lassen, da fuhr ihm die Kugel des Wächters durch den Leib. Am Morgen erschienen Lehrer und Schüler und fanden — den Leichnam eines ihrer Hauptlieferanten. Was war zu thun? die Sache anzeigen — das würde ein gefährliches Aufsehen und eine höchst unangenehme Untersuchung veranlaßt haben. Nach einigem Nachdenken rief der Professor: „Meine Herrn, auf den Tisch mit dem Burken! Ich gebe Ihnen eine Vorlesung über ihn; das Subjekt ist frisch und interessant, und wenn wir es einmal zerschritten haben, so trägt kein Hahn nach ihm.“ Gesagt, gethan, und bis auf diese Stunde hat wirklich kein Hahn nach ihm gekräht. — Doch genug von diesem empfindenden Gegenstand.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Januar 1832.

Ich habe keinen Vater, als den Cypsel.
Die blinde Wuth, die sich in tollern Stauf
Selbst überschüßt und Jenseit ihres Laib
Staubweilt.

Schiller.

Der Politiker.

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

Die Leiden deutscher Staatsmänner, wie ihre Verdienste, sind bisher weit mehr im Stillen geblieben, als die der englischen und französischen. Wenn daher auch die folgende Charakterschilderung eines Opfers heftigen Ehrgeizes auf unsere Staatsmänner nicht im vollen Umfang faßt, so könnte doch die nächste Zukunft in noch höherem Maas, als es schon jetzt der Fall ist, Verhältnisse herbeiführen, welche diese Skizze zu einem Spiegel auch für deutsche öffentliche Charaktere machte. Der Anfang der folgenden Schilderung scheint sich auf Canning zu beziehen, das Ende auf Lord Castlereagh. Dieser und mehrere ähnliche Artikel aus derselben Feder sollen in England Einsprüche und Klagen von Seiten mehrerer Familien gegen die Indiskretion des Arztes zur Folge gehabt haben, welcher Privatverhältnisse, in welche er vermöge seines Amtes eingeweiht war, mittelbar oder unmittelbar öffentlich gemacht und damit sich über die Pflichten hinwegsetzt hat, welche wesentlich zur Religion des Arztes gehören. Dem sey, wie ihm wolle, und ist es genug, daß seine Farben wahr sind. Chatham starb an Entkräftung von übermäßiger Anstrengung; er fiel betäubungslos nieder, als er seine letzte Rede in der Kammer der Lords hielt. Sheridan und Burke endeten ihr Leben bei sehr geschwächten Geisteskräften; Castlereagh und Samuel Romilly nahmen sich selbst das

Leben, Canning quälten bis zu seinem frühzeitigen Tode die peinlichsten Besorgnisse.

Man wird hier die Geschichte eines Mannes finden, welchen Natur und Glück mit den seltensten Vorzügen beschenkt, der aber dennoch ein elendes Leben geführt hat. Die Ehrsucht, ihr geheimer Kummer, ihr glänzendes Elend, ihre begeisternden und tödtenden Siege, ihre vernichtenden Niederlagen haben das Leben Stafford's vergiftet. Bis auf diesen erdichteten Namen, ist in meiner Erzählung alles wahr. Sie liefert uns ein neues Blatt zur Geschichte der Märtyrer der Ruhmsucht. Der Wunsch, andere zu übertreffen und überall der Erste zu seyn, wird bei uns von der frühesten Jugend in den öffentlichen Schulen, durch Wettstreit und Eigenliebe angefaßt, so daß unsere spätere Existenz ein beständiger Kampf der Eitelkeit wird, welcher gleichsam schon mit dem ersten Stammeln des Kindes begonnen hat. Das natürliche Gefühl des Neides, dessen Keim in jedes Menschen Herz gelegt ist, genügt unsern Vätern und Lehrern nicht; sie bemühen sich, dieses unselige Gefühl zu reizen, zu entwickeln, bis es endlich gährt und übersprudelt.

Stafford war zum Redner geboren; schon auf dem Kolleg zu Cambridge entwickelte sich dieses Talent bei mehr als einer Gelegenheit aufs Glänzendste. Er ging einer ruhmvollen Zukunft entgegen, jedoch war ich weit entfernt, zu ahnen, daß er einst der Führer der Kam-

mer der Gemeinden und der Lords werden sollte. Er war einfach und wahr, wenn auch im Privatleben etwas reizbar, und so wurden mir die Eigenschaften meines Freundes, im Gegensatz mit jenem trostigen, pedantischen Hochmuth, womit Wissenschaft und Geistesüberlegenheit nur zu oft ihre Günstlinge bezeichnen, immer schätzbarer. Ich konnte nicht umhin, an dem künftigen Staatssekretär, welcher bis jetzt in meinen Augen nichts weiter als ein talentvoller Jungling war, die schlagende Lebendigkeit seiner Antworten, seine schnelle Fassungsgabe, seine Veringschätzung für das Mittelmäßige, den Flug seiner Gedanken und die Leichtigkeit seines Ausdrucks zu bewundern. Er hatte eine mächtige Vorliebe für die Politik und wußte alles andere auf sie zu beziehen. Im ein-und-zwanzigsten Jahre hatte er bereits alle Debatten des Parlaments gelesen und darüber nach eigenem Plane ein vortreffliches Inhaltsverzeichnis entworfen, vermittelt dessen man leicht finden konnte, was auf irgend einen Gegenstand dieses oratorischen und legislativen Labrynth's Bezug hatte. Er betrachtete das Talent nur als Werkzeug der Macht; Regieren war sein Ziel, und angestrebter Fleiß das Mittel, es zu erreichen. Mit einem Worte: der Ruhm hatte bei seiner Geburt den Finger an seine Wiege gelegt und gesprochen: Dieser gehört mir.

Indessen war seine jugendliche Stirne schon mit Falten überzogen; er pflegte einen großen Theil seiner Nächte zu durchwachen und stand Morgens sehr frühe auf. Den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten verfolgte er stets mit fieberhaftem Interesse, was seine krankhafte Stimmung mehr und mehr exaltirte. Oft hörte man ihn, wenn er allein war, sein schon so mächtiges Gedächtniß üben, indem er Bruchstücke aus Pitt's und Burke's Reden laut bellamirte. Ein eigenes Vorgefühl sagte Jedem bei seinem Anblick, daß seiner eine stürmische Laufbahn warte. Seine Gesundheit fing indessen an, ernstlich zu leiden, und es war zu befürchten, sein rubmglücklicher, unruhiger Geist möchte die irdische Hülle vor der Zeit zerstören. Wir waren sehr vertraute Freunde geworden, als Stafford Cambridge verließ, um das feste Land zu bereisen.

In Florenz erkrankte er bald darauf; ich hörte nichts mehr von ihm und jede Verbindung schien zwischen uns aufgehört zu haben. Unterdessen hatte ich meine ärztliche Laufbahn begonnen, und es war geraume Zeit verfloßen, da erblickte ich eines Tages, nicht ohne Ueberraschung, Staffords Namen unter den Gewählten zur Kammer der Gemeinden. Ich wollte Anfangs unsere Bekanntschaft erneuern, wir hatten uns aber schon so lange aus den Augen verloren, daß ich, nach kurzer Ueberlegung, davon abstand. Einen Monat später las ich Staffords Jungferrede *).

*) Maiden-Speech, erste Rede eines neuen Mitgliedes der Kammer.

„Es ist nicht möglich,“ sagte der Zeitungsschreiber, „unsern Lesern einen Begriff von dem Eindruck zu geben, welchen dieser neue Redner hervorbrachte. Alle Augenblicke unterbrach ihn der Ruf: Hört! Hört! oder stürmischer Beifall u. s. w.“ Ich erkannte in dieser Rede weniger den tiefen Geist meines Freundes, als die sprudelnde Beredsamkeit, die leidenschaftliche Begeisterung, den sophistischen Schwung und die glänzende Leichtigkeit des jungen Jünglings von Cambridge. In den Abendgesellschaften war von nichts anderem die Rede, als von Staffords Jungferrede. Die Frauen wollten ihn kennen lernen; jede Partei hoffte ihn für ihre Sache zu gewinnen. Man bestürmte mich mit Fragen über seine frühere Lebensumstände, und rief: „hier haben sich Glück und Ruhm die Hände gereicht.“ Ach! man täuschte sich, es war nur Schein!

Des andern Morgens klopfte es früh an meiner Thüre; Stafford stürzte in mein Zimmer, schüttelte heftig meine Hand und rief: „Lieber alter Jugendfreund, ich habe Sie nicht vergessen! Unter allen Ärzten in London nehme ich am liebsten meine Zuflucht zu Ihnen. Ich fürchte, tödtlich krank zu seyn, und ich habe hier noch so vieles zu thun!“ Er setzte sich. Eine fürchterliche Blässe überzog sein Gesicht. Er brachte sein Schnupstuch an den Mund, und ein konvulsives Zittern lief über seinen ganzen Körper. Ich betrachtete ihn, wehmüthig überrascht. „Bester Stafford, was schilt Ihnen? Ist es Kummer oder Krankheit?“ — „Nicht wahr, Sie sagen mir aufrichtig, ohne Rückhalt, was Sie von meinem Zustande denken? Unsere freundschaftlichen Verhältnisse sind mir immer werth geblieben.“ — „Sprechen wir von Ihrer Gesundheit.“ — „Wohl! Meine verdamnte Rede bringt mich um. Alle Kräfte bot ich auf, um einen Schlag zu führen, dessen Wiederhall weit hin ertönen sollte. Alle Kraft, Studium, Reichthum der Gedanken und der Sprache, alle Gaben der Natur habe ich für meinen Zweck zu sammeln gesucht.“ — „Sie haben ihn auch vollkommen erreicht, Freund. Ganz England blickt auf Sie.“ — „Dieser Sleg, fürchte ich, kostet mir das Leben. Ich beging die Unvorsichtigkeit, trotz meiner großen Erschöpfung, am folgenden Tage wieder in die Kammer zu gehen. Lord G*** nahm das Wort und beleuchtete meine Rede aus einem so falschen Gesichtspunkt, beschuldigte mich so vieler Ungereimtheiten, die er ganz gemächlich widerlegte, daß es mir unmöglich war, zu schweigen. Ich hatte die ganze Nacht gehustet; ein heftiges Fieber hatte mich befallen, ich war gereizt, und meine Antwort wurde heftiger und länger, als ich wollte. Als ich mich auf meinen Platz setzte, fühlte ich meine Brust beklommen und ein anhaltender Husten stellte sich wieder ein. Ich verließ den Saal, suchte die frische Luft, aber nichts konnte mir Linderung geben; ich eilte meinem Wagen zu und

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

ungenügsamen Luxus. Paris wurde mehr denn je das moderne Babylon, wo man mit vornehmem Betauern und Nachsetzungen auf die armen, zurückbleibenden Provinzen blickte. In Lyon wird man sich immer erinnern, wie verächtlich und höhrend die Pariser Herren von unserm engen Rechnen und Sparen sprachen; ja, wenn wir so ihren Luxus, ihre Paläste, ihr asiatisches Schwelgen, ihre Equipagen u. s. w. sahen und damit unsere bescheidenen Wohnungen, unser bürgerliches Leben, den Fleiß und den Fleiß verglichen, die wir anwenden müssen, um ein Geschäft ordentlich zu führen und zu betreiben, so kamen wir uns selbst ärmlich vor und beneideten jene Glücklichen, die an der Quelle saßen und die das Elend in Allem begünstigte. Nun kamen aber die Juliusstage und ihre Folgen; eine schmerzliche Krise erschütterte in der Hauptstadt alle bedeutenden Häuser, mehrere große fielen sogar, während unsere Fabrikanten und Kaufleute zwar litten, aber doch ihr Kredit nicht erschüttert wurde und keiner fallirte. Ohne die Staatspapiere und die Pariser Stockjobberei würde die Juliusrevolution, die fast bei allen Völkern des civilisirten Europas Wiederhall und Nachahmung gefunden hat, ohne bedeutenden und lange dauernden Einfluß auf den Handel im Allgemeinen und auf den Lyoner Handel insbesondere geblieben seyn. Nach dem ersten Ersauern und der ersten Umrue hätte man Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge gefaßt, und der Handel im Großen wäre wieder in sein altes Gleis zurückgekehrt; nur der Handel im Kleinen, d. h. der Absatz nach Paris, hätte einen Augenblick gestockt wegen der Veränderung in der politischen Lage und in den Verhältnissen so vieler dortigen Familien. Dies ist aber im Grund von geringer Bedeutung für uns, wenn nur der Handel in's übrige Frankreich und in's Ausland gut gegangen wäre. Es ist also wohl nicht zu verwundern, daß Lyon wegen der angegebenen Ursachen nicht gut auf Paris zu sprechen ist, und sich gern ganz von dessen Einfluß losmachen möchte. Hierzu kommen bei Vielen die Erinnerungen aus Napoleons Zeit, der bekanntlich einmal drauf und dran war, Lyon Hauptstadt des Reichs und zum Siege der Regierung zu erheben.

Indessen muß doch Eins bemerkt werden, was ziemlich merkwürdig und im Ausland wenig bekannt ist. Die Juliusrevolution und ihre Folgen hatten einige Monate lang gar keinen nachtheiligen Einfluß auf unsere Industrie und unsern Handel. Als die Juliusordnungen hier bekannt wurden, hörte alle Arbeit auf, denn es war voraus zu sehen, daß Unruhen oder Umwälzungen dieser Art folgen würden. Niemand konnte deren Bedeutung und Dauer vorhersehen; aber schon einige Tage hernach, als die Revolution gemacht war und die neue Regierung auf gutem Grund und Boden saß, fingen die Arbeiten wieder an und wurden rüstig fortgesetzt. Seitdem waren unsere Seidenfabriken in voller Thätigkeit, und Bestellungen kamen aus allen Gegenden an: aus Deutschland für die Herbstmessen, aus England, aus Nord- und Südamerika. Im August vorigen Jahres waren selbst nicht genug Webstühle da, und der Arbeitslohn stieg sehr hoch. Erst gegen das Ende Septembers und in den folgenden Monaten, als alle Bestellungen abgeschickt waren, kamen nicht viel neue an, woran die Aufstände in Belgien, Deutschland, Polen, Rußland, der Schweiz und Italien Schuld waren. Dies war jedoch keineswegs beunruhigend, denn die Magazine standen leer und konnten während einiger Wochen mit neuen Waaren gefüllt werden; einige Artikel mangelten ganz. Dadurch wurde es den großen Fabrikanten leicht, ihre besten Webstühle auf eigene Rechnung zu beschäftigen und ihre Magazine mit besonders schönen, neumodischen und frischen Waaren zu füllen, die zwar nicht immer vortheilhaft

verkauft werden, dafür aber den großen Vortheil gewähren, Käufer anzulocken und Bestellungen für Lyon zu gewinnen, die außerdem nach Savoyen, in die Schweiz oder nach Deutschland, besonders nach Breslau gegangen wären. Abgesehen von der Seidenfabrikation ließ sich von den andern Industriezweigen Lyons sagen, daß sie seit mehreren Jahren nicht so bedeutend gewesen sind, wie bald nach der Juliuskatastrophe. Die Bergolber, Drabzlieber, Possamentirer, Hutmacher und dergleichen hatten alle Hände voll Bestellungen, konnten nicht Arbeiter genug finden und erhöhten ihre Preise.

Wenn aber Jemand darum glauben wollte, die Arbeiter seien zufrieden gewesen und haben sich mit ihrem Loos begnügt, der würde den Reiz und die Ansteckungskraft revolutionärer Bewegungen bei gleicher Einseitigkeit verkennen. Im Kleinen wiederholte sich schon im September, was in Paris geschah, aber aus einem ganz andern Grund. Dort that's der Hunger und die Nahrungslosigkeit, hier hingegen war's nur die Lust, sich wichtig zu machen und noch bessere Bedingungen zu erhalten; denn damals fehlte es uns, wie gesagt, noch gar nicht an Arbeit und alle Hände waren beschäftigt. Indessen hatten damals die Bewegungen unserer Arbeiter noch gar keinen ernsten Charakter angenommen und es war leicht, ihnen zu begegnen und sie unschädlich zu machen, denn im Grunde erkannten sie selbst das Unstatthafte ihrer Forderungen und die Unmöglichkeit, darauf einzugehen. Sie verlangten hauptsächlich Biererei. Es sollte ihr Arbeitslohn erhöht, dagegen die Masse ihrer Arbeit vermindert, der Gebrauch der Maschinen untersagt und die fremden Arbeiter weggeschickt werden. Die Bestimmung des Arbeitslohns hängt aber nicht bloß vom Willen der Fabrikanten und Arbeiter ab, sondern richtet sich nach mehreren Umständen, die beide nicht in ihrer Gewalt haben. Gibt es Arbeit in Menge, so steht es nicht bei dem Herrn, die Erhöhung des Arbeitslohns zu verhindern; wenn aber die Bestellungen abnehmen, so muß sich der Arbeiter nothwendig geringern Lohn gefallen lassen. Arbeit wird immer nur im dem Maas verlangt, als von außen Waaren verlangt werden. Der Fabrikant muß arbeiten lassen, wenn er Bestellungen erhält; erhält er aber keine, so gibt es kein Gewalt in der Welt, die ihn zwingen könnte, mit Verlust bloß für seine Magazine arbeiten zu lassen. Wenn die Arbeiter eine Verringerung ihrer Arbeit fordern, so kommt dies einer Erhöhung ihres Arbeitslohns gleich; sie wollen künftig für weniger so bezahlt seyn, wie ehemals für mehr. Gleich unmbglich ist die Unterdrückung von Maschinen. Durch sie und durch die Ersparung von Menschenarmen soll es dem Fabrikanten möglich werden, den Preis der Waare geringer zu stellen. Versuchte oder untersagte man sie, so würden dadurch die Kosten der Fabrikation, mithin der Waaren erhöht, und durch ihren hohen Preis wird ihr Absatz schwieriger oder ganz unmbglich. Sollte durch die Nichtanwendung der Maschinen der Waarenpreis wieder gesteigert werden, so würde sie allgemein seyn und sich auf alle Länder erstrecken. Es wäre Unsinn, in Frankreich zu bestehen oder nicht zu verwenden, was in England und in Deutschland verwendet wird. Nimmt man aber auch an, der Gebrauch der Maschinen könnte in allen Ländern zugleich verhindert werden, so würde ein anderer Nachtheil daraus entstehen: die Fabrikate würden schnell wieder auf den Preis steigen, den sie ehemals hatten und der allen Unbemittelten ihre Anschaffung unmbglich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 6. Januar 1832.

Sieht man, wie sie sich sperren, ihre aufschallenden Personen auf eigenen Füßen von einem Ort zum andern zu tragen, so sollte man nicht anders meinen, als es seyen lauter Edelknecht.

Resage.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

Die Engländer haben bekanntlich im Allgemeinen einen entschiedenen Widerwillen gegen Fußreisen; und machen sich daher auch nicht die besten Begriffe von jedem, der am Wanderstab auf den Straßen ihres Landes einherzieht. Wenn sie dies thun, so möchte man eine Entschuldigung dieser wunderlichen Antipathie gegen die natürlichste Art des Fortkommens in dem großen Geldreichtum der Nation finden. Daß aber auch die Franzosen in diesem Punkte ganz gleich mit den Engländern denken, ist eine wirklich auffallende Erscheinung. Zunächst sollte man wohl in der ihnen eigenthümlichen Kürzlichkeit einen Grund zu abweichenden Ansichten in dieser Beziehung suchen. Doch diese Beweglichkeit des französischen Volkes verläugnet sich, so wie es auf mehr als ganz gewöhnliche körperliche Anstrengung abgesehen ist, vorzüglich wenn sein Ehrgeiz hierbei nicht auf die eine oder die andere Weise seine Rechnung findet. Indessen ist Frankreich, im Vergleich mit England, geldarm zu nennen; ja es herrscht sogar in dem deutschen Mittelstande größeres Reichthum, als in den nemlichen Klassen der Bevölkerung Frankreichs. Trotz dem aber hat die Masse der französischen Nation eine so gewaltige Abneigung gegen alles Reisen zu Fuße, daß sogar die ärmeren Glieder derselben, Handwerker u. s. w., wenn sie reisen müssen, lieber zu dem kostspieligen öffentlichen Fuhrwerk ihre Zuflucht nehmen. Die Deutschen weichen in dem berührten

Punkte von beiden Nationen ab. Nicht allein die weniger bemittelten Klassen unter ihnen beleben als Fußwanderer die Straßen ihres Vaterlandes, sondern auch so mancher Deutsche, der sich mit Bequemlichkeit einen Platz in der Postkutsche laufen könnte, hält es für räthlicher, zu Fuß durch das Land zu pilgern, dessen Sitten und Gebräuche er kennen lernen will. Daher macht denn der deutsche Fußreisende, dem die bewegten Bilder der Heerstraßen seines Vaterlandes vor den Augen schweben, eine ganz eigenthümliche Erfahrung, wenn er die französischen Landstraßen betritt. Er glaubt sich hier mitunter in eine Wüste versetzt, so menschenleer findet er alles. Die wenigen einheimischen Fußreisenden, die ihm in den Wurf kommen, gehören nur den untersten Ständen an; es sind gewöhnlich Hausirer, Bettler u. s. w. Es gehört sogar zu den Seltenheiten, wenn man einen anständig gekleideten Eingebornen sieht, welcher sich mit höchst eigenen Füßen nach einem ganz in seiner Nähe liegenden Ort begibt. Auch der französische Bauer läßt sich in einem so schwierigen Fall von seinem Klepper entweder ziehen oder tragen. Der Fußwanderer kann daher oft Stundenlang auf einer route royale, mit welchem Ausdruck nur die größeren Heerwege in Frankreich bezeichnet werden, marschiren, ohne auf einen mit ihm in gleicher Verbannung schwebenden Gefährten zu stoßen. Diese Dede findet man nicht allein in dem innern Lande, sondern sogar, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, in der Nachbarschaft von Paris selbst. — Doch das unbehagliche Gefühl, d

so allein auf einem großen Wege zu sehen, wird noch auf verschiedene Weise gesteigert. Jeder leidlich gekleidete Fußreisende erregt nämlich als ein solcher die Aufmerksamkeit aller Einheimischen, deren Blicken er sich darbietet. Sie sehen ihn mit neugierigen, ja oft bedenklichen Augen an, wundern sich, wie man sich so gut tragen kann, und doch eine solche Art des Reisens gewählt hat, und geben durch ihr ganzes Benehmen zu verstehen, daß sie die Sache nicht für ganz richtig halten, indem vielleicht nicht die lautersten Gründe den Fremden zu dieser Pilgerschaft bestimmt haben möchten. Außerdem kann sich der Wanderer darauf verlassen, daß er von jedem ihm in den Weg kommenden Gensdarmen angehalten und nach allen Regeln der Polizeiwissenschaft ausgefragt wird, auch wenn seine ganze äußere Haltung noch so sehr für ihn spricht. Wenn er auch ein solches Examen nicht zu scheuen braucht, so hat die Sache doch in mancher Beziehung ihr Unangenehmes. Abgesehen davon, daß die Briefftasche hervorgeholt und der Paß herausgenommen werden muß, willfallen den meisten Menschen Untersuchungen, welche von Polizeiwegen ermittelt, ob man nicht vielleicht ein entsprungener Delinquent sey. Die Aufmerksamkeit der französischen Gensdarmen ist übrigens außerordentlich zu nennen. Sie lassen keinen Fußreisenden, vorzüglich wenn er sich auf irgend eine Weise durch seine Tracht bemerkbar macht, ohne Anfrage vorüber gehen. So wie sich nur ein solcher Ritter der gallischen Hermandad in der Ferne zeigt, mag der Wanderer sofort nach seinem Passe greifen; er kann versichert seyn, daß er ihn bald brauchen wird. Diese Scene wiederholt sich während eines Tagmarsches mehrere Male. Doch muß man es diesen Wächtern der öffentlichen Sicherheit lassen, daß sie ihr Geschäft aufs Höflichste abzumachen verstehen. Der Fremde hat stets mit verständigen und in ihrer Art gebildeten Leuten zu thun. Ein unnöthiges, willkürliches Chikaniren, wie es sich der Reisende so oft in andern europäischen Staaten gefallen lassen muß, hat er ebensowenig von ihnen, als von den übrigen Polizeibehörden des Landes zu befürchten. — Außer den Gensdarmen sind es die schwerfälligen Dilligencen und der stets im Galopp vorüberelende Courier, welche noch einiges Leben in die Einsamkeit der französischen Landschaften bringen. Sogar die in Deutschland so gewöhnlichen Mietzkutscher fehlen hier, da sich die Reisenden ausschließlich der beiden genannten Arten von Fuhrwerk bedienen. — Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn die Regierung selbst manche Einrichtungen vernachlässigt, welche man in andern Ländern zum Vortheil der Fußwanderer zu treffen pflegt. Die Landstraßen sind unter andern in Frankreich nicht so regelmäßig mit Bäumen eingefast, wie dies in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall ist. Man sieht zuweilen auf langen Strecken auch nicht einen grünen Zweig

am Rande des Weges. Sogar in der Nähe der Hauptstadt hat man noch Gelegenheit, Bemerkungen dieser Art zu machen; unter andern gibt die Straße von Meaux nach Paris die schlagendsten Beweise, wie wenig die Franzosen einen Begriff von den Annehmlichkeiten haben, welche wohlgezogene Alleen den zwischen ihnen Hinzuliebenden gewähren. Ferner fehlt es selbst auf den routes royales an regelmäßig angebrachten Ruhebänken. Ebenso ist es eine Seltenheit, an den Trennungspunkten der Straßen Wegweiser zu finden. Die öffentlichen Fuhrwerke, so nimmt man in Frankreich an, werden von einem des Weges kundigen Postillon geleitet, der Eingeborne weiß Bescheid, der Fremde, welcher sich zum Fußreisen herabläßt, ist keiner Berücksichtigung werth, er mag sehen, wie er durchkommt. Sogar da, wo in der Nähe von Paris die Hauptstraßen des Reiches auslaufen und sich von einander scheiden, vermißt man die Wegweiser.

Wer sich jedoch durch alle bis daher erwähnte Nebelstände in seinem Vorsatz, Frankreich zu Fuß zu durchziehen, nicht irre machen läßt, wird sich manchen Gewinn verschaffen, auf welchen diejenigen Reisenden Verzicht leisten müssen, welche, wie es gewöhnlich geschieht, an einem Grenzort den Postwagen besteigen und ihn nicht eher als bei ihrer Ankunft in Paris verlassen. Alles zwischen diesen Punkten gelegene Land mit seinen Bewohnern ist für sie wie nicht vorhanden. In dieser Beziehung steht der zu Fuß Pilgernde gegen sie im augenscheinlichen Vortheil. Er kommt durch die Art seines Reisens in die vielfachsten Berührungen mit den Eingebornen, und lernt nicht allein die Bewohner der Städte, sondern auch die der Dörfer kennen. Wir wollen einige hierher gehörige, aus der eigenen Erfahrung entnommene Bemerkungen machen, die uns sowohl von allgemeinem Interesse, als auch von besonderem Nutzen für jeden, Frankreich zu Fuß durchziehenden Landsmann zu seyn scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D e r P o l i t i k e r .

(Fortsetzung.)

Stafford fiel ohnmächtig in meine Arme, und ich suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Als er seine Besinnung wiedergefunden hatte, brücte er heftig meine Hand; er war leichenbläß und hörte meine Worte mit der vorgesetzten Ueberzeugung, daß ein Gefäß in seiner Brust verletzt sey, schweigend an; zugleich zeigte aber die leise Bewegung seines Kopfes, daß er an meinem Trost nicht glaubte. Ich wußte, daß seine Besorgniß ungegründet war, und bewußte mich, sie ihm zu benehmen; dies gelang mir jedoch erst in Folge einer umständlichen anatomischen und pathologischen Differtation, in welche er mit Neugierde einzugehen schien. Ich bewies ihm, daß der

Den seiner Brust und der heile Klang seiner Stimme jede Furcht der Art beseitigen müssen, beleuchtete mit der unmißlichen Genauigkeit eines Professors die wahrscheinlichen Ursachen jenes Zufalles, der ihn so sehr beunruhigt hatte, und sagte ihm die anzuwendenden Heilmittel. Als ich aufhörte, schien er wie aus einem schweren Traume zu erwachen. Ich hatte ihm einen Aderlaß gerathen. „Gut,“ rief er, „öffnen Sie mir jetzt gleich eine Ader.“ Ein neuer Beweis von der Heftigkeit dieses schnell entschlossenen Mannes. Ich erfüllte seinen Wunsch, und nach einigen Tagen der Ruhe war er wieder hergestellt. Eine der vorzüglichsten Segnungen der Heilkunde ist unstreitig die Kunst, den Schrecken zu heilen. Es ist ein glückliches Gefühl, ein seltener Genuß, die erschütterte Einbildungskraft eines Menschen zum heiteren Leben und zur Hoffnung zurückzuführen, das Gespenst des Todes von seinem Krankenlager wegzubannen und gleichsam mit Zauberkräften sein Vertrauen zur Vorsehung und in dem Menschen nöthige Geisteskräfte wieder zu wecken.

Wie wie schwer hielt es, Staffords moralische Kräfte im natürlichen Gleichgewicht zu erhalten, da dieses stets durch Ueberreizung und innere Unruhe verrückt wurde. Stets unzufrieden mit seiner Lage, strebte er rastlos, sich daraus zu reißen; aber das Lesen einer Zeitschrift war oft hinreichend, ihn den gefährlichsten Zufällen auszusetzen. Wie viele Mitbewerber! wie viele Nebenbuhler! wie viele Feinde! Die Furcht vor dem Tode gesellte sich dann zu allen übrigen Besorgnissen dieses Mannes der Politik; und wenn ich mich bemühte, ihm begreiflich zu machen, daß seine Bangigkeit, statt seine Gesundheit zu befestigen, nur seine Tage verkürzen werde, entgegnete er mit scheinbarer Gelassenheit: „Nein, nein, sehen Sie nur, mein Gemüth ist ruhig, ich denke an nichts, meine Verstandeskräfte schlummern.“ Während er aber so sprach, sah man seine Augenbraunen sich gewaltsam zusammenziehen; seine Gedanken arbeiteten unwillkürlich fort. Unglücklicher Stafford! „Bei mir ist Stillstand,“ fuhr er fort. „Die Dummköpfe schreiten vorwärts, und die klüsterne Regierung ringt um die Palme. Wer sich nur einen Augenblick vom Schauplatz entfernt, der ist vom Publikum vergessen. Meine Pläne sind groß, sie sind nützlich. Sich gedulden, diese sich die Marter des Tantalus auferlegen! Und jener einfältige Mensch, der mich in den öffentlichen Blättern mit seinem Gespötte verfolgt! Lasse Epigramme, unverschämte Karikaturen! Die Païrs sind mir nicht gewogen; ich bin aus dem Volke. . . . Wenn ich aber einst zur Macht gelange, wird auch das Volk mich hassen. Welche Existenz! Nur eine fleckige Seele, ein Körper von Erz, können das ertragen. . . .“ — „Und wenn Sie so fortfahren,“ fiel ich ein, werden Sie unterliegen, ich schwöre es Ihnen.“ Er antwortete mit einem ungläubigen Lächeln und nahm

eine Zeitung in die Hand, in welcher er mit Bleistift einige gegen ihn gerichtete Stellen anzeichnete, die er widerlegen wollte. Der Bleistift drehte sich schnell zwischen seinen krampfhaft zuckenden Fingern; sein unfläther Puls gab hundert Schläge in der Minute; ich nahm Bleistift und Zeitung und warf beides weit hin auf den Tisch. „Sie sind ein verlorner Mann, wenn Sie nicht den Muth haben, zu fliehen. Der Zufall, welcher Sie neulich so sehr bedrängte, wird wiederkehren; Sie müssen auf das Land: werfen Sie Ihr politisches Joch von sich, vergessen Sie Ihre Pläne, oder ich stehe für nichts.“ — „Wohlan, es sey! Ich will es thun. Meine Feinde werden es benutzen, mein Leben wird einen Rückschritt von zwei Jahren thun; aber Sie fordern es von mir: ich gehorche.“

Er reiste ab; aber nach acht Tagen hatte dieser folgelsame Mann schon eine starke Flugschrift geschrieben, um die Angriffe seiner Gegner zu beantworten. Ich verzweifelte, ihn jemals zu kuriren. Indessen bemerzte sich glücklicherweise eine neue Leidenschaft seines Herzens, und gewährte ihm die Zerstreuung, deren er so sehr bedurfte. Die älteste Tochter eines edlen Pairs, dessen Besitzungen an Staffords Landhaus angrenzten, hatte ihm Liebe eingefloßt. Ein junger Oberst war sein Nebenbuhler in seinen Ansprüchen auf die Hand der schönen Emma. Diese kleine Intrike war anziehend genug, um den Mann der Politik einige Zeit zu fesseln und ihn von den Ideen abzubringen, welche sein Unglück und seine Lust zugleich waren. Doch bald wurde sein Lieblingshang auf seltsame Weise in den Bereich seiner neuen Leidenschaft gezogen. Emma's Bruder war Mitbewerber bei den Wahlen seines Bezirks; Stafford bestieg die Hühner; seine Beredsamkeit gewann die Majorität der Schwankenden und Schwachen unter den Wählern, und die Hand der schönen Emma wurde der Preis seines Siegs. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyons, December.

(Fortsetzung.)

Beimittel für Volkstugend.

Durch Vertheuerung der Waaren würde die Konsumtion bedeutend verringert werden, und mit ihr Fabrikation und Arbeit. Was hätte das aber den Arbeitern, die dann weniger beschäftigt würden? Wenn diese aber verlangten, daß man ihr Leben erleichtere und ihnen die Möglichkeit eines bequemeren Daseyns verschaffe, so leidet sie dabei ein sehr richtiger Instanz, denn dies sind wir ihnen schuldig — und es ist auch möglich. Es müssen ihnen materielle und moralische Verbesserungen werden. Jene gehen besonders aus zweierlei hervor: aus der bedeutenden Verringerung, wenn nicht gänzlichen Aufhebung der Abgaben, die auf den einfachsten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, auf Salz, Wein, Fleisch u. s. w. lasten, und aus der Aufhebung der Privilegien und Monopole, die der Industrie großen Eintrag thun. Unsere heutige Regierung sollte nicht vergessen, daß sie aus dem Volk hervorgegangen ist, um für das Volk zu handeln und zu wirken, das früher ganz verabsäumt wurde; sie sollte nicht vergessen,

daß Sparsamkeit — die früher eine Tugend war — jetzt zur unerlässlichen Nothwendigkeit geworden ist. Für die Massen kann nicht so gut gesorgt, sie können nicht so leicht bedacht und belohnt werden, als Individen. Die einträglichen Stellen der Präfekten, Subpräfekten, Steuereinnehmer u. s. w. sind nur für Wenige, und lange nicht immer für die Würdigsten, sondern nur für die, welche sich am besten vorzubringen, sich die besten Empfehlungen auf allen möglichen Wegen zu verschaffen wissen. Für die große, unvermeidliche und arbeitende Masse muß durch große Sparsamkeit und Ordnung in der Verwaltung gesorgt werden, d. h. durch bedeutende Verringerung der Gehalte, wodurch allein die Hauptsache für den Unbemittelten, die Verminderung der Steuern und Auflagen, möglich wird, und durch diese wohlfeileres und leichteres Leben. Damit ist aber noch lange nicht Alles gethan. Die moralische Verbesserung muß mit der materiellen gleichen Schritt halten; sie kann aber nur von Erziehung, Unterricht und religiöser Aufrihtung des Volkes ausgehen. Damit sieht es aber bekanntlich in Frankreich und besonders hier unter den Arbeitern schlimmer aus, als in irgend einem Lande; von ihrer Unwissenheit, sittlichen Verbundenheit und Robheit machen Sie sich in Deutschland keinen Begriff. Wenn Sittenbilder aus diesem Schmutzleben nicht zu wehren wären, um in diesen Blättern eine Stelle zu finden, so würde ich mir Höllen-Druckers Pinsel wünschen, um alles Greuliche und Schreckliche auszudrücken zu können. Ich fürchte aber die mißbilligenden Blicke und die drohenden Sätze Ihrer Leserinnen, vor denen ich immer, wie sich's für einen Deutschen gebührt und gebührt, großen Respekt gehabt habe.

Die französischen Journale, die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, nachtheiliges Licht auf Deutschland zu werfen und über dortige Ereignisse zu spotten, haben auch die Unruhen in Hamburg und die gefährlichen Scenen des Pöbels gegen die dortigen Juden benutzt, um schöne Phrasen daran zu knüpfen. Mit dem Tadel jener Scenen hätten sie nun zwar ganz Recht gehabt; wenn sie aber ihren Pöbel und ihre Arbeiter in Paris als Muster anführen, so ist dies gar lächerlich. Der deutsche Pöbel hat noch keine Kirchen zertrümmert, geplündert und verwüstet, keine heiligen Zeichen mit Säben getreten, wie der Pariser. Hier in Lyon sind aber auch in der neuesten Zeit Exzesse gegen Juden vorgefallen, die eben keinen günstigen Begriff von der französischen Civilisation geben, welche jene Journale so hoch preisen und für andere Nationen als Muster darstellen. In der Straße Cavel hatte das jüdische Haus Frank einen Laden eröffnet und verkaufte da au prix-axe, was bisher in Lyon nicht geschehen war. Gleich in der ersten Woche kamen eine Menge Arbeiter und kleine Krämer herbei und drangen in den schönen und elegant geschmückten Laden, wo schon der Neugier und Billigkeit wegen eine Menge Käufer versammelt waren. Alle mußten hinaus; man packte sogar die Damen beim Armel und dränate sie fort. Dabei fielen eine Menge rohe Schimpfwörter gegen die Franz. Als endlich alle Käufer fort waren, ging's über die Waaren, Spiegel, Lampen und schöne Möbeln her. Das Meiste wurde unter entsetzlichen Schreien und Schimpfen zerstört. Die Polizei rührte sich erst, als die Scene wiederholt wurde; denn die Subalternen waren gewonnen. Unser Heilig's Journal du commerce machte sich eine Pflicht daraus, den Angriff auf Frank's Laden und seine Familie gut zu heißen, denn es ist im Interesse — des Handels. Die Justizbehörden aber waren, nachdem sie Frank's Klage so viel Hindernisse als möglich in den Weg gelegt hatten, doch gezwungen, anders zu erkennen. Schade, daß das bei so viele Schuldige strafflos ausgegangen sind. Dies ist aber unvermeidlich da, wo die Behörden gegen die Arbeiter nicht

kräftig aufzutreten wagen. Dies hat sich seit einem Jahre schon bei vielen Gelegenheiten gezeigt. Wenn sich diese Leute nur zusammenrotten und schreien vor das Stadtbath gehen, so sind sie gewiß, ihr Begehren erfüllt zu sehen, wenn es auch weder billig, noch verständlich wäre. So ging es im vergangenen Juni, so ging es im September und October. Dies ist auch ein Schlüssel zur Erklärung der neuesten Ereignisse, auf die wir nächstens zurückkommen werden.

(Schluß des ersten Briefs.)

Bologna, December.

Politische Stimmung.

Als der General Grabowsky den Bolognesern die Wache ihrer Stadt anbelehnte, sagte er, auf das päpstliche Wappem deuteud: „So lange dieses hier hängen bleibt, kommen wir nicht wieder.“ Die Deutschen werden wieder kommen, ruft man jetzt mahnend, wenn ihr nicht geschelber zu Werke geht, wenn ihr in eurem Thun und Lassen kein Maß haltet. — Pah, entgegnet man, das werden sie nicht! Wer rührt denn das päpstliche Wappen an? — Ich sage, die Deutschen und nicht die Oesterreicher, weil die Italiener so sagen und weil es mir noch nicht eingefallen ist, Oesterreich zu verläugnen, so sehr auch diejenigen unter uns schreien, welche es sich in ihrer guten Meinung angelegen sein lassen, unser polypisches Vaterland zu zerstören, in der Absicht, es freier und lebendiger zu machen. Die Deutschen werden wieder kommen! ruft man hundertmal; jedoch vergebend! Die, welche zu diesem Ruf Anlaß geben, glauben es nicht, und doch sollten sie aus Erfahrung klug geworden seyn; allein was gilt Erfahrung? beim Menschen, beim nachdenkenden Individuum, bisweilen etwas, bei den Menschen nichts. Unsere Stadt befindet sich in einem Zustande, den man einzig in seiner Art nennen könnte, wenn es unter der Sonne etwas Neues gäbe. Ich will mich nicht darauf einlassen, ihn zu schildern, will nicht Mosaik pflastern, will auch nicht beschreiben, was sich so eben hier zugetragen, zur großen Bestürzung fast aller Einwohner. Da man hier nicht weiß, wer eigentlich regiert, so weiß man auch nicht, wem man ausschließend gehorchen soll; daher betragt sich Jedermann nach eigenem Gutdünken, d. h. ein Prozent thut, was ihm eben einfällt, und Tausende lassen geschehen. Letztere machen die träge Masse, den Teig aus, der sich geduldig kneten läßt, und jezt's Prozent ist der Sauerteig, nöthig, um die Masse in Gährung zu bringen, um sie zu heben, später aber ein Ding, das zu befehlen man sehr wohl thut. Hier darf Alles geschrieben, gedruckt und, was noch seltener in dieser seltsamen Welt, angeschlagen und angeheftet werden; Alles! Viva! Da wird nun gedruckt und angeschlagen an Säulen und Straßenecken, lässlich, und zwar das bunteste in das Bunteste führende Zeug. Die Schäfte der Säulengänge sind beinahe das, was bei den Alten die Säbe waren, um welche sie ihre Manuscripte rollten. Die Blätter, in die man sie windet, spielen eine bedeutende Rolle, und besprechen nicht allein Staatsangelegenheiten, sie lassen sich auch über Persönlichkeiten aus; auch Privatleute werden in dieser standalbfen Chronik bei dem Namen genannt und mit Fingern auf sie gezeigt. So lange man nur die Säulen und Straßenecken predigen läßt, hat es noch nicht viel zu bedeuten; aber auch die Steine auf der Straße und Nordgewebe sprechen zu lassen, das geht zu weit, und grausam lächerlich ist es, vier Regimente Bürgergarde unter'm Gewehr dem Treiben von Weisungen, die nur Dolche führen und auf leere Taschen pochen, fürchtlich zuschauen und zuhören zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 7 . J a n u a r 1 8 3 2 .

— Diese äußern Wellen der Betrübniß
Sind Schatten bloß vom ungeliebten Gram,
Der schwelgend in gequälter Seele schwillt.

Shakespeare.

D e r P o l i t i k e r .

(Fortsetzung.)

Zehn glückliche Jahren verfloßen; Stafford war der unentbehrliche Mann des Parlaments geworden. Seine positiven Kenntnisse, seine Schnelligkeit im Arbeiten, der Glanz seiner Rede, die Geschicklichkeit und der feine Takt, womit er die schwierigsten Debatten zu lenken wußte, seine geistreiche Ironie, alles fesselte die Aufmerksamkeit des Parlaments, wie der Minister. Trotz seiner vielen Geschäfte, war er mir immer ein treuer Freund geblieben, und ich ließ es, meiner Seite, an der sorgfältigsten Pflege seiner schwächlichen Gesundheit nicht fehlen. Eines Sonnabends erhielt ich gegen Abend folgendes Billet von ihm:

„Ich schreibe Ihnen in größter Eile, um Sie dringend zu bitten, morgen hieher zu kommen; die Ursache werden Sie schon erfahren. Sie müssen mir den ganzen Tag schenken; Ihre Gegenwart ist äußerst wichtig. Ich erwarte Sie zum Frühstück. Lady Stafford darf nicht wissen, daß ich an Sie geschrieben habe; thun Sie, als wären Sie uneingeladen gekommen.“

Ihr aufrichtiger Freund
Stafford.

Ich bat einen Freund, meine Krankenbesuche auf einen Tag zu übernehmen, und bestieg eines Sonntags im Mai am frühen Morgen mein Pferd, um mich nach dem, in der Nähe von London gelegenen Landhaus meines

Freundes zu begeben. Es war eine der schönsten Pierden der Ufer des majestätischen britanischen Stromes. Alles schlief noch, als ich ankam; ich besuchte den Park und die Gärten. London schien mir ein unerträgliches Gefängniß im Vergleich mit den grünen Laubgewölben, unter denen ich wandelte. Mit Wonne athmete ich die balsamischen Dünste, welche Blumen und Gräser verbreiteten; eine seltene Lust, welche wir unglücklichen Städter immer mit Leidenschaft genießen. Lange verweilte ich an dem Ufer des Flusses und sah dem Anschlagen der Wellen zu. Wie ist es möglich, dachte ich bei mir selbst, daß Stafford in einer so friedlichen Einsamkeit, an einem so reizenden Orte, im sichern Besitze eines großen Vermögens und einer geliebten Frau, sich so ganz den Wechselfällen des Ehrgeizes hingeben mag? Kann das Blendwerk der Macht nur den kleinsten Theil dieses häßlichen Glückes aufwiegen? Wie kann man für einen unsichern, mit so vieler Bitterkeit versetzten Genuß so dauernde, so wahre Freuden hingeben?

So stand ich in Nachdenken versunken, da schlug mir Stafford mit einem seiner Handschuhe auf die Schulter. „Doktor, ich danke Ihnen; Sie sind ein gütiger Freund.“ — „Bester Stafford, sagen Sie mir, ich bitte, welche Ursache . . .“ — „Stille! . . . davon später.“ Lady Stafford stand an einem offenen Fenster und konnte uns hören. „Welch bezaubernder Aufenthalt,“ rief ich aus. „O! ein wahres Eden!“ entgegnete Stafford mit frontischer Gleichgültigkeit. „A propos, Lord*** soll ja

aus dem Ministerium getreten seyn.“ — „Ja, dieß Gerücht verbreitete sich gestern Abend.“ — „Wird sein Nachfolger schon genannt?“ — „Lord * * *, sagt man, soll es werden.“ Er schloß, wuschte sich die Stirne und schien nachzudenken. Wir traten ein. Schön und reizend, wie an ihrem Hochzeitstage, stand Lady Stafford vor uns. Bewunderungswürdig war die Grazie der leichten Gestalt, verbunden mit der edlen Würde der Frau. Entzückt und zugleich tief ergriffen fragte ich mich, was der glückliche Stafford in der Welt noch mehr verlangen könne, als von diesem Engel geliebt zu seyn. Auch er liebte seine Frau, doch nur mit einem vom Ehrgeiz gefolterten Herzen.

Bei dem Frühstück schien Stafford zerstreut; seine Antworten waren kurz und hastig, eine schwere Last schien ihn zu drücken. Lady Emma, welche zuweilen einen kummervollen Blick auf ihn geworfen hatte, stand auf und trat an das Fenster. „Welch schöner Morgen!“ sprach sie. „Und welch wundervolle Aussicht!“ setzte ich hinzu. „Ich verstehe, ich errathe Euch beide,“ sagte Stafford. „Ihr möchtet mich in die Idyllenwelt versetzen, um mich von der Politik abzubringen.“ — „In Deiner Politik gibt es zu viele Wölfe,“ entgegnete lächelnd Lady Emma; „es ist eine traurige Schäferei.“ — „Ja,“ erwiderte Stafford in gleichem Tone, „ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, ich beschäftigte mich mit Elegien, wie Lord Roscommon, sentimentalen Angedenkens.“ Hierauf beklammerte er mit gefälligem Anstande eine Stelle aus jenen Elegien; aber die Ironie, welche in Ton und Ausdruck durchblickte, zeigte, wie wenig seine eigenen Gefühle mit denen des Dichters im Einklang standen. Indessen rief die Glocke zum Gottesdienste, und die junge Frau, deren feine, sanfte Physiognomie einen geheimen Kummer nicht verbergen konnte, verließ uns. — Ich blieb allein mit meinem alten Universitätsfreunde, sehr begierig, die wichtige Angelegenheit, weshalb ich hier war, die Ursache seiner melancholischen Zerstreuung und des geheimnißvollen Wesens gegen seine Frau zu erfahren.

„Lieber Doktor,“ hob er an, nachdem wir uns in den Park begeben hatten, „seit vielen Jahren besitzen Sie mein volles Vertrauen. Sie werden dasselbe gewiß nie mißbrauchen.“ — „Zählen Sie ganz auf mich; wovon handelt es sich?“ — „Ich werde heute Abend um sieben Uhr Ihres Beistandes bedürfen.“ — „Ein Duell! ist es möglich? Sie, mein Freund?“ — „Sie werden mir meine Bitte doch nicht abschlagen? Nein, gewiß nicht! Keine Kladderel, Doktor; es muß seyn, meine Ehre gebietet es. Der berühmte Wundarzt G * * * ist bereits benachrichtigt; Sie werden ihm im Fall der Noth beistehen, aber hauptsächlich nur als mein Freund dabei erscheinen. Wenn mir ein Unglück widerfahren sollte, darf es meine Frau nur durch Sie erfahren; aus Ihrem

Munde wird Sie gewiß am liebsten einige Worte des Trostes vernehmen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Jedem Fremden fallen bei seinem Eintritt in Frankreich die vielen in den Dörfern an der Landstraße befindlichen Häuser auf, welche mit der Aufschrift paradiren: On loge ici à pied et à cheval. Die meisten dieser Gebäude sind so beschränkt, daß man sie kaum zur Aufnahme von zweibeinigen, geschweige denn von vierbeinigen Creaturen gerignet halten möchte. Ueberdies scheinen sie in ihrer ganzen Haltung sehr wenig für das leibliche Wohl des sich ihnen Anvertrauenden zu versprechen. Insbesondere lasse sich der Reisende, den Müdigkeit oder die einbrechende Nacht hindern, eine Stadt zu erreichen, und der manche gleichgültige Bedürfnisse ohne Opfer fahren lassen kann, nicht abhalten, sein Heil mit ihnen zu versuchen. Er wird finden, daß er die deutschen Dorfwirthshäuser in vielfacher Beziehung nicht mit diesen on loge ici u. s. w. verwechseln darf. Zunächst überrascht den Fremden, welcher in diese letztern einkehrt, die hier herrschende Keuschheit; die Haltung aller Gegenstände, welche sich seinem Blicke darbieten, bringt diese günstige Wirkung hervor. Der Fußboden ist mit rothgebrannten Fliesen oder weißem Estrich belegt. Schon dieser Umstand gibt den Zimmern ein vortheilhaftes, nettes Aussehen. Die deutschen Bauerwohnungen haben gewöhnlich bretterne Fußböden. Diese Bretter können nur mit mühevoller Aufmerksamkeit in einigermaßen sauberem Zustande erhalten werden. Auch macht der Gebrauch, so wie die zu feuchte oder zu trockene Luft ihre Oberfläche nach und nach uneben und holperig. Allen diesen Uebelständen sind die Fliesen und der Estrich nicht im gleichen Grade unterworfen. Man kann sie höchst bequem durch Fegen und Waschen stets wie neu erhalten. Ueberdies pflegt der Franzose dem Aussehen der Fliesen noch dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er sie von Zeit zu Zeit mit einer rothen Farbe überdünnt. — Die Luft in diesen Dorfstuben ist gewöhnlich sehr rein. Der gemeine Franzose hält, aus Angewöhnung, mehr als der gemeine Deutsche auf die Reinheit der ihn umgebenden Atmosphäre. Das milde Klima seines heimischen Bodens unterstützt ihn hierbei auf das Thätigste. Der deutsche Landmann gewöhnt sich durch die gebietende Strenge seines Winters so sehr an verschlossene Zimmer, daß er auch bei günstiger Jahreszeit die Angewöhnung nicht aufgibt. Da der Franzose außerdem das Vergnügen nicht kennt, welches eine schmauchende Tabakspfeife dem deutschen Bauer

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Bereinigung zweier Prinzipien darstellen, der Intelligenz-
glaube ich, und der Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bologna, December.

(Fortsetzung.)

Italienische Gallomanie.

Die Erfahrung lehrt, wohin es kommt, wenn nur die
Schreier sprechen, nur die Renomistien handeln; allein wer
lernt von der Erfahrung? hier und da ein Greis, wenn er
schon auf dem Rande des Grabes wandelt, und stirbt er, so
stirbt sie mit ihm. Geschichten über Geschichten sind geschrie-
ben worden seit Jahrtausenden, und was beschreiben sie? stets
dieselben Leidenschaften, dieselben Vergehen, dieselben Fehler.
Warum appelliren jetzt so viele Deutsche und Italiener an die
Franzosen? Ebenfalls, weil sie die Erfahrungen ihrer Väter
nicht geerbt haben. Sie könnten sie aber lesen! Das thun sie
vielleicht auch; sie denken sich aber ihr Bestes dabei, oder
vielmehr ihr Liebste. Botta hat seinen Landsteuten geschrie-
ben, was sie von den Franzosen zu erwarten haben. Seine
Geschichte wird erst dann ganz gewürdigt werden, wenn es
nicht mehr Zeit ist, der Zeit angemessene Lehren daraus zu
ziehen. Wäre sie minder schön, nicht wie ein erhabener Ges-
fang geschrieben, seine Landsteute würden sie nicht einmal
lesen. Sie beschuldigen Botta der Parteilichkeit, gerade weil
er unparteilich ist und sich über das leidenschaftliche, in Fac-
tionen zertheilte Publikum hinaussetzt. Da sie ihn aber lesen,
wie ist es möglich, daß sie sich wieder hinter das Licht führen
lassen wollen? Sie machten heute ihre Revolution, weil sie
den Franzosen glaubten. — „Den Franzosen? — der Propa-
ganda, wollen Sie sagen.“ — Nein, den Franzosen. Hun-
derttausend Freunde eilen uns über die Alpen zu Hilfe!
schrieben die armen Getäuschten an die Mauern, als sie vor
den Oesterreichern fliehen mußten. Sie flüchteten sich darauf
nach Frankreich, und da sahen sie ihre Freunde. Sie wurden
von ihnen mit Ironie aufgenommen, darauf mit Kälte, ja
selbst mit Härte behandelt, ja sogar mißhandelt. Ihren
Führern allein wurde ein leidliches Stück Brod abminis-
trirt, eher um denselben die Mäuler zu stopfen, als
aus wahrer Theilnahme. Sie kamen daher so bald als mög-
lich in ihre Heimath zurück, wo sie durch ihre Erzählungen
alle Gemüther gegen die Franzosen aufs Heußerste empörten.
Botta ward nun auf einmal als ein heilsehender Patriot ver-
ehrt, schrecklich wurde gegen Frankreich losgezogen in Ge-
sprächen, in Reden, Sonnetten, Canzonen, Oden und lan-
gen Gedichten. Eine Ode, Schrei Italiens bei dem
Falle Warschau, in Altfranzösischer Begeisterung aus die-
ser Aufwallung hervorgegangen, wird, da sie unsterbliche Stro-
phen enthält, von dieser momentanen Aufwallung zeugen,
welche mir gleichwohl nur als ein augenblickliches Schwellen
vorkam. Ich tauschte mich nicht. An den Säulen und Eiden
wurde alsbald wieder so zu Gunsten der Franzosen gepredigt,
daß es kurze Zeit darauf den Meisten gar nicht unnatürlich
schien, als man, um dem flüchtigen Vicini (Präsidenten der
aufgehobnen Union) zu unterstützen, ein französisches Stück in
französischer Sprache im Teatro del Corso gab. Ein-
zige Griechen, welche es als unaufrichtig und unzeitig aus-
spiffen, galtten für ungezogene Leute. Mehrere andere Wort-
stellungen zu Gunsten der flüchtigen Patrioten waren schon
gegeben worden; es wundert mich, daß man Trauerspiele Al-
fieri's dazu wählte und keine französischen Erhabenheiten in
französischer Sprache. Bei den italienischen Armseligkeiten
denke ich immer unwillkürlich an die unsrigen. Wir haben mit
den Italienern so Vieles gemein, auch das Ernüchternde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

die Gallomanie. Ehemals gingen unsere Barone nach Paris,
um sich den Modeschnitt ertheilen zu lassen und um auf die
Bühne daselbst eine lächerliche Person mehr zu bringen; jetzt
waulfahrten unsere jungen Aristocrate dahin, wahrscheinlich
auch, um sich einen Schnitt nach französischem Muster geben
und sich in dem von dort ausgehenden wunderlustigen Lust-
spiele hubeln zu lassen. Wahrlich, die Geschichten der Deut-
schen sind eine Geschichte zum Todlachen!

(Der Beschluß folgt.)

R ä t h e l

Auf einer Kreisbahn rollt
Dabin ein mächt'ger Wagen,
Und reiche Ladung wird
• Vom Wagen fortgetragen;
Er läuft in Einem Rad,
Die Speichen sind von Stein,
Die Achse zieht Magnet;
Sie muß theils eisern seyn,
Das Rad ist unsichtbar,
So wie des Wagens Drehen,
Doch in des Wagens Bild
Ist auch das Rad zu sehen;
Lang rollt der Wagen fort,
Und kommt er auf der Bahn
Zum Anfangspunkt, so tritt
Er sie von Neuem an.
Da tanzt und jubelt wohl
Die Ladung, halb lebendig,
Und, wie der Wagen selbst,
Bewegt und unbeständig;
Platz ist genug barauf,
Da könnte Friede seyn,
Doch ist des Zankes viel
Und unvernünft'ger Pein.
Der Wagen rollt jedoch,
Um Zanke unbetümmert;
Kraut auch sein Bau, so wird
Er doch nicht leicht zertrümmert;
Dampfwagen ist er wohl,
Doch treibt der Dampf ihn nicht;
Frachtwagen ist er wohl,
Doch zieht ihn Pferde nicht.
Des Arlewin's feinen Bau
Hat noch kein Mensch gesehen;
Die Schelle, die ihn zieht,
Kein Adler mag verstehen;
Die Dichter sagen wohl,
• Daß ihn die Liebe zollt;
Wo kommt der Hab denn her,
Der auf dem Wagen 'rollt?

J. G. W.

B e r i c h t i g u n g.

In der ersten Strophe des Gedichts: Ein Flüchtling
von G. Schwab, lese man: Der Blick, aus Licht und Nacht
gezeugt, statt: Der Blick, aus Luft und Nacht gezeugt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 9. Januar 1832.

Die Weibern der Franzosen sind angenehm, aber einseitig, und das unveränderliche Nichtmaß des guten Tons nimmt ihnen vollends alle Mannigfaltigkeit.

Frau v. Staël.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

(Beschluss.)

Der französische Landmann ist im Durchschnitt geldarm; er benutzt daher gern jede Gelegenheit, welche ihm zu baarem Gelde verhilft. Viele Anwohner der Heerstraßen halten daher immer ein Paar Betten u. s. w. für gelegentlich einsprechende Fremde bereit, um sich hiedurch einen kleinen Gewinn an klingender Münze zu verschaffen. Das oben angeführte *on loge ici* u. s. w. ist das Wahrzeichen der Herbergen dieser Art. Uebrigens gibt es in den französischen Dörfern auch ein größeres eigentliches Wirthshaus, die Auberge.

Alle deutsche Reisende, welche sich nicht scheuen, zur Vermehrung ihrer Menschenkenntniß den französischen Landmann an seinem eigenen Herde aufzusuchen, werden einen bedeutenden Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder in Deutschland finden. Der deutsche Landmann ist gewöhnt, seinen Sonntag, und auch wohl einen Theil der Werkeltage in der Schenke zuzubringen. Das tumultuarische Leben, welches hier Spiel, Tanz und Trunk hervorbringen, bebagt ihm; er setzt sich über die Ausgaben weg, mit welchen er die sich ihm darbietenden Getränke erkaufte. Ganz anders verhält es sich mit den französischen Dorfgemeinen. Weder die Auberge, noch irgend ein anderes Wirthshaus im Dorfe ist in dem Sinne der Tanzplatz der Bewohner, wie dies mit den deutschen

Dorfschenken der Fall ist. Auch der Landmann in Frankreich begründet durch seine Lebensweise die Wahrheit des Nationalliedes: *où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille*. Er hält sich gern zu Hause; für die tobenden Freuden, welche den deutschen Bauer in die Schenke locken, hat er keine Empfänglichkeit. Am deutlichsten treten diese unterscheidenden Merkmale zwischen deutscher und französischer Sitte am Sonntag in den Dörfern Frankreichs hervor. Eine heitere Ruhe herrscht an diesem Tage in ihnen; niemals hört man die gellende Musik, mit welcher die deutschen Landvirtuosen ihr Publikum auf dem Dorstanzboden zu entzücken pflegen. Die Bewohner sind reinlicher als gewöhnlich geschmückt, doch mehr für sich, als für andere; sie bleiben an dem eigenen Herd, oder vergnügen sich in einem nachbarlichen stillen Verkehr. — Man kann nicht umhin, diesen Eigenschaften des französischen Landmannes Beifall zu zollen. Sie gründeten sich zunächst auf die der Nation angeborne Mäßigkeit in allen auf Essen und Trinken bezüglichen Genüssen, und dann auch auf die nationalen Begriffe vom Schicklichen. Wer den gemeinen Mann in Frankreich näher kennen gelernt hat, wird wissen, wie wenig derselbe den lauten Aeußerungen von Freude und anderer ihr verwandten Empfindungen zugezogen ist, wie man sie oft in Deutschland, und nicht immer in den niedrigsten Reihen der Gesellschaft bemerkt. Es kann sich daher schon aus diesem Grunde das Zusam-

menleben der französischen Landrente nicht so gestalten, wie man es bei den Deutschen sieht. Außerdem aber scheut der gemeine Franzose die Ausgaben, welche durch eine solche Lebensweise nöthig würden. Er ist, wie schon oben bemerkt wurde, geldarm und daher auch sparsam, fast geizig. Er kann sich nicht, wie der Deutsche, im Ganzen reichere Landmann entschließen, die langsam zusammengebrachte Baarschaft leichtfertig und auf eine Weise auszugeben, die an sich schon seinem innern Sinne nicht zusagt.

D e r P o l i t i k e r .

(Fortsetzung.)

Ich schwieg und stand wie vernichtet. Stafford aber fuhr in stolzem, empfindlichem Tone fort: „Nun, mein Lieber! wenn ich mich vielleicht geirrt habe, da ich Sie meines Vertrauens werth hielt, so sagen Sie es. Es steht ganz bei Ihnen; nur muß ich bemerken, daß dieser wichtige Dienst eines Freundes nicht unwürdig scheint, zumal da es der erste ist, den ich je von Ihnen verlangt habe. . . . Sie wollen also nicht?“ — „Nein — nein, glauben Sie das nicht. Aber, lieber Freund, haben Sie an Ihre Kinder, an Lady Stafford gedacht?“ — „Ich habe an alles gedacht; es ist unvermeidlich. . . .“ — „Aber wenn. . . .“ — „Ich bin übrigens an der Sache nicht schuld. Lord Porden, der junge, unbärtige Pair, der alberne Oed, hat sich unterfangen, mich im Parlamente einer Lüge zu zeihen. Die Sarkasmen, mit denen ich seine Unverschämtheit rügte, bohnerten ihn nieder. Er schloß mir eine Ausforderung, und ich kann sie nicht ablehnen. Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich mir aus diesem Gange ein Fest mache. Es ist traurig genug, von der Kugel eines elenden Wichtes, eines Spielers, eines Dummkopfes zu fallen. Niemand fühlt das besser, als ich. Ueberdies ist er ein geschickter Pistolenschütze; er hat noch jedesmal seinen Mann getroffen.“ — „Was Sie sagen, ist fürchterlich!“ — „Arme Emma! die Hand eines unsinnigen Ehoren, der in der Welt nur Uebles stiften kann, wird Dich zur Wittwe machen! . . . O meine Kinder! . . .“ Er machte eine Bewegung mit der Hand nach seiner Stirne, um den Ausbruch seiner Thränen zu verbergen. „Als ich meine Emma heirathete, sagte ich ihr, sie werde das Schicksal eines Mannes theilen, der zu langer, peinlicher Marter verurtheilt sey; der Ehrgeiz habe meine Lebensbahn mit Dornen, mit Kummer und Schmerz, mit eiteln Hoffnungen bezeichnet. Diese Prophezeiung hat sie nicht zurückgeschreckt. . . . Ich habe sie unglücklich gemacht!“ — „Also heute Abend?“ — „Heute Abend. Ich erwarte nur noch Lord Alcock, meinen Sekundanten; er sollte schon hier seyn. — Nun! was haben Sie beschlossen?“ Schweigend drückte ich ihm

beide Hände. Sein Puls ging regelmäßig; ich sagte es ihm. „Desto besser!“ rief er aus, „um so ruhiger wird meine Hand seyn. Uebrigens muß ich mich selbst darüber wundern, denn ich habe die ganze vorige Nacht über der Durchsicht der Korrekturbogen meiner großen Rede und über meinem Testamente durchwacht. A propod! haben Sie Lord Williams letzte Rede gelesen? Welche Unverschämtheit! Es ist ganz der nämliche Sinn, es sind die nämlichen Bilder; ja fast die nämlichen Worte, wie in meiner Rede, die ich vor drei Jahren über denselben Gegenstand gehalten. Sie antworten nicht? Nuth, Nuth, lieber Doktor! Warum so niedergeschlagen? Seyn Sie überzeugt, es wird Alles gut gehen!“

Ich war in peinliche Betrachtungen über diesen Zweikampf versunken, welcher das Leben eines Mannes, wie Stafford, in die Hand eines albernen Oeden legte. Welche Tollheit, sein Leben gleichsam auf gerade oder ungerade gegen einen Schurken auf's Spiel zu setzen! Nichtsdestoweniger sprach Stafford mit gewohnter Leichtigkeit und Unbefangenheit weiter, als ein mit Staub und Schweiß bedeckter Courier am Sitter vom Pferde stieg und dem Kammerdiener eine ministerielle Depesche überreichte. Stafford erbrach eilig das Siegel, las und reichte mir das Schreiben hin. Der Premier-Minister bot ihm ein Portefeuille an und drang auf augenblickliche Antwort. Der Brief war aus Whitehall, und der Courier hatte Befehl, ohne sich aufzuhalten, Staffords Antwort auf das Schnellste zurückzubringen.

„Das fehlte noch! In dem Moment, wo ich das ersehnte Ziel erreiche, wo mir der schöne Lohn meiner langen Bemühungen verheißen wird, muß ich — welche Pein! mein Leben enden! Freund, kann man mehr Unglück haben?“ Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesichte; schrecklich war sein innerer Kampf. Während er die offizielle Depesche krampfhaft zwischen den Fingern zusammendrückte, schiffte eines der Boote vorüber, auf welchen am Sonntage die kleinen Bürgerleute von London nach den Lustorten in der Umgegend fahren. Die lärmende Freude der lustigen Krämer, deren beschränkter Geist sich nie über die Angelegenheiten ihres Gewerbes erhebt, bildete einen schneidenden Kontrast mit der Verzweiflung eines Mannes, der der glücklichste in England hätte seyn können. Dieser Anblick entriß ihm die Aeußerung: „Sehen Sie die einfältige Bande? Wie vergnügt die Menschen sind! O ihr glücklichen Dummköpfe!“

Wir begaben uns nun auf Staffords Bibliothek. Er setzte sich, stützte die Ellbogen mit geballten Fäusten auf den Tisch, hob seine Augen gen Himmel und sprach: „Was ist zu thun? Soll ich verzichten, ausschlagen? . . . Meine ganze Zukunft verschütten, keine Früchte erndten von so vieler Mühe und Arbeit? . . .“ — „Bitten Sie den Minister um Aufschub.“ — „Er würde nicht darauf

eingehen.“ — „Bestehen Sie ihm offen Ihre Verlegenheit.“ — „Ich sollte gleichsam Beistand von ihm erbitten? Nein, er würde seine Friedensstifter auf den Kampfplatz senden, und meine Ehre wäre auf ewig verloren! Es ist zum rasend werden!“ — „Ersuchen Sie ihn nur, bis Abends neun Uhr auf Ihre Entscheidung zu warten; während dessen kann sich noch alles glücklich fügen.“ — „Gnädiger Herr,“ sprach der eintretende Bediente, „der Courier sagt, er könne nicht länger warten, er habe die strengsten Befehle. „Zum Teufel mit dem Courier! Er muß warten. . . . Nur eine Minute; hier ist die Antwort.“

Er befolgte meinen Rath, indem er um die erwähnte Frist bat. Bald darauf trat Lord Alcock, sein Sekundant, in das Zimmer; ein alter Krieger, dem das mörderische Spiel des Zweikampfes eine angenehme Unterhaltung war; Stafford stellte und gegenseitig vor. „Guten Morgen, lieber Stafford. Ich bedaure, daß ich aus jeder Veranlassung Sie besuchen muß. Sie werden hoffentlich diesem impertinenten Lord eine tüchtige Lektion geben. Nicht wahr? Zwei, drei kleine Argumente von Blei werden ihn wohl überzeugen.“ — „Sie haben Recht, es ist dies die einzige Beredsamkeit, die in seinem bleiernen Gehirn Eingang findet. — Haben Sie Alles vorbereitet?“ — „Alles. Auf sechs Schritte! O Sie schießen ihn sicher nieder.“ — „Auf sechs Schritte!“ rief ich; „das ist ja ein wahrer Mord!“ — „Unsere beiden Schädel werden dem Teufel zufahren,“ sagte Stafford; „ich möchte doch in keiner so schlechten Gesellschaft reisen.“ — „Nah! vielleicht fehlen Sie beide.“ — „Fehlen, auf sechs Schritte?“ — „Warum nicht? Wenn man sich so nahe gegenüber steht, zittert wohl zuweilen die Hand. Eine steinerne Bildsäule könnte bei solcher Gelegenheit Nervenzucken bekommen.“ — „Lieber Alcock, scherzen Sie nicht, haben Sie es wirklich so ausgemacht?“ — „Ja doch, auf Ehre! Sechs Schritte, oder sechzig, darauf kommt es nicht an. Wenn man eine Ehrensache anzumachen hat, ist das alles Eins.“ — „Ist Ihnen nicht eben ein Courier begegnet?“ fragte Stafford nach einigem Zögern. „Ja wohl. Ich hielt ihn für einen Courier aus dem Ministerium. Stehen Sie vielleicht in Verbindung mit dem Minister, dem Sie vor zwei Jahren im Parlament so übel mitgespielt haben?“ — „Ja, ja; es wurde mir ein Ministerium angetragen, und der Courier, welchem Sie so eben begegneten, war der Überbringer der Nachricht.“ — „Teufel! und gerade in dem Augenblick, wo Sie sich schlagen sollen! Wunderbar! Ihr Ruhm, Ihre ganze Zukunft. . . . Wahrhaftig, wäre ich an Ihrer Stelle, ich hätte den Verstand verlieren.“ — „Es ist ein grausamer Schlag, lieber Alcock.“ — Der Sekundant ging mit großen Schritten auf und ab, während Stafford mit merklicher Gemüthsbewegung einen Zusatz in sein Testa-

ment niederschrieb. „Abwarte ich doch diesen kleinen Lord unter vier Augen bekommen; ich wollte dem Gecken vorläufig etwas zu bedenken geben. Herzlich sollte mich das freuen. Aber unter den jetzigen Umständen ist das nicht möglich.“

Stafford lächelte zu diesem charakteristischen Monolog. Unterdessen war Lady Stafford aus der Kirche gekommen; wir mußten sie zu täuschen suchen und geben vor, alle drei bei einem meiner Freunde zum Mittagessen eingeladen zu seyn. „Zum Mittagessen?“ fragte Lady Stafford verwundert. „Ihr Anzug scheint mir mit einem solchen Vorhaben im Widerspruch zu stehen.“ — Nicht minder straste unser trüber Ernst unsere Worte Lügen. „Liebe,“ sprach Stafford mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, „es ist nur ein Diner de garçon.“ — „Ich sollte doch meinen, Du seyst verheirathet,“ erwiderte seine Frau. — „Ja; das heißt, es werden nur Männer dabei seyn.“

Er umarmte Lady Stafford, und zwei engelsschöne Töchter blühen an seinem Halse. Die Gewalt, welche sich Stafford anthun mußte, um seine innere Bewegung nicht zu verrathen, brach mir das Herz. „Rehre nicht zu spät zurück, mein Freund,“ sagte Lady Stafford. — „Sobald ich kann, liebe Emma.“ — „Doch nicht später als elf Uhr, nicht wahr?“ — „Nein, nicht später.“ — Mit zitternder Stimme hatte er diese letzten Worte gesprochen. In der That, wenn seine Frau ihn um elf Uhr nicht wieder sah, war es aus mit ihm. Als er schon im Wagen saß, sprang ihm eine seiner kleinen Töchter nach und rief, so laut sie konnte: „Vater, darf ich auch auf Dich warten? Nicht wahr, Du erlaubst, daß ich mit der Mutter ausbleibe, bis Du wiederkommst?“ — „So fahre doch zu, Kutscher!“ rief er mit Donnerstimme, dann warf er sich in die Ecke des Wagens, und eine Fluth von Thränen entstürzte seinen Augen. Armer Stafford! — Lord Alcock betrachtete ihn mitleidig und sprach: „Muth, Stafford! fassen Sie sich! so geht es nicht, so kann es nicht gehen. Was würden unsere Freunde sagen? Geschwinde, trocknen Sie Ihre Thränen; Sie sind ein Mann!“ — „Eben darum schäme ich mich nicht zu weinen.“ Er erholte sich bald, und seine Würmung schien düsterer Ergebung Platz zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

St. Simon'sche Religionskränklichkeit.

Ein Jahr lang vertrugen sich die beiden Namen recht gut zusammen; allein ein unglücklicher Zwist spaltete den Dualismus. Infantin, als der Geschwätete oder Schlawere, stieß seinen Gefährten vom Stuhle des Oberhauptes. Dies

wurde in einer feierlichen Versammlung durch mystische Worte ausgedrückt, wie denn überhaupt seit einigen Monaten die Sprache des St. Simonismus sich zum Mystischen neigt. Es hieß, man habe die Nothwendigkeit eingesehen, das Hauptprinzip des St. Simonismus zu vereinfachen; Vater Infantin (denn diejenigen, die das Kommando führen, haben den Titel Vater angenommen) habe allein den Stuhl des Oberhauptes eingenommen, er habe sich aufgestellt; Vater Bazar ließe sich in die Einsamkeit zurück, um seinen Geist zu sammeln und nachzudenken. Dies wurde mit vieler Erbauung angehört. In derselben Sitzung stellte Vater Infantin auch einen Industrievater vor, nämlich den M. de Robiquet, welcher das Materielle der Gesellschaft leiten sollte, indes sich Vater Infantin, den man scherzweise den Papst der St. Simonisten nennt, bloß mit dem Geistigen befassen wollte. Die Leute gingen ganz erbaunt aus der Sitzung weg, worin diese großen Umwälzungen und Geburten angekündigt wurden, und der Globe theilte am folgenden Tage die Verhandlungen sehr umständlich der Welt mit; aber schon Tags darauf kam der Zwiespalt ans Tageslicht. Vater Bazar meldete in eben demselben Blatte, er ließe sich keineswegs in die Einsamkeit zurück, um sich zu sammeln, was eben so viel sagen wollte, als: Vater Infantin, ihr habt den Zuhörern etwas aufgebunden. Auch protestirte ein Häuflein angegebener St. Simonisten, das heißt solcher, welche zum sogenannten Eolo löge gehören, also Priester der neuen Sekte sind, feierlich gegen das Geschehene, das heißt gegen die Absetzung der einen Hälfte des Oberhauptes und gegen das monarchische, ja man könnte sagen, das despotische Verfahren Vater Infantins. Der Globe nannte diese Herrn Protestanten, so daß also nun schon zwei Kirchen vorhanden sind, eine orthodoxe und eine zweite, welche die erste nicht dafür gelten lassen will. Es war vorherzusehen, daß es am folgenden Sonntage in der öffentlichen Versammlung stürmisch hergehen würde, und so geschah es auch. Es fand sich da ein junger Redner, welcher mit Gewalt alles versagen wollte, was er, nicht auf dem Herzen, sondern auf der Brust hatte; er rief, es müsse heraus aus der Brust. Allein er wurde ausgepiffen; es entstand ein großer Lärm, und die sogenannte religiöse Sitzung endigte wie die Aufführung eines schlechten Stückes im Theater. Alle diese Vorfälle waren eben nicht geeignet, den St. Simonisten große Achtung zu verschaffen. Man scherzte viel über den leeren Sessel, welchen man neben dem Vater Infantin bei der letzten Sitzung hatte stehen sehen, und welcher, wie ein Redner sagte, noch die Frau erwartete, die da kommen sollte, um das Oberhaupt zu ergänzen (vermutlich ist Vater Infantin noch Junggeselle, oder seine Frau, wenn er eine hat, wird nicht als des Sessels würdig anerkannt, und diese Ehre bleibt einer andern, und zwar einer starken Frau vorbehalten). Durch die Vorfälle in Lyon bekam aber der St. Simonismus ein sehr ernsthaftes Ansehen. Bekanntlich haben sie Missionäre in die Provinz glaisstädte gesandt, unter andern auch nach Lyon. Diese wendeten sich hauptsächlich an die arbeitenden Klassen, denn der Geist dieser Gesellschaft ist Arbeit und Thätigkeit; nur diese gelten bei ihr, Müßiggang und Unthätigkeiten soll ganz verboten werden. Folglich hatten die St. Simonistischen Missionäre besonders den Tagelöhnern und Fabrikarbeitern gepredigt, und als nun neulich die Handwerker einen Aufruhr verursachten, wie man vielleicht keinen noch erlebt hat, indem sie eine Woche Herrn und Meistern in der Stadt waren, so behaupteten einige Leute, dies sey eine Wirkung der Predigten der St. Simonisten. Diese haben den Arbeitern vor gestellt, wie schlecht die arbeitende Klasse verathen sey, und wie alle Vortheile und Annehmlichkeiten der bürgerlichen Ges-

ellschaft sich den müßigen Reichen zuzuwenden. Dadurch meinten sie, sey die Unzufriedenheit dieser Leute zur Verzweiflung und Wuth gestiegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bologna, December.

(Beschluß.)

Sänger und Sänger.

Da ich auf das Theater zu sprechen kam, sprechen wir Ueber vom Theater. Jede Stadt in Italien hat eine Zeit im Jahre, wo ihr Opernhaus *il Cartello* wird, d. h. wo gewöhnlich ein Paar oder mindestens ein Sänger von Ruf gedungen werden, und wo nebst der Oper auch Ballet gegeben wird. In Bologna ist diese Jahreszeit der Herbst bis zum Advent. Vor einem Jahre sangen hier die Kalande, die *Vocabadati*, die *Pasta* und (Herr) *Rubini*. (Das unbbfliche die, la, ist mir wegen des bliesigen Gebrauchs entschlipft; ich hätte die Damen sagen sollen.) Heuer hatten wir *Donzelli* und *Zucchelli*. Beide ließen sich gut bezahlen: jener, der *Leonor*, erhielt 10.000 Franken, der andere als *Bas* 5000; von beiden erwartete das Publikum Großes; beide machten Flasco, fielen durch. *Donzelli* erholte sich jedoch wieder von seinem Fall und ward der Liebling derer, die das Theater besuchten. Derer gab es jedoch nicht viele, weil sich das Theater vom Stöße, den es Anfangs erhalten, nicht wieder erholtte, obgleich es Partitur auf Partitur folgen ließ und dabei strich, nähte und stichte, so daß wir *la Semiramide*, *l'Otello*, *l'Esulo di Roma* und Lappen aus verschiedenen andern Opern zu sehen bekamen, und obgleich das zweite Ballet, *la Scimia riconoscente*, der dankbare Affe, sehr amusant war. In diesem zeichnete sich die *Signora Teresa de Paolis* aus, und bewies den unnachahmlichen Zauber der italienischen Pantomime. *Salvatore Parabisi*, ein kleines Bärtschäfer in den besten Jahren, der den Affen spielte, versagte nie seine Rolle, machte Sprünge zum Erstaunen, ergabte sehr und bewies, wie leicht der Mensch ein Affe seyn kann. Ich übergebe die andern Sänger, Sängerinnen und Sängertinnen mit Stillschweigen und komme auf *Zucchelli* zurück, um zu melden, nicht wie er durch die Ehwuth seine herrliche Stimme verloren, sondern welche ein schönes Weib er zur Gattin hat. *Madame Zucchelli* ist so vollkommen schön, daß man nach langem Bestreben, ein Fehlerchen an ihr ansfindig zu machen, endlich nichts anders an ihr anssetzen konnte, als daß ihr Kopf um einige Linien zu dünn und ihre Nase nicht regelmäßig genug sey. Ist aber auch wirklich ihre Nase nicht, wie sie ein Bildhauer gemacht haben würde, so ist sie doch so, daß man sie in diesem wuns dervollen Gesicht schwerlich gegen eine andere vertauschen möchte. *Madame Zucchelli* ist aus Verona. Wer sie beschreibt, macht glauben, er sey in sie verliebt. Leider steht zu befürchten, daß sie sich ihre Formen verderbe, denn sie ißt und trinkt, ich weiß nicht, ob aus eigenem Antriebe oder ihrem Manne zuliebe, ein bißchen allzuviel.

Auch *Rossini* ist ein solcher Esser. Er befindet sich noch immer in Paris; seine städtigen Landsteuere sprechen nicht gut von ihm. Sie sagen, er sey ein Gelbthaler und ein fanatischer Carlist. Seine Gemahlin, *Madame Colbran*, blieb hier; sie scheint auf ihrem Landgute länger als gewöhnlich bleiben zu wollen, um langsamer ihren Monatgehalt von hundert Scudi auszugeben. Nur so viel läßt ihr *Rossini*, dem sie ihr beträchtliches Vermögen unbedingt hingegeben. *Avisa ux dames!*

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g, 10. J a n u a r 1 8 3 2.

— Die Freiheit ist im Himmel wiedergekehrt!
Oder kühmet vielleicht in dem Gewölbe sie noch?
Seht ihr sie noch?

Klopstock.

N e u j a h r s n a c h t.

In dieses Jahres Abschiedsnacht,
Wenn feindlich tobt der Winter draußen,
Wenn wild der Forst im Sturme kracht —
Wie ist's so friedlich hier zu hausen,
Sich in sich selber zu versenken
Und Welt und Leben zu bedenken!

Die sich in Sommerlust gewiegt,
Die goldnen Blumen sind zerfallen;
Doch neu ihr Wohlgeruch durchfliegt
Mit blauem Dampf des Saales Hallen;
Es steigen wohl in solchen Düsten
Die Blumengeister aus den Grüften?

Die Bienen fliegen nicht mehr aus
Nach ihrer freien, süßen Beute;
Womit sie angefüllt ihr Haus,
Ihr Wachs — es nährt die Kerzen heute;
Am heitern Sommertag gewonnen,
Blüht es nun auf in Wintersonnen.

Und was, o Seele! hast denn du
Gesammelt in die Vorrathshütten?
Was sämest du, in Fried' und Ruh
Es glänzend vor dich hinzuschütten,
Und an den Schätzen, alt und neuen,
Den wohlerwordnen, dich zu freuen?

Die Lichter brennen nicht mehr frisch.
Wie wird so seltsam mir zu Muthe?
Ein Schattenspiel steht auf dem Tisch,
Darin brennt ein Lämpchen, wie mit Blute;
Daneben ein gespenstisch Wesen,
Bedacht, die Gläser anzulesen.

Und das begann, mit bleicher Hand
Die bunten Tafeln durchzuschieben,
Und an der fernsten weißen Wand
Ward schnell ein weiter Kreis beschrieben;
Ich sah allmählig sich's drin regen
Mit zuckend wechselndem Bewegen.

Da zogen kampfbereit durch's Thor
Die blanken, muthentglühnten Streiter;
Die Fahnen flatterten empor,
Es brängten Roffe sich und Reiter:
So zeigten mir die ersten Scheiben
Der Völker jugendfrisches Treiben.

Dann sah ich Felder purpurroth
Sich mit der Helden Herzblut färben,
Und in Entsetzen, Gram und Noth
Der Zukunft junge Blume sterben;
Und daß sie nie sich sollt' erneuen,
Die Asche in die Lüfte streuen.

Getödtet ward ein junger Schwan,
 Ob' ihm gewachsen das Gefieder;
 Mit Rabensfedern schrieb fortan
 Ein Slave die Geschichte nieder;
 Ein Mietzling mit verfälschter Wage
 Wog ab der Völker Recht und Lage.

Ein banges Mädchen sah ich jetzt
 Von Land zu Land verzweifelt wandern,
 Erschöpft von Wunden, hier gehezt,
 Und feig verläugnet von den andern,
 Da sie doch jüngst in Seide rauschte
 Und Weibrauch trank und Kronen tauschte.

Vorüber zogen, Staub im Haar,
 Der Männer lange Opferzüge;
 Am Kloster stand der Bräute Schaar,
 Die Mütter trugen Aschenkrüge.
 Ich sah das Grab mit offenem Schlunde —
 Da schlug die zwölfte Glockenstunde!

Da rasch erhob sich die Gestalt
 Und schien in Nebel zu versinken,
 Und eine andre, grün umwallt,
 Begann mir freundlich zuzuwinken:
 „Nicht ende so mit Angst und Grauen;
 Noch heil're Bilder sollst du schauen!“

Um einen lobenden Altar
 zog engor sich der Kreis zusammen;
 Vorüber zogen Schaar auf Schaar,
 Am Herd die Fackeln zu entflammen;
 Doch hielten sie die Gluth verborgen,
 Wie Gideons Volk am Schlachtenmorgen.

Und hat denn doch noch in der Welt,
 Die Jungfrau ein Asol gefunden?
 Die jüngst von Schmerz und Blut entstellt,
 Sah ich im Eichenwald gefunden.
 Die Augen strahlten, die beseelten,
 Im engen Kreise der Erwählten.

Nicht Diademe theilt sie aus,
 Nur Kränze noch von Eichenlaube;
 Kein Adler thront ob ihrem Haus,
 Es fliegt nur ab und zu die Taube;
 Wird sie mit freudberauschten Schwingen
 Nicht endlich auch den Delyweig bringen? —

Darf Trauer wohl mit finst'rer Schrift
 Unschuld'ger Tage Blätter schwärzen?
 Doch Hoffnung reicht im Honig Oift,
 Und untergräbt die sichern Herzen,
 Indessen sie mit Farben blendet,
 Die sie dem Morgenroth entwendet.

Gustav Pfister.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

„Erlauben Sie,“ fuhr Lord Alcoa fort, „daß ich Ihnen einen kleinen Rath ertheile: sehen Sie, ich werde nur das Wort: „Feuer“ aussprechen; dann müssen Sie Ihre Pistole aufheben, und ohne lange zu zölen, oder sich nur im mindesten zu besinnen, losbrücken. Merken Sie sich das.“ — „Gut, ich verstehe.“ — „Alles kommt hier auf Geschwindigkeit an.“ — „Ich weiß, daß mein Gegner keine Zeit verlieren wird, ich weiß...“ — „Gut! Wenn Sie aber nur die allerkleinste Pause machen, sind Sie verloren. Befolgen Sie meinen Rath, und Sie werden diesem eiteln Vogel, der so stolz auf sein Gefieder ist, wenigstens einen Flügel abschließen.“ — „Halten Sie mich für so unerfahren? Wissen Sie denn nicht, daß ich meine Probe schon abgelegt habe, und daß mein Gegner D*** heute noch davon erzählen kann, wie ich schieße?“

Mittlerweile begegnete uns der Wundarzt S*** und wir stiegen aus.

Lord Alcoa betrat zuerst den Kampfplatz. „Unsere Gegner sind pünktlich,“ sagte er. „Sehen Sie dort den unvergleichlichen Dandy mit seiner affektirten Haltung? Welch possierliche Stellung! Er ist wirklich lässlich! Wie nur ein so kindisches Wesen sich unterstehen mag, mit Leben und Tod zu spielen! Er wird der gerechten Strafe nicht entgehen!“ Beide Kämpfer zeigten einen merkwürdigen Kontrast in ihrer Haltung. Einerseits stand der beredte Staatsmann mit dem mächtigen, regen Geiste nachdenkend, in ruhiger, ernster Fassung. Andererseits war der junge Lord, mit anscheinender Sorglosigkeit, beschäftigt, einige Distel- und Mohndöpfe mit seinem Stöckchen abzuschlagen. Ein verächtliches Lächeln spielte um Staffords Lippen, während aus Pordens erkünstelter Gleichgültigkeit der Feigling blickte, der sich anstrengt, Muth zu fassen. „Wie kindisch stellt sich der Mensch an,“ sagte Stafford leise zu mir. Unterdessen waren die Plätze bezeichnet worden, auf welchen sich beide Gegner so nahe standen, daß man sie nicht ohne Schrecken betrachten konnte. „Feuer!“ rief Lord Alcoa. Ein Schuß fällt; es ist der des jungen Lords; seine Kugel sanet nahe an Staffords Kopf vorüber. Dieser hat seine Pistole noch nicht erhoben. Er mißt seinen Gegner mit den Augen, schießt in die Luft und spricht: „Es lohnt nicht der Mühe!“ Während stürzt der junge Lord vor: „Heißt das Genugthuung geben? Wir müssen wieder anfangen, und zwar gleich, auf der Stelle!“ Die Zeugen protestirten alle gegen die Erneuerung des Kampfes, aber umsonst; beide Theile drangen darauf. „Zaudern Sie nicht, Stafford,“ sagte Alcoa leise zu meinem Freund. — „Nein! jetzt nicht mehr! Der Unsinige verlangt den Tod, er soll ihm werden.“

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

(Beschluß.)

Die Regierung den St. Simonisten gegenüber.

Die Deputirten von Lyon sollen bei der Regierung mit der Bitte eingekommen seyn, man möchte doch die Versammlungen der St. Simonisten aufheben, sonst könne Niemand für die Ruhe der arbeitenden Klasse haften, und was so eben in Lyon geschehen, könne in andern großen Fabriksstädten des Reichs nachgeahmt werden. Die Regierung soll diese Klagen sehr vernünftig gefunden haben und sogleich damit umgegangen seyn, dem Treiben der St. Simonisten ein Ende zu machen, aber natürlich auf eine der Verfassung angemessene Weise; denn die Maßsprüche wollen heutzutage nicht mehr wirken. Ist ein Land so glücklich und besitzt eine freie Verfassung, so sind die Rechte aller Bürger gleich heilig, und sollen sie angegriffen werden, so kann dies nur auf dem gesetzlichen Wege geschehen, das heißt, die Vertheidigung muß den Beschuldigten frei stehen und die Gerichte müssen zwischen der Anklage und der Vertheidigung richten. In Frankreich besonders, wo erst im vorigen Jahre ein Thron wegen Mißbrauch der Gewalt umgestürzt worden ist, darf kein Minister es wagen, gegen eine Gesellschaft, welche den Gesetzen nicht zuwiderhandelt, eigenmächtig zu handeln; meint er aber, daß ein Verein gesetzwidrig sey, so mag er sich an die Gerichte wenden, damit diese entscheiden, ob wirklich Verletzung der Gesetze vorliegt oder nicht. Was nun den Einfluß der neuen Lehre auf den Aufruhr der Fabrikarbeiter zu Lyon betrifft, so möchte dieser wohl schwer auszumitteln seyn. So oft sich ein Volk aus Noth und Verzweiflung erhebt, sieht man die Ursachen anderswo, als da, wo sie wirklich liegen. Bekanntlich ist seit der Julirevolution zur Erleichterung der Noth der arbeitenden Klasse nichts geschehen, als daß man eine bedeutende Summe zu öffentlichen Arbeiten ausgesetzt hat; da diese Summe aber nur durch Steuern aufgebracht werden kann, so folgt daraus, daß die Bürde der Staatslasten eher vergrößert als verringert worden ist, das Volk also gar keine Erleichterung der Abgaben erlangt hat. Hier bleibt also den Staatsmännern noch viel zu thun; denn das eigentliche Volk macht doch überall die Mehrzahl aus, und wenn dieses keine gegründete Ursache zum Klagen hat, bleibt der Staat gewöhnlich ruhig. Die St. Simonisten machen nun freilich das Volk auf seine elende Lage aufmerksam, und leider ist diese Lage so ziemlich dieselbe in ganz Europa; allein das Uebel ist da, es bedarf schleuniger Abhilfe. Ich halte die St. Simonisten nicht für fähig, ein gutes Gegenmittel praktisch anzuwenden, zumal jetzt, da sie unter einander in Zwietracht liegen; ihnen aber deswegen Stillstehenden auferlegen zu wollen, würde eine große Schwäche von Seiten der Staatsmänner verrathen. Erstlich sind Leute, die sich lächerlich gemacht haben, nicht mehr gefährlich, und zweitens gebührt den St. Simonisten bei all ihrem Unwesen doch das Verdienst, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Elend der unbemittelten Klassen im Staate gezogen haben. Warum hat man ihre Reden nicht früher beachtet und bessere Mittel als die ibrigen gesucht, um das Volk glücklich zu machen? Denn man mag das Ding wenden und drehen, wie man will, heutzutage ist es nicht genug, die Kunst zu erfinden, das Volk im Zaum zu halten, wie man sonst sagte, sondern man muß es zuirren stellen und es so glücklich machen als möglich. Das ist die große Aufgabe, mit der sich noch wenige Staatsmänner in Europa beschäftigt haben, die aber immer bringender wird.

Dg.

Erfordernisse der Zeit zu begreifen, Geschehenes zu übersehen und vielfach zu beissen. So mußten die Folgen jener Vorfälle im September 1830 gute seyn; doch auch schlimme sind nicht ausgeblieben, namentlich die Schuldenlast der Stadt. Die Kommunalgarde beweist eben dieses, und wenn (wie der Korrespondent mutmaßt) deren Aussehen zu schmälern eine Bestrebung ist, so ist dies doch nur, weil die Regierung eben dieses Institut nur ungern gewollt hat, obgleich wir nicht glauben und meinen, einer Bürgergarde angehören zu sollen, sey Pflicht, nicht Ehre oder Vergnügen des Bürgers.

Legitime Stimmung, aristokratischer, nicht selten an den entehrendsten Erollismus angrenzender Geist sollte sich hier laut und breit machen? — Durch wen und wo? können wir fragen. Die hier ceustrirten Blätter bringen sehr wenig über Politik, sey sie des In- oder Auslands (besto mehr die Altenburger Ultraisten), so wenig, daß sie keine Ansichten aussprechen, außer unserer Zeltung, die ihrer Stellung gemäß zu den moderirten gehöret muß. Unsere liberalen Hypothese lassen alles auswärts drucken; Gott weiß, wie viel daran wahr ist; ihre verständige Maßigung ist ein non ens. Was wird aber als ein besonderer Beweis dafür angeführt? Krug habe den Liberalismus verlassen, er wisse nur noch von Rechten der Fürsten, die der Völkter möge er nicht mehr lehren; er wolle zu einem noch zehn andere Orden haben, und sein Ruhm als großer Philosoph, nützlicher Lehrer und empfehlenswerdiger Schriftsteller könne dabel leiden. Wie hat er das alles so auf einmal begangen? Durch seine Schrift über Polen. Es ist wahr, besser vielleicht, er hätte sie nicht geschrieben. Er, der ruhige Weltweise, sah das niedere Treiben der Exaltirten, die ihn auch wohl neckten, an und ließ sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen, die ihm jetzt Schwärmungen zugezogen hat. Das hätte er nicht thun sollen; aber er hatte gewiß doch freies Recht, seine Ansicht über diese Nation zu äußern, ohne darum Liberal zu seyn. Er hoffte von Nikolaus, was jene ihm drohend abforderten. Was vermag mehr zu wirken? Er vried, beklagte die Polen, bedachte aber ihre Versehen, ihre Unvorsichtigkeit auf und zeigte, ihr Sturz sey noch nicht die Abenddämmerung vor seiner Barbareinacht der Menschheit; kurz, er sprach wie ein bedächtig ernster, bejahrter Mann, nicht wie ein heißglühender, unbesonnenere Jüngling. Darum hat er gewiß (was auch sein Porträt von Europa zeigt) seiner freisinnigen Ansichten nicht entsagt; nur ist er ruhiger geworden, wünscht Mäßigung und Frieden zum Besten der Staaten. In jeyiger Zeit hält wohl der Erfahrung für Flug, etwas nachzulassen; alle Forderungen auf einmal erfüllt haben wollen, ist Unsinn. Wenige vermindern, unaufgeregt zu urtheilen; er that es, aber auch nur halb, denn ihn hatten die volbringer Brausehypothese verstimmt. Das mag er jetzt wohl selbst einsehen. Doch ist es Pflicht des Reblischen, dergleichen zu widerlegen, um einen vielfach verdienten Mann, wie Krug anerkannt ist, nicht schmählich zu lassen und das Ausland nicht zu täuschen. Er denke über Polen, wie er wolle, darum nicht er als Lebender nicht minder, seine Schriften sind eben so empfehlenswerth, und an Orden denkt er gewiß nicht; die letzte Mißthatsung mag er verachten, mehr ist sie nicht werth.

Sollen wir unsere Ansicht über Leipzig und das politische und literarische Treiben darin zusammenstellen, so wäre sie etwa folgende: die Regierung und der Magistrat sind thätig und bessern vielfach, Handel und Universität haben gelitten. Journalistik und Theater sind schlecht (mit wenigen Ausnahmen), die Schriftsteller sind meistens Ultra, wenige sind ruhig und verständig, ein Preßgesetz ist Bedürfnis, und — doch wer weiß, was unser Planet im nächsten Jahre bringt! Gott besser es!

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

M O N A T S B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 1 1 . J a n u a r 1 8 3 2 .

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Klumpen abgejätet,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Uhlant.

Psychologische Briefe von Fichte 2).

1.

Im September 1831.

Wohl haben Sie Recht, mein Freund: je feindlicher und irrer die Zeit in sich selbst geworden, je mehr die Stützen wanken oder zerbröckeln, denen wir bisher und vertrauten, desto tiefer kehren wir in uns selbst zurück, um da eines' Festen und Ewigen wieder sicher zu werden. Andacht oder Forschung, beide in rechter Weise nah mit einander verwandt, können uns immer das verlorene Gleichgewicht zurückgeben, und welche Bedrängniß der Außenwelt, welchen Kampf der Leidenschaft hätte nicht die reifigende Betrachtung schon gebillt und befriedigt! Ueberhaupt zeigt uns die Seelengeschichte der Menschheit, wie einzelner Individuen, daß sie gerade dann der ver-

borgentsten Schätze ihres Innern am ersten theilhaftig wurden, wenn es draußen zu rauh war, um sich, wie sonst, im behaglichen Sonnenscheine zu ergehen.

Wohlant, mein Freund! thun auch wir jetzt also. Sie sind nicht minder der Politik satt, wie der täglichen Pestberichte aus allen Ländern. Beides, behaupten Sie, sind nur die Krankheitszettel des unheilbaren Europa, um die Stadien seiner steigenden Hoffnungslosigkeit zu bezeichnen. Und in der That ist die Zeit also geartet, daß sich kaum eine andere ihr vergleichen läßt; indes nicht der drohende Krieg, die Pest, die Theuerung im Verein ist es, was sie vor andern auszeichnet: diese engverbundenen Todesparzen der Menschheit haben sonst wohl ärger ihre Reiben gelichtet. Aber der Zwiespalt im Schooße der Gesellschaft selbst, der immer unverbohlener sich ankündigende politisch-religiöse Vernichtungskampf — dieß ist das seltsam Neue und Eigenthümliche derselben. Dennoch scheinen Sie sich unsern Zustand zu hoffnungslos vorzustellen. Eine große Masse Erbärmlichkeit und Charakterschwäche, eine eben so starke Portion Egoismus, dabei geheime Lüge und Dummheit mit dem sogenannten Geiste der Zeit nach seinen verschiedensten Regungen und Tendenzen — dieß ist Alles. Aber so ist es eigentlich immer gewesen, und die gegenwärtige Zeit bietet nur den Unterschied, daß alle Gegensätze der Ansicht, bis zum schneidendsten Extreme überboten, in ihr dicht neben einander stehen. Will man es aber sich offen gestehen, so finden auch diese ihr geheimes Band, ihre innere Verwandtschaft in den wohlbe-

2) Im Vorliegenden gibt der Verfasser Bruchstücke einer nächstens erscheinenden Schrift über Psychologie, worin er den Versuch gemacht hat, die evoluirende Methode, welche sich in der Naturbetrachtung als besonders fruchtbar bewährt, auch dieser Wissenschaft zu vindiciren. Zum Behuf gegenwärtiger Mittheilung mußte in Form und Darstellung das eigentliche Metaphysische fast ganz ausgeschieden werden; doch hofft man, daß der Aufmerksame eine auch metaphysisch begründete Ansicht, wenigstens als Basis und Hintergrund, hier nicht vermissen wird. Welche polemische und andere nahe liegende Bemerkungen diese gelegentliche Bekanntmachung veranlassen, wird demjenigen eben so wenig entgehen, der mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Psychologie bekannt ist.

kannten Regungen der Eigenliebe, und so darf kein Selbstwiderspruch, keine plötzliche Metamorphose fortan mehr unerwartet scheinen. Wenn manche am gänzlich Ueberlebten noch krampfhaft sich festklammern, andere selbst das Ord nende und Sichernde der Gesellschaft ämstig zu untergraben bemüht sind: — darin wenigstens sind sie meist einig, daß sie in beiderlei Bestrebungen nur ihr Interesse verfolgen, und dergleichen Regungen alliren sich leicht. Indes ist solcher Widerspruch nicht größer, als der eben erlebte, daß die obwaltenden Mächte der Welt selbst mit sich Versteckens spielen, indem sie mit der einen Hand die tiefste Freiheitsregung unterdrücken, während ihre andere der häßlichsten Mißgeburt schmeichelnd unter das Aia greift, recht getreu dem Aussprüche, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut; wiewohl man bei solchen Aeußerungen mit Jean Paul sogleich dazusehen muß: Ich weiß nicht, ob ich mich dunkel erkläre, verhoff es aber.

Sie sehen, bei allen Vorsätzen wird man selbst in Freundschaftsbetheilungen des politischen Beschwachs nicht los; indes wollen wir auch hier, unserer oft erprobten Denkwelt getreu, nicht jammern und nicht höhnen, sondern der Nothwendigkeit fest in's Auge blicken. Wir insgesammt, edle und unedle Metalle, werden in den glühenden Schmelzriegel geworfen, aus dem das korinthische Erz der neuen Zeit hervorgehen soll: — darf es uns wundern, wenn uns manchmal heiß dabei wird? Was jeder für sich thun kann bei dieser Operation, besteht nur darin, unter der allgemeinen Gleichnerei und klugen Vielfarbigkeit seinerseits feste Farbe zu halten.

Doch auch die Wissenschaft, die gesammte Bildung geht einer Arisis entgegen, und in diesen reinern und erfreulichern Regionen ist auch ein bestimmtes Urtheil über Gegenwart und Zukunft möglich. Ohnehin wirkt kaum mehr auf die allgemeine Entwicklung, was die Junstgelehrten etwa in ihren abgegränzten Verschlüssen Gelehrtes oder Abstruses für sich treiben. Man hat zu deutlich erkannt, daß Alles nur Eine Wissenschaft sey, daß Ein Leben durch alle ihre Glieder ströme. Selbst die hier und da hervortretende Richtung auf das Praktische, das Predigen des Gemeinverständlichen und Gemeinnützigen, wie es vielfach laut wird, genügt lange nicht mehr; es würde uns nur einer schon dagewesenen Einseitigkeit zutreiben. Nur was ewig ist und göttlichen Ursprungs in allen Dingen, verlohnt sich zu wissen. Aber hierin empfängt auch das Kleinste seine Bedeutung, sein Band mit dem Größten; dies ist einzig der Geist der wahren, ewig sich verjüngenden Wissenschaft. Das äußerlich endlose, abgeriffene Wissen dagegen, jede bloße Noth, worin es auch sey, ist für gelehrten Ballast zu achten, an dem die mancherlei Scienczen lange genug sich müde getragen. Aber auch in der Wissenschaft erreicht nicht bloß eine gewisse

Ansichts- und Behandlungsweise, selbst eine gesammte Bildungs epoche völlig ihren Abschluß. Wie wir schon lange die Scholastik abgestreift haben, so droht jetzt das Gleiche, und mit gleichem Rechte, der seit dem erwachten Studium der klassischen Literatur herrschenden Epoche der reinen Gelehrtheit und des äußerlich wissenschaftlichen Formalismus. — Es ist, wie wenn dort vorerst der Geist der Menschheit im Leeren und Abstrusen seinen Scharffinn durchbilden, hier mit allerlei Sammeln und Anordnen sich hätte erfättigen wollen, doch nicht ohne lebhaftes Gefühl des Mangels und ohne bittere Klagen über das Ungenügende solcher Weisheit. Jetzt endlich scheint das rechte Mahl dem Geiste bereitet zu werden, und da gekemt es sich, die alten Schüsseln vorläufig abzutragen. Was die tiefsten Geister lange voraus geschaut, oder sehnsuchtsvoll geahnet haben, es scheint als zugängliches Gemeingut Aller uns näher zu treten. Das Wesen der Dinge und selbst Gottes Walten in ihnen ist nicht so abgezogen oder geheimnißvoll, wie es den Pharisäern oder Weltweisen mancherlei Art vorzugeben beliebt, vielleicht um im zugestandenen Besitze solcher Geheimnisse zu bleiben; man muß nur in sich hinwegräumen, was von un begründeten Vorurtheilen des Glaubens und der bisherigen wissenschaftlichen Bildung und den freien Blick dafür verbant. Es gibt nur Eine Wahrheit, Einen Urtopus des Daseyns im Unendlichen wie im Einzelnen; das höchste Geheimniß aller Dinge, die Lösung des Welträthsels selbst ist in jedem Dinge einfach niedergelegt; in ihm schon könnten wir es lesen, wenn wir es selbst nur zu lesen vermögen, und wer auch nur ein Grundphänomen sich völlig zur Klarheit gebracht, der findet darin sicher den Schlüssel zu allen übrigen, ja, ich möchte sagen, zum Prinzip der Schöpfung, zum göttlichen Walten in den Dingen selbst; denn Alles stellt, nur mehr oder minder entfaltet, dasselbe Urverhältniß dar.

D e r P o l i t i k e r .

(Fortsetzung.)

Stafford versiel bald in einen heftigen Schweiß, worauf es nach einigen Tagen mit ihm viel besser ging. Ich erlaubte ihm, Zeitungen zu lesen und seine Freunde zu sehen, überzeugt, daß, wenn auch dieses Mittel seiner Leidenschaft Nahrung geben mochte, dasselbe doch auch zugleich viel zu seiner Genesung beitragen würde, obschon die Zeitungen nicht immer nachsichtig über ihn urtheilten, und unter der Zahl seiner sogenannten Freunde sich mehrere Mitbewerber fanden, die er eigentlich als seine ärgsten Feinde betrachten mußte.

Es waren kaum acht Tage, daß er wieder ausging, so wurde die Kammer der Gemeinden Zeuge eines seiner

glänzendsten parlamentarischen Triumphe. Wie mit den Blitzen des Adlers gewaffnet, welcher auf ein schwächeres Lamina losstürzt, richtete er die volle Kraft seiner Erblichkeit gegen jenen Minister, welcher die ihm angetotene Stelle im Rathe des Königs eingenommen hatte: er donnerte ihn nieder. Der arme Mann, welcher während der Rede Staffords eine höchst traurige Rolle gespielt und alle Augen auf sich gezogen hatte, versuchte zu antworten, aber er strengte sich vergebens an. Seine starke Korpulenz und die übermäßige Transpiration, in welche Staffords bittere Sarkasmen ihn versetzt hatten, vermehrten seine Verlegenheit und machten diesen neuen Günstling der Macht zu einer Karikatur. Er saß auf der Ministerbank gleichsam am Pranger, seine stotternde Zunge versagte ihm den Dienst, er griff nach seinem Hute und verließ den Saal unter allgemeinem Gelächter. Seine entrüsteten Freunde folgten ihm, und nach acht Tagen hatte Stafford, Dank seinem Talent, seiner Ironie und der Unfähigkeit seines Gegners, die lang ersehnte Ministerstelle erobert.

Unser Umgang wurde vertrauter, je mehr sich seine Gesundheit verschlimmerte und ärztliche Hilfe nothwendiger machte. Mitten im stürmischen Ocean der Politik wehrte sich mein Freund wie ein kühner Schwimmer gegen die vom Sturme bewegten Wellen. Immer elend, immer staubhaft, immer verläumdet, brachte er Tage und Nächte im endlosen Kampfe zu, der ihm zur zweiten Natur geworden war. Sein persönliches Ansehen gewann zwar dabei, allein das Ministerium, dem er angehörte, glich einem halb entmasteten Schiffe, welches durch die Fehler seiner Führer und durch anhaltende Stürme außer Stande gesetzt war, dem Verderben zu entgehen. Die Folgen davon brachten Uneinigkeit und innere Zerrüttung ins Kabinet, was zu dieser Zeit für Englands Zustand um so gefährlicher war, als die zweifelhafte Politik des europäischen Kontinents aufing, einen ernsten und drohenden Charakter anzunehmen. Die Gelegenheiten zum Streit häuften sich, neue Hindernisse, neue Verläumdungen. Das uneinige Kabinet faßte keine gemeinsamen Beschlüsse; es verlor das Vertrauen der Nation und seine Stellung wurde unhaltbar. Das Unterhaus, dessen leitende Kraft Stafford allein gewesen war, gerieth in unregelmäßige, fieberhafte Bewegungen; es verrieth damit den krankhaften Zustand des gesellschaftlichen Körpers, wie der unkräfte, heftige Puls eines Leidenden - das Fieber kund gibt, das ihn innerlich verzehret. Das Ungewitter zog sich immer mehr zusammen; die Angriffe der Presse wurden immer heftiger, endlich wahrhaftig leidenschaftlich; die Minorität, welche bisher noch mit dem Ministerium gestimmt hatte, wurde nach und nach immer kleiner. Stafford, gezwungen, eine verwickelte Sache zu vertheidigen, stand noch allein auf der

Bresche und erschöpfte alle Mittel der Beredsamkeit. Der unermüdete Redner verfolgte seine Gegner ohne Rast, bis endlich eine gänzliche Heiserkeit die Folge seiner parlamentarischen Hartnäckigkeit war. Man sah sich gezwungen, der Gewalt der Umstände nachzugeben. Die Opposition bildete eine kompakte Masse, während das ministerielle Heer bis auf einzelne Kämpfer zerstreut war. Stafford entsagte dem Portefeuille und fiel mit den übrigen Ministern unter der furchtbaren Last des Budgets. Die Klarheit, der Scharfsinn, womit er seine einfachen, wohlgemeinten Ansichten darzustellen wußte, hatten über das administrative und finanzielle Chaos der Staatsverwaltung großes Licht verbreitet; aber mit Macht erhob sich dagegen das Haupt der Opposition, nannte diese Sprache eine politische Marktschreierei und bemühte sich, Stafford als einen feinen Sophisten darzustellen, welcher im Uebermuthe seines betrüglischen Talents nur darauf denke, die Nation zu hintergehen. Zugleich schmeichelte man auf eine geschickte Weise den Schwächen und dem Neide des Parteigeistes, so daß der erste Artikel des Budgets von der erbitterten Opposition einmüthig verworfen wurde, was denn das Loos Staffords entschied und die Bande des ganzen Ministeriums zerriß.

Am Tage nach dieser gewaltsamen Auflösung, die ihn von allem losriß, was seinen Wünschen und Leidenschaften schmeichelte, ging ich zu ihm. Welch furchtbare Veränderung! Sein feuriges Auge war erloschen, seine sonst kräftig tönende Stimme dumpf und schwach. So fand ich ihn auf dem Sopha in seiner Bibliothek. „Diese verdamnte Sitzung hat mir den Todesstoß gegeben!“ — „Sie hat Ihnen viel Ehre gemacht; es war nicht möglich, mit mehr Ausdauer, mit mehr Talent zu kämpfen.“ — „Hal sprechen Sie nicht davon; suchen Sie nicht meiner Eitelkeit zu schmeicheln; ich verabscheue das Leben, es ekelt mich an.“ — „Es ist wahr, man ist hart mit Ihnen verfahren.“ — „Hart verfahren? gefoltert hat man mich.“ — „Man hatte Ihnen die Hände gebunden, Ihren Füßen Fesseln angelegt, und verlangte doch, Sie sollen sich frei bewegen. Ihre Kollegen...“ — „Meine Kollegen haben mich schändlich geopfert. Ihre Beschränktheit, Ihr Egoismus haben dem Ministerium den allgemeinen Haß zugezogen. Ich werde es nicht überleben. Nichts hält mich mehr in der Welt! Wurzel und Zweige, was den Baum an seinem Boden, den Mann an das Leben fesselt, alles ist hin!“ — „Glauben Sie mir, einige Tage Ruhe in Ihrem schönen Landhause...“ — „Sie haben Recht; es ist auch mein fester Entschluß, Stadt und Parlament zu fliehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.
Lischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

Die Polen und die Cholera.

Etwas ist wohl Bräun, so wenig es der Stadt an Unannehmlichkeit fehlt, für den Fremden je ein anziehenderer Aufenthaltort gewesen, als eben jetzt, da wir hier unmittelbar vor dem Schlusse der zwei größten Dramen zusehen, welche dieses Jahr vor den Augen des erschütterten Europas sich abrollten. Dem Schlusse eines Actes oder der Handlung? Was wissen wir davon? wir sehen dem großen Spiele der Geschichte zu wie Kinder im Schauspielhause, denen sich das Stück schließt, so oft nach einem Acte der Vorhang fällt. Die letzten Weiken der Cholera, die wir gegenwärtig in Mähren verschimmeln sehen, erinnern nur zu sehr an eine Ebbe, auf welche die sichere Fluth folgt, und wenn man die polnischen Flüchtlinge, ernst, schwermüthig, feurigen Blicks, wie Kriegergestalten, von Morgen gen Abend ziehen sieht, klingt in tiefer Seele der Marsch: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Alle Gasthölzer sind von polnischen Offizieren und Ärzten besetzt; sie beleben Bräun, das unter den jetzigen Umständen etwas todt ist, doch mehr durch den moralischen Eindruck, als durch ihre Menge. Sie werden nach längerem oder kürzerem Aufenthalte auf Wagen unter militärischer Bedeckung weiter befördert und erhalten von Oesterreich ein Taggeld. Es sind meistens Offiziere vom Korps des Ramorino, darunter viele Franzosen, Deutsche und Postner. Die meisten tragen Uniform, Decorationen und Waffen, die ihnen gelassen worden. Es sind schöne Gestalten, wahre Schlachtenmänner unter ihnen, auch einige ehrenwürdige Graubärte; das man auch auf Gesichter sieht, aus denen der ungerathene Sohn oder der verlaufene Schreiber bläst, versteht sich von selbst. Die wenigsten haben mehr, als was sie auf dem Leib tragen, über die Grenze gebracht; sie wurden von den Kosaken noch lächelnd gerupft. Wir fanden darunter höchst gebildete Männer; sie geben die Sache Polens nicht verloren; freilich ist ihre Hoffnung auf etwas gegründet, was mehr Reiche stützen als wieder aufstehen dürfte, auf einen allgemeinen Krieg und die Ereignisse der kommenden Jahre. Strzynecki steht allgemein in hoher Achtung bei ihnen: er war ein großer Feldherr, nur zu vorsichtig, und sein Zurücktreten ehrenvoll. Weniger gut sind sie auf Ramorino zu sprechen: er war ein vortrefflicher Soldat, aber nicht ganz treu in Verwendung der Gelder. Die hiesigen Beamten sind sehr zurückhaltend im Verkehr mit den Flüchtlingen; ein Offizier der hiesigen Garnison läßt sich obnehtn nie im Gespräche mit einem derselben betreten. Ob den polnischen Kriegern der Händedruck und die freundliche Rede eines garnisonirenden Kameraden nicht zu Theil werden soll, bevor sie die Keßler Brücke im Rücken haben, weiß ich nicht.

So beruhigend im Allgemeinen die Resultate der neuern Erfahrungen über die Cholera sind, insofern sie wenigstens das riesenhafte Bild, das sich der erschrocknen Phantasie der Völker eingebräut, verwaschen haben, so gibt doch die Krankheit im concreten Falle ein allerdings ergreifendes Bild, und momentlich wird der Aufenthalt in einem Hospital nicht selten gar moralischen Völler. Wie oft, wenn ich um Mitternacht die Runde durch die Krankenzimmer machte, wenn ich hier einem schwer Seuzenden Trost einsprach, dort an den kalten, leblosen Gliedern eines Sterbenden umsonst nach einem Pulse fühlte, durchzuckte mich der ganze Schmerz der Menschheit. Wenn ich ein lebendes Mädchen, einen rüstigen Familienvater im Verlauf weniger Stunden in ein Erwartendbild verwandelt sah, wenn ich ratlos dabei stand und in allen Falken meines Gehirns vergeblich nach einem Wundermittel suchte, wenn ich einen Kranken, mit dem ich kurz vorher

noch gesprochen, als Leiche fand, da wußte ich oft nicht, sollte ich der Natur oder mir jähren, oder mich in Erfurcht vor der höhern Sägung beugen; heute warm, morgen kalt, vita brevis, ars longa! aber wir lernen seit Jahrtausenden, und wissen nichts! Ich schüttelte mich und — ging zum nächsten Betta.
(Der Beschluß folgt.)

Berlin, December,

Zustand der Literatur

Wenn man gegen den Anfang des Herbstes für den Lauf des Halbjahres eben keine große Thätigkeit in literarischer Rücksicht hoffte, so hat sich wider alles Erwarten keine Verführung der Art bestätigt. Zwar ist die Universität, der Mittelpunkt des gelehrten Treibens, weniger als im Sommer besucht, doch erfreuen sich die Vorlesungen der bedeutendern Lehrer der gewohnten Theilnahme. Vorzüglich zeigt sich bei unserer akademischen Jugend ein reges, ernstes Interesse für Alles, was die nächste Gegenwart und die großen Begebenheiten unserer Zeit betrifft. Ganz liegt in diesem Semester neueste Geschichte. Der geistvolle und bereite Vortrag dieses Mannes, verbunden mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, ließen ein zahlreiches Auditorium erwarten. Allein obwohl Ganz den größten, 300 Menschen fassenden Hörsaal der Uni- versität gewählt hatte, so war dieser für die heranströmende Menge dennoch unzureichend, und Ganz sah sich genöthigt, in der Aula, in welcher an 1500 Personen Raum finden, seine Vorlesung zu eröffnen. Ganz verbindet mit reicher, gebauenvoller Tiefe die seltene Gabe eines schönen, durchaus freien Vortrags, der, obwohl der Gehalte oft augenscheinlich erst während des Sprechens sich bildet und entwickelt, dennoch stets berechtigt ist und voll Wärme, ja selbst voll Affect, ohne sich doch je von der Würde seines Gegenstandes zu entfernen. Deshalb besuchen selbst Gelehrte seiner politischen, höchst liberalen Ansicht sehr häufig seine Vorlesungen und verlassen befriedigt den Vortrag; wie denn überhaupt Ganz ein außer- wähltes Publikum um sich versammelt sieht, vorzüglich viele der höhern Militärs und der gebildetern Beamten. — Herr v. Hammer hat durch seinen letzten wackern Aufsatz: über den Untergang Polens, sich manchen neuen Freund erworben, manchen alten sich enger verbunden. Wie man sagt, hat eben dieser Aufsatz seinen Austritt aus dem Obercensur- collegium bewirkt. — Die Sprachkunde darf sich bei uns man- cher erfreulichen Fortschritte rühmen. Lachmann besorgt jetzt die längst versprochene Herausgabe des Parival, und vermehrt so sein großes Verdienst um die waterlandische Lite- ratur bedeutend. Leider dürfen wir sobald das alt- holländische Wörterbuch von Graff nicht erwarten. So großartig auch die Vorarbeiten sind, so viel man sich von der ge- nauen Sprachkenntniß dieses Gelehrten verspricht, so sehr endlich durch dieses Werk, für das jeder Deutsche Interesse nehmen muß, einem sehr fühlbaren, drückenden Mangel ab- geholfen würde, so möchte in der jetzigen, jedem größern Vorhaben abholben Zeit sich gleichwohl nicht leicht ein Berles- ger für eine so kostspielige Unternehmung finden.

Auch das Einesische hat jetzt hier einen Vertreter. Pro- fessor Neumann ist von seiner, freilich nur sehr kurzen, Reise nach Canton neuerlich zurückgekehrt, und hat nicht unbedeu- tende Schätze an chinesischen Werken und sonstigen Wertwör- digkeiten mitgebracht. Ob er seinen alten Kampf mit Abels Reimutat und Naproth ausfechten wird? Wie man versichert, will er durch gütige Dokumente zum Erbarten, daß jene beiden Herren fast all ihr Wissen dem Bern jesuitischen Gelehrsamkeit entschloffen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Januar 1832.

O, eine Bürde, Crosswell, eine Bürde.
Du schmerzt für einen, der kein Stimmrecht hat!

Shakespeare.
Richard VIII.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie auf's Land,“ sagte ich zu Stafford. — „Ja! je eher, je lieber; jeder Ort soll mir willkommen seyn: eine Hütte, eine Höhle. Nur weit weg von dieser abscheulichen Stadt, von diesem Silde der Lüge, von diesem unvernünftigen Parlamente. Nein, es gibt nichts Elenderes, als einen Mann, der sich mit der Regierung befaßt. Welche Arbeit! welche Last! . . . Und meine Gegner erndten die Früchte davon. Ich bin beschimpft und das Gespötte aller Narren. Meine Verurtheilung, meine Duldung ist Wohlthat für meine Feinde. Doktor, sehen Sie, das ist zu viel!“

Als ich Stafford nach Verlauf von drei Tagen wieder sah, fragte ich ihn lachend: „Nun, Freund, haben Sie die Zeitungen gelesen?“ — „Nein! die Zeitungen, diese Fama eigenmächtiger Lügen, feiler Schmeicheleien und grober Schmähungen; diese Lästerzungen, welche einige Goldstücke zum Schweigen bringen; nein, ich bin ihrer müde. Ihre servile Veränderlichkeit, ihre Widersprüche, ihre Ehrlosigkeit — ich kann sie nur verachten.“ — „Heute würden sie Ihnen vielleicht einigen Trost gewähren.“ — „Wie so?“ — „Sie fangen wieder an, Ihre Verdienste zu preisen; sie behaupten, die Nation bedürfe Ihres Rathes, und die Staatsmaschine sey in Gefahr, seit Sie das Ruder aus der Hand gegeben.“ — „Gleichviel! Ich will nichts mehr davon hören.“ — „Wenn man Ih-

nen aber ein Anerbieten machte?“ — „Ich würde es ausschlagen. Es soll sie reuen, sie sollen mich schätzen lernen!“

Ein geheimer Gedanken versteckte sich hinter diesen Worten, und ich sah wohl, sein Ehrgeiz, diese Quelle seiner Leiden, war noch nicht versiegt. Ein Bedienter trat ein und brachte mehrere Visitenkarten, welche von Mitgliedern des Parlaments für Herrn Stafford abgegeben worden waren. „Ich bin nicht zu Hause, verstehst Du wohl? für Niemand zu Hause. Ich will keinen Menschen sehen. Krank! hast Du gehört? Ich bin krank! Diese Parlamentsglieder! sie haben mich betrogen, verrathen, verlassen, und wollen mich jetzt noch in meinem Unglücke höhnen!“ — „Bedenken Sie, daß die Bitterkeit, welche in allen Ihren Worten athmet, Ihnen schädlich seyn muß.“ — „Meine Seele ist voll davon. Die Verwaltung der Staatsangelegenheiten und die genauere Kenntniß der Menschen haben mir Verachtung und Ekel eingefloßt. Wenn Sie wüßten, wie niedrig sie vor den Machthabern kriechen! wie undankbar, wie falsch sie sind! Wahrhaftig, es gibt keinen schlechten Handel, wobei die Menschheit in erbärmlicherem Lichte erscheint, als beim politischen Handel. Die Wuhlerin verkauft ihren Leib, aber in dem Pfuhl, aus dem ich komme, verkaufen die Elenden ihre Seele. Sie gehört dem Meistbietenden, und wenn dieser sie bezahlt hat, wird sie ihm oft wieder listig entwendet. Lauter Spitzbüberei, lauter Gaunerei! Sollten sie es glauben, daß Lord B*** über drei Monate um seine Stimme

mit mir gehandelt hat, wie man um ein Pferd handeln würde? Wir wurden endlich um den Preis einer Sinecture von achthundert Pfund Sterling einig, die er auch wirklich bald darauf erhielt. Als es nun zum Abstimmen kam, sah ich ihn zu meiner größten Verwunderung gegen mich stimmen, und er hatte überdies noch die grenzenlose Frechheit, sich schriftlich damit zu entschuldigen, daß sein Einkommen nur 790, nicht 800 Pfund Sterling betrage, wie es ihm versprochen worden.“

Ein neugebildetes Ministerium trat bald darauf in Wirksamkeit. Mehrere persönliche Feinde Staffords, und namentlich jene, welche ihn mit den bittersten Schmähungen verfolgt hatten, traten in dasselbe und erklärten laut, sie werden einen ganz andern Weg einschlagen, als Stafford. Dieß war zu viel, diesen letzten Schlag konnte er nicht ertragen. Er entfernte sich von dem großen Schauplatz in Begleitung seiner Gemahlin, welche mit Ergebung den Einfluß der furchtbaren Nebenbuhlerin ertrug, welche ihr das Herz ihres Gatten streitig machte. Sie hatte ihre Existenz lang an die seinige geknüpft; sie ging in seine Ideen ein, sie opferte sich ganz, indem sie die theilnehmende Vertraute seiner schmerzlichen Gefühle wurde und ihren Widerwillen gegen Ehrsucht und Intrike unterdrückte.

Staffords Gesundheit hatte sich im Laufe von zwölf ruhig verlebten Jahren neuerdings befestigt. Nach dieser Zeit übernahm er wieder einen Platz im Parlamente und begann abermals die Grundsätze seiner Feinde anzugreifen. Sein eigentlicher Zweck konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen; ich selbst verhehlte ihm darüber meine Meinung nicht. „Mein lieber Stafford,“ sagte ich, „Ihre Reden machen großen Eindruck.“ — „Ja?“ — „Sie stellen Ihre Gegner und Nachfolger in ein erbärmliches, lächerliches Licht.“ — „Ihre Ansichten sind beschränkt, ihre Ideen falsch; ich spreche nach meiner Ueberzeugung.“ — „Ja, und bringen sehr geschickt das Gute in Erinnerung, das Sie früher gethan haben und noch thun wollten.“ — „Diese kleine Rache ist, meine ich, sehr verzeihlich.“ — „O, Sie rächen sich hier nicht bloß für das Vergangene; es liegt darin zugleich eine Vorbereitung für die Zukunft.“ — „Glauben Sie das?“ — „Gewiß; die Zahl Ihrer Anhänger vergrößert sich, Sie steigen täglich in der Gunst des Volkes und des Hofes, Ihre Grundsätze, Ihr System wirken nachgerade auf jene undankbare Menge, welche früher so verrätherisch an Ihnen gehandelt hat.“ — „Ja, ich will es versuchen, in meinem Vaterlande das Gute zu pflanzen.“

Nicht lange, so strahlte der Glückstern meines Freundes in neuem Glanze. Er wurde wieder an das Staatsruder berufen, und als ich zu ihm kam, rief er mir freudig entgegen: „Triumph! Jetzt stehe ich wieder oben.“ — „Aber auf einem Meere, wo man leicht Schiffbruch

leidet.“ — „O, das bestreite ich nicht. Es bildet sich gegen mich eine riesenhafte Opposition, deren Verzweigungen von den höchsten Regionen bis unter das Volk herunterlaufen; ich weiß es. Dem Kühnsten könnte dabei bange werden; gefährliche Klippen umgeben mich, die Lage des Landes ist höchst bedenklich.“ — „Ihr Einfluß leitet aber das ganze Cabinet; die Kammer der Gemeinen hat Sie mit enthusiastischem Beifall begrüßt; man erkennt allgemein Ihre Ueberlegenheit . . .“ — „Und verabscheut sie!“ — „Sobald Sie sich nur zeigen, werden Sie auf das Schmeichelhafteste empfangen; Ihr Lob ertönt aus jedem Munde.“ — „Der Neid verbirgt sich und der Haß brütet im Stillen, bis er sicher verwunden kann. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich hierüber täusche.“ — „Ruhige Fassung und Kaltblütigkeit werden dieses Ungewitter am sichersten beschwören.“ — „Ja, aber meine Gesundheit verschlimmert sich, meine Kräfte schwinden, ich werde täglich reizbarer, und täglich neuen Anänkungen!“ — „Sehen Sie nur selbst, lieber Freund, wie Ihr Bildniß von allen Bilderhändlern feil geboten wird; Ihr Name, Ihr Lob ist in jedem Munde.“ — „Heute zum Kapitol, morgen zum Hochgericht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

2.

Ich dacht' es wohl, daß Sie meines Enthusiasmus über unsere erleuchtete Zeit, meiner fliegenden Hitze, wie Sie es nennen, spotten würden. „Solcherlei Verheißungen von der jetzt erst zu verhoffenden Blüthe der Wissenschaften hat ja, setzen Sie hinzu, jede neue Weisheit, wie sie der Reihe nach aufstand, wahrhaft markt-schreierisch verkündigt: und kann die Verwirrung, die Zwietracht größer werden, als gerade jetzt?“ — Oern zugestanden! Und dennoch reden Sie für, nicht gegen mich. Eben dieß Schulen- und Seltenwesen, und der sich ablösende Aberglaube, den jede erregte, dieser nur deutsche Überwitz ist gerade bisher das sicherste Zeichen der alten Zeit, der lähmende Widerstand jeder ebenmäßigen Ausbildung gewesen. Wenn es aber nach einem bezeichnenden Worte *Soethes* den Deutschen vorzüglich zur Last gelegt werden muß, daß sie die Wissenschaft unzugänglich machen, und wenn wir diese Kunst letztlich in der That mit verschwenderischer Mannigfaltigkeit und höchstem Scharfsinn geübt haben: was bedarf es, um solchen Vorwurf von uns abzutun, eigentlich anders, als unsere vermeintliche Weisheit nur zu vergessen und mit frischem Blicke von Vorne anzufangen? Jeder Widerstreit der Theorien hat überall nur im Hineintragen erlogener Unterscheidungen und Begriffe seinen Grund;

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

was Unwillkürliches ist, ein in uns, nicht durch uns sich Gestaltendes? Der langgesuchte Gedanke, das lösende Resultat, selbst der abschließende Reim ist da, blüht ähnlich hervortretend aus der Tiefe unseres Geistes, selten herausgerechnet, oder durch logischen Zwang heraufbeschworen. Die Form, die methodische Behandlung ist erst Werk der Bearbeitung, der Leib, welcher nachher dem belebenden Gedanken angezogen wird, fast niemals aber der Weg zur Erfindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

(Beschluß.)

Die Cholera in Mähren.

Da die Epidemie in Brünn stark abnahm und überdies nun, nachdem ich bisher der einzige fremde Arzt gewesen war, italienische, böhmische, französische und deutsche Aerzte in Menge eintrafen, entschloß ich mich, die Seuche auf dem Lande zu verfolgen, und erhielt bald von dem Kreisamt ein Autorisations-schreiben, mit der Weisung an alle Beamten, mich auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Ich bin nun in den letzten Tagen mit dem Bezirksarzt zu Schitten von Dorf zu Dorf, von Herrschaft zu Herrschaft gefahren. Wo ein neuer Ausbruch gemeldet wird, begibt man sich hin, forscht den Ursachen nach und macht die vorgeschriebenen Sectionen. Seit gestern habe ich mich in der Stadt Lischnowitz niedergelassen; ich mache die Krankenbesuche in Begleitung eines Polizeidiener's und des Chirurgen, der als Dolmetscher dient. Die Seuche ist übrigens auch hier am Erbischen, und ich werde daher der Einladung eines Edelmann's folgen, auf seiner Herrschaft die Direction der Cholera zu übernehmen. Er ist, wie manche der fleißigen Großen auf dem Lande, ein Anhänger der homöopathischen Methode aus G. K. Leit und Langeweile; der Baron und seine Gemahlin sollen selbst Kuriren; er ließ mir übrigens sagen, meinem allopathischen Wirken solle nichts in den Weg gelegt werden. Mein Aufenthalt auf dem Lande ist mir von großem Werth, da ich das mährische Land und Volk und das Treiben der Herrschaften in der Nähe kennen lerne. Das Volk ist sehr arm, gedrückt und steht auf einer tiefen Stufe der Kultur. Die Hütten sind klein, erbärmlich; der Boden ist von Lehm, der ungeheure, feuersprühende Ofen nimmt den vierten Theil des Raumes ein. In einem solchen Loche wohnt ein Dugend Menschen; sie schlafen theils auf einer Mauer hinter dem Ofen, theils in schmutzigen Betten; ihre Haupt-, oft ihre einzige Nahrung sind Kartoffeln und Rüben. Man denke sich unter solchen Verhältnissen die Cholera. Sie hat auf dem Lande fast keinen sehr ausgesprochenen Charakter, und doch sterben eine Menge Menschen; es gibt Gemeinden, in denen der schwache Mensch gestorben ist. Häufig bleiben die Leichen bis zur Beerdigung in denselben Räumen liegen. Man kann in Hütten treten, wo in einer Ecke ein Paar Leichen, in der andern drei, vier Kranke liegen. Wir machten neulich das Erhebungsprotokoll in einem Dorfe, wo die Seuche auch gebrochen war. In der befallenen Hütte war die enge Stube fast zur Hälfte durch einen Weibstuhl gefüllt; zwei Betten, der kolossale Ofen, Tisch und Bänke ließen kaum so viel Raum, daß man sich bewegen konnte. Hier wohnten fünfzehn Menschen beisammen; drei waren schon an der Cholera gestorben, ein vierter lag krank ohne Hoffnung; ich machte im Vorraum eine Section, während der Wind den Schnee hereintrieb und Gänse und Schweine ab- und zuginnen. Welch idyllisches Bild! — Für Ansteckung haben wir bis jetzt

auf dem Lande wenig Beweis. In Brünn kamen die ersten Fälle unter den vom ungarischen Korbon in das dortige Militärhospital gebrachten Soldaten vor; der erste Kranke im Civil war ein Mädchen, das in der Nähe des Spitals wohnte und einen Liebhaber in demselben hatte, der zweite eine Freundin, welche jene während der Krankheit gepflegt. Es ist sehr schwer, mit Thatsachen in dieser Beziehung bekannt zu werden, da die Regierung, im Widerspruch mit der preussischen, welche dekretirte, die Cholera sey ansteckend, will, daß sie nicht anstecke und die Branten darnach handeln. „Wenn Sie in Ihrem Vaterland eine Carriere machen wollen,“ sagte mir ein Arzt, „so sprechen Sie sich für die miasmatische Verbreitung aus!“

Berlin, December.

(Beschluß.)

Hopp, Schlegel, Eichhorn.

Von Hopp dürfen wir die Resultate einer genauern Erforschung des Sprachstammes, dem auch das Deutsche angehört, in einem größern Werke erwarten. „Die vergleichende Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes“ wird noch in diesem Halbjahre die Presse verlassen; durch Hinzuziehung des Zend, dessen gründliche Kenntniß Hopp durch mehrere kleinere Schriften darzulegen, hat der Gegenstand an Breite, aber auch an Ergiebigkeit gewonnen. Hrn. v. Schlegel's Angriff gegen diesen Gelehrten, so wie gegen Schiller, Niebuhr, Arnbt, Menzel haben hier ein allgemeines Bedauern für den Mann erregt. Daß Schlegel die grammatischen Forschungen der neuesten Zeit, obwohl er gern über dieselben aburtheilt, nicht verstehe, ja daß er selbst im Indischen, welches er zu seinem Altersstudium gemacht, mehr Gewandtheit als Gründlichkeit besitze, darüber hatte bei denen, welchen eine Einsicht in dies Fach gestattet ist, nie ein Zweifel obgewaltet; daß aber ein Mann, dem man mindestens einen gewissen Glanz in dem Formellen der Poesie nicht abzusprechen vermochte, so ganz und gar zur Flachheit, Gehaltlosigkeit und üblichen Unform herabzusinken vermöge, das konnte bei allen Bessern nur luniges Mitleiden erregen, welches freilich bei Vielen der Erbitterung über den frechen Uebermuth des Eingangs weichen mußte. Nach solcher stolzen Aufforderung, nach solchem rücken Hlnwerfen des Fehdehandschuhes, meinte man, hätte sich redlicher, ritterlicher Kampf gezeigt, nicht selige Verhöhnung der Schatten dahingegangener Heroen. — Wer Hegel's Lehrstuhl einnehmen wird? Besetzt freilich kann seine Stelle werden, ersetzt nicht. Was er, außer seiner literarischen Wirksamkeit, der Universität durch seine Lehre genützt, das dürften beinahe alle seine Vorlesungen beweisen, welche jetzt von seinen Jüngern und Schülern dem Publikum übergeben werden. Den Gedanken, Schelling oder Herbart hierher zu berufen, scheint man verlassen zu haben. Daß Eichhorn den durch Schmalz's Tod erledigten Lehrstuhl der Jurisprudenz einzunehmen wird, ist gewiß für die Universität vom höchsten Gewinn. Indessen tabeln Viele die fremde, ferne Stellung, in welcher dieser Gelehrte zu der Universität sich halten wird. Er hat sich nämlich bei seiner Berufung bedungen, nur durch seine Vorlesungen mit derselben verbunden zu seyn, sonst aber, von allen betreffenden Angelegenheiten fern, weder in die Fakultät, noch in das Spruchkollegium treten zu müssen. Auch Savigny und Schlegelmacher haben sich schon seit Jahren von jeder Sorge sowohl für allgemeine Universitäts- als Fakultätsangelegenheiten zurückgezogen. Mit Recht bemerkt man, wie ungebührlich es sey, seine Privatneigungen oder Streitigkeiten dem Wohle öffentlicher Anstalten, für welche zu wirken man berufen ist, nicht unterordnen zu können.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 13. Januar 1832.

— Mit Othern
Soll sich nicht messen.
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgend haben dann
Die unsichern Sobira,
Und mit ihm spielen
Wellen und Blinde.

Goethe.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

Eine bedeutende Frage halten Sie mir wahrscheinlich sogleich hier entgegen: ob nämlich nicht eine besondere Kunst, eine feste Methode diese doch immer vom Zufall, Schicksal, kurz vom Unberechenbaren abhängenden Eingebungen des Talents ergänzen und überflüssig machen, überhaupt auf untrügliche Art, wie durch Berechnung, in alle Wahrheit führen könne?

Lieber Freund, eine solche Kunst, ein solches Surrogat aller Genialität zu entdecken, haben eigentlich alle Pädagogen in ihren Erziehmethoden, wie nicht minder die Philosophen in ihren Systemen sich längst abgemüht. Wäre ihr Zweck je erreicht, es dürfte nach jenen kein Vorrecht des Talents, nach diesen nichts Unaufgeschlossenes oder Dunkles mehr bleiben. Alles muß Jedlichem zugänglich, muß offenbar geworden seyn; denn sie haben ja in der Umgränzung ihrer Systeme alle Wahrheit und Weisheit fein beisammen. Wenn nun aber Jacotot z. B. behauptet, aus jedem nur nicht ganz unvernünftigen Menschen Alles machen zu können, wenn jeder neueste Philosoph Ihnen in seinem System den wahren Talisman darreicht, um alle Wahrheit daraus hervorzulocken, so wäre damit eigentlich ihre Absicht — falls sie wüßten, was sie thun — fürder an Gottes Statt die Welt zu leiten, indem sie sich getrauen, jede Begabung unbedenklich zu machen, und so die Geschichte vorans

zu gestalten, wie zu konstruiren. Die höchste Wahrheit und Gewißheit ist Allen aufgethan; denn jeder kann sie sich eindemonstriren lassen, und die unfehlbare Pädagogik lieferte Ihrerseits den jährlichen Bedarf an herangebildeten Genialen für Krieg, Staatsverwaltung, Seelsorge und Unterricht: alle Geistesunterschiede und Anhöhen wären gehörig nivellirt, und auch hier das demokratische Gleichheitsprinzip unter den Geistern glänzend gerechtfertigt. — Freilich wird die untrügliche Vortrefflichkeit eines solchen Zustandes nie eintreten; es thut daher nicht Noth, sich vor seiner erbärmlichen Langeweile im Voraus zu ängstigen. Der Genius, der einzig von Gottes Gnade geboren, läßt sich weder vertilgen, noch ersetzen; noch weniger überträgt aber Gott die Leitung seiner Welt in andere Hände, wiewohl eigentlich das Streben des Menschen halb bewußt stets darauf gerichtet ist, das Heft des Weltregiments in seine Hand zu bekommen.

Ernsthaft gewendet, läßt sich indes die Frage nur bejahen: ob nicht auch in der Wissenschaft wie in der gesammten Bildung ein bewußter Fortschritt möglich sey, damit nicht immer Sandkorn an Sandkorn gehäuft, von vorne angefangen werden müsse. Unsere Ansicht davon liegt eigentlich schon im Vorigen. Die vereinzelte Erfahrung und das abstrakte Philosophiren sind lange genug in starrer Isolirung ausgebildet worden, um sich dort in ihrer ungenügenden Zersplitterung, hier in ihrer Leere zu zeigen. Nur in wechselseitigem Durchdringen beugen beide ein Lebendiges. Wie wir nämlich schon anderwärts

einsahen, daß auch die Speculation unsern ursprünglichen Horizont nicht überspringen kann — und dieß ist eben der Wahn aller Schulweisheit, daß sie aus sich etwas Neues, außer ihr nicht Vorhandenes zu entdecken und uns anzubilden vermöge — wie sie vielmehr Nichts ist, als die tiefste Selbstorientirung des Menschen über seinen ursprünglichen Besitz, die Entfaltung seines noch unentwickelten, oder auch mannigfach verklärten und entstellten Bewußtseyns von Gott und den Dingen: so ist es auch ihrerseits die rechte Erfahrung, die nun gar nicht mehr im Gegensatz zur Speculation steht: — der natürlichen Entfaltung der Dinge aus ihrem Ursprunge zuzusehen, wie ihren Lebenslauf und den Umriss ihres Daseyns an ihnen zu verfolgen. Und auch in Rücksicht auf Psychologie sprechen wir es nicht zuerst aus, wie selbst die Erscheinungen der Seele und des Geistes nur richtig erkannt werden, wenn man sie in ihrer Entwicklung aus ihrem natürlichen Complex, aus ihrer Natur voraussetzung betrachtet. Hier brauch' ich Sie nicht an die hohe Bedeutung zu erinnern, welche die Naturwissenschaft für Psychologie, ja für Geschichte und Religion schon jetzt erlangt hat; und wenn es uns gelänge, theurer Freund, den bezeichneten Bildungsgang auch jetzt noch in Theorie wie Ausübung rein und wohlbetreten zu erhalten, der höchste Lebenszweck könnte darin schon erreicht scheinen. Das wahrhafte Talent, der gesunde Sinn für die Sache ist freilich immer auf dem rechten Wege; aber die gewohnten Vorstellungen einer Bildung, in welche er seit Langem hineingewachsen, selbst eine nicht mehr auf Anschauung gegründete, sondern durch Reflexion und Denkgewohnheit zweifach abgestumpfte Sprache legt der klaren Fassung des eignen Gedankens die schwersten Hindernisse in den Weg. Vor sich selbst wird man unsicher, und die innerste Ueberzeugung, ausgesprochen, beinaß uns fremd; was geschieht vollends, wenn wir sie andern anzueignen suchen! Und so werden auch wir in unserm nächsten Geschäfte mehr hinwegzuräumen und zu vergessen haben, was die ewig fließende Quelle des Wahren ableitet oder eindämmt, als daß wir sie in all ihren Ausströmungen sogleich schon verfolgen könnten. Was bisher meist für die Psychologie geschehen, gleicht kaum einem trocknen Skelette oder Präparate des Geistes; in solche doch immer wahre, wenn auch leere Formen könnte doch wenigstens die rechte Betrachtung, sie belebend und begeisternd, hineinwachsen. So aber ist das Meiste nur leeres Sparrwerk, das vorerst völlig eingerissen werden muß, aus keinem andern Grunde, als weil es in ganz willkürlichen und erdichteten Annahmen besteht.

Was ich daher Sie zunächst nur hätte, wenn Sie prüfen und sichten, ist, meine Behauptung nicht in ihrer starren Einzelheit und polemischen Negation, sondern

aus ihrer Gesamteinheit zu fassen, und aus dem Mittelpunkte, der Alles festhält. — Es ist so leicht als gewöhnlich, aber Nichts entscheidend, ein tiefreichendes Erkenntnisprinzip, statt sich an ihm zu orientiren und mit freier Hingebung sich in seine Anschauungsweise hineinzuüben, durch verschleifte oder aus dem Zusammenhang gerissene Konsequenzen zu bekämpfen. Wie ein jedes Kunstwerk seinen Gesichtskreis, sein Licht hat; aus welchem heraus es allein genossen, wie begriffen werden kann, gleichwie es selbst bei jeder Naturerscheinung der Hingebung, der Andacht bedarf, um sie zu begreifen, so muß auch eine bestimmte Weltansicht das Gleiche verlangen, und um desto eher, je mehr sie nur nach einzelnen Seiten hin sich darzustellen vermag.

Eben so möchte sich ergeben, daß aus dieser Grundansicht auch über die dunkeln und zweifelhaften Parttheen unseres Seelenlebens, über alles Ahnungsvolle und Vorbedeutende ihrer gegenwärtigen Existenz; selbst über Tod und individuelle Fortdauer ein neues Licht sich verbreite. Dennoch kann es nicht fehlen, daß die gewohnte Vorstellungswelt, welche auf der lange genug und eingeübten Wissenschaft und Bildung beruht und beinaß wie eine neue, erkünstelte Natur unsern Blick umfängt, eben deshalb nicht mannigfach mit uns in Widerspruch trete und vermeine, daß unsere Ansicht gegen die Natur selbst angehe, weil diese ihren Gewohnheitsmeinungen sich nicht fügt. Dieß unvermeidliche Loos können wir indeß um so leichter tragen, als im Großen und Ganzen wenigstens die Grundansicht, von der wir ausgehen, täglich tiefere Wurzeln schlägt, während hier nur das Einzelne in seiner Anwendung vielleicht als neu betrachtet werden darf. Uebrigens vergeben Sie heut meine lange und ziemlich abstruse Unterhaltung. Nächstens kommen wir zur Sache selbst.

D e r P o l i t i k e r .

(Fortsetzung.)

Stafford vollendete beharrlich das begonnene Werk. Die gefürchtete Opposition hatte sich zwar gebildet und manchen vergifteten Pfeil auf ihn abgeschossen; aber er blieb Sieger. Jedermann fragte sich, ob er im Stande seyn werde, sich zu halten, da der Zustand seiner äußerst schwankenden Gesundheit allgemein bekannt war. Er redete oft laut in seinen Träumen und fing an, Nachtwandler zu werden; seine wunderlichen Grillen setzten seine Bedienten in Erstaunen, und seine seltsamen Einfälle auf der Rednerbühne grenzten zuweilen an das Ungereimte, worüber eine Morgenzeitung sich einige boshafte Bemerkungen erlaubte. Ein fürchterlicher Gedanke drang sich mir auf: wäre es möglich, daß sein Geist gelitten hätte? — Ich eilte zu Lady Stafford, und sie erzählte mir umständlich die Sonderbarkeiten, die man

in neuerer Zeit an ihm bemerkte. „Wissen Sie,“ sagte sie, „das neulich Lady Amelia Wilford begegnet ist?“ — „Nein.“ — „Auf dem letzten Ball des * * * schen Befandtes wurde sie ohnmächtig; ich eilte, ihr beizustehen, und da wir ziemlich genau bekannt sind, begleitete ich sie nach Hause. Sie erzählte mir, ein starrer, fürchterlicher Blick meines Mannes habe sie vor Schrecken in diesen Zustand versetzt; sie könne sich aber durchaus nicht erklären, wodurch sie sein Mißfallen in einem so hohen Grade erregt habe.“ — „Steht Ihr Mann in politischer Beziehung nicht in freundschaftlichem Verhältnisse mit Stafford?“ — „Allerdings; sie haben aber vor einigen Tagen einen heftigen Wortwechsel gehabt. — Mein Mann, der am Geländer eines Altars lehnte, auf welchen Lady Wilford zuging, empfing sie mit finsterner Miene und einem wilden, irren Blick, der den gräßlichsten Einbruch auf sie machte. O, ich kenne diesen Blick, Doktor, er hat mich schon für den Verstand meines Mannes zittern machen!“ — „Welch ein Gedanke!“ — „Leider fürchte ich nur zu sehr, was Sie für Einbildung halten.“ — „Stafford ist ein Mann von starkem Geiste.“ — „Ja, seine Verstandeskraft ist groß; er ist ungeheurer Anstrengung gewachsen, aber die Ruhe des Gemüths fehlt ihm. O mein Gott! könnte ich mich täuschen! möchten jene furchtbaren Irrlichter nichts Schrecklicheres bedeuten!“

Die Möglichkeit, daß die Ruhmsucht diesen edlen, großen Geist zerstören könnte, erschütterte mich. Ich ging sogleich zu Stafford, der allein in seiner Bibliothek war, und überzeugte mich leider, daß unsere gräßlichen Besorgnisse nicht ungegründet waren. In seinem Gesichte lag unverkennbar ein Zug, der auf Selbsterzitterung deutete. „Hal lieber Doktor,“ rief er, indem er mir einen Stuhl anbot, „Sie finden mich gebeugt, niedergedrückt.“ — „Stafford! Sie gönnen sich selbst keine Ruhe, Sie wollen ihr eigenes Verderben. So kann eine Gehirn-entzündung nicht ausbleiben. Um Gotteswillen! halten Sie ein!“ — „In der That, ich fühle mich erschöpft.“ — „Was enthält die Flasche hier?“ — „Opium; Abends nehme ich gewöhnlich eine ziemliche Dosis, nur um einschlafen zu können.“ — „Mehr braucht es nicht, Ihre Denkkraft gänzlich zu zerstören! Stafford, das ist entsetzlich!“ — „Ich habe nicht den Muth, mich anzukleiden, nicht, mich anzukleiden; Alles ist mir zu viel. Doktor! Doktor! ich weiß nicht, ob es mir möglich seyn wird, Ihnen meinen fürchterlichen Zustand begreiflich zu machen. Es ist mir, als starrten ringsum funkelnde Augen mich an. Alles wird lebendig; alle Gegenstände personifiziren sich wunderbar, entsetzlich; ich fühle mich kommen, die Luft, in der ich atme, scheint ver-
— „Ihr Nervensystem ist äußerst angegriffen.“
— „Meine Existenz ist wie ein Traum, und meines Ich werde ich nur in Zwischenräumen ganz bewußt. Al-

les erscheint mir anders, verzogen; die Gegenstände vergrößern sich und meine Einbildungskraft sieht sie unter ganz andern Formen. Dieser Zustand ist unerklärlich.“ — „Unerklärlich? nein; Sie sollten sich darüber nicht wundern; und wäre es noch schlimmer, Sie müßten es nur als die notwendige Folge Ihrer Thorheit betrachten.“ — „Welcher Thorheit?“ — „Ja. Entsagen Sie der Politik, oder die Natur wird sich an Ihnen rächen.“ — „Ich meiner Stelle entsagen, während die Kammern versammelt sind? alles liegen lassen, was ich begonnen? Unmöglich! Wie ich mich gebettet habe, will ich schlafen.“ — „Das heißt nicht leben.“ — „Nein; ich gestehe selbst, daß ich mir über das, was in meinem Gehirn vorgeht, nicht ganz Rechenschaft zu geben weiß. Mein Gott! behüte mich vor Wahnsinn!“ — „Sie allein haben das Heilmittel in Händen.“ — „Mein Kummer, der Neryer, der mich verzehrt — braucht es mehr, um den stärksten Geist aus den Fugen zu treiben? Wie! habe ich mich nicht seit Beginn der Sitzung herabgewürdigt, einer ganzen Heerde von Einfaltspinseln zu schmelzeln, um die Stimmen dieser stupiden Herrn für das Ministerium zu gewinnen? Ich habe sie geschont, um meine Kornbill durchzusetzen; ich habe sie zum Essen eingeladen, ich bin selbst zu ihnen gegangen, ich habe ihr einfältiges Geschwätz angehört und mich bemüht, munter, liebenswürdig, geistreich bei ihnen zu seyn; ich habe die Langweiligkeit dieser Menschen ertragen, die ich von ganzem Herzen verachte. Und als ich diese parlamentarische Hundekoppel am nöthigsten brauchte, hatte sie sich nach allen vier Winden zerstreut und mich allein gelassen, mit einer Minorität von 43 Stimmen.“ — „Von jeder haben alle Minister dergleichen unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie können nicht verlangen, allein verschont zu bleiben.“ — „Ich weiß es, ich fühle es wohl,“ fuhr er fort, indem er mit großen Schritten auf und abging; „aber warum fehlt diesen politischen Geschöpfen alles Gefühl für Dankbarkeit, warum sind sie gewissenlos und ohne Grundsätze? warum?“ — „Die gegenwärtige Sitzung wird bald zu Ende seyn, Sie haben die größten Hindernisse bereits überwunden. Lassen Sie sich nicht abschrecken; ich bin überzeugt, vierzehn Tage Ruhe auf dem Lande geben Ihnen Lebenslust und Gesundheit wieder.“ — „Nein! o nein, für mich ist Alles vorbei! Die Verlegenheiten werden immer größer; rings umher, vor mir, nichts als neue Hindernisse! Gerechter Himmel! wie soll ich mich da herauswinden? — Ja, ich werde das Ruder verlassen; Sie haben Recht, es muß seyn. — Ich hatte meine ganze Erfahrung, alle Gewandtheit aufgeboten, um einen Vertrag abzuschließen, wobei die Interessen Spaniens und Frankreichs sich vereinigen ließen. Die meisten Kontinentalmächte hatten bereits ihre Genehmigung dazu gegeben, da bringt mir

ein verdammter Courier aus Downing-Street eine höfliche Note vom Wiener Cabinet, worin in den schmeichelnden Formen der österreichischen Diplomatie angekündigt wird, die Ausführung meines Planes müßte als eine Kriegserklärung gegen Oesterreich angesehen werden.“ — „Ich gestehe, das ist höchst niederschlagend.“ — „Metternich allein läßt mein Werk! seine Feindschaft ist teuflisch! Was ist hier zu thun? Die Körnbil, für deren Annahme ich mich verbürgt, die ich mit so großer Mühe vorbereitet hatte, kann nun nicht durchgehen; gestern kündigten mir drei Familien aus der Kammer der Lords an, sie könnten sie nicht mehr unterstützen. Auch die Kammer der Gemeinen hat sich gegen die Bill gewaffnet. Im geheimen Rathe stehen wir alle feindselig gegen einander. Seine Majestät haben mich gestern sehr kalt verabschiedet, und sogar einige beifsende Worte gegen mich fallen lassen, als Sie eben mit aller Gemächlichkeit Ihr letztes Glas Claret schlürften.“ — „Nah! Morgen früh stehen Sie vielleicht desto höher in Gnaden.“ (Der Beschuß folgt.)

Korrespondenz: Nachrichten.

Paris, December.

Peter III. auf der Bühne.

Der Anschlagzettel des Théâtre français kündigte neulich ein neues Trauerspiel an: „Peter III., Kaiser von Rußland.“ Das Gerücht sagte, daß es einen noch ganz jungen Dichter zum Verfasser habe, Namens Victor Escouffe, welcher bereits ein prächtiges Melodrama auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin, nämlich *Beruch, den Mauren*, gegeben hat. Er war damals achtzehn Jahre alt; jetzt ist er ein Jahr älter. Mit welcher Kühnheit wird ein so junger Dichter einen historischen Stoff aus der neuern Zeit, den man im Norden nicht einmal als Geschehete zu erzählen wagt, aufgegriffen und geschildert haben. Das wird wieder eine der Früchte sein, die man in weniger freien Ländern zu den verbotenen rechnen würde. Schon um der Wertwürdigkeit willen, die Geheimnisse der neuern Politik im Angesichte des Pariser Publikums dramatisirt zu sehen, müßte man solch eine Aufführung nicht versäumen. Mit diesen und ähnlichen Gedanken fand ich mich zur gehörigen Stunde ein. Der Saal war bereits voll und bot einen glänzenden Anblick dar. In der letzten Zeit hat der Saal des Théâtre français einige Veränderung erlitten. Man hat einsehen lernen, daß, wenn die Säulen zwischen den Logen sich schön ausnehmen, zum Tragen der obern Gallerien sehr zweckmäßig sind und ein recht architektonisches Ansehen haben, sie doch andererseits die Zuschauer hindern, zu sehen und gesehen zu werden. Man hat daher die Einrichtung getroffen, hier wie in der römischen Oper, die hölzernen kannelirten Säulen durch dünne eiserne, aber vergoldete Säulchen zu ersetzen, die zwar mager aussehn, aber dagegen die Logen ganz offen stellen; zudem hat man in den meisten Logenreihen die Zwischenwände nur so weit heraufgeben lassen, daß man die Arme darauf stützen kann. Das Licht des großen Frontenlichters fällt also ohne Hinderniß bis hinten in die Logen, die noch dazu mit hellem, rosenfarbigem Papiere bekleidet sind. Kein Damenschmuck geht verloren, und die schönen Zuschauerinnen können mit der Versicherung hingehen, daß die auf ihren Puz verwendete Mühe und die von der Natur ihnen verliehenen Reize von tausend neugierigen Blicken werden gebührend gewürdigt wer-

den; daher die schöne Welt hier gern ihre natürlichen und künstlichen Vorzüge zur Schau stellt, und nur die Oper bietet einen noch prächtigeren Anblick dar, wenn der Saal voll ist. Man war in gespannter Erwartung des neuen, süßen Versuches eines so jugendlichen Dichters. Zuerst wurde das Lustspiel *la jeune femme colere* von Etienne und Nanteuil gegeben, ein liebliches, vortrefflich gespieltes Stück, das auch als Operette, und ich glaube gar als Ballet, eingerichtet worden ist. Nur scheint die Bühne etwas zu groß für ein so kleines Stück, das sich besser für eine Vaudevillebühne eignet, wiewohl man auch im Théâtre français gern ein heiteres und kleines Stück neben einem tragischen sieht. Diesmal kam das Lustspiel um so gelegener, da man leicht vorhersehen konnte, daß es in dem neuen Trauerspieler nichts Besseres geben würde. Das kleine Stück war zu Ende und die Aufführung des großen nahe heran. Orchestermusik konnte sich nicht hören lassen, denn der Schauspielersaal war so voll, daß die Musikanten ihre Plätze dem Publikum hatten räumen müssen. Endlich rauschte der Vorhang auf, und sogleich schaukelte sich Peter III. durch seine halb preussische, halb russische Montur, durch seinen Offiziersrock und seinen breitaugen Hut, und mehr noch durch seinen märkischen Ton und sein gebieterisches Wesen an. Gleich Anfangs brach er in Wuth aus über das Betragen seiner Gemahlin, von der er grausliche Dinge gebürt hatte. Nur ein jugendlicher, unerfabrener Dichter kann solch einen Fehler begehen; wenn Peter III. schon im ersten Auftritte wütend ist, was soll während der fünf Aufzüge aus ihm werden? Oder soll er das ganze Stück hindurch wütend? Ach ja, das ist es leider, was ihm der junge Dichter zugehacht hat. Sein Peter III. ist wirklich ein fürchterlicher Mann, denn seine Wuth kennt gar keine Intervalle; bei ihm ist der Zorn kein *furor brevis*, nein, es ist ein anhaltender *Wahnsinn*. Ist der wirkliche Peter so gewesen, so begreift man, wie man ihn zuletzt so grausam behandeln konnte; denn er selbst behandelt die Leute wie ein Mensch aus dem *Löwenstall*. Nun tritt ein Page aus dem Gemache der Kaiserin. Peter hält ihn an; der Page zittert und bebzt, und gesteht, daß er ein Liebesbriefchen zu überbringen habe. Er muß es ausliefern, und wenn der Kaiser zuvor wütend war, so kann man denken, wie er sich nach dem Lesen dieses Briefchens aufführt, worin Katharine sich ganz ihren Leidenschaften überläßt. Peter erzählt, daß seine Gemahlin zwar bald Mutter werden wird, daß er sich aber des Vaterrechts nicht erfreuen darf. Er unterhält sich mit dem Page und entdeckt, daß es Ivan ist, den man in ein Gefängniß verschlossen hatte. Katharine hatte ihn aber aus Mitleid losgelassen und zum Page gemacht, ohne ihm das Geheimniß seiner Abkunft zu entdecken. Der Kaiser stellt ihn auf die Probe, um zu sehen, ob der junge Mensch erhabene Gesinnungen verrathe, und als er dies bemerkt, beschließt er sogleich, Ivan zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der junge Ivan überläßt sich, als er wieder allein ist, dem Entzücken über die ihm geoffnete glänzende Aussicht. Der junge Dichter hat hier seiner Phantasie vollen Lauf gelassen; es herrscht in dem Monologe des jungen Ivan eine Begeisterung, die zuweilen durch sehr gewagte Gedanken und Aeußerungen unterbrochen wird, doch im Ganzen sehr poetisch ist. Aber nun folgt eine fürchterliche Scene. Peter fordert von seiner Gemahlin Rechenschaft wegen der heimlichen Korrespondenz, und kündigt ihr an, sie soll nicht Herrscherin bleiben. Der Kaiser donnert fürchterlich, und ich begreife kaum, wie es der Schauspieler *Beauvalet* bis zum letzten Auftritte so aushalten kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 14. J a n u a r . 1832.

Voudrais-je partager ma vie
Entre les jeux de la folie.
Et l'ennui de l'oisiveté,
Et trouver la mélancolie
Dans la sein de la volupté!

Cresset.

L a f a v e r t e s S a l o n .

Ich bin weder liebenswürdig, noch galant, noch sehr „voll,“ fast gar nicht einmal civilisirt, und im Allgemeinen ziehe ich die Faubourgs der Stadt, das Melodram der Tragödie vor. Darum sind mir Soirées, besonders aber die Soirées der großen Welt, recht eigentlich zuwider. Was man, genau genommen, unter einer „Soirée“ verstehe, ist mir nie ganz klar geworden. Etwa ein Durcheinander von Herrn und Damen, welche sich mit großen Anmaßungen in einem Hause versammeln, dessen Herr, nicht minder anmaßend, empfängt? Ein Quodlibet von Mißgunst, Widersprüchen, Ansprüchen, Eifersucht und Haß? Ein in Seide und Cachemir gezieretes, mit Blumen geschmücktes, Parfüm zum Schwindelregen duftendes Gewimmel; ein tanzendes, singendes, lachendes, durcheinander plauderndes Gewühl, langweiliger und hundertmal lästiger als ein Volksaufmarsch in Fremdermela und Mähen? Dieß also wäre eine Soirée? Oder vielleicht eine unheimlich schweigsame Versammlung vom Kopfe bis zum Fuße schwarzgekleideter Herren, die in düstern Reihen um grüne Tafeln sitzend, zierliche Rosakarten mit vollen Händen Goldes bedecken? Während sie ihrer Frauen Vermögen unbarmherzig verspielen, sehen viele, hinter den Stühlen ihrer Herrn Gemahle stehend, mit weit vorgestrecktem Halse, schwellenden Adern, starren Auge, zitternd dem Spiele zu. Die Töchter, deren Aufmerksamkeit der grüne Tisch verschlingt, tanzen indes im

anstoßenden Salon gedankenlos dahin, lauschen den Klatschschwüren eines jungen Mannes mit Schnauz- und Knebelbarte *), eines sentimentaln „Jeune-France,“ der ihre Herzensruhe untergräbt, mit Saint-Simonismus und Poesie sie von Grund aus verdirbt! Ihr armen Frauen, die ihr heute Abend noch zu euern Töchtern gesagt: „Amelle, coëffire mich, mein Kind; du hast mehr Gout als Mardin!“ Kompliment der guten Mutter, Dedeonomie der guten Hausfrau! Ihr armen Mädchen, die ihr eurem Vater, dem Spieler, in kleinen Geschenken, zart und lieblich, wie ihr selbst, euer Nadelgeld zurückgebt! Ach, wie seyd ihr zu bedauern! Und dieser Gatte, dieser Vater hält sich für einen Ehrenmann! — Ist dieß eine Soirée?

Hätte ich übrigens zu wählen, immer noch lieber den Salon, wo man spielt. Das Spiel ist doch etwas, ist eine ernste, wichtige Beschäftigung in unsern Tagen, in der Stadt, wo Alles, was geschieht, Spiel ist, wo man „Trois Six“ und „Trois pour Cent“ spielt, sein Gewissen gegen eine Stelle, sein Vaterland gegen einen Titel polirt. Ja, ich ziehe die spielenden Soirées vor. Eine Nacht am Spieltische, beim Dufte von Ambralichtern, mit spiegelblanken, gleich Kalen hingleitenden Karten, reizende Damen zur Seite, die auf unsere Hand pariren, der warme Hauch ihrer ruhigen oder schnelleren Athemzüge, der unser Haar umweht oder rasch um-

*) Die jetzige Mobetracht der jungen „Romantiker.“

kaufelt, liebliche Wesen, deren holdes Lächeln den Gewinn aus dankt, die dem Verlierenden, immer noch reizend, schmolzen (die unglücklichsten Spieler sind Damen) — dies Alles könnte man in der That fast Vergnügen nennen.

Arme Jugend, Politik und Spiel nützen dich ab, richten dich zu Grunde, machen dich linkisch, widerlich, verdrüsslich, trocken, wie das Alter zu weiland des Regenten Zeiten. In jenem Stübchen au sixième, in einer Mansarde, die das Licht von Oben empfängt, in die es hineinregnet, deren ganzes Gerüth aus einer angestrichenen Bettstelle, einem Tische, zwei Stühlen und einem Koffer besteht, haust ein Student, der arme Sohn eines reichen Waters, der ihm befohlen, mit hundert Franks monatlich zu leben und zu lernen. Eben kleidet er sich zum Balle an. Ueber weißbaumwollene Strümpfe zieht er Chauffetten „à jour,“ über diese wieder Chauffetten von Linnen, über diese dann die Stiefeln. Er geht zu Fuß zum Balle. Bei seiner Ankunft legt er in der Vortierloge die Stiefeln ab und zieht die im Mantel mitgebrachten Schuhe an. Seine Hosentasche ist nicht leer; zwei Fünffrankenstücke ruhen darin ganz bequem. Er könnte fahren; aber nein, lieber spielen! Er spielt und verliert, geht vom Ball nach Hause; auf dem Pont Michel stiehlt man ihm Mantel und Schuhe.

Einem Balle zusehen, ein Konzert anhören — in der That ein ganz herrliches Vergnügen! Wer tanzt auf diesem Balle? Zu Hygiens Altare reife, recht wespensartig eingeschnürte, jede ihrer Bewegungen abmessende Demoiselles, mit köstlichen, aber ledlosen Augen; junges spöttische Weib, welche leere Worte, wie eine eingelernte Lektion, laut und schnell herplappern, oder einem, gleich einem Geheimniß, leise ins Ohr flüstern; Mama's mit gewaltiger Körperfülle und dunklem Teint, in feuerfarbenen Kleidern, Geschmack nur im Kopfsuß, von Politik schwärmend und Punsch trinkend. — Wer singt im Konzerte? Sänger und Sängerinnen vom Theater, die jene Gesellschaft „à bon ton“ zu ihren Soirées einladet, auf der Straße aber nicht einmal grüßt; glänzende Opfer gefelliger Vorurtheile, zu eurer Ergößlichkeit mit Blumen geschmückte Varias, denen ihr Beifall klatscht, und die ihr geringschätzt, die ihr bewundert, und auf die ihr herabblitzt; oder alberne Dilettanten, Parasiten, die, wie andere von ihrem Gedächtnisse, von ihrer Rehle leben.

Minder stürmisch, aber nicht minder gehaltlos sind die wöchentlichen Soirées anderer, sehr anständiger Salons. Es sind, wie man zu Madame Tencin's und Mademoiselle de L'Espinaßes Zeiten zu sagen pflegte: „Bataux d'esprit.“ Ich kenne von diesen Salons nur einen, alle andern aber sollen diesem gleichen. Es wird dort Thee getrunken und Butterbrot gegessen. Man muß sich präsentiren lassen; es ist de bon gout und bringt in Mode. Um acht Uhr findet man sich, so schwarz wie immer möglich gekleidet, ein.

In einem todtenstillen Vorzimmer verlangt ein barmhäusiger Bedienter Hut und Namen, schlägt den Vorhang zurück, der die Antichambre vom Salon scheidet, und schreit aus vollem Halse den Namen des Ankommenden. Dieser tritt ein, grüßt; damit Basta. Ist der Name nicht etwa ein berühmter, so nimmt man vom Eingetretenen so gut wie keine Notiz. Ein Hausfreund mit zuvorkommender, munterer Miene tritt auf uns zu, drückt uns die Hand und geleitet uns zu dem Hausherrn, einem kleinen, blassen, hagern Manne, trüben, leidenden Aussehens, der es übrigens trefflich versteht, die Honneurs zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D e r P o l i t i k e r .

(Beschluß.)

„Ich erzähle Ihnen,“ sagte Stafford, „hier nur einen Theil meines Verdrußes; denn Sie wissen nicht, lieber Freund, daß mein Leben selbst in ewiger Gefahr schwebt. Ich habe zwei, drei Duelle auf dem Hals; letzthin in Hyde Park fog mir eine Pistolenkugel nur zwei Zoll am Kopfe vorüber. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Briefe erhalte, die mein Leben bedrohen. Was soll daraus werden!“ — „Sie müssen suchen, Ruhe zu bekommen.“ — „Wie kann ich das? O hätte ich nur das verdammte Portefeuille nicht angenommen! Sagen Sie mir recht aufrichtig, Doktor, und Sie müssen nicht denken, ich sey so einfältig, an die Albernheiten zu glauben, womit die Ärzte zuweilen ihre Patienten zu beruhigen suchen: kann Ihre Kunst mir Hülfe schaffen? Können Sie dieses schreckliche Fieber vertreiben und meinem Geiste Ruhe wiedergeben? Zu was rathe Sie? Zu einem Aderlaß? zu Bädern?“ — „Zu beidem.“ — „Ich kann der ärztlichen Behandlung nur wenig Zeit widmen; denn ich habe heute wenigstens zwanzig Briefe in der Stunde zu dictiren. Morgen muß ich die Sitzung eröffnen; es werden heftige Debatten vorkommen . . .“

Ein Bedienter trat ein und meldete den Oberst O'Morven. „Ha! der Clende! Ich weiß, was ihn herführt. Seit drei Wochen steigert er mit dem Preise seiner Stimme, die er mir verkaufen will. Ich mag ihn nicht sehen; ich bin ausgegangen.“ Als der Bediente sich entfernt hatte, rief ihn Stafford zurück: „Georg! halt! einen Augenblick! Bitte den Herrn Oberst, einzutreten. Ich bedenke eben, daß dieser Mann über fünf Stimmen gebietet; ich werde morgen seiner bedürfen.“ — „Ich bedaure Sie, lieber Freund!“ — „Ha! — Leben Sie wohl, lieber Doktor. — Ich war sehr aufrichtig gegen Sie; bewahren Sie mein Geheimniß. Adieu! Adieu! — Nun, Herr Oberst!“ sprach er weiter, im munteren Tone eines Schauspielers, der seine Rolle spielt; „Immer frisch und gesund, wie ich sehe?“ Und lachend schüttelte der Politiker einem Manne, den er verachtete, die Hand. „Welch ein Leben!“ rief ich, während ich

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Hier brach er von Neuem in Thränen aus; ich fühlte das innigste Mitleid mit dem Unglücklichen. Welch ein Anblick! Der edle, geistreiche Stafford in solchem Zustande! Er bot mir den Gesandtschaftsposten in Petersburg an, sprach noch manches verworrene Zeug, bemerkte endlich, daß ich ihm nicht mehr antwortete, und hielt plötzlich inne. Eine Leichenblässe überzog sein Gesicht, er stand auf, wurde roth, ging im Zimmer auf und ab und rief: „Ha! Doktor! Ich sehe wohl — ich sehe —“

Hier sank er ohnmächtig nieder, und am folgenden Tage gaben alle Zeitungen die fürchterliche Nachricht von seinem Selbstmorde.

Wahrscheinlich erfüllte meinen armen Freund, in einem lichten Zwischenraum, das Gefühl des Verlusts seiner Verstandeskräfte mit Entsetzen, und er wollte lieber sich den Tod geben, als sich selbst überleben. Der Unglückliche!

So lebte in der grausamsten Pein, so endete durch seine eigene Hand einer der größten Männer seiner Zeit. Geringsachtung der wahren, reinen Freuden des Privatlebens, unaufhörliches Streben nach Macht und Größe waren seine einzigen Fehler. Seine übermenschlichen Anstrengungen, um die Palme des politischen Ruhmes fest zu halten, haben ihn um Verstand und Leben gebracht; er hat das wahre Glück mit Füßen getreten, um einem eingebildeten Gute nachzujagen; er ist von der Höhe seines Ruhmes herabgestürzt, wie ein Adler, welcher, vom Blitze erschlagen, todt zur Erde fällt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Peter III. auf der Bühne.

Katharine ist in diesem Trauerspiele gar nicht, was sie wirklich war. Der Dichter hat ihr einen weichen, unthätigen, verschlossenen Charakter gegeben, der sie zu einer unbedeutenden Person macht. Vielleicht wollte er des Kontrastes halber alle heftigen Leidenschaften in dem Gemahle concentriren und ihm eine sanfte, aber nicht getreue Gemahlin gegen überstellen. Eine Hauptperson ist Alexis Orloff, Bruder Georgs, des Günstlings der Kaiserin. Dieser verräth von Anfang bis zu Ende einen Haß gegen Peter, welchen der Dichter nicht hinlänglich motivirt hat. Georg selbst ist ein unschuldiger Mann, wie er auch in der That war, und nur durch seinen Bruder wird die Verschwörung gegen Peter eingeleitet, besonders seitdem der trunkene Kaiser bei einem Gastmahl Georg Orloff verspottet und ihm ein Glas Wein ins Gesicht geschleudert hat. Alexis spricht sehr kräftige Worte, um seinen Bruder zum thätigen Mitwirken bei der Verschwörung zu bestimmen. Komisch, aber mit Wahrheit geschildert ist ein Austritt zwischen Alexis Orloff und einem Gardeoffizier. Ersterer will diesen Offizier zum Mitschuldigen machen und forscht auf eine feine Art seine Gesinnung aus; der Offizier antwortet eben so fein. Indem er nicht weiß, ob er es mit einem wirklich Unzufriedenen, oder mit einem Ausgespötheten zu thun hat. Katharine sucht ebenso die Gesinnung des jungen Pagen auszuforschen; da sich dieser aber zu ihren Füßen wirft und ihr schwört, ihr sein Leben und seine Liebe zu widmen, nimmt sie ihn in Freundschaft auf. Der Page begleitet sie nach Peterhof, wo der Kaiser sie verhaften läßt; Joan hört Lärm und glaubt, in einem einsamen Gange, der zum Gemache seiner Geblühten führt, Fußtritte von Feinden zu vernehmen; er opfert sich für sie auf, wird verwundet und stirbt. Dieser Tod ist ganz unnöthig, und der Dichter hätte solch einen Luxus von Noththaten ersparen können. Die

vermeintlichen Feinde, denen er sich widersetzt hat und von denen er niedergemacht wird, sind noch dazu Freunde der Kaiserin, nämlich die beiden Orloffs und ihre Gefährten, welche zu ihrer Rettung erscheinen; ehe sie aber auftreten, überläßt sich Katharine dem bangen Gefühle eines baldigen Todes, da sie von dem wüthenden Peter nichts Besseres zu erwarten hat. Bereits hat ihr der zornige Gemahl in öffentlicher Versammlung die Krone vom Haupte gerissen und seine Geliebte, Elisabeth, zur Kaiserin ausgerufen. Die verworfene und eingesperrte Katharine überdenkt alles Große und Herrliche, was sie für Rußland thun würde, wenn sie Alleinherrscherin wäre, und entwirft mit Begeisterung das Gemälde der künftigen Größe Rußlands. Diese Begeisterung in einem Augenblicke, da man befürchtet, von Feinden überfallen und gemordet zu werden, ist eben nicht sehr an ihrer Stelle; allein ein junger Dichter verdammt nicht gern eine Gelegenheit, solch einen Monolog anzubringen; wahrscheinlich schwebte ihm hierbei der Schillersche Monolog in Maria Stuart vor Augen; aber Schiller hat ihn auf eine ganz natürliche Art herbeigeführt, was Victor Schœffle nicht gethan hat. Das Blatt wendet sich zuletzt und Peter wird in demselben Schloß, worin er die Kaiserin eingesperrt hatte, festgehalten, und die Verschwornen beschließen seinen Tod. Nun kommt der Gardeoffizier, den Alexis zuvor angeworben hatte, wieder zum Vorschein; dieser ist nämlich in der Zwischenzeit Kommandant von Peterhof geworden; ehe noch die Verschwornen über die Todesart übereingekommen, laßt der Offizier den abgesetzten Kaiser zu einem Gastmahl mit angeblichen Anhängern seiner Parthei ein und vergiftet ihn. Bald taumelt Peter auf die Bühne, leidet die fürchterlichsten Schmerzen und ruft den Tod herbei. Der rachsüchtige Alexis aber will die teuflische Freude haben, seinen Feind mit eigenen Augen leiden zu sehen, und Peter stirbt nach langem Wuthgebrüll. Dieser letzte Auftritt ist großlich; ich habe wahrlich keine Lust, Peter zum zweitenmale seinen Geist anshauchen zu sehen. (Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthfels in Nr. 6: Erball.

R ä t h f e l

Ich bin ein ehrlicher Gesell,
Bei Söhnen wohl gelitten,
Und mangl' ich, suchen sie mich schnell,
Darf sie nicht lange bitten;
Wohlwollend sehen sie mich an,
Und denkt! ich bin nicht 'mal ein Mann.
Ich bin auf Erben mannigmal,
Im Wasser meist zu finden;
Ich glanz' im schön geschmückten Saal
Beinahe zum Erblinden;
Empfänglich für das Söhnlein bin
Ich ohne Herz und ohne Sinn.
Ich lehr' euch heimlich mit Geschick
In liebe Augen sehen,
Da kann ein Wink, ein Herzensblick
Herüber, hinüber gehen.
Dem wird oft warm, wenn Andre friert,
Wer diese Optik einstudirt.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 16. Januar 1832.

Noch Aetna sah ich fröhlich erben,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Güter ihre Gaben streun.

Schiller.

B a j a z e t *).

Von Schlachtenthal zu Schlachtenthal
Sucht Bajazet, der Wetterstrahl;
Heut schlägt er ein in Kermans Gluthen
Und morgen in des Isters Fluthen.

Athens uralte Götterpracht,
Stambul erzittert seiner Macht,
Natoli's reichste Fürsten spenden
Des Friedens Zoll mit vollen Händen.

Von schweren Jügen auszuruhn,
In Brussa's Hainen schwelgt er nun,
Da weckt ihn längst ersehnte Kunde:
„Europa wider dich im Bunde!“ —

„Nun schühe, heiliger Prophet,
Die Tempel, die ich dir erböht;
Ich selber zieh' hinauf nach Norden,
Die Feinde deines Wortes zu morden.“ —

Nikopolis, dort winkt zum Streit
Der höchste Herr der Christenheit,
Um ihn geschaart, gleich Ungewittern
Ein Lanzenheer von Frankenrittern.

Der Fürst der Pfalz, der Wallachei,
Der Ungarn Führer zog herbei,
Auch Hohenzollers treue Schaaren,
Und Baierns Heer, starr in Gefahren.

„Ihr Krieger, auf von eurem Sitz!
Sonst trifft euch Bajazet, der Blitz;
Der Frankenritter Rosse traben,
Es ziehn die türkischen Afaben.“

Die übermüth'gen Ritter schreien:
„Und stürzte selbst der Himmel ein,
Wir hielten ihn mit unsern Speeren!
Auf! Bajazet die Flucht zu lehren.“

Der aber hält in dunkler Pracht
Mit seiner Schaar am Hügel Wacht;
Jetzt bricht er vor, jetzt reißt die Glieder
Sein wetterleuchtend Zucken nieder.

Vergebens wehrt der Deutschen Muth
Des raschen Kämpfers wilder Wuth;
Denn ihm vereint, sie zu verderben,
Sich jänend der Despot der Serben.

Die Fahne des Propheten weht,
Der Janitscharen Säbel mäht,
Es treffen mit den Wurfgeschossen
Die Spahis von den schnellen Rossen.

*) Im dem dritten Bande der Bilder des Orients.
von Franz Steglitz.

„Ruhet nicht, ihr Bürger, im Gefecht!
Wie nach! den Fall der Brüder rächt;
Wie nach! der Staub auf Gottes Wegen
Führt und dem Paradies entgegen.“ —

Wie deckt die Ebne weit und breit
Die blut'ge Saat der Christenheit!
Wie sank im Dienst erhabner Tugend
Europa's heldenmüth'ge Jugend!

Und wie sein Nachedurst gestillt,
Blickt Bajazet auf das Gefild
Und jagt vom Siegersfeld im Westen
Gen Ost zu glühenden Freudenfesten.

Von Blüthen frogt sein Lebensbaum,
Er schwelgt in neuer Siege Traum;
Da droht der Ost mit schwarzen Wetter
Die volle Krone zu zerschmettern.

Auf blutgetränktem Siegersfad
Ist Timur's Heeresstrom genah't;
Der große Wolf an ihrer Spitze
Bent Trost dem Löwenmüth'gen Blize.

Nun sieht Angora's üppig Feld
Den Kampf der Herrschaft um die Welt;
Des Tatars Schlachtdrommeten blasen,
Des Türken Trommelwirbel rasen.

Auf beiden Seiten glühen im Streit
Die Kaisersöhne kampfbereit,
Auf beiden Seiten segt in Massen
Der Tod der Kämpfer dicke Gassen.

Heiß juckt im Kampf der Wetterstrahl,
Doch Timur's Lager ohne Zahl
Speit für die hingestreckten Horben
Ein neues Heer zum grausen Norden.

Er selbst, der grane Bürger, hint
Durch's Lager hin; wild grinsend winkt
Sein Blick zum Kampf, und heulend segen
Die Tausende dem Feind entgegen.

Der Huf der Elephanten stampft
Auf Türkenleibern, hochauf dampft
Im warmen Blut ein Berg von Leichen,
Doch keiner will dem andern weichen.

Jetzt bringt der Kern der Türken vor;
Umsonst! sie prallen ab vom Thor,
Wo der Tatars Räderwagen
Ein unerschütterlich Bollwerk ragen.

Jetzt schwankt des Kampfes Wechselfpiel,
Wo Mustafa am Hügel fiel;
Durchbohrt vom Pfeile der Tataren,
Sinkt dort der Kern der Janitscharen.

Und immer wilder wogt die Schlacht,
Und schwarzer gähnt des Todes Nacht;
Es würgen die gereizten Sieger
Des Löwenmüth'gen Sultans Krieger.

Der Löwe selbst, von Wuth entbrannt,
Ist in der Feinde Schwarm gerannt,
In ihrem Fleisch den Zahn zu wehen;
Und keiner wagt ihn zu verlegen.

Doch wie vom Kampfe matt sein Arm,
Umzingelt ihn ein dichter Schwarm
Und wirft — gewürgt sind die Begleiter —
Ein Netz um's Haupt dem kühnen Streiter.

Sie schleppen ihn zu Timur's Zelt,
Den Herrn der Welt zum Herrn der Welt;
Ein Eisenkäfig — düstre Kugel —
Umfaßt den Herrlichen zur Stunde.

Den prächt'gen Löwen, stolz und stumm,
Schleppt nun der Wolf mit sich herum;
Das Auge voll von Ungewitter
Blickt durch das dunkle Eisengitter.

Da zehrt und zehrt er nun voll Schaam
An seiner Schmach, an seinem Gram;
Da wühlt und wühlt er heiße Schmerzen
Hervor aus todeswundem Herzen.

Er brüllt mit unheilvollem Schall
Sich selbst und seiner Edhne Fall,
Bis er in qualdurchquatem Beben
Hat ausgebrüllt sein Heldenleben.

In Brussa's Hainen ruht er nun,
Von schweren Jügen auszuruhen;
Doch wenn der Schlachten Wetter schwellen,
Siehst du den Blick sein Grab erschellen.

L a f a y e t t e s S a l o n .

(Fortsetzung.)

Wer von einem Balle kommt, findet in diesem Salon den alleranfälligsten Kontrast. In diesem literarischen Boudoir ist es todtenstille; auf den dicken Teppichen, den prachtvollen Bärenfellen knarrt kein Stiefel, kein Lanzschuh. Um den merkwürdig decorirten Theetisch

lehnen auf Sophas die Auserwählten des Salons, Maler, Dichter, Journalisten, Gelehrte, Gesetzgeber und Gesetzgebende, unterhalten sich halblaut, oder hören, ohne dieß jedes merken zu lassen, einem Redakteur des Figaro zu. Dieser, nachlässig gekleidet, lang und schwächig, steht, mit der Uhr den Rücken zugekehrt, die Rockschöße in den Händen, ganz allein am Kamin und wärmt sich. Ein wahres Vergnügen, ihm zuzuhören: er spricht in der That vortrefflich, ist ein verwegener Kritiker, seiner Spötter, jedes Schriftstellers guter Freund. Dabei aber weiß er den mächtigsten literarischen Ruf in haarkleine Stücke zu zerreißen; parodirt, disputirt nach Herzenslust über alle Systeme, die er, wie man die Hand umkehrt, über den Haufen wirft und sofort wieder aufbaut; das Alles nur um des Behagens willen, den Zuhörer im Zweifel zu lassen, ob er ihn nicht zum besten gehalten. In einer Ecke des Salons, dem Vorhange, der uns eingelassen, zur Seite, befindet sich ein großer Tisch, wie in den Kabinetten, mit einer Lampe. Er ist mit aufgeschickten Büchern, Journalen und einem Duzend durchwühlender Karikaturen bedeckt. Die Etiquette verbietet, daß man diesem Tische einen Besuch abstattet, verbietet dagegen, wie solches der Mangel an irgend einem Stuhl andeutet, sich daselbst niederzulassen. Stehend also nehmen wir ein Buch, blättern es, mit der Miene eines Mannes, der den Inhalt bereits kennt, der Alles gelesen, Alles gesehen, flüchtig durch. Dann schlürfen wir ganz langsam unsere Tasse Thee und speisen unser Butterbrod. Wir fassen nun Muth, und hören der Unterhaltung zu. Muth bedarf es dazu, das habe ich erfahren! Ich weiß den ganzen Salon, so zu sagen, auswendig, kenne die Zahl seiner großen herrlichen Spiegel, vor denen man nicht einmal gähnen kann, ohne daß alle Welt es sieht. Ich sah das Piano immer geschlossen, die Harfe stets in ihrem grünen Ueberzuge ruhen; sah die gutmüthige, sanfte Frau vom Hause, zu meinem größten Bedauern, zweimal in der Woche im Kreise betäubender Schönredner der Koltz preisgegeben; hörte die guten Herrn die arme junge Frau mit eitel Politik bestürmen, sah Formen in auf der einen, Mahäl auf der andern Seite in die Gepeinigten bringen, daß sie sich für die äußerste Rechte oder das linke Centrum entscheide.

Noch einmal, Salons sind mir ein Grauel; Soirées, alle in diesem Winter aufgesproßten aristokratischen Remonions sind mir in den Tod zuwider, sie langweilen mich, machen mich krank; ist's meine Schuld? „So gehen Sie nicht hin, unerträglicher, grämlicher Mensch!“ wird es heißen. Amen!

Einen Salon indes stelle ich mit den übrigen durchs nicht in eine Klasse; ja, dieß ist mein Salon. Leser, macht Ihr diesen Winter etwa einen Ball, wo Ihr nicht tanzen könnt, ein Konzert, in dem falsch gesungen wird,

und ist's gerade ein Dienstag, so laßt in Gottes Namen Ball und Konzert im Stiche, und fahrt Rue d'Anjou Saint-Honoré, zu General Lafayette.

Hier herrschen Freiheit, Behaglichkeit, trauliche Herzergießung; hier gibt es keine raffinirten Formen, keine superlativen Konventionen, keine Etiquette, keine ceremoniösen Präsentationen, nur ganz einfache Höflichkeit, ganz einfache Rücksichten, nichts mehr, nichts weniger. Lafayettes Salon ist ein öffentlicher, ein universell intimer Cirkel, in den der Freund den Freund, der Sohn den Vater, der Reisende seinen Kameraden einführt. Jeder kommt nach Belieben, zur beliebigen Stunde, und geht, wann es ihm beliebt. Hier finden alle Länder, alle Klassen der Gesellschaft sich zusammen, vermischen sich, bieten sich die Hand. Hier hat ganz Frankreich, ganz Europa seine Deputirten, hier begrüßt Amerika Washingtons Freund, hier huldigen alle Liberalen, alle Proscribirten der Welt dem Priester der triumphirenden oder besiegten Freiheit.

Welcher Gelehrte, Dichter, Historiker, Soldat möchte in Paris gewesen seyn und nicht sagen können: „Ich war bei Lafayette!“ Wen kann die Besorgniß, bei diesem Manne sich nicht an seiner Stelle zu finden, von solchem Besuche abhalten? nur etwa den Unredlichen, dem schlechten Bürger; wen sonst aber? Prinzen und Herzoge, Marquise und Grafen und Barone? Lafayette ist Marquis von altem Adel; seine Gemahlin war eine Erbin der Noailles; erscheint nur! ihr vergebt euch wahrlich nichts in diesem Salon! Männer des Volks, Handwerker, Künstler, junge Leute ohne Namen und Vermögen? Lafayette ist der Mann des Volkes, unterzeichnet nie anders, als Lafayette; kommt nur zu ihm, habt keine Furcht, er wird euch nicht beschämen. Dem Armen, wie dem Reichen, dem Roturier, gleich dem Edelmannne bittet er die Hand, und das nicht aus Berechnung, wie so viele Ex-Gentilshommes, die ihn nachäffen, nein, ehrlich und biederherzig. Den Greis, der in eurer Liebe, im Enthusiasmus, den er euch einflößt, sich glücklich fühlt, umstürmt die laut durcheinander redende, lachende, lärmende, vor seinen Augen sich erhitzende und wieder ausöhnende Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyons, December.

Zweiter Brief.

Die Nationalgarde. Die Fortification.

Die Nationalgarde Lyons, welche gleich nach der Julirevolution in einem kritischen Moment die Ruhe und Ordnung in der Stadt bewahrte, spielt bei unsern neuesten Er-

eignissen durch ihre Emsigkeit und ihre Mithinwirkung eine zu bedeutende Rolle, um hier nicht einen Augenblick besprochen zu werden. Sie begann mit einer etwas schwülstigen Adresse an den *hôte glorieux*, an den *Citoyen des deux mondes*, an den würdigen *Lafayette*. Die drei Legionen Lyons selbst waren 12.000 Mann stark. Dazu kamen noch zwei Legionen, 8000 Mann stark, aus den Vorstädten *Quillotiére*, *Ecroix-Rouffe* und *Raise*, also zusammen 20.000 Mann. An der Spitze dieser ausserordentlichen Masse standen grösstentheils ehemalige Offiziere. Schon Ende Augusts konnte auf dem *Bellecourplatz* eine Musterung seyn, wo sich die kaum eingetriebenen Truppen durch ihre gute Haltung in *Oran* Namen setzten. Das Uebel aber, welches die Zahl der Pariser Nationalgardien verringerte und die Bürgerpflicht, die Waffen für Aufrechtbaltung der innern Ordnung zu tragen, auch bei dem besten Willen besawerlich machte, nahm auch hier schnell überhand. Ich meine den übertriebenen Luxus in der Kleidung und sonstiger Ausschmückung. Da mußten theure Musketenbänder angeheftet und wie Theaterkollaten gepuzt werden. Dies schmückte die Eitelkeit der Reichen und Wohlhabenden, den Unbemittelten aber war es brüden. Die Nationalgardienplünderung ward auch bald so groß, daß alle Würde dieses edeln Instituts verloren ging. Den höchsten Grad erreichte sie, als vorines Jahr der Herzog von Orleans hieher kam; da war des Nach- und Vorreitens, des Paradedirens und Banquetirens kein Ende. Viele Unbemittelte steckten sich dadurch in Schulden, und Frau und Kinder mußten zu Hause entbehren, damit der Herr Wind machen konnte. Am ärgsten war dies in der armen, gewerbfleißigen *Ecroix-Rouffe* und in der *Quillotiére*. Dies Jahr wäre das Elend dieser Leute nicht so groß und brüden geworden, wenn sie im vorigen nicht so viele übertriebene Ausgaben gemacht, sondern für sich und die Ihrigen häßlich gespart und einen Notpfennig auf die Seite gelegt hätten. Davon haben aber wenige Franzosen einen Begriff.

In genauester Beylehung mit der Nationalgarde stand die dem General *Henry* vom Genie und dem *Marechalder Camp Hulot*, als Kommandanten der 19ten Militärdivision, übertragene Befestigung der Stadt, besonders der Höhen der *Ecroix-Rouffe* und der *Quillotiére*, dergleichen der Straßen von *Genf* und von *Bourg*. Dies war in der Zeit, wo man eine Invasion von Seiten Oesterreichs und Sardiniens fürchtete. Diese Vorsicht war sehr nöthig, denn Lyon liegt geographisch an dem Zusammenfluß zweier bedeutenden Ströme, und ist der Knoten der Hauptverbindung der Hauptstadt und ganz Mittelfrankreichs mit dem Süden. Es wäre ein großer Mißgriff, unsere Stadt vertheidigungslos zu lassen; denn der thätige Feind würde seine erste Bewegung nach ihr richten, und wenn er sie genommen, nicht nur Kontributionen aller Art erheben, sondern auch eigene Befestigungen daselbst anlegen, um sich im Besitz dieses für ihn sehr wichtigen Punktes zu erhalten, weil er da — in Frankreichs zweiter Stadt — nicht allein unermessliche Hülfquellen finden, sondern auch eine militärische Position von der größten Wichtigkeit für seine fernern Operationen hane haben würde. Diese Gefahr mußte vermieden werden. Es handelte sich aber nicht darum, aus Lyon einen eigentlichen Kriegsspielplatz zu machen, wodurch Handel und Gewerbe unendlich würden gelitten haben, und wovon unsern Fabrikanten und Kaufleuten natürlich sehr bange war; sondern es sollten nur leicht zu vertheidigende Werke angelegt werden, die lange widerstehen, und wodurch die bewaffneten Einwohner, von wenigen Linientruppen unterstützt, nicht nur feindliche Streifkorps, sondern auch ganze Armeekorps von ihrer Stadt abhalten könnten. Diese Befes-

tigungsarbeiten waren auch dadurch sehr nöthig, weil sie einer Menge brodloser Arbeiter Beschäftigung und Verdienst gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Kritik und Theaterfreiheit.

Solche schenksliche Scenen können nur einem jungen Dichter behagen, welcher glaubt, man müsse das verübente Publikum bestig angreifen; allein das Publikum des *Théâtre français* ist nicht dasselbe, welches auf den *Boulevarddesartens* die gräßlichen Melodramen ansführen sieht. Es liebt die Darstellung edler Leidenschaften, und den Dichter soll das Gefühl des Großen und Ernsten nie verlassen. Gegen das Ende der Aufführung erbiten daher auch die mißbilligenden, den Ohren der Verfasser so widerlichen Pfeifen, und der Name des Dichters ward von dem Schauspieler, welcher *Peter III.* dargestellt hatte, halb unter Beifall, halb unter Mißbilligung bekannt gemacht. Es schien mir, als ob der mißbilligenden Stimmen mehr wären, als der zufriedenen. Das Stück wird seitdem wohlentlich einigemal aufgeführt, jedoch ohne großen Zulauf zu erregen. Der junge Dichter hat Manches zu lernen, wenn er sich auf der ersten tragischen Bühne Frankreichs einen dauernden Ruf erwerben will. Freilich kann ein 19jähriger Jüngling noch Vieles bessern, und vielleicht werden die reifern Früchte des Dichtergeistes *Victor Hugo's* bereits Epoche machen; bis dahin wird er Dichtern von reinern Geschmacke und reifern Urtheile weichen müssen. Von den unedeln oder unpassenden Aeußerungen im Stücke, deren mehrere ein lautes Murren im Publikum erregten, will ich nicht sprechen; denn solche Fehler lassen sich leicht verwaschen, und meistens verbessern die Pariser Dichter dergleichen Mißgriffe zwischen der ersten und zweiten Aufführung; das Publikum ist hier der beste Censor, und eines andern bedarf es nicht, es seyen denn die Theaterkritiker, deren immer ein Dugend den ersten Aufführungen beizwohnen und am folgenden Tage nicht ermangeln, dem Dichter in den Tagesblättern seine Fehler vorzuhalten; das dem Publikum Entgangene wird von dem Späberauge dieser Kritiker scharf bemerkt und gerügt. Die erworbene Theaterfreiheit bringt es übrigens mit sich, daß man die heimliche Gesandte fremder Länder eben so frei behandelt, wie die französische, und sollte sich der russische Gesandte darüber beschweren, was er aber wohl bleiben lassen wird, so würde man ihn fragen, ob nicht auch die *Dubarry* und andere *Sevailgeschichten* des französischen Hofes auf die Bühne gebracht worden seyen; ja *Ludwig Philipp* könnte fragen, ob man ihn selbst geschont habe, da man die Veränderungen, welche er im *Tuileriesgarten* vornimmt, und die mehr Lärm in Paris verursachen, als sie verdienen, zum Gegenstaube eines kleinen *Bauville's*: *Les fossés des Tuileries*, gemacht hat, worin diese Veränderungen beifend durchgehend werden. So lange nichts Unmoralisches brachsigtigt wird, muß der Theaterdichter dieselbe Freiheit genießen, wie der Journalist. Dies ist jetzt das herrschende Prinzip in Paris, und wahrscheinlich wird die Theaterfreiheit eben so fest begründet werden, als die Pressfreiheit. Es hätte sich auch wahrlich nicht der Mühe verlohnt, zu revolutioniren, wenn dadurch nicht Freiheit in Allem erworben worden wäre.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 17. J a n u a r 1832.

Ihr Critiksfänger sollt und heut
Zu Rede sehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklern Wesen.

Goethe.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

5.

Der erste Schritt zu einer richtigern Ansicht des Verhältnisses von Leib und Seele ist geschehen, seitdem man das Vorurtheil einer Entgegensetzung, einer wahrhaften Zweifelt zwischen beiden hat fahren lassen. Die Seele ist nur wirklich in leiblicher Existenz, aber umgekehrt auch kein leiblicher Organismus ohne Beseelung. Freilich hätte man damit auch andere Konsequenzen aufgeben sollen, welche noch in den meisten Physiologien und Seelenlehren hartnäckig haften, namentlich die Vorstellung von einem besondern Sitze oder Organe der Seele. Man sucht noch immer eine bestimmte Stelle im körperlichen Organismus, wo er, gleichsam für sich ein Bruch oder ein fragmentarisches Daseyn, um sich zu ergänzen, hinauszulangen muß in die schlechtthin entgegengesetzte Welt des Geistes, die, wie man es auch sich denke, nimmer die letzte Einheit, den Abschluß ihm zu geben vermöchte, vielmehr solche Einheit völlig an ihm aufheben würde. Aus so Entgegengesetztem gepaart, wäre der Mensch vielmehr das höchste aller Räthsel und Widersprüche. Hier schlägt nun ferner, eben so seltsam und unbegreiflich, der Blick eines Jenseitigen in die Welt des Körperlichen herab, der, fremde Strahl des Geistes läuft am Leiter des Nervensystems hin und nieder, und dies nennen wir Beseelung, Einheit

von Seele und Leib: — eine verknüpfte Hypothese, deren Unverständlichkeit jeder sogleich anerkennen würde, wenn man nicht durch langes Vorsagen und Wiederholen sich daran gewöhnt hätte, nichts Deutliches mehr dabei zu denken. Aber gleich die nächsten Folgerungen verwickeln sie in unauflöbliche Schwierigkeiten. Hiernach empfindet nicht der materielle Leib, sondern die Seele; offenbar aber nur an der bestimmten Stelle, zu welcher die Nerven jene Empfindung ihr zuführen. Warum wird dennoch ein Stich im Finger dort empfunden, und nicht im Nervencentrum des Gehirns, an der allein seelischen, also empfindenden Stelle? Führt man, wie gewöhnlich, dagegen an, daß die Konzentration aller Empfindungen und Sensationen an Einer Stelle jene verwirren müßte, was wir zugeben, so wird dadurch nicht erklärt, warum es sich so verhalte, sondern nur mittelbar behauptet, daß es sich nicht also verhalten könne. Nach dieser Ansicht ist ferner der Leib die materielle, ihr unabhängige Hülle der Seele, ein geringes, widerstrebendes Gewand, das sie umgeworfen — Ausdrücke, die vornehmlich jetzt mit besonderlichem Nachdrucke wiederholt werden, seitdem Pietismus und eine verbüsternde Ascetik sich in diese Studien zu mischen anfängt. — Wie kommt es aber doch, daß die Seele von diesem Widerstreben, von diesem Kampfe Nichts empfindet, außer in krank hypochondrischer Vorstellung, die fürwahr weder zur unbefangenen Beobachtung, noch zur Darlegung der wahren Natur der Sache geeignet ist? Je kräftiger und gesunder vielmehr der Geist,

Je näher das Individuum dem menschlichen Normalzustande bleibt, desto fröhlicher tritt die Einheit jener beiden Gesährten hervor, was nach jener Lehre gerade umgekehrt sich verhalten müßte, wo nur der verworfenste Geist also sich könnte herabziehen lassen in das Irdische, um das Läßtliche seiner sterblichen Bedeckung nicht zu spüren. Ist aber der Leib nur die Hülle der Seele, wie Ihr sagt, — woher geschieht es denn, daß er ihr dennoch Nichts verhält, sondern gar durchsichtig die ganze Außenwelt auf sie einströmen läßt? — Und der Mensch, das Meisterstück der sichtbaren Schöpfung, die freieste, wundervollste Harmonie tief verschlungener Kräfte, bliebe nichts anders als ein mühsam zusammengewungenes Gespann entgegengesetzter Wesen, die, auch einmal zu einander gesetzt, immer wieder sich aneinander drängen müßten aus ihrer widernatürlichen Verletzung? Zwar weiß man auch darauf allerlei complicirte Antworten zu geben; indes ist es, nach Lessing, etwas Anderes, zu antworten auf einen Widerspruch, und ihn zu beantworten. Wer sieht nicht, daß diese gesammte Grundansicht an einer Ungerechtigkeit leidet, die Natur und Wirklichkeit nicht kennt? Wäre der Widerspruch vorhanden, dann müßte er freilich gelöst werden, und jene Antworten, befriedigend oder nicht, wären als Versuche wenigstens am Plage. So beruht er aber auf einer reinen Erdichtung, und wir lassen ihn nur darum fallen, weil er in Wahrheit gar nicht existirt. So ist es aber nur allzuhäufig! Hat sich einmal nach hergebrachter Meinung und herrschenden Vorstellungen eine Theorie festgesetzt, so läßt man eher die Natur sich selbst widersprechen, als daß man gründlich von ihr ablässe.

Gegen solche zerrissene und beidleibige Psychologie gehalten, ist nun der entschlossenste Materialismus wenigstens durch seine Konsequenz achtbar. Gall hat es ausgesprochen, daß das Denken eben so für eigenthümliche Funktion des Hirns anzusehen sey, wie dem Magen das Verdauen, der Lunge die Expiration des Blutes zukommen. So wäre freilich die Seele, selbst die Einheit des Ich nur Produkt der Organisation, was doch, wie ungenügend auch bei tieferer Erwägung es bleibt, wenigstens in sofern einen haltbaren Gesichtspunkt zuläßt, als der Gedanke der Einheit übrig geblieben ist. Wird diese indes daraus mit fortgenommen und unverbrüchlich festgehalten, so möge man verstaten, die materialistische Ansicht gerade auf den Kopf zu stellen. Jene Materie, die nach Euch Alles seyn soll — was ist sie selbst nach Eurer eigenen Meinung? Ein Aggregat von Atomen, woraus Ihr sie bestehen laßt, kennt weder die Erfahrung, wie Ihr selbst es gesteht, noch gibt die unbefangene Forschung davon Zeugniß. Die Erscheinung, die man Materie nennt, kann überhaupt nur betrachtet werden als Produkt eines im Raume fort und fort Wirksamem. Daher, bei ihrem Beharren, dennoch bla-

wiederrum ihre stete Veränderung. Wie aber ein Aggregat todtter Einheiten durch ihr bloßes Zusammen Wirksamkeit (Kraft), und zwar in jener doppelten Beziehung, des Beharrens und der Veränderung, erhalte, ist nicht einzusehen. Deshalb war man genöthigt, diese Atome mit zwei neuen Fiktionen auszustatten, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung zugleich. Aber auch abgesehen von diesem Widerspruche, ist es doch eigentlich auch nach dieser Ansicht nur die Kraft der Anziehung und Abstoßung, welche das Phänomen der Undurchdringlichkeit, d. h. die Materie erzeugen soll. Was bedarf es denn also nun noch jener überflüssigen Atome, oder vielmehr, was gibt ferner noch Zeugniß für sie, da der erste Grund ihrer Annahme, wie ein unnützes Baugerüst, jetzt niedergefallen ist? Wären sie auch nicht, das Phänomen bliebe, auch nach der von Euch gegebenen Erklärung, immer dasselbe.

So ist auch hier zunächst eine unerwiesene Behauptung abzuthun, und an die Stelle derselben tritt der einfache Gedanke mannichfaltiger, unwirksamer Kräfte, die sich entsaltend, jede in eigenthümlicher Weise, dadurch zugleich räumliche und im Raume beharrliche (widerstehende, ihn füllende) werden. Sie sind selbst nicht im Raume, sondern sie erzeugen ihn in gewissem (nachher näher zu bezeichnenden) Sinne, und einen Leeren gibt es eben nicht, womit wir denn die ersten und einzigen Elemente gefunden hätten, daraus die Welt zu erbauen.

Zunächst bedürfen wir jedoch einiger metaphysischen Vorerörterungen, welche ich Ihnen indes bei etwas Aufmerksamkeit vollkommen annehmlich zu machen hoffe. Es ist bloßes Vorurtheil oder ein träger Stolz unserer Schulphilosophen, wenn sie behaupten, daß das wahrhaft Speculative unverständlich sey, und deshalb der gemeinsamen Fassung unzugänglich bleiben müsse. Wehe vielmehr der Philosophie, wenn es sich also mit ihr verhält! Das wahre Philosophiren ist die völlige Einkehr in sich selbst, die tiefste und reinste Selbstbesinnung auf die Wahrheit, die in unserem Bewußtseyn mannigfach umhüllt und verwachsen, jedoch urkenntlich niedergelegt ist, und die also ausgesprochen für sich selbst redet. Kann man diese in einer einzelnen Philosophie nicht wieder erkennen, so möchte hierin das schwerste Urtheil über sie liegen, mit welcher Kraft und Konsequenz dieselbe auch äußerlich gerüstet wäre.

L a f a y e t t e s S a l o n .

(Beschluß.)

Auf diesem rauschenden, mit keinen Teppichen belegten Parketboden steht ihr alle politischen, wissenschaftlichen, literarischen, populären Celebritäten der Hauptstadt in

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Niemand außer euch und ihm. Versucht daher nicht, auf den Trümmern seines Ruhmes den eurigen zu gründen. Nur zwei Namen in Frankreich leben ewig: Lafayette und Napoleon!

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Orleans in Lyon.

Sehr zu bedauern war, daß des Obristen und Artillerie-Commandanten Alphand Vorschlag, in Lyon eine große Gewehrfabrik anzulegen, nicht zur Ausführung kam. Da die Gewehrfabrikation durch die Juliereignisse frei geworden war, so schlug er den Lyonern vor, sich dieses sehr einträglichen Industriezweigs zu bemächtigen, aus St. Etienne und Tulle Arbeiter kommen zu lassen, die mit der Fertigung von Flintenläufen, Schießern, Bajonetten und eisernen Ladstücken ganz vertraut wären, und von ihnen die geschickten Eisensarbeiter in Lyon zu dieser Arbeit abrichten zu lassen, was keine großen Schwierigkeiten gehabt hätte. Nach zur Schwelgerei der Gewehre wären die Arbeiter leicht geübt worden. Alles Hauptmaterial dieser Fabrication: Eisen, Kohlen, Nußbaumholz u. s. w. findet sich ganz in der Nähe. Es wäre demnach nicht schwer gewesen, in Kurzem täglich tausend Gewehre zu liefern; die Sache kam aber nicht zu Stand. Dies wurde in Paris so getarnt, damit die große Gewehrbestellung in England gemacht werden konnte.

Von der Hieherkunft des Kronprinzen, Herzogs von Orleans, hoffen wir viel Gutes. Er sollte das Schwefel, Ungleichartige und Feindsinnige angleichen, das in Menae bei uns vorhanden ist. Er sollte der neuen Ordnung der Dinge und der neuen Dynastie Zutratten gewinnen. Der junge, lebenswürdige Prinz that auch sein Möglichstes; aber das offen oder heimlich Entgegengesetzte befreundet sich nicht so schnell, nicht in vier Tagen; dazu gehdrt auf jeden Fall mehr, als verbindliche, schone Worte, so viel diese auch in Frankreich gelten. Der Prinz kam am 18. November vorigen Jahres. In meiner vorstehenden Korrespondenz erzählte ich von Lafayettes Empfang und Triumph bei uns, der das Wetterleuchten der Julitage war; denn es sprach sich da der wahre Sinn der Nation im Gegensatz mit dem der Regierung aus, die ihr Volk nicht mehr verstand und sich in offene Opposition mit ihm setzen wollte. Der Empfang des Prinzen hatte einen ganz andern Charakter; da war kein Paradesinn, der sich laut und hörbar ausdrücken wollte, sondern es waren nur Accente eines Sinnes, einer Hoffnung, und diese Hoffnung war schneller Erfüllung nahe. Ein anderer Unterschied lag in der Persönlichkeit des Befehlten. Dort war es ein edler, zwei Welttheilen mit Rubin angehörender Greis, der Freund Washingtons, halb eine Mythengestalt aus der Vorzeit, halb der rüstige Bannerträger unserer Tage. Hier war es ein junger, hübscher Prinz in glänzender Husarenuniform, der auf Gottes Welt noch nichts gelhan hatte, als aus der öffentlichen Schule, unbewußt, fast schlafend ein Diablen zu empfangen. Er war aber der Sohn und Thronerbe des Königs, auf den Alle hoffend und vertrauensvoll sehen und der an der Pforte einer neuen, bessern Welt steht. Daher ist der grenzenlose Jubel erklärlich, mit dem der Prinz überall, auf dem Land und in der Stadt, empfangen wurde. Daher erklärt sich auch der Ton, in dem oft zu ihm gesprochen wurde.

Alles bezog sich auf den Vater, und nur manchmal kamen Bemerkungen vor, die ihn selbst angingen. Davon nur ein Beispiel. In der spätern Eröffnungsfeier der Pairskammer, wo die lächerliche Scene mit den alten verflechten österreichischen Jähren vorkam, sprach der Prinz seine Kriegslust und seinen Appetit, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen — in die sympathies nationales — zum erstenmal öffentlich aus. Sie war aber in Frankreich schon früher bekannt. Da dieser Sinn nun den ernstlichen und besonnenen Exponern gar nicht behagt, so sagte der Maire Prunelle gleich beim Empfang zu dem Prinzen unter andern einhüllenden Redensarten: „La soif de la guerre est heureusement éteinte. Un tel enthousiasme n'entraîne plus les nations sur les champs de bataille: elles ne prennent les armes que pour défendre leur indépendance et leurs droits. D'autres triomphes sont l'objet de leur ambition etc. Diese berbe Reden mußte der Prinz von einem stumpfen Maire aufnehmen. Man sah, daß ihn diese Bemerkungen aus dem Munde eines Beamten in der Provinz (!) verdrossen; er war aber klug genug, sich's nicht mit Worten merken zu lassen, sondern nur einiges Wenige von der Vertheidigung gegen die Fremden, von der défense des chères couleurs und von dem Vowort de verser aussi mon sang pour la défense de la patrie et de la liberté, als stereotype Sätze anzubringen, die in einer französischen Harangue jener Zeit oder in der Antwort darauf nicht fehlen durften. In festlicher Einholung, Begleitung der Nationalgarde, an Worts und Nachreitern, Paradiern und Kanoniren mangelte es nun so wenig, als an Nachmuffen, Theater, Bällen und dergleichen, was in allen Ländern dasselbe ist. Der Prinz war ungemein artig und beantwortete alle Anreden mit seltener Leichtfertigkeit in improvisirter Rede, ein Talent, das auch seinem Vater im hohen Grade eigen ist, das aber den meisten deutschen Prinzen zur Zeit noch abgeht, so nützlich und gewinnend es auch ist. Auf dem Ball gefiel der junge, hübsche, trefflich tanzende, sehr artige und sehr galante Prinz unsern jungen Damen ungemein, und glücklich schloßen sich die, mit denen er tanzte. Es muß ihm aber zum Ruhme nachgesagt werden, er wählte nicht gerade die Vornehmsten, Reichsten und Schönsten, sondern mehr die, welche in bescheidener Ferne saßen und gewiß am wenigsten daran dachten, daß der Kronprinz mit ihnen tanzen würde. Es war überhaupt ein schönes Fest. Um vier Uhr schon brängten sich die Wagen auf dem Theaterplatz, und sehr lobenswerth — in Deutschland freilich unbegreiflich, vielleicht lächerlich scheinend — waren die äußern und innern Einrichtungen; kein Plag, kein Vorzug nach Stelle, Stand, Ansehen oder Vermögen; keine Begünstigung, keine Auszeichnung für die Präfecten, Maires, Generals- und Präsidienfamilien, oder für die Frau Gräfin, die Frau Fürstin, und die Neben Leichter. Die zuerst kommenden Damen nahmen kurzweg die ersten und besten Plätze im Saal und in den Logen ein, und wurden von den Ballsavallieren mit gleicher Artigkeit behandelt. Es war zum erstenmal, daß unser neues, glanzvolles Theater, das uns so theuer zu stehen kommt und unser städtisches Vermögen so zerrüttet hat, öffentlich benutzt ward. Darum sahen alle Ankommenden zuerst den Saal an, und zwar nicht ohne Staunen, denn Alles glänzte von helleren Farben, Silberu und schimmernder Bergoldung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 18. J a n u a r 1832.

— Es treibt geschwolde,

Wie Canaletto das versucht zu malen,

Sich Schaar an Schaar, Muß verhalten gelinde.

Platen.

Das Barkenwettrennen zu Livorno.

Aus dem Reisejournal des Freiherrn v. Desfles.

Der achte September ist zu Livorno ein großer Freudentag, den die heilige Maria von Monte nero, deren Fest darauf fällt, dem Volke spendet. Ihr zu Ehren wallfahrten schon in der Frühe ganze Schaaren schöner Mädchen und Bursche nach der auf der anmuthigen Höhe gelegenen Kirche. Dort schwebt aus ängstlichen Busen manches Stoßgebet zu der Himmelsjungfrau empor, und manches Gelübde wird gethan, für den Sieg des Erwählten im bevorstehenden Wettkampf, der nicht selten über häusliches Glück entscheidet. Der rüstige Bursche aber holt sich Muth und Kräfte dazu in der Locanda bei der langhalsigen Weinflasche, bis er, halb umnebelt, singend und springend, sein Liebchen am Arm, zurückkehrt, wenn es nicht etwa mit den verrufenen Montenegrinern eine blutige Dolch- oder Steinbagelpartie absetzt. Livorno, das den Vormittag der Feler noch ein ziemlich ödes Aussehen hat, schwimmt Nachmittags in einem Volkstaumel, oder vielmehr letzterer innerhalb seiner Mauern. Eine unzählige Menge wogt am Kanal, der durch die Stadt läuft, hin und her. Die Brücken, Quais, Ballone, Fenster, Thürme und Dächer wimmeln von Zuschauern. Die brennende Verheerung, womit sie die wettrennenden Rähne erwarten, wärmt sich in der Lebendigkeit des Geberdenspiels und der Häßigkeit der schreienden und schrillenden Stimmen aus. Da Fremde, von der Menge fortgedrängt, fragt lange

vergebens nach der Ursache dieses fröhlichen Getümmels. Niemand hat Zeit, zu antworten. Endlich schreit es von allen Seiten: „Seht die Barcaruoli! Ignazio, Michele sind dabei, die wackern Bursche! Ich wette auf den ersten — ich stehe für den zweiten, den Wasservogel, ein, so wahr ich an meinen Schußbeiligen glaube!“ — „Was gibt es hier zu sehen, gute Leute?“ — „Den Corso der Barcaruoli. Eilt, Signor! nach jener Seite hin; eben fahren sie ab zum Hafendamm; von dort aus beginnt erst das Rennen.“ Unter der mit bunten Menschenmassen wie mit einem Regenbogen umgürteten Brücke fahren schon die kampflustigen Rähne hervor, zwei und zwei sich drängend, unter Lärm, Gejauchze und Zuruf des Volkes. Die kräftigen, halbnackten Ruderer sind, wie bei den Byzantinern die Renner auf der Stechbahn, in rothe und gelbe Faktionen, nach den Tüchern, die sie um den Kopf gebunden haben, eingetheilt. Rähne mit Rohren und Türken und andern phantastischen Aufzug, folgen ihnen, zur Belustigung der Menge, mit klingendem Spiel. Fähnlein wehen an der Puppe, oder rauschen, hoch geschwungen, in den Händen, indeß die nirgends vergessene Weinflasche, bacchantisch kreisend, jeden zur Erringung des Preises entflammt, den Livornos reiche Kaufmannschaft auf fünfzig Lire, einen wahren Schatz für die meisten, gesetzt hat. Den Patronen der Fahrzeuge aber ist es um die Ehre zu thun, welche ihnen von Einheimischen und Fremden reiche Zinse tragen soll. Sie unterlassen nicht, ihren Ruderern dieß einzuschärfen, sie laut aufzumuntern und ihnen die

besten Worte zu geben, die diese nachher das ganze Jahr nicht wieder hören. Eine große Menge Zuschauer am Kanal, welche keinen Moment vom Corso versäumen will; stürzt den dahinrudern den Rähnen auf beiden Seiten der Quais voraus und geleitet sie bis zum Punkt der Abfahrt.

Endlich verkündet der dritte Knall eines Geldstücks den Anfang des Schifferrennens. Alsobald lähmt plötzliche Spannung und Erwartung die geschwägigen Zungen, um den Augen den vollen Genuß zu lassen. Nach der kurzen Ebbe stürmt die Gluth des Volkes nach dem Brückenziel. Mit unglaublicher Schnelligkeit, gegen die der flüchtigste Läufer an den Ufern zurückbleibt, schießen nun die Rähne daher; nur die Seemöve, die über die Gewässer dahinfreicht, möchte sie ereilen. Lärm und Getöse nehmen mit ihrem Nahen immer mehr zu. Jetzt erkennt man die Fahrzeuge und die Ruderer, die einander zurücklassen, einander vorfliegen. Während des angestrengtesten Ruderns stacheln sie sich gegenseitig durch Lachen, durch drohende und höhrende Worte, die von dem theilnehmenden Volk wiederholt oder erwidert werden. Die Rähne stoßen krachend an einander, und mit Stangen suchen sie sich, mit wahrhaft italienischer Leidenschaftlichkeit, von einander loszumachen. Der Gewandteste erspäht eine Lücke, und wie ein Blitz fährt er durch; aber der ihm Nächste folgt ihm pfeilschnell. Lautes Jauchzen verkündet sie als die zwei Nebenbuhler, Ignazio und Michele, den Wasservogel. Mit ihnen kann sich keiner messen; für welchen wird sich wohl der Sieg entscheiden? Alle Muskeln der Ruderer sind geschwellt; der Schweiß rinnt über das Nackenhaar und die braunen Nacken herunter. Indes rauscht ihnen ein schlechter Kahn, der lange zurückgeblieben, in einiger Entfernung nach. Ein fetter, olivenfarbiger junger Bursche treibt ihn vorwärts. Von seiner Schulter flattern Bänder, und an seiner Jade steckt ein Hochzeitkranz, der ihn zur Zielscheibe des Gespöttes macht. „Hoho! ihr holt euch Braut und Heirathsgut mit einander? schnell, Pietro, daß sie euch ja nicht entkommen!“ Der Bursche antwortet nichts; er verdoppelt nur seine Anstrengung, denn schon ist das Ziel nicht mehr fern, und man liest in seinen Zügen, daß es ihm um einen höhern Preis, als die fünfzig Lire, zu thun ist. Doch alle Hoffnung scheint ihm bei dem Fluge der übermüthigen Nebenbuhler zu schwinden. Nicht mehr ferne ist der Brückenbogen, und dort das Ziel des Wettkampfes. — Da weht dem letzten Ruderer vom Ufer ein weißes Tuch, ein Zeichen der Geliebten, zu. Er erspäht sie augenblicklich, und mit dem Ruf: „ich halte mein Wort, das ich zu Montenero gegeben: Du, oder das tiefe Meer!“ schießt er vorüber, und ein Mädchenschrei verhallt im Losen der Menge. Als wollte er alle Glieder aus ihren Fugen treiben, arbeitet der Bursche vorwärts, und sein pfeil-

schneller Kahn hat die gewaltigen Vorkämpfer erreicht. Doch er kann vor ihnen nicht vorüber, er muß auf halbe Fadenlänge demjenigen den Preis überlassen, dem zuerst das Bemühen gelingt, dem andern die Wasserstraße seitwärts abzuschneiden. Schon stoßen jene hart aneinander und versuchen mit angestemmtem Ruder, sich wechselseitig aus der Bahn zu werfen. Lobendes Geschrei ihrer Parteigenossen begleitet diesen letzten Kampf, und Michele ist der Glückliche, der seinen Gegner an das linke Gestade hindrängt. Aber er selbst ist zu weit hindübergekommen; rasch schießt der Kahn des jungen Burschen an ihm vorbei und erreicht unter weiterschallendem Jubelruf den Posten der Brücke — das Ziel. — Dort empfängt er vom Kommissario des Magistrats unter feierlichem Spruch den Geldpreis; aber der größere Lohn, der ihm wird, übertrifft mit einem neuen Schauspiel die Menge. Ein rosiges Mädchen mit schwarzem Lockenhaar sinkt, halb lebend, halb weinend dem Burschen in die Arme, der folgende Worte spricht: „Livorneser! ich bin ein armer Bursche, und dieses ist mein Mädchen; ihr Vater hat sie mir zugesagt, wenn ich im Wettkampf siege. Ich rufe euch zu Zeugen auf, daß ich sie ehrlich errungen.“ — „Sie ist euer!“ schreit Alles Beifall jauchzend zusammen, und dem dazu kommenden Vater, der dem Werber das Unmögliche auferlegen wollte, um seiner los zu werden, bleibt nichts übrig, als die Liebenden zusammenzugeben.

In froher Stimmung stüthet nun die Menge nach dem hochaufragenden Mastbaume, auf dessen Spitze eine roth- und grünseidene Flagge in der Luft wimpelt und neugeprägte Scudi im Sonnenschein funkeln. Hier ungeheure gespannte Laue sind die halbbrechenden Straßen, auf denen mit der Behendigkeit von Spinnweben die Matrosenbuben hinausstettern. Ein lauter Jubel begrüßt den Sieger, der angeklammert an der sich beugenden Spitze des Mastes, die lobenden Trophäen wegnimmt und mit Blitzesschnelle am Seile wieder herabfährt. Die andern Wettbewerber werden ausgelacht und suchen sich unter der Menge so gut als möglich zu verstecken. Das durch die Ergötzlichkeiten befriedigte Volk strömt jetzt nach allen Seiten auseinander und läßt den Fremden die lieblichsten Gruppen italienischer Schönen erblicken, die oft nur an diesem festlichen Tage ihrem klostertlichen Verschlusse hinter Jalousien entkommen. Amor wandelt überall, wiewohl gut verumumt, bei den geistlichen Illuminationen umher, die stationenweise noch spät Abends von den Andächtigen besucht werden. Alle an den Häusern befindlichen Gemälde und Statuen der Mutter Gottes erglänzen durch ganz Livorno im Lampenschimmer, und ihre Eigenthümer vergessen nicht, den vorüberwandelnden Ausländern einen Zoll für die Madonna abzunehmen. Ueberraschend sind die Verwandlungen der Gassen; und Mauerkapellen in förmliche Tempel mit ausgedrehten Kolonaden, die er-

leuchteten Thore, die man in der Entfernung in dem dunkeln Straßen für Zauberpaläste hält, die weißen, von Lampen beleuchteten schimmernden Zelte, wo sich der Himmel der Weltkinder in den lustigen Botiken voll kühlenden Eises und Limonade befindet, und die mit ihrem Glanze und Leben, mit ihrem harmonischen Saitenspiel, bald da, bald dorthin durch das Labyrinth der Stadt locken. So endet erst tief in der Nacht das Fest der Madonna von Montenero.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

4.

Die höchste Grundform aller Schöpfung können wir bezeichnen als ein Uebergehen aus dem Verborgenen ins Sichtbare, aus dem Unentfalteten zur Entfaltung: — es ist, was unsere Sprache tiefsinnig in dem Worte Offenbarung ausdrückt. Die Wurzel jedes kreaturlichen Dinges ist aber seine gottverliehene Anlage, die es zu einem Solchen, Individuellen macht, und das Gepräge untheilbarer Eigenthümlichkeit ihm ausdrückt; und aus dieser allein, wie aus seinem verborgenen Centrum — die Philosophen haben es seine ewige Idee in Gott genannt — lebt es und entwickelt es sich, je nach seiner Kraft. Dieses Maß ursprünglicher Anlage, diesen jedem Geschöpfe eigenthümlichen Rhythmus seines Entstehens, seiner Reife, Abnahme und Umstaltung in Anderes, hat die Älere Weisheit wohl bezeichnet als die jedem Geschöpfe eingeborene Zahl. Und so sind, in diesem Sinne gefaßt, Maß und Zahl die ursprünglichsten Formen des göttlichen Offenbarungswortes, jenes die ursprüngliche Gränze jedes Daseyns, dieses die Gränze seiner zeitlichen Entfaltung bezeichnend.

Aber in diesem Rhythmus, aus welchem alle Kreatur sich bewegt, liegt zugleich die ganze Reihe ihrer wechselnden Zustände als Einheit beschlossen, im Vorher ihr Nachher, in der Gegenwart ihre gesammte Zukunft; und nicht minder ist jedes Einzelne dadurch zugleich in die höchste, allgemeine Ordnung, die Alles umfaßt, harmonisch eingefügt. Alles ist für einander, dennoch in jedem Zustande ganz und frei für sich, was es seyn kann. So leitet das Maß der einzelnen Kreatur auf ein Urmaß, das Zusammenwirken aller Kräfte auf eine Urharmonie, die im Gegenwärtigen das unendlich Entlegene, die unendliche Geschiedenheit des Werdenen ursprünglich gestügt steht: — und in dem letzten Worte liegt eigentlich der höchste Aufschluß über das Räthsel der Welt. Keine Ordnung in ihr, ohne durchschauendes Ordnen, keine Welteinheit ohne einen den, persönlich Gott — ein Urlich über den endlichen Ich.

Und diese Einsicht ist so sehr die gewisseste, daß wir nicht die kleinste Erscheinung eines Organischen begreifen können, ohne endlich in dem Gedanken eines schaffend-ordnenden Urbewußtseyns von Anfang und seit Ewigkeit wurzeln zu müssen.

Von hier aus trennt sich indess die neuere Philosophie nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Es betrifft das Verhältniß des Individuellen zum Ewigen. Fassen wir jenes als ein durchaus Endliches, so ist die Folgerung unabweisbar, daß es unendlich entsteht wie verschwindet im Ewigen, welches darin nur das wechselnde Spiel seines schaffend-zerstörenden Weltprozesses übt. Hiernach ist Gott der einzig Unsterbliche in seiner Welt, und auch die Geister, in deren Ebenbilde er sich spiegelt, sind nicht minder vergänglich in ihrer Eigenthümlichkeit, wie die bewußtlose Kreatur um sie her, weil diese Eigenthümlichkeit gerade sie zu endlichen macht, mithin absolut sie scheidet vom Antheil an der Natur des Ewigen.

Wir dürfen uns nicht bergen, mein Freund, daß diese Ansicht, wissenschaftlich betrachtet, die eigentlich herrschende ist; und was sich bisher, auch in der Form philosophischer Einwendung, meist gegen sie auflehnte, waren fast nur die Protestationen eines an sich richtigen, doch nicht gerade wissenschaftlich ausgebildeten, unmittelbaren Bewußtseyns, mochten sie sich in der Ausdrucksweise christlichen Glaubens oder einer allgemein menschlichen Ueberzeugung vernehmen lassen. Als wissenschaftlich ausgebildete Philosophie ist aber die entgegengesetzte Ansicht noch nicht aufgetreten, wenigstens nicht deutlich und scharf sich sondernd von ihrem Gegense. Vielmehr hat sich die andere Lehre in neuester Zeit sogar nach zwei Richtungen hin mit seltener Energie und Konsequenz ausgebildet: von Seiten der Naturwissenschaft durch Oken, in rein spekulativer Form durch eines der kühnsten und merkwürdigsten dialektischen Systeme, welche die Philosophie je aufzuweisen hatte.

Dennoch darf ich Ihnen wohl bekennen, daß ich diese Ansicht stets mit dem innersten Widerwillen von mir stieß, selbst als ich noch kein wissenschaftliches Heilmittel gegen sie kannte. Aber auch in der Psychologie ist sie entscheidend, ja ich möchte sagen, auch hier hängt Tod und Leben ab von ihr. Der große Gegensatz beruht nämlich darin, ob man das Allgemeine (Abstrakte) für das allein Wahrhaftige und ewig Siegreiche hält, für das alles Individuelle wieder zurückkehrt, wie es daraus hervorgegangen, oder ob man es selbst gar deutlich als Produkt unsers Erkennens begreift, welches, indem es unfähig ist, die gleichartigen Individuationen in unterscheidendem Blicke festzuhalten, sich begnügen muß, sie in oberflächlicher Gemehsamkeit zusammenzufassen. Dies ist denn nun ihr Allgemeinbegriß, die frei-

lich nöthige, aber an sich unwahre Abbreviatur und Verkürzung der Dinge in unserm Denken, während an sich und wahrhaft nur Individuelles existirt. Nach solcher Einsicht nämlich ist die Wurzel der unendlichen Wesen vielmehr selbst ihre Individualität aus Gott. Und wie nach dieser Lehre Gott ein persönlicher ist — nicht mehr ein abstrakter Weltgeist, der sich etwa durch die individuellen Iden zu eigenem Bewußtseyn nur hindurchprojicirt — so ist auch der Mensch eine unvergängliche Persönlichkeit, weil gerade in dem, wodurch er Eigenes, nur sich selbst Gleichendes ist, das Siegel des Göttlichen ihm aufgedrückt worden. Sein Selbst ist unverfügbare Wurzel und Quelle seines Daseyns; denn es ist seine Anlage aus Gott, sich selbst durchsichtig und ewig sich erfassend in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Kräfte. So vermag der Mensch seinem Ich nimmer zu entfliehen; dies gottverliebene Selbst begleitet ihn durch die Unendlichkeit dahin, in gesunder Entfaltung der Urquell seiner Seligkeit, getrübt und zerrüttet, die Quelle seines Schmerzes und seines Gerichts: es ist sich Himmel und Hölle, und hier, an dieser geheimnißvollen Stelle, drängen sich die tiefsten Fragen über das Seelenleben zusammen. Hier ist die psychologische Betrachtung eben so ethisch-religiös, als sie über die leibliche Seite des Menschen Aufschluß zu geben hat. Wir haben uns dadurch nämlich über den teleologischen Standpunkt der Seele und ihrer gegenwärtigen Erscheinung zu ihrem kosmischen erhoben. Wir knüpfen ihre Gegenwart an ein Vorher und Nachher, Beides aus jener begreifend, aber auch umgekehrt diese Gegenwart selbst in jenen tiefer erfassend: als einzelnen Moment in einer Reihe von seelisch-leiblichen Entwickelungen, indem auch die Idee ihrer Korporisation damit eine andere und höhere geworden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon. December.

(Fortsetzung.)

Ball. Musterung der Nationalgarde.

Lyon. Gallerien, den herrlichen Plafonds und den ungeheuren, für die Bühne bestimmten Raum konnte man nicht genug loben und bewundern. Die Männer schwiegen aber, denn sie wußten, wie viel dies Alles kostete. „Aber,“ sagten die Damen, „wir haben doch nun ein herrliches, der zweiten französischen Hauptstadt würdiges Theater, ein Theater ersten Rangs, ein Theater mit monumentalem Charakter!“ Doch lassen wir das für's Erste. Das ganze weite Theater war in einen Ballsaal umgeschaffen. Die Scene stellte ein ungeheures Zelt vor, in dem mehr denn dreißig Trophäen mit dreifarbigem Fahnen angebracht waren. Es versteht sich von

selbst, daß die seit Ludwig Philipps Thronbesteigung zum Uebel wiederholten Schlachtenamen Balmoy und Jemappes auch hier mit großen Buchstaben angebracht waren, ebenso alle Bonaparteschen und Napoleonischen Schlachten: Lodi, Marengo, Ulm, Austerlitz u. s. w., wie es bei den Franzosen so Sitte ist, die nicht bedenken, daß auch das Ausland solche Trophäen mit den Inschriften: Berezina, Leipzig, Rastach, Barasue Aube, Belleme, Paris, Waterloo u. s. w. aufstehen könnte, wenn es nicht beschwerlicher und menschlich besser dünkte. Durch die großen Kron- und Wandluchter war der Saal wirklich taghell gelichtet. In Transparentgemälden, die den König und seinen ältesten Sohn mit Kriegs- und Friedensemblemen darstellten, war auch kein Mangel. Eobner aber als dies Alles war der Anblick der mit den lieblichsten Frauengesichtern in glänzendem und farbenreichem Putz angefüllten Logen. Lyon ist sonst nicht wegen seiner weiblichen Schmuckbelten berühmt; an diesem Ballabend aber, wo so viele Damen aus der Umgegend versammelt waren, konnte man es ihm nicht nachsagen. Erst gegen halb acht Uhr kam der Prinz in einfacher Ballkleidung. Da hätten Sie das Zusammenstehen der weiblichen Rhyse sehen sollen, und im Grund beneide ich ihn weit mehr darum, als um die Krone, die vielleicht einmal auf seinem Kopfe saß und ihn wund drückte. — Eine andere, besonders am heutigen Tage durch den Vergleich des Jetzt mit dem Sonst interessante Erscheinung war die große Musterung der Nationalgarde Lyons und der Umgegend auf dem Marsfeld. Mehr denn vierzigtausend Mann schön geübeter und gut exercirter Truppen waren da versammelt, und über sechszigtausend Zuschauer saßen zu, als der Prinz der Nationalgarde die vom König geschenkten Fahnen übergab. Das war wieder eine herrliche Gelegenheit zu Haranguen und Gegenharanguen. Von letztern will ich zur Bezeichnung des vorherrschenden Geistes nur eine kurze Stelle anführen: „Mais, Prince, ces drapeaux que vous venez de confier au patriotisme de la garde nationale Lyonnaise, auront pour soutien toutes les gardes nationales de France, et si jamais l'étranger osait par sa présence souiller le sol de notre belle patrie, Prince, soyez notre Léonidas, ces drapeaux seront nos Thermopyles!“ Nun, wer waren denn diese jungen Spartaner? Es war der Sprecher der Nationalgarde der Guillotière, der Croix-Rouge und Balze, welche gerade ein Jahr darauf mit dem verworfensten Lumpengefindel in einer Empörung fast gemeinschaftliche Sache machte und nichts that, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen, und die zur Strafe solch schimpflichen Betragens, in Gegenwart desselben Prinzen Leonidas, mit Schimpf und Schande aufgelöst wurde. Daraus wußte der sagter Prinz nicht genug Schmeicheleiden vorzubringen: sie war magnifique, admirable, er war sehr überzeugt, sie werde „assurer par le règne des lois et le maintien de l'ordre public, l'affermissement de ces institutions libérales qu'elle a si puissamment contribué à reconquérir, et dont le développement doit assurer le bonheur de tous les Français, en garantissant à chacun d'eux le libre exercice de tous ses droits.“ Ist es einem bel solchen grellen und lächerlichen Gegensätzen zwischen Wort und That zu verdenten, wenn man fast alles öffentlich in Frankreich Gesprochene — ich nehme die meisten Oppositionsreden in der Deputirtenkammer nicht aus — mit nichts beantwortet, als mit einem mitleidigen Achselzucken? Uebrigens muß man noch dem jungen Herzog von Orleans, einigen durch Zeit und Umstände gebotenen Schwulst abgerechnet, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(Der Beschluß folgt.)

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Januar 1832.

Wid' meines Segens, Anstre, lach' Nacht!

Byron.

W i n t e r n a c h t.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es tracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feterlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Groß! friere mir in's Herz hinein!
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh was drinnen seyn,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldebraun
Ein Wolf; — wie's Kind answeckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum,
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Die frischer immer wehn von Norden!

Nic. Lenau.

Die französische Deputirtenkammer.

Kommen wir von der Place Louis XV. oder Louis XVI., oder de la Concorde, oder de la Revolution, so erblicken wir am Ende der, mit zwölf großen Männern überladenen Brücke *), an der Hinterseite eines Gebäudes eine Westfacade, in dem antiken Style, in dem alle modernen Denkmale in Paris gebaut sind. Am Fuße der Stufen stehen zwei Frauenbilder und sitzen vier Männer, der Facade den Rücken zugekehrt. Die Frauen thut ihr nach Belieben Gerechtigkeit und Weisheit, Mäßigung und Standhaftigkeit, Stärke und Klugheit, Action et Résistance nennen. Die Männer, so viel sich bei dem Moose, das sie bedeckt, und bei den auf ihren Häuptern, in ihren Ärmeln nistenden Vögeln noch unterscheiden läßt, sind l'Hospital und Süly, Colbert und d'Aguesseau, monströse Figuren, durch deren Verwitterung die Zeit den Geschmack gerächt hat. Diese übrigens nur zu dunkeln Sängen führenden Stufen, dieses blinde Portal, dieser lurnridse architektonische Pomp, der nur den Neugierigen bei

*) Pont Louis XVI.

einem Cortege oder einem Feuerwerk zum Schaugerüste dient, dieß Alles ist gegenwärtig mit Brettern, einer friedlichen Barricade zum Gebrauche der Maurer umhegt. Denn die Kammer ist nicht mehr in der Kammer, ihr Sitzungsfaal ist, wie der Garten der königlichen Wohnung, gegenwärtig den Arbeitern überlassen. Am Material der Regierung ist nämlich, fast wie an den Gesezen, immer etwas zu ändern oder auszubessern. Nur Säge, Meißel und Hammer wiederhallen in dem Bereiche, wo der Redner Stimme gegen die Lotäre ankämpfte. Groß wird einstens der Kontrast seyn, seltsam werden die Augen geblendet werden, gewaltiger Rumor wird unter den Oekonomiepredigern entstehen, sieht sich eines Tages die Deputirtenkammer aus der bescheidenen Hütte, in der sie gegenwärtig untergebracht ist, in den ihr zubereiteten Tempel eingeführt. Allenthalben schuf dort der Meißel Wunder, an allen Wänden schweben elegante Festons; in dem durchaus mit Marmor belleideten Sitzungsfaal schienen nur heitere, lachende Bilder, Träume von Reichthum und Wohlfahrt austauschen zu können. Wie die gemelten Worte: Einschränkung, Reduktion, in solchen Prunktempel sich wagen dürfen, ist mir unbegreiflich. Man be-eile sich ja, um des Himmels willen, vor der Einweihung dieses prachtvollen Lokals die Civilliste zu votiren: jedes dieser Ornamente, jeder Pilaster, jedes Capital könnte sonst Frankreich eine Million mehr kosten. Von den Budgets gilt; was Horaz von den Dichtern sagt:

Medioeribus esso

non di, non homines, non concessore columnae.

Indessen, die Wahrheit zu gestehen, gehört der Plan seines Baues der Zeit, in der er ausgeführt wird, nicht an. Er schreibt sich von einer andern Regierung, einer andern Monarchie, einer andern Charte, einem andern gesellschaftlichen Zustande, aus andern finanziellen Verhältnissen her, mit einem Worte, er ist zwei Jahre alt. Käufst mich mein Gedächtniß nicht, so ward der erste Stein zu jenem neuen Gebäude im Oktober 1829 von den Händen eines Ministers des Innern gelegt. Man nehme nun an, über diesen Bau fliege eine lange Folge von Jahren hin, ohne ihn zu zerstören, keine Architekten-laune demonstrire die Nothwendigkeit, ihn wieder umzubauen, keine Volkswuth zertrümmere ihn, er zerfalle nach langen Jahrhunderten, alle Ereignisse, alle Revolutionen, zu deren Schauplaze er bestimmt ist, überlebend, von selbst: wird es dann denen, welche seine Trümmer durchwühlen, nicht allerlei zu denken geben, wenn sie unter jenem ersten Grundstein, der dann zu des Gebäudes letztem geworden, den Namen dessen finden, der ihn gelegt, den Namen des dreimonatlichen Ministers einer Monarchie, die nur noch neun Monate zu leben hatte? Ich kenne nur eins, worüber der Philosoph bitterer lächeln könnte: das Wort „ewig“ in einer Proscription und in

einem Friedensschluß. Kurz aber, so viel bleibt richtig, die Deputirtenkammer erhält einen blendendweißen, spiegelglatten, glänzenden Saal; die jüngern Repräsentanten werden an seinen Wänden Toilette machen können. In Erwartung, daß sie ihre Raupenhülle ablege, haust aber die Kammer zur Zeit noch in der, von der letzten Regierung ihr eingerichteten Baracke, einer Holzcitadelle, die aber in das alte Tuileriegebäude eine gewaltige Bresche geschossen. Dort platzte, gleich einer Braudrakete, die Adresse der 221, dort redigirte man den Juliussteg des Volkes im Artikel, formte ihn zu Amendements, goß ihn zur Charte; dort errichtete man einen Thron, zertrümmerte eine Parie. Aus dem Schooße dieser dünn mit Sopps belleideten Bretter, welche kaum einem Windstoß widerstehen zu können schienen, erhoben sich Stürme, die den Erdbreis erschütterten. Dennoch stehen sie noch aufrecht.

Hier also, wenn wir der Kammerßzung beizuwohnen wollen, steigen wir hinauf, treten aber ja recht leise auf den elastischen, wiederhallenden Bretterboden des Corridors. — Ich sehe voraus, der Leser habe sich mit einem Billette versehen, und komme daher nicht in Versuchung, seinen Platz in der sogenannten öffentlichen Tribüne zu suchen, in dem jämmerlichen Behälter für das gemeine Publikum, den man, zu Gunsten der Privilegien, von allen Seiten beschnitten hat, und wo der wachsame Hüffier sanft im Lederseffel schlummert. Nur den ehemaligen Deputirten oder Staatsrath, den Bekannten irgend Jemandens im Corps Diplomatique oder irgend einer Appertinenz der Maison du Roi erwartet, ohne daß er gerade mehr zu eilen nöthig hat, als der mit dem „Appel nominal“ bedrohte Deputirte, sein bequemer Platz. Wer aber nicht so glücklich ist, hält sich an die Billets zu den besondern Tribünen, welche jeden Tag den Mitgliedern der Deputirtenkammer ausgetheilt und, dem Verbote des Polizeipräfekten zum Troß, jeden Morgen am Eingange verkauft werden. Dann aber schnell, das Dejeuner kurz abgefertigt; denn die Eltern, Brüder, Cousins und Freunde der Redner rücken in Masse an und machen uns die erste Bank streitig. Der Damen erwähne ich nicht; ihnen sind in beiden Winkeln des Saales, der Versammlung gerade gegenüber, damit sie sehen und gesehen werden, ihre Plätze vorbehalten; die Herrn Questeurs der Kammer wissen ihren Dold auswendig.

Unsere Blicke fliegen mit reger Neugier nach den grünen Bänken, vor denen ein kleines Pult sich erhebt. Da die Sitzung zur Mittagsstunde beginnen soll, zwel Uhr aber noch nicht geschlagen hat, so sehen wir besagte Bänke noch leer und haben Zeit, das Inventar der Möbeln mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Es ist dies gar bald geschehen: ein Sessel und Schreibtisch für den

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

So ist das Unversum der Schauplatz unendlich sich bekleidender Seelen; und gleichwie nach einer kaum abzuweisenden Symbolik die uralte Begeisterung für die Natur, mochte sie nun in der Form der Religion oder der Poesie sich aussprechen, die sichtbare Schöpfung als das Gewand Gottes betrachtete, das er um seine unergründliche Herrlichkeit geschlagen, so ist jede Sichtbarkeit die Spur einer Seele, das Symbol irgend eines Geistesmysteriums. Darin hat allein die Welt, das Land der Seelen, ihre wahrhafte Bestimmung; dem höchsten Befehle der Geistesökonomie ist sie durchaus unterworfen; denn „das Fleisch ist kein nütze.“ Wie uns aber schon aus ihr hohe Weisheit entgegentritt, so ist diese selbst doch nur das Abbild jener geheimnisvollen Harmonie, die alle erschaffenen Geister, von dem höchsten herab bis zur einfachsten Pflanzenseele, in dem Urgeiste verbindet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyön, December.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans.

Ein Kronprinz ist in Frankreich wie in Deutschland auf jeden Fall geistreich, lebenswürdig und aufgeklärt; das versteht sich von selbst, wenn der Prinz auch von Allem das Beste theilt wäre. Daran ist unsere eigene Eitelkeit Schuld; aber mich regieren wird, ist ein Gimpel? Dem französischen Kronprinzen muß man aber wirklich lassen, daß er sich vor seines Vaters ebrenvoll andzeichnet, und dies kommt unstrittig daher, daß er nicht für den Thron geboren und bis zum August 1830 nicht dafür erzogen wurde. Der Herzog von Orleans ist wirklich ein ausgezeichnete junger Mann, das hat er auf seiner ganzen Reise von Paris nach Lyön bewiesen, die sein erster Ausflug war. In allen Städten, durch die er kam und wo er öffentlich zu antworten hatte, mußte man seinen Anstand, seine gewinnenden Manieren und vor Allem seine gewandte, geistreiche Sprache bemerken, die immer das Rechte und Passende frei auf der Stelle zu erwidern wußte. Dies war besonders in Lyön der Fall, wo die verschiedensten Behörden ihm Deputationen sandten. Allen antwortete er ohne Nachsinnen auf eine Art, die sie in Erstaunen setzte, und zwar nicht mit Gemeinplätzen, die besonders in Frankreich so leicht zu finden und zu sagen sind, sondern mit Aensferungen, aus denen eben so viel Herz als Geist sprach. Als er hier ankam, fielen alle Autoritäten über ihn her und rangirten ihn auf das Entsetzliche; jeder aber wußte er sogleich das auf ihre Individualität Passende zu erwidern, eingehend in ihre Bestimmung und ihren Geist. Gewöhnlich waren seine Antworten viel besser, als die wohlüberdachten, niedergeschriebenen und abgelesenen Anreden. Wenn man sie alle vereinigte, so fände man darin ein herrliches Glaubensbekenntniß für einen Fürsten; man fände herzliche Liebe zu seinem Volk, Achtung vor dem Gesetz, den schnellen Wunsch, nicht als Fürst, sondern als Bürger angesehen zu werden; ferner den festen Vorsatz, Frankreichs Unabhängigkeit zu bewahren und den so richtigen Satz, daß die sicherste Stütze der Krone, der Kronen und der Wälder in dem tauglichen, liebenden und vertrauensvollen Verein der Nation mit ihr

rein Fürsten und in der Begeisterung für äußere Unabhängigkeit und verständige innere Freiheit liegt. Was mir am besten gefallen hat, war des Prinzen Antwort an die Deputation der Akademie: „Je me rappelle avec plaisir que s'est dans l'université que j'ai été élevé, et je m'en félicite tous les jours. C'est sur ses bancs, c'est au milieu de la jeunesse qu'elle instruit, que j'ai appris à aimer mon pays etc.“ Dann wandte er sich zum Director des Collège-royal und sagte freundlich zu ihm: „Monsieur le Proviseur, je vous prie de donner un congé à vos élèves. Je sais par expérience de quel prix est cette faveur.“ Der Prinz besuchte auch alle unsere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, besichtigte die vorzüglichsten Fabriken und Seidenwebereien in und um Lyön. Man war oft erstaunt über seine Kenntnisse und seinen richtigen Blick im Fabrikwesen und dessen Erzeugnissen. In der verschiedensten und schwierigsten Kenntniß der Seidenstoffe und ihres Webmechanismus schien er sehr erfahren. Eben so gut sprach er über Ackerbau und Viehzucht, und die jungen Damen, die mit ihm zu sprechen hatten, versicherten alle: il cause comme un ange, was ich wegen meiner Unbekanntschaft mit schwagenden Engeln dabin gestellt seyn lassen muß. Diese Spielart von Engeln findet sich bekanntlich nur in Frankreich. Es war Seiner königlichen Hoheit gewiß nicht abel zu nehmen, daß sie sich gern und lange mit schönen Mädchen unterhielt, so wie es denn auch natürlich ist, daß diese dem jungen ange causeur in prächtiger Husarenuniform von Herzen gern zuhörten. Auf dem großen Ball tanzte der Prinz unter andern mit Mademoiselle Arballon, deren Vater nahe bei St. Chamond einen bedeutenden Hochofen mit großem Eisenwerk besitzt, auch Maire des Orts ist. Da der Herr Papa den Prinzen so freundlich mit seiner Tochter liebt, so nimmt er auch die Gelegenheit wahr, im Vorbeireiten seine Fabrikanstalt zu besuchen; mit Vergnügen angenommen. Der Prinz soll am folgenden Morgen über die Nationalgarde von St. Chamond Musterung halten. Nach ihrer Beendigung, und da der Prinz nichts gesagt hatte, galoppiren die Kavaliere von St. Chamond und die Kavallerie von St. Etienne rasch mit ihm davon; denn der Prinz meinte, das Arballonsche Eisenwerk liege in ziemlicher Entfernung von dem Orte; da irrte er aber, denn es liegt dicht dabei, und er war gleich im Anfang daran vorbeigeritten. Nach anderthalb Stunden nächtlichen Galoppirens fragt er endlich seine Begleiter nach dem Eisenwerk und erfährt die wahre Bewandniß. Gleich läßt er wieder umkehren und kommt bei Arballon an, als man dort, seit der Prinz vorbeigesprengt, längst die Hoffnung aufgegeben hat, daß er kommen werde. Das jugendlichste Frühstück war wieder abgetragen, Frau und Tochter hatten ihre Hauskleider wieder angezogen; da erschallt entsetzliches Pferdegetrappel in dem Hof; die schöne Louise eilt ans Fenster und schreit: der Prinz! der Prinz! und ehe sie fortgeeeilt ist, um wieder ihr seidenes Kleid anzuziehen, steht der schöne Husarenoberst vor ihr, wundert sich, daß sie nach dem Ball noch so schön sey, wie auf demselben, findet sie sogar im Hauskleide noch reizender, und hat ihr schon eine Menge verbindlicher Dinge gesagt, als endlich der Herr Papa und die Frau Mama herbeikommen, welche denn der Prinz auf das Verbindlichste wegen seines Verzugs um Verzeihung bittet. Trotz der schönen Augen der Tochter war nun doch Essen und Trinken die Hauptsache, und nach der Collation nahm Arballon den Prinzen für seinen Hochofen und sein Eisenwerk in Beschlag, wo man nicht wenig über Seiner Hoheit Kenntniß im Fach und deren sachkundige Fragen erstaunt war.

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 20. Januar 1832.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen.

Goethe.

Gesang der Engel im Paradies. 7)

Wie lieblich schlummert hier
Im Paradies
Das junge Menschenpaar,
Wie ist ihr Schlaf so süß;
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!
Das hohe Gras umschmiegt
Den reinen Leib,
Im grünen Schatten liegt
Das schöne Weib;
Ihr Haar, ihr goldengelbes Haar
Auf Adam's Wange fließt,
Ihr Nacken ruht auf seinem Arm,
Der sie im Schlaf umschließt,
Auf ihrer Schulter seine Hand;
So schlummern sie am Quellenrand,
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!
Wie athmen ihre Busen lind,
Wie blühen ihre Lippen,
Es scheuet sich der Morgenwind
Nur leise dran zu nippen;
An ihren Füßen klingend zieh'n
Des Baches Wellen vorüber,
Das Licht schwimmt auf dem Wasser hin
Und blickt geschwind hinüber:

Da giefen hell vom Hügelkranz,
Durch Gras hinab und Blumenstrauß
Die süßen Leiber einen Glanz,
Ein goldnes Lächeln aus,
Ja Lächeln, daß der Halm erbebt
Und seine Spitze blühend hebt!

Sie aber schlummern ruhig fort,
Nur gleichen Puls bewegt,
Indeß sich rings der ganze Ort
Zu ihrer Feier legt;
Die Rosen blühen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Von oben senkt der Schattenbaum
Sein Lockenhaupt herunter,
Sie schlummern im zufriednen Traum,
Sie schlummern süß darunter;
Sie wissen nichts von Sorg' und Müd,
Sie fühlen kein Verlangen,
Die rothen Aepfel lassen sie
Im Blätter-Dunkel hängen;
Die stillen Büsche grünen rund,
Die Rosen blüh'n in Freud' —
Sie schlummern auf dem süßen Grund
Der Unbegreiflichkeit;
Die Engel stehen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Adolph Schöll.

7) Aus einem dramatischen Spiele.

Die französische Deputirtenkammer.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun den Präsidenten in's Auge: längst ist er an seinem Plaze, erwartet die Versammlung der Versammlung und ordnet, der Reihenfolge nach, die vor ihm aufgeschichteten Amendements. Der Präsident ist kein Mensch, kein Redner, kein Deputirter, er ist mehr als dieß Alles, ist das eingestrichelte Reglement. Die unerläßlichen Eigenschaften dieser Würde sind kaltes Blut und gute Brust. Der Präsident darf sich durch keinen Tumult übertönen, sich durch keine Leidenschaft selbst in Hitze bringen lassen, muß für jeden vorkommenden Fall einen Artikel, für jeden Anstand eine Lösung, für jede Ausschweifung einen Zügel bereit haben, muß handeln, verhindern, leiten, rügen, und dieß Alles ohne Phrasen, ohne Diskussion; denn auf einer, ihm wohl bekannten Bank wacht ein unbarmherziger Censor, eine Art Antipräsident, läßt ihm nicht das Mindeste hingehen, und ist, zwanzig Mal zur Ordnung verwiesen, darum nicht gefügiger geworden. — Der dem Präsidenten zustehenden Repressivmittel sind drei: das Elfenbeinmesser, die Klingel, der Hut. Jenes Streichbein, das den Schreibtisch unablässig bearbeitet, dient bei kleinen Anlässen, wenn die Stille, was selten vorkommt, durch die laute Unterhaltung von nur dreißig bis vierzig Mitgliedern gestört wird. — Die Klingel, oder vielmehr die Glocke, spielt eine wichtigere Rolle. Hat sie fünf Minuten lang geläutet, so sind wir fast sicher, nach augenblicklicher Stille den Lärm noch toller werden zu hören; die Klingel ertönt abermals, und zwar so lange, bis sie, das Ohr ermüdend, des Ungestüms der Zungen endlich Meister wird. — Das letzte Zufluchtsmittel ist der Hut, der Art. 11. der alten Charte, der auf die Beratungen geführte Staatsstreich. Auf dem Haupte des Präsidenten verkündigt der Hut die gänzliche Aufhebung der Ordnung und des Reglements, die Unmöglichkeit, weiter zu verhandeln; er blüht, als ein Nothsignal, als das *saave qui peut* der Würde und Vernunft, auf die Versammlung herab. Eines Tags begab es sich, daß, in Ermanglung eines Huts, die ganze Repräsentativverfassung stakte: Auf dem Schreibtische des Präsidenten, am Boden, fand sich keiner. Im ganzen Saale war nur eine Seidenmütze vorhanden und selbst diese in der stürmischen Bewegung abhanden gekommen. Endlich erschien von Außen her der rettende Hülz. Leider aber hatte der Aufwärter in der Hast unter dem Vorrathe einen zu geräumigen ergriffen, mochte wohl auch gemeint haben, ein Präsident müsse immer mit recht starkem Kopfe begabt seyn.

Die Deputirten sind in der vorschristsmäßig erforderlichen Zahl anwesend. Wie sehen, wie sie einzeln,

paarweise, in Gruppen, ihre Unterhaltung abbrechen, oder am Fuße der von einem Redner bereits bestiegenen Tribüne eine neue anknüpfen; wie sie sich endlich langsam zu ihren Plätzen hinbegeben, ihre Freunde begrüßen und von der schwarzen Patrouille der Huissiers sich vergebens mahnen lassen, Platz zu nehmen. Endlich sind alle auf ihren Plätzen, etwa vierzig Mitglieder ansgenommen, die niemals rasten, unablässig auf- und absteigen, von Einem zum Andern, von der Rechten zur Linken, vom Centrum nach den Enden wandern, das Lösungswort herumtragen, Amendements allenthalben anbieten, wahre Fliegen des parlamentarischen Postwagens. Nun endlich läßt sich die Physiognomie der Kammer betrachten.

Gleich mir, werden die meisten Zuschauer das Kostüme vermissen. Außerhalb mag das Kostüme eine Auszeichnung seyn, im Sitzungssaale dagegen stellt es die Gleichheit her, beseitigt den widrigen Kontrast zwischen Vernachlässigung und Sorgfalt im Anzug. Im Amtskostüme, wie es auch nach Schnitt, Farbe, Weite, Stückerel beschaffen sey, verschwinden die Körvergebrehen und die Launen der Tracht. Man ist darin nicht mehr Greis oder Petitmaitre, elegant oder altfränkisch, ist nur Deputirter, befindet sich auf der Bühne, spielt seine Rolle.

Nicht unwichtig ist es, beiläufig das Alter der Mitglieder zu kennen, aus denen die Versammlung besteht. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Anekdote aus dem Justizpalais. Die Richter saßen auf ihren Plätzen, der Advokat schwitzte, um sich verständlich zu machen, wie der Franzose zu sagen pflegt, Blut und Wasser. Plötzlich sieht er den Präsidenten die Häupter der Richter mustern und hört ihn zu seinem Nachbar in entschiedenem Tone sagen: „Wir haben die Majorität!“ Der Advokat meint, der Stab sey seiner Sache bereits gebrochen, und hält ein. „Fahren Sie fort,“ spricht der Präsident, „es ist von Ihnen nicht die Rede.“ Er hatte Recht: die Musterung galt nur der Zahl der gepuderten Häupter im Richterpersonal; die Titusköpfe gaben den Ausschlag. Eben so ist auf den Bänken der Deputirtenkammer die Abstufung der Jahre sehr auffallend. Vom Puder ist übrigens hier jetzt nicht mehr die Rede; daß dieser, wie die Sicht, ausschließlich nur der ehemaligen Rechten, wie dagegen rüstiges Fußgestell, bleiches Haar und Schnurbärte der Linken angehörten, ist eine bekannte Sache, und noch aus Karrikaturen zu ersehen. Gegenwärtig aber gibt es, wie keine eigentliche Rechte, so auch keinen Puder mehr; nur bei der alten Opposition hat sich noch ein kleiner Rest davon erhalten. — Jetzt deutet nur der schwächere oder kräftigere Haarwuchs das Alter an. Nachdem ich die Massen mit der scrupulösen Genauigkeit der vier Sekretärs, welche sich zu Ermittlung einer zweiten Epreuve auf der Tribüne drängen, gemustert,

sand ich den Glanz, den ganz weißen, den mit Grau gemischten Haaren, den Perrücken, und den Couverts, welche sich erkennen ließen, gegenüber, die mit Haaren in gehöriger Quantität, von gehöriger Farbe und mit vollen Wurzeln besetzten Schädel in Majorität. Daraus erhellt das Fortschreiten der Kammer zur Jugendlichkeit. Folgerungen daraus ziehe Jeder nach Belieben.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Balbamus.

Wenn ich das Heer berufener und unberufener deutscher Kritiker betrachte, so muß ich an die brittische Landarmee denken, in der auf neunzigtausend Mann sechshundert-fünf- und-zwanzig Feldmarschälle und Generale kommen.

Bei Leuten, denen es an einer scharf ausgeprägten Meinung gebricht, und die dafür der Ansicht eines tonangebenden Mannes entfernt nachlaufen, fielen mir die Saumenlänge der morgenländischen, kastilianischen und im südlichen Wales üblichen Sprachen ein, die mehr eine Modifikation des vorausgehenden Vokales, als einen bestimmten, für sich bestehenden und für sich hörbaren Mitlauter bilden.

Auch die Liebe hat ihre Postum, ihre nachgeborenen Neigungen, für deren Erbschaft der Eoder des Herzogs aber so schlecht zu sorgen pflegt, daß sie sehr häufig sogar im Pflichttheile eine Verkümmerng erleiden.

Wenn ich beim Durchblättern der neuesten Zeitschriften auf Belletristen stoße, die sich eines berühmten Namens aus der deutschen Dichtervorzeit bedienen, so muß ich an gewisse vornehm gewordene Israeliten denken, die ihrem Adel dadurch einiges Gewicht zu geben suchen, daß sie den Schnappsack hinter dem ebenbürtigen Schilde eines erloschenen Rittergeschlechtes zu verbergen suchen. Auf ähnliche Weise wurde auch Johanna Antoinette Poisson zu Ehren gebracht. Das Leichentuch, womit die Geschichte von Limousin das heimgegangene Geschlecht von Pompadour bedeckt hatte, mußte dem ehebrecherischen Bette eines ausschweifenden Königs als Vorhang dienen. Juden- und Maitressenadel liegen einander sehr nah.

Von Leuten, die ich nicht lieben, die ich nicht achten kann, will ich auch nicht bemitleiden, nicht beklagt seyn. Dieses Ausdringen von Theilnahme hat etwas Verlegendes, etwas Belidigendes. Ich kam mir in solchen Fällen wie der Marquis von Montespan vor, der seiner ausschweifenden Frau bei Lebzeiten die tiefste Verachtung

bewies, sich aber nach seinem Tode dennoch von ihr betrauern lassen mußte.

Zwischen den sogenannten Belletristen unserer Zeit und den französischen Abbés, die vor der Revolution eine eigene Klasse geistlicher Elegants bildeten, aus denen die vornehme Hausfreundschaft ihre Kandidaten wählte, die das Pariser Modejournal mit manchem interessanten Artikel bereicherten, ließe sich eine Parallele ziehen, die viele Vergleichungspunkte darbieten würde.

Ein Rekrute Friedrich Wilhelms I.

Allgemein bekannt ist die Vorliebe Friedrich Wilhelms I. für außerordentlich große Leute; so leidenschaftlich er aber auch solche Subjekte suchte, so mögen ihn doch nicht viele Soldaten seiner Leibgarde so hoch gekommen seyn, wie der irländische Rekrute, dessen Kostenzettel in einer vor Kurzem zu London erschienenen Biographie Friedrichs des Großen steht, und der, diesem nach, ein wahres Kabinetsstück gewesen seyn muß.

Für zwei Unterhändler 18 Pfund Sterl. 18 Schilling. Reise von Irland nach Chester 30 Pf.; von Chester nach London 25 Pf. 12 Schill. Dem Manne, der den Rekruten auf der Reise begleitete, 10, 10; bei der Ankunft ihm gegeben 1, 18. Die ihm versprochene Löhnung auf drei Jahre, 60 Pfund. Einigen Bekannten in London, die ihn überreden halfen, 18, 18. Für eine Uniform, Schuhe u. 19, 6. Reise von London nach Berlin 21. Für Postpferde von Gravesend nach London und zurück 6, 6. Andern in der Sache gebrauchten Leuten 8, 7. Zwei Gardisten, welche mitwirkten, 15, 15. Einigen Personen, damit sie in der Sache schwiegen, 12, 12. Beche im Wirthshaus zu Gravesend 4, 13. Einem Friedensrichter 6, 6. Einem Manne, der den Rekruten begleitete und beständig bewachte, 3, 3. Für ein Fahrzeug 5 Schl. Briefporto 2, 10. Ankauf des Mannes 1000 Pf. Zusammen fast 1200 Pf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 12ten Decembr.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Mein Herr! Unter den Briefen aus Genf, die Sie in Nr. 182 — 202. 1831 des Morgenblatts eingerückt haben, und in welchen Ihr Korrespondent mit mehr oder weniger Genauigkeit den moralischen und politischen Zustand unserer Stadt darzustellen sucht, findet sich einer, der uns wegen einer Menge falscher Sätze, die er enthält, bestrebt. Wir machen es uns daher zur Pflicht, dieselben zu berichtigen. Ich meine den, welcher von unserer Akademie handelt, Nr. 195. Wir zweifeln gar nicht, daß Sie, in dieser Sache unparteiisch, unsere Vertheidigung so gut in Ihr Blatt einkirchen werden, als Sie den Angriff aufgenommen haben.

Von dem Ausspruche über die, in unserm Elementar- schulen allgemein eingeführten Lancasterschen Methode, einem

Aussprüche, welchen wir, mit vielen Personen, zu Willigen geneigt sind, kommt Ihr Korrespondent auf den an unserer Akademie bestehenden höhern Unterricht, und schreibt darüber, daß man bloß die physikalischen, naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften betreibe, und dagegen die Philosophie, die Philologie, die Literatur, die Geschichte &c. vernachlässige; Beobachtungen, sagt er, über ein Blatt oder ein Moos werden größerer Beachtung gewürdigt, als die Bearbeitung aller jener Fächer, die man in Deutschland seit vierzig Jahren betreibt, und zum Beweis dessen führt er einen mit P. unterzeichneten, in der Bibliothèque universelle eingerückten Artikel an, welcher die Fortschritte der philologischen Studien in Deutschland darstellt, und der die Akademie so sehr in den Harnisch gesetzt haben soll, daß sie einen zweiten Artikel über denselben Gegenstand in dieses Journal nicht habe aufnehmen wollen. — Allein die Akademie hat gar keine Aufsicht über dieses Journal, und übt in der That auch keine. Man hat dem Verfasser nicht verweigert, den zweiten Artikel in die Bibliothèque universelle einzurücken, sondern da sein erster Artikel unvollständige und verworrene Ansichten über die Thatsache enthielt, so forderte man von ihm, er solle einem der Redaktoren, welchem er wolle, sein Manuscript zur Untersuchung übergeben, und Jedermann weiß, daß es so gehalten wird, so oft ein Fremder einen Artikel in irgend eine Zeitung einrücken will. *)

Ihr Korrespondent sagt weiter, Herr Gauriel, den die Akademie zum Professor der Literatur ernannt hatte, zum Beweis, daß sie gegen die sächlichen Wissenschaften nicht so gleichgültig ist, als man glauben machen möchte, und der in Genf angekommen sey, habe dasselbe sogleich wieder verlassen, weil er daselbst keinen Geschmack für jene Wissenschaften vorgefunden. Allein Herr Gauriel hat den Genfer Boden niemals betreten, was wir sehr bedauern. Gleich nach der Julirevolution ward dieser ausgezeichnete Gelehrte von dem französischen Kabinets berufen und ihm eine glänzende Stelle übertragen, als wir ihm anbieten konnten. Herr Rossi, wie der Korrespondent sagt, noch der beste philosophische Kopf an der Akademie, werde den ersten Vorwand benutzen, um uns zu verlassen. Wir bilden uns nicht ein, die Absichten des Hrn. Rossi besser zu kennen, als der Korrespondent; allein wir wissen die ausgezeichneten Talente desselben eben so hoch zu schätzen als er, und da man uns mit seinem Verluste bedroht, so werden wir uns seine letzten Leistungen mit allem Eifer zu Nuzen machen, als wäre er ein entlehntes, sehr

*) Um unsern Lesern einen richtigen Begriff von unserer Kritik über den bemeldeten Gegenstand zu geben, brauchen wir bloß zu sagen, daß der Verfasser die Fortschritte der Philologie in Deutschland der Vernichtung der wörtlichen Kritik und dem Grundzuge zuschreibt, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft (expression de la société) sey. Allein wir meinen, die wörtliche Kritik ist noch lange nicht verworfen, in einer Zeit und in einem Lande, wo ein Schäfer, ein Hermann, ein Becker, ein Wob, ein Matibild, ein Dreht, ein Ibiersch, ein Kreuzer, ein Moser und viele andere gleich verdiente Männer leben, und wenn auch das vermeinte Princip, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sey, mehrere Schriftsteller bewegen hat, die Dinge unter einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, so sey dies doch nicht eine der Hauptursachen der Fortschritte, die Deutschland in der Philologie gemacht hat. Vielleicht nimmt der Verfasser des Artikels die wörtliche Kritik in einem andern Sinn als im gewöhnlichen; wenn dies ist, so konnte sein Artikel den Lesern unsern Journals unrichtige Begriffe beibringen, und die Redaktoren konnten nicht zugeben, daß die Philologie Deutschlands unter einem falschen Gesichtspunkte dargestellt werde.

kostbares Werkzeug, das man so sehr als möglich benutzt, bevor er zurückgefordert wird.

Weit entfernt, das wissenschaftliche Streben in Deutschland gering zu achten, vernachlässigen wir nichts, um der Lehren seiner berühmten Gelehrten so viel als möglich theilhaftig zu werden. *) Doch müssen wir hierin mit Unterscheidung zu Werke gehen, weil in Deutschland, wie überall, nicht alles gleich gut ist. Uebrigens lernt unsere Jugend im Allgemeinen die deutsche Sprache. In unserer Lesegesellschaft finden sich die ausgezeichnetesten Zeitschriften und alle erheblichen deutschen Werke, die angekauft werden.

Der Korrespondent gesteht, daß jeder Familienvater seine Kinder unterrichten lassen dürfe, wie und wo er wolle, daß ein Jeder eine Schulanstalt errichten und Vorlesungen über jeden Gegenstand halten könne, ohne irgend eine Erlaubniß; allein trotz dieser Freiheit im Unterrichte findet er diese Freiheit noch nicht frei genug, und sie scheint ihm immer noch unvollkommen, so lange die Studirenden nicht nach Willkür jede Vorlesung hören können, und nicht genöthigt sind, gerade auf die Fragen, die ihnen ihre Professoren diktiert hatten, zu antworten. — In dieser Bemerkung liegt etwas Wahres, und man hat das Fehlerhafte dieser Einrichtung schon lange eingesehen; auch arbeitet man mit Ernst an einer Verbesserung; übrigens kann eine bloße Akademie nicht leisten, was eine Universität zu leisten die Bestimmung hat. Allein jene Bemerkung enthält auch etwas Falsches: denn die Studirenden haben das Recht, jede Vorlesung zu hören, sie werde an der Akademie oder außer derselben gehalten, wofern ihre ordentlichen Studien darunter nicht leiden. Die Kenntnisse, die sie in besondern Vorlesungen erwerben, werden bei den öffentlichen Prüfungen berücksichtigt, und nur dann sollen die Professoren ihren diktierten Heften, wenn die Schüler nichts andern wissen,

Zu alle dem kommt noch das Unglück, daß man unserer Akademie den Vorwurf macht, sie sey liberal gegen solche, welche ihren Vorlesungen beiwohnen wollen. Wir dürfen behaupten, daß sie in dieser Hinsicht viele andere Unterrichtsanstalten übertrifft, die für sehr liberal gehalten werden, und hierüber mögen Ihre Leser selbst urtheilen. Das Honorar, das von den ordentlichen Studirenden für alle, zwei Jahre dauernden Vorlesungen einer Fakultät gefordert wird, übersteigt nicht zwanzig französische Franken, und nur diejenigen Zuhörer, die weder ein Examen machen, noch Grade erlangen wollen, zahlen für jeden Kursus vierundzwanzig Franken. Außerdem besteht der Gebrauch, daß die Vorlesungen während des ganzen ersten Monats gratis besucht werden dürfen, und wird um die Erlaubniß gebeten, ohne Honorar alle Vorlesungen bis ans Ende hören zu dürfen, so wird diese fast niemals verweigert, wenn sie gleich die Beobachtung gewisser Formalitäten erheischt.

Hier haben Sie, mein Herr, die reine und einfache Bezeichnung der von Ihrem Korrespondenten angeführten Thatsachen, und wenn Sie ausführlichere Auskunft über die Unterrichtsanstalten an unserer Akademie wünschen sollten, so würde es uns unendlich freuen, dieselbe einer so geachteten Zeitschrift, wie die Ihrige, mitzutheilen, welche die Gunst, die sie bei dem aufgeklärten Publikum genießt, so sehr verdient.

*) So wurde letztes Jahr auf das Gutachten unserer theologischen Fakultät ein angegebener Prediger nach Halle und Berlin geschickt, um die Vorlesungen der dortigen Professoren über Theologie zu hören.

M O N T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 21. J a n u a r 1832.

— Ein Paradies, wie alle,

bedünkt mit Menschenschweiß und Menschenblut.

Wienland.

V a n D i e m e n s L a n d.

Ein höchst ansehendes Gemälde, in dessen Betrachtung Wehmuth und Lust verschmelzen, bieten Länder dar, welche eben erst durch Einwanderung des civilisirten, nivellirenden Menschen ihre Unschuld verloren haben, wo seit Kurzem erst mit den Lauten der Elemente und den Stimmen des Waldes sich der Lärm der menschlichen Geschäftigkeit, das Klirren der Art und der Rhythmus des Wasserrades mischt. Ein solches Land ist die Kolonie van Diemens Land, mit deren Anfängen wir vielleicht die Keime eines blühenden, mächtigen Reichs beschreiben. Die wilde, ursprüngliche Natur des Landes auf der einen, die glänzende Kultur, die seiner vielleicht nach Jahrhunderten wartet, auf der andern Seite, hat die Phantasie des Lesers Farben genug, sich die folgende statistische Skizze auszumalen.

* * *

Lasman's Insel oder van Diemens Land liegt unter 40°42' — 43°43' südlicher Breite und 145°31' — 148°22' östlicher Länge, und ist von dem Festlande von Neu-Holland durch die etwa hundert Meilen breite Basses-Strasse getrennt. Die Insel wurde im Jahr 1642 von Abel Jansen Tasman entdeckt, der ihr den Namen Vandiemensland gab, zu Ehren Anton Van Diemens, des Generalgouverneurs der dänischen Besitzungen in Ostindien. 1798 entdeckten der Lieutenant Flinders und der Schiffchirurg Bass, daß das Land, das Tasman zuerst

gesehen, eine Insel ist, und 1803 stieg hier Lieutenant Bowen, von Port Jackson kommend, mit seiner Mannschaft an das Land und gründete die erste Niederlassung. 1814 landete der Obrist Collins in der Mündung des Derwentflusses, legte den Sitz der Regierung an und nannte die Stadt Hobart-Town. Im selben Jahre gründete Obrist Paterson eine neue Niederlassung in Port Dalrymple, auf der Nordküste. 1811 besuchte der Gouverneur Macquarie Hobart-Town, und da die Insel Norfolk um eben diese Zeit aufgegeben wurde, so wurden die Einwohner derselben auf Vandiemensland übergeführt. Um das Jahr 1819 begann in England die Auswanderung freier Arbeiter; seit dieser Zeit währte die Ueber-siedlung nicht nur einzelner Individuen, sondern ganzer Familien in diese entlegenen Erdstriche ununterbrochen fort, und 1825 wurde Vandiemensland vom Gouvernement von Neu-Süd-Wallis unabhängig erklärt.

Die Insel ist von rundlicher Gestalt, fast so lang als breit. Ihr Flächenraum beträgt über 23,000 Quadratmeilen. Die Küsten sind im Allgemeinen mit Felsen besetzt, die eine sehr bedeutende Höhe erreichen, im Norden aber niedrig, sandig. Das Land ist reich an vor-trefflichen Häfen: an der Südküste der Derwent, gegen West Port Davey und Macquaries Hafen, die Austerndai, der große Schwanenhafen und andere gegen Ost. Diese zahlreichen Häfen müssen die Fortschritte der Kolonisation sehr beschleunigen und den Verbindungen der Kolonisten mit den benachbarten Ländern großen Vorschub leisten.

Das Land ist im Allgemeinen bergigt, doch gibt es schöne Ebenen von beträchtlicher Ausdehnung längs der Flüsse. Einige Berge schätzt man auf 4000 Fuß; auf keinem aber scheint der Schnee das ganze Jahr liegen zu bleiben. Von den geologischen Verhältnissen des Landes ist noch nicht viel bekannt: nach oberflächlichen Beschreibungen bestehen die höchsten Gebirge aus Granit und andern Urfelsarten; aus Kalkstein und andern sekundären Gebirgsarten, in welchen sich Steinkohlenlager finden, bestehen die Berge zweiten Rangs. Besonders in der Nähe von Macquarries Hafen sollen sich Steinkohlen in großer Menge finden, und die Berge am Flusse Tamar führen Eisen, Kupfer, Alaun, Kalk, Basalt &c.

An Wasser ist Ueberfluß; die Hauptflüsse sind der Tamar, der gen Norden, und der Derwent, der gen Süden fließt. Der Tamar durchströmt ein weites, ebenes, herrliches Land; gegen die Mündung aber wird der Boden sandig und nimmt daher an Fruchtbarkeit ab. Vorzüglich an den Ufern dieses Flusses hat sich bis jetzt die Bevölkerung ausgebreitet. Ostwärts vom Derwent fließt der kleine Fluß Coal-River und westwärts der Huon-River, der breiter ist als der Derwent, aber nur vierzig Meilen von der Mündung aufwärts befahren ist. Zahlreiche Seen, darunter sehr beträchtliche, sind in verschiedenen Theilen der Insel entdeckt worden.

Das Klima ist gemäßigt. Die höchsten Berge sind häufig mit Schnee bedeckt, in den Thälern aber schmilzt er immer nach einigen Stunden wieder weg. Es friert indessen bis in den Frühling hinein, besonders im Hochlande im Innern der Insel. Die mittlere Temperatur der Ebene ist 60° Fahrenheit, und man weiß weder von großem Frost, noch von übermäßiger Hitze, weder von allzugroßer Nässe, noch von schädlicher Dürre. Dieses Klima bekommt in seiner Regelmäßigkeit den Europäern ungleich besser, als das Klima des benachbarten Festlandes von Australien. Die Kolonie von Hobart-Town ist indessen starken Windstößen ausgesetzt, was ohne Zweifel von der Nachbarschaft des Tafel- oder Wellingtonbergs herrührt, der 3900 Fuß hoch ist. Diese Stürme dauern nicht über drei Stunden, sind aber ganz außerordentlich heftig.

Die Vegetation kommt mit der von Neu-Süd-Wallis völlig überein, die Wiesen sind ganz vortrefflich und rein von allem Strauchwerk; in vielen Distrikten reichen sie zum Futter für die zahlreichen Viehheerden der Kolonisten vollkommen aus. Ungeheure, mit dem prachtvollsten Graswuchs bedeckte Ebenen breiten sich nach allen Seiten an den Ufern des Derwents und des Tamars aus, während am Fuße und an den Seiten der Berge die herrlichsten Forste prangen.

Die Gemüthsart der Eingebornen ist sonst von der höchsten Bedeutung für die Kolonisten; die Ureinwohner von Wandiemensland aber möchten seyn, wie sie wollten,

die Engländer hätten nichts von ihnen zu fürchten; denn man schlägt die Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe, die in den Wäldern umherirren, auf nicht mehr als 600 Köpfe an. Sie sind zudem äußerst schüchtern, so daß ein halbes Duzend mit Flinten bewaffneter Europäer das ganze Land in völliger Sicherheit durchziehen könnte. Tief eingewurzelt ist jedoch der Haß der Eingebornen gegen die Europäer, und, die Wahrheit zu gestehen, haben sie nur zu viel Grund dazu. Wie überall, wo der civilisirte Mensch sich in den Besitz von dem seinen wilden Brüdern geerbten Grund und Boden gesetzt hat, so ist auch hier der Eingeborne barbarisch behandelt worden. Ursprünglich kamen sie den Europäern mit Vertrauen und Freundschaft entgegen; aber nicht lange, so machten diese Gefühle dem bittersten Grolle Platz.

Ein in Abwesenheit des Gouverneurs den obersten Befehl führender Offizier schoß einmal, als er einen Haufen Eingeborne ganz friedlich anzusehen sah, ein mit Schrot geladenes Gewehr auf sie ab. Mehrere der Unglücklichen wurden schwer verwundet. Seitdem haben sie allen Verkehr mit den Europäern abgebrochen, und wiederholte Grausamkeiten mußten ihre Erbitterung noch steigern; denn die Kolonisten, diejenigen besonders, welche im Innern der Insel Viehzucht treiben, suchen die Eingebornen nach Kräften auszurotten, und diese üben natürlich das Vergeltungsrecht, so oft ein unglücklicher Weißer im Walde verirrt und ihnen in die Hände fällt. Um diesen Gräueln ein Ende zu machen, hat die Regierung seit neuerer Zeit überall auf der Insel Militärposten vertheilt, welche die Eingebornen aufgreifen und sie auf die Insel Brune schaffen müssen; hier hat man eine Niederlassung für sie gegründet, wo man sie zu civilisiren sucht.

(Der Beschluß folgt.)

Die französische Deputirtenkammer.

(Beschluß.)

Welche Dosis von Vergnügen die Sitzung dem Besuchenden gewähren werde, läßt sich nicht bestimmen; dieß hängt vom Gegenstande, der verhandelt wird, mitunter auch einigermassen vom Zufalle ab. Denn die Tagesordnung nehme man nicht immer zur Richtschnur; man schlage, wenn das Bulletin gerade eine Diskussion ohne Interesse, so z. B. ein Auflage- oder Rekrutirungsgesetz, einen Artikel, der über die Kinder oder die harten Thaler der Franzosen verfügt, ankündigt, einen Platz in den Tribünen, der sich einem darbietet, nicht aus. Ob Skandal vorkommt oder nicht, das ist das Werk des Augenblicks und des launigen Zufalls. Oft entspringt der schleppendsten Beratung ein Funke, der die halbe Versammlung von den Sitzen aufsprengt, alle Reihen in Bewegung setzt und, gleich dem Trommelwirbel, alle im Konferenzsaal und in den Gängen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die Göttin der Freiheit bei einem Volksfeste dargestellt, und wie er nach Ableben dieser eine andere Göttin bei Volksfesten, und zwar diesmal die Göttin der Vernunft gezeichnet habe u. s. w. Nach diesem Stücke wurde eines in drei Aufzügen gegeben: „Der Aufrubr in dem Mädcheninstitute zu St. Denis,“ das mit einigem Aufwande von Musik und neuen Opern ausgestattet ist, und sich durch die vielen darin vorkommenden Mädchen dem schaulustigen Parterre empfiehlt. Ob diesem Stücke eine wahre Anekdote zu Grunde liegt, weiß ich nicht; es wäre leicht möglich. In den Erziehungsanstalten für Knaben sind kleine Aufstände nichts Ungewöhnliches; vielleicht hat sich in der großen Anstalt für Mädchen zu St. Denis etwas Ähnliches zugetragen. Dieses Institut ist bekanntlich für Töchter solcher Mitglieder der Ehrenlegion, die kein hinlängliches Vermögen besitzen, bestimmt; allein mit der Untersuchung über das Vermögen nimmt man es nicht so genau, und manche Mädchen werden hier erzogen, deren Eltern sich wahrlich nicht zu den Unbegüterten rechnen. Auch werden, wenn ich nicht irre, Pensionäre gegen Bezahlung aufgenommen. Unter der kaiserlichen Regierung waren fast lauter Offizierskinder hier; die Bourbonen hatten aus der Anstalt eine Art von Kloster gemacht. Sie besteht noch immer fort, und da die Ordensbänder der Ehrenlegion stets in Menge vertheilt werden, so wird es sobald an Mädchen nicht fehlen, welche Ansprüche auf die Erziehung zu St. Denis zu machen haben. Könnten die alten Benediktiner der St. Denisabtei aus ihren Gräbern wieder auferstehen, wie würden sie staunen, wenn sie nun in ihren alten Zellen und Refektorien lauter junge, muntere Mädchen erblickten! In dem Wandelhalle des Variétéstheaters wird nun das Innere dieser Anstalt auf ziemlich lustige Weise dargestellt. Die Mädchen sind gegen eine schwetzbetige Lehrerin aufgebracht und wollen sich ein-

schließen, wenn man den guten, alten Handstapeln nicht zurückberuft, den man abgesetzt hat, um dagegen einen fanatischen Geistlichen anzustellen, der die Mädchen mit Andachtsübungen quält. So etwas kann unter Ludwig XVIII. oder Karl X. sehr wohl vorgekommen sein. Es bildet sich eine Verschwörung; eine der tüchtigsten entwendet dem Pförtner den Schlüssel zur Gartenthür und will sich heimlich davon machen, um dem Kanzler der Ehrenlegion in Paris, welcher die Aufsicht über das Mädcheninstitut hat, das Gesuch aller ihrer Gespiellinnen vorzutragen. Im zweiten Aufzuge stellt das Theater das Zimmer des Kanzlers vor und es erscheint hier ein Offizier der ehemaligen Napoleonschen Garde, welcher dem Marschall, der das Kanzleramt verübt, die Zeiten des Glanzes der kaiserlichen Garde ins Gedächtniß zurückruft und dabei manches treffende Wort sagt, das von den Zuschauer mit Beifall aufgenommen wird. Die Aufsichterin des Instituts erscheint und klagt über die verfallende Zucht in der Anstalt und den anführerischen Geist der Mädchen. Sie schlägt scharfe Maßregeln vor; der Marschall meint dagegen, mit Sanftmuth und Güte lasse sich weit mehr ausrichten, als mit unüberlegter Strenge; ein Wort, das recht zu seiner Zeit ist, wiewohl eben nicht in Frankreich; denn zu Lyon hat die Regierung so eben bewiesen, daß sie nicht gesonnen ist, sich nach den Nachhabern an der Weichsel zu richten, sondern den Weg der Milde und Vergessenheit vorzuziehen. Inletzt erscheint auch die klagende Deputirte; der Marschall will selbst nach St. Denis fahren, um den Geist des Aufruhrs zu beschwichtigen. (Die Fortsetzung folgt.)

Aufsatz des Reichfeld in Nr. 12:
Spiegel.

R e i c h f e l d

In eines schwäbischen Sängers Stammbuch.

„Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein Aller Adnig wohnt darinnen
Mit einem ungeheuren Troß.“

Novelle.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Da wohnt eine Fürstin drinnen,
Mit einem ungeheuren Troß
Von Dienern und von Dienerinnen.

Ich weiß, wie reich die Fürstin ist
An ungezählten Edelsteinen;
Sie läßt bald Trauer-Amethyst,
Bald lustige Diamanten schenken;

Topase, licht wie goldner Wein,
Smaragde glänzen ins Gewimmel
Mit frischem Hoffnungsgrün hinein,
Saphire, blau wie reiner Himmel.

Sie läßt auch edleres Juwel
Dem ungeübten Auge dunkeln;
Da macht ein Sonnenbild es hell:
Wie wird sein dieser Purpur funkeln!

Aus manchem glühenden Rubin
Versendet sie der Liebe Flamme,
Die faßt ein Herz, das sie durchzeln,
In einem Brennpunkt all zusammen.

Auf Reisen geht die hohe Frau
Zuweilen aus in weite Fernen;
Ihr Teleskop gönnt ihr die Gauen
Von unbekanntem schönen Sternen.

Gar' helle Fenster hat ihr Schloß,
Aussichten, wie sie schwer sich finden;
Im Marstall ein berühmtes Roß,
Das in die Wette läuft mit Winden.

In seinem Hofe sprudeln auch
Des besten Wassers Silberquellen;
Wer davon trinkt nach altem Brauch,
Dem wird es Sinn und Geist erhellen.

Du trankst davon, du kennst das Roß,
Und auch die Fürstin dein gedenket;
In ihrem Dienste wardest du groß,
Manch Kleinod hat sie dir gesendet.

Solch Kleinod kann durch seinen Schatz
In andern Schatzkammern andre zeugen;
Was Wunder, daß wir insgemein
Und gerne seinem Zauber beugen!

J. G. W.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 23. Januar 1832.

Unwiderwillig vorr die Blüthe,
Unwiderwillig wächst das Kind;
Unglände liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

W a l d g e s p e n s t.
Ein Märchen.

In einem dichten, unabsehbaren Walde lebte seit et-
wahren ein Förster. Er hatte geheiratet und
wohnte mit seinem Weibe in einer Hütte, die er sich
selbst erbaut, auf dem finstersten und verstecktesten Platze.
Kinder waren ihm vom Himmel versagt worden, Freunde
und Bekannte hatte er nicht, und einen alten Oheim sei-
nes Weibes ausgenommen, der des Jahres einmal in den
Wald zu kommen pflegte, betrat die einsame Herberge
kein Menschenfuß. Die tiefe Einsamkeit, die dadurch
Frühling, Sommer und Herbst über herrschte, schien dem
seltsamen Manne auch ganz recht zu seyn. Er konnte
Stundenlang dann wohl auf dem Balken vor seinem Hause
sitzen, und während er in die tiefste Waldnacht hineinblickte,
horchte sein Ohr dem wunderbaren Rauschen im Forste
und dem Tosen der wilden Gebirgswasser, die sich in
mannigfaltigen Richtungen kreuzend, den Wald durchzo-
gen. Dabei sah er bleich und abgefallen aus, seine grüne,
weite Kleidung umschloß einen langen, dünnen Körper,
und den Zügen seines feinen, blassen Gesichts gaben ein
Paar hellblaue, glanzlose Augen einen schmerzlichen,
krankhaften Ausdruck; man wußte sogleich, wenn man ihn
sah, daß er ein trauriges Daseyn führe. Nur wenn
zu Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche heranrückte,
wenn der heftigere Lauf der Gebirgswasser das Brechen
des Eises und die Entkleidung der Fluren vom Schnee

ankündigte, wenn der Waldkrobus seine Knospe spaltete,
die Drossel und der Pfingstvogel ihre ersten Frühlings-
laute durch den Wald schallen ließen, dann ging auch mit
dem einsamen Förster eine seltsame Veränderung vor; er
saß nicht mehr Tagelang vor seiner Hütte, sondern schritt
rüstig und munter den Waldbweg entlang, in der Ferne
hörte man den lustigen Knall seines Rohrs, sein Auge
sah beweglich um sich, ein leichtes Roth färbte die einge-
fallenen Wangen, und nicht selten hörte man ihn ein
kleines Jägerlied pfeifen, dessen Töne munter klangen.
Um diese Zeit pflegte er auf eine, wohl auch auf zwei
Nächte seine Wohnung zu verlassen und nicht weit da-
von, tiefer in den Forst hinein, unter einer dicken, weit-
ragenden Tanne eine kleine Strohhütte aufzubauen. Die-
ser Platz hatte etwas Besonderes an sich. Hohes Tannen-
und Fichtegehölz umgab mit seinen schwärzlichen Schat-
ten einen kleinen Teich, dessen Gewässer, rings geschützt,
immer schwarz und unbeweglich bestanden; nur das Ge-
flüster des hohen Schilfgrases, das den Boden umgab,
störte die tiefe Todtenstille um den Waldsee herum. Selbst
das Geflügel, das sich hin und wieder auf den finstern
Spiegel niederließ, verließ diesen bald wieder, und es
schien, als bildete das geheimnißvolle Wasser durchaus
keine Einmischung eines lebenden Wesens im Bezirk sei-
ner träumerischen Ruhe.

Einst, es mochte gegen den Herbst gehen, kehrte der
Förster am Abend in seine Wohnung heim. Er sah un-
gewöhnlich bleich aus, sein Haupt hing tief auf die Brust

und sein Fuß hob sich nur mühsam und scharrend in den Haufen herabgefallenen Laubes, das der kalte Herbstwind kräuselte. Als er die kleine Pforte seines Hofes öffnete, gewahrte er sein Weib, wie sie an dem niedrigen Fenster saß und mit einem Waldroschen spielte. Sie schien ihn nicht zu bemerken, hielt die Blume bald an ihre Lippen, bald an ihre Wangen, bald drückte sie sie an's Auge. Dem armen Gotthold wurde bang zu Muth; er dachte daran, wie er die, die da saß, mit der Blume spielend, und die jetzt blaß und ältlich ansah, wie er sie als junges blühendes Mädchen gekannt, wie er sie damals als sein Weib in seltsamen Träumen heimgeführt, und wie alles darauf so ganz anders und traurig geworden. Er mußte fast mitleidig lachen über das alte, häßliche Weib, das mit der verliebten frischen Blume so schön that; es sah ihm wie Spott aus. Zu gleicher Zeit fiel es ihm schwer auf's Herz, daß sein Leben nun abgethan, daß seine Jugend nun auf immer vorüber sey. Er konnte sich nicht zurechtfinden, wo nun endlich sein Leben geblieben, er dachte hin und her, und die Angst schnürte seine Brust zusammen; fast kam es ihm vor, als liege er in einem dunkeln und schweren Traum, so kalt und dumpf umring ihn die Gegenwart, so drohend rauschte es in den Zweigen über ihm, so spottend und höhrend tönte der ferne Waldbach. Er rief sich mit Gewalt das Bild seiner Eltern ins Gedächtniß, er dachte an so manches, was ihm lieb und theuer gewesen; doch dieses alles, das fühlte er deutlich, hatte ihn nun auf immer verlassen, und er war auf immer in seine trostlose Einsamkeit zu seinen qualenden Träumen versunken.

Er schleppte sich jetzt gedankenvoll zu der Bank vor dem Hause, doch als er seinen gewohnten Platz einnehmen wollte, bemerkte er, daß dieser schon besetzt war. Ein Fremder saß dort und blickte unverwandt in den Kelch einer hohen gelblichen Blume, die er dicht vor sich hielt. Gotthold warf einen erstaunten Blick auf seinen Gast, und dieser sah in dem Augenblicke auf. Es war ein einfach gekleideter, schon ältlicher Mann, dessen schöne gelbe, herabwallende Locken sonderbar gegen die gefurchten Züge des Gesichts abstachen. Beide Männer begrüßten sich jetzt und der Fremde brachte unter Entschuldigungen die Bitte um ein Nachtlager vor, da er auf seiner Reise von der Dunkelheit überrascht worden, und ein Fehlgehen im fremden, weitläufigen Forste fast unvermeidlich sey. Gotthold sagte ihm zu und bat seinen Gast, einzutreten. Als man in der Stube sich niedergelassen, und Maria, Gottholds Weib, die Unordnung zu einem Nachessen traf, brachte der Fremde mancherlei Gespräche vor. Das Unerwartete der Erscheinung eines Gastes, so wie dessen Neben, milderten bald Gottholds finstere Stimmung; er konnte sich nach und nach auf seine Lage wieder besinnen und fing an, seinen Gast, den ihm ein günstiges Geschick her-

gesandt zu haben schien, näher zu betrachten. „Ihr wohnt hier in einem wunderlichen Walde,“ fuhr dieser fort; „es ist hier recht dunkel und geheimnißvoll; habt Ihr denn durchaus keine Furcht vor der Einsamkeit, daß Ihr Euch so allein herbegeben? es thut keinem lebenden Geschöpfe wohl.“ — „Wie meint Ihr das?“ fragte der Förster; „Furcht vor der Einsamkeit?“ — „Ihr versteht, was ich sagen will: werdet Ihr nie beunruhigt vom Treiben und Schaffen der Elementargeister? die Dunkelheit und Einsamkeit gibt ihnen Macht über das Herz des Menschen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

W a n D i e m e n s L a n d.

(Beschluß.)

Die Urbewohner von Wandiemensland scheinen, gleich denen von Neuholland, von denen sie sich nicht wesentlich unterscheiden, der Negerrace anzugehören. Wie die Neuholländer, zeichnen sie sich vorzüglich durch ihre mageren Arme und Beine, ihren dünnen Unterleib und den großen Kopf aus. Sie sind dunkler gefärbt als die Neuholländer und ihre Haare wolliger. Sie haben keine Piroquen, und bedienen sich plumper Klöße, um über die Flüsse und Buchten zu setzen. Ihre Speere sind schwerer und plumper gearbeitet, als die der Neuholländer. Die Sitten dieser Wilden sind wohl nie gehörig beobachtet worden, und bald werden sie gänzlich ausgestorben seyn; denn man rechnet, daß sie nicht über siebenzig Weiber mehr haben.

Aber die furchtbarsten wilden Feinde der Europäer, welche sich hier friedlich niedergelassen, waren keineswegs die Eingebornen, sondern vielmehr die Depotirten, welche zu einer gräßlichen Geißel für die Kolonie wurden. Mord, Raub, Plünderung waren Zeitvertreib für diese Elenden, und im Jahr 1817 war die Zahl dieser Räuber so sehr angewachsen, daß fast alle Landleute, um nur ihr Leben zu retten, sich in die Städte flüchten mußten. Mittelt durchgreifender Maßregeln gelang es indessen, das Land von dem Gesindel zu säubern, und die Kolonie genießt jetzt der vollkommensten Ruhe.

Das Thierreich auf Wandiemensland fällt mit dem auf dem Kontinent so ziemlich zusammen. Das große Beutelthier und das Strauchbeutelthier kommen sehr häufig vor. Ein unter dem Namen Hyäne oder Vauter bekanntes Thier richtet große Verheerungen unter den Heerden an; dieses Raubthier, das größte in diesen Ländern, hat indessen große Scheu vor dem Menschen. Auch der Bombat ist ziemlich groß. Noch findet sich auf der Insel eine Menge kleiner vierfüßiger Thiere ohne Bedeutung. Im inneren Lande kommt der Emu oder australische Strauß vor; Tauben, Papageien, Kakatus, Reiher, Enten, Schwäne, Pelikane und viele andere Arten finden sich in Menge; auch Schlangen kommen vor, doch seltener

als auf Neuholland; das Meer wimmelt von Seethieren aller Art, besonders von Muscheln.

Die vortrefflichen Wiesen im Lande ermunterten natürlich die Kolonisten zum Betriebe der Viehzucht im weitesten Umfang. Das Hornvieh ist hier ungleich besser als auf Neuholland. Die ersten aus Bengalen eingeführten Schaafrassen waren schlecht; aber durch Kreuzung mit sächsischen und ächten Merinoschaaßen, die aus England kamen, hat sich die Zucht sehr verbessert. Man hält auch reine Merinoschaaße, und bereits wird sehr viele Wolle nach Großbritannien ausgeführt. Die ursprünglich aus Indien eingeführten Pferde sind mit englischen Rassen gekreuzt worden; sie sind weder groß, noch schön gebildet. Es hält schwer, Pferde an Bogen zu bekommen, und man bedient sich daher zu allen Feldarbeiten, wozu es großer Kraft braucht, der Ochsen. Gute Stuten kosten von 40 — 100 Pfund Sterling; Schaaße werden im Durchschnitt zu 1 Pf. 10 Schilling verkauft; ein Paar Pflügeschen kostet 20 Pf.; eine Milchkuh 20 — 25 Pf.

Die große Fruchtbarkeit des Bodens und das milde Klima machen das Land zum Anbau der meisten Produkte des mittlern Europas geeignet. Der Weizen ist hier vorzüglich als in Sidney, und da die Temperatur niedriger ist, so gerathen auch Gerste, Hafer und Bohnen besser. Rüben, Kohl, Erbsen, Zwiebeln kommen so gut fort als in Europa. Äpfel, Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen wachsen so schnell, daß sie ein Jahr nach dem Pfropfen reichliche Früchte tragen; Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren gibt es in Menge; Melonen und Kukuruz gedelhen im Ueberflusse. Wein und Hopfen sind mit außerordentlichem Erfolg gepflanzt worden. Die Kartoffeln, welche in Neuholland im Durchschnitt schlechter sind, als in Europa, gedeihen hier besser; kurz, die Vegetation läßt gar nichts zu wünschen. Das Land ist so ausnehmend fruchtbar, daß schon 1817, als die Weizenerndte in Neuholland gänzlich fehlgeschlagen hatte, 20,000 Scheffel Getreide und 380 Tonnen Kartoffeln dorthin ausgeführt werden konnten.

Fast nirgends in der Welt macht der Landmann den Boden mit geringerer Mühe urbar; denn der Boden ist frei von den Bäumen und dem Strauchwerk, welche diese Arbeit gewöhnlich so sehr erschweren. Man findet weite Strecken fetten Bodens in den Thälern und längs der Ströme, ja sogar auf ziemlich hoch gelegenen Ebenen. Um Wälder urbar zu machen, fällt man die Bäume, haut die Rinde ab, häuft sie auf und zündet sie an; die Asche wird sodann gleichförmig ausgebreitet. Anfangs arbeiteten die Kolonisten den Boden mit der Haxe um und herten alle Jahre Korn; und der Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß man zehn bis fünfzehn Erudten hintereinander erhielt. Wie in den Vereinigten Staaten, so wird auch hier das Land, wenn es ausgezogen ist, noch gelassen, und man macht dann neue Felder ur-

bar. Jetzt ist der mit Ochsen bespannte Pflug allgemein im Brauch, und der Landbau hat überhaupt in der Kolonie unglaubliche Fortschritte gemacht. Die Zeit der Aussaat ist im September, geerntet wird vom Januar bis zum März.

Die Häuser der Pächter sind gewöhnlich von Holz; doch sieht man auch welche von selbst bereiteten Backsteinen; aber Bauten aller Art sind höchst kostspielig. Die Straßen zwischen den Hauptniederlassungen sind zwar schlecht, doch für das gegenwärtige Bedürfnis hinreichend; auch werden sie täglich besser, denn man läßt die Deportirten daran arbeiten. Die Kolonie blieb lange außer aller unmittelbaren Verbindung mit England; die Häfen waren bloß für die Fahrzeuge der Regierung offen, alle Bedürfnisse wurden von Sidney bezogen; denn Vandiemenland war gleichsam ein Strafdepot jener Kolonie. In den ersten Jahren machte daher auch die Bevölkerung nur geringe Fortschritte; als aber die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, und England die Schätze, welche sie in ihrem Schooße barg, kennen lernte, so strömten alsbald freie Kolonisten in Menge herbei. Nach dem Almanach von Hobart-Town betrug die weiße Bevölkerung am 1. Jan. 1830, 20,500 Köpfe.

Bis 1819 blieb Vandiemenland ein Strafdepot; daher hatte auch die Kolonie von den Rauberelen der Deportirten sehr viel zu leiden; seit Indessen so viele freie Leute hier sind, hat sich der gesellschaftliche Zustand sehr gebessert. Aber der Mangel an Frauen ist höchst fühlbar und führt zu großen Mißständen; man rechnet etwa auf vier Männer eine Frau. In Hobart-Town hat sich bereits eine sogenannte gute Gesellschaft gebildet; man stattet Besuche ab, empfängt welche, gibt Feste, Bälle u. s. w. Zwischen den Einwohnern und dem Militär und den Beamten herrscht aber ein etwas gespanntes Verhältniß. Es ist Sitte, ob mit Recht oder aus Eigensinn, gegen die Maßregeln der Behörden fortwährend zu opponiren, und zwei Zeitungen schüren den Haß der beiden Parteien. In den meisten Niederlassungen darf der Reisende der gastfreundlichsten Aufnahme gewärtig seyn, und wer mit Empfehlungsbriefen in die Hauptstadt kommt, erhält Zutritt in die ersten Häuser. Trotz des Ueberflusses an Lebensmitteln aller Art ist der Lebensunterhalt in Hobart-Town sehr theuer; ein Haus mit vier kleinen Zimmern wird zu 60 — 80 Pf. jährlich vermietet. Die von England eingeführten Waaren sind vollends übermäßig theuer.

Hobart-Town nimmt bereits einen Raum von mehr als einer Quadratmeile ein. Die Straßen sind gerade und die Häuser größtentheils ansehnlich. Die meisten sind von Holz und haben einen Garten gegen die Straße. Die Magazine sind groß und gut versehen; die meisten öffentlichen Gebäude und die Kirchen sind ziemlich hübsch.

Es gibt vier Hauptgasthöfe und dreißig Schenken. Die Stadt hat 5700 Einwohner.

Launceston am Tamar, 135 Meilen von Hobart-Town, steht weit unter letzterer Stadt; es hat bloß 1000 Einwohner. Für den Handel liegt aber die Stadt höchst vortheilhaft und ihre Umgebung ist zum Theil außerordentlich fruchtbar. Die übrigen Orte verdienen keine Erwähnung.

Seit December 1825, wo die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, residirt in Hobart-Town ein Gouverneur, unter dem verschiedene Civil- und Militärbeamte stehen. An Friedensrichtern und Polizeibeamten ist kein Mangel.

Im Jahr 1829 bestand die bewaffnete Macht aus 2 Oberoffizieren, 29 Patentoffizieren, 74 Subalternoffizieren, 11 Tambours und 714 Soldaten. Seit neuerer Zeit ist auch eine Post eingerichtet. Das Briefporto für einen einfachen Brief auf zehn und weniger Meilen beträgt 3 Pence (11 Kreuzer) und für 100 Meilen 1 Schilling (36 kr.). Die Zeitungen der Kolonie werden kostenfrei versandt. Die Insel hat vier Banken; ferner ein Museum, einen botanischen Garten, ein Institut für mechanische Künste, mehrere religiöse Gesellschaften und vier Bibliotheken. Außer den königlichen Schulen, wo die Waisen, die Kinder der Armen und alle, welche 12 Schilling jährlich bezahlen, aufgenommen werden, gibt es eine Menge Privatunterrichtsanstalten. Acht Zeitungen circuliren in der Kolonie, lauter Wochenblätter; die Hobart-Town Gazette ist die Regierungszeitung.

Manufakturen bestehen noch wenige auf der Insel. In Maria Island wird sehr viel grobes Tuch für die Deportirten fabrizirt. In den Hauptorten gibt es Brauereien; Lein, Pergament, Hülte, Salz, Seife, gemeines Löpfergeschirre, Backsteine sind bis jetzt die Hauptartikel, welche in der Kolonie fabrizirt werden. Ausgeführt werden, nach Sidney, Rio-Janeiro, dem Cap, nach Isle de France und Großbritannien, Wolle, Getreide, Kartoffeln, Del, Vieh aller Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Neue Bauderville.

Im dritten Aufzuge wird die Handlung wieder ins Innere des Instituts versetzt. Die Mädchen werden immer aufrechter und bringen die schelnheißige Lehrerin dadurch in Zorn, daß sie *vivo la charte* rufen und sie eine Kartistin schwören. Der Marschall erscheint, verspricht ihnen den alten Handskopsan wieder und bringt alles mit Umsicht und Milde wieder in Ordnung, ohne Konfiskation, ohne Censur, ohne alle die schönen Maßregeln, welche anderwärts an der Tagesordnung sind, um die Unzufriedenen zum Schweigen zu bringen. Man sollte dieses Stück außerhalb Frankreich als eine Allegorie aufführen; allein vielleicht würde man darin höchst gefährliche Grundsätze wittern und die „Mädchen von St. Denis“ in das Grab der Vergessenheit stoßen, wo so

manche Theaterstücke ruhen. Nach diesem ward ein anderes Bauderville in drei Aufzügen gegeben: „Das Reh ober der englische Pächter“, ein Stück, das, wie so manches andere, bloß darum geschrieben zu seyn scheint, um einen Schauspieler herauszubringen. In diesem Stücke ist es Odro, der Nachfolger Brunets, der die Hauptrolle hat. Ein englischer Pächter, ein schlauer und eben nicht allzu gewissenhafter Bauer, hat im Parke seines Gutsherrn ein Reh geschossen; der Lord kündigt ihm seinen Pacht auf; der Bauer hat vor einigen Tagen ein hübsches Mädchen geheiratet; er möchte sie gern aufs Schloß senden, um den Widerruf des gutsherrlichen Befehls zu bewirken; da er aber zugleich ein eifersüchtiger Mann ist, so wagt er nicht, seine Frau auf ein so gefährliches Terrain gehen zu lassen, zumal der Gutsherr im Rufe steht, den jungen Weibern außerordentlich hold zu seyn. Als kein ein Zufall, wie es deren in Komödien immer gibt, hilft ihm aus der Noth. Die Frau des Gutsherrn hat eine etwas abenteuerliche Michte, die ihren Oheim und ihre Tante noch nicht kennt und mit ihrer Kammerjungfer, als junge Leute verkleidet, dieselben im Schlosse überraschen will. Sie langweilt sich bei dem Pächter an, und diesem wird schon angst und bange, als er sieht, wie der junge, hübsche Mensch mit seiner Frau häßlich thut und wie seine Frau den so feingesalteten Jüngling recht hübsch findet. Als nun der vorgebliche junge Herr von der Verlegenheit des Pächters hört, schlägt er ihm vor, er wolle sich als seine Frau verkleiden, da der Gutsherr dieselbe noch nicht kenne, mit ihm aufs Schloß gehen und Fürbitte für ihn einlegen. Dieser Vorschlag gefällt dem listigen Bauer, wiewohl er nicht ohne Besorgniß ist, da er den andern jungen Mann bei seiner Frau lassen soll. Im zweiten Aufzuge geht die Handlung im Innern des Schlosses vor. Der Bauer langt mit seiner vorgeblichen Frau an; diese gefällt, und man macht ihr eifrig den Hof, worüber er in sein Häuschen lacht, da er fest überzeugt ist, seine vorgebliche Frau sey nur ein Jüngling. Man behält sie beide im Schlosse und es fallen hier mehrere lustige Scenen vor, die Odro mit seinem trockenen Wize ungemein erheitert, besonders da sich von Zeit zu Zeit die Besorgniß bei ihm einstellt, was doch seine Frau zu Hause mit dem andern Jünglinge anfangen mag. Im dritten Aufzuge geht die Handlung wieder auf dem Pachtthofe vor, und zuletzt klärt sich alles auf. Im Grunde ist dieses Stück unbedeutend, aber Odro's Spiel macht es zu einer gefälligen Posse; deshalb ist sie auch jetzt schon über sechszigmal aufgeführt worden. Einige Tage nachher sah ich im Bauderville zwei neue Stücke, *la Dédaigneuse* und *le Baron de Hildburghausen*. Ersteres ist ein leichtes, belteres Stück, worin ein Mädchen vorkommt, dem kein Freier gut genug ist; ihr Vormund bringt eine Liste von Namen hervor, die fast eben so lang ist wie die, welche Leporello im *Don Juan* entfaltet; aber bei jedem Namen macht sie eine scharfe Bemerkung und ruft gleichgültig: *Passons!* Zuletzt sind sie alle passiert, und da an diesem Tage ein Familienfest gegeben werden soll und sie sich an einem Freier rächen will, den sie auch verworfen hat, aber doch im Geheimen liebt, so wirft sie sich ihrem alten Vormunde in die Arme und bringt ihn mit, er solle sie heirathen, sogleich, auf der Stelle; sie wolle hübsch seiner pflegen und warten; alle Morgen solle sein Kaffee bereit stehen, in Deutschland würde man dazu setzen; und die Pfeife gestopft seyn; dieser Wurzler ist sehr lustig und das Beste im Stücke. Zuletzt kommt der als ungetreu angesehen Liebhaber wieder zurück und der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g, 24. J a n u a r 1832.

Alles bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thiers,
Und die Weise zu leben sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeigt sich erst die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.

Goethe.

Ueber die Größverhältnisse der Säugethiere.

Auf dem Standpunkte, den die Zoologie in neuerer Zeit erreicht hat, jetzt, da ein wissenschaftlicher Ueberblick über die Thierreihe nach innerer und äußerer Organisation erlangt ist, können und müssen die Beobachter mehr ins Einzelne gehen und, jeder in seiner Sphäre, die interessantesten Gesetze auszumitteln suchen, nach denen sich die einzelnen innern und äußern Eigenschaften der Thiere richten, Gesetze, welche nicht allein für die Wissenschaft, sondern vielfältig auch für das Praktische fruchtbringend werden können. Es läßt sich zum Voraus vermuthen, und es fehlt bereits nicht an Beobachtungen, die es bestätigen, daß sogar diejenigen äußern Verhältnisse, welche am allerunbeständigsten sind, wie Größe und Färbung, sich auf allgemeine Resultate zurückführen, daß sich die Beziehungen, in denen sie mit den äußern Umständen, in welche die Thiere versetzt sind, namentlich mit ihrer Lebensweise stehen, erforschen lassen. In einer kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung hat dieß Geoffroy St. Hilaire für die Größverhältnisse der Säugethiere versucht, und wir theilen, als allgemein interessant, seine Hauptresultate mit. Den Theil der Abhandlung, der vom Wuchse des Menschen handelt, versparen wir auf einen besondern Artikel.

gethiere. Nimmt man den Körperinhalt der kleinsten bekannten Spitzmaus zum Maasstab, so enthält ein Ballfisch dieses Maas der Länge nach achthundert, der Wasse nach fünfhundert Millionenmal. Aber diese in der Größe so verschiedenen Thiere weichen zugleich in der Organisation sehr von einander ab, und wenn man bloß die Thiere, die zu einer Hauptabtheilung gehören, mit einander vergleicht, sieht man gleich, daß die Verschiedenheit in der Größe bei weitem kleiner wird, und sie schränkt sich auf immer engere Grenzen ein, wenn man nacheinander die einzelnen Familien und Geschlechter in dieser Rücksicht betrachtet; ja, wenn zwei verwandte Arten in der Größe bedeutend von einander abweichen, so kann man zum Voraus versichert seyn, daß ein oder das andere Organ, dessen Bildung gewöhnlich zu einem generischen Unterscheidungsmerkmal dient, bei ihnen abweichend organisiert ist. Stellt man so z. B. eine der natürlichsten Familien, die der Affen, zusammen, so findet man, daß die größten wie die kleinsten von der Mittelgröße der ganzen Familie nicht sehr abweichen, und dehnt man die Vergleichung auf die einzelnen Geschlechter aus, so reducirt sich die Abweichung vom Mittel nach beiden Seiten oft auf wenige Linien.

Was die Verschiedenheiten in der Größe der Säugethiere nach ihrem Wohnorte betrifft, so lassen sich folgende Sätze aufstellen. 1) Alle Arten, welche ganz im Wasser wohnen, oder doch die Zeit zum Theil darin zubringen, werden auffallend größer, als verwandte Thiere mit anderer Lebensart. So kommt unter den Fleischfressern

Hinsichtlich der Größe bietet keine Thierklasse auffallendere Verschiedenheiten dar, als die Klasse der Säu-

kein Landthier dem Seelöwen auch nur nahe; in der zahlreichen Gruppe, welche Linné unter dem Namen *Martia*, *Mustela*, zusammenfaßt, sind die Landthiere bei weitem nicht so groß, als die Fischottern, und unter den Fischottern selbst wieder werden diejenigen, welche am weitesten im Wasser leben, die Seefischottern, am größten. Dasselbe gilt von den Nagethieren, so wie von den Insektenfressern. 2) Die Geschlechter, welche auf Bäumen leben oder Organe zum Fliegen besitzen, erreichen nie eine beträchtliche Größe. 3) Zwischen den letztern, die gewissermaßen Luftthiere sind, und den im Wasser lebenden Säugethieren stehen die eigentlichen Landsäugethiere in der Mitte. In dieser dritten Abtheilung hält sich die Körpergröße im Durchschnitt in der Mitte zwischen den beiden ersten Abtheilungen, so aber, daß in ihr nach den Wasserthieren die größten und ohne Ausnahme die kleinsten Säugethiere vorkommen; der Elefant und die Spitzmaus sind die beiden Pole dieser Reihe.

Die Land- und Luftsäugethiere lassen sich nach ihrer Nahrung in vier Hauptgruppen abtheilen. Die Grasfresser durchlaufen in der Größe eine Reihe von der Ziege bis zum Elefanten; unter den Fleischfressern sind die größten Lieger und Löwe, das Hermelin das kleinste; bei den von Früchten lebenden ruft sich die Größe zwischen dem Orangutang und den kleinsten Fledermäusen ab; bei den Insektenfressern endlich steht am einen Ende der große Ameisenfresser, am andern die kleinste Spitzmaus.

Ein anderes Verhältniß, nach welchem man die Thiere hinsichtlich der Größe betrachten kann, ist die Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen. Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß auf sehr kleinen oder vereinzelt Inseln nie viele und nur kleine, oft auch gar keine Säugethiere vorkommen. Die großen Thiere dieser Klasse kommen nur auf den Kontinenten, auf großen und einigen, zwar nicht sehr bedeutenden, aber einem Kontinent nahe gelegenen Inseln vor. Ferner weiß man, daß die im Ocean selbst lebenden Wassertäugethiere Geschlechter aufzuweisen haben, welche an Größe die ansehnlichsten Luftthiere weit unter sich lassen; und somit steht auf dem Lande wie im Wasser die Größe der Säugethiere mit der Ausdehnung des Raums, den sie bewohnen, gewissermaßen im Verhältniß.

Vergleicht man die Säugethiere auf der südlichen Halbkugel mit denen auf der nördlichen, und sieht dabei von Afrika und den Inseln, durch welche der Aequator geht, ab, deren Thiere natürlich diesseits und jenseits desselben sich gleich verhalten, so findet man, daß sie auf der südlichen Halbkugel im Durchschnitt kleiner sind; da aber auf dieser Halbkugel nur kleine Theile von Kontinenten und große und kleine Inseln liegen, so fällt dieses Verhältniß so ziemlich mit dem vorigen zusammen.

Die Verschiedenheiten in der Größe nach Breite und Klima führen zwar zu mancher interessanten und wichtigen Bemerkung, aber zu keinem allgemeinen Gesetze. So kommt es zwar am häufigsten vor, daß die Geschlechter und Arten in den heißesten Ländern der Erde die bedeutendste Größe erlangen und in den kalten Landstrichen am kleinsten und dürrigsten bleiben. Dagegen gibt es andere, die ihr Maximum in den kältesten Ländern erreichen und in den heißesten auf dem Minimum bleiben. Aber in keinem Geschlecht kommen die größten Arten, in keiner Art die größten Individuen in gemäßigten oder nur wenig heißen Klimaten vor.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Verschiedenheiten im Wuchse bei den Hausthieren, und es kommen hier einerseits die Abweichungen verschiedener Ragen von einander, andernseits die Abweichungen der durch die Zucht veränderten Thiere vom wilden Urstamm, soweit man sie unmittelbar beobachten oder bloß darauf schließen kann, in Betracht. Auch mit diesem Gegenstand werden wir die Leser einmal besonders unterhalten und führen hier nur die Endresultate an. — Die Hausthiere lassen sich in zwei Gruppen theilen: es gibt welche, deren verschiedene Ragen gleich groß oder fast gleich groß sind; es gibt andere, welche sehr große und sehr kleine Ragen zugleich aufzuweisen haben. Im ersten Fall kommt die Größe der Ragen oder Spielarten häufig mit der Größe des wilden Stammes überein, oder wenn ein Unterschied stattfindet, ist er wenigstens nicht bedeutend. Im zweiten Fall gibt es bei weitem größere, so wie bedeutend kleinere Ragen als der Urstamm; aber der mittlere Wuchs der Ragen einer Hausthierart, den immer mehrere derselben ganz oder doch ziemlich genau aufzuweisen haben, weicht vom Wuchse der wilden Art nie merkbar ab. Somit gibt bei den Arten, welche wenig variiren, der gewöhnliche Wuchs, bei denen, welche stark variiren, der mittlere Wuchs so ziemlich ein richtiges Bild vom Wuchse der wilden Art. Mit andern Worten: sämtliche Arten von Hausthieren sind seit der Zeit, wo sie noch völlig im Naturzustande lebten, im Durchschnitt nur unbedeutend größer oder kleiner geworden. Bei den wilden Arten, welche zugleich in Ebenen und im gebirgigen Lande leben, sind die Bergragen gemeinlich kleiner. Bei den Hausthieren beobachtet man in diesem Falle denselben Unterschied, und die niedrigere Temperatur und länglichere Nahrung in den Bergen sind wohl die einzigen Ursachen dieser Erscheinung.

—
B a l d g e s p e n s t.
(Fortsetzung.)

Der Fremde blickte bei dieser Frage auf und Gorthold fühlte den Strahl seines Blickes tief durch sein Inneres dringen; er wollte etwas erwidern, doch der Fremde erhob sich

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Argentenfamilie. Sonst und Jetzt.

Alles aus dem Dresdener Leben verlangen Sie. Ich will sie Ihnen in kurzen Umrissen liefern, und mein Blut, schön genug, schweift gleich zu den Hohen und Niedrigen.

Zuerst male ich Ihnen das Schloß Wessenstein, zwischen Berg- und Waldschluchten romantisch gelegen. Wollen Sie sich das Privatleben unsers guten Königs, der erst im Greisentaler zur Krone gelangte, recht anschaulich machen, so denken Sie sich ihn dort, in jener neuverkauften, von Drang und Noth des Stadtlebens ensernten Besingung, die neuen Anstalten betrachtend und manchen Gast huldvoll darüber belehrend. Pfarrer und Schuldebrer des Dorfes dürfen dem Könige oft nahen. Er fragt sie nach allen Verhältnissen der Dorfbewohner, läßt sich die Listen der Schullinder vorlegen, weist für die Aermern das Schulgeld an, verwilligt väterlich andere Unterstützungen, auf welche er größtentheils die Einkünfte des Schlosses Wessenstein verwendet, und kehrt dann von dort, immer rüstig, zum Theil zu Fuß, zum Theil zu Ross, oder in leichter, einfacher Chaise in die Residenz, und zu Geschäften zurück. Unsern Prinzen und Mitregenten Friedrich August, einen Mann in den ersten dreißiger Jahren, mögen Sie sich am Arbeitstische, in wichtige Staatsangelegenheiten vertieft, zwischen Büchern und Akten denken. Dort arbeitet er dort noch in später Nacht. Sein mildes Herz will das Wohl des Landes. Vieles lastet auf ihm; wichtige Erfahrungen hat er in dem ersten Mannesalter gemacht. Stürme, die sein königlicher Oheim Friedrich August nie abate und die doch schon in jenen Zeiten sich sammelten, gingen an dem jungen Fürsten vorüber; er bestand sie. Unsern Prinzen Johann können Sie sich als Präsidenten mehrerer wissenschaftlichen Vereine, als Chef der Kommunalgarde oder im Kreise seiner Familie denken, zur Seite seiner Gemahlin Amalia von Bayern, den Prinzen Albert, einen munteren Knaben, an der Hand. Ein Band der Liebe und Verlässlichkeit vereint die ganze königliche Familie. Der Minister legt die größte Aufmerksamkeit für den König, und das Herz des würdigen Greises vergilt dies.

Zur Stadt Dresden kann ich nur mit dem Ausruf: wie änderte sich die Zeit! übergehen. Das Sonst und Jetzt schweift sich himmelweit bei uns. Sonst hatte der alte Gott des Hergommens in dem lieben, steifen Dresden seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Sie hätten unsere ehrenwerthen Räte, an beiden Seiten des Kopfs das weißgepuderte Haar zu Laubensflügeln auffrisirt, den kleinen Hut in der Hand, sich gegenseitig betcomplimentiren sehen sollen. In allen Gesellschaften war eine gewisse Feindschaft, ein Kastengeist, der wohl manchmal auf Beschränktheit deutete. Bei alle dem herrschte Sitte und Anstand, die größte Ehrerbietung gegen alles Vornehme. Den Sekretäre, welcher nur daran gedacht hätte, eine Handlung seines Ministers beurtheilen zu wollen, hätte ja gleich die Erde verschlingen müssen. Der Adel genoß in Sicherheit seine Privilegien. Das war seit hundert Jahren so, wie konnte man es anders verlangen? Dazu paßte der Ton der damaligen literarischen Welt. Er war noch vor wesentlichen Lusten mild, freundlich, an heisenden Spott und vernichtende Kritik dabei nicht zu denken. „Leben und leben lassen!“ hieß es unter Dresdens Schriftstellern. Dieser Hohnschein hatte seine Schwache, aber auch seine gute Seite. Sanftmüthig empfinden, ist immer besser, als gar nicht empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Baron von Hildburghausen.

Der „Baron von Hildburghausen“ ist eine Poffe, wie man sie in Paris oft gibt, um sich über deutschen Noth, deutsches Geheimthum mit Politik, deutsche Aelterthat u. s. w. lustig zu machen. Ein Freiherr, der zweiundzwanzig Ordensbänder im Knopfloche trägt, weil, wie er sagt, in Deutschland die fehlende Qualität der Orden durch die Quantität ersetzt wird, hat sich, weil er bei dem Fürsten in Ungnade gefallen ist, auf sein Gut zurückgezogen und zieht seltene Pflanzen und nebenbei Kohl und anderes Gemüse zu seiner Zerstreuung. Eine adelige Dame aus der benachbarten Stadt ladet ihren Verwandten zu einem Balle ein, den sie geben will, und wobei ein durchreisender Prinz, der zufällig sein Fürst ist, zugegen sein soll. Er will durchaus nicht hin, und um nicht in Versuchung zu gerathen, doch hinzugehen, befehlt er seinen Leuten, ihn unter keinem Vorwande aus dem Schlosse zu lassen. Nun erscheint aber ein Italiener, mit dem er, ich weiß nicht wie, in Verbindung steht, und der ihm ankündigt, er habe ein untrügliches Mittel, ihn wieder zu Gnaden zu verhelfen. Er brauche dem Fürsten, der morgen auf dem Balle in der Stadt erscheinen werde, nur die geheimnißvollen Worte ins Ohr zu raunen; „Prinz! Sie können alles entdecken, die Prinzessin Kunigunde (oder wie sie sonst heißt) willigt ein.“ Nun kann der Baron von Hildburghausen nicht widerstehen, er muß zu dem bereits ausgeschlagenen Balle. Da ihm aber seine Leute nicht gehen lassen würden, so nimmt er die Kleidung seines Gärtners, welcher eben zur Stadt gehen will, um dort die Gemüse des freiherrlichen Gartens zu verkaufen. Dieser Einfall ist lächerlich, wird aber dadurch komisch, daß der Diener den Sohn des Barons, eine Art von dummen Peter, sich in den Gemüthskarren hat versteinern lassen, weil dieser Sohn geru mit seinem allertliebsten Bischofen in der Stadt tanzen möchte, woraus denn folgt, daß der Vater den Sohn zur Stadt schleibt, und beide schwebend und geschoben zur rechten Zeit anlangen, um auf dem glänzenden Balle erscheinen zu können. Der Vater staunt nicht wenig, als er den Karren niederlegt und den Sohn aus dem Kraute hervordringen sieht. Im zweiten Aufzuge sind wir mitten auf dem Balle. Da der Vater, der eben kein Wundermann in Hinsicht des Gedächtnisses ist, fürchtet, die merkwürdigen Worte des Italieners zu vergessen, so sagt er sie dem Sohne vor, mit dem Auftrage, dieser solle sie ihm zuflüstern, im Fall er sie vergessen sollte, und der dumme Peter sagt sie seinerseits der niedlichen Base vor, damit sie ihm im Nothfalle denselben Dienst erweisen möge. Der Prinz erscheint; der Baron nähert sich ihm, nimmt den rechten Zeitpunkt wahr und raunt ihm die geheimnißvollen Worte ins Ohr. Der Prinz springt auf, wird böse und fragt, wer ihm erlaube, seine Geheimnisse zu verrathen; nun tritt der dumme Peter hinzu und wiederholt die vielbedeutenden Worte. Der Prinz wird noch zorniger; auch das Mädchen eilt herbei und wiederholt die Worte. Der Prinz glaubt, alle Leute auf dem Balle wissen um sein Geheimniß und haben es darauf angelegt, ihn zu foppen; auch der Baron wird böse, da er sieht, daß das Mittel, das ihm der Italiener als ein untrügliches Rezept, um des Prinzen Gunst zu gewinnen, angegeben, gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 25. J a n u a r 1852.

Wer süßes ist gegen das tiefe Entsetzen, welches sich hinter alles Leben thätlich verheert, der bleibe auch für das Heiligthum der innersten Freuden der Natur verschlossen. — Eine dicke, finstere Waldung, in welcher verborgene Quellen rieseln, mit dem stillen Säuseln der Blätter, mit ihrem dunkeln einsamen Schatten, wenn kleine Thiere eilig aus den Erbsenen erscheinen und sich wieder verbergen, wenn ein drogender Sturm herannahend die Bäume lebhafter schüttelt, wenn ein Raubthier in das dunkle Waldgrün hineinstreift, wenn ein eingeschlossener Teich seine dunkeln, beschatteten Wellen an das grüne Ufer unaufdröcklich anschlägt — das alles erfüllt die Seele mit einem geheimen Grauen. — Wäre es ein Vorzug der Wissenschaft, wenn sie dieses Grauen am Ende ganz verdrängte?

Steffens, Anthropologie.

W a l d g e s p e n n i s t.

(Fortsetzung.)

„Am Boden liegend,“ fuhr der Förster fort, „fühlte ich einen unsäglichem Schmerz, gleich als rief mich Jemand, der im Sterben läge, und der mich glühend liebte, und ich konnte nicht von der Stelle, um ihn zu retten und zu trösten, und er rief immer lauter und schmerzlicher und starbe eben mit einem gräßlichen, schreiendem Seufzer. Meine Sinne vergingen mir; als ich erwachte, fand ich mich in der Stube meiner Eltern; man hatte mich ins Bett gelegt und meine Hände verbunden; sie waren blutig gewesen und man hatte mich gefunden, wie ich mit ihnen tief in die Erde gewühlt.“ — „Das ist wohl recht seltsam,“ erwiderte der Fremde. „Vermuthlich zog ein Jagdzug in der Ferne vorüber, und da hörtest Ihr zum erstenmal den Ton eines Waldhorns. Doch erzählt weiter; vielleicht erhieltet Ihr in der Folge Licht über dieses Ereigniß.“ — „Ein Jahr darauf,“ fuhr Gottbold fort, „machte mein Vater eine kleine Reise ins Gebirge, bei welcher er mich mitnahm. Ich sah viel Neues und Seltsames, und es war mir schon ganz recht, daß wir eines Abends nicht in der großen Herberge an der Straße, sondern seitwärts bei einem alten Köhler eintraten. Mit uns lehrte ein Wandersmann ein, dessen ganzes Wesen mir dunkel sagte, daß er ein Waldmann seyn müsse. Ich hatte mich nicht geirrt; des Fremden Gespräche betrafen meistens das Forstwesen und die mannig-

sachen Weisen, die er zur Erweiterung seiner Kenntnisse frühzeitig unternommen. Als wir nun so im Halbdichte traulich beisammen saßen, erzählte er auch manches recht wunderliche Märchen, das wohl mehr als Märchen gewesen seyn mag; unter anderem sprach er von einer seltsamen und unerklärlichen Erscheinung, von jener wunderbaren Waldstimme, die hier und da von alten Waldmännern soll beobachtet worden seyn, und die an schauerlicher, durchdringender Gewalt mit keinem andern Laut in der Natur zu vergleichen sey. Ihr mögt denken, wie gespannt ich aufhorchte; ein kalter Schauer überlief meinen Rücken; doch fand ich so viel Besonnenheit, den fremden Jäger um den Grund jener Erscheinung zu befragen. Er sah mich lange an und sagte endlich lächelnd: „Alberner Bursche, ja wenn man das wüßte, so wäre keine taube Muß dabei zu verdienen; nun aber ist mancherlei vor unserm Auge verborgen. Kühne Jägerleute, die das Ding haben erforschen wollen und die den Ton einmal dicht in ihrer Nähe vernommen haben, sind sogleich todt zur Erde gefallen und ihre ganze Gestalt ist in ein Paar Stunden darauf in Asche zerfallen. Es geht die Sage, daß kein menschliches Ohr dreimal jenen entsetzlichen Ton vernehmen kann; wer ihn aber auch nur einmal gehört hat, dem liegt von Stund an eine süße, tödtliche, wollüstige Sehnsucht im Herzen, er sehnt sich nach einem unbekanntem Gut, er weiß sich nicht zu fassen, seine Kräfte schwinden, bis endlich der Ton sich seiner erbarmt und kommt, um ihn abzurufen. Er-

fabrene Leute wollen behaupten, es sey der Ruf der alten heidnischen Göttin Diana, womit sie die armen Seelen in ihre teuflischen Liebesneße lockt. So sprach der Jägermann.“ — Gottbold hatte diese letzten Worte mit unsicherer Stimme vorgebracht, und als er geendet, verbarg er sein Antlitz, und der Fremde gewahrte, wie dasselbe hinter den vorgehaltenen Händen bis zum Tode erbleichte; nach einer Pause nahm dieser das Wort: „Laßt Euch durch dergleichen Dinge nicht aufsetzen, lieber Gottbold; wißt Ihr denn auch, ob das Ganze nicht ein Märchen ist? Ich für meine Person wenigstens habe doch manche Forstreife gemacht, ohne von Seltsamkeiten der Art auch nur das Mindeste erfahren zu haben.“ Gottbold schüttelte das Haupt und sagte leise: „Wollte Gott, theurer Herr, es wäre dem so, und mein Leben und meine Jugend ständen noch vor mir, und ich hätte den entsetzlichen und doch so lieblichen Ruf nicht gehört — so aber —“ — Er verfiel bei diesen Worten von Neuem in tiefe Trauer, und der Fremde sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihn aus derselben emporzureißen, indem er fragte: „Und was wußte der Jägermann über die Ursache jener Stimme zu sagen?“ — „Nur Vermuthungen,“ entgegnete Gottbold; „es gehe eine alte Sage, daß in weiten und wenig betretenen Wäldern, tief im undurchdringlichen Dickicht eine seltsame Blume blühe, die, wenn sie nach fünfzig oder hundert Jahren zum erstenmal wieder blüht und ihre Krone dem Licht öffnet, jenen gräßlichen Ton von sich geben soll. Wie die Blume aussehe, hatte ihm Niemand zu sagen gewußt; denn es sey das Seltsame an ihr, daß sie, wenn sie in der Mitternacht ausblühe, auch schon eine Stunde darauf in Staub zerfallen müsse. Wälder, wo die Stimme gehört worden, wo also die unheilbringende Blume wächst, werden von kundigen Waldmännern gestoben wie die Pest. Ach, hätte ich mich damals dem Jäger entdeckt, vielleicht wäre mir noch zu rathe gewesen, aber nun —“ — „Wie!“ rief der Fremde, „Ihr gebt doch nicht alle Hoffnung auf?“ Gottbold erwiederte leise: „Wer einmal den Ruf vernommen, der muß ihm folgen, er mag wollen oder nicht.“ — „So verläßt doch diesen häßlichen Wald,“ rief der Begleiter bestig. „Diesen häßlichen Wald?“ erwiederte Gottbold weich; „nimmermehr! Ich ihn verlassen? — und wo soll ich hinfliehen? die Bäume würden mich doch nicht hinauslassen, und draußen wüßte ich doch, daß ich vor Sehnsucht, hierher zurückzukehren, nicht leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in die Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen aus dem Forst hinausliegt. Ach, manchmal kommt es mir so vor, wenn ich das helle Kirchengeläute aus der Ferne höre, und dabei ganz schwach das goldene Morgenroth von dort herüber die Waldnacht durchbricht, als würde mein ganzes tiefes Elend augenblicklich enden, wenn ich nur zu einziges Mal im schönen, hellen Gotteshause recht

innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nur eine Stunde unter Menschen, unter lustigen, frohlichen Menschen, bei kräftigem Sonnenschein froh seyn könnte und dabei ein lautes Gespräch geführt würde, nicht dieses leise Sprechen, wie die Bäume es pflegen, und wie's meine Seele verwundet und mich nicht schlafen läßt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pfeifer aus den Abruzzen.

Der Geist der Zeit treibt wunderliche Blasen im Patrimonium Petri, und kaum möchte einer die Irrgänge der Politik vermeiden können, der das moderne Rom in dem, was es zu solchem macht, von irgend einer Seite zu schildern sucht. Ich besann mich, wie ich von einem Bilde des heutigen Volkslebens die politischen Schladen abtreiben sollte und gewahrte eben, daß mir damit das Bild zu nichts verzaubern müßte, da mahnte mich eine barocke Erscheinung daran, daß die Stadt, welche so lange gegen die neue Zeit protestirt, Bilder genug aus der guten alten Zeit aufzuweisen hat, die gerade darum so interessant sind, weil sie das Rom, das über den Wittenberger Wäldchen Feuer und Flammen spie, just so sah, wie sie das Rom, das sich von den Legationen das Unglaubliche gefallen lassen muß, noch sieht, und in diese Kategorie gehören auch die wunderlichen Gesellen, welche der Madonna unter meinem Fenster ein Ständchen bringen.

Seit Anfang des Advents sind, wie alle Jahre seit unendlicher Zeit, die Straßen mit den sogenannten Adventspfeifern (Pifferi oder, wie sie im römischen Dialekte genannt werden, Pifferari) angefüllt, welche bis zu Mariä Lichtmess vor jedem Madonnenbilde auf der Gasse oder auf der Flur und den Treppenabsätzen der Häuser aufgestellt, in neun auf einander folgenden Tagen an jedem Tage (Novena) ein Lied blasen und dazu singen. Diese Leute, welche sich zur genannten Zeit über das ganze römische Gebiet verbreiten, stammen sämmtlich aus dem Reiche (dal Regno), wie man hier zu sagen pflegt, das heißt, aus dem Neapolitanischen, oder eigentlich, im engeren Sinne, aus den Abruzzen. Wie die Heuschrecken fallen sie über die Madonnen her, wo sie irgend eine finden, ohne daß man bemerkt, woher sie eigentlich kommen. Schätzt man die Anzahl derselben, welche zur genannten Zeit über den ganzen Kirchenstaat verbreitet sind, so ergibt sich fast ein arithmetischer Petrug, nämlich der Schein, als ob alle Grenzgebirge zwischen dem römischen und neapolitanischen Staate entvölkert und ihre Einwohner sämmtlich nach dem Kirchenstaate ausgewandert wären. In ganz Rom und im ganzen römischen Gebiete läßt Niemand, selbst der ärmste Mann nicht, die Adventszeit vorübergehen, ohne sich die Novene blasen zu lassen, und sollte er sich's am Munde abdarben müssen. Der

gewöhnliche Preis — Staudespersonen zahlen nach Belieben — ist zehn Bajocchi. Dafür kommen die Spieler während neun Tagen täglich einmal und tragen das absolute Lieb vor. Sie sind in ihre Nationaltracht gekleidet, welche aus einem grauen spitzen Hute, grünem Wams, blauen Brinkleibern und rothem Mantel besteht. Da dies absolut dasselbe Kostüm ist, welches die alten Maler den Hirten gegeben haben, die, nebst den Weisen aus dem Morgenlande, zur Verehrung des eben gebornen Christuskinde kommen, so pflegen die heiligen Fremden — und es ist mir Anfangs selbst so gegangen — eben ihnen die Sache näher bekannt wird, die Kleidung der Adventspfeifer für künstlich oder gar poetisch gewählt zu halten und über die Ausgabe zu erstaunen, welche, meinen sie, den armen Leuten dadurch verursacht wird. Selbst daß die Kleider weder immer neu, noch immer rein, ja meistens sogar das Gegentheil von beidem sind, hebt die Täuschung nicht auf; denn man denkt dabei an manche Theaterkostüme, welche, obgleich künstlich, oft höchst schwammig und zerrissen sind. Nichtsdestoweniger gewähren diese Leute einen interessanten Anblick. Wie Wesen aus einer andern Welt wandeln sie unter den Menschen von heutzutage herum, ohne daß ihnen die Außendinge etwas anzuhaben vermöchten. Seht sie da vor der Bude eines Dursthändlers stehen, wie sie, trotz ihrer hohlen Wangen und schlotternden Wams, die Schinken und Schlackwürste keines Blickes würdigen, ebensowenig in das Gläser des Nachbar Weinschenken blicken, wo der Wein in Strömen aus den ungeheuren Flaschen in die ganzen und halben Krüge der Kundleute, und aus diesen wieder in die Kehlen derselben fließt; wie ihnen nicht einmal die sogenannten gelben Brode, an denen doch um diese Zeit der allerärmste Bettler sein Geschäfte hütet, einen Blick abzulocken vermögen! Mit einem Worte, alle körperlichen Leidenschaften scheinen ihnen ganz unbekannt zu seyn. Nur einer einzigen geistigen sind sie unterthan, dem Reize nämlich; ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, am Tage nach Maria Lichtmess ein Stämmchen Geldes gesammelt zu haben, von welchem sie während des Restes des Winters, bis nämlich die Feld- und Weinbergarbeit von Neuem beginnt, leben können. Daß sie nicht selten Hungers darüber sterben und dann die paar erübrigten Scudi lachenden Verwandten in die Hände fallen, verschlägt ihnen nichts; wird ihnen doch bei ihrer Nachhankunft, wenn sie anders lebendig ankommen, das Vergnügen zu Theil, ihre ersparte Barschaft Klagen zu lassen und einer über den andern zu triumphiren, wenn er auch nur einen Bajocco mehr hat. So ist es mit den Irrenden und Leidenden der Menschen: der abruzzische Adventspfeifer ist nicht weniger erfreut, bei seiner Primkehr ein halbes Duzend Scudi, als der römische Madobankier, am Schlusse des Rechnungsjahres eine halbe Mil-

lion Mannmengeschart zu haben; aber ersterer fühlt sich dabei so wenig glücklich, als letzterer, denn der Scudo, welchen sein Nachbar mehr besitzt, läßt dem Pfeifer eben so wenig Ruhe, als dem Bankier die Million, welche er erst noch zu erwerben hat. So wird es begreiflich, daß die Adventspfeifer keine Zeit zu verlieren haben: von einem Madonnenbilde zum andern geht es mit einer Hast, als läße ihnen der böse Feind auf der Ferse. Dabei lassen sie sich von nichts in ihrem Berufe stören; ist zum Beispiele eben unter der Madonna ein zu sehr bepackter Esel zu Boden gestürzt, welchem, statt ihn abzuladen, der Treiber durch Schläge wieder auf die Beine zu verhelfen gedenkt, sie blasen, obgleich vor dem Geschrei des Esels und dem Fluchen des Treibers Niemand einen Ton davon vernimmt; sanken sich zwei Bettler um die Hälfte eines Bajocco, den sie in Gemeinschaft empfangen, den der eine aber nicht mit dem andern theilen will, sie blasen, bleiben aber, des Sprichworts eingedenk: weit davon ist gut vor'm Schuffe — in der Ferne, um nicht beim Krüdengefechte der Bettler etwas anders, als einen halben Bajocco davon zu tragen; ja sie spielen, und schalte selbst ein Bösewicht dem andern unter ihren Augen den Hals ab. Doch thut die Eile, mit der sie zu Werke gehen, ihren Obliegenheiten keinen Abbruch: denn die Spitze ihrer Nase ist stets nach dem Madonnenbilde gerichtet, ihre Hüte werden, es mag schneien oder regnen oder die Sonne scheinen, auf den Hals des Dodelsacks gebangen, und nie beginnt ihr Spiel, ohne daß sie sich mit den zehn Fingern die Haare glatt gekämmt hätten. So viel von ihrem äußern Apparate. Was ihr Künstlerthum betrifft, so ist dieß keineswegs so verächtlich, als man glauben sollte. Freilich spielen sie immer nur ein Stückchen; aber die Qualität der Ausführung, und ich sage dieß ohne alle Ironie, entschädigt für den Mangel an Quantität der ausgeführten Stücke; und wie viele Sänger und Schauspieler gibt es nicht, welche ihren Künstlerruhm nur auf Eine Rolle, wie viele Komponisten, welche ihn auf Eine Komposition, und wie viele Musiker, welche ihn auf ein einziges Konzert, ja, wie viele Sängerninnen, welche ihn auf eine einzige Arie, wie z. B. Signora Catalani auf die Arie: „Della Tromba,“ gründen? Am merkwürdigsten dabei ist der wirklich vortreffliche Ton, welchen die Schalmel, sowohl die, welche auf dem Dodelsack steht, als die des zweiten Bläfers hat. Freilich besitzt sie nur eine einzige Oktave, und noch dazu kommt der höchste Ton mit Mühe und Noth heraus; aber was thut das, da die übrigen desto gleicher, reiner, voller und natürlicher sind? Was haben unsere Orchesterblasinstrumente durch ihre erzwungene Extensität gewonnen, da die Intensität der meisten auf allen Seiten hin, und es, Dank den vielen künstlichen Vorrichtungen, so weit gekommen ist, daß nicht eine einzige Oktavkala vollkommen mathematisch

rein, ästhetisch angenehm, materiell gleichthönend ist? Uebrigens bestehen die Gesellschaften der Adventspfeifer gewöhnlich nur aus zwei, zuweilen aus drei Personen; eine spielt mit dem Oboefache, welcher bekanntlich den Grundton ausbält, zugleich die zweite Stimme, die andere die erste Stimme, und die dritte singt dazu. Sind nur zwei Personen beisammen, so macht der erste Bläser abwechselnd zugleich den Sänger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Wehen der Zeit.

Auf diesen Zustand der Ruhe, des Pöblemas folgten plötzlich in der Literatur etliche Kennzeichen einer hereinbrechenden Stürze. Die Kritik ging vom Lobe zum schärfften Tadel, ja zur Satire über. Werte und Personen wurden angegriffen; das Publikum fing an, an den Kämpfen Theil zu nehmen, nicht weil man begierig auf die Wahrheit war, welche durch Geben dieser Art ausgemittelt werden sollte, sondern weil die literarische Begeisterung Evas machte. Der Gott der Satire erhob sein Haupt und streute da und dort seinen Samen aus. Man fing an, sich an Karikaturen zu ergötzen, an welche ein still frommer, bürgerlicher Sinn nicht denkt. Goethe in den Wahlverwandtschaften spricht ein treffendes Wort; er sagt, ein zu dem wahren Schönen herangebildeter Sinn könne an solchen Fragen unumgänglich Vergnügen finden. Aber nach und nach ging man in dieser Richtung weiter und weiter. Man begann erst frei, dann darf über Kirche und Staat zu sprechen. Politische Unterhaltungen verdrängten die wissenschaftlichen, die Kunstfreunde wollten sich in das Theater stürzen, und fanden selbst in den dort aufgeführten Werken die Zeichen der unruhigen Zeit. Neuere Dicht- und Louvrerke stehen in geheimer Verbindung mit dem Geiste der Abirrung, welcher jetzt unter den Völkern herrscht. Wie sind Tull Gutesfriegels Wege in den Raupenschwärmern so gemacht, manches seine Lebensband zu zerschneiden? Wie jagt in den neufranzösischen Louvrerken, z. B. in der Stimmen von Portici, ein unruhiger Geist sich ab! Hierzu kam die zunehmende Zahl der Zeitschriften, aus welchen der Geist der Ruhe und Klarheit immer mehr wich. Um ein Blatt emporzubringen, machte man es sich zur Maxime, alles Bestehende anzugreifen. So brach denn nach und nach in mehr als einer Begeisterung der Krieg über uns ein, manch alte Form ward zertrümmert, der Staat entschloß sich zu einer Reorganisation, die politischen Stürme legten sich dadurch, aber das aufgeregte Meer der Gedanken schweift noch immer dahin und dorthin. Jeder sagt noch, was ihm eben auf die Zunge kommt, ohne zu prüfen, ob auch in diesem Urtheile Heile sei; die Freuden des Gemüths, diese Wellen im Garten des Lebens, wollen in dem neuen Klima nicht recht fortkommen. Ein Rusantbrey sagte neulich, man bräde einem Bekannten jetzt freudlich die Hand, versichere ihn seiner Theilnahme und denke doch dabei im Stillen: „hol dich der Teufel!“ Ich begreife, daß eine selbst zum Guten führende Volksbewegung in der ersten Zeit ihrer Entstehung sehr unangenehme Wirkungen haben könne und müsse, und will, nur wahr-

sagen, daß, was im Jahre 1831 unter Schmerzen gescheit war, in dem nächsten Jahren als letzte Friedenssaat aufgegeben (Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Die komische Oper. Zustand der Musik.

Das Ding wendet sich nochmal. Das Schicksal des Prinzen nämlich bestand in einer Heirath mit der Tochter eines weltlichen Verwandten des Kaisers oder des Königs im Lande. Dieser fährt zufällig in der Gegend vorüber. Das Beste, was der Prinz thun kann, ist, daß er seinem Gebieter die heimlich geschlossene Heirath entdeckt. Dies geschieht. Der König oder der Kaiser ist eben so zufällig ein herzenguter Mann, der ganz und gar nicht odse wird und seinem Neffen oder Vetter völlig verzeiht, worauf denn Alles wieder guter Laune ist und das Stück mit einem Finale beschlossen wird, worin, wie gewöhnlich in den Vaudevilles, einige witzige Scenen vorkommen, die aber auf einem deutschen Theater vielleicht allzu witzig erscheinen würden. Bei dieser Aufführung war es ziemlich voll im Vaudevilletheater; nicht so im Varietetheater; hier sah es leer aus. Vor zwölf Jahren war dieses Theater eines der am meisten besuchten; freilich gab es damals bei weitem nicht so viele Schauspielhäuser in Paris, als jetzt, da jedes Stadtviertel die seinigen hat und einige derselben mit Schauspielen überdunst sind. — Die komische Oper spielt wieder eine traurige Figur, denn sie ist abermals geschlossen, weil der geringe Zuspruch des Publikums Gläubiger und Schuldner nutzlos gemacht hat. Der schöne Saal ist so fest gebaut, daß er alle andern Schauspielhäuser in Paris überleben kann; allein die Direction ist die schwächste von allen. Sie behauptet in den Zeitungen, so lange man einen so ungeheuren Mietzins für das Haus fordere, könne der Ertrag die Kosten nicht decken; die Regierung sollte wenigstens so viel für die französische Operette aufopfern, als für die italienische, aus dem Saal unentgeltlich zur Verfügung der Direction stellen; alsdann siehe sich allensfalls etwas thun. Da nun hierzu vor der Hand kein Aufsehen ist, so bleibt die französische komische Oper, die sonst einen so großen Reiz für das einheimische Publikum und für die Fremden hatte, geschlossen, und während die Scribenten und Auctoren Operetten in ganz Europa aufgeführt werden, stehen sie an dem Orte, wo sie entstanden sind. Für die angehenden Opernsänger ist dies eine schlimme Aussicht; freilich nimmt die große Oper jetzt von Zeit zu Zeit die Talente der Opernsänger in Anspruch, denn sie hat eingesehen, daß es mit den alten, ernsthaften Opern zu Ende ist und das jetzige Publikum etwas Heiteres und Frisches verlangt, wären es auch nur Teufeleien im deutschen Geschmacke, wie die letzte Oper voncribe und Germain de Lavigne, Robert le diable, die einen entschiedenen Beifall erhalten hat und als eines der merkwürdigsten Produkte der lyrischen Dramatik in allen Zeitungen beurtheilt worden ist, jedoch nicht so sehr des Textes halber, als wegen der Mauerbergschen Musik. Man hat hiebei die Bemerkung gemacht, daß Deutschland von Zeit zu Zeit Tonkünstler hieherberendet, um eine Revolution im Opernsystem hervorzubringen. Es ist eine Art von wechselseitigem Unterricht: Frankreich geht in der Politik voran, indessen Deutschland etwas hintend nachkommt; aber in der Musik schreitet letzteres mit festem Takte einher und Frankreich folgt ihm mit Bewunderung; aber es bewundert und belohnt, wogegen in dem eigenen Vaterlande der Tonkünstler bloße Bewunderung der einzige Lohn zu seyn pflegt.

Dg.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Januar 1832.

Basalt, der schwarze Kreuzsteine,
Und tiefer Blüthe bricht hervor,
Zerspalten Fels, Gestein und Erden.

Goethe.

Welche Anhaltspunkte liefern Sagen und Geschichte über das Alter basaltischer Eruptionen?

Von Leonhard.

Der Basalt ist eine der merkwürdigsten, räthselhaftesten Gebirgsarten. Er findet sich in sehr vielen Ländern der Erde, theils lokal, theils in ganzen, meist kegelförmigen Bergen, wo dann sein schwärzliches Gestein, das zum Theil in gigantischen Pfeilern und Säulen zerklüftet, hier und da auch tafelförmig und kugelförmig abgesondert ist, sehr pittoreske Formen bildet. Die Hauptländer, in denen sich basaltische Gebirge finden, sind in Europa Irland, Schottland, Spanien, Italien, die Auvergne, Sachsen, ferner die Azoren, Mexico, Java u. s. w. Die berühmtesten Gebilde des Basalts, seine Wunder, sind der Riesendamm in Irland und die Fingalshöhle. Bekanntlich ist es vorzüglich diese Gebirgsart, welche zu dem langen Streite zwischen den Neptunisten und Vulkanisten Anlaß gab. Während eine Zeitlang Werner's Autorität der Ansicht, welche den Basalt für eine Wasserbildung erklärte, die Oberhand verschaffte, hat sich nun die Geologie so ziemlich dafür entschieden, daß die Basalte mächtigen Eruptionen, welche das geschmolzene Innere der Erde, den Laven ähnlich, gewaltsam emporheben, ihr Daseyn verdanken, daß die Basaltgebirge Zeugnisse von alten, von den jetzigen freilich oft quantitativ und qualitativ verschiedenen Vulkanen sind, und daß die Basalte in unmerklichen Abstufungen in die Gebilde über-

gehen, welche unzweifelhaft als Produkte jetziger Vulkane erscheinen. Aber gerade dieser Umstand führt nothwendig zu der Frage, einerseits: ob nicht einige jener ungeheuern basaltischen Eruptionen in die Zeit hereinreichen, seit welcher das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, oder soweit sich in den Geschlechtern der Menschen Sagen rückwärts verfolgen lassen, andererseits, ob nicht noch heutzutage, unter unsern Augen vulkanische Ausbrüche sich ereignen, welche dem Basalte ähnliche Massen zu Tage fördern. Diese interessante Frage hat Leonhard in dem Kapitel seines wichtigen Werks über die Basalte *), das wir hier mittheilen, gelöst.

§.

* * *

In den Schriften alten und neuen Bundes sind zwar Bilder und Gleichnisse nicht selten, die man denken könnte auf vulkanische Begebenheiten; allein die meisten scheinen entlehnt von Gewittern und den mit diesen verbundenen Erscheinungen. Keine Stelle, das läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, ist vorhanden, welche entschieden Aufschluß zu geben vermöchte über irgend einen der bekannten Feuerberge. Solche Nachrichten wurden uns in den Werken von Weltweisen, Geschichtforschern und Dichtern aus früherer Zeit. Das darin Niedergelegte bezieht sich aber ohne Ausnahme auf jene Feuerberge, die

*) Die Basaltgebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen. Stuttgart bei Schweizerbart.

noch jetzt thätig stud, auf die neuern; denn die Zeit des Entstehens basaltischer Gebilde tritt meist in undurchdringliche Nacht zurück. Der Mensch, das gegenwärtig über alle Erdtheile am allgemeinsten verbreitete Geschlecht, ist später als die großen Aenderungen, welche unser Planet, oder vielmehr sein Aeußeres erfahren; er kann nicht als Zeuge derselben auftreten, und alle Bemühungen, die Zeit jener Katastrophen mit Bestimmtheit auszumitteln, müssen darum mehr oder weniger fruchtlos bleiben. — Vielleicht sind manche Ergüsse basaltischer Laven, die uns, ihren gegenwärtigen Beziehungen nach, als gleichalt gelten, um mehrere Jahrhunderte von einander verschieden; allein was ist eine Zwischenfrist von so kurzer Dauer im Vergleich zu dem unermesslichen Zeitlauf, der uns von jenen Ereignissen scheidet.

Nicht leicht wird man einen Erdtheil aufweisen können, wo feurige Mächte, ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch, so gewaltige Umwälzungen herbeigeführt, wo mehr auffallende Spuren großartiger vulkanischer Ereignisse getroffen werden, als in der Auvergne und in manchen ihrer Grenzprovinzen. Gelänge es, je zureichende Beweise dafür aufzufinden, daß einige Theile dieses Landstriches von Menschen bewohnt gewesen, als die Vulkane noch wirkten, so würden die Fragen nach dem Alter derselben um Vieles an Bedeutung gewinnen. Allein der in vergangenen Zeiten so gern zurückschauende Naturforscher sucht ohne Erfolg, wie in der Geschichte und im engen Bereiche glaubwürdiger Sagen, so in menschlichen Denkmälern, nach näherer Auskunft; denn ohne Zweifel reichen die Eruptionen in jener Gegend in Zeiträume zurück, die älter sind, als alle schriftlichen Ueberlieferungen. Demnach möchte nicht wohl auszumitteln seyn, wie lange die Dauer der Zwischenzeit gewesen, welche die jüngsten dortländischen Ausbrüche von unsern Tagen scheidet. Kaum sind sieben Jahrzehnte verstrichen, seit man die unverwerflichen Zeugen der Wirksamkeit vulkanischer Gewalten in jenem Theile Frankreichs erkannt. Die Erzeugnisse derselben sind mitunter so neu, daß man solche den jüngsten Ergüssen heutiger Tages thätiger Feuerberge zur Seite stellen kann; aber der Umstand, daß Geschichte und Ueberlieferungen ohne Aufschluß lassen, scheint selbst für die neuesten jener Ereignisse auf sehr alte Zeit hinzuweisen. — Steht dieß nicht im Widerspruche mit der Neuheit des Aussehens so mancher dortländischen Laven? Haben die Feuerberge, welche dieselben hervorgebracht, nicht allem Anschein nach später gewirkt, als die letzte Krise eintrat, durch die unser Festland ungefähr die Gestalt der Gegenwart erhielt? Ihre Lavenströme ergossen sich über einen Boden, der seitdem keine sehr auffallende Aenderung erlitten. Sie schritten mitunter in Thäler vor, denen beinahe das nämliche Niveau verblieben. Solche Vulkane, deren äußerliche Beziehungen besser er-

halten sich zeigen, stehen demnach wohl dem Zeitalter näher, welches die Geologen das unsrige zu nennen pflegen, oder sie gehören vielleicht demselben an, während bei den alten, seit deren Erlöschen Jahrtausende verfloßen, die Formen mehr oder weniger verwischt sind, die Krater zerbrochen, erfüllt, geebnet u. s. w. — Darf man darum sich dem Glauben hingeben, daß manche der Auvergnier Vulkane, jene, welche man, im Vergleiche mit dem Mont-Dore, dem Cantal u. a. der frühesten Zeit angehörigen, die neuen zu nennen gewohnt ist, wie namentlich die Kette der Puy's im Westen der Stadt Clermont, der geschichtlichen Zeit beizuzählen seyen; allein daß, da die Druiden, ihrem Grundsätze getreu geblieben, nicht zu schreiben, keine Thatfachen aufzuzeichnen aus der alterthümlichen Geschichte Galliens, nur dasjenige uns aufbewahrt worden, was die römischen Geschichtschreiber hinterließen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

„Einst machte ich mich hinaus zum Dorfschulzen,“ fuhr Gotthold fort, „und saß mit den Lustigen lustig am Tische, da überfiel es mich auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheure Sehnsucht, jagend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — sieh — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald! komm mit! — Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der furchtbare und doch so unendlich süße Ton kommt und mich von der Erde nimmt.“ — „Ihr seyd krank, sehr krank!“ rief nach einer Pause der Fremde, indem er bedeutlich Gottholds Hand erfaßte. „Veränderung Eurer Lage und des Wohnorts wird das Beste thun, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr von diesem Gewerbe, zu dem Ihr ganz und gar nicht tauglich seyd, je eher je lieber entfernt werdet.“

Beide brachen jetzt das Gespräch ab und der Gast bemühte sich, heitere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So gingen sie lange zusammen weiter; endlich bemerkte Gotthold, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten, der tiefer in den Forst hineinleitete; da überdieß der Tag sich zu neigen begann, lud der Förster, den Fremden ein, auch diese Nacht wiederum sein Gast zu seyn, welches dieser auch nach einigen entschuldigenden Worten annahm.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

verfehlten Einrichtung des Instituts. Soll eine solche Kunstanstalt den höchsten Anforderungen entsprechen, so muß ihre Oberleitung in den Händen eines Mannes liegen, der, für Wissenschaft und Kunst erzogen, beide als sein Lebensfach ergriffen hat. Dieser Grundsatz ward niemals befolgt. Von jeder hat man das Direktorat des hiesigen Theaters nur als eine Beigabe zu einer Hofstelle betrachtet. Wer zu ihr als Cavalier befähigt war, dem wurde auch das Rosenband, an welchem die Mäusen zu leiten sind, unbedenklich überlassen, ohne zu fragen, ob denn auch die Lebensbildung des Mannes mit jener Beschäftigung übereinstimme? Man kann am Hofe mit Heiligkeit und Geschick sich bewegen, seine dortigen Pflichten treu erfüllen und dennoch sich nicht zum Musageten eignen. Doch die Gerechtigkeit erfordert, es einzugesehen, daß die Cavaliere, welche in den letzten fünfzehn Jahren unser Theater führten, nicht so große Verdienste gegen Geschmack und Kunst gemacht haben, wie ihre Vorgänger. Auch sind ihnen zum Theil die Hände gebunden gewesen. In Ihren Vorträgen über theatralische Gegenstände übten sie wohl einigen, aber keinen unbeschränkten Einfluß. Die Sachen wurden im Kabinete entschieden, der vortragende Kabinetstath ging nicht in das Theater und der frühere Kabinetminister hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Weltlichkeit des Theaters. Es sind mir Fälle bekannt, wo der Theaterdirector eine Idelle, für das Kunstinstitut heilsame Absicht dennoch nicht durchsetzen konnte, weil der Plan an dem Willen des Ministers scheiterte. Vielleicht bringt die neue Zeit auch eine zweckmäßigere Einrichtung und für den Vorsteher des Theaters größere Freiheit mit. Erst wenn er nach eigenem Gutdünken schalten und walten, Contraste eingehen und aufständigen kann u. s. w., ist er für unbedingt verantwortlich zu erklären. In einer Hinsicht hat es der hiesige Generaldirector leichter wie andere. Ich kenne eine große fürstliche Bühne, wo die Prinzen des Hauses selbst den Proben beiwohnen. Hat dann einer dieser hohen Herren einer Sängerin oder Schauspielerin huldvolle Worte gesagt, so setzt sie sich sofort in Befehlshaberstand gegen ihren eigenen Director. So etwas kommt bei unserm Theater nicht vor. Aber es fehlt ihm ein Band, welches gute Künstler am sichersten an eine Bühne fesselt: eine Theater-Pensionsanstalt.

Von den in neuerer Zeit gegebenen Stücken verähre ich nur Schillers Räuber, wegen des Eindruck, den sie auf unser Publikum hervorgebracht. Die Räuber habe ich immer als ein Stück betrachtet, welches von einem Studenten für Studenten geschrieben wurde. Gewissermaßen ist aber unsere ganze Zeit Student. Sie regt sich in frischer Kraft; aber in vielen Aktyen gährt sie zu träge. Kein Wunder, daß gerade jetzt Schillers Räuber Eingang bei dem Publikum finden. Sie hätten den Eindruck sehen sollen, den die erste Vorstellung des Stück bei uns machte. Unser Publikum, oft still wie die Casanen von Venedig, ward zum Meere, auf welches der Wirbelwind fällt.

Soll ich noch über unsere Dichter und Schriftsteller berichten? Ihr goldnes Zeitalter haben sie jetzt nicht. Das Publikum, aus welchem der Sinn für Poesie und Kunst mehr und mehr entweicht, interessirt sich nicht für sie und unser Hof begünstigt sie nicht. Junge Maler, Architekten u. s. w. genießen Unterstützungen zu Kunstreisen, die Akademie der bildenden Künste theilt Prämien aus. Für Schriftsteller geschieht nichts, und eine einzige und bekant gewordene Auszeichnung verfehlte ihren Zweck. Man wollte die Kräfte eines Mannes für ein hiesiges Kunstinstitut gewinnen. Seine Theorien stehen jedoch mit der Praxis nicht selten im Widerspruche, und so bewirkt er den Gang der Geschäfte, den er beleben und fördern sollte. Können einst ruhigere Zeiten wie die jetzigen, so könnte wohl zum Muster genommen werden, was einst

der kaiserliche Hof und in Schweden der feingebildete Gustav III. zu Belebung der Poesie und Kunst thaten. Auch Preußen zieht sich jetzt durch Unterstützungen von Gelehrten aus.

Genf, December.

Plan der evangelischen Gesellschaft.

Als ich Ihnen vor fünf Monaten über den Zustand unserer Akademie und Kirche schrieb, sagte man sich schon einiges in's Ohr, was damals noch in der Vorbereitung begriffen war. Nun ist's aus Tageslicht getreten, und ich eile, Ihnen darüber Nachricht zu geben, da viele darin nicht bloß eine theologische Maßregel, sondern den ersten, bedeutenden Schritt zu ganzlicher Umgestaltung der Akademie, ihres Geistes und ihrer Richtung, ja unseres ganzen Lehrsystems und unserer Ansicht vom germanischen intellektuellen Leben erblicken. Im Kleinen wiederholt sich hier, was vor mehreren Jahren in England durch die Eristung der Londoner Universität geschah, hier und dort aus ähnlichem Grund. Hier und dort soll das Monopol des Unterrichts und der Lehre, die herkömmliche Einseitigkeit und Ausschließlichkeit aufgehoben, oder ihr doch wenigstens gesteuert werden. Ein Verein ehrenwerther Männer, der sich Societe evangelique nennt, aber keineswegs mit unserm Methodisten oder Separatisten, die sich von der Mutterkirche getrennt haben, zu verwechseln ist; ein Verein, der nichts wünscht, als die Restauration der alten reformirten Kirche in Einklang mit den andern protestantischen Kirchenschulen, zumal in Deutschland — dieser Verein hat eine neue Schule der Theologie gegründet, da ihm der theologische Unterricht der Akademie ganz pantheistisch, arianisch, unitarisch und abweichend von den Grundsätzen Calvins, Luthers und der Reformation überhaupt scheint. Sehr merkwürdig ist die kleine Schrift, worin sich die Gesellschaft vor einigen Wochen gegen unsere Synoden, den Staatrath und gegen alle protestantischen Einwohner des Landes, über ihr Denken, Wollen und Begierren ausspricht. Da die Sache durchaus nicht bloß theologisch ist, sondern in das bürgerliche Leben und in das ganze höhere Unterrichtssystem eingreift, da sie auch in Deutschland vielfachen Anklang finden wird, so gebe ich Ihnen hier die Adresse im Auszug.

„Unsere Hochachtung für Sie, geehrte Herren, bezeugen unsere Unabhängigkeit an unsere Mitbürger macht es uns zur Pflicht, Ihnen die Gründe darzulegen, die uns bei einem Unternehmen leiten, dem wir höhere Wichtigkeit beilegen. Wir haben beschlossen, in Genf eine neue theologische Schule zu gründen, über deren Zweck und Grundzüge wir uns in dem anliegenden Circular aussprechen. Aus welchem Gesichtspunkt man auch den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche betrachten mag, so viel ist doch allgemein anerkannt, daß sie sich im Lauf und besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts wesentlich verändert hat, eines Jahrhunderts, das nach Aller Meinung gewiß nicht religiös genannt werden kann. Wir wollen uns hier nicht auf die Ursachen dieser Veränderung einlassen, sondern wiederholen nur ohne Commentar, was die Geschichte dieser Zeit lehrt: man verließ lang verehrte Wahrheiten, um neue Lehren anzunehmen und zu verbreiten. Wir wollen uns auch nicht bei den Ereignissen aufhalten, die dieser Veränderung folgten. Als Europa von schwerem Druck befreit, und dadurch auch Genf seine frühere Unabhängigkeit zurückgegeben wurde, sah man die Whiter, und zumal die Einwohner des protestantischen Deutschlands, in einer wunderbaren Aufregung ergriffen von den großen Ereignissen, bei denen sie Handaufhand antraten,kehrten sie zu christlicherem Sinne zurück, und von den theologischen Lehrstühlen ward die Christus-Religion und ihre wesentlichen Lehren mit neuem Eifer gelehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 27. Januar 1832.

Was kann storn mehr ergözen,
 Was ein schöner grüner Wald,
 Wo die Vögelin munter schreyen,
 Und Diana sich aufhält.

Bolesleb.

W a l d g e s p e n n t.

(Fortsetzung.)

Um andern Morgen war der Fremde schon fort; bei Marien hatte er einen Gruß und Dank an Gottbold hinterlassen. Dieser hörte es wie im Traume und ging hinaus in den Wald. Bald darauf nahm das Leben wiederum seinen einformigen, gewohnten Gang, nach wie vor, und des Fremden und jener Erscheinung ward weiter nicht mehr gedacht.

Der Winter war vergangen und der Frühling ließ seine Annäherung durch einen ganz besonders erquickenden Duft, der sich im ganzen Forst verbreitete, spüren. Der Förster, der bis jetzt trübe und verstimmt gewesen, lebte nach alter Weise wieder auf, und es nahen die Tage, wo er die kleine Waldhütte am See zu beziehen pflegte. Um diese Zeit langte der alte Oheim von Gottbolds Weibe im Forste an; er freute sich nicht wenig über das gute Aussehen und das lebhafteste Wesen des Försters. Es wurden nun mancherlei fröhliche Gespräche geführt, und dem alten Manne ging das Herz auf und er that den beiden die gute Botschaft kund, die ihn diesmal etwas früher als gewöhnlich in das Forsthaus geführt habe. „Wie er wohl merke,“ sprach er, „so rücke ich jetzt das hohe Alter mit starken Schritten näher, und die gewohnte Ausübung seiner Berufspflicht, so wie die Hand-

habung der Geschäfte falle dem mürben Körper und der geschwächten Seele immer schwerer; er sey darum gesonnen, sich in Ruhe zurückzuziehen und Gottbolden, so wie seinem Weibe, die ansehnliche Wirthschaft abzutreten. „Dann kannst Du auch, lieber Sohn,“ fuhr er, zum Jäger gewendet, fort, „endlich einmal die magere Forststelle und den häßlichen Wald verlassen, in dem Du bis jetzt, wie durch böse Künste gebannt, Dein Leben nur verkümmert genossen hast. Draußen im schönen sonnigen Thale, in der freien Gotteswelt ist es ein ganz anderes Ding, und ich wag mein Städtchen nicht um den Besiz des ansehnlichsten Forstes vertauschen, besonders wenn am lieben Sonntage der Schall der hellen Glocken von den leuchtenden Gebirgswänden wiederklingt, und des Abends in der Schenke beim Jubel der Selge und des Horns die bunte Jugend sich herumdreht.“ Gottbold zog bei diesen Worten des Greises ein unmutiges Gesicht; aber sein Weib fing sie begierig auf, sie jauchzte laut; als der Oheim jetzt weiter ging und erklärte, er sey dieses Mal lediglich deswegen in den Forst gekommen, um ihnen beiden anzukündigen, daß er sie am liebsten jetzt gleich mitnähme, da nach seinen Verordnungen im Städtchen alles zu ihrem Empfang bereit stehe. Marie wollte entzückt dem Greis um den Hals fallen, da gewährte sie Gottbolden, der ihr einen drohenden, gebietenden Wink gab. Er war kaum wieder zu erkennen, sein Antlitz hatte eine starke Röthe überzogen, seine Augen rollten, und er tief

scharf und laut: „Blödsinniger alter Thor, so schweigt doch, und Du gemeines, plummes Weib! Schweigt, oder Ihr sollt meinen ganzen Zorn fühlen!“ Der Ohm und die Frau schrakten bei diesen plötzlichen, wilden Zornworten so heftig zusammen, daß sie keines Lautes fähig waren und mit schwerer Angst dem Erzüreten in das verzerrte Antlitz blickten; dieser fuhr aber nach einer kleinen Pause fort: „Ich möchte ganz neue Worte und Gedanken finden, um auszudrücken, wie grenzenlos zuwider Ihr mir seyd, und ganz besonders der einfältige Ohm, der es sich in den Sinn kommen läßt, meinen herrlichen Wald zu schelten. Hätte ich doch in meinem Leben mich nie mit Euch und dem Weibe da eingelassen, denn leider nur zu deutlich fühle ich, daß das Erdige, Koboldartige, Gemeine und Staubige, das Euren weiten grünen Aedern, Landstraßen und Gebirgen anlebt, auch in Eure plumpe Bildung übergegangen ist und meine klaren Sinne, meine fühle, frische Körperform verzerrt hat. Merkt man es denn nicht sogleich Euren blöden, rothen Augen an, daß sie Jahrelang auf dem rauchigen Jammer da draußen, auf Feld, Kirche und Schenke gebastet haben! Der heiße Strahl hat das Gebilde Eures Antlitzes zu einem Pilze aufgebläht, in dessen Mitte sich eine fallende Zunge mühsam regt, um all das ungesunde Zeug vorzubringen, das Euer verbranntes Gehirn aushebt. Wie anders schaut der Waldmann, das Auge licht und heil, wie ein Vogelzug, das Gesicht blaß und zart, und ein Lübler, grünlücher Waldschatten liegt beständig darauf und glättet es; die feinen Lippen sind wie Blumen am Waldquell, der ganze Bau des Körpers ist ein frischer Baum, in dessen glänzenden grünen, beweglichen Blättern der Frühlingswind lustig rauscht und den bunten zierlichen Vögel mit lautem singenden Gelächter beständig umschwärmen. Ich weiß es ja, daß meine Seele früher im Gewebe eines schönen Baumes verborgen schlief und so glücklich träumte; denn unter seinem Schatten sah ich die herrliche Waldstamme blühen, und ich durfte ihr entzückt Jahrelang ins helle Antlitz schauen und mein Ohr weiden an den Himmelsklängen ihrer Stimme! O des holden Antlitzes, der süßen Stimme, der überirdischen Seeligkeit! — Wann werde ich dich wieder schauen? wann werde ich den süßen Laut todtbringender, wollustbebender Sehnacht wieder vernehmen? O Himmel, Himmel! — Wo bleibt dein entzückender Ruf, der die Bande dieses Leibes zerreißen, die bebende Seele zu dir bringt, Gellebte! Doch ich will nicht zürnen, wir ahndet, sie ist nah, die süße Stunde, und mein ganzes Wesen geht ihr mit Andacht, mit zitternder Bewegung leise entgegen.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Sollte Caesar, der mit seinen Heereshaufen nach Auvergne gezogen, der auf Lavensfeldern lagerte und zu seinen Bauten viele dortländische vulkanische Gesteine verwendete, im kriegerischen Sinne, nur beschäftigt mit Schlachten und Siegen, den denkwürdigen Beziehungen des Bodens und der Geschichte der Völkerschaften, die er sich unterworfen, nicht die geringste Beachtung geschenkt haben? — Verwunderung und Schrecken mußten die Eingebornen, als ihre Vulkane zu wüthen begannen, wohl in eben dem Grade ergriffen haben, wie dies bei den alten Bewohnern Siziliens der Fall gewesen. Hätten nun solche Erinnerungen früherer Zeiten fortgelebt, ohne daß die Römer davon Kenntniß erlangten, ohne daß sie solche des Aufzeichnens werth achteten? Und dennoch erwähnt Caesar auch nicht einer Tradition, die auf Ereignisse jener Art hinwiese. — Plinius, der das Vollständigste, Wahrheit und Dichtung, zusammenzufassen bemüht gewesen, was die Erde Wunderbares aufzuweisen hatte, läßt uns ohne Kunde. Ihm konnte indessen die Auvergne nicht unbekannt seyn; denn er spricht von der berühmten Bildsäule des Merkurs, welche Zenodor verfertigte. — Suetonius, einer der frühesten Schriftsteller, welche über die vulkanischen Phänomene in Auvergne Beobachtungen mitgetheilt, forschte vergebens nach der Zeit, worin die dortländischen Feuerberge thätig gewesen. Nach ihm bleibt außer Zweifel, daß die Ereignisse vor dem 480sten Jahre christlicher Zeitrechnung stattgehabt. Als Sidonius Apollinaris Clermont, seine bischöfliche Stadt, durch das feindliche Heer bedroht sah, meldete er dem heiligen Mamertus, daß er öffentliche Gebete anordnen werde, ähnlich jenen, welche dieser, der Erzbischof von Vienne, vorgeschrieben, da die Mauern der letztern Stadt, durch Wobungen des Bodens erschüttert, wankten, die Gipfel der Berge sich aufröhren, um Ströme glühender Stoffe zu ergießen, und die wilden Thiere, aufgeschreckt durch Schrecken und Feuer aus ihren Schlupfwinkeln in den Waldungen, nach den Städten flohen, um hier zahllose Verheerungen anzurichten. Indessen darf nicht übersehen werden, daß Sidonius Apollinaris — der, wie es scheint, sein köstliches *Abitaculum* erbaute, ohne zu ahnen, daß das verwendete Material von vulkanischen Ergüssen abstamme — nur von Erdbeben deutlich spricht; dasselbe ist bei Avitus und bei Gregor der Fall. Es wird auch von Feuer geredet; allein ob von vulkanischem, dies zu entscheiden und jeder willkürlichen Deutung zu begegnen, dafür sind die Ausdrücke keineswegs bestimmt genug. — Dureau de Lamalle äußert, er zweifle zwar nicht, daß viele und selbst die meistern vulkanischen Ausbrüche in Auvergne der vorgeschicht-

lichen Zeit angehören; allein von einigen dieser Katastrophen habe die Geschichte Nachrichten aufbewahrt. So finde man in der Chronique de Troyes, écrite sous Louis XI. imprimée dans le recueil des mémoires sur l'histoire de France, publiés par Petitot, die Schilderung eines kleinen vulkanischen Ausbruches im Jahre 1411 unfern Clermont-Ferrand, dessen nähere Umstände genau bezeichnet werden. Allein diese Aeußerung des französischen Akademikers — der übrigens auch einer in der Vie de St. Mamers mit allen Umständen angeführten Eruption eines Vulkans in Auvergne gedenkt — dürfte auf Irrthum oder Mißverständnis beruhen.

Wenig befriedigend, räthselhaft und mitunter sehr verdächtig dürften andere Beweise seyn, welche man für die Sagenwelt der Menschen in Auvergne, vor der Zeit als manche der dortigen Eruptionen statt gefunden, von Holzstücken entnommen hat, die, begraben unter Laven, Spuren roher Bearbeitung, Artbleibe u. s. w. zeigen solten. Dahin sind auch die Bruchstücke von Thongeräthen von fremdartiger Form zu zählen, welche Zulagner zwischen vulkanischer Asche und schlammigen Laven im Delap entdeckt haben will u. s. w.

Sind wir nun auch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Geschichte vom Hervortreten basaltischer Lavenströme in Auvergne uns keine Kunde gibt; haben wir gesehen, wie man vergebens bemüht gewesen, in alten Traditionen und dunkeln Sagen, die meist, was Zeitangaben und Einzelheiten betrifft, keineswegs zusammenstimmen, den Beweis zu suchen, daß das Menschengeschlecht Zeuge der letzten großen Umwälzungen in jenem Lande gewesen, so kann man dennoch die weiteren Fragen stellen: ob auch andere Gegenden jeden sichern Stützpunkt für den gewünschten Aufschluß vermissen lassen? ob man nicht in diesem oder in jenem Gebirge zu einer Hypothese von Wahrscheinlichkeitswerth gelange?

In der Eifel und am Niederrhein, im Siebengebirge und auf dem Westerwalde zeigen sich die Spuren vormaliger Vulkanität nicht minder unzweifelhaft, wie im mittlern Frankreich; allein auch in diesen Berggruppen und Landstrichen sucht man vergebens nach einem Anhaltspunkt, um das Alter basaltischer Ausbrüche zu bestimmen.

Frühere und spätere Geologen wollten u. a. in den Annalen des Tacitus geschichtliche Beweise für Eruptionen am Niederrhein gefunden haben; allein die Erzählung des römischen Historikers gibt kein gültiges Zeugniß für vulkanische Begebenheiten am Rhein und in der Eifel; die feurigen Gebilde dieser Gegenden, wie jene des Siebengebirges und des Westerwaldes, gehören einer vorgeschichtlichen Zeit an.

Einige glaubten, das Bruchstück des im vulkanischen Felke bei Bertrich aufgefundenen, mit Schlackenmasse

zusammengeschmolzenen Topfes als Beweis für die spätere Bildung dieser Feuerzeugnisse ansehen zu dürfen; Andere bewiesen dagegen, daß jener Topf in gar keiner Verbindung mit den vulkanischen Phänomenen bei Bertrich stehe. Das irdene Gefäß scheint von einem Glasofen herzurühren und ein zersprungener Schmelztiegel zu seyn. Vielleicht wurden zur Römerzeit die schönen Glasgefäße in Bertrich verfertigt, welche durch ungewöhnliche Größe auffallen, und die so häufig in römischen Gräbern der Gegend sich finden.

Zu den vergleichungsweise spät erloschenen Feuerbergen gehören offenbar ferner die auf dem südöstlichen Vorendengehänge in unmittelbarer Nähe der betriebsamen Stadt. Dlot befindlichen. Ihre Erzeugnisse lassen sich zunächst denen von Südfrankreich vergleichen; aber auch in Katalonien hat man, was diese vulkanischen Katastrophen betrifft, nicht einmal Ueberlieferungen oder unsichere Mythologien, die doch so gern Alles aufgefaßt, was unbestimmt und räthselhaft war. Sie scheinen demnach in eine weit entfernte Vergangenheit zu fallen, und die Sage vom Thätigseyn jener Feuerberge in der geschichtlichen Zeit, und selbst in der neuern, unterliegt gerechten Zweifeln. Die glaubwürdigsten Geschichtschreiber des Landes, auf welche man sich bezieht, Ferreras und Martiana, reden von vulkanischen Begebenheiten im nördlichen Katalonien während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; allein was sie berichten, ist theils nur auf Erderschütterungen und auf Salsen (Schlammvulkane) zu beziehen, theils betrifft es nicht diesen Landstrich, sondern andere Provinzen Spaniens.

Ferreras sagt: „Am 18ten December 1395 entstand im Königreiche Valentien und zu Tortosa ein heftiges Erdbeben, welches von neun Uhr des Morgens bis Nachmittags um vier Uhr andauerte. Verschiedene Thürme, Kirchen und Gebäude wurden umgestürzt und das Kloster Valbigna gänzlich zerstört. Zu Alcira gaben zween Brunnen stinkendes Wasser von aschgrauer Farbe.“

Beim Padre Juan de Mariana heißt es: „In der Mitte des Jahres 1420 vernahm man ein unterirdisches Getöse in Katalonien; die Erde bebte von Tortosa bis Perpignan. Unfern des Dorfes Amer, bei Gerona, öffneten sich zwei Feuerlöcher, und die ausgeschleuderten Steine erreichten diejenigen, welche bis auf eine Entfernung von 300 oder 400 Fuß nahe traten. Einer andern Vertiefung in der Nähe jener Feuerlöcher entströmte schwarz gefärbtes Wasser, das eine halbe Stunde weiter sich mit einem Flusse — ohne Zweifel der Sameroca — vereinigte. Durch diese Wassermassen wurde Amer zerstört; alle Fische fanden ihren Tod, und der Geruch des Wassers war so unangenehm, daß die Vögel, indem sie sich darüber hin bewegten, mit den Flügeln stärker schlugen. Die Fluth erreichte selbst das vier Stunden entfernte Gerona.“

P. Mariana erzählt ferner, daß, als der König von Kastilien im Jahre 1451 Toledo verließ, um in den Krieg gegen die Mauren von Granada zu ziehen, auf der Hälfte des Weges in der Stadt Ciudadreal, wo er mehrere Tage verweilte, am 24. April Nachmittags zwei Uhr ein so heftiges Erdbeben statt gefunden, daß verschiedene Gebäude beschädigt wurden. Den König trieb die Furcht ins freie Feld, und die allgemeine Bestürzung war um desto größer, weil man den Monarchen in Gefahr glaubte. Indessen ging die Katastrophe ohne bedeutenden Schaden vorüber, kein Mensch büßte das Leben ein. In Arragonien, in Katalonien, im Roussillon war die Verheerung, durch dieselben Ursachen und zur nämlichen Zeit bewirkt, um vieles größer; einige Dörfer wurden gänzlich zerstört, andere litten sehr durch die Beben des Bodens u. s. w.

Nach einer glaubhaften, auf dem Rathhause zu Dlot bewahrten Handschrift, haben sich im Jahre 1490 zur Nachtzeit drei Feuerbrände im Walde von Losca — eine ziemlich weit gedehnte Ebene unfern Dlot, die zum Theil von Bäumen und Strauchwerk bedeckt ist, während das Uebrige durch gewaltige Lavenhaufwerke verhüllt wird — geöffnet, aber sie sind augenblicklich wieder erloschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Zeitschrift der evangelischen Gesellschaft.

In Genf blieb man nicht ganz hinter dieser religiösen Bewegung zurück, und man durfte wohl hoffen, daß sie auch auf die akademische Lehre der Theologie wirken würde. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Uebel hatte schon lange in unsern Kirchen bestanden, hatte sich oft arg genug gezeigt; im laufenden Jahr erreichte es aber seinen höchsten Grad. Wir erwähnen hier nur ein allgemein bekanntes Factum: Schriften, die von dem Hauptlehrstuhl der Genfer Kirche ausgingen (*Du système théologique de la Trinité, du péché originel ou de la dépravation héréditaire dans l'homme; par M. Chenevière, pasteur et professeur à Genève, 1831*), erklärten sich gegen die Gottheit Christi, unsers Herrn und Heilands, bestrichen gegen den Sündenfall und das natürliche Verderben der Menschen. Andere Schriften aus derselben Feder sollen sich in der Folge mit andern Lehren der christlichen Religion beschäftigen. So ist denn das Banner des Arianismus selbst auf dem Lehrstuhl aufgeflogen, von dem herab die Geistlichen unserer Kirche die christlichen Religionslehren empfangen und dann wieder vortragen sollen. Keiner von ihnen sagt ein Wort dagegen! Die unitarische Lehre herrscht jetzt bei uns; sie, die der reformirten und allen Kirchen des Protestantismus, ja sogar den heiden andern großen Abtheilungen der christlichen Kirche, der griechischen und der lateinischen, zuwider ist. Die unitarische Lehre hat jetzt den theologischen Lehrstuhl inne, den Calvin, Théodore de Bèze, Chaudieu, Jean Diodati, Théodore Frouadin, Benévise und François Juréttini, Benedict Victor, Antoine Maus

rice und so manche Andere mit Ehren versahen. Diese Lehre wird den jungen Männern vorgetragen, die sich da zum geistlichen Stand in Genf und in Frankreich vorbereiten sollen. Könnten wir übrigens auf eine glückliche Veränderung in dieser Hinsicht hoffen, so würden wir noch warten. Keineswegs Veränderungen hat man in andern Kirchen und zumal in Deutschland gesehen, wo vorzugsweise Befürworter der ächten Lehre auf den alten Universitäten angestellt, und wo die theologischen Fakultäten auf neuen Hochschulen (Berlin und Bonn) ausschließlich Lehrern anvertraut werden, die orthodoxe Grundsätze vortragen. Wie Genfer aber ebensowenig menschlicherweise nichts von der Zukunft hoffen. Ohne uns auf Welkeres einzulassen, führen wir nur ein bestehendes Factum an. Bei der Wahl und Ernennung zu geistlichen Stellen herrscht nur Ein Geist und Ein Grundsatz vor, nach dem Oben gehandelt wird: absolute ausgeschlossen bleiben alle Geistlichen, die sich nicht zu den unitarischen Lehren und Grundsätzen bekennen. Daher müssen die meisten dem alten reformirten Glauben zugethanen Geistlichen ihr Vaterland verlassen, um bei ausländischen Kirchen Anstellung zu suchen. Seit dem der schändlichen Reglement, wodurch das Predigen über einige Grundlehren verboten wird, d. h. seit dem Monat Mai 1817, sind zweiundzwanzig Ernennungen zu Pastoren und Professoren der Theologie vorgenommen worden. Dabei wurde kein einziger Geistlicher gewählt, der über die Gottheit unsers Heilands die Lehren der Reformation festgehalten hätte. Dieser Umstand ist wohl einzig in den Annalen der christlichen Kirche. Bei so bewandten Umständen liegt uns unsere Pflicht klar vor Augen, und wir würden unserer Ueberzeugung ungetreu seyn, wenn wir nicht für sie handelten, wie Andere für ihre Meinungen, die den unsrigen zuwider sind, um so mehr, da Staat und Kirche bei uns den Grundsatz der Freiheit angenommen haben. Damit kommen wir einer heiligen Pflicht nach, die uns durch unsere Ueberzeugung und unser Gewissen geboten ist. Freilich sind unsere Mittel dazu schwach, viele und große Hindernisse stehen uns entgegen; da wir aber nichts thun wollen, als ein gottgefälliges Werk, so sind wir des festen Glaubens, daß, wenn unser Unternehmen nach Gottes Willen ist, er die größten Hindernisse zerstreuen und ebnen und für uns handeln wird. So gründen wir denn mit seinem Segen eine Schule der Theologie, und thun es hauptsächlich deswegen, weil wir mit der heiligen Schrift glauben, daß alle christliche Lehre von Jesus Christus ausgehen muß, der Gott im Fleisch, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und um den sich, wie um den Mittelpunkt und die Sonne, alle Arbeit und Wissenschaft theologischer Lehre dreht. Wir gründen diese Schule als Freunde der Genfer Kirche, um in ihr, so viel an uns ist, das wahre Christenthum zu erhalten, das Vielen ein dringendes Bedürfnis geworden; wir gründen sie, damit die alte ehrwürdige Genfer Kirche künftig nicht mehr durch die neue Lehre ihrer Geistlichen außerhalb der reformirten Kirche gestellt sey; besonders außerhalb der Schweizer Kirche, die der Reformation und ihren Grundsätzen treu geblieben ist; damit endlich die lauten Klagen und Vorwürfe aufhören; die in der ganzen christlichen Welt gegen sie erschallen; damit endlich die Genfer Kirche ihre edle Bestimmung und ihr Amt aus den Tagen der Reformation wieder erkenne, wieder ergreife und wieder handhabe, die Bestimmung, das Licht des Evangeliums immer mehr zu verbreiten, auf daß sich die treuen Kirchen von Europa und Amerika darüber freuen können und ihr die Bruderhand reichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 28. J a n u a r 1832.

Die Gluth greift nicht allein der Erde Glieder an,
Sie reißt die Klüften auf, durchdringt, wie sie kann,
Der tiefen Höhlen Bau, erhebt sich aus dem Grunde,
Und treibet über sich mit aufgesperrtem Schilde
Geschmolzene Felsen aus, das Luft und Erde brüht,
Und alle Gegend faßt mit Klüften angefüllt
Und öde werden muß. —

Martin Dplg.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Einem alten Manuscripte zufolge — es ist in katalonischer Sprache verfaßt und findet sich im Besitze des Grafen Sarriera zu Gerona — ereigneten sich die letzten Erdbeben am 15ten Mai 1427 und am 2ten Februar 1428. Das erstere zerstörte die Städte Olot, Castelfollit, Ribauda und Santapan de Mallol, und vom Dorfe Bad wurde nur ein einzelnes Haus erhalten. Die zweite Erschütterung erstreckte sich um vieles weiter. Sie zerstörte abermals Castelfollit und Olot, so wie das ganze Blagnathal, zugleich wurden die Dörfer Real, Camprodon und mehrere andere verwüstet.

Endlich findet man unter den Privilegien der Stadt Olot eine am 30sten September 1427 erlassene Bewilligung des Königs D. Alonso, welche den Bewohnern gestattet, daß sie, da der Ort während dreier furchtbarer Erdbeben beinahe völlig untergegangen, an der alten Stelle, oder wo sie es sonst räthlicher erachteten, sich wieder anbauen.

Diesen geschichtlichen Urkunden stehen manche denkwürdige Thatsachen zur Seite; so namentlich die Ueberreste alter Bauten unterhalb des Bodens, welcher den heutigen Flecken Olot trägt, und die Inschrift: „Mansi, romanus super veterem villam“ an der Thüre des Hauses: „la casa de German“ genannt, welches zur Zeit

des letzten Erdbebens verschont geblieben. — Olot liegt demnach genau da, wo die alte Stadt erbaut gewesen.

Aus dem Mitgetheilten ergibt sich, daß von keiner der erwähnten Urkunden, geschichtlichen und andern, der Inhalt auf jene basaltischen Erscheinungen zu beziehen sey, welche die Gegend um Olot aufzuweisen hat; diese dürften durch den Zwischenraum von mehr als einem Jahrtausend von uns getrennt seyn. Uebrigens ist es glaubhaft, daß die einzelnen Lavenergüsse keineswegs gleichzeitig erfolgten. Was in Katalonien zwischen 1420 und 1431 sich zutrug, gehört in die Kategorie der Luft- oder Schlammvulkane; ähnliche Ereignisse hatten früher und später in andern Provinzen Spaniens statt, namentlich neuerdings noch (1829) in Murcia.

Allein nicht alle Ausbrüche, die Basalte und ihnen mehr oder weniger nahe verwandte Gebilde geliefert, nicht alle Erhebungen basaltischer Massen durch vulkanische Gewalt sind älter, als die Geschichte. Manche Thatsachen geben von der Neuheit solcher Katastrophen Zeugniß. Sie beweisen, daß mitunter Gesteine der Art durch Vulkane erzeugt worden, welche in unserer Zeit thätig gewesen und zum Theil noch wirksam sind; manche der neuern Lavas des Vesuv und des Aetna haben einen mehr und weniger basaltähnlichen Charakter u. s. w. — Hat nun zwar das Entstehen der Basalte, im Vergleich zu den gewaltigen Massen alter Zeit, jetzt nur auf sehr untergeordnete Weise statt, so ergibt sich dennoch der unwiderlegbare Beweis einer nicht gänzlich unterbrochenen Dauer unterirdischer

Thätigkeit, wodurch Felsarten solcher Natur, im Innern der Kugel, deren Oberfläche wir bewohnen, hervorgebracht, unter den Augen der Zeitgenossen an den Tag traten.

Solche Ausbrüche, die neuerdings sich ereignet, sind um so wichtiger, da sie nicht selten die vollständigste Reihe aller Eruptionenphänomene zeigen, und damit im Zusammenhange stehende Hebungen müssen von entschiedenem Einflusse auf die Vorstellungen seyn, welche man, der plutonischen Lehre zu Folge, vom Entstehen eines Theiles der Erdrinde zu machen hat. Mehrere afrikanische und asiatische Eilande, der mexikanische Feuerberg Jorullo u. s. w., gewähren denkwürdige, hieher gehörige Beispiele. Ohne in die Einzelheiten aller dieser Thatsachen einzugehen, wollen wir versuchen, solche im Allgemeinen darzustellen und die Schlussfolgen anzudeuten, welche aus denselben hervorgehen.

Einer der größten und am weitesten erstreckten Ströme basaltischer olivinreicher Laven ist jener auf der westafrikanischen Insel Palma, welcher zwischen den Bergen, deren erhabenste Spitze den Namen des Pico de Vergojo führt, und dem Vasse Rajo in ein breites Thal hinabstürzt, bis zum Meeresufer sich fortziehend. Dieser Strom wurde, wie L. v. Buch nach den Berichten des P. Francisco Alonso de Espinosa, der Augenzeuge der Katastrophe gewesen, erzählt, am 18ten April 1585 ergossen. Die Erscheinungen, von denen der Ausbruch begleitet war, und über die wir Kenntniß erhalten, die Bewegungen des Bodens, das Ausströmen von Rauch, die Emporschleuderungen glühender Steine u. s. w. sind genau jene, wie solche bei Vulkanen so häufig beobachtet werden.

Eine andere basaltische Eruption, die von Fuen-Caliente auf Palma, trat im Jahre 1677 ein. Am 13ten November begannen die Erschütterungen. Es brach, bei gewaltigem unterirdischen Getöse, eine Spalte auf, welche durch achtzehn kleine Krater bezeichnet wurde. Heiße Dämpfe, aus jenen Oeffnungen emporsteigend, verbreiteten sich und dickflüssige glühende Massen drangen hervor, einen gemeinschaftlichen Feuerstrom zum Meere hin bildend. Ausschleuderungen einzelner Massen, Asche- und Sanderuptionen hatten statt. Lebende Mofetten entstieg dem erschütterten Boden. Am 18ten Januar 1678 waren noch nicht alle Phänomene vorüber. Die Lava ist völlig basaltisch. Sie enthält Augitkrystalle und große Olivinstücke.

Die Bildung des mexikanischen Vulkanes Jorullo ist eines der denkwürdigsten Phänomene in der großen Reihe gewaltsamer Aenderungen, die unsere Erdrinde erfahren hat. Bei ihr wirkten — das einzige Beispiel neuerer Zeit — die Mächte der Tiefe mit einer Intensität, welche das früheste Weltalter der Phantasie vergegenwärtigt. Ueber

die Natur des vom Jorullo ergossenen Laven kann kein Zweifel bestehen. Sie werden durch A. v. Humboldt ausdrücklich als basaltisch bezeichnet; die kleinen aufgetriebenen Kegelförmigen Hügel bestehen aus häufig abgeplatteten basaltischen Kugeln von acht Zoll bis drei Fuß Durchmesser, mit konzentrischen Lagen und einem festeren Kerne; Erscheinungen, wie man solche an den Basaltkuppen vieler Gegenden findet.

Die Katastrophe, während welcher der Feuerberg dem Erdinnern erstieg und durch die das Aussehen einer bedeutenden Strecke Landes gänzlich umgestaltet worden, gehört zu den seltsamsten physikalischen Umwälzungen in der Geschichte unsers Planeten. Die Geologie bezeichnet Stellen in der Mitte des Oceans, an denen in neuern Jahrhunderten, unfern der Azoren, im ägäischen Meere, im Süden von Island und selbst an der Küste Siciliens, kleine vulkanische Inseln über die Wasseroberfläche sich erhoben. Allein sie kennt keine Thatsache, wo, im Innern eines Kontinents, 36 Stunden von der Küste, und über 42 Stunden von jedem andern thätigen Vulkan, plötzlich, mitten zwischen Tausenden kleiner, entzündeter Regel, ein Berg aus Schlacken und Asche gebildet worden, der, nur im Vergleich zum vormaligen Niveau nachbarlicher Ebenen, eine Höhe von 517 Metern erreicht. Raphael Landivar, ein Jesuit aus Guatimala, besang das denkwürdige Ereigniß in lateinischen Hexametern. Der Abt Clavigero erwähnt desselben in der alten Geschichte seines Vaterlandes. Und dennoch blieb die Begebenheit den Mineralogen und Physikern Europas unbekannt, obwohl bis zur Ankunft Humboldts fünfzig Jahre verflossen waren, und die Stelle kaum sechs Tagereisen von der mexikanischen Hauptstadt entfernt liegt.

Von den Aguasarcöhügeln bis zu den durch ihre schönen Baumwollenpflanzungen berühmten Dörfern Teipa und Petatlan erstreckt sich eine weit gedehnte Ebene. Zwischen den Michacos del Mortero, den Cerros de las Cuevas und Cuiche erhebt sich diese Ebene nur 750 bis 800 Meter über den Ocean. Basaltische Berge steigen aus der Mitte eines Gebietes empor, in welchem Grünsteinporphyr vorherrscht. Die Gipfel dieser Erhöhungen sind mit ewig grünen Eichen gekrönt, mit Lorbeer- und Olivenbäumen, zwischen welchen hin und wieder kleine Palmen austreten. Seltsam steht der schöne Pflanzenwuchs gegen die Unfruchtbarkeit der durch vulkanisches Feuer verwüsteten Ebene ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

B a l d g e s p e n k.

(Beschluß.)

Gotthold ging, und ehe die beiden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten sie schon die dünne,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Denkschrift der evangelischen Gesellschaft.

Wir gründen diese Schule, weil wir glauben, daß die Lehren der Apostel und Reformatoren, wodurch jetzt die Völker der Erde zum wahren Gott belehrt werden, allein den neuen Bedürfnissen unserer Zeit, wie überhaupt den unwandelbaren Bedürfnissen des Menschen entsprechen; weil wir in ihnen das große Entwicklungsprinzip für die Individuen, für die Völker, ja für das ganze Menschengeschlecht erkennen; weil sie von Gott kommen und darum immer der bürgerlichen Gesellschaft vorleuchten, auf welche Stufe der Vervollkommnung diese auch gelangt seyn mag; weil sie in den zwei größten Geschichtsepochen glänzend festgehalten wurden, und sie auch in unserer Zeit allein dem bewegten und gährend aufgeregten Völkern Licht, Frieden, Gerechtigkeit, Glück und wahre Freiheit zu geben vermögen. Das Bedürfnis des vergangenen Jahrhunderts war Zweifel, Gleichmachen und Zerstreuen; unser Jahrhundert aber will glauben und aufbauen. Unglücklich wären wir, wenn wir diese zwei Zeiten mit einander verwechselten, und wenn wir die herrliche Welt des Glaubens verkennt, die Gott der Kirche eröffnet. Wir gründen diese Schule im Namen und Sinn der Gewissensfreiheit, und stützen uns dabei auf das Recht und den Geist der freien Prüfung, welche diejenigen so laut in Anspruch nehmen, welche unsere religiöse Meinung nicht theilen. Wo aber ist Freiheit der Meinung und der Gewissen, wo Eltern gezwungen sind, ihre Kinder in der religiösen Lehre unterrichten zu lassen, die nicht die ihrige, nicht die ihrer alten Kirche ist, und die sie deshalb dem Evangelium gegenüber glauben? Wo ist da Glaubens-, Lehr- und Denksfreiheit, wo Jünglinge, die sich dem geistlichen Stand widmen, die einst in ihrer Vaterstadt Geistliche und Pastoren werden wollen, den ihnen theuer gewordenen Glauben und ihre Ueberzeugung verändert und verworfen, ja von denen selbst angefochten sehen, die ihnen Gottes Wort rein, unverändert und unvermischt mit ihren eigenen Ideen vortragen sollten? Wir gründen die neue Schule aus Unabhängigkeit an die Lehren, die unsere kalvinische reformirte Kirche von den andern christlichen und protestantischen Konfessionen unterscheiden. Es leben in Genf methodistische und dissentirende Christen; wir achten ihre religiöse Ueberzeugung, wir ehren ihren Glaubenssinn, ihre Milde, ihre Wohlthätigkeit und ihren reinen Wandel; wir theilen aber keineswegs ihre Grundsätze, nach denen sie sich von unserer alten Kirche getrennt haben; denn wir wollen die Genfer Kirche, die Genfer Kirche in ihrer Ganzheit, d. h. mit der Wahrheit, die ihrer Gründung zum Grunde lag, und wir trennen uns nur von ihren neuern Irrthümern. Weit entfernt, bei der Gründung unserer evangelischen theologischen Schule dissentirende Ideen zu bekennen, wünschen wir nur denjenigen unserer Landsleute, die den Lehren unserer Reformation noch anhängen, Gelegenheit zu eigenem Unterricht und zum Unterricht ihrer Kinder zu geben, ohne daß sie darum ihre Vaterstadt verlassen müssen. Die Religion, zu der wir uns bekennen, ist dieselbe, welche die protestantischen Einwohner von Genf öffentlich und feierlich für die ihrige erkannt und erklärt haben. Es besteht aber kein Beschluß und keine Erklärung des Volkes, wodurch es diese Religion verlassen und die unitarische oder irgend eine andere angenommen hätte. Wie? es wäre eine Glaubensdissentenz, wenn wir durch die Gründung unserer neuen evangelischen Schule dafür sorg-

ten, daß unsere angenommene reformirte christliche Religion — die eigentlich ausschließlich in unsern theologischen Institutionen gelehrt werden sollte — doch nicht ganz davon ausgeschlossen wird? Soll die alte Genfer Kirche durch eine neue, ganz verschiedene Konfession einseitig verändert werden? und soll diese letztere dann das Monopol des geistlichen Unterrichts erhalten? Gewiß nicht. Wir haben wenigstens das Recht, auch etwas für ihn zu thun. Wir wünschen von ganzem Herzen, Niemanden zu reizen, zu beleidigen oder zu kränken, und begnügen uns damit, eine neue Schule zu gründen, wiewohl unser Zweck dabei kein anderer ist, als daß da künftig die Wahrheiten vorgetragen werden, für die unsere Vorfahren die Kanzeln erbauten, die noch stehen, auf denen aber anders gepredigt wird, als sie wollten und bekanneten. Alle diese Gründe bewegen uns, Hand an das Werk zu legen, von dem wir Ihnen, meine Herrn, hier Kenntnis geben. Dazu haben wir bedeutende Vorgänger. So wurde zum Beispiel in Englands Hauptstadt eine neue Universität gegründet. Seit alten Zeiten wurden selbst auf den Universitäten Cambridge und Oxford verschiedene und abweichende Lehrstühle gestiftet, und da die jungen Leute zu Geistlichen der Episcopalkirche Großbritanniens gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels in Nr. 18:

Die Poesie.

R ä t h f e l

Der Auflösung gewidmet.

Ich kann' ein Blümlein Wunderschön
Und trage danach Verlangen,
Und möchte gern es zu suchen gehn.

Goethe.

Ich kenn' eine Blume wunderschön,
Sie weckt manch' hartes Verlangen;
Es könnte sie Mancher zu suchen gehn
Und würde sie nimmer erlangen.
Sie schätzt ein feltener Dorn, der nicht
Wie andre gemeine Dornen sticht,
Doch sie vor Antastung sichert.
Sie hat ihn nöthig, der schone Stand
Des feinen Blattes ist nöthig;
Ihn abgestreift — ist sie dörres Laub,
Mit ihm für Elixirum nöthig.
Ein glühendes Bild vom ewigen Licht,
Wie schön sie ist, sie weiß es nicht,
Wie süßen Duft sie verhauchet.
Doch findet sie Liebe, so weicht' der Dorn,
Es weicht die weidliche Hülle,
Es streuet der Farben himmlischer Born
Aus der reich entfalteten Hülle;
Wenn dann in die Frucht sich die Farben auch zieh'n,
Bleibt wohl die Blume, sie kann nicht verblüh'n;
Doch ist ihr Name verloren.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 30. Januar 1832.

Was von Menschen nicht gesucht,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Goethe.

S p i l l i e d e r.

1.

Drüben geht die Sonne schelden,
Und der müde Tag entschlief;
Niederhängen hier die Weiden
In dem Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebsteß melden!
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! süß und mild,
Wie durch Wälder hier und Wäldchen
Strahlst des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erlöschten Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Walddespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedente dein!

Wenn sich dann der Busch verbüßert,
Krauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiber untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Eräumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Ric. Lenau.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dehnten sich mit Zuckerröhre und Indigo bebaute Felder zwischen den kleinen Flüssen Quitimba und San Pedro. Sie waren begrenzt von basaltischen Bergen, deren Struktur anzudeuten scheint, daß der ganze Landstrich, in sehr entfernter Zeit, zu mehreren Malen Umstürzungen durch Vulkane erlitten hatte. Die künstlich bewässerten Felder gehörten zur Hacienda de San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten Besitzungen dieser Gegend. Im Juni 1759 vernahm man ein furchtbares, unterirdisches Getöse; es war von häufigen Beben des Bodens begleitet. Die Stöße folgten einander fünfzig bis sechzig Tage hindurch und versetzten die Bewohner der Hacienda in größte Bestürzung. Vom Anfange des Septembermonates schien Alles vollkommene Ruhe zu verkündigen, als auf einmal in der Nacht vom 28ten zum 29ten das gewaltige unterirdische Tosen von neuem hörbar wurde. Die aufgeschreckten Indier flohen in die Gebirge von Aguasarco. Ein Landstrich von drei bis vier Quadratmeilen, unter dem Namen Malpays bekannt, erhob sich blasenförmig. Noch heutigen Tages vermag man in den zerbrochenen Schichten die Grenzen dieser Emporhebung zu erkennen. Das Malpays hat an seinen Rändern nur zwölf Meter Höhe über dem alten Niveau der Ebene, las playas de Jorullo genannt; aber die Konvexität des erhobenen Landstriches steigt gegen ihre Mitte allmählich bis zu 160 Metern.

Augenzeugen, welche den ganzen gewaltthätigen Hergang vom Gipfel des Aguasarco beobachteten und bei denen er einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußte, versichern, daß Flammen auf einem Raume von mehr als einer halben Quadratmeile hervorgebrochen seien,

daß glühende Gesteinsbruchstücke in unermessliche Höhe geschleudert worden, und daß man durch eine, von vulkanischem Feuer erhellte, dicke Aschenwolke gesehen, wie die erweichte Erdrinde, dem stürmisch bewegten Meere gleich, sich aufgebläht habe. Die Flüsse Quitimba und San Pedro stürzten sich in entzündete Spalten. Durch Zersetzung des Wassers wurden die Flammen lebhafter angefaßt; man konnte dieselben in Pascuaro unterscheidern, obwohl die Stadt auf einem Plateau von beträchtlicher Breite liegt und 1400 Meter höher als die Ebenen las playas de Jorullo. Schlammige Auswürfe, besonders Thonschichten, welche Kugeln zerfetzten Basaltes mit konzentrischen Lagen umhüllen, scheinen darauf hinzuweisen, daß die unterirdischen Wasser eine sehr wichtige Rolle bei dem nicht gewöhnlichen Ereignisse spielten. Tausende kleiner basaltischer Regel, nur zwei bis drei Meter hoch, entstiegen dem erhobenen Gewölbe des Malpays; die Eingebornen bezeichnen dieselben durch den Ausdruck Hornitos (Defen), in Beziehung auf ihre Gestalt und weil den Spalten derselben schwefelsaure Dämpfe entstiegen. Sie liegen alle einzeln zerstreut, so daß man, um dem Fuße des großen Vulkans sich zu nähern, gleichsam kleine gewundene Straßen zu durchwandeln hatte. Der Rauch kam meist etwas unter der Kegelspitze heraus und blieb bis in eine Höhe von fünfzig Fuß sichtbar. Obwohl, als Alexander v. Humboldt die Stelle besuchte, nach Aussage der Indier, die Wärme jener vulkanischen Defen bedeutend abgenommen hatte, so zeigte dennoch das Thermometer, in die austretenden Dämpfe gehalten, eine Temperatur von 95°. Jeder kleine Regel war eine Fumarole, welcher dichter Rauch bis zu zehn oder fünfzehn Meter Höhe entstieg. In mehreren vernahm man ein unterirdisches Rauschen, die Nähe aufwallender Flüssigkeiten verkündigend.

In der Mitte dieser Hornitos, aus einer von N. N. O. nach S. S. W. streichenden Spalte, traten sechs große Hügel aus der Erde hervor, deren Höhe jene des vormaligen Niveaus der Ebene um 400 bis 500 Meter übertrifft. Es ist das Phänomen des Monte nuovo bei Neapel, in einer Reihe vulkanischer Hügel zu mehreren Malen wiederholt. Der erhobenste unter diesen Hügeln, die Puñ's der Auvergne ins Gedächtnis zurückerufend, ist der große Vulkan Jorullo. Er ergoß nach N. hin eine unermessliche Menge basaltischer Laven, die im Innern dicht, auf der Oberfläche aber schwammig und schlackig sind und Trümmer sogenannter Urgesteine einschließen, eckige, zerhorstene Spentbruchstücke. Kleine Fragmente von Trachyt, die am Rande des Kraters mitten unter Schlacken gefunden wurden, beweisen, daß der Ausbruch durch Spent und Trachyt stattgehabt. Der Strom erreicht stellenweise eine Mächtigkeit von 678 Fuß. Die bedeutendsten Ausbrüche des Centralvulkans dauerten bis

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

der damaligen Zeit so viel Eifer und Thätigkeit für uns zeigten und durch die That erdärten, so habe man sie selbst: „Deswegen ehren wir Genf, weil diese Stadt von Gott zum Hauptstuhle seiner Kirche ausersehen worden, auf daß hier die reine christliche Religion und die Wahrheit der christlichen Lehre nach den Grundsätzen der Reformation herrsche, weil die Genfer Kirche die Mutter und Urmutter so vieler andern Kirchen ist, und weil sich der Haß der Welt gegen sie wendet, um sie dafür zu züchtigen, daß sie Christi Evangelium bekennen und lehren.“ (Diese Stelle ist aus der Lettre du Gouvernement de Hollande aux Etats des Provinces-Unies von 1661, die auf Veranlassung und Verdringung des Genfers J. Turcotti erschien und eine Sammlung von hunderttausend Livres tournois zur Folge hatte, welche die damalige Genfer Regierung zur bessern Befestigung der Stadt verwendete.)

„Ja, die Wahrheit, die wir unter uns wieder anfrachten wollen, gehört einer glorwürdigen Vergangenheit an und wird auch in einer noch glänzenderen Zukunft leben. Sie ist mächtig genug, um durch sich selbst zu bestehen; denn seit achtzehn Jahrhunderten ist sie immer wieder aus den Trümmern hervorgegangen, unter denen sie Unglaube, Aberglaube und menschliche Leidenschaften zu begraben und zu erstickern suchten. In unsern Tagen zumal erhebt sie sich zum Erlaunen derer, die sie für immer todt und begraben wähnten, sie erhebt sich zu einem Leben, zu einer Allgemeinheit, Stärke und Wirksamkeit, die vielleicht nur in den Zeiten der Apostel zu finden war. Eine Menge untergeordneter Dinge können und müssen im Laufe der Jahrhunderte untergehen oder sich anders gestalten, die Wahrheit aber ist unwandelbar und unsterblich. Immer blieb sie dieselbe, im ersten, im sechzehnten und im neunzehnten Jahrhundert; sie wird dieselbe bleiben bis aus Ende der Welt. Sie ist zwar unabhängig von aller menschlichen Herrschaft, indessen wünschen wir doch, daß Sie Alle unsere Unternehmung mit wohlwollendem Interesse und mit Hoffnung betrachten mögen, denn wir stellen unsere neue Schule in den Schutze Gottes und der Freiheit unser Vaterlandes. Möge der ganze Segen dieser heiligen Wahrheit, der Einzelne und Völker beseligt, in höherem Maße Ihnen, meine Herren, und dem glücklichen Volke zu Theil werden, das ihr schon so viele Wohlthaten dankt. Die Mitglieber des Ausschusses der evangelischen Gesellschaft.“

Dieser Schrift, die auf den Staatsrath, die Syndiken und die Einwohner von Genf berechnet ist, ging eine andere zur Seite, worin sich die evangelische Gesellschaft an die Kirchen und Universitäten, dergleichen an alle treuen Anhänger der protestantischen Christenheit wendet und ankündigt, daß sie zum Vortrag der Theologie eine Schule gegründet habe, wozu sie die Studenten aller christlichen Konfessionen einlade. Ihre Grundsätze und die Ursachen dieser neuen Gründung werden weitläufig auseinandergesetzt.

Gegen diese beiden Schriften hat sich nun die jetzige faktisch herrschende Genfer Kirche erhoben und den Geistlichen, welche sie unterschrieben, den Prozeß gemacht. Der Pfarrer Gausser in Satigny verlor seine Stelle, den Pastoren Gailand und Merle aber, die keine eigenen Pfarren haben, wurde das Predigen in Genfer Kirchen und Kapellen untersagt. So erkannten die Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium, also eigentlich die Richter in eigener Sache, und der Staatsrath als Regierungsbehörde wird unstreitig ihr Urtheil bestätigen. Mehrere Geistliche dieser Partei schrieben gegen die Societé evangelique und ihren Entwurf. Erbe geistlich und auf gutes Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte gegründet ist Chenevrières Schrift über die Kir-

chenkonfessionen. Der Hauptpunkt, das Recht der fortwährenden Genfer Kirche, ist aber darin mit Stillschweigen übergegangen und keineswegs bewiesen. Alles Uebrige läßt sich auf wenige Sätze reduciren: man hält Kirchenkonfessionen für unzuverlässig und schädlich; deshalb glaubte die Genfer Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium keine Erklärung geben und kein Wort öffentlich sagen zu müssen, als sie seit einem Jahrhundert nach und nach immer mehr vom alten Protestantismus abging, von dem Protestantismus, wie er von Luther, Zwingli und Calvin ausgegangen und vom Volke angenommen worden; sie begnügte sich damit, über des Volkes höchstes Gut, seine Religion, mit der Regierungsbehörde zu verfahren und sich von dieser einseitige, negative Befehle geben zu lassen, welche die Religion in ihren Grundlagen umgestalteten, ohne vorher das Volk selbst oder seine Vertreter darüber gehört zu haben. Die Regierung mochte darin klug, weise und selbst wohlwollend handeln, um in dem kleinen Staat beständige Religionspaltungen und Trennungen zu vermeiden; rechtlich handelte sie aber gewiß nicht, und ihr damaliger Mißgriff trägt erst heute, nach mehr denn hundert Jahren, seine Früchte. Da der Protestantismus seiner Natur und Bestimmung nach fortschreitendes Präsen und Verbesserung in Sachen der Religion gebietet, so war dies auch der Genfer Geistlichkeit Gesetz. Indem sie aber darin, gewiß bona fide, zu weit ging und Hauptgrundlagen wegnahm, warf sie den vom Volke angenommenen Protestantismus über den Haufen und behielt nur einige seiner Lehren bei. So ist die Genfer Kirche nach und nach bedeutend von der alten Lehre abgewichen, sie ist eine ganz andere geworden; denn sie predigt und lehrt nicht mehr von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, der Erbsünde und der Gnadenwahl, dagegen desto mehr von Sittlichkeit, Toleranz, Duldsamkeit, Tugend, Sanftmuth und Liebe. Nun sagt diese auf neuem Grund fußende Genfer Geistlichkeit: „Viele von Kalvins Grundsätzen waren eng, hart, beschränkt und intolerant, wie sein persönlicher Charakter. Dadurch wird Servets Schwärmerthum begrifflich. Manche von Kalvins Grundsätzen, z. B. die Annahme der Dreieinigkeit, beruhten überdies auf Irrthümern und eingeschobenen Bibelstellen, die erst nach ihm als solche erkannt wurden. Wir besserten im Stillen an seinen Grundsätzen, ohne Lärm davon zu machen, ohne Spaltungen und Streitigkeiten zu erregen. Dies ist den Methodisten und den nahe mit ihnen verwandten evangelischen Genossen sehr zuwider; sie wünschen die alte kalvinische Strenge und Unbuddsamkeit und das hartnäckige Hängen an Religionsgrundsätzen zurück, wiewohl es nicht mehr in unsere Zeit und zu unsern Sitten paßt. Um Frieden und Eintracht in unserm kleinen Staat zu erhalten, haben wir das Predigen, Lehren und Streiten über trockene, schwindige Gegenstände von Kanzeln und Lehrstühlen ausgeschlossen und verboten. Dabei haben wir uns seit lange wohl befunden. Jetzt treten Männer auf, die es anders wollen und uns um ein paar Jahrhunderte zurückzuwerfen streben. Wir legen ihnen und ihrer neuen Schule nicht in den Weg, da volle Religionsfreiheit bei uns herrscht, haben aber als Compagnie des Pasteurs, wie eine Handels- oder Industriecompanie, das Recht, sie aus unserer Pastorengemeinschaft auszuschließen, da sie nicht mehr in unserm Sinn arbeiten wollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11:

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 31. J a n u a r 1832.

— Ein Protest ist

Der Nerven Spiel im Welte, wie ihr wißt.

Wieland.

Widerwillen der Römerinnen gegen Wohlgerüche.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen, welche dem Fremden, der längere Zeit in Rom verweilt, entgegen treten, eine Erscheinung, welche ihn auf mehr als eine Art in Verlegenheiten bringen kann, ist der Widerwillen des hiesigen weiblichen Geschlechts gegen Wohlgerüche. Eine Römerin wittert, ich weiß mich nicht besser auszudrücken, ein Monatstöbchen in einer Entfernung von sechszehn, zwanzig Schritten und bestimmt Forderungen, wenn es nicht sogleich fortgeschafft wird. Besonders empfindlich dagegen sind die Wöchnerinnen, welche, wie die hiesigen Aerzte allen Ernstes versichern, an einem, wenn auch nur fünf Minuten dauernden, Rosen- oder Weibengeruche sterben können. Letztern sind überhaupt alle starken Gerüche, wie zum Beispiele der von Leder, gebranntem Kaffee u. s. w. zuwider; wo eine Wöchnerin liegt, darf keine Kaffeeschale seinen Kaffee auf der Straße brennen. Man glaube nicht, daß dies Affectation sey; kein Weib auf Erden ist freier davon, als die Römerin. Dabei zeigt sich der sonderbare Umstand, daß ihnen natürliche animalische Gerüche jeder Art, selbst solche, welche von in Fäulniß gerathenen Gegenständen herrühren, keinen Widerwillen einflößen; eine Dame vom ersten Range, in deren Zimmer das ganze Jahr hindurch keine Blume kommen darf, wohnt in den heissen Sommermonaten über einer Fleischbude, ohne die Nase zu rümpfen; ja selbst der Geruch aus den Clo-

sen, bei langanhaltender trockener und heißer Bitterung, macht keinen Eindruck auf sie. Daß bei diesem Widerwillen gegen Blumen, welcher sogar einem großen Theile des männlichen Geschlechts eigen ist, die Kultur derselben vernachlässigt seyn müsse, ist leicht zu begreifen. Nicht allein werden keine Blumen in den Zimmern gezogen, sondern selbst die Gärten sind entblößt davon. Höchstens stößt man auf einige Geranien, oder auf solche Gewächse, welche einen säuerlichen Geruch haben. Eigentliche Blumengärten gibt es gar nicht; an diesen würde der Römer, der die Weite, das Freie liebt, schon ihrer notwendigen Beschränktheit wegen, keinen Gefallen finden können. Daher ist das Wort giardino, welches einen Blumengarten bedeutet, in der römischen Sprache so gut wie gar nicht vorhanden. Die übrigen eingezäunten Baum- oder Kuchengärten sind orti (Kuchengärten), vigno (Weinberge), und endlich villo (wenn sie klein sind, Gartenhäuser, wenn sie groß sind, Landhäuser). Die Kuchengärtner und Winzer, welche in Rom Leute ohne alle Erziehung sind, bekümmern sich um so weniger um die Kultur der Blumen, als sich kein Geld daraus lösen läßt; aber auch die römischen Willen dulden, ihrer Großartigkeit wegen, keine gelesenen Blumenparterre, wie man sie in den nordischen Ländern findet. Höchstens werden hier einzelne enorme Rundtheile mit bunten, geruchlosen Blumen in die Kreuz und Quere durcheinander besät und dann der Natur zur Wartung überlassen, ohne daß Jemand wieder eine Hand

daran legte. Desto eifriger zieht man das, was wir im Deutschen Orangerie (im Italienischen agrumi) nennen, das heißt die süße Orange, oder Apfelsine, (im Römischen portogallo) und die Citrone (limone); die eigentliche bittere Orange wird vernachlässigt, weil sie einen geringern Gewinn abwirft. Dem Dufte ihrer Blüten aber geht man aus dem Wege, als wären es Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe. Daß unter solchen Umständen auch wenig Parfümerie in Rom verbraucht wird, versteht sich von selbst; eine einzige Pariser *Petitmaitresse* bedarf deren in einem Tage mehr, als alle römischen Damen zusammengenommen das ganze Jahr hindurch. Was hier davon konsumirt wird, geht durch die Fremden ab; aber sonderbar ist, daß selbst diesen, so leidenschaftliche Liebhaber sie von Blumen und Wohlgerüchen seyn mögen, bei längerem Aufenthalte die Lust daran vergeht, wovon ich an mir selbst ein auffallendes Beispiel erlebe. Die Engländer allein parfümiren sich hier, was ihnen um so leichter wird, da sie meist unter sich leben und kein römisches Haus besuchen. Wo sich aber einer in einer hiesigen Familie sehen, oder vielmehr riechen läßt, da fliehen ihn die Damen. Vergebens schiebt sich ein solcher nach einer Geliebten um, und wären alle seine Taschen von Louisdors voll, keine Römerin greift hinein, wenn daneben ein Taschentuch mit kölnischem Wasser steckt. Ein Schauspielhaus, welches wie ein Parfümerielaboratorium rüchete, wie das italienische Theater zu Paris bei vorzüglich besuchten Vorstellungen, würde einer Römerin den Tod zuziehen.

Ich halte die hiesige Luft für sehr rein und im Allgemeinen gesund; Rom wird von drei Seiten von den Seewinden bestrichen und vor dem schädlichen Nordwinde durch die Apenninen geschützt; an eine verbreitete *Aria cattiva* glaube ich darum nicht, wohl aber scheint es, gegen die gangbare Meinung, gewiß, daß Rom, so wie mehr oder weniger ganz Italien, allen Brust- und Hämorrhoidalkranken ihr Grab bereitet. Das römische Klima ist Schuld an den vielen hiesigen Brustkrankheiten, besonders sind die nahgelegenen Berge verderblich. Auf den höchsten derselben, zum Beispiele auf *Rocca Priora*, sollen die Schwindelkranken in wenigen Wochen weggerafft werden. Trotz dem senden unwissende Aerzte jeden, der an einer Brustbeschwerde leidet, auf's Land, das heißt, nach einem der verschiedenen, auf dem albanischen Berge gelegenen Orte, nach *Albano*, *Frascati*, *Monte Porzio*, *Monte Compatri* u. s. w., und zwar, wie hier der Kunstausdruck heißt, *per motor aria*. Daß Kranken dieser Art die pontinischen Sümpfe besser bekommen würden, als die Bergluft, welche wohl zehrt, aber nicht ernährt, davon scheint Niemand einen Begriff zu haben. In der hiesigen reinen, elastischen Luft scheinen sich nun die Gase wirklich stärker zu verbreiten, als es in diesen,

verschiedenartig zusammengesetzten Luftschichten der Fall ist. Dieser Umstand scheint zur Entwicklung der *Idiosyncrasie* der hiesigen Weiber gegen Gerüche wenigstens mitzuwirken. Diese Erscheinung ist auch nicht allein auf Rom beschränkt, sondern beginnt schon in Oberitalien. Das erste Beispiel davon ist mir schon in Venedig aufgestoßen. Eine Frau, welche in demselben Hause mit mir wohnte, fiel in Ohnmacht. Ich eilte auf mein Zimmer, um kölnisches Wasser zu holen. Als ich zurückkam, war sie schon wieder zu sich gekommen. Trotz dem glaubte ich, ihr dasselbe nicht allein zu riechen geben, sondern sie auch damit besprengen zu müssen. Kaum war dieß geschehen, als sie von neuem ohnmächtig ward. Eben schickte sich ein halbes Duzend anderer Weiber, welche herbeigeeilt waren, an, über mich, den sie einen Mörder nannten, herzufallen, als das kölnische Wasser auch auf sie zu wirken begann und ich dadurch noch zu rechter Zeit ihren Händen entkam. Das Zimmer ward hernach mehrere Tage gelüftet, als wäre ein Pestkranker darin verstorben. Daß übrigens die Gerüche den Frauen mehr zuwider sind, als den Männern, ist bei ihrer reizbaren Organisation nicht zu verwundern, eben so wenig, daß besonders Wöchnerinnen den größten Widerwillen dagegen zeigen.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Obwohl das Feuer der Tiefen weniger wirksam schien in der Zeit, wo Humboldt gegenwärtig war, und das *Malpais* sowohl als der große Vulkan anfangen, sich mit Pflanzen zu bekleiden, so war die umgebende Luft dennoch durch Wirkung der kleinen, kegelförmigen Aufwürfe, der sogenannten *Defen* (*Hornitos*), in dem Grade erhitzt, daß, in beträchtlicher Entfernung vom Boden und im Schatten, das *Thermometer* auf 43° stieg. *Bullock* — welcher die Stelle mehrere Jahre nach Humboldt besuchte — fand die Temperatur der heißen Quellen sehr niedrig: eine naturgemäße Folge der allmählichen Abkühlung des tiefer gelegenen *Lavenlagers*.

Eine spätere Eruption hatte der *Jorullo* im Jahre 1819; sie war von heftigen Erdbeben begleitet. Allein leider befand sich seitdem kein europäischer Reisender an der Stelle. Die einzige bis jetzt bekannt gewordene Thatsache ist die auf *Guanajuato*, 140 englische Meilen vom *Jorullo* entfernt, gefallene Asche. Ihre Menge war so ungeheuer, daß sie 6" hoch in den Straßen lag. Der *Thurm* von *Guadalarara* stürzte bei der Erderschütterung ein u. s. w.

Besondere Auszeichnung ist der Insel *Java* schon

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Beschluss.)

Der alte und der neue Glaube.

Das Angeführte ist nun eben gerade der Punkt, über den gestritten wird. Hatte die von Calvin eingesetzte Compagnie des Pasteurs und die verwaltende Regierung das Recht, die feierlich vom Volk angenommene Reformation nach und nach zu untergraben, und einseitig in ein anderes, vom Volk nicht erkannt und angenommenes Glaubensbekenntnis übergeben zu lassen, ohne dies beim ersten Schritt offen zu erklären, auch das Predigen und Lehren in diesem Sinn zu unterlassen, bis das Volk in pleno oder in feierlicher Versammlung seiner Vertreter ihre Ansicht gebilligt und die neue Konfession angenommen, wie ehemals den Protestantismus? Gewiss, Geistliche und Regierung hatten das Recht nicht, denn der Glaube ist das heiligste Element eines Volkes, das seine Regierung und sein Pastorenverein einseitig zu ändern und ihm zu verfallener befugt ist, und über das bisher nur despotische Regierungen zu erkennen sich angemacht haben. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese unterlassene Frage auch Volk ein großer Mißgriff, ja ein Unrecht war, aus dem zum Theil unsere heutigen Uebelstände und Kirchenspaltungen hervorgehen, wie denn jedes Unrecht, wenn auch erst nach Jahrhunderten, seine bösen Früchte trägt. Im Jahr 1725 verordnete der Staatsrath als Regierungsbehörde auf einseitigen Antrag der Compagnie des Pasteurs, daß künftig nur religiöse Grundsätze von Kanzeln und Lehrstühlen vorgetragen werden sollten, die dem Evangelium nicht zuwider seyen, mit Weglassung alles Mystischen, Paradoxen und Controversen. Dies einzige Wort vernichtete mehrere Hauptgrundsätze der Reformation. Dieses leichte Abgehen von dem feierlich vom Volk angenommenen Glauben konnte aber durchaus nicht bloß von der Regierung und der Compagnie des Pasteurs beschlossen und befohlen werden, sondern mußte von einem freien Volksbeschluss ausgehen, sonst wäre es geistlichen und weltlichen Behörden, die sich verstehen, ein Leichtes, das Volk vom Katholicismus zum Protestantismus und umgekehrt überzuführen, und dann auf einmal dessen Uebergang mit all seinen Folgen zu behaupten. Hätte die besagte Compagnie im Anfang des vorigen Jahrhunderts frei und unumwunden erklärt: „Wir halten uns für verpflichtet, laut vor unsern Mitbürgern anzusprechen und nach unserm Gewissen zu versichern, daß mehrere Grundlehren der Reformation, die wir beschworen, unter andern diejenige über die Gottheit Christi, und nicht mehr zusagen und daß wir uns ein Bedenken daraus machen, sie ferner zu lehren und zu predigen; wir schlagen daher dem Volke vor, diese Lehren, die wir zu diesem Zweck genau bezeichnet haben, ganz fallen zu lassen und eine so veränderte Religion anzunehmen und in der fernigen zu machen;“ hätte die Compagnie so gesprochen, so wären zwar vielleicht heftige Religionsstreitigkeiten in Genf entstanden, sie hätte aber im Recht, offen und würdig gehandelt. Das Volk hätte gewußt, woran es war, es hätte in die neuen Religionsgrundsätze eingehen oder sie verwerfen können, und in diesem Fall wären andere Pastoren gewählt worden. Dies wollten aber wahrscheinlich gerade die Letztern nicht, weil ihnen ihre Stellen, deren Einfluß und ihre gesellschaftliche Stellung lieb waren, und darum zogen sie Stillstehenden in einer Angelegenheit vor, wo lautes Reden ihre Pflicht gewesen wäre.

Wenn ich aber in dieser Hinsicht das Benehmen der Compagnie des Pasteurs und der Regierung, ihr Hinüberweilen des Volkes von angenommenen religiösen Grundsätzen zu nicht angenommenen keineswegs billige, so kann ich doch

diese neuen Grundsätze selbst, so wie überhaupt das Dogma, den Geist und das Streben der heutigen Genfer Kirche nicht tadeln. Ich glaube im Gegentheil, sie sind des wahren Christenthums ganz würdig. Auch ich glaube, daß Luther, Zwingli und Calvins Reformation allzuviel Verdienstes von diesen Reformatoren an sich hatte und daß sie auf halbem Weg stehen bleiben mußte, weil die Menschen, zu denen sie sprachen, und die bürgerliche Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts für mehr noch nicht reif waren. Ich glaube auch, daß es in der Natur, im Geist und im Zweck des Protestantismus liegt, immerfort zu denken, zu prüfen, zu untersuchen, zu folgen und zu protestiren, wo ächte Philosophie (nicht die der Condillac, Helvetius, Voltaire und der Encyclopädisten), ächte Moral und ächte Gottesverehrung dem bisher angenommenen kirchlichen Grundsätzen widersprechen. Ich glaube, daß die heutige Genfer Kirche — besonders seit Eneviers auf gründliches Studium der Kirchen, und Dogmengeschichte, gesunde Philosophie und tüchtige Logik gegründeten Schriften — in dieser Beziehung einen sehr dankenswerthen Schritt gethan hat, daß aber noch lange nicht Alles geschehen ist, so lange die großen, engen, menschlichen, der Gottheit ganz unwürdigen Ideen von irdischer Hobeit, Jorn, Raube, oder von der Nothwendigkeit einer Harsprache, Protection u. s. w. bestehen, womit wir den großen, reinen und erhabenen Geist auf unsere kleine, armselige und schmutzige Erde herabzuliehn bemüht sind. Diese Reinlauna ist unsterblich das Streben der heutigen Genfer Kirche und Academie.

Auf der andern Seite ist es gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen der Societé évangélique, eine neue theologische Schule auf breiter, wissenschaftlicher Basis zu gründen, die bisher der Academie ganz fehlte. Ihr ruhendes Vertrauen auf Gott wird dabei nicht zu Schwanden werden, sondern gewiß gute Früchte tragen. Wir fürchten dabei keine von den übeln Folgen, vor denen die geistlichen Gegner dieses Weges so ängstlich warnen. In Genf, diesem geistigen Licht- und Wärmepunkt, kann kein calvinistisches Eifer mit seinen Verfolgungen und Scheiterhaufen mehr aufkommen. Wollte die neue Gemeinde und Schule einen solchen Weg einschlagen und verfolgen, so ednnte sie nicht lange bestehen und müßte sich von den reformirten Kirchen Deutschlands, Englands und Americas wieder trennen, die ihr zu ihrem Aufkommen so nöthig sind und an die sie sich jetzt so innig anschließt, denn sie würden sich bald von einer solchen Schwärze losfagen. Der herangerückte Zustand der heutigen Gesellschaft erlaubt keinen Rückschritt dieser Art. Von solcher unbegründeten Besorgniß nehmen die entgegengesetzten Schriftsteller ganz, besonders der Genfer Protestant und das Journal de Genève, das Recht her, die Methodistten und die ihnen nahe verwandten Evangelisten mit schwarzen, unartigen und harten Worten anzureden. Dies ist nun so unpassender, da alle öffentlichen Aeußerungen der kirchlichen Opposition sehr mäßig und besonnen abgefaßt sind, wie auch obige Urtheilungen beweisen.

Aussingung des Rathfels in Nr. 24:

Jungfruliche Würde, sie ist der Dorn,

Der meine Blume beschädet,

Es ist in dem Quat der edle Jorn,

Der Salsaten entgegenblühet;

Der süße Duft ist die Lieblichkeit,

Der süße Staub die Bescheidenheit,

Und die Blume: die blühende Jungfrau.

J. G. W.

Beilage: Monatsregister Januar.

M o d e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 1 . F e b r u a r 1 8 3 2 .

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.

Horat.

D i e M u s i k e r .

Wer ist jener Fashionable mit hierlich frisirtem Lockenkopfe, dessen Eleganz männiglich bewundert? Sein, aus den Händen des ersten aller Pariser Kleiderkünstler hervorgegangener Frack wird in Schallt und Farbe zum Muster dienen; ein solcher Frack per excellens verdient die Ehre, lithographirt, in Kupfer gestochen zu werden; er muß im Modejournal paradiern. Das weit ausgeschuittene Ailet läßt einen blendend weißen, mit höchster Sorgfalt gefältelten und gestrißten Battist sehen. Auf diesem, von goldgefaßten Rubin- und Saphirgraffen glänzenden, Plamenpanzer kreuzt sich die goldene Uhrkette mit dem Lorymonbande. Die Cravatte ist ein wahres Meisterwerk der Kunst; zehn, funfzehn, vielleicht zwanzig Moussetücher wurden zusammengelegt, zerstückert, der Wäscherin zugegeschickt, bis endlich diese Schleife, deren hohen Werth und Kunstvollendung nur Kenner zu würdigen wissen, gelang. Ein Kaster von der allerfeinsten Sorte, durchbrochene Seidenstrümpfe, knapp anliegende, gleich englischem Stahle leuchtende Schuhe, bey Schnee zu Weiße überbietende Handschuhe, ein goldbeschlagenes Erbschen machen die Toilette unsers Dandy vollständig. Sein Kinn ist zwar nur halb rasirt, mit wie vieler Kunst sind aber die stehengebliebenen Haare berechnet, wie glatt, gleichsam polirt sind die rasirten Stellen! Welch materiellen Kontrast bilden dieser, von einem Ohr zum andern in Form eines Hufeisens hinstreichende Bart, und das

Schnurrbärtchen, dessen Conturen duftende Wachs festhält! Welch meisterlich berechnete Harmonie der Farben in den verschiedenen Elementen dieser Toilette! Diese blendendweißen Pantalons, diese Schuhe, deren äußerster Rand sogar seinen Glanz behalten, bezeugen, daß unser Dandy nicht zu Fuße geht und ein rasches Fuhrwerk ihn vom Café de Paris nach dem Foyer des Italiens gebracht hat, obgleich beide Versammlungsorte der eleganten Welt kaum hundert Schritte auseinander liegen. Wer ist dieser Raffiné, dieser Petitmaitre, dieser Musladin, dieser Incroyable, dieser Merveilleux, dieser Fashionable, dieser Dandy? Ein Künstler, ein Musiker.

So kleinliche Sorgfalt, solche Recherche in der Toilette würde bei einem vernünftigen Manne, einem Manne von Geist, lächerlich scheinen; einem Artisten vergeht man, wie einer reizenden Dame, diese Marotte, diese Schwäche. Daß Leute, deren Geschäft im Singen und Singenlassen, in Malen, Versen oder Prosa-Schreiben besteht, einer solchen faden Roquetterie fröhnen, findet man natürlich.

Wer ist jener sonderbare Mensch mit so vernachlässigtem Aeußern? Seine Wäsche ist ziemlich rein, sein Ailet aber schmutzig, und seit wenigstens vier Tagen hat kein Schermesser sein Kinn berührt. Sein Hemd zieren keine Goldknöpfe; wozu? er läßt es ja nicht sehen. Sein schwarzes Halstuch ist ganz einfach geschlungen und wie ein Strick um den Hals zusammengebredt. Bis zum Kinn hinauf mit Roth bespritzt, sollte er in einen Winkel

des Parterres sich verstecken; aber nein, er ergeht sich mitten unter einem eleganten, Wohlgerüche duftenden Schwarme; seine plumpen Hufeisenstiefeln ruiniren die rothen Teppiche auf den Treppen und in den Corridors des Favarttheaters; man könnte seine Tritte darauf zählen. Der Regen hat ihn durchnäßt, sein Hut hängt schlapp herab, noch glänzen die Tropfen auf seinem Sammitragen. Man deutet mit Fingern auf ihn, was kühnert's ihn? Der Schnitt seines Fracks schreibt sich von zwei Jahren her, er ist abgetragen, aber sein Inhaber zieht ihn dem elegantesten Kleide vor. Dieß Stolz seiner Garderobe dereinstens wechseln zu müssen, ist ein lächerlicher Gedanke für ihn. Er ist nicht geizig, und seine Umstände würden eine solche Ausgabe sehr wohl erlauben, er möchte aber immer nur alte Kleider tragen. Seine Haltung ist aber anständig; er hat in der galanten Welt geglänzt und ihr noch keineswegs entsagt. Seine Handschuhe, das beste Mittel, sie nicht zu zerreißen, trägt er in der Tasche. Er könnte einen Stock sich zulegen, dieß unnütze Möbel aber hindert bei jedem Schritte. Obgleich unsers Mannes Toilette immer schlecht im Staube, oder schlecht gewählt ist, sieht man ihn doch nie im Ueberrode; dieß Kostüme scheint ihm zu sehr Negligé und hindert im Gehen. Wer ist dieser Müßtre, dieser ungelehrte Vär? Ein Künstler, ein Musiker.

Solche Vernachlässigung, solche gänzliche Nichtbeachtung des Anstandes könnte an einem, durch sein Geschäft in die glänzendsten musikalischen Circle der Hauptstadt berufenen Manne in der That lächerlich erscheinen; aber nein, es ist ein Künstler, dieß Wort entwaффnet die Kritik. Die wenige Sorgfalt in seinem Anzuge erscheint als notwendige Folge der Wichtigkeit und Menge seiner Beschäftigungen. Er ist zerstreut, sorglos — ganz natürlich; ist nicht rafft — je nun, er arbeitete gerade an einem Finale, einer Cavatine. Er ist beschmüzt — wahrscheinlich geht er zu Fuße, um seiner vollen Freiheit zu genießen, seinen Ideen nachhängen zu können. Im Gehen spinnt sich gar Manches aus, blizt mancher glückliche Gedanke auf. Es ist ein Künstler, dieß Wort entschuldigt Alles, selbst das kaum zu Entschuldigende.

Der Künstler beantwortet keinen Brief, erwiedert keinen Besuch, erscheint bei großen Dinners erst eine halbe Stunde, nachdem servirt ist. Ein anderes Mal nimmt er eine Soirée an, bleibt aber aus. Solche Unhöflichkeit würde bei jedem Andern auffallen und gerügt werden, Künstlern verzeiht man sie. Er ist thätig, voll Ehrgeiz, somit ist Müßiggang seine Sache nicht; man belst ihn aber die Laune an, acht Tage einmal zu saulenzien, wenn man ihm eine Landpartie vorschlägt; sogleich darauf einzugehen, einen Monat auszubleiben, so wird gegen eine solche Escapade Niemand etwas einwenden. Er kann ja auf dem Lande seine Muse nähren; beschäf-

tigte er sich aber auch nur mit Vogelfang, seine Zeit wäre darum doch nicht verloren. Er rastet aus, schöpft Lust und läßt seine Geistesparnisse später wüthern. An den glänzendsten, angenehmsten, genussreichsten Circeln nimmt er Theil, ohne den damit verknüpften Verpflichtungen sich unterworfen zu sehen; in allen Schauspielen, Konzerten erwartet ihn sein Platz; er bezahlt ihn lediglich mit der Gunst seiner Gegenwart. Er ist allenthalben gesucht, gefeiert, nimmt eine Einladung an, wie man eine Gnade bewilligt, genießt alle Vorzüge eines großen Vermögens, ohne mit seinem Verwalter rechnen zu müssen; er wird auf zwanzig Schlösser gebeten, gleich den Troubadours der Vorzeit von den reizendsten Damen mit dem zartesten Wohlwollen behandelt, und so läßt der Künstler sich gehen, überläßt sich dem Ströme, und ist an das Annehmen dermaßen gewöhnt, daß er Alles annimmt — selbst das Ehrenkreuz.

Was gleicht dem Glück, Künstler zu seyn, ohne dabei zu verhungern; als Künstler ein anständiges Vermögen zu besitzen, seine Töchter anständig ausstatten zu können! Ein glänzendes Vermögen, das der Seligenbogen oder die Feder und erworben — eine solche Wonne muß zu Großem, Erhabenem begeistern. Indessen ist sie nur der kleinsten Zahl beschieden; doch dieß ist in der Ordnung: jene Auserwählten sind der Gipfel der Pyramide. Haben die Librettoschmiede, die Partiturenfabrikanten auch nur Scribe und Rossini im Auge, diese einzigen Beispiele allein reichen hin, beide Banden bei gutem Muthe zu erhalten. Sie sehen einen Glücklichen auf der Spitze des Klettermastes, wie er oben auf dem Ringe behaglich rastet, die Kränze sich zueignet, sich damit schmückt, die gewürzten Würste mit Behagen verzehrt, der Flasche nach Belieben zuspricht. Er schwebt dort oben, ist aber auch nicht aus den Wolken gefallen; dorthin zu gelangen, ist doch möglich. Also frisch an den Mast hinan! ohne Kräfte und Geistesgaben zu prüfen. Nach einigen Anstrengungen macht die Mehrzahl Halt, andere behaupten sich in den Mittelregionen; einige, bei denen Gaben und Ehrgeiz in Mißverhältnis stehen, streben zu hoch hinauf, stürzen aber dermaßen herb herab, daß sie den Hals brechen; der Gipfel bleibt immer wie bisher besetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Das Innere des bewährigen Landes Java, von dessen östlichem Ende gegen Westen, so weit geognostische Untersuchungen reichen, ist vorherrschend basaltisch. Ein Streifen von Fluthland, Java der Breite nach durchzie-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

daß die Masse weich gewesen, als sie emporgetrieben wurde.

Auf Lerneate hatte eine ähnliche Thatsache statt. Wenn auch hier vermist man genaue Angabe der Zeit. Der Vulkan dieses Eilandes war ehemals sehr thätig; namentlich im siebzehnten Jahrhundert hatte derselbe vier Eruptionen. Die gehobene basaltische Masse, am Abhange eines Berges, der die Küste begrenzt, hervorgezogen, war im Umfange größer, als die von Banda.

Die Azoren, dem Geologen besonders merkwürdig, da sie viele Beweise einer verhältnißmäßig neuen Bildung gewähren und der gewaltsamen und furchtbaren Wirkung vulkanischer Kräfte, sind zugleich sehr bekannt durch Hebungen, welche zu wiederholten Malen im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eintraten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

Das geistliche Leben seit der französischen Revolution

Die Zitterereignisse haben voriges Jahr das gesellschaftliche Leben gewaltig gestört, und wenn wir es unternehmen, von diesen Störungen etwas näher zu sprechen, so geschieht es eigentlich nur, um damit den Versuch zu machen, die Verhältnisse darzustellen, wie sie sich, abgesehen von ihrem politischen Ursprunge, gestalteten. Schon im Spätberst 1830 war die Rückwirkung der großen französischen Volksbewegungen auch in der Schweiz merkbar. Während sonst gewöhnlich noch im August alle Bäder und Kurorte überfüllt sind von Fremden und Einheimischen, hatten die Ereignisse schon damals bedeutende Lücken veranlaßt. Die schweizerische Musikgesellschaft ward nur noch aus der Nähe ihres freundlichen Versammlungsortes (Winterthur im Kanton Zürich) zahlreich besucht, und die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche, wenn sie schon in der Reihenfolge die letzte der jährlichen Vereinigungen ist, dennoch gewöhnlich sehr zahlreich besucht wird, weil sie das Müßliche mit dem Angenehmen eines solchen Vereins verbindet, diese zahlte, trotz ihres reizenden Versammlungsortes (Lausanne), kein Duzend Mitglieder aus der östlichen Schweiz, und nur die Mitglieder von Lausanne und Genf selbst füllten die Zimmer, wo man sich vereinigte. Nach dem September folgen sonst, besonders wenn eine ergiebige, oder wenigstens in Hinsicht auf Qualität gute Weinlese vorausgesehen ist, gewöhnlich noch viele fröhliche Tage und Volksbelustigungen mancher Art in mehreren Kantonen. Allein das Jahr 1830 stürzte auch diesen Genuß, und der Landmann entschädigte sich an manchem Orte für die schlechte Weinlese durch ein eifriges Nachforschen nach den politischen Rechten und Freiheiten, die ihm, gleich den Städtern, die sie sorgsam und oft eifersüchtig für sich bewahrten, gehörten, und so wurden die Trauben nicht nur für diejenigen, welche der Himmel durch trübes Wetter getäuscht hatte, sondern auch für Manche, welche sie nicht im eigenen Weinberge suchten, ziemlich sener. Anstatt Volksfesten und Volksspielen sah man überall Volksberatungen und Volksversammlungen, oft ernst und drohend, oft lärmend und unheimlich, doch meistens gut geleitet von wackeren Männern, die das große Gebot der Mäßigung und Gerechtigkeit als die Richtschnur des Handelns festzuhalten verstanden. Diese

Tage, die mit gerechtem Stolz von dem schweizerischen Landmann als die Tage der Wiedergeburt seiner wahren Freiheit bezeichnet werden, gingen glücklich vorüber, ohne einen Kampf zu veranlassen; aber dennoch schlugen sie tiefe Wunden, die nur langsam sich heilen lassen, und der Versuch, sie schnell zu heilen, oder gar sie durch gewaltsame Mittel zu vernarben, dürfte überall nur unglückliche Folgen haben. Lassen wir der Zeit auch ihre Rechte; sie wird uns schneller gewähren, als wir befürchten. — So traten wir mit trübem Aussehen im das Jahr 1831, und wahrlich, wenn diesem Jahre auch die Krone der Weisheit gebührt für alle Verbesserungen in politischer und bürgerlicher Bezeichnung, so ist doch sein Lob, was die gemeinen Freuden des Lebens betrifft, etwas klein. Wir sind weit entfernt davon, in das Geschrei der entarteten Abwärt: panem et circenses! einzustimmen, und unser Volk freut sich allgemein dessen, was ihm geworden ist: nämlich des Genußes der Freiheit, die ihm, undegreiflich genug, so lange vorenthalten werden konnte; allein etwas von jenem egyptischen Fleischaßpfein wünscht sich doch gewöhnlich selbst der feste Republikaner im Stillen, und brachte sie das Jahr 1831 nicht, so hoffen wir auf das Jahr 1832.

Im Jahr 1831 folgten zuerst die politischen Beratungen, dann die Wahlen neuer Regierungen, und mit diesen letztern die Hauptführung aller gewöhnlichen Verbindnisse. Die ersten Folgen davon bemerkte man bald in der beständigen, leidenschaftlichen Sprache der Tagesblätter, dann aber in dem allmählichen Zurückziehen Einzelner von öffentlichen Gesellschaften und Vereinen. Im Winter waren Anfangs noch wenigstens die Konzerte ziemlich stark besucht. Besonders in dem der Tonkunst so holden Zürich waren diese nicht minder ausgezeichnet als in andern Jahren. Ball und Schauspiel waren weniger bedeutend. Letzteres verdient auch, mit Ausnahme vorübergehender Besuche berühmter Pariser Schauspieler in Genf und Lausanne, kaum je eine Erwähnung. Bald aber nahmen die Winterbelustigungen ein Ende, und der Frühling brachte für die ganze Schweiz durch den höchst unerwarteten Todesfall eines Mannes, der nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Gelehrter eine der bedeutendsten Stellen eingenommen hatte, ein schmerzliches Trauerfest. Der Tod Usteri's war aber auch für das gesellschaftliche Leben ein großer Verlust, denn mit Recht konnte man ihn als die Seele der bedeutendsten Vereine (vornämlich der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft) ansehen. *)

Auf den stürmischen Frühling folgte ein unfreundlicher Sommer. Von den schweizerischen Vereinen versammelte sich einzig die so genannte helvetische Gesellschaft in Schinznacht, die, von Iselin, Baltasar, Hirzel und andern Schweizern gestiftet, stets noch fortlebt, obwohl der Geist des Vereins sehr gewechselt hat. Ihr diesjähriger Präsident, Doctor Casimir Pfister von Luzern, sprach erhebende Worte über die Fortschritte der Zeit und die mögliche und notwendige Ausbildung des Schweizerbundes. Wir setzen nichts hinzu als den herzlichsten Wunsch, daß die schönen Hoffnungen des edeln Eidgenossen in Erfüllung gehen möchten. Alle übrigen Gesellschaften kündigten eine nach der andern öffentlich an, daß sie sich in diesem Jahr nicht versammeln können. Wir wollen hoffen, die Vertagung dieser Zusammenkünfte sey wirklich nur für ein Jahr ausgesprochen worden.

(Der Beschluß folgt.)

*) So viel mir bekannt ist, war der Selbige auch ein Kolleger, kaum zu ersehender Korrespondent des Morgenblatts.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Februar 1832.

Nach dem Blitze deiner Locken
Führt mein Lieb als Kugelmantel-

Platen.

M a t h i l d e.

Wo wirbelnd sich im Tanze
Die schlanken Kläder drehn,
Und hinter Demantglanze
Geschwellte Haare wehn;

Such' ich Dich dort, Mathilde,
Wiegst dort Dein Köpfchen sich,
Dem Sommers im Gefilde
Der Uebren Schimmer wick?

Nein, Du bist nicht zu schauen,
Du weilst im Kämmerlein,
Fern von den schönen Frauen
Und von der Kerze Schein.

Du kammtest alle Locken
Dir von der Stirne klar,
Und pfücktest weiche Flocken
Aus deinem Seidenhaar.

Du ließt, die gelben Schlingen,
So licht wie Glachsgeplunzt,
Zur Trödelbank zu bringen;
Nahmst klingenden Gewinnst.

Der Flucht im Ehrenrocke
Gedenk, der Volensucht,
Trugst Du zum Opferstocke
Der Demuth Silberfrucht.

Nun stühest in der Kammer
Dein unbelocktes Haupt: —
Wird Alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Doch freut sich Deiner Milde
Gewiß ein düst'rer Held;
Dein Scherkein, o Mathilde,
Wirkt nicht, wie köhles Geld.

Sein warmer Glanz blüht heiter
In der Verzweiflung Nacht,
Daß vor dem ernsten Streiter
Die Hoffnung plötzlich lacht.

Sie steht in goldnen Locken
Dann wohl vor seinem Geist,
Und er hört, froh erschrocken,
Was ihm ihr Mund verbeißt.

Gustav Schwab.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Beschluß.)

Das Eiland San Miguel, in dessen Nähe solche Ereignisse vorzüglich stattgehabt, mit seinen vielen Kegelnbergen, mit den unlängbaren Kratern erloschener Vulkane, deren Größe zum Theil überraschend gefunden wird, verdient besonders unsere Beachtung. Prachtvolle, mauernähnliche Abstriche erleichtern, wie wir durch Webster wissen, nach allen Seiten die Erforschung der geognostischen Zusammensetzung. L. v. Buchs Vermuthung zu Folge, ist die ganze Insel eine Spalte, durch welche hindurch und über welcher trachytische Felsarten zu Obsidian und Bimsstein umgewandelt worden, und von der Basaltgebilde, noch unter dem Meere, die Ränder ausmachen.

Unsern Punta de Saba (Punta Delgada), der Hauptstadt des Eilandes, sieht man eine blaue Lava, aus Feldspath und Augit in ungefähr gleichen Verhältnissen bestehend. Zahllose kleine Olivinkörner erscheinen durch das Ganze der Masse eingesprengt; alle sehr frisch und ungemischt glänzend. Gegen die Tiefe wird die Lava porös, und nach und nach nehmen die Blasenräume an Menge zu, so daß das Gestein, welches nach der Oberfläche hin mehr dicht und basaltisch ist, allmählich sich eine andere Beschaffenheit aneignet.

Wahrscheinlich gehört diese Lava einem besondern Ströme an; denn die nachbarlichen Gesteine weichen sehr in ihren Merkmalen ab; allein die Begrenzung ist nicht deutlich und durch Trümmerhaufwerke meist verhält. In andern Theilen von San Miguel findet man Laven, der beschriebenen sehr ähnlich, die unzweifelhafte Ströme bilden. — Die Kette von Bergen, welche das Eiland durchzieht, endigt gegen N.W. in einem Krater von ungeheurer Größe. Der Berg, den Krater umschließend, zeigt sich begrenzt von Hügeln, die vielen Bimsstein aufzuweisen haben. Das herrschende Gestein ist Trachyt; übrigens kommen auch basaltische Laven vor. Den Fuß des Pico de Fogo, eines der interessantesten Kegelnberge, umgibt ein Haufwerk schwammiger Schladen von dunkelrother Farbe, untermengt mit Trümmern dichter basaltischer Lava, die ausgezeichnete Krystalle von Olivin und Augit enthält. An der östlichen Bergseite werden sichtbare Spuren von Ausbrüchen getroffen und mehrere Lavenströme, die, frei von allem Pflanzenwachsthum und durch ihre Schwärze sehr kenntlich, sich auf weite Erstreckung verfolgen lassen, ohne daß die Krater auszumitteln wären, welche sie ergossen. Der Vulkan hatte zwischen 1718 und 1720 einige Eruptionen.

Was nun die Hebungen betrifft, von denen bereits die Rede war und die unser Eiland, oder vielmehr seine nächste Umgebung besonders wichtig machen, so hatte 1638 ein Ausbruch im Meere statt, der eine Insel von nicht un-

beträchtlicher Längenerstreckung und angeblich 360 Fuß hoch auftrieb, die jedoch später wieder verschwand. Im Jahre 1720 trat zwischen San Miguel und Terceira ein neues Eiland aus dem Meere, das aber allmählich wieder versank, so daß sich dasselbe schon 1723 dem Auge gänzlich entzogen hatte. Eine andere submarine Eruption ereignete sich 1811. Hestige Erschütterungen der Erde gingen der Katastrophe voran. Der Meeresboden wurde an zwei verschiedenen Stellen erhoben, deren eine die nämliche war, wo im Jahre 1638 der Ausbruch gewesen. Am westlichen Ende von San Miguel brach der Boden auf; gewaltige Rauchmassen entstiegen dem Meere; Steine, Asche und Wasser wurden emporgeschleudert; später erschien ein Fels über dem Meerespiegel, der nach und nach zur Insel anwuchs, welche in ihrer Mitte einen Krater hatte. Allein auch dieses Eiland, dem man den Namen Sabrina beigelegt, verschlang in der Folge die Wasser, wieder. Die Erhebungen hinterließen sonach keine bleibenden Spuren, aus denen sich der Beweis ergäbe, daß die Masse basaltischer Natur gewesen; nach den ähnlichen Vorgängen bei Banda und Ternate ist solches jedoch keineswegs unwahrscheinlich.

Die denkwürdigen Katastrophen auf Lancerote (Lanzarote) aus den Jahren 1730 und 1824 gehören ebenfalls hierher. Die Eruption von 1730 war sehr zerstörend für einen großen Theil des Eilandes. L. v. Buch verdanken wir die Schilderung des höchst bedeutenden Phänomens. Der gewaltige Ausbruch begann — wie handschriftliche Berichte eines Augenzeugen aussagen, die man zu St. Cruz auf Teneriffa bewahrt — am 1ten Sept. 1730. Die damit verbundenen Erscheinungen, und jene, welche sich der Eruption anreiheten, erreichten erst am 16ten April 1737 ihr Ende. Die Erde brach auf; Berge, mitunter von beträchtlicher Höhe, sah man emportreiben; viele derselben stehen noch, andere stürzten, unter beständigem Krachen, in ihren eigenen Kratern zusammen. Ausströmungen dicker Rauchwolken, Dämpfe, die zuweilen weiß gefärbt waren, so wie scheinbare Flammenausbrüche, begleitet von glänzenden Blitzen, hatten statt. Es öffneten sich Schlünde, die mächtige Lavenströme ergossen. Lapilli, Sand und Asche wurden in unglaublicher Menge, unter donnerähnlichen Schlägen, umhergestreut. Fische schwammen, in nicht zu beschreibender Häufigkeit, auf der Oberfläche des nahen Meeres, oder wurden sterbend ans Ufer geworfen. Aus der Mitte des Oceans brachen Flammen hervor, von furchtbaren Detonationen begleitet u. s. w. Ein Raum von mehr als drei Quadratmeilen wurde gleichförmig bis zum Meere mit schwarzer Lava bedeckt. — Hohe Kegelnberge, von unten bis oben aus lockern Lapillstücken zusammengesetzt, reihen sich an einander. Sie folgen ziemlich regelrecht der Richtung aus O. gegen W. Unweit Porto di Raos verliert sich ein gewaltiger Laven-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Caillé, im Rauberlike produzierten Wannen, so erleichtern kleine Einkünfte ihre peinliche Lage. Sie ertheilen zu zehn, zu zwanzig Sous die Stunde, Unterricht, spielen bei Soirées d'amateurs, copiren Noten, und bald richten diese kleinen Einnahmen, mit seltener Sparsamkeit eingetheilt, die vertrocknende Pflanze wieder auf und entlocken ihr anmuthige Blüten. Schwarzer Frank und gleiche Pantalons, glänzender Hut, nette Fußbekleidung — unser Vogel ist in seinen Federn. Der reingewaschene Schornsteinfeger bleibt ein Mensch wie alle andern; die ausdrucksvollen Züge des jungen Künstlers aber gewinnen sofort eine höchst anmuthige Lebendigkeit, einen Ausdruck der behaglichsten Zufriedenheit. Fünfzehn, zwanzig reichliche Diners verleihen seinen Wangen die alte Blüthe. Unserd jungen Virtuosen Babu ist gebrochen; allmählig sehen wir ihn zum ersten Range sich emporheben. Von den Nouveautés gelangt er zur Opera comique, von Favart zur Akademie royale, und wird dem musikalischen Generalstabe zugetheilt. Endlich trägt er in großen Circeln Konzerte vor; ist er gar Sänger oder Pianist, so verfolgt er eine noch glänzendere Bahn, und bald wird er von seinen Gütern und Holzschlägen, seinen Diamanten und Equipagen, seinen Pferden und Hundekoppeln zu erzählen haben.

Die Morgenröthe einer *Prima donna* ist noch weit anziehender, die Phasen ihrer Schicksalsbahn sind noch vielgestaltiger. Die Tochter einer Logenschleiferin, eines Barocks, eines Bänkelsängers wird in eine Solfeggioklasse aufgenommen, und hat, als kleines Mädchen, noch weit mehr als ihre kleinen männlichen Unglücksgefährten zu dulden, deren Jammer wir eben geschildert. Sie ist arm, wie jene, es besetzt sie aber auch der gleiche Kuth. So entringen sich Pflanzen dem kalten Felsen oder dem Eise des Fels; vom Sturme vergebens umbraust, troden sie jeglicher Unbill der Witterung, dem raubesten Himmelsstrieche. Wie wenig der gegen das Elend mit Seelenkraft Kämpfende zum Leben bedürfe, vermag sich der Reiche gar nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

(Beschluss.)

Das gefällige Leben seit der französischen Revolution.

An den Kurorten und in den verschiedenen Bädern sammelten sich allmählig die Kranken, zuerst wenig zahlreich, dann plötzlich in großer Menge, freilich an den meisten Orten nur für sehr kurze Zeit. Die Gesellschaft war beluab nirgend froh gestimmt, oder blieb es wenigstens nicht lange. Im Bade Schinznach, Kanton Aargau, war große Gesellschaft, ziemlich reize Absonderung, wie gewöhnlich, nach Stand und außergewöhnlich nach Meinung. Eben so trüblich und eben so zahlreich waren die Gäste im Bade Pessen.

Kanton St. Gallen. Im Urnigel. Kanton Bern, war die Absonderung des Patriats, besonders einem berühmten Schwelzer gegenüber, ebenso auffallend. Madame Etiquette führte hier das Regiment. An den Kurorten von Gais und im Heintzschbad, Kanton Appenzell, so wie auf dem Rigi standen sich in der Gesellschaft oft auch feindselige Parteien gegenüber. Doch hatten offenbar freisinnige Gesichter hier ungehinderten Zutritt, ja es schien sogar auf dem Rigi ein Verdacht geworfen werden zu wollen, als sey dort eine Carbonatverschöderung eingeleitet worden. Allein am Ende stürzte es sich auf, daß hier auf dem hohen Berge nur ein gefährlicher Heerdstier gewesen war, und sonst nur sehr ungeschädliche Wesen ein ziemlich vergnügtes Leben geführt hatten. Uebrigens geben hier neben den Kurorten eine solche Menge von einheimischen und fremden Reisenden vorüber, daß dieser Aufenthalt das lustige Schauspiel einer fortwährenden, sehr abwechselnden *Laterna magica* darbietet. Der fremden Reisenden gab es freilich dieses Jahr wenig; desto regsam war der Schwelzer, obgleich auch er seinen Spleen überall mitbrachte, und nicht selten hörte man in allen Bädern und an allen Kurorten den reichen Stadtbäcker über die Bäcker Landleute klagen, daß sich solche nicht fügen wollen, weil auch sie sich den Städtern gleich edelgeboren glauben. Andere Kurorte, deren es noch eine große Menge in der Schweiz gibt, waren wenig besucht oder schnell wieder verlassen; so der herrliche Weissensstein, Kanton Solothurn, wo schon Mitte Augusts alle Zimmer leer standen, das freundliche Rapperschwell, Kanton St. Gallen; auch im schönen Berner Oberlande war es sehr leer in Vergleichung mit andern Jahren. In den Bergen war übrigens das Reisen dieses Jahr nicht ohne Gefahr, denn oft plötzlich verweirten Gewitter Weg und Steg, und besonders im Kanton Unterwalden, im Thal von Engelberg und im Kanton Uri war der Schade so bedeutend, daß in der ganzen Schweiz, wo nicht eigene Noth drückte, Kollekten für die Verunglückten veranstaltet wurden. So nahte der Herbst, und mit ihm schien abermals eine trübe Zeit eintreten zu wollen, als plötzlich die Sonne wieder ihre Rechte vindicirte und von Ende Septembers bis Anfang Novembers und den ganzen Monat Oktober hindurch die Erde wieder freundlich anlächelte. Doch war es schon zu spät, um noch die Weinlese zu einer erfreulichen zu machen; hingegen begrüßten sich noch, besonders in den Gegenden, wo die Sängervereine blühen, wie dies vorzüglich in Nidgell's Heimath der Fall ist, kleine Vereine hier und da. Eine ehrenvolle Auszeichnung unter solchen Zusammenkünften verdient das Erinnerungsfest auf dem Schlachtfelde von Cappel, den 11. October 1831. Vor dreihundert Jahren fiel hier der edelste der Eidgenossen im Kampfe für die Reformation, und in wildem Schlachtgewühl zerfleischten sich Brüder; an diesem Jahrestage und bei diesem Feste traten dagegen in sinulgem Vereine die Zürcher, zusammen, ermutigten sich zu edler That durch Lobne, Reben und Eintracht athmende Gesänge, und es erfolgten reiche Beisteuern für die verunglückten Unterwaldner und Urner, und eine Beisteuer zu Stiftung eines Schulhauses an Zwingli's Heimathort (Wiltwald im Toggenburg, Kanton St. Gallen). So ging der Herbst noch freundlicher vorüber, als Mancher trüblich schon im Voraus befürchtete, und der Winter, in den wir nun eingetreten sind, brachte neben düstern Ausichten wieder eben so erhebende für die Zukunft; nur müssen wir nicht allzu oft uns umkehren, wie so Viele oft Lust bezugen, denen es an Charakter gebricht und die sich vor allem Neuen fürchten, sonst thunte es uns ergeben wie Lotth's Weibe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 3. Februar 1832.

Il semble que le lieu inspire la tendresse; en effet, on dit que les princesses, qui y regnent, ne sont point cruelles.

Montesquieu.
Lettres persanes.

D i e M u s i k e r.

(Fortsetzung.)

Die arme, kleine künftige Virtuosa wandert jeden Morgen, ihren kläglichen Regenschirm in der Hand, dem Conservatorium zu. Ihr ganzer Anzug besteht in einem ärmlichen Kleidchen, einem defekten Halstuch und einem Hute, dessen Farbe sich nicht mehr unterscheiden läßt. Sie geht eine Stunde weit durch Dick und Dünn, läuft jeden Augenblick Gefahr, auszugleiten, von einem Kabinlet, einem Fiaker, Omnibus oder Stadtwagen gerädert zu werden; man stoßt, drängt sie, sie kriecht, der Regen durchwäßt sie, denn ihr Schirm ist durchlöchert. — Jeden Auchenbändler beduget die Kleine mit heimlicher Begierde, allweinkludend busten die gebratenen Aepfel der Obstfrau, die knisternden Kastanien. Mit leerem Magen, todtmüde, läßt endlich die Kleine auf einem Eckstein sich nieder und weint bitterlich. Eine mit vier schraubenden Engländern bespannte, glänzende Equipage fliegt vorüber, die dichtgedrängte Menge weicht, um nicht überfahren zu werden, rückt zu beiden Seiten ab. Die Kleine ist zwar vor den Pferdehufen und Mädem geschützt, aber eine ganze Rothschandfluth bespritzt sie. Enttäuscht springt sie auf, da sieht sie in dem brillanten Fuhrwerke Signora Catalani mit Signora Grassini im vertraulichen Gespräche. Ullschneel ist der Getränkeu Foru entwaffnet, und sie ruft im glühenden Kunstenthusiasmus: „Dort- hin also fährt eine geläufig ausgeführte Scala, eine wun-

dervolle Roulade, ein zauberischer Triller! Gebuld! meine Stimme ist ausgezeichnet, nur Muth und Fleiß! Auch meiner Karosse weicht elast die Menge ehrerbietig aus; auch um meine Schultern wird der Cachemir & malerisch drapiren; auf der Bühne, wie im eleganten Landau ist mir mein Platz beschieden!“

„Die Weiber ziehen sich immer aus dem Handel,“ ist ein Theaterspruchwort. Allerdings wissen die Opernsängerinnen, in der Provinz wie in Paris, sich noch einen zweiten Erwerbözweig zu schaffen, der ihnen den dreifachen Vortheil gewährt, daß sie dadurch ihr Avancement in der dramatischen Karriere beschleunigen, sich den Erfolg auf der Bühne sichern, und die Summen erschwingen, um den für die Alttrice wirklich unerläßlichen Luxus bestreiten zu können. Wollte die Ehdälfte des schlichten Bürgers Diamanten und Cachemirs kaufen, in Sammtkleider und Atlasmäntel & kleiden, es wäre Unfinn; die Virtuosa aber legt in solchen Artikeln ihre Gelder ganz weidlich an; die Zinsen allein schon werden das Kapital ihr gar bald ersetzt haben. Aber, wird man einwenden, die Sitten haben sich geändert; das alte Regime hatte alle Sittlichkeit untergraben, jetzt dagegen genießt Frankreich der wohlthätigen Früchte seiner Revolution, und die Eingezogenheit der Alttricen allein reicht hin, diese heilsame Reform zu bezeugen. Sollte aber die im Allgemeinen eingezogenere Lebensweise unserer Alttricen nicht eigentlich der größern Sittlichkeit unseres Geschlechtes beizumessen seyn? Obgleich die Glücklichen unserer Zeit jenen des alten

Regime an Reichthum nicht nachstehen, sehen wir doch die Cassette einer Primadonna kein unermessliches Vermögen mehr verschlingen, keinen Goldregen in die Schürze einer Soubrette der lombischen Oper mehr herabthauen. Die heutigen Salane beherrscht nicht mehr jene unsinnige Leidenschaft, die einem holden Augenpaare Alles opfert; werden diese Spiegel einer zarten Seele zu zweitausend Thaler das Stück ausgeboten, so findet sich selten ein Liebhaber, der mehr bietet. „Es macht nicht reich,“ meinte eine Sängerin, „hilft aber.“ Vergleicht man diese eventuelle Rente von monatlichen tausend Franks mit den Schätzen, die vor Zeiten die Generalpächter, Prinzen und sonstige Monseigneurs einer Antier, Laguerre, Arnould, Saint Huberty mit unbegreiflicher Beharrlichkeit zustießen ließen, mit den glänzenden Equipagen, Livreen, Hotels jener Damen, was Wunders, daß ihre Nachfolgerinnen zuweilen den Refrain des alten Liedes ausstimmen: „Co pauvre temps! co pauvre temps!“ oder aber sich heldenmüthig entschließen, auf dem Pfade der Tugend fortzuwandeln; denn um solcher Armseligkeit willen ihr zu entsagen, wäre in der That nicht der Mühe werth. Früher ruinierte ein Erbschafts einer Sängerin zu Gefallen, und Rivalen beneideten ihn um seine unsinnige Verschwendung; ein ungeheures Vermögen auf solche Weise zu vergeuden, galt für einen Triumph. In unsern Tagen würde man den Thoren, den ein solcher Wahnsinn der Satire Preis gäbe, nur anlachen.

Man glaube übrigens nicht, daß Tugend und eine Opernsängerin ganz widersprechende Begriffe sind. Direktoren, die das Interesse ihrer Entreprise den Voudoirs intriguen vorziehen, nehmen ein ausgezeichnetes Talent, ohne nach etwas Anderem zu fragen, mit offenen Armen auf, und ist das Aeußere der Sängerin nicht ganz geeignet, auf Auge und Herz der Dilettanten sehr lebhaft zu wirken, so wird man sie, in sofern dieß ihr zusagt, auf dem Pfade der Tugend ganz ruhig fortwandeln lassen. Eine solche Eingezogenheit aber, die dem Koullissenbrauche durchaus zuwider ist, wird zur Zielscheibe beständiger Spöttereien, und vermag die Lasterfucht jenes Phänomen nicht zu bezweifeln, so legt sie ihm herabwürdigende Motive unter. „Sie ist häßlich,“ heißt es dann, „daran spielt sie die Spröbde!“ — „Sie nimmt sich nur darum so, weil sie allzuhoch hinaus will. Ihr zu Gefallen soll ein Lord den Canal passiren!“ Indes gibt es sehr reizende Sängerinnen, deren Ruf giftige Ausfälle der Art seit Jahren nicht zu erschüttern vermochten; am Ende ergab sich die Theaterwelt darcin, ihnen den Preis der großen Künstlerin und des tadellosen Weibes zuzugestehen. Solche Virtuosiinnen erprobten aber wahrlich keinen geringeren Muth, als Mitter Bayard.

(Der Beschluß folgt.)

Vorläufige Nachricht über Douvilles Reisen im südlichen Afrika.

Die Portugiesen sind bekanntlich, was ihre Kolonien betrifft, noch eifersüchtiger als mit ihren Weibern. So war Brasilien den Fremden völlig unzugänglich, bis das Haus Braganza, aus Europa vertrieben, sich jenseits des Oceans niederließ. Ebenso sind die Reiche Angola und Benguela an der Westküste von Afrika, südlich vom Aequator, den Reisenden verschlossen und werden es wohl noch lange bleiben, bis ein unerwartetes Ereigniß die Kiegel sprengt. Nur einem Zufall verdankte es der Franzose Douville, daß er von Brasilien aus das portugiesische Congo besuchen konnte. Mit Empfehlungsbriefen und Waaren zum Tauschhandel, besonders mit Cassia versehen, stieg er im December 1827 in St. Philipp di Benguela ans Land. Er bereidete das portugiesische Gebiet und verschiedene unabhängige Länder bis über den Aequator hinauf und ging aus dem Hafen Ambriz wieder nach Südamerika unter Segel.

Er legte auf dem Kontinent von Afrika über 2000 französische Meilen zurück, und zwar unter den größten Gefahren für Gesundheit und Leben; den bödsartigen Fiebern entging er glücklich; aber ohne einen zahlreichen Trupp Schwarzer, die in seinen Diensten waren, hätte er Europa nimmer wieder gesehen, und auch so hatte er oft Mühe genug, sich der Angriffe der Eingebornen zu erwehren, deren Lüsternheit namentlich durch seinen Brantwein gereizt wurde. Ueberdieß sind manche der Völkerschaften, unter welche er sich wagte, Menschenfresser; zwar haben sie nicht förmliche Fleischbänke für Menschenfleisch, wie Battel und andere Reisende erzählen, aber bei ihren Festen wenigstens wird Menschenfleisch verzehrt, und das Fleisch von Weißen sollen sie besonders lieben. Wenige Jahre, ehe Douville hinkam, hatte ein Negerstamm einen portugiesischen Mulatten aufgeessen, der von einer Karavane sich verirrt hatte. Einmal fehlte nicht viel, so wäre Douville erschlagen, zerlegt und gebraten worden; bereits hatte man die heiligen Bratspieße aus dem Tempel herbeigeschafft.

Die Sitten dieser Völker haben viel Eigentümliches. Sie sind Polygamen, sperren aber ihre Weiber keineswegs ein, sondern lassen ihnen die größte Freiheit. Es gibt Gegenden, wo der Mann sich freut, wenn seine Frau recht viele Eroberungen macht; er ist stolz darauf und weiß sich die Geschenke, welche sie erhält, oder die Nutzen zu machen. — Sie bereiten aus gegohrenem Getreide ein berauschendes Getränk, von dem sie sehr viel trinken; indessen lieben sie die geistigen Getränke aus Europa und Amerika doch vor. Douville konnte sich mit seinem Cassia verschaffen, was er wollte; dagegen machten

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyons, Januar.

Dritter Brief.

Ich habe schon früher einmal in diesen Blättern von der furchtbaren Unordnung und Verschwendung bei unserer städtischen Verwaltung gesprochen. Diese Uebel haben sich seitdem in allen Zweigen noch vermehrt. Daß diese Verhältnisse bei der Frage nach den Ursachen der letzten traurigen Ereignisse in Lyon sehr in Betracht kommen, wird begreiflich werden, wenn ich sage, daß unser schönes Stadtvermögen größtentheils verthan ist, mehrere Millionen Schulden gemacht sind und ein bedeutendes Defizit vorliegt, ein Finanzzustand, bei dem uns bis auf diese Stunde die Haare zu Berge stehen, da daraus nicht abzusehen ist, wie ihm abzuhelfen ist. Lacroix schlug freilich in der Deputirtenkammer ein Privilegium der Bäder vor, das große Summen eintragen würde. Wer erkennt aber nicht, daß Handwerksprivilegien in die dunkle Zeit gehören, wo man noch nicht wußte, was man jetzt weiß. Sie werden lediglich von den Konsumenten bezahlt, und träfen hier, zu Gunsten der schon reichen Bäder, nur den armen Mann, besonders die Handwerker, denen es ohnedies nicht an Entbehrung und Elend fehlt. Herrn de Lacroix Vorschlag wurde daher auch in der Deputirtenkammer mit Unwillen verworfen. Man kam eine städtische Abgabe auf Luxus-Gaumenartikel, auf Seefische, Austern, Forellen, Lachs, todtes und lebendiges Wildpret und Geflügel, getrocknete Früchte, Orangen und schwarze Trüffel, aber auch auf Talalöhner in Vorschlag. Die Pariser Jullustage und ihr Wiederball in Lyon, desgleichen de Lacroix und Berna's Absetzung brachten aber die Gastronomensteuer in Vergessenheit. Es lebt auch unter uns mehr als einer, der es vandalisch und barbarisch gefunden hätte, so edle Naturerzeugnisse wie schwarze Trüffel zu besteuern.

In genauester Beziehung zu unserm städtischen Finanzwesen steht die Administration unserer berühmten Hospitäler; ein Gegenstand, der vielseitig, auch sittlich interessant ist, aber den ich also in einigem Detail eingehen muß. Auch hier übersteigen die Ausgaben die Einnahmen weit. Der bisherige Hospitäladministration im Allgemeinen sind mehrere gegründete Vorwürfe zu machen. Unsern Hospitälern haben die außerordentlichen Fortschritte nichts genügt, wodurch sich ihre Schwereinstalten in mehreren Hauptstädten Europas gehoben und vervollkommen haben. Was in dieser Beziehung in Paris, London, Wien, Berlin und München geschehen, ist hier unbekannt, aber wenn Einzelne davon wissen, so wurde doch für unsere öffentlichen Heil- und Versorgungsanstalten kein Gebrauch davon gemacht. Es ist sehr nöthig, daß ein sachkundiger und vorurtheilsfreier Mann der neuen Administration jene Städte besucht und ihre Hospitalanstalten genau studirt, wenigstens Paris, obgleich auch dort viel zu wünschen übrig ist. Das Hotel-Dieu, unser vorzüglichstes Hospital, hat eine unangenehme Lage und als Hospital eine unverständige Bauart. Krankensäle erfüllen um so besser ihre Bestimmung, je weniger Betten sie enthalten und je unabhängiger sie von einander sind. Ein Saal, in dem vierhundert Betten stehen, ist als Panzer eine schreckwürdige Enge, als Ort aber, wo Kranke aufgenommen und gepflegt werden sollen, erfüllt er seine Bestimmung schlecht und verdient den bittersten Tadel. Von großer materieller Wichtigkeit und statistischer Bedeutung ist die immer zunehmende, unser Hospitalwesen erdrückende Aufnahme und Verpflegung der Findelkinder. Hier erhebt sich zuerst die Frage: was ist in Lyon die Ursache von

der jährlichen Zunahme dieser unglücklichen Geschöpfe? Der ehemalige Minister des Innern, Corbières, sagte in dieser Beziehung vor einigen Jahren in der Deputirtenkammer: „Die Ursachen dieser immer furchtbarer werdenden Geißel sind leicht (!) anzugeben. Die vornehmste ist die Herzlosigkeit, womit Eltern ihre legitimen Kinder nicht selbst ernähren und erziehen, sondern lieber aussetzen; und diese Aussetzung wird ihnen leicht und hat nichts Peinliches für sie, weil die Lyoner Hospitaladministration immer sorgfältiger und väterlicher über das Leben und Gedeihen dieser kleinen Verlassenen wacht. Um sie leicht aufzunehmen, sind Dreihuben angebracht, wo ihre Eltern sie beim öffentlichen Mitleid übergeben.“ Daran ist etwas Wahres; es genügt aber nicht, um die erschreckliche Vermehrung der Findelkinder bei uns zu erklären. Während Corbières so in der Deputirtenkammer sprach, ließ sich die etwas

„Blicken Sie um sich,“ sagte sie zum Minister des Innern, „blicken Sie auf die Freiwelt der Presse, auf die Journale, die alle Leidenschaften mächtig aufregen, und auf die Bücher

den größtentheils armen Gemeinden überlassen ist, die keinen Schullehrer halten können; sehen Sie auf die Civilen, bei denen es keiner religiösen Weibe bedarf, und endlich auf die Landgeistlichen, die durch ihre geringe Zahl und ihre Armut allen Einfluß auf ihre Gemeinden verlieren.“ Daran ist — die liberale Opposition möge es mir nicht übel nehmen — viel

genügend, wo es geschrieben wurde (1826). Aber es erklärt jene Gespeisung auch noch nicht hinreichend. Ein vorzügliches Grund davon mag in der steigenden Bevölkerung liegen. Um dies klar zu machen, vergleiche wir seit 1781 nach gewissen Zeitschriften die Zahl der Findelkinder. In den acht Jahren von 1784 bis 1791 waren es im Ganzen 14.125 (davon 6062 ausgelegte, 7150 illegitime, deren Mütter im Hospital niederkamen, und 913 legitime). In den acht Jahren von

ausgelegte, 3070 illegitime und 1634 legitime). Dieser große Unterschied von 3543 ist sehr gut aus der unglücklichen Lage zu erklären, in der sich Lyon nach den schrecklichen Revolutionserignissen befand, die wesentlichen Einfluß auf die Bevölkerung haben mußten. In den fünf Jahren von 1800 bis 1804 wurden bloß in einem Hospital, im Hospital der Charité, 5228 Kinder aufgenommen (davon 1909 ausgelegte, 3070 illegitime und 249 legitime). In dem gleichen Zeitraum von 1805 bis 1809 waren es 6512 Kinder (2182 ausgelegte, 4154

illegitime und 174 legitime). Von 1813 Kinder (3581 ausgelegte, 4171 illegitime Von 1820 bis 1824, 8687 Kinder (1273 ausgelegte, 4352 illegitime und 62 legitime). Von 1825 bis 1829, 9713

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 4 . F e b r u a r 1 8 3 2 .

Ungleich erscheint im Reken viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen. —
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Goethe.

D i e B r ü c k e .

Ach, man schlägt in dieser Zeit
Kaum von Holz noch leichte Brücken,
Und man liebt es, viel zu stützen,
Weil man festes Bauen scheut.

Unsre Väter bauten ehrlich,
Ehrentreu, wölbten jahrelang,
Bis die Fügung unzerstörlich
Nahlig stand im Wogenbrang.

Liebchen, sieh die böse Zeit,
Sieh den Wind am Baume toben,
Sieh am Fels die Wellen rollen —
Und der dunkle Strom so breit!

Das Gestade blickt herüber
Lächelnd, aber halb verreckt,
Denn die Felsen ragen drüber,
Und vom Wald sind wir bedeckt.

Liebchen, wag's und tritt hervor,
Unverzagt an meiner Seite
Ueberschau der Fluthen Breite
Hier von diesem Felsenhor.

Blick' hinüber in die Lichte,
Auf die Fluren friedlichstill,
Wo der Birkenwald, der dicke,
Liebende empfangen will.

Liebchen, laß hinab mich hier,
Schwere Steine will ich rollen,
Werfen in des Stromes Grollen,
Undre drüber für und für.

Halte du nur am Gesteine
Oben fest und ruhig dich,
Harr' im Wind' am Fels alleine,
Bange nicht für dich und mich.

Nezt von unten auch die Fluth
Wir die Brust mit Hornes Brausen,
Drohet dir der Wipfel Sausen,
Laß uns dauern doch mit Muth.

Blöße seuf' ich, wälze Stämme,
Unermüdet sey mein Arm,
Und derweil ich Wellen dämme,
Liebchen, wehze du den Harm.

Endlich wächst das Werk heran,
Länger wird der feste Rücken,
Und die letzten Steine brücken
Sich an's Ufer drüber an:

O dann hol' ich, Kind, dich fröhlich,
Sachte geht's am Fels herum,
Und auf festem Grunde felig
Ueber nach Elysium!

Adolf Schöll.

D i e M u s i k e r.

(Beschluß.)

Theatersängerinnen und Soldaten sind eine Art von Mönchsgeschlecht; ihr Stand ist mit der Ehe unverträglich. Den größten Theil seiner Macht verdankte der so furchtbar gewordene Orden der Templer dem Eblibate. Die Schwangerschaft einer Lieblingsfängerin kann in allem Ernste ein Theater zu Grunde richten. Sie wird entbunden: ihr si und la bleiben im Wochenbette zurück; fährt die Primadonna fort, ihre Familie zu vermehren, so geht im nächsten Jahre vollends auch das sol über Bord. Sie heirathet einen Finanzier, Spezereihändler, Edelmann, und die erste Klausel des Ehekontraktes ist, daß Madame den Brettern entsage. Ihr Talent ist dann verloren, ihr Name verschwindet aus dem Theateralmanache. Ganz Europa beschäftigte sich mit der Sängerin, die Journale sprachen von ihrer Reise nach Neapel, Paris, Wien, ihrem glänzenden Auftreten zu St. Petersburg, zu London; die Gräfin *), Herzogin, Spezereihändlerin ist vornehm, reich geworden, ist aber — vergessen.

Eine liebreizende, junge Dame hat sich bereichert, besitzt alle Güter, alle Annehmlichkeiten des Lebens, man bewundert ihre Equipage, sie glänzt bei allen fashionablen Theater Vorstellungen in den vordersten Logen. Indeß möchte diese schöne Dame, in gewissen Circeln, die ihr — sie weiß wohl warum — den Zutritt versagen, aufgenommen seyn. Was thut Elodie? Sie, leert Russl, nimmt Zimmermann für das Piano an, vertraut die Kultur ihrer Stimme Bodbogni, Wanderali; Elodie bildet sich zu einer Künstlerin zweiten Ranges, singt in Konzerten, betritt endlich die Bühne, und siehe da! die Bretter entschuldigen sie von Allem. In dem Augenblicke, wo man, von Elodien sprechend, sagen kann: sie

In der Gesellschaft walten Gesetze, die sich nicht wohl beeinträchtigen lassen; sie jedoch auß' Sanktionen zu interpretiren, ist sehr leicht. Mit dem geringsten Vorwande begnügt sich die Gesellschaft und wünscht nichts mehr, als nachsichtig seyn zu dürfen. Von dem Momente an, wo man Elodien als Künstlerin betrachten darf, gilt sie einzig nur als solche. In ihren früheren Schwächen erblickt man jetzt nur Verirrungen eines, durch die verführerischste aller Künste exaltirten Gemüths.

Der Musiker fühlt sich glücklich in der Ausübung seiner Kunst. Er hat allerdings phantastische Liebhabereien, aber sonderbar, fast immer im Reiche der Wissenschaften oder Künste. Der eine weubliert sein Zimmer mit gothischen Stühlen, hängt über sein Kopfkissen Schild und Schwert; Harnische, Hellebarten, Helme, Arm- und Beinschienen

füllen ein düstres Gemach, das nur durch die gothischen Fenster aus irgend einer alten Kirche sein Licht empfängt. Ein anderer studirt seinem Hunde die Scala ein und lehrt ihn den Ton richtiger angeben, als mancher zweibeinige Sanger. — Der stopft Vögel aus; ihn entzückt der Schweiß eines Tarnagas mehr als eine Strette von Beethoven. — Jener malt so gut Landschaften, als Cicci Tenor singt. — Wieder ein anderer sammelt Schmetterlinge und Muscheln, oder füllt mit dem Studium der Botanik die zu langen Ruhestunden. — Uebermalls ein anderer befaßt sich mit allem, raisonnirt mit Geist und Sachkenntniß über den Mechanismus seiner Uhr und das Räderwerk der Menschenmaschine, über Diplomatie und die Bereitung köstlicher Makaroni, und weiß uns von diesem oder jenem Knochen an unserem Schädel so genau Rechenschaft zu geben, als von der Harmonielicenz, die er sich im Wose erlaubt. — Noch ein anderer ist düster; ist ihm etwa die Geliebte untreu geworden? Keineswegs, eine Generalprobe hat ihn gebindert, im Hotel Bullion sich einzufinden, wo man die wundervollste Chi-neesische Pagode verkaufte. Wer Morgens ihn besucht, findet ihn in einem Mandarinschlafrocke, mit merikanischer Schürze und einem Naboklamisole angethan, Substanzpantoffeln an den Füßen, einen Catarhelm auf dem Schädel; dabei säbelt er auf seiner Violine Akkorde, arpeggiert, trillert auf der Doppelsaite mit dem leidenschaftlichsten Enthusiasmus, mit fürmischer Künstlerfurie.

Die leidenschaftliche Künstlergluth, dieses verzehrende Feuer mildert sich mit den Jahren; dann mistun-ter denkt der Musiker an seine Glücksstände und theilt seine Liebe zwischen Kunst und — Geld. Noch einmal, es ist ein Künstler, halte man auch dies ihm zu gut. Dieser Künstler, in seinen jüngern Jahren ein lustiger Gesell, ist Vater geworden, hat Töchter zu verheirathen — seit Quinault eine höchst schwierige Operaufgabe! Mögen die Mädchen auch wunderschön, mögen halbe Engel seyn, mögen vorzügliches Talent besitzen, so muß der Papa doch zugleich mit ihrer Hand den Ertrag von zehn gekrönten Opera anbieten können.

A p p h o r i s m e n
von Carl Baldamus. II

Da die Liebe oft zur Krankheit wird, so fragt es sich: ob man sie allopathisch oder homöopathisch zu behandeln habe? Ich würde für das Hahnemannsche: Similia similibus stimmen. Wer den Muth hat, nach einer neuen Liebe zu greifen, der geneset schnell. Decocte von Grundsäuren und Rückichten, Abiude von Resignation und Erhebung, wie sie die Allopathie verordnen würde, verfehlen in der Regel ihren Zweck, lassen

*) Rossi. n. a. m.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

regel ist keine Rettung möglich, denn dieser, moralische und finanzielle Krebs spottet aller Einschränkungen und Ersparnisse, er wächst weit und brechend über sie hinaus. Wie aber diesem Uebelstand abhelfen? Dazu lenne ich nur zwei Mittel, die vielleicht mit einander verbunden werden könnten. In allen großen Städten, wo Findelhäuser sind, hört man dieselbe Klage über das Zunehmen der Findelkinder, und je besser die Anstalten zu ihrer Aufnahme eingerichtet sind, desto häufiger werden sie benutzt. Seit in unserer Charité die Kruppe, wo die Kinder hineingelegt werden, so bequem, einladend, ja sogar mit Luxus eingerichtet ist, sind die Ausfertigungen bedeutend häufiger. Man sollte die Kinderausfertigung schwerer machen, es wenigstens die Leute glauben lassen. Ein russischer Staatsrath, der voriges Jahr unser Findelhaus besuchte, behauptete erst, man solle es nur schließen, um dem Uebelstand der immer zunehmenden Kinderausfertigung abzuhelfen. Dies scheint auf den ersten Augenblick barbarisch, hat aber seinen ganz richtigen, tiefen Grund und wird durch die Beobachtung bestätigt. In den Städten, wo keine Findelhäuser sind, werden nur wenig oder gar keine Kinder ausgeföhrt; keine Findelhäuser zu halten, ist übrigens höchst human, denn im besten Findelhaus sterben mehr Kinder, als ohne das Findelhaus ausgeföhrt oder getödtet würden; will man aber diese schädliche Anstalt durchaus nicht abschaffen, so bedente man, daß die hier ausgeföhren Kinder, als verlassene, auf französischem Boden verlassene Geschöpfe, weniger der Stadt Lyon, als ganz Frankreich angehören. Die Kosten sämtlicher Findelhäuser sollten nicht von den Städten getragen werden, wo sie zufällig errichtet sind, wo aber die Kinder aus allen Departements aufgenommen werden, sondern von ganz Frankreich. Wie hoch glauben Sie, daß sich ein Jahr in's andere nur der Lohn für die Ammen beläuft? auf 435.000 Fr. Man ist gewaltig im Irrthum, wenn man glaubt, unsere Spitäler seien reich und sie öfögen ein ordentliches, mit ihrer Ausgabe in Verhältnis stehendes Einkommen; das Gleichgewicht zwischen ihrer Einnahme und Ausgabe wird nur durch außerordentliche Beiträge und Sammlungen in der Stadt und im Departement hergestellt. Alle Ersparnis und alle Reduktionen werden nichts helfen, wenn man den Hospitälern die Findelkinder nicht abnimmt; da liegt die ganze Frage über den künftigen Zustand unserer Wohlthätigkeitsanstalten. Die Zahl dieser armen Kleinen beläuft sich über zwölftausend.

Die beiden Lyoner Hospitäler verpflegten im Jahr 1831 nahe an 30,000 Menschen. Die Mittelzahl der im Hospital aufgenommenen Kranken ist 1058, die jährlich 520.000 Franken kosten. Die tägliche Ausgabe für jeden Kranken beläuft sich auf 4 Fr. 37 C., und im Lauf des ganzen Jahres auf 29 Fr. 94 C. Es wäre leicht möglich, die tägliche Ausgabe auf 1 Fr. 25 C. zu verringern. Bei der Charité ergeben sich ganz andere Resultate. Die da im Jahr 1827 aufgenommenen und von der Anstalt verpflegten 10.207 Kinder kosteten jährlich 699.556 Fr. (Im Jahr 1824 betragen die Kosten 311.719 Fr. weniger, und seit 1827 haben sie sich beläufig um dieselbe Summe vermehrt.) Die täglichen Kosten der im Hospital selbst verpflegten Kinder, Schwangeren und Ammen belaufen sich auf 1 Fr. 16 C.; jedes auf dem Land verpflegte Kind kostete dagegen täglich nur 18 C. Die Sterblichkeit der Greise ist 1 von 3 1/2%, die der Incurablen 1 von 7 1/2%, die der Soldaten 1 von 31. Die Sterblichkeit der Findelkinder wird sorgfältig geheimgehalten. Gutunterrichtete und Sachkundige behaupten, sie betrage in der Regel 1 von 1 1/2%, also mehr als die Hälfte. Wenn nun hier die Hälfte dieser armen Kleinen stirbt, so fragt sich's, ob nicht Bittern ein kurzes, armseliges Daseyn erspart, oder das Leben

erhalten würde, wenn gar kein Findelhaus existirte und das durch die Mädchen zu besserer Sitte und die Mütter zu eigener Ernährung ihrer Kinder gezwungen würden? Doch nun genug von unsern Hospitalanstalten, und vielleicht schon zu viel für Ihre Leserinnen, aber wohl nicht für diejenigen, die Lyons Zustand gründlich kennen wollen, um den ganzen Zusammenhang seiner Lage und seiner neuesten Ereignisse zu fassen.

Eng und beschränkt ist unser geistiges Leben, nach seinem drei Hauptrichtungen: Wissenschaft, Literatur und Kunst, wenn man es mit dem in Paris zusammenhält, das in dieser Beziehung eine Welt gegen Lyon genannt werden kann, so wenig ihm auch in höherer menschlicher und philosophischer Hinsicht diese Benennung geböhrt. Vor dem Julius- und Augustereignissen hielt unsere Censur auch das Wenige nieder, was sich geistig hier aufrichten wollte, es war nicht einmal erlaubt, historische Sätze zu wiederholen, wenn sie der herrschenden Parthei nicht gefielen. Worin, der ehemalige Redakteur des Précurseur, hatte kaum in einer kleinen Schrift an das despotische Wort des Despoten Ludwig XIV.: „der Staat, das bin ich,“ erinnert, so wurde er zu einer Geldstrafe und der Herausgeber der Schrift zum Gefängnis verurtheilt. Kaum aber war die Regierung Karls X. vorüber, so begann ein anderes Uebel, die Unseitigkeit, Ungerechtigkeit und Lügenhaftigkeit der liberalen Presse. Der Précurseur versprach feierlich: „ich will unabhängig seyn von aller Regierung, von allen Verböden und von aller Coterie; meine Opposition soll gemäßigt und mein Beifall gewissenhaft seyn; ich will Fortschreiten ohne Unordnung und stürmische Hebereiung, ich werde Korrespondenzen im verschiedensten Sinn, von der abweichendsten Farbe mittheilen und dadurch jeder Meinung das Wort gönnen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

E b a r a d e.

1. 2.

Wir sind dem Menschen freundlich gegeben,
Wir lehren erst ihn, was es heißt: leben.
Doch wehe, wenn Natur das ihm verbeut,
Weh! wenn er aus gewählt, und dann bereut!

3.

Ich werf ihn aus der selbstertöhrnen Spähre,
Und wenn er auch noch dreimal klüger wäre;
Ich unterschlage selbst des Stärksten Wein,
Ja, durch mich hört er auf ein Mensch zu seyn.

1. 2. 3.

Wer aber mich noch nie in seinem Leben
Geföhlt, ihn kann das Glück noch höher heben;
Denn ich entrah' ihm jeder Spur von Schmerz
Und fülle ganz mit Seligkeit sein Herz.

J. G. W.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 6. Februar 1832.

Das ist der Liebe heil'ger Stierstraß,
Der in die Seelen schlägt und trifft und ländet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Gallier.

Das weibliche Herz.

„Die Liebe ist die Lebensgeschichte des Weibes,“ ist ein alter, aber wahrer Spruch. In die große Lotterie setzt sie ihr ganzes Lebensglück ein, und ziele sie einen Treffer oder eine Niete, der Wurf für das Leben ist gethan. Wenn ich ein junges Mädchen vor mir sehe, von dessen Geschichte noch das erste Kapitel zu schreiben ist, bilde ich mir oft in Gedanken den wahrscheinlichen Gang dieser Geschichte aus, und fühle reges Interesse für die Heldin, oder inniges Mitleid mit ihr, je nachdem der Roman in meiner Phantasie einen Ausgang nimmt. Es gibt in der That wenig anziehendere Gegenstände der Betrachtung, als ein junges Mädchen auf der Lebensstufe, wo das leise Glüktern ihres Herzens ihrem Benehmen bereits einen gewissen Grad von Bewußtseyn gibt, wo jene Liebesempfanglichkeit, jene Sehnsucht, die ihr ganzes Wesen durchdringt, sich noch nicht auf einen Gegenstand konzentriert hat. Die flüchtige Phantasie eines Tags, einer Woche gleitet vielleicht über die Oberfläche ihres Geistes hin, ohne mehr Eindruck zu hinterlassen, als die Wolken, welche ihre Schatten auf den See werfen und vom Winde vorübergetrieben werden. Aber wenn ihre Stunde kommt, wenn die Gefühle des jungen, feurigen Gemüths in den Wirbelwind der großen Leidenschaft gerathen, mit einem Wort, wenn sie liebt, dann liegt hohe Verantwortlichkeit auf dem Manne, der diese Gefühle geweckt hat; denn das Glück oder das Unglück eines Geschöpfes ist

in seine Hand gegeben, vielleicht das Wohl oder Weh einer unsterblichen Seele. Gewiß hängt von dem Wesen dieser ersten Neigung nicht bloß das äußere Schicksal, sondern der persönliche Charakter und die ganze Richtung für das Leben ab. Wenn das Weib in ihrer Jugend ihr Herz dem Geliebten übergibt, gibt sie die Leitung und Lenkung ihres ganzen Wesens an ihn ab; sie wird, was ihm aus ihr zu machen beliebt; sie ist nicht mehr frei, sie mag sich sträuben, wie sie will, sie ist in des Fuchses Krallen. Ja, diese Metapher paßt nur zu gut auf jene jungen Geschöpfe, welche, geblendet durch die Schönheit ihres Gefieders, zu sehr vertrauend auf die Stärke ihrer Schwingen, der mütterlichen Obhut entfliegen und in die Gewalt derjenigen fallen, die nur zu oft so listig und mitleidlos sind, wie Reineke selbst.

Und doch scheint es seltsam, daß Dinge der Art sich so oft ereignen können; denn alle Sophisterei, die der vollendetste Liebhaber jemals geäußert, zerfällt in Staub beim ersten Hauch gefunden Menschenverstandes. Ja, es geschah schon oft, daß ein einziges wahres, kräftiges Wort, ganz zufällig gesprochen oder gehört, das feinste Gebäude solcher Sentiments und fälscher Vorspiegelungen, zu besserer Errichtung Kunst, Zeit und Mühe verschwendet ward, über den Haufen warf.

Ich lebte vor einigen Jahren in einem abgelegenen Theile Englands, wo unter meinen Nachbarn auch eine Lady mit ihrer Tochter wohnte. Die alte Lady war die Wittwe eines Offiziers in der Armee und lebte sorgen-

frei, obgleich etwas beschränkt. Die Tochter — ja diese Tochter — gar oft gab sie mir zu Betrachtungen der obigen Art Anlaß. Als ich sie zum ersten Male sah, war sie etwa sechzehn Jahre alt und eines der bezauberndsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Sie war in völliger Abgeschlossenheit und Freiheit aufgewachsen, wie der Baum im Walde. Der Ausdruck ihrer schwarzbraunen Augen verrieth dem Kenner, daß in ihr eine Feuerseele wohnte, die, wenn sie zur Zeit noch schlief, nur eines Gegenstandes und einer Gelegenheit bedurfte, um zu vollem, leidenschaftlichem Leben zu erwachen. Ihre Haut war von der blendendsten Weiße, aber ein leichtes Fleckchen hin und wieder hob die Eintönigkeit aufs Reizendste; die doppelte Fülle ihres Haars schimmerte, wie das Gefieder auf dem Rücken des Fasans, und wenn ein sanftes Lächeln ihren Mund umschwebte und leichte Strahlen bildete, glänzten Zähne wie Elfenbein durch Rosenlippen. Viele werden sagen, ich habe einen rothhaarigen, sommer-sproßigen Wildfang geschildert; aber der Kenner der Nuancen weiblicher Schönheit wird mich verstehen.

Oft und viel dachte ich, die Tage der Liebe müßten für mich auf ewig dahin seyn, weil ich mich nicht in Fanny Capel verliebte. Ich that es nicht, wir waren aber deshalb doch die besten Freunde von der Welt. Ihrer Mutter Haus lag nur eine Straßenlänge von dem meinigen entfernt, und noch sehe ich, wie Fanny, den Strohhut lose auf den Hinterkopf gedrückt, ja oft ohne denselben, wo dann ihr Haar nach allen Richtungen im Winde flatterte, wie eine zweite Atalanta die Straße herabtrippelte; dann sprang sie wohl auch mit einem Antlitz, das wie die Morgensonne leuchtete, zu mir auf mein Arbeitszimmer, um einen Band von Racine zu borgen, oder mich um die Erklärung einer Stelle im Lasso zu bitten. Es war ein Gemüth, für die zartesten Töne gestimmt; Alles kam darauf an, wie sie angepielt wurden. Deutlich sah man, daß es für sie keinen Mittelweg gab: ihre Geschichte konnte nimmermehr eine alltägliche, sie mußte entweder im höchsten Grade glücklich oder unglücklich werden; und oft, wenn ich in das reine, liebliche Antlitz blickte, befiel mich fast peinigende Besorgniß für ihr künftiges Schicksal.

Die Zeit nahte, wo sich dieses für immer entscheiden sollte, und ich war, unwissend, gewissermaßen das Mittel dazu. Ich befand mich einige Tage bei einem Edelmann, der etwa vier Meilen von mir wohnte, da traf ich einen alten Universitätsfreund, den ich seit sechs oder sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich lud ihn ein, mit mir nach Hause zu kommen, und er kam.

Sir Edward Vernon — dieß war sein Name — stand damals in der Blüthe der Männlichkeit, und seine großen persönlichen Vorzüge wurden durch das Gepräge von Bildung und hoher Intelligenz, den ächten Gurtel männ-

licher Schönheit, bedeutend gehoben. Sein Vater war noch nicht lange todt; Vernon hatte als Attaché bei einer Gesandtschaft einige Jahre im Auslande zugebracht; dieß gab seinem Manieren den Stempel der vollendetsten Bildung, ohne jene konventionelle Abgeschliffenheit, welche der junge Mann nur zu oft erhält, der sich ausschließlich in den Londoner Circeln umgetrieben hat. Uebrigens hatte er auch nichts von der diplomatischen Eiskälte an sich; seine Gefühle waren lebendig, und er sprach sie mit Wärme und Gewandtheit aus. Seine Erziehung hatte das Feuer seines Temperaments gedämpft, aber nicht erstickt. Dieß war der Mann, den das Schicksal dazu bestimmt hatte, Fanny Capels Herz zu gewinnen. Sie sahen sich zum ersten Male in meinem Hause in großer Gesellschaft. Die Unterhaltung drehte sich um die Angelegenheiten des Continents, und Vernon ward um seine Meinung befragt. Er interessirte sich in hohem Grade für die Sache und sprach sich sehr lebhaft und kräftig aus. Zufällig fiel, während er redete, mein Auge auf Fanny. Je weniger sie an gesellschaftlichen Zwang gewöhnt war, desto deutlicher war die Bewunderung, mit der sie dem Sprecher zuhörte, auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte zu lesen. Ihr Kopf neigte sich unmerklich zurück, ihre Augen waren scharf auf Sir Edwards Gesicht geheftet, und ihre Lippen nahmen jenen Ausdruck an, der die gespannteste Aufmerksamkeit verräth. Als Vernon ein schönes, gefühlvolles Wort sprach, flammte ihr Auge, und ein Lächeln des Beifalles flog gleich einem Wetterleuchten über ihr Gesicht. Als er aufhörte zu sprechen, ruhte ihr Blick noch eine Zeitlang auf ihm, als wollte sie sich einen Charakter auszeichnen, dessen erster Eindruck auf sie ein so günstiger gewesen war, und als sie sich abwandte, konnte ich bemerken — sie selbst wußte wohl nichts davon — wie sich ein leiser Seufzer aus ihrer Brust stahl. Es war der erste, den er ihr entlockte; wollte Gott, es wäre der letzte gewesen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Astronomische Risgellen.

Zu wissen, ob das Jahr, in das wir eingetreten sind, für die Menschheit ein segensreiches oder unheilvolles seyn wird, ist Niemand gegeben; das aber wissen wir gewiß, daß es ein Glücksjahr ist für den Astronomen und jeden, der aus Liebhaberei das Treiben am Himmel mittelst eines Fernrohrs beobachtet. Das Jahr 1832 wird folgende Erscheinungen bringen: Sieben Bedeckungen von Planeten durch den Mond, nämlich vier des Saturns, eine der Venus, eine Merkurs und eine des Uranus; drei Bedeckungen von Sternen erster Größe, nämlich zwei des Aldebarans und eine des Regulus, einen Durchgang des Merkurs durch die Sonnenscheibe,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

waltige Umwälzung in den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der Bewohner dieser Hauptstadt vorgehen, wenn sie nicht hundert Gelegenheiten anfinden, um sich zu betheiligen, und bei der großen Freiheit, deren man jetzt genießt, fehlt es daran noch weniger als sonst. Wer nicht tanzen will und die Musik nicht liebt, braucht ja nur ins Theater zu gehen, um ein Stück aufzuführen zu sehen, das man andernwo bei Strafe der Verbannung, der Entzerrung und vielleicht gar der Exterritorialstation nicht spielen ließe, oder er kann sich an der Menge der Tagesblätter ergötzen, die Alles frei vom Herzen wegsagen, oder er kann ein Ständchen zur Kurzweil in einer St. Simonistischen Versammlung jubringen, oder neue Memoiren lesen, woran es nie zu fehlen pflegt, u. dgl. mehr. Plagt ihn die Menge des Geldes und wünscht er, daß selbe auf eine schnelle Art loszuwerden, so steht der Salon des étrangers mit vortrefflicher, das heißt dem Aussehen nach glänzender Gesellschaft für ihn offen, und er kann hier in einem Abend seinen Ventel durch rouge et noir bis zum Grunde ausleeren. Und gehbt er zu der sogenannten schönen Welt, worin es jedoch manchmal häßlich aussieht, oder hat diese schöne Welt Ursache, sich ihm gefällig zu zeigen, so kann er mit den Ministern, Gesandten, ihren Frauen und Töchtern, mit besternten, betrauten und betitelten Leuten aller Gattung tanzen und Würfeln spielen; denn, wie gesagt, es wird gegenwärtig viel getanzt in den höhern Eirkeln. Heute ein Ball beim englischen, morgen beim österreichischen Gesandten, dann ein großer Ball bei Hofe und im Hintergrunde ein großer Ball beim Präsidenten des Ministerrathes, Casimir Perier. Es gibt aber Leute, die sich durch dergleichen Lustbarkeiten nicht stören lassen und das Betragen der tanzenden großen Herrn beständig mit vieler Freimüthigkeit beleuchten, ohne sich an die vielen Dälle zu kehren, womit sie einander die Sinne berauschen; während man bald in diesem, bald in jenem Hotel zu einer großen Festlichkeit Anstalten trifft, fragen diese Verwegenen: wer zahlt die Kosten dieser Lustbarkeit? etwa das Volk wieder? Ach, ihr Großen und Mächtigen, habt Mitleiden mit dem Volke und saugt es nicht so unbarbarisch aus; Handel und Gewerbe liegen nieder; Alles schwebt in danger Ungewißheit wegen der Zukunft; tanzt, so viel ihr wollt, aberbürdet dem Volke keine neuen Lasten auf. Es erscheint ein Journal, la Caricature, das wegen der beigelegten Lithographirten Zerrbilder merkwürdig ist, denn diese sind zuweilen mit Witz ausgedacht und geistreich dargestellt. Ich sage zuweilen; denn in diesem Fache ist man nicht immer gleich erfindertisch, und zuweilen verfährt man ins Käppische. Auf einem der letzten Blätter dieses Journals hat man einen Mann dargestellt, an dessen Gesichtsbildung man sogleich den Minister Perier erkennt. Erbürdet einem Lastträger, der hier der Repräsentant des Volkes ist, ungeheure Lasten auf, unter denen der arme Kerl fast niedersinkt; auf den Lasten stehen die Namen verschiedener starkem Auflagen geschriebener; zu gleicher Zeit relayt derselbe Mann mit einer Art von Eleganz einem Herrn, den man nur von hinten sieht, aber an seinem Backenbart sogleich für den König erkennt, einen ungeheuren Sack, worauf Elvilliste geschrieben steht, und den seiner Herr hastig annimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyons, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Zeitungsliteratur. Der Volkunterricht.

Bei diesen schönen Versprechungen des Précurseur ist es abgeblieben; denn die Redaction hat bald eingesehen, daß Frankreich noch nicht reif ist für eine gute politische Zeitschrift,

und es auch so lange nicht frey wird, als dort Parteilichkeit und politischer Eotierengeist über Wahrheit und Recht herrschen, und daher eine Zeitung notwendig einer Partei dienen und schmeicheln muß, um bei ihr Abnahme zu finden, denn die andern Parteien lesen sie nicht, wenn sie auch noch so trefflich wäre. So mußte auch der Précurseur dem Pariser Constitutionnel und Securdgleichem nachstreben; darum fand man bald in ihm die Menge schoner, stolzer, eitel und aufgeblasener Phrasen, die Unkenntniß und Verachtung anderer Völker und Regierungen, die Gemeinplätze und die unverständige Opposition gegen seine Regierung, welche dem Pariser Mustern einen so großen Ruf bei der zahlreichen, unwissenden oder wenig unterrichteten Menge verschafft, der schöne Worte mehr als richtige Ideen, Phrasen mehr als Wahrheit gelten, welche die Journalbehaauptungen lieber gleich annimmt und in ihrem Eirkel als Glaubenssätze wiederholt, als genau darüber nachdenkt, die Angaben ruhig und besonnen prüft und auch die Meinung anderer Journale anhört. Wer indachte dies aber den so gern auf der Oberfläche bleibenden, nach Schall und Farbe urtheilenden Franzosen zumuthen, die hier mit kleiner Verschwiegenheit sind, wie in Paris? Sehr lothwendwerth war die Idee eines neuen Journals, genannt le pauvre Jacques Lyonnais, das größtentheils für unsere vielen Arbeiter und unbemittelten Leute bestimmt war und besonders dazu dienen sollte, dem hier so fürchterlich eingerissenen Wucher zu steuern und bessere Gefühle unter diese rohen und ununterrichteten Menschen zu bringen, auch sie wo möglich zu bessern Sitten heranzuziehen. Zu alle dem ist aber ein Wochenblatt zu schwach, wenn es auch noch so gut geschrieben und redigirt ist. Darum ging der pauvre Jacques bald nach seinem Erscheinen zu Grunde und wurde überdies noch von den rohen Leuten ausgelacht. Hätte er ihnen von Lapallen gesprochen und brav Joten und schlechte Wige gemacht, so würde er in Aufnahme gekommen seyn und Abnehmer in Menge gefunden haben. Eine Zeitschrift, die in unserm Land nicht den Lebenslasten halbigt und predigt, kann sich nicht halten und wird als abgeschmackt und altväterisch verspottet.

Dies führt mich auf die Erziehung der untern Klasse auf dem Land, ehe sie zu weiterm Verderben in die Stadt kommt. Davon haben Sie in Deutschland Goltz keinen Begriff. Es wäre lächerlich und tömisch, wenn es nicht so traurig wäre, die Volkserziehung nicht allein in unserm Abonedepartement, sondern im ganzen Innern Frankreichs manipuliren zu sehen. Betrachten wir erstlich die Schullehrer. Bei uns — nahe bei der zweiten Stadt des Königreichs — kommen sie im Herbst aus dem Hochland, von den Alpen herunter, zu gleicher Zeit mit dem lieben Vieh; diese Préceptoren heißen beim Volke Briaugonnais. Sie haben einige mechanische Kenntniß vom Lesen und Schreiben, im Letztern sehr dürftig und beschränkt, dergleichen von den vier Rechnungsspecies, womit man es jedoch nicht genau nehmen muß. Alles dies lehren sie in einem fürchtbar rauhen Dialekt, der dadurch auf die Kinder übergeht, Es muß einer recht geschickt seyn, wenn er ihre häßliche Schrift lesen will. Von der Anwendung der Rechenkunst auf das tägliche Leben und auf das Bedürfniß der Haus- und Landwirtschaft ist nicht die Rede. Wenn nun die Kinder sechs bis sieben Winter bei ihnen in die Schule gegangen sind, wo sie im Spätfrühling, Sommer und Frühherbst immer wieder vergessen, was sie im Winterkursus lernten, so haben sie es zu einer fast unverständlichen Sprache, zu einer rohen, unleserlichen Schrift und zu einigen Rechnungsregeln gebracht, die sie gar nicht brauchen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 7 . F e b r u a r 1 8 3 2 .

Es ist, als, wir triffen dich zu schaffen,
haben Mut und haben Glück.
Lustige. Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, wach Geschick!

Goethe.

Gläubige von Wila Wella.

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

Ein Beitrag zur Kenntnis des griechischen Charakters.

Es war eines meiner Lieblingsstudien, im Orient, bei jeder Gelegenheit zu erforschen, ob sich bei den jetzigen Griechen etwas vom Charakter, den Sitten, den schönen Formen der alten Hellenen erhalten habe, und das Resultat war in den meisten Fällen: ja, es sind noch dieselben, im Guten wie im Schlimmen, in den Gesinnungen und Reikenschaften, welche die Schande der Menschheit, wie in denjenigen, welche ihr Stolz und ihr Triumph sind. Die folgende Geschichte, welche sich im Mai 1831 zu Smyrna zutrug, erinnert im Kleinen an ein berühmtes Ereigniß, das vor mehr als 2000 Jahren ganz Griechenland auf die Beine brachte, und bei den Korinthern wegen eines Kammermädchens denkt man an die Geschichte von Menelaus' verachteter Gemahlin.

Die Frau eines zu Smyrna etablirten englischen Kaufmanns, katholischer Religion, hatte ein griechisches Mädchen von der Insel Cerigo in ihrem Dienst genommen. Das Mädchen war jung und häßlich und besaß die den griechischen Landläuten, selbst denen der untersten Klasse, eigenthümliche Coaxie. Sie war aberdies sehr dienstwillig, verständig, folgsam und hatte schon nach wenigen Monaten sich in der Gunst ihrer Gebieterin festgesetzt. Indessen beschloß der Kaufmann, wieder nach Konstantinopel zu ziehen, und traf bereits Anstalten zu einer Abreise; da warf sich eines Tages die schöne Cer-

gotin, welche verheiratet im Hause geblieben hatte, wie sie von ihrer Familie verfolgt werde, und man sie zwingen wolle, einen Menschen zu heirathen, den sie verabscheue, ihrer Gebieterin zu Füßen und daß sie mit einem Thränenstrome und unter thätlichen Stussern, sie mit nach Konstantinopel zu nehmen und sie einer Verbindung zu entziehen, welche sie für ihr ganzes Leben unglücklich machen müßte. Da Frau S. sich zu bedenken schien, überließ sich das Mädchen plötzlich der höchsten Verzweiflung, schlug sich ins Gesicht, wälzte sich auf dem Boden und schwur, wenn ihre Gebieterin sie nicht behalte, so stürze sie sich in die See, weil sie sonst kein Mittel wisse, der Verfolgung der Ihrigen zu entgehen. Frau S. that, was jede an ihrer Stelle gethan hätte: sie erlaubte, mit Bewilligung ihres Gemahls, Katinka, so hieß die junge Griechin, sie nach Konstantinopel zu begleiten. Das Mädchen äußerte nun ihre Freude und Dankbarkeit so leidenschaftlich als vorher ihren Schmerz; sie küßte ihrer Gebieterin Hände und Füße und schwur, sie wolle fortan ihre Skavin seyn und ihr dienen ihr Lebenlang.

Die schöne Cerigotin hielt ihren Entschluß vor ihrer Familie geheim, und diese ahnete nichts; nicht lange aber, so kam es durch andere Bediente aus, Madame S. gehe nach Konstantinopel und Katinka begleite sie. Auf diese Nachricht kam ihre Mutter in das Haus und forderte unter Schimpfen und Drohen ihre Tochter. Gerührt vom Schmerze, den die Frau äußerte, wollte Madame S. ihr Vorlangen erfüllen, wenn sie feierlich verspräche, daß

von der Heirath keine Rede mehr seyn solle; aber die alte Frau verlangte nicht nur die Auslieferung ihrer Tochter, sondern schwur auch, Katinka solle und müsse den Mann heirathen, den die Familie ihr zudenke. Der Eigensinn der Frau bestärkte Madame S. nur noch mehr in ihrem Entschlus; sie sprach dem Mädchen Trost ein, das zitternd und weinend der Entscheidung ihres Looses entgegen sah, und man befohl der Mutter, so gleich das Haus zu verlassen. Sie gehorchte; aber im Ausgang wandte sie sich gegen Madame S. und ihre Tochter um; sie war todtbleich, ihre Augen rollten, sie hob die Arme gen Himmel und stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen das Haus und ihre Tochter aus.

Von nun an wagte Katinka nicht mehr auszugehen; sie glaubte sich sicher im Hause, denn in der ganzen Levante sind die Wohnungen wohlhabender Franken fast wie heilige Orte angesehen. Indessen kam der Tag der Abreise herbei; alles Gepäcke war eingeschifft, die Zimmer standen völlig leer; Madame S. war mit ihren Kindern bereits im Hafen; ihr Mann und drei Bekannte von ihm unterhielten sich lebhaft, und Katinka haarte mit der übrigen Dienerschaft des Befehls, sich an Bord des Schiffes zu begeben; da machte plötzlich ein langes, gräßliches Geschrei dem Gespräche ein Ende, und die Engländer sahen Katinka mit wilden Blicken in den Corridor stürzen. „Mein Bruder!“ schrie sie, „welche Verwandte! sie belagern das Haus!“ stürzte die Treppe hinab, schloß die Thüre, kam rasch wieder darauf, warf sich mit einem Thränenstrom und gerungenen Händen den Engländern zu Füßen und flehte um ihren Schuß.

Die Häuser der Franken in Smyrna sind alle nach demselben Plane gebaut. Die Thüre gegen die Straße, welche gewöhnlich bei Tage offen steht, führt in einen geräumigen Hof, und an einer Seite dieses Hofes liegt das Hauptgebäude. Die innere Thüre, welche gleichfalls bei Tage offen steht — denn von Furcht vor Dieben weiß man nichts — führt zu einer Treppe, und diese zu einem Corridor, auf welchen sämtliche Zimmer ihren Ausgang haben, wie die Zellen in einem Kloster. Von hier aus sah der Engländer den Hof seines Hauses voll bewaffneter Griechen, welche mit gräßlichem Geschrei Einlaß oder Katinkas Auslieferung verlangten. Ohne Antwort abzuwarten, machten die Rasenden daran, die Thüre aufzubrechen; weil sie aber mit Eisen beschlagen und fester war, als die Thüren in Smyrna gewöhnlich sind, so machte ihnen dies viel zu schaffen. Da betrat eine junge Griechin, die Tochter der Witwe der Frau S., die gar nicht wußte, was vorging, den Hof, ein Kind ihrer Schwester auf dem Arm. Plötzlich stürzte einer der Cerigoten auf sie zu, wie ein Dieb auf seine Beute, riß ihr das Kind weg; hob es mit einem Arm über den Kopf, schwang in der andern Hand einen breiten Dolch, und drohte, das

arme Geschöpf auf der Stelle umzubringen, wenn man die Thüre nicht öffnete. Man denke sich die Mutter, die dies mit ansah; sie floh ihrem Kinde zu Hülfe und öffnete die Thüre.

Im Augenblick erschienen dreißig Cerigoten, sämmtlich mit Dolchen oder Yagatans bewaffnet, mit bloßen Armen, aufgebundenen Haaren, schäumend vor Wuth, im Corridor, und wie es den vier Engländern, welche nicht einmal Stöße zu ihrer Vertheidigung hatten, zu Muthe war, läßt sich leicht denken. Ehe sie sich besinnen konnten, sahen sie sich von den Infulanern umringt, die ihnen die Dolche auf die Brust setzten und ihnen mit dem Tod drohten, wenn sie Katinka nicht auf der Stelle auslieferten. Was wollten sie machen? Die Cerigoten waren völlig Meister des Hauses; S. sagte ihnen daher, sie können suchen und das Mädchen fortnehmen, sollen aber wohl bedenken, was für Folgen der seinem Hause angethane Schimpf für sie haben könne. Ohne auf diese Warnung zu achten, zerstreuten sie sich alsbald im Hause, um Katinka zu suchen, schwangen ihre Schwerter und stießen die gräßlichsten Verwünschungen aus. Während das Haus von ihrem Wuthgebrülle wiederhallte, eilten zwei der Engländer, welche sich durch das Malerische dieses Auftritts für die Gefahr, welche sie dabei liefen, nicht hinreichend entschädigt glaubten, die Treppe hinab, um Hülfe zu holen. Als sie aber an die Thüre gegen die Straße kamen, blizten ihnen Dolche entgegen; ein Theil der Cerigoten hielt den Ausgang besetzt; sie mußten also unter gräßlichen Drohungen und Fluchen der Erbitterten den Rückzug antreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

In jenem Abend wurde Vernon ihr nicht vorgestellt; allein er war ein zu guter Kenner und ein zu großer Bewunderer der Schönheit, als daß sie ihm nicht hätte auffallen sollen. Er fragte mich nach ihr. Ich muß gestehen, es war mir nicht ganz wohl bei der Sache, nach der Bemerkung, die ich gemacht hatte; denn so geeignet Vernon war, die Neigung eines liebenswürdigen Weibes zu gewinnen, so wenig Wahrheitslieblichkeit hatte es, daß er sie erwidern würde. In den Ansichten der großen Welt über diesen Punkt aufgezogen, war er sein Lebtag gewesen, was der Franzose ein enfant gâté des dames nennt, und weniger als irgend ein Mann dazu gemacht, zu einer wilden thierlichen Schmeichelei, wie Ganym, eine ernstliche Neigung zu fassen. Indessen hatte er ein gutes Herz, wenn er es frei gewähren ließ, und ich fürchtete nicht, daß er seinen Vortheil über dieses arglose, un-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

rische Art das Wappen des Königs vorstellt, enthalten war, ist mit Beschlag belegt worden. Die diesigen Minister haben sich an die Pressfreiheit so gewöhnt, aber an die Bildersfreiheit noch nicht; hier macht jede Anspielung sie spen. Sie sollten doch einmal nach England gehen und sehen, mit welcher Freimüthigkeit dort die politischen Zeichner Minister und Könige behandeln. Ein Volk, das so viele Millionen zählt, darf sich wohl das Vergnügen machen, diejenigen, die ihm den Beutel leeren, auf eine lustige Art zu karikiren. Das ist eine Lizenz, die eben so gut zugestanden werden muß, wie die poetische des Horaz. Dem Vortheil, das Geiß millionenweise einpumpen zu können, kann man nicht ohne einige Unannehmlichkeit genießen, und diejenige, auf einigen Zerrbildern possirlich dargestellt zu werden, ist wahrlich eine Kleinigkeit. Nun stand zwar unten auf jenem Karrikaturbilde: „Steh, Volk, so erleichtert man deine Lasten!“ was freilich eine beißende Ironie war; allein das konnte jeder, der das Blatt ansah, selbst sich denken, und es trug nichts zur Verstärkung der Satire bei. Haben denn die Herren vergessen, daß schon im Mittelalter Satiren und Zerrbilder über die drückenden Volkslasten erfunden wurden und von Hand zu Hand gingen? Der bekannte Spruch des spanischen Cardinals Mazarin: „Die Pariser zahlen; nun gut, so lasse man sie singen, was sie wollen!“ war die politische Maxime eines großen Menschenkenners; es wäre auch ein bißchen zu arg, wenn man die Leute wie Citronen auspressen und ihnen nicht einmal die laute Bemerkung vergönnen wollte, daß es doch hart sey, so ausgepreßt zu werden. Was zu Mazarins Zeiten eine Begünstigung war, ist in unserer Zeit ein Recht geworden, und dieses Recht besitzen die Pariser auch mit vieler Freiheit. Jeden Abend können sie das Vergnügen haben, über den Graben im Tuilleriesgarten, den der jetzige König ziehen läßt, sich mit dem Verfasser dieser Schmirre lustig zu machen, und über die Londoner Conferenz noch obendrein. Bei den ersten Vorstellungen wurde auch über die berüchtigten Gewehre gepocht, welche der jetzige Polizeipräsident Odier aus England geholt hatte, um die Nationalgarde damit zu bewaffnen, die aber nicht viel taugten und solchwenig oder gar keinen Schaden zufügen konnten, weshalb man auch viel über die Unschuld dieser englischen Flinten witzelte. Allein der Polizeipräsident, der sich getroffen fühlte, hatte nicht eher Ruhe, als bis der Aufruhr mit den unschuldigen Feuergegewehren weggelassen wurde, wofür sie aber desto mehr in den steinen Tagesblättern durchgehohlet werden. Was nun jenen Graben im Garten des Tuillerieschlosses betrifft, so hat dieser an sich unbedeutende Gegenstand die Pariser beschäftigt und beunruhigt, als ob es die wichtigste Sache von der Welt wäre, und mehrere Wochen wiederholten die Tagesblätter unaufhörlich dieselben Klagen, die man auch noch in Gesellschaft aneinander setzen hören mußte. Man hätte glauben sollen, der König wolle ihnen alle ihre Lustbarkeiten rauben und den Tuilleriesgarten, der seit langer Zeit ein öffentlicher Spaziergang ist, den Bewohnern seiner Hauptstadt verschließen. Das Ganze beschränkt sich jedoch darauf, daß der König, der sich gern Bewegung macht und viele Kinder hat, ein Privatgärtchen hinter dem Schlosse haben wollte, um darin ohne Hinderniß spazieren gehen zu können. Dies konnte freilich nur mit Schwächung des öffentlichen Spaziergangs geschehen, und daher entstand das Murren des Volkes. Es ließ sich endlich entschließen man den Franzosen einen Spaziergang, welcher Gemeinut geworden sey, und zweitens verderbe man durch die steinlichen Anlagen jenen Garten, der bisher als ein Meisters Stück des durch seine Gartenanlagen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. so berühmten Lendire gegolten hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ly on, Januar.

(Fortsetzung.)

Zustand des Unterrichts.

Diese Erlangennals unterrichten ohne Ordnung und Methode. In ihren Classen herrscht ein ewiger Lärm und ein Geiß, wie auf der Straße; daher lernen auch die Kinder durchaus nichts von Anstand und Sitlichkeit bei ihnen. Ja sie verlieren selbst das Wenige, was sie bei Vater und Mutter Erträgliches sehen. Hat aber ein Knabe endlich so viel gelernt, daß er selbst lesen, schreiben und rechnen kann, so ist's ein Wunder, von dem weit und breit die Rede ist. Solche Lehrer sind im Allgemeinen neun Zehntel von Frankreichs Bewohnern anvertraut, und eine Gemeinde, die solche Lehrer hat, kann von Glück sagen, denn viele Tausende müssen gar keinen Unterricht und ihre Kinder wachsen ohne alle Kenntniß auf, fast wie Thiere. Diese Lehrer erhalten für ihren Unterricht 1 Fr. bis 2 Fr. 50 C. monatlich von jedem Kind; deren sind meistens sechzig, von denen die Hälfte schon nach den ersten drei Monaten ausbleibt; im glücklichsten Fall bringt es der Schulmeister jährlich auf 600 Franken. Davon kann er unmdglich mit Frau und Kind leben, er muß sich daher noch nach Nebenverdienst umsehen; hier wird er der Spion des Pfarrers, dort Kirchner oder Sakristan, anderwärts hält er einen Kramladen oder barbiert die ehrsame Gemeinde. Nach der Ordnung vom 14. Februar 1830 sollte er von Rechtswegen Sekretär des Maire werden; diese Herren lehrten sich aber nicht an diese Ordnung, und wiewohl sie größtentheils wohlhabende oder reiche Grundbesitzer sind, so stecken sie den Gehalt des Sekretärs in die Tasche und versehen selbst seine Geschäfte. Der gemeine Tagelöhner, der von seiner Handarbeit lebt, verdient eben so viel und oft mehr, als der bloße Schullehrer. Dies möchte aber Alles noch seyn; und es ist auch in andern Ländern so; fast überall werden diese nützlichen und unentbehrlichen Männer nicht genug bezahlt und nicht unabhängig genug gemacht; in Frankreich aber haben sie es schlimmer als irgendwo. Durch die Abhängigkeit alles Unterrichts im Lande von der Universität, durch diesen wahren Despotismus, durch diese unerhörte Geißelstaverie, durch eine Anzahl unbestimmter und sich oft widersprechender Ordnungen, Reglements und Befehle wird der arme Schullehrer entseßlich tyrannisiert und geplagt. Der Maire, der Pfarrer, das Comité des Unterrichts, die Deleakten dieses Comité, der Akademierektor und die Unterverständ haben alle das Recht der Inspektion über ihn, und sie bedienen sich dessen in der Regel nur, um die armen Schullehrer zu ängstigen und zu plagen. Durch jene Ordnung sollte freilich ihre Lage wenigstens in petuärer Hinsicht verbessert werden; in unserm Departement ist aber bis heute nichts davon in Ausführung gekommen. Die Kommunalbudgets enthalten freilich eigens Rubriken für die Wohnung und den Gehalt des Schullehrers; diese Rubriken werden jedoch nicht ausgefüllt und die Schullehrer haben nach wie vor weder Gehalt, noch Wohnung. Ist die Rede davon, eine Gemeinde außerordentlich für den Bau einer Kirche, eines Pfarrhauses oder einer Mairie zu besteuern, so ist nichts schwer und es zeigt sich keine Schwierigkeit; ein paar tausend Franken werden leicht aufgebracht; neben den armseligen Bauernhäusern erhebt sich die prächtige Pfarrwohnung oder die auenedmend schöne und mit allem Ueberflüssigen geschmückte Kirche, die reinliche, geschmackvolle Einfahrt geüht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 8 . F e b r u a r 1 8 3 2 .

O Gott, wie kam sie fort? — O Staatsverrath!
Ihr Väter, traut nicht skroer euren Kindern —
Nach eubrem Thun. — Gibt es nicht Landverräthe,
Wodurch der jungfräuliche Mädchenkun
Vergiftet werden kann?

Shakespeare,
Othello.

Das weibliche Herz

(Fortsetzung.)

Ich warf Edward einen tadelnden Blick zu, sprach aber nicht weiter von der Sache. Indessen hatte auch Fanny sich wieder gefaßt und hieß mich mit ihrer gewohnten Wärme und Herzlichkeit willkommen. Allein ihre Ruhe, ihre Freiheit war verschwunden, und sie schämte sich.

Ich setzte mich und ließ Sir Edward fühlen, daß ich die Absicht habe, ihn nicht mehr allein hier zu lassen. Da er sah, daß er mich nicht auswarten konnte, klingelte er nach seinem Pferde und schien entschlossen, mit mir zu Hause sein Tête à Tête haben zu wollen, da er nicht hoffen durfte, daß ich seinen Sekundanten bei Fanny machen werde. Er bestieg sein Pferd, sagte mir, er werde mich in ein Paar Tagen wieder sehen, und sprengte davon. Ich fragte nach Mrs. Capel und erfuhr, sie sey nach der benachbarten Stadt gegangen und den ganzen Morgen nicht zu Hause gewesen. Dies wollte mir am wenigsten gefallen, denn ich mußte nothwendig auf den Verdacht gerathen, das Rendezvous, das ich unterbrochen, sey verabredet gewesen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Auf so vertrautem Fuße ich auch mit Fanny und ihrer Mutter stand, so war dies doch ein zu delikater Punkt, als daß ich mit ersterer darüber hätte sprechen können. Die Verschiedenheit unsers Alters war nicht

groß genug, um einen solchen Schritt schließend oder auch nur zulässig erscheinen zu lassen. Wink und Andeutungen konnten nur erbittern und auf keine Weise zu etwas nützen. Nachdem ich so eine Weile gefessen, verabschiedete ich mich, entschlossen, mit Vernon bei der nächsten Gelegenheit ein ernstes Wort zu sprechen. Diese Gelegenheit zeigte sich nicht. Am nächsten Morgen ward ich zu Mrs. Capel gebeten, und hörte bei meinem Eintritt zu meinem höchsten Erstaunen und Verdruß, Fanny sey mit Sir Edward Vernon entflohen.

Diesen Schritt wußte ich mir nicht zu erklären. Sir Edward war in jeder Hinsicht sein eigener Herr, und wenn Fannys Zuneigung so stark war, wie dieser Schritt zu beweisen schien, so war kein Grund vorhanden, warum er sie nicht zu seinem Weibe machen sollte. Sie war von guter Familie, und wenn ihre Glücksstände nicht glänzend waren, so waren es dagegen die seinigen, und kein Mensch in der Welt sah weniger auf Geld, als Vernon. Er war in jeder Hinsicht ein willkommener Schwiegerohn für die Mutter. Wenn er nun die Absicht hatte, sie zu heirathen, warum sie entführen? Wenn ich nun auch voraussetzte, was ich nicht wohl konnte, Fanny habe sich dazu verstanden, ihn nicht als sein Weib zu begleiten, so hielt ich wieder Vernon einer so schwarzen That nimmermehr für fähig; und wenn ich auch bei ihm von allen Grundätzen der Ehre absehen wollte, so mußte ich ihn doch für zu verständlich halten, als daß er, der die Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse nur

zu gut kannte, es hätte wagen sollen, eine junge Lady von Stand zu verführen.

Mrs. Capel hatte mich rufen lassen, als Freund Sir Edward Vernons und ihres Hauses. Als Freund des erstern konnte ich wohl seine Handlungsweise richtiger beurtheilen, als der übrige würde ich, dessen war sie gewiß, ihr auf keine Weise Hülfe und Unterstützung versagen. Von Mrs. Capel habe ich bisher noch nicht gesprochen; nicht als ob sie eine gewöhnliche Frau gewesen wäre; dieß war sie durchaus nicht. Sie war schon sehr bei Jahren, aber ihr Gesicht trug nicht nur das Gepräge großer Intelligenz, sondern zeigte auch noch Spuren ungewöhnlicher Schönheit. Diese machte sie jedoch nicht im mindesten geltend; Milde und Herzensgüte waren die Hauptzüge ihres Charakters. Sie hatte viel in der Welt gelebt, da Obrist Capel ein sehr verdienstvoller Offizier gewesen, und war eine Dame von höchst gebildetem Geschmac. Mit einem Wort, sie konnte für eines der liebenswürdigsten Muster englischer Matronen gelten.

Mrs. Capels Thol war ihre Tochter; die Lebendigkeit ihres Wesens sprach sie wegen des Kontrastes, den es mit ihrem Eraste bildete, doppelt an. Das Mädchen war seit zehn Jahren ihre einzige Lebensgefährtin, sie hatte jede Eigenschaft ihres Geistes, ihres Herzens, ihrer Persönlichkeit sich aus der schönen Knospe entwickeln und einer hoffnungsvollen Blüthe entgegenreisen sehen. Fanny dagegen betrachtete ihre Mutter fast als ein überirdisches Wesen, und allgewaltig mußte die Leidenschaft seyn, die sie bewegen konnte, eine solche Mutter zu verlassen. Aber ach! vor der Gluth und dem Glanze einer solchen Leidenschaft erbleichen alle sanftern Reigungen.

Mrs. Capel sagte mir, Sir Edward Vernon sey vor etwa einem Monate zurückgekehrt und habe seine Besuche in der Hütte erneuert. Die Aufmerksamkeit, die er ihrer Tochter geschenkt, sey in der letzten Zeit sehr auffallend geworden, auch sey ihr nicht entgangen, daß sein Einfluß auf Fanny täglich größer werde. Sie habe mit ihrer Tochter nicht gesprochen, weil sie Tag für Tag einer offenen Erklärung von Seiten Sir Edwards; den sie für einen Mann von Ehre gehalten, entgegengesehen. Verflissene Nacht habe sie mit Befremden entdeckt, daß Fanny in einem geheimen Briefwechsel mit ihm stehe. Nachdem sie einander gute Nacht gesagt, erinnerte sich Mrs. Capel, daß sie ihrer Tochter noch etwas zu sagen habe, warf den Shawl über und begab sich in ihr Zimmer. Fanny saß auf dem Bett und las einen Brief mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie die Mutter nicht eintreten hörte. Als sie auf Fanny trat, schlug diese das Papier hastig zusammen und suchte es hinter sich zu verbergen. „Es war dieß,“ fuhr Mrs. Capel fort, „das allererste Mal, daß ich meine Tochter auf einem unlautern Schritte antraf, und ich war sehr betreten. Ich sprach mit ihr, ohne

unnöthige Strenge oder Härte, jedoch in strafendem Tone. Auch war ich wirklich mehr bekümmert als ärgerlich, und Fanny schien im Innersten ergriffen. Ich beschwor sie, von aller Heimlichkeit abzustehen, sie sey in jeder Hinsicht ihrer unwürdig und ein Schritt zur Falschheit. Sie warf sich in meine Arme, sie schloßte an meiner Brust und versprach mir, jeder heimliche Verkehr solle von nun an aufhören. Nun erst fühle ich die wahre Bedeutung ihres Tons, ihrer Blicke, in denen ich gestern nur den Ausdruck der aufgeregten Stimmung und der Reue sah. Ich bin überzeugt, ihr Entschluß war bereits gefaßt, ich hatte zu spät gesprochen. Sie rief nur: „o Mutter!“ während sie sich aus meinen Armen lösch, dann mir wieder um den Hals fiel und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.“ Die Thränen rollten bei diesen Worten auch der alten Lady über die Wangen. „Ich bin überzeugt, sie sagte mir in ihrem Herzen Lebewohl; sie wußte, daß es ihre letzte Umarmung war. O Gott!“ fuhr sie im Tone des bittersten Selbstvorwurfs fort, „hätte ich doch früher mit ihr gesprochen! vielleicht wäre mein Kind gerettet worden! Es war mißverständene Rücksicht von meiner Seite; ich wollte ihr und mir einen augenblicklichen Schmerz ersparen, und habe sie auf ewig zu Grunde gerichtet!“ Die Gemüthsbewegung ließ die arme Mutter nicht weiter sprechen, sie verfiel in krampfhaftes Schluchzen. Ich suchte sie zu trösten, aber sie schüttelte traurig das Haupt. Ich fragte sie, ob sie den Brief gelesen habe, bei welchem sie ihre Tochter überrascht. Sie erwiderte, sie habe es absichtlich nicht gethan, sondern Fanny ersucht, ihn in ihrer Gegenwart zu verbrennen, was sie denn auch gethan. Ich fragte sie hierauf, ob sie bei ihrem Entweichen einen Brief hinterlassen; sie reichte mir ein Stückchen Papier, das bloß die Worte enthielt: „Ich kann nicht schreiben — Ich verlasse Sie für immer! — Erbarmen und Verzeihung Ihrem armen, verlorenen Kinde!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

(Fortsetzung.)

Indessen war die unglückliche Katiula in ihrem Schlupfwinkel aufgefunden worden. Kaum wurde der barbarische Bruder ihrer ansichtig, so stürzte er auf sie zu und wollte sie ermorden; man hielt ihn gewaltsam zurück. Ein Paar Griechen nahmen nun das Mädchen in ihre Arme und schleppten sie die Treppe hinab, als eben die beiden Engländer, von ihrer verunglückten Expedition zurückkehrend, herauskamen. Der Austritt, dessen Zeugen sie nun wurden, war wirklich gräßlich. Die Rasenden packten mit ihren rauhen Händen die zarten Glieder der Unglücklichen, als wären sie von Holz; sie zuckten ihre Schwerter vor

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Ihre Entfaltung verdankt, hat das diesige Comité nicht verhalten; es hat nichts zur Vervollkommnung neuer, oder zur Besserung alter Lehrmethoden gethan; es hat keinen Einfluß auf unsere Schulen der christlichen Lehre geübt; der alte Scholasticismus und die wohlbergründete Weisheit im Unterricht sind überall an ihrer Stelle geblieben. Was wir überhaupt Gutes in dieser Beziehung haben, alle Verbesserung unserer Schulfächer ist von unserer Societät des Elementarunterrichts ausgegangen; diese begann ihr Wirken ohne Mithilfe des Comités, erstreckte ihre heilsbringende Thätigkeit auf alle Theile der Stadt, regte die Nachsicht der Lehrer an und bewirkte überall großmüthige Unterstützung des Guten und Besseren. Dieser Umstand mag von Neuem darthun, daß Privatvereine oft viel kräftiger und schneller wirken, als Comités, welche die Regierung ernennet.

Die Martinière, oder die vom General Martin vor einigen Jahren gegründete praktische Industrieschule, diese ganz eigenthümliche und für Lyons Gewerbestand höchst wichtige Anstalt schreitet kräftig in ihrem Bemühen fort, mechanische und chemische Kenntnisse nicht bloß durch Lehre und Vortrag, sondern auch durch eigene Versuche der Zöglinge in Umlauf zu bringen. Es ist eine Lust, die jungen Leute an ihren Tischen dem Vortrag des Lehrers mit ihren mechanischen und chemischen Operationen folgen zu sehen. So ist bei uns also nicht Alles zu lobeln. Manches sogar sehr lobenswerth.

Bei der Preisvertheilung im Collège royal und der öffentlichen Anekdote des Rectors an die Schüler, ward mir der große Unterschied zwischen deutscher und französischer Schulerziehung und Bildung recht klar. Was würden deutsche Konsistorien und Ministerien zu folgenden Worten sagen: *Cardon religieusement cette impression (der Pariser Juliusereignisse), Messieurs; attachez vous à ce souvenir; qu'il soit pour vous un encouragement et une leçon. Voyez-y la preuve que déjà votre éducation vous lie à tous les intérêts, à tous les mouvements, à toutes les palpitations de la société. Trouvez-y surtout cette conviction utile, que vos devoirs doivent s'animer et se proportionner au but plus large que vous assigne le nouvel ordre de choses, ouvert à notre patrie. La conquête de la liberté ne saurait affranchir d'aucun devoir; loin de là, elle impose à tous de plus grandes obligations, et chacun de vous à sa part dans cet honorable surcroît de zèle public, dans cette émulation de bien que la France reclame aujourd'hui de tous les Français. Hommes, elle nous veut plus réfléchis, plus sages pour marcher d'un pas plus sur à tous les développemens de la raison. Enfants, elle vous veut plus avides des lumières de cette même raison, dont la science, la vertu, la religion sont les formes les plus pures, comme la liberté en est le resultat le plus parfait. Acceptez, accomplissez par de fortes études cet engagement sacré etc.* Wenn es auch in Deutschland erlaubt wäre, in einem Schulkollegium so zur Neben Jugend zu sprechen, so möchte es doch schwer seyn, einen Herrn Rector oder Consrector zu finden, bei dem solche Gedanken und Worte aus dem Herzen auf die Zunge kämen. Der französische Sprecher war ehemals Professor am Collège Henri IV. in Paris, wo der jetzigen Königs Ebhne mit den Andern auf einer Schulbank saßen. (Schluß des dritten Briefs.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Veränderungen im Tuileriegarten.

Der ursprüngliche Plan des Tuileriegartens hat seit seiner Anlage schon manche andere Veränderungen erlitten, und die großen, halbzyrkelrunden, marmornen Stige, die vom Maler

David, nach dem Muster antiker Stige aus Herculanium, wenn sie nicht irre, angelegt worden sind, lagen gewiß nicht im Plane Lendres. Ehemals befanden sich in diesem Garten Lauben, wie sie zu Anfang des 18ten Jahrhunderts Mode waren; auch diese sind längst weggefallen, so wie manches Andere. Mit Unrecht also beklagen sich die Pariser, daß man Lendres Plan verderbe; er ist schon lange nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Die Anlagen des jetzigen Königs verschmähren den Garten eben nicht; allein man kann doch auch nicht sagen, daß sie ihn verunstalten. Auf beiden Seiten des großen Eingangs in der Mitte hat er nämlich ungefähr 100 Quadratsaube genommen, dieselben mit einem schmalen, kaum bemerkbaren Graben und Eisengitter umgeben, doch so, daß die eingeschlossenen Gartenbeete den umhergehenden Spaziergängern völlig sichtbar sind; zwischen den Gartenbeeten sind einige Bildsäulen aufgerichtet. Allerdings wird der öffentliche Spaziergang dadurch ein wenig beschränkt, aber doch nicht der angenehme Theil des Gartens, der nicht in dem leeren Raume vor dem Schlosse, sondern in den mit alten Bäumen dicht bepflanzen Spaziergängen nach den Champs Elysées hin besteht, und an denen nicht das Mindeste verändert worden ist. Die Anlage erforderte eine ungeheure Arbeit. Es mußte ein terrassenartig angelegtes Erdreich ganz umgewälzt, Mauerwerk hundert Schritte weiter angelegt, ein Graben aufgemauert, Bildsäulen mit ihren Postamenten ebenfalls weiter weggeschoben werden u. s. w. Der König konnte sich nicht verhehlen, daß, so lange diese Arbeit bauerte, die müßigen Spaziergänger beständig murren würden; er ließ daher eine Menge Arbeiter anstellen, und diese mußten sogar Abends bei Nacht arbeiten, um das Werk so schnell als möglich zu Ende zu bringen. In der That sind ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit die Anlagen mit einer bewundernswürdigen Schnelle vollendet worden. Jetzt, da sie so ziemlich fertig sind, hört auch das Marsiren auf und mit diesem das Wiegeln in den Tagebildern. Ich weiß recht wohl, daß man den Großen nicht leicht erlauben darf, dem Volke etwas von dem Seinigen zu nehmen, sey es auch nur ein Ort zur Erholung; Viele haben eine Neigung, sich auf Kosten der Staatsgüter zu bereichern. Das Volk muß also mit großer Eifersucht über das Staatseigenthum wachen, und als ein solches darf man einen öffentlichen Lustgarten betrachten. Wer dem Volke heute 100 Quadratsaube raubt, kann ihm morgen 200 und zuletzt den ganzen Garten rauben. Nun zahlen aber die Pariser so viel Steuern, daß sie mit Recht verlangen können, im Besitze des Tuileriegartens zu bleiben. Andernseits jedoch kann man dem Könige nicht verargen, daß er ein Gärten zu haben wünscht, womit sich kaum ein reicher Privatmann begnügen würde. Daß hinter dem Schlosse kein Platz für die königliche Familie vorbehalten war, mußte als ein großer Fehler im Lendreschen Plane angesehen werden. Freilich wohnten ehemals die Könige meistens in Versailles und kamen nur zu Zeiten in ihre Hauptstadt. Soll nun der König mitten unter den Pariser wohnen, so muß man ihm doch auch ein Gärten unter seinen Fenstern verordnen. Es ist immer besser, daß er sich zwischen seinen Gartenbeeten vergnügt, als wenn er nach dem Beispiele Karls X. täglich in den Schloß fünfzig Hasen und hundert zusammengetriebene Hasen schäffe, und mit dieser Beschäftigung den Haupttheil des Tages zubrächte. Macht Ludwig Philipp keine andern Eingriffe ins Staatseigenthum, so hat das Volk sich eben nicht über den von ihm gewählten König zu beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O N A T S B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Februar 1832.

Ich, wie traurig steht im Letzern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund verglühem,
Das ein Herz sprechen kann.

Goethe.

Lieder von Adolph Erdber.

1.

Lieder, ihr entschlüßst wie Diebe
Meiner Brust, geht ohne Zaudern,
Das Geheimniß meiner Liebe
Lachend aller Welt zu plandern.

Nun versenk' ich euch zur Strafe
In den Sarg von schwarzen Letzern;
Nehmt euch nur zum langen Schlafe,
Starr wie Lohbe zwischen Brettern.

Mancher büßt sich zu euch nieder,
Keiner wird den Zanber lösen;
Aber Eine weckt euch wieder,
Eine tilgt den Fluch des Bösen.

Mit dem Hauch der jungen Liebe,
Wie ein Auferstehungsbote,
Weckt sie frische Lebenstriebe,
Rüßt euch wach vom starren Tode:

Dann, ihr Lieder, ohne Zaudern
Strebt sie freudig zu umranken:
Euerm Engel mögt ihr plaudern
Meine zärtlichen Gedanken.

2.

Nach ihrem Angesichte
Blick' ich mit Lächeln hin,
Und lese die Geschichte
Vom Paradies darin.

In ihrem Auge blinket
Ein rundes Aepfelein,
Das grüßet mich und winket
Mit seinem süßen Schein.

Und aus des Mundes Ritten
Ein Schlangchen züngelt schon,
Ist leis herfürgeglitten
Und lockt mit hellem Ton.

Und leid' ich auch Beschwerden,
Und büß' ich es mit Weh:
Du sollt mein eigen werden,
Du Lieb Aepfelein!

3.

Durch die Nacht, in weite Ferne
Schreit' ich längs dem Felsenhang;
Doch die lieben goldnen Sterne
Leuchten mir den Pfad entlang.

Woh! sie trat in ihrem Stübchen
Wohl an's runde Fensterlein?
Eben guckte wohl mein Liebchen
Tief ins Mondenlicht hinein?

Bleibe, treuer Mond, o bleibe
Fest am himmelblauen Grund!
Volle, blanke Silberscheibe,
Wärst ein Spiegel da zur Stund!

Au die Liebste ließ' ich gerne
Gruß und Kuß durch dich ergehen,
Möchte sie aus weiter Ferne
Mir herzlich lächeln sehn!

4.

Wißt dein Herz, o Liebchen,
Wißt zurück dein Pfand?
Meinst, ich sey ein Diebchen,
Hab' es dir entwandt?

Nein! Ich schloß es eilig
In mein Kistchen ein;
Legt' es treu und heilig
In die Brust hinein.

Sieh, da wuchs in meines
Tief dein Herz herein —
Weiß nicht mehr, wo deines,
Weiß nicht, welches mein.

5.

Von einem Tempel ist mir kund:
Wann offen seine Pforte stund,
War Krieg entflammt, und Friede sproß,
Wann sich die Pforte wieder schloß.

Mein Auge solch ein Tempel ist.
Die lange bange Lebensfrist,
Solang es offen, brennt ein Streit
In meinem Herzen allezeit.

Drück', Liebchen, an mein Herz die Hand;
Spürst du des Kampfes heißen Brand?
Und wohnt hier innen Todesruh,
So schließe du die Pforte zu.

D a s w e i b l i c h e H e r z.

(Fortsetzung.)

Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Sie ward und sein Opfer oder seine Brant — welches von beiden war sie? — ansuchen? Wozu? Sie war mit ihm entflohen, das Unglück war geschehen; er konnte es wieder

gutmachen, und er allein. In der peinlichsten Stunde erwarteten wir Briefe; zitternd durchsuchten wir Tag für Tag die Postungen, ob nicht ihre Verbindung angekündigt werde. Wochen vergingen, immer die gleiche Spannung; aber Mrs. Capels Körper begann, ihrem Kummer zu unterliegen. Endlich ward das Räthsel gelöst; ich erhielt von Vernon einen Brief aus Lausanne, folgenden Inhalts:

„Sie müssen mich für einen Schurken halten — und ich bin es auch, aber kein leichtfertiger, wie ich Ihnen zu beweisen mir getraue, wenn Sie geduldig diese Zeilen durchlesen wollen. Ich will Ihnen erklären, wie alles kam, will mich nicht schonen. Ich habe schändlich gehandelt; allein wer konnte der Versuchung widerstehen? Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen. Sie mußten bemerkt haben, in der That, ich bin überzeugt, daß Sie bemerkt haben, welchen Eindruck ihre Schönheit auf mich machte, da ich sie zum ersten Mal sah: die Frische Ihres ganzen Wesens erregte in mir ein sehr zusammengesetztes Gefühl, in dem ich selbst nur die Neugierde deutlich unterscheiden konnte. Ich kam mit ihr zusammen, und eben die letztgenannte Empfindung trieb mich an, ihr Wesen näher zu erforschen. Es war mir ein völlig neues, unbekanntes. Ich glaubte, meine Gefühle völlig in meiner Gewalt zu haben, während ich meine Neugierde befriedigte, und suchte auf keine Weise, bei ihr Zuneigung für mich zu erwecken. Doch ich täuschte mich selbst in jeder Hinsicht. Ein solches Verhältniß konnte nicht lange ungestraft fortgesetzt werden. Durch den fortwährenden Umgang mit einem Geschöpfe, wie sie, da ich jeden Tag neue Vorzüge des Geistes und Herzens entdeckte, mußte wohl das Interesse, das mich bewogen, mich ihr zu nähern, ehe ich mich bestimmen konnte, einem andern Gefühle Platz machen. Mit einem Wort, ehe mir ein Gedanke an die Thorheit und Verwerflichkeit meines Betragens kam, liebten wir beide leidenschaftlich und hatten uns gegenseitig unsere Liebe gestanden.“

„Um diese Zeit nahmen Sie mich mit in die Stadt; ich sah, Sie bewachten argwöhnlich meine Schritte, und dieß öffnete mir die Augen über meine Abscheulichkeit. Ich verließ die Gegend, ohne Abschied in der Hütte zu nehmen, und beschloß, sie nicht mehr zu sehen. Ich schrieb ihr endlich — und damals war es mir Ernst damit — mein letztes Lebenswohl. Sie beantwortete meinen Brief mit der ihr eigenthümlichen Freimüthigkeit; ihr ganzes Herz lag aufgeschlossen vor mir; ich konnte meinem Entschlusse nicht treu bleiben — ich schrieb wieder; ein Brief folgte dem andern, und endlich kam ich zum zweiten Mal in die Gegend. Da wurde denn bei mir die Leidenschaft vollkommen Meister über Vernunft und Grundzüge, und ich schwor, sie solle die Reineige werde, es möge kosten, was es wolle. Und nun muß ich Ihnen anvertrauen,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

ber, stieg vom Pferde und begab sich mit Katinka zum Gouverneur.

Wir verweilen nicht bei der Angst des armen Geschöpfes, als es sich in der Gewalt des gräßlichen Türken sah; sie wußte lediglich nicht, was ihrer wartete. Wie groß war aber ihre Freude, als sie bei dem Moogelim die Fremde ihrer Herrschaft traf und jener ihr sagte, sie solle wieder zu ihrer guten Frau gebracht werden, die übrigens bereits nach Konstantinopel abgereist war; denn S. hatte die Fenster lichten lassen, sobald er sah, daß die Sache eine gute Wendung nahm. Der englische Konsul bot der schönen Cerigotin sein Haus an, bis ein anderes Fahrzeug nach Konstantinopel unter Segel gehe; es wurde aber beschloffen, die Auslieferung mit großem Pomp vorzunehmen, um den den Franken angethanen Schimpf zu rächen und die Griechen, die schon gedemüthigt genug waren, noch mehr zu demüthigen. Am Abend desselben Tages also, zur Stunde, wo Empreas bunte Bevölkerung den gewohnten Spaziergang antrat; wo aus den Häusern der Christen, wie gewöhnlich, die schönst schwarzaugigen Mädchen strömten, und man sich überall vom Lärm am Morgen unterhielt, erschien Hadys, in einem karminrothen Mantel, seinen schönsten Turban um den Kopf, auf einem prächtig aufgeschirrten Roß, hinter sich auf der Croupe die schöne Cerigotin. Ein starker Trupp von Türken und Albanern zog hinterher. Der Zug ging vom türkischen Quartier in das fränkische; Hadys blickte so stolz wie ein Triumphtor um sich, und an der Thüre des Konsuls angelangt, setzte er das zitternde Mädchen ab.

Wenige Tage nachher schiffte die schöne Katinka nach Konstantinopel, die Griechen aber wurden für die begangenen Ausschweifungen geächtigt. Katinkas Bruder erhielt die Bastonade, viele Cerigoten und andere Griechen wurden eingesperrt und der Erzbischof mußte eine Buße von fünfzigtausend türkischen Pfennigen erlegen. Der Handel stockte damals in der Levante, die Einnahme von den Zöllen war nichts weniger als befriedigend; höchlich erfreut, die Griechen wieder einmal in das Garn bekommen zu haben, strich der Gouverneur die Buße schmunzelnd ein, und vergaß nicht zu rufen: Gott ist groß!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Statistik der Theaterstücke im Jahr 1831.

Schon lange nicht mehr, oder vielleicht niemals hat die dramatische Kunst in Paris so viel hervorgebracht, als im jüngst verflohenen Jahre. Wenn die Stücke sich der Zahl zweihundert näherten, so war dies erstaunlich viel, und manchmal belief sich die Zahl der neuen Produkte nur auf ungefähr 150. Im vorigen Jahre ist sie bekanntlich auf 272 gestiegen. Gewiß ist diese Stadt in der Welt, die in einem Jahre solch eine ungeheure Menge von Theaterstücken hervorbringt, und vielleicht, wenn man alle im vorigen Jahre erschienenen Theaterstücke zusammenrechnete, würde es sich finden, daß Paris

wo nicht mehr, doch eben so viel hervorgebracht hat, als die ganze übrige Welt. Offenbar ist dies eine Folge der Theaterfreiheit und der dadurch vermehrten Lust, das Theater zu besuchen. In Ländern, wo selbst ein Schiller nicht auf die Bühne gebracht werden kann, ohne verhöhnt und verungelt zu werden, kann unmöglich ein Dichter mit Lust und Muße für's Theater arbeiten. Der Gebante an die Censur des Censors schwebt wie ein Damoclesschwert vor seinen Augen und hemmt den freien Schwung seines Geistes, und gesetzt auch, er bringt es dahin, daß in einem kleinen Landchen seine Stücke aufgeführt werden, so fehlt ihm doch immer noch das große Publikum, dessen Beifall ihn aufmuntern und beseligen kann. Man weiß ja, wie idyllisch die Polizei in mehreren großen Städten mit den Theaterstücken verfährt, und wie sogar Opern, die doch wahrlich keinen Aufbruch verursachen werden, keine Gnade vor einer misstrauischen Obrigkeit finden. In solchen Ländern mag es gute Dichter geben; aber die Regierung darf von ihnen nicht erwarten, daß sie die Nationalbühne in Flor bringen. Anderswo, z. B. in England, fehlt es eben nicht an Theaterfreiheit, obschon der Lord Chamberlain von Zeit zu Zeit auch plump dreinschlägt; allein es fehlt dort an dem allgemeinen Geschmack des Publikums für's Theater; nicht als ob es in London nicht viele Theater gäbe und als ob dieselben nicht sehr besucht würden; allein die Schenken und Alkohäuser werden noch weit häufiger besucht, und die Mehrzahl der Zuschauer in den meisten Schauspielhäusern besteht aus rohen Menschen, die keine Vorkenntnisse, kein ästhetisches Gefühl mitbringen, und denen eine berbe Pötte die größte Ergötlichkeit ist und das Höchste in der Kunst scheint. Daher kommt es denn auch, daß Frankreich jetzt die ganze Welt mit Theaterstücken versieht. Man gehe in welches Land man wolle, überall wird man Uebersetzungen und Nachahmungen neuerer französischer Theaterstücke im Besitz der Bühnen finden, und zwar nicht bloß Lust- oder Trauerspiele, sondern Stücke aus allen möglichen Gattungen der Dramatik. Opern, Melodramen und besonders Vaudevilles, die fruchtbarste Gattung der französischen Theaterkunst. Selbst in Amerika und in Asien bleiben die neuern Produkte der französischen Bühne nicht unbekannt. Scribe kann sich rühmen, daß er der ganzen dramatischen Welt Beschäftigung gibt. Royebue's Gewandtheit, Fruchtbarkeit und Duseu war nichts gegen die seinigen; man ahmte Royebue einige Stücke nach, da die andern selbst nur Nachahmungen waren. Scribes Stücke gehen fast alle auf fremde Bühnen über und seine Opern und Operetten sind gleichsam ein Gemeingut aller Bühnen geworden; einige derselben haben sogar schon die Ehre gehabt, als gefährliche demagogische Untriebe geächtet zu werden, obschon Scribe wahrlich nicht der Mann dazu ist, sich um Demagogie, noch um Despotismus zu kümmern; auch ist es ihm völlig gleichgültig, ob man anderswo seine „Stimme von Vortice“ für bedenklich hält oder nicht. In Frankreich hält man sie nicht für bedenklich, sondern nur für etwas abgenutzt, weil sie allzu häufig dargegestellt worden ist, und so wird es dem Robert le diable, der jetzt die Pariser herbezieht, in der Folge auch gehen. Fragt man nun aber, was von den 171 Vaudevilles, die im Jahre 1831 auf den Pariser Bühnen zum erstenmal aufgeführt worden sind, übrig geblieben ist, so muß man freilich antworten: wenig, höchstens 20 Stücke. Es gingen also von jener Summe etwa 150 Stücke verloren; leider, ja; es wäre möglich, daß etwa 30 oder 40 Stücke noch von Zeit zu Zeit in Begleitung anderer und besserer Werke erschienen; aber auf jeden Fall wird ihr Leben nicht lang sein, denn sie sind jetzt schon halb todt. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 10. Februar 1832.

— Es trägt du dein Verbrechen,
 Das du aufgeladen hast;
 Aber schwerer jeden Schritt,
 Immer schwerer wird die Last,
 Bis des Trägers Antee brechen.

Müller.

Das weibliche Herz.

(Beschluss.)

„Dies ist so kurz als möglich unsere Geschichte. Daß ich Fanny schreckliches Unrecht gethan, rüht mir mein Gewissen jeden Augenblick auf's Strengste vor; aber durch mein künftiges Benehmen hoffe ich sie so glücklich zu machen, als es in unserer Lage immer möglich ist. Was vornehmlich diesem Elend im Wege steht, ist ihr Kummer wegen ihrer Mutter. Ohne die Verzeihung einer solchen Mutter muß sie ewig unglücklich seyn. Durch Sie, theurer Freund, soll, hoffen wir, diese Ausöhnung zu Stande kommen. In dieser Absicht schreibe ich diese Seiten an Sie. Ich konnte mich nicht an dieselbe wenden, und Fanny wagt es nicht. Machen Sie von diesem Brief nach Ihrem Gutbefinden Gebrauch, wir vertrauen Ihrer Freundschaft für uns beide. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Bangigkeit wir einer Antwort von Ihnen entgegensehen.“

Dies war Vernons Brief. Ich vermag nicht, zu schildern, in welchem Sturme von Gefühlen ich ihn las. Arme, arme Fanny! ja, ich konnte jedes Schrittchen nachweisen, das sie ihrem Falle entgegenführte. Ihr lebhaftes, feuriges Gemüth, arglos, reizbar, empfänglich für Alles, was ihr edel und liebenswürdig erschien, riß sie hin, und ehe sie nur wußte, daß ihr Herz einen Gegenstand gefunden, war es unaufhörlich gefesselt; und am

Ende stürzte sie die Dankbarkeit für das Vertrauen, das der Geliebte ihr geschenkt, ein Vertrauen, das ihn noch vor wenigen Wochen ihr völlig entfremdet hätte, vollends ins Verderben. Die Leidenschaft hatte sie in den Zustand versetzt, in dem man nicht mehr folgerecht denken, nur lebhaft fühlen kann. Und Vernon — so groß das Elend war, das er über Mutter und Tochter gebracht, ich konnte ihn doch nur bemitleiden. Sein Fehler ward nicht bei kaltem Blute begangen; allerdings handelte er in der letzten Zeit mit Vorbedacht, aber schon hastete der Widerhaken in seinem, wie in ihrem Herzen; seine Grundzüge hätten mögen noch so stark seyn — Leidenschaft, die Allmacht der Leidenschaft hätte sie endlich doch überwältigt.

Ich fand Mrs. Capel mit ihrem Strickzeug in den Händen, ohne daß sie jedoch arbeitete; ihre Augen schwammen in Thränen und waren starr auf ein Gemälde geheftet, das ihr gegenüber hing; es stellte ihre Tochter vor, wie sie als Kind von fünf Jahren mit einer Pomeranze spielt. Sobald ich eintrat, bemerkte sie, daß ich ihr etwas mitzutheilen hatte, und zwar etwas Trauriges. „Gott!“ rief sie, „sprechen Sie! — Alles ist besser, als Ungewißheit, und wenn es auch das Schlimmste wäre!“ Ich sagte ihr, ich habe von Sir Edward einen Brief bekommen, und machte sie nach und nach mit dem ganzen Inhalt desselben bekannt. Sie schien im Innersten ergriffen, da sie ihre düstersten Ahnungen bestätigt sah. „Ihr verzeihen! ja, armes, verlorenes, theures, allzu-

theures Kind! Ich verzeihe dir von ganzem Herzen! Aber ich kann sie nicht sehen,“ rief sie plötzlich, „ich kann sie nicht sehen, so lange sie in Schande lebt; ich kann es nicht. Sagen Sie Ihr, mein Herr, ich verzeihe ihr von Herzen, oder bringen Sie mir Ihren Brief, ich will just diese Worte nur an den Rand setzen; und nun, mein Herr, lassen Sie mich; ich muß Trost suchen, wo er allein zu finden ist!“

Ich besuchte Mrs. Capel absichtlich erst am dritten Tage wieder; aber wie erschrad ich da über die schreckliche Veränderung, die in diesen acht-und-vierzig Stunden mit ihr vorgegangen war. Verzweiflung sprach aus ihren eingefallenen Augen und der Tod, der Tod eines gebrochenen Herzens hatte seinen Finger auf ihre Wange gelegt. Sie fragte mich, ob ich geschrieben habe. Ich bejahte es. „Geben Sie mir Ihren Brief!“ sprach sie. Ich legte die Zeilen mit einer Feder vor sie hin. Sie schrieb mit zitternder Hand die Worte: „Ich verzeihe Dir, Fanny! Gott der Allmächtige segne Dich, mein einziges, mein theures Kind, und möge Er Dich auf den Pfad der Tugend zurückführen!“ Sie legte die Feder nieder und sank erschöpft in ihren Sitz zurück.

Am Schluß meines Briefs an Edward verschwieg ich ihm den Zustand von Mrs. Capels Gesundheit nicht. „Wenn noch etwas sie retten kann,“ setzte ich hinzu, „so ist es die Rückkehr ihrer Tochter. Wenn, Ihr Herz war sonst gut; wenn es nicht zum Steine geworden ist, so können Sie dieser Aufforderung nicht widerstehen. Die unglückliche Frau steht am Rande des Grabes, und, guter Gott! was ist Schuld daran! Eilen Sie, ich beschwöre Sie! wenn Sie wieder Seelenruhe finden wollen, leisten Sie den dürftigen Erfaß, den Sie noch leisten können: bringen Sie Fanny zu Ihrer Mutter zurück!“

Ich konnte der Mutter, ohne eine Zusicherung von Sir Edward, wenig Hoffnung machen, daß ihre Tochter zurückkehren werde. Ein Tag nach dem andern verging, und immer war die Zeit noch fern, da ich von Vernon Antwort erhalten konnte; ich sah voraus, sie kam zu spät. Die Kranke schwand schnell dahin; jeden Tag ward sie schwächer und schwächer; sie sprach wenig, klagte nie, aber der Tod hatte mit frostiger Hand an ihr Leben gegriffen. Drei Wochen, nachdem ich Sir Edwards Brief erhalten, war sie todt. Ihr Ende war ruhig und ihr letzter Athemzug ein Gebet für ihre Tochter.

Ich geleitete ihre Leiche zum Grab. Das Trauergeselle bestand bloß aus ihrer Krankenwärterin, ihrer alten Dienerin — sie war Fannys Waise gewesen — und mir. Der Kirchhof liegt am Ende der Straße, in welcher Mrs. Capels Hütte steht. Der kleine Leichenzug brangte eben zum Thore ein, als wir hinter uns das Rauseln eines Wagens vernahmen, und wir sahen einen vier-spännigen Wagen rasch die Straße herauffahren. Wie ein Blitzstrahl

durchquerte mich der Gedanke an sie, ich starrte an allen Gliedern, aber schwieg; ich konnte mich irren.

Ich irrte mich nicht. Als der Zug bei dem Grabe ankam, erreichte der Wagen das Kirchhofsthor; es stieg auf, und eine weibliche Gestalt, die wir im Augenblick alle erkannten, stürzte den Weg daher und warf sich mit einem Schrei der Verzweiflung auf den Sarg. Wir eilten, sie aufzurichten; sie war besinnungslos. — Ach, arme Fanny! Nie hat sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt.

Ueber das Alter der Cholera.

Viele Beobachter sind bekanntlich der Meinung, die Cholera sey im Jahr 1816 zu Lessore in Indien am Flusse Bolrub, einem der zahlreichen Gangesarme, zuerst ausgebrochen. Die Traditionen über die frühere Existenz der Seuche in jenen Ländern waren bisher zu schwankend, als daß man etwas darauf hätte bauen können; die folgenden Aufschlüsse, welche der englische Standard gibt, und welche beweisen, daß die Cholera keineswegs neuern Ursprungs, sondern schon im achtzehnten Jahrhundert in Asien und Europa aufgetreten ist, sind daher der Mittheilung werth.

In einem Anhang zu einer Predigt des Dr. Eroly liest man die Beschreibung einer Krankheit, welche in Carnatica in Indien im Jahr 1774 wüthete. Die Symptome derselben haben so große Aehnlichkeit mit denen der sogenannten asiatischen Cholera, daß man an ihrer Identität kaum zweifeln kann. Dr. Eroly erzählt, in einem von der Mission zu Madras l. J. 1774 geschriebenen Brief sey von einer Seuche die Rede, welche zu Trupadi, im gebirgigen Lande im nordwestlichen Theil der Halbinsel, ausgebrochen sey. Nach dieser Stadt wallfahrten jährlich im Monat September die Indier in unzähliger Menge, um daselbst ihre religiösen Gebräuche zu verrichten und ihren Göttern Opfer zu bringen. Die Krankheit brach gerade zur Zeit dieser Wallfahrt aus, und von der zahllosen Menge der Pilger kam kaum die Hälfte nach Hause, und zwar nicht froh, unter Freudengesängen, wie sonst, sondern in der größten Bestürzung; denn als eben die Ceremonie zu Ende und die Opfer dargebracht waren, kam auf einmal eine so schreckliche Sterblichkeit unter sie, daß man unmöglich alle Leichen verbrennen konnte, und viele Tausende den Raubthieren überlassen werden mußten. Derselbe Seuche erschien darauf zu Madras und in vielen andern Städten. Kolik und Erbrechen waren die Hauptsymptome des schrecklichen Uebels. Der Kranke unterlag gewöhnlich am zweiten oder dritten Tag. Man könnte, meint der Missionär in seinem Brief, die Seuche die indische Pest nennen, denn in Europa weiß man nichts von derselben. Am natürlichsten lasse sich wohl

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Widungen der Theaterfreiheit.

Da sieht man, rasen einige Feinde der Julirevolution aus, was es mit der so lange gewünschten und verlangten und endlich erklärten Theaterfreiheit auf sich hat! man hat nur desto mehr schlechte Stücke geschrieben; weiter hat das Publikum keinen Vortheil davon genossen. Verzeihen Sie, meine Herrn, das Publikum hat das Vergnügen gehabt, die Stücke so aufzuführen zu sehen, wie sie die Phantasie der Dichter geschaffen, und nicht, wie sie die Schwere der Censoren, oder das scharfe Messer der Polizei zugeschliffen oder verstümmelt hat. Das Publikum hat manche unreife Frucht, mancher Monstrosität auf dem Brettern vorbeigehen sehen; was ihm mißfallen, hat es selbst als kompetenter Richter verworfen und das Bessere beibehalten. Nehmen wir als Beispiel das Trauerspiel „Peter III., Kaiser von Rußland.“ von dem ganz jungen Schriftsteller Victor Escouffe, über dessen erste Aufführung ich neulich Bericht erstattet habe. Solch ein Stück wäre ohne die eroberte Theaterfreiheit gar nicht aufgeführt worden. Die Regierung hätte gesagt: junger Mann, wir wollen uns mit dem russischen Kabinette nicht entzweien; der russische Gesandte könnte uns fragen: warum verstatet ihr die Aufführung eines solchen Stückes, indes wir in Petersburg und Moskau so ängstlich sind, daß wir auch nicht die entfernteste Anspielung auf Politik und neuere Geschichte erlauben, damit unsere Unterthanen keine andern Gedanken bekommen, als diejenigen, die wir ihnen eingeben wollen. Eine Hand wäscht die andere. Wir streichen in Rußland den dramatischen Dichtern gewaltig viel; also seyn Sie so gut, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Sehen Sie, würde die Regierung ferner zu dem jungen Dichter gesagt haben, es wäre uns unangenehm, solch eine Reklame von einem fremden Gesandten zu bekommen. Besser ist es also, wir deugen dieser Unannehmlichkeit vor und bitten Sie, Ihr Trauerspiel in Ihr Pult tief zu verstecken. Der junge Dichter würde sich dies zu Gemüthe geführt und achtet haben; wähle ich einen andern Stoff aus der neuern Geschichte, so finde ich wieder einen Stein des Anstoßes; beziehe sich der Inhalt auf Frankreich, so findet sich die französische Regierung getroffen; nehme ich einen Stoff aus der Geschichte eines andern Landes, so wird der Regierung bange, es möchte der Regierung dieses Landes mißfallen; in beiden Fällen würde man für gut finden, mein Trauerspiel zurückzuweisen, oder es so unbarmherzig verstümmeln, daß es mir eben so lieb wäre, es gar nicht aufzuführen zu lassen. Besser thue ich also, wenn ich mich in die abgedroschene griechische und römische Geschichte hineinwerfe; da diese in der Diplomatie nichts mehr gilt, so werde ich wohl ungehindert durchkommen; das Publikum wird zwar keinen großen Antheil an meinem Produkte nehmen, allein man wird mein Stück doch wenigstens auführen. Und nun würde der junge Dichter einen alten Stoff zur Hand nehmen und denselben auf seine Weise zuschneiden. Das Publikum würde gähnen, und nach einigen Darstellungen, wenn das Stück nicht schlecht angelegt wäre, würde dasselbe mit so vielen andern ins Grab der Vergessenheit sinken. Statt dessen hat der junge Dichter volle Freiheit genossen, seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Er hat geglaubt, eine historische Begebenheit aus der neuern Geschichte Rußlands müsse, wenn sie kräftig dramatisirt werde, einen tiefen Eindruck machen, und somit hat er das tragische Ende Peters III. als dramati-

sehen Stoff behandelt. Freilich hat das Publikum demselben keinen großen Beifall geschenkt, und nach einigen Darstellungen hat der Verfasser oder die Direction es für gut gefunden, es nicht mehr aufzuführen zu lassen. Jetzt weiß aber der junge Dichter, daß er den Stoff entweder schlecht gewählt, oder nicht so behandelt hat, daß er allgemeinen Beifall erhalten konnte. Er denkt darüber nach, bemerkt die Fehler, die er begangen, begreift, warum die unreife Frucht verworfen worden ist, und hat er nun Verstand, so sucht er etwas Reiferes und Würdigeres hervorzubringen. Das Dichten ist ihm nicht verkümmert worden, wohl aber das unüberlegte. Sein Geist behält seinen Schwung und wird durch keine Tyrannische Machtstreichen gelähmt. Das wäre meines Erachtens die beste Wirkung der Theaterfreiheit. Man muß sich wundern, daß unter den 272 neuen Stücken, die im Laufe des vorigen Jahres gegeben worden sind, nur zwei Trauerspiele angeführt werden. Gesezt, man habe sich auch um die Hälfte verrechnet, so gäbe dies doch immer nur vier Stücke jener Gattung unter 272 neuen Produkten. Vielleicht sind niemals so wenig neue Tragödien aufgeführt worden. Freilich gibt es unter den 27 Dramen und 30 Melodramen mehrere Stücke, die eben so gut Trauerspiele genannt werden könnten, wenn sie in Versen geschrieben wären; aber der eigentlichen Trauerspiele, ich meine der versifizirten, hat das vorige Jahr aufserst wenige abgeworfen. Sollte dies etwa eine Folge der Julirevolution seyn? dies wäre eine sonderbare Erscheinung. Uebrigens beweist schon die Menge der in Paris vorhandenen Bühnen für Vaudevilles, daß diese Gattung jetzt die beliebteste ist. Die Aufmerksamkeit des Publikums ist mit großen Weltschmerzlichkeiten beschäftigt, und es sucht meistens im Theater nur eine leichte Zerstreuung. Kleine Vaudevilles heitern Inhalt eignen sich vortreflich dazu; daher wohl die festliche Wortliebe des Publikums in dieser Gattung; und die Menge von Theatern, welche sie darstellen. Das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, welche nebst dem Odeon allein Trauerspiele auführt, hatte im vorigen Jahre wenig Zuspruch, und mehrere Dichter, welche sonst für dasselbe arbeiteten, haben es verlassen, um für kleinere Theater zu schreiben, von denen die Stücke schnell aufgeführt und auch wohl belohnt werden, wenn sie Beifall erhalten. Vielleicht kommt bei ruhigeren Zeiten dem Publikum der Geschmack an der erhabenen Tragödie wieder, vielleicht erscheint einmal wieder ein Talma am Théâtre français, und dann wird es auch den Dichtern nicht mehr an Lust mangeln, sich in diesem schwierigen Fache zu versuchen. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß die Schwierigkeiten, originelle Stücke zu liefern, für die Dichter stets größer werden. So viele erdenkliche Kombinationen und Situationen sind auf der Bühne von den Pariser Dichtern verbraucht worden, daß das Auffinden ganz neuer eine harte Arbeit wird, und Geistes, denen das Erfinden ein Spiel ist, werden nicht alle Tage geboren.

(Die Fortsetzung folgt.)

B e r i c h t i g u n g.

In der letzten Ebarade ist statt: Doch wehe, wenn Natur das ihm verbent, — zu lesen: Doch wehe, wenn Natur uns ihm verbent.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 11. F e b r u a r 1832.

Titel: — Falstaff, der ist todt,
Und uns muß weß drum seyn.

Shakespeare.
Sohns V.

M a y e u x.

Wer kennt nicht Monsieur Mayeux, den neckischen Kobold, den buckligsten, spöttischen, liederlichen, geistreichen Ueberall und Nirgends des modernen Paris? Diese wirklich interessante Figur, welche sich die Pariser zum Träger ihres Witzes geschaffen haben, ist ihnen etnerseits, nur in noch weiterem Sinne, was Pasquino den Römern ist oder vielmehr war. Seine burleske Figur dient dazu, die Tagesgeschichte in tausend Herrbildern zu personifiziren, in seinen Mund werden alle lustigen, beißenden Einfälle, alle Stadtlatschereien gelegt. Hat irgend eine bedeutende Person sich in den Augen der Pariser lächerlich gemacht, so ist sogleich Mayeux bei der Hand, und drei, vier Worte aus seinem Munde unter einem lustigen Herrbilde, auf dem die possierliche Person immer die Hauptfigur ist, reichen hin, die Sache in das hellste Licht zu setzen. So machte Ludwig Philipp nach seiner Thronbesteigung die Franzosen wiederholt darauf aufmerksam, daß er als Soldat der Republik bei Jemappes und Valmy gefochten habe. Da trat Monsieur Mayeux auf einem Karraturblatte auf und gab mit wenigen Worten, aber höchst deutlich zu verstehen, man wisse die Sache jetzt so genau, daß es vorerst keiner weitem Erinnerung mehr bedürfe. — Verrichtet nun aber Mayeux wirklich die Funktion des Pasquino, so erinnert er anderwärts wieder an Falstaff. Mayeux ist Grenadier der Nationalgarde, und der Pariser persifflirt sich gleich-

sam selbst in diesem vier Fuß hohen Burschen mit der ungeheuren Bärenmühe. Aus diesem Gesichtspunkt ist der Nekrolog Mayeux's von Bazin, einem der beliebtesten Pariser Belletristen, aufgefaßt. Er schreibt den Nekrolog des lustigen Gesellen, weil sein Bild allerdings in den wetterwendischen Köpfen der Pariser zu erblicken beglunt, und zu befürchten steht, er werde in Kurzem nicht viel mehr seyn, als sein so tief herabgekommener Bruder Pasquino zu Rom.

Wir theilen diese Skizze mit, weil die Schöpfung und die ganze Konstitution dieses Pariser Falstaff-Pasquino für den ganzen gesellschaftlichen Zustand des neuen Frankreichs sehr charakteristisch ist.

* * *

Frankreich hat einen seiner besten Bürger, die Freiheit einen ihrer glühendsten Vertheidiger, die öffentliche Ordnung eine ihrer größten Stützen verloren. Der Mann, der durch seine seltsamen Fahrten, seine Abenteuer der mannichfaltigsten Art, ganz Paris mit sich beschäftigte, jenes seltsame, spöttische Wesen, das für jede Albernheit ein Epigramm, für jeden Mißgriff einen Witz, für jeden Kummer einen Spas bei der Hand hatte, das die Begebenheiten unserer Zeit am richtigsten zu beurtheilen mußte, in dem unser Groß, unser Entschadmas, unsere Leichtgläubigkeit personifizirt erschienen: dieser Mann war der Lypus der Jahre 1830 und 1831, war die Maske, in der wir sammt und sonders

all' unsere Thorheiten, Mißgriffe, Ueberrheiten erkann-
ten, indem wir sie ihm anbürdeten. Diese populärste aller
Popularitäten, Mapeur ist nicht mehr; er verschied
am 23. December 1831 am Tage Sainte Victoire, und zwar
an Langeweile und Verstümmung, an einer bisher unbe-
kannten Art Schwindsucht. Die Aerzte haben, nach ih-
rer Manier, alle Uebel, die sie nicht heilen können, zu
benennen, besagte Krankheit zur ägetretenen Re-
volution getauft.

Niemand erfuhr von Mapeur's Krankenlager nur das
Mindeste; ja es erschien nicht einmal ein Bulletin von
seinen letzten Leidestagen. Wir alle haben einen Freund
an ihm verloren, alle, Klein und Groß, Reich und Arm,
Legitimisten und Republikaner, besonders ihr sinnreichen
Künstler, die sein ergötzliches Konterfey so oft benutz,
ihre Schriftsteller, die seine Bonmots als eigene Geistes-
früchte zu Markt gebracht; und dennoch schrieb kein Mensch
seinen Namen in das Krankenbesuchregister dieses allge-
meinen Freundes. Er erschien nicht mehr hinter den
Fenstern der Kupferstichläden, man traf ihn nicht mehr
in den Straßen; und so ist denn Mapeur, gleich einem,
in den Tagen unserer jüngsten Revolution im Triumphe
einbergetragenen großen Bürger, gleich dem in einem
Journal des verwichenen Jahrs als Mirabeaus und
Foy's Nachfolger gefeierten Redner, gleich dem Urheber
einer Charte oder dem Stifter einer neuen Religion,
total vergessen! Lange, ehe er den Geist aufgegeben, war
er für uns gestorben, und wohl gerade diese Vernach-
lässigung, dieser Undank, dieser Unbestand der Volks-
gunst haben sein Leben verkürzt. Er schwachtete allein,
verlassen, zum Ladenhüter herabgewürdigt, vom Sclandal
wie von seinem Arzte aufgegeben. Er starb, wie viele
Staatsmänner sterben, mit dem drückenden Gefühle der
Verlassenheit. — Als er fühlte, daß sein letztes Stünd-
lein herannahte, sandte er nach einem Priester, nicht etwa
nach einem von Chateaus französischer Kirche, denn die Lust
zu lachen war ihm vergangen; nein, nach einem guten alten
Pfarrer, der in seinem Priesterrocke die Rue Monted-
quieu herauskam, ohne eben mehr aufzufallen, als ein
Ritter der Ehrenlegion. Mapeur beichtete: er hatte ein
starkes Sündenregister, er klagte sich der Hoffahrt, des
Neides, besonders aber jämmerlicher Eitelkeit an. Der
Pfarrer versprach ihm, so er wieder ankäme, ihn am
Weihleffel seiner Kirche anzustellen, damit Niemand
künftig mehr Notiz von ihm nehme.

Mapeur ist todt; was bleibt von ihm, von diesem
so allbekannten, kleinen, possierlichen, nativen Spötter,
diesem oft so hart mitgenommenen Wesen? Was kommt
vom Seligen auf die Nachwelt? Kann ein Name, ein
obsturer Name, den man vielleicht nach wenigen Jahren
schon mit dem eines Deputirten oder tragischen Dichters
verwechselt; ein Räthsel für einen Oedipus, ein ohne

Kommentar nicht zu erklärender Text. Der Unglückliche
kannte dies traurige Loos des ephemeren Rufes und ver-
sicherte mich, er stürbe ganz ruhig, wüßte er nur, daß
wenigstens in einem zierlich gedruckten Buche, auf seinem
Papiere, in Oktav, seiner gedacht würde. Der Treff-
liche glaubte an die Unsterblichkeit der Dichtbände. Ach!
hätte der Tod ihn nicht überrascht! Er wollte selbst seine
Biographie schreiben; so aber beauftragte er mich, diese
seine Schuld abzutragen. Er soll sich in der Hoffnung
auf seine Verherrlichung nicht getäuscht haben; gegenwär-
tiger Artikel ist ausschließlich dem Verewigten gewidmet.

Messidor Napoleon Ludwig Karl Philipp
Mapeur — obgleich sein Taufscheln ihm, nach dem Hei-
ligen seines Geburtstages, nur den Namen Bonaventüre
beilegt, führte er dennoch nach einander alle jene Vor-
namen — erblickte, während sein Vater, ein ehrlicher Hand-
werker in der Rue Beaubourg, bei Einnahme der Ba-
stille zu thun hatte, am 14ten Juli 1789 das Licht der
Welt. Jener Tag des Ruhms war für ihn ein Tag des
Unglücks; seine Mutter entsetzte sich ob dem Kanonen-
donner und Musketenfeuer, und ward von einem gebrech-
lichen, mißgestalteten Knaben vor der Zeit entbunden.
Seine störrische, händelsüchtige Laune, von der selbst
die Jahre ihn nicht ganz zu heilen vermochten, zeugte
noch sprechender als seine Gebrechlichkeit von jenem Tage
seiner Geburt. Nachdem sein Vater in Paris selbst sei-
nen Muth erprobt, schlug er den Feind von der Grenze
zurück, folgte unsern Armeen auf all' ihren Eroberungs-
zügen, ward für zwei-und-dreißig Wunden mit dem Eer-
geantengrade belohnt und starb bei Ansterlig für die Fahne,
die ihm lange das Zeichen der Freiheit gewesen und
nun das Symbol des Vaterlands war. Ost zeigte
uns Napoleon Mapeur — so nannte er sich nun — sei-
nen Vater, der ganz deutlich zu erkennen seyn sollte, in
der siebenten Abtheilung des bronzenen Spiralsbandes,
das sich, mit Helmen und Slegen prangend, bis zum
Gipfel der Wendomeisdale hinauzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Siffthal auf Java.

In der königlichen geographischen Gesellschaft zu
London ist ein Brief vorgelesen worden, worin ein Rei-
sender ein Thal auf der Insel Java beschreibt, das durch
seine für alle lebenden Wesen tödtliche Luft merkwürdig
ist. Dieser sonderbare Ort, in der Landessprache Guepo-
Uvas oder Siffthal genannt, liegt drei Meilen von Ba-
thur. Am 4ten Julius machte sich Alexander London da-
hin auf den Weg. Man bestiegt den Berg, an dessen
Fuß das Thal liegt, und kann sich ohne Gefahr etwa auf
eine halbe Viertelmeile nähern. Hier konnten die Reisenden

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper.

Eine Darstellung in der italienischen Oper hat immer etwas Glänzendes. Dieses Theater ist hauptsächlich für die Reichen, und nur im Parterre sieht man unbegüterte Dilettanten, die einen Landthaler daran wagen, um eine Rossinische, Mozartsche oder Elmarosasche Oper vollkommen auszuführen zu sehen, oder um eine Prima Donna zu hören, um deren Besitz sich die Hauptopern aller Länder streiten. In Paris ist die italienische Oper, schon ehe die Thore aufgeschlossen werden, einer Einnahme von 3000 Franken wegen der bezahlten Logenabonnements gewiß; was an der Kasse für Billette gezahlt wird, ist der schwankende Theil der Einnahme und macht vorzüglich den Gewinnst des Unternehmers aus. Glücklicherweise hat die Regierung den klugen Einfall gehabt, die italienische Oper nicht mehr selten zu wollen und sie einem Unternehmer zu überlassen, dem sie jährlich eine bedeutende Summe als Unterstützung zahlt, damit diese, den eitelheimischen und fremden Reichen so willkommene Anstalt sich auf dem glänzenden Standpunkte erhalte, worauf sie sich geschwungen hat. Der Unternehmer hat nun für weiter nichts zu sorgen, als wie er für seinen Winter und sein Frühjahr sich eine der drei oder vier ersten Sängerrinnen verschafft, welche zwischen Neapel, Mailand, Paris und London auf und abgehen. Diese Damen machen ungeheure Forderungen; allein da die reichen Zuhörer wiederum gut bezahlen, so läßt sich ihre 30 oder 40.000 Franken starker Gehalt doch wieder einbringen, und ohne den Zauber eines Namens, wie Pasta, Mailbran, sind die Logen auch nicht leicht zu vermieten. Ein solches Zauberwesen ist freilich schwer zu bekommen; hat er es aber einmal und kann er demselben noch ein paar andere wohlklingende Namen zugesellen, so ist er auf ein Jahr geborgen. Nach Ablauf desselben aber geht Alles auseinander, und die Arbeit und Mühe beginnt von Neuem. Das Ganze ist jedoch nicht schwerer als eine große Handelspekulation einzuleiten. Schon am Eingange der italienischen Oper kündigt die Menge der auf dem Opernplatze gereihten Kutschen an, daß die Zuhörer meistens Leute mit Equipagen sind, und fast möchte man den Direktor um Verzeihung bitten, daß man zu Fuß kommt. In London sind Schuhe und selbstene Strümpfe erforderlich, um die Ehre zu genießen, in dem Opernsaale zu sitzen. Diese Etizette der sonst so freien Engländer, die im Ueberrothe und mit schmutzigen Stiefeln ins Parlament gehen, ist in Paris noch nicht eingeführt und wird auch schwerlich jemals eingeführt werden. In allen Pariser Theatern ist das Publikum von jeher für sein Geld Herr und Meister gewesen und läßt sich nichts vorschreiben. So lange die Pariser Gassen schmutzig sind, wäre es auch unbarmherzig, von den Dilettanten zu fordern, daß sie in der Oper wie in einem Tanzsaale erscheinen sollen. Das Einzige, was ein Pariser Direktor von ihnen verlangen kann, ist, daß sie ihr Geld, ihre Ohren und etwa auch noch Hände zum Beifallsstutzen mitbringen. Die Inhaber der Logen erscheinen aber freilich alle in ihren Equipagen; für sie ist die schöne steinerne Treppe, die zum Foyer hinaufführt, mit Zusterplanken belegt, so wie auch die Gänge, die hinter den Logen herführen. Der Saal ist trefflich beleuchtet und das ganze Haus geheizt. Schon der Saal gewährt einen sehr reizenden Anblick wegen des reichen Schmucks der Damen aus der großen Welt, die hier, wenn sie auch eben keinen Enthusiasmus für italienische Musik mitbringen, doch gern dreimal in der Woche einige Stunden

zubringen. Zur Bequemlichkeit der reichen Welt, die nach 6 Uhr zu Mittag speist, beginnt die italienische Oper ihre Vorstellungen erst um 8 Uhr und endigt sie gewöhnlich nach 11 Uhr, obgleich die meisten Opern des italienischen Repertoires nur zwei Aufzüge haben. In diesem Winter hatte der Direktor seine vorzüglichste Hoffnung auf Mad. Mailbran gesetzt, ein reizendes, lebhaftes Weibchen, das wie eine Syrene singt und mit Rossinischer Musik auferzogen ist; Diese vortreffliche Sängerrin, so jung sie noch ist, hat schon manche Schicksale erlebt. Sie ist die Tochter des spanischen Sängers Garcia, den man lange als einen der besten Sänger an der italienischen Oper in Paris bewundert und der selbst etliche gefällige Opern in Musik gesetzt hat. Sie reiste mit diesem nach Nordamerika, und hier machte sie die Bekanntschaft eines reichen Mannes, Namens Mailbran, und heirathete denselben. Allein das von ihr geträumte Glück erfolgte nicht; der Mann war, wie es scheint, ein Verschwender, oder hatte unglückliche Speculationen im Handel gemacht; genug, er wurde eingesperrt und seine kaum 20jährige Frau ging wieder nach Europa, um aus dem von ihrem Vater vortrefflich ausgebildeten Talente Vortheil zu ziehen. Hier ward sie bald auf den Bühnen von Paris und London als eine der ausgezeichnetsten italienischen Sängerrinnen berühmt, und nun war ihr Glück gemacht oder wäre gemacht gewesen, wenn sie nicht mit dem Biolinisten Berriot in Verbindung getreten wäre. Man sagt sogar, sie habe denselben geheiratet, nachdem sie sich von ihrem ersten Manne habe scheiden lassen; andere behaupten, es thone keine Scheidung statthaben, weil kein hinreichender Grund dazu vorhanden sey; noch andere lassen den ersten Ehemann todt seyn; doch alle diese Dinge sollten das Publikum wenig kümmern. (Der Beschluß folgt.)

Aufsung der Charade in Nr. 30: Freudenrausch.

Charade.

1.

Wohl weinst du: Kind, ist deine Mutter dir,
Was ich bin; traure, liebevolle Mad,
Ist dir's der einzig treu geliebte Mann,
Von Herzen aber wünscht' ich dir und mir
Mit diesem Wortszen alles Herzeleid,
Und was dich irgend rauch berühren kann.

2. (homonymisch.)

Das zweite Wortszen kommt mir spanisch vor,
Bald spelt es Tod, bald spennt es Wasser aus,
Bald hat's mit Kästen, sie mit ihm ihr Spiel,
Bald preßt aus ihm die beste Kraft ein Mozt,
Bald holt sich Most ein Straßenjunge braud;
Ein Knochen ist's, oft auch ein Blumenstiel.

3. 2.

Des Ersten Strahlen faßt mein Ganges auf,
Und in verschlossene Räume heil und klar
Trigt es ihr Bild durch meines zweiten Raum;
Es zeigt dir mehr als Cinen Wellenlauf,
Es führt dich weiter, als den kühnsten Flay
Sein Flügel trägt; doch ist sein Bild kein Traum.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 13. Februar 1832.

Von Mauern, die sich durch einander schlingen,
 Ich erkenne ein verworrenes Labyrinth;
 Allein ich will des Baues Miß euch bezeugen,
 Mit dem ihr leicht den Ausgang dort gewinnt.

Torquato Tasso.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte *).

Hat einer Aleppo, Alexandrien, Cadix gesehen, ehe er die Hauptstadt eines Barbarenstaates sieht, desto schlimmer für ihn; die Uebergänge verwischen die Kontraste, und aus dem Kontraste entspringt für uns der Begriff und das Gefühl des Originellen. Aber für den ehrlichen Europäer, der nie bis zum drei- und vierzigsten Grad der Breite hinabgekommen ist, bevor er sich in Toulon eingeschifft hat, der an die Schieferdächer von Paris, an die deutschen Giebel, an die prismatischen Glockenthürme, an das konfuse Wesen der Schornsteine und Kaminsröhren, kurz an die ganze schwarze, rothe und metallische Bildung der kalten, feuchten Länder gewöhnt ist, für diesen ist die weiße, regelmäßige Krystallisation der Häuser Algiers äußerst pikant und neu.

Ja, Krystallisation ist das rechte Wort: Algier ist eine gigantische Salzscheibe, die am Abhang eines von den Meereswogen gepötschten Felsens lehnt; jedes Haus bildet einen regelmäßigen Würfel, wie die Krystalle des Kochsalzes, und meint ihr etwa, damit das Gleichniß ganz vasse, fehle der Glanz, so versucht es einmal, die Terrassen von Algier in hellem Sonnenlicht ohne grüne Brille anzusehen; jede Terrasse scheint einer Auge jura

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werke von Gusebe de Saxe: *Aly-le Renard, ou la conquête d'Alger.*

wie ein Spiegel, in welchen das Sonnenlicht fällt. Wie bei der Salzscheibe, so hängen auch hier sämmtliche Krystalle an einander: die Straßen Algiers sind so eng und die obern Stockwerke springen so weit vor dem Erdgeschos vor, daß das Auge die Furchen, welche sie in der Masse bilden, von oben herab gar nicht bemerkt. Die Hälfte der Fläche der Straßen ist eigentlich nichts als ein Gang unter einem Gewölbe, über welchem die Häuser fortlaufen. Ein Galan könnte, mit einem ein Paar Ellen langen Strick versehen, von jedem beliebigen Punkte der Stadt, von Terrasse zu Terrasse, an jeden andern Punkt gelangen. Jede Nacht gehen ihm darin die Katzen mit gutem Beispiel voran, die freilich bei ihren Krallen und ihrer Gewandtheit keinen Strick brauchen. Auf manchem Hause, das eine Schöne dieses Geschlechts beherbergt, versammeln sich die Kibitzer zu Hunderten; die Franzosen, welche von dem Respekt, den die Schöne Mahomets hergebracht, termassen vor diesen Thieren und ihrem Treiben haben, nichts mußten, haben sich oft genöthigt, ihnen förmliche Schlachten zu liefern, weil sie vor der gräßlichen Katzenwüth namöglich schlafen konnten.

Statt aber die Sonne hinter Boudjerab hinab, so macht der weiße Kalk, womit alle Häuser getüncht sind, einen sehr angenehmen Eindruck. Mit Lust schweift das Auge über die weißen Stufen hinab bis zum Azurblau der Bai, und wer sich beim grünlischen Schimmer, in den dieses Blau dem Lande zu übergeht, in Gedanken an den Ganges versetzt, kann sich versucht fühlen, sich

umzulehren und sich nach der großen Pagode von Benares umzusehen, so ganz gleichen die weißen Stufen hier der ungeheuren Treppe, welche zum heiligen Flusse zu jenem Meisterwerke der indischen Baukunst hinanführt.)

Sieht man genauer hin, so bemerkt man, daß die geraden Linien da und dort ausgebogen sind; es sind dies die Kuppeln von ein Paar Duzend Moscheen. Die krumme Linie, welche ihr Profil beschreibt, ist ganz originell. Es ist keine auf einem Halse sitzende Kugel, wie bei den Kuppeln des Kremls zu Moskau, es ist keine Halbkugel, die nach unten in einen Cylinder übergeht, wie an allen antiken Domen und den nach ihrem Muster angelegten neuern Gebäuden. Die algerische Kuppel beschreibt keine gleichmäßige Courbe, sondern läuft nach oben in eine stumpfe Spitze aus. Diese Kuppel steht auf dem Ende der Moschee, welches dem Chor einer christlichen Kirche entspricht. Die Vergleichung trifft desto mehr zu, als der innere Raum in der Moschee gerade so wie in der christlichen Kirche eingetheilt ist: ein großes Mittelschiff wird von zwei kleinern Seitenschiffen durch eine Reihe von Säulen getrennt, welche durch vielfach ausgezackte Bogen verbunden sind. Ueberall herrscht der Spitzbogen; sehr spitz erscheint er an den Kolonaden, gestreckter am Gewölbe des Schiffs, sehr gedrückt in der Kuppel. Das Thürmchen oder der Minaret, der immer neben der Moschee steht, wie ein junges Bäumchen neben einem alten Stamm, ist selten so hoch als die Kuppel. Zuweilen findet sich ein wenig Grün zwischen beiden, ein Feigen- oder Palmbaum im Garten des Imams oder des zur Moschee gehörigen Kollegiums. Es ist dies aber hier ein seltener Luxus; nicht als ob Grund und Boden theuer wäre in Algier, aber ein Garten in der Stadt gilt einmal hier für etwas eigentlich Königliches. Die Privathäuser der Dey's haben keine, nur dem Regierungspalast, der Kasaba, steht es zu, mit dem schwarzen Laub einiger zerzausten Cypressen oder der hellgrünen Krone der Platanen oder Eucalypten zu prangen. Zudem hat die Eifersucht, welche nebst der Furcht der größte Baumeister in mahometanischen Städten ist, wohl bedacht, daß man in einem Garten von den Nachbarn belauscht werden kann. Sie hätte auch bedenken sollen, daß man gleichfalls auf den Terrassen gesehen werden kann, welche Morgens und Abends die eigentlichen öffentlichen Spaziergänge und die wahren Salons für Männer und Weiber sind; ja, wenn es bei Nacht sehr heiß ist, dienen sie sogar zu Schlafgemächern. Aber der Algerer wird sagen, bei Nacht sehe man einen nicht, und wer bei Tag über die Brüstung seiner Terrasse heretische, lasse sich einen Vorwurf zu Schulden kommen, welcher ihm leicht einen Glanzschuß eintragen könnte.

Der Privatmann, der weder Imam noch Pascha ist, und sich doch gerne an ein wenig Schatten vergnügt,

muß etwas Erde auf seine Terrasse bringen lassen und hier ein Paar Rebstöcke pflanzen, die sofort in eine Laube zieht, oder längs der Brüstung sich schlängeln läßt, wie wir an den Fenstern die Karyophyllen sehen. Ein Paar Nachbarn von Babedjedid haben neben ihren Nebengeländen das graue Laub eines uralten Olivenbaums. Dieser Baum, den man mitten in einer kleinen Gasse, welche von Babedjedid herabläuft, hat stehen lassen, mußte schon damals alt seyn, als dieses Quartier noch nicht in die Mauern von Algier eingeschlossen war, und dies ist schon sehr lange her. Algier hatte schon vor zweihundert Jahren aufgehört, an Umfang zuzunehmen, und seit hundert Jahren schon ist es fortwährend in Abnahme. Wie wollen hier Einiges von den verschiedenen Schicksalen anführen, welche die Stadt erlebt hat.

Im römischen Alterthum finden wir in Mauritania caesariensis eine kleine Stadt Namens Icosium, die nach den Angaben von Ptolemäus, Pomponius Mela und Plinius zweifelsohne da lag, wo jetzt Algier gebaut ist. Als das Christenthum Afrika erobert hatte, gehörte der Ort zum Bisthum Numidien, dessen Trümmer heutzutage Lamedfous oder Matifou heißen, einem der vierhundert Bisthümer, welche durch ihre Hirten auf dem Concilium zu Karthago repräsentirt wurden. Im fünften Jahrhundert wird Mauritanien von den Vandalen verheert, darauf von Belisar wieder erobert. Erschöpft durch diese langwierigen Kriege, wird es zweihundert Jahre später eine leichte Beute der Feldherrn der Omniadischen Kalifen; noch später erklären sich die Araber, die sich hier niedergelassen, für unabhängig, und mehrere Herrschergeschlechter, aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen, im Bürgerkrieg wieder gestürzt, regieren und theilen endlich das Land. Algier wird die Hauptstadt eines dieser kleinen Königreiche.

(Die Fortsetzung folgt.)

M a y e u r.

(Fortsetzung.)

Das Kaiserreich fand das Kind der Revolution (wie unsere politischen Kandidaten sagen), unsern Mayeur, als verwaisten Jüngling. Da seine Gebrechlichkeit, welche in acht Jahren durch dreizehn Revisionskonselle gebüßig konstatirt war, ihn von der Konscription befreite, so störte ihn keine Besorgniß für seine eigene werthe Person in seiner Begeisterung für Kriegsthaten. Er sprach nur von Schlacht und Sturm, forcirten Märschen, eingenommenen Städten, eroberten Königreichen. Die Todten der feindlichen Armeen zählte er nur nach Tausenden, die Gefangenen nach Divisionen, die Kanonen und Fahnen nach Hunderten, und übertrieb die Bulletins

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

seines Gewebes nach einander desfliren. Er folgte dem Bogen der siegreichen Maffe; in den Gallerien erst raste er aus; von sieben gebliebenen Gensdarmen hatte er allein vierzig niedergestreckt.

Jetzt begann Maveur's Glanzperiode. Alles streute ihm Weidrauch, Alles fetzte ihn. Ganz natürlich, gleichsam instinktmäßig, legte er seinen Siegeslorbeer am Fuße seiner Säule nieder, als auf dem Altare der Gottheit, der sein Herz fünfzehn Jahre lang gebuldigt. Man zog ihn im Triumph nach dem Palais royal; unterwegs suchte ihn ein Republikaner zu verführen, denn Alles wollte Maveur, Maveur haben. Er war es, der gesiegt, ihm drückte man mit Innigkeit die Hand. Als er das Stadthaus verließ, meinte er, das Programm in seiner Tasche mit sich fortzunehmen. Auf die erlangte Wichtigkeit stolz, schloß er sofort seinen Laden, verkaufte seine sämtlichen Waaren zu einem Spottpreise an einen Valet de la Venerie, Andere sagen, an einen Musiker der Kapelle, der seine Stelle verloren, und verlegte sich nur aufs Wohlleben. In jene Epoche gehören alle die galanten Abenteuer, welche von den Künstlern indiskreterweise der Oeffentlichkeit preisgegeben worden sind. Es war dieß seine beste Zeit; er selbst nannte sie — er war in der Geschichte einigermaßen bewandert — scherzweise seine Regentchaft.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Anna Bolena von Donizetti.

Mad. Malibran scheint jetzt Mad. Verriot zu seyn und auch für die Nachkommenschaft zu sorgen, was sie für die Bühne nicht sehr tauglich macht. Auch will sie ebenens von derselben elastischen abtreten, und gibt daher nur noch von Zeit zu Zeit eine Vorstellung, um sich nicht zu schaden. Der unvorhergesehene Fall hat den Direktor der italienischen Oper gezwungen, sich nach einer andern Malibran umzusehen; als kein vergebens schaute er nach allen Ecken umher, er fand keine. Fogar England sollte die Wirkung der Liebchaft der Mad. Malibran empfinden; denn auch die italienische Oper in London hatte auf sie für dieses Jahr gerechnet und sieht sich nun ebenfalls in ihrer Erwartung getäuscht, weshalb auch der Direktor im ganzen Süden umherläuft, um eine Prima Donna aufzufahren. Der Pariser Direktor ist nun freilich nicht von aller Hilfe entblößt gewesen. Zuerst fand sich eine Mad. Raimboux, die Tochter des französischen Sängers Gavandou, die sich schon ziemlich oft in Paris und London in Konzerten hat hören lassen, und einen sehr guten Kontralto singen soll; sie habe sie nicht gehört; dagegen wohnte sie neulich einer Vorstellung der Anna Bolena, das heißt der Anna Bolena del, welche von der deutschen Mad. Schröder-Devrient gegeben wurde, die nun auch die Mad. Malibran ersetzen soll. Die Oper Anna Bolena ist, wie ich glaube, der erste bekannte Versuch des jungen italienischen Komponers Donizetti aus der neuen italienischen Schule, die wenigstens das Gute hat, daß sie nicht langweilig ist; ihre Musik ist manchmal stark und hat nichts Hervorstechendes; allein sie ist gefällig, hebt den Gesang hervor, lebt und weht in Rossinischer Art, und am Ende geht man, wo nicht befreit, doch auch nicht unzufrieden davon. Von allen Gattungen ist die langweilige die schlimmste, und in dieser Gattung arbeitete man sonst gewaltig viel. Rossini hat das Verdienst, daß er und von derselben befreit hat. Jetzt ist die Opern-

musik wenigstens heiter und voll Bewegung, wenn es ihr auch zuweilen an Originalität fehlt. Dies ist der Fall mit Donizetti's Anna Bolena. Der Gesang hat darin eine große Rolle und ein gescholter Sänger kann sich großen Beifall erwerben. Die Musik ist voll Anmuth, und nach dem heutzigen Gebrauche haben die Blasinstrumente darin viel zu schaffen; doch ist die Musik nicht damit überladen und auch nicht zu geräuschvoll. Nur im Finale des ersten Aufzugs, da der König und der ganze Hof auf der Bühne sind, hat der Künstler der Versuchung nicht widerstehen können, mit der großen Trommel und den Becken drein schlagen zu lassen; man muß es ihm Dank wissen, daß er nicht öfter in diese Versuchung gerathen ist. Uebrigens hat jedes Instrument sein Solo, so daß auch die Künstler im Orchester Gelegenheit haben, sich hervorzuthun. Romant, Verfasser des Libretto oder Textbuchs, hat die traurige Geschichte der unglücklichen Anna Bolena so pletzlich behandelt, wie es die zum Tragischen und Finstern nicht sehr aufgelegten Italiener zu thun pflegen. Im ersten Aufzuge zeigt der König Mißtrauen, wird böse und beschließt, gegen die schuldig gelaunte Gemahlin hart zu verfahren. Im zweiten Aufzuge ist sie schon unter starker Bedeckung, nimmt von den Ibrigen Abschied, beklagt ihr jämmerliches Schicksal, geht endlich zum Sterben ab, und damit fällt der Vorhang. Der König sah so wenig böse aus, daß die Zuschauer mit der Ueberzeugung nach Hause gehen konnten, er werde Anna Bolena doch nicht hinrichten lassen, sondern müsse wohl nur zum Scherze sich enttäuscht und ihr mit dem Schaffotte gedroht haben. Auf dem Theater sind die Italiener recht gute Leute und nehmen es mit dem Tragischen selten ernst; freilich werden die tragischen Rollen oft von Schauspielern gegeben, deren Hauptstärke in der Opera buffa besteht, wie dies in Paris der Fall ist. Wie Mad. Pasta sich in der Rolle der Anna Bolena ausgenommen, weiß ich nur von Hörensagen, da ich sie in derselben nicht gesehen habe. Die Schröder-Devrient schien Anfangs kalt und unentschlossen. Dazu spricht sie das Italienische so unbestimmt aus, daß man wenig von ihrer Rolle versteht. Glücklicherweise läßt sich die Geschichte leicht errathen. Im zweiten Aufzuge, als es ans Sterben ging, lebte sie auf, wurde sehr pathetisch und zeigte einen edeln, tragischen Anstand, wogegen die Pasta sich ungehörig gebühret haben soll. Anfangs wurde ihr wenig Beifall gezollt; aber am Ende riß sie doch die Zuschauer oder Zuhörer mit sich fort und erregte allgemeinen Applaus. Wer aber am meisten gefiel, war Rubini, ein vollendeter Tenorsänger, dem diejenigen, welche einen ganz natürlichen Gesang lieben, vielleicht nicht geneigt seyn würden, den ersten Rang zuzuerkennen. Allein einen schlichten und natürlichen Gesang muß man auch in der italienischen Oper nicht erwarten. Hier wird die Kunst dargestellt, und zwar in hoher Vollendung. Rubini behandelt seine Stimme wie ein Instrument, und dieses weiß er vortrefflich zu handhaben. Er ist ein Sänger, der mit Gefühl singt; man sieht es ihm an, daß sein ganzes Wesen mitklingt; bis auf seine Fingerspitzen erstreckt sich die Anstrengung, womit er die Töne ausstößt. Für einen solchen Primo Tenore seyen die italienischen Komponisten nur zwei oder drei Sologänge in einer Oper, um ihnen allzu große Anstrengung zu ersparen, und wirklich würde es Rubini nicht aushalten können, wenn er viel zu singen hätte. Im Ganzen war es eine gute Darstellung, da auch die Ehre der Hofleute und des Volks ihren Part sehr gut sangen. Die Rollen waren sehr glänzend und auch die Decorationen sehr lohnenswert. Es war ein den reichen Zuschauern ganz angemessenes Schauspiel.

D 9.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f. ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 1 4 . F e b r u a r 1 8 3 2 .

Wohl ist die Liebe gut,
Wenn zu trocken sie ruht:
Edeles ist ein Band,
Welches viele umschlinget,
Wenn ein geistiger Brand
Tausend Herzen durchdringet;
Wenn in einem Erb,
Nicht wie Mann und Weib,
Unter der Eintracht Schatten
Ganze Völker sich gatten.

Külert.

F ü r d i e P o l e n .

In einem Konzert gesprochen.

Ruht verschafft dem Geiste Rast
Und läßt ihn im Gefühle schmelzen,
Nur sie kann der Gedanken Last
Von einer müden Seele wälzen.

Sie bahnt die Straße dem Gedicht,
Daß es zu weichen, offenen Herzen
Der Wehmuth sanfte Bitte spricht
Und also steht für edle Schmerzen:

Kläumt aus dem Wege Stein und Dorn
Dem Helden-Wanderer aus Polen;
Er schüttle nie mit finstrem Born
Den deutschen Stand von seinen Soblen.

Der Winter hält den Frost zurück,
Vollendet Ihr des Himmels Güte;
Wenn es im Unglück gibt ein Glück,
Ist's in mitleidendem Gemüthe.

Helft nur getrost: so tiefes Leid
Wird keinem Argwohn Waffen leihen,
Es macht sein standig, blutig Kleid
Nicht zum Deckmantel der Partheien.

Ah, dieser dumpfgedehnte Schrei,
Wie Wiederhall vom Donnerschlage,
Das ist kein Brüllen der Parthei,
Das ist des Mitleids heil'ge Klage.

Uebt Völkermitleid! laßt ihn wehen,
Den Athem Gottes! laßt sie rinnen,
Die Völkerthräne, denn es steht
Als Tropfen Edelsteine drinnen.

Ein scharfgeschliffner Diamant
Ist jede Nationenzähre,
Durchschneidet manche Scheidewand,
Und wenn sie mehr als steinern wäre.

Vom Oberstrom zum Rhein bewegt
Der Gäste Zug viel tausend Seelen;
Daß Ein Herz noch in Deutschland schlägt,
Davon kann diese Flucht erzählen.

Dies Herz erhebt zum Himmel sich,
Zum höchsten Ordner der Gescheh,
Und lenket innig, mildiglich
Auf die Bersprengten dann die Blicke.

Dies Herz, dem Jammer zugewandt,
Ihr Alle tragt's in eurem Busen,
Es predigt eurer rechten Hand
Viel lauter als Gesang und Mäusen.

Gustav Schwab.

M a y e u x.

(Orkus.)

Alle jene lockern Strecken, deren Zahl man abtugend gewaltig übertrieben, führte Mayeux indess eigentlich nur zu seiner Erholung aus; es war eben nur eine ergößliche Verwendung der Mußestunden. Seine eigentliche Beschäftigung war Politik, dienstfertige Leitung der Ereignisse, freiwillige, unentgeltliche Entreprise der öffentlichen Meinung. Er war es immer, den man mitten in den Volksgruppen sah, oder vielmehr nicht sah, er, der im dichtgedrängten Kreise die Tagesneuigkeit verbreitete, der die Leidenschaften, wie sie eben an der Tagesordnung waren, schürte, der in die zusammengerotteten Haufen irgend eine seltsame, unwahrscheinliche, abgeschmackte Geschichte, wie sie nur in so stürmischen Zeiten Glauben finden, hineinwarf. Ihm verdankte man die Erfindung von jenen als Weiber verkleideten Gensdarmen, welche in den ersten Aufständen von der Polizei aufgegriffen worden; beinahe hätte Mayeux mit einem ihm befreundeten, auf jene Erfindung eifersüchtigen Journalisten sich deshalb entzweit.

Ein ganzes Jahr lang hatte ganz Paris nur für Mayeux Augen und Ohren, dachte nur Mayeux, sprach nur von Mayeux, sang, pfliff, schwadronirte, fluchte nur wie Mayeux. — Mayeux wollte dieß, wollte jenes, oder wollte es nicht; dieß, jenes hatte Mayeux gesagt; Mayeux prüfte, urtheilte, billigte, tabelte; vor Allem mußte Mayeux Recht haben. Die Vielseitigkeit, die Universalität dieses Individuums war so beispiellos, daß man zuletzt gar an seiner Individualität zweifelte; daß ein einziges Menschenkind all überall seyn, daß ein und dasselbe Gehirn von so unzähligen, bunten, widersprechenden Launen wimmeln könne, schien ganz ungläublich. Mitten in der Emeute, gegen die Emeute hatte man Mayeux gesehen, hier mit grauem Hute, dort in der Bärenmütze. Auf dem Boulevard erwartete er die Republik festen Fußes und mit drohender Gebärde; in den Straßen tobte er mit der Republik, zerschmetterte die Laternen und bisonaquirte bei Nacht im Palais Royal, schrie: „vive la Pologne!“ und half Polen in Arrest führen. Und dennoch war's immer ein und derselbe, immer nur unser einziger Mayeux, leichtgläubig und wetterwendisch, beweglich, wie Quecksilber; bald Republikaner, bald Bonapartist, bald Juste Milieu; im Volksgewühle stürmisch, lärmend, händelsüchtig, derb, spaßhaft; in Reich und Glied männlich, fest, unerschrocken, und vor den Affisen trat er gegen Aufrührer, denen er gestern gern das Herz aus dem Leibe gerissen hätte, als Reinigungszeuge auf.

Gleich Anfangs hatte Mayeux sich als Nationalgardist auf der Mairie seines Viertels einschreiben lassen.

Die Uniform war sein liebster Schmuck. Er war es auch, der in kleiner Uniform den Hut à la Bonaparte zuerst trug. Wollte man ihn damit aufziehen, so erwiderte er mit einiger Bitterkeit: „Ich habe wohl ganz andere Leute, die nicht so viel sind als ich, den großen Mann nachahmen sehen!“ In den ersten Tagen der Wiedergeburt der Nationalgarde kümmerte man sich um den Wuchs so wenig, als um bürgerliche Verhältnisse. Bucligte und Pöbel, Jedermann war gut genug zur Patrouille, gut genug, die Nacht zu durchwachen, sich vom Regen durchnässen zu lassen, Banditen und Bagabunden aufzugreifen. Mayeux ward sogar einstimmig zum Korporal ernannt. Bald jedoch sprach man von Sichtung, von Auswahl. Mayeux bemerkte, daß man ihn seit einiger Zeit nicht mehr zu den Ehrenposten, ja nicht einmal an die Ställe in der Rue Saint Thomas du Louvre kommandirte. Man schob ihn beständig mit den Bisset *) nach der Mairie. Sein Kapitän, der das Ehrenkreuz nur deshalb erhalten hatte, weil Mayeux bei seiner Kompagnie stand (wenigstens wußte man von keinem andern Verdienst des Mannes), sein Kapitän, der ihm vielleicht die Epauletten, mit denen er so mächtig prunkt, verdankte, gab ihm am Ende mit aller Höflichkeit zu verstehen, seine Gegenwart im Gliede reizte manchen zum Lachen, seine Wiße vertragen sich nicht mit dem Ernste der Wachstube; leztthin habe eine erlauchte siebenjährige Person bei seinem Anblicke des Lachens sich nicht erwehren können; zwei-und-achtzig Soldaten seyen im Arrest, weil sie, als er vorbeimarschirt, unter dem Gewehr gelacht, und in Erwägung der kyoner Ereignisse, sey dieß ein gar wohl zu berücksichtigender Uebelstand. Demnach ersuchte man unsern Mayeux im Namen des Landes und der öffentlichen Ruhe, im Namen eben jener Revolution, der er so wesentliche Dienste geleistet, auszutreten, ja sogar, so wenig als nur immer möglich sich öffentlich zu zeigen und ruhig zu Hause zu bleiben. Mayeux opponirte, verlangte Gerechtigkeit. Er ward vor die Revisionsjury berufen, bei welcher ein Friedensrichter, der sich auf den Militärdienst natürlich vollkommen versteht, präsidirte, und durch einstimmigen Beschluß aus den Listen gestrichen. Der Sergeantmajor ließ ihm sein Gewehr, die von der Regierung gelieferte herrliche Waffe, die mit Allem und Allem Mayeux sieben-und-zwanzig Frank's **) gelostet hatte, abfordern. Dieß gab dem armen Mayeux den letzten — den Todesstoß, und was ihm vollends das Herz brach, war, daß keine Seele sich um seinen Untern kümmerte, daß keiner, der durch die Gallerie Vero Dobat ***)

*) Nicht uniformirte Nationalgardisten.

**) Anspielung auf den berühmtesten Silbquetschen Gewehrprojet.

***) Karrikaturenmagazin bei Aubert.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

rafft es sich auf, um sich gegen Dreißig und Castjons schlecht geführte Streiche und die übel berechneten Angriffe von 1783 und 84 zu verteidigen, versällt über Loed Ermouths Bomben in Zuckungen und stirbt endlich unter den französischen Bajonetten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Reformen im Erziehungswesen.

Eine der interessantesten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit ist die rege Theilnahme an der Verbesserung des Schulwesens, welche besonders in denjenigen Theilen der Schweiz am lebhaftesten geworden ist, die sich auch durchgreifend mit politischer Umgestaltung ihrer kleinen Staatsverhältnisse beschäftigt haben. Schon seit vielen Jahren ist durch die gemeinnützige Bestrebung vieler edler Schweizer und selbst deutscher Gelehrten (wie z. B. vornehmlich des ehrwürdigen Hrn. v. Wessenberg) manches gethan worden, was Licht bringen mußte, und was besonders theils den Mangel an mancher nützlichen Einrichtung aufdeckte, theils aber die unergreiflichen Mißbräuche, die in verschiedenen Anstalten seit Jahrhunderten fortgewuchert hatten, jedem klar machte, der zu sehen vermochte. Leicht war es in manchem Kanton, ganz neue Anstalten zu begründen, und es fanden z. B. nur von Einem zu sprechen, sehr zweckmäßig eingerichtete Kleinfinderschulen in Lausanne, Basel und auch in Zürich guten Eingang. Noch zahlreicher waren die Schulen für Arme, und zwar nicht nur für den ersten Unterricht, nein, auch Secundärschulen wurden in manchen Kantonen für Arme und Reliquie errichtet. Am zahlreichsten entstanden Privatlehranstalten, die an trefflichen Einrichtungen mit einander wetteiferten, und bei dem Fortschreiten der Industrie brachte auch hier die Konkurrenz noch manche Verbesserung, die durch Gewinnsucht so lange als möglich zurückgehalten worden war. Neben diesen vielen Erziehungsvorhaben im Kleinen entstand nun aber noch im Volke selbst ein Auszubildungstrieb, der gute und große Früchte bringen mußte. Besonders trugen die Sängervereine, die zuerst im Kanton Appenzell Ausereroden (im Innerroden, dem katholischen Theile von Appenzell, ist es zur Zeit noch ziemlich trübe geblieben) entstanden, unendlich viel hierzu bei. Der Gesang ist der Schlüssel zum Herzen; wo dieser bei einem Volke Eingang findet, da läßt sich Vieles unternehmen, denn die Empfänglichkeit für das Gute und Schöne ist vorhanden. Aus dem Kanton Appenzell verbreiteten sich jene Vereine schnell in den Kanton Zürich, und auch in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und besonders im Aargau bildeten sich dergleichen unter trefflicher Leitung. Alle diese Erscheinungen kann man als vorbereitend für die bedeutendern Schritte zu Verbesserung des Erziehungswesens selbst ansehen. Je leichter nun aber diese Reformen von Statten gingen, desto schwerer hielt es mit der Abschaffung alter Mißbräuche. Mehrmals ward die Hochschule von Basel, welche ein paar Jahrhunderte hinter ihren deutschen Schweizerstern zurückgeblieben ist, mit einem Kampfe bedroht, von dem leicht vorauszusehen ist, daß er den Freunden des Veralteten gefährlich werden muß. Ähnliche Veränderungsversuche wurden, jedoch ohne großen Erfolg, bei Kantonschulen und Gym-

nasien die und da gemacht, und schon schien es, als ob nun gar durch die Zeitereignisse eher ein Rückschritt, als ein Fortschritt zum Bessern gemacht worden sey, als gerade aus diesen Wirren das Vorzüglichste durchdrang, das man sich versprechen konnte.

In den Kantonen Zürich, Bern und Thurgau wurden die neuen Erziehungsvorhaben aus den wackersten Männern gebildet, die für dieses Fach zu finden waren, und diese legten nun muthig und kräftig Hand an das Werk. Vornehmlich in Zürich ward ein neues Schullehrerseminar schnell ins Leben gerufen und die ersten Vorarbeiten zu einer noch viel bedeutenderen Unternehmung, der Gründung einer Hochschule, eingeleitet. Hier mußte nun aber wesentlich auf die Mittel zum Zwecke Bedacht genommen werden, und da begann ein Kampf über die Veränderung des Bestehenden, dessen Ausgang über das Gelingen der Verbesserungen im Erziehungswesen entscheiden wird. Aus einer bis jetzt bestandenen Klosterschule zu Unterstüßung und Erziehung reformirter Geistlicher ward ein Stipendium gebildet, und ein sogenanntes Eborberrnstift, das bisher mit dem Gymnasium und der Besorgung einer Hauptkirche in Zürich in Verbindung stand, wurde angefochten, und dieses Korporationsvermögen soll zur Begründung jener Hochschule mitverwendet werden. Hier entstand nun der Kampf, von dem wir oben sprachen. Mehrere kleine Flugchriften beleuchteten das alte Gedulde, konnten ihm jedoch keinen wissenschaftlichen Werth zu Gunsten des Fortbestandes zuerkennen. Ja selbst Männer, die in politischer Beziehung dem Stabilitätssystem huldigen, fanden hier die Umwandlung nothwendig. Diese und ähnliche Kämpfe in den Erziehungsräthen hatten aber auch gewichtige Folgen in Beziehung auf Literatur. Einer der geistreichsten Pädagogen der Schweiz, der als Komponist rühmlich bekannte Nägeli (ebenfalls Mitglied des Zürcherischen Erziehungsrathes), sprach nämlich seine Ansichten öffentlich in einer Schrift aus, welche den Titel führt: „Umriss der Erziehungsaufgabe für das gesammte Volksschul-, Industrieschul- und Gymnasialwesen.“ In Aphorismen theilt der Denker seine Ansichten nicht nur über die Erziehung, sondern über das Volk mit, und man kann diese Darstellung, als in verschiedenen Beziehungen neues Licht verbreitend, eine wahrhaft belehrende nennen. Sie ist für die deutsche und besonders die industrielle Schweiz eine volksthümliche Darstellung der vorhandenen Bildung. Eine ähnliche Schrift hat zu derselben Zeit der Pastor Naville von Genf mehr im Hinblick auf die französische Nation erscheinen lassen, unter dem Titel de l'éducation publique considérée dans ses rapports avec le développement des facultés. Paris bei Audin, 1852. Hier ist alles französisch, wie dort alles deutsch-schweizerisch. Wir sind weit entfernt, und in kritische Details über diese Schriften einzulassen; in beiden findet sich indessen Stoff genug dazu, und auffallend bei einem deutschen Gelehrten fanden wir besonders bei der ersten den Mißgriff, daß die Sanderitsprache mit den in solcher Sprache geschriebenen Werken verwechselt werden konnte. Das müßte eher dem Franzosen hingehen. Hinzu gegen können wir uns nicht enthalten, zum Schluß, als Beleg unserer Ansicht, eine Stelle aus der ersten Schrift anzubeden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 15. F e b r u a r 1 8 3 2 .

— Ein Sinn, der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wenn er den Tod und Weib durch Wissenschaft besiegt.

Martin Dpiö.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und
Ansichten der neuesten Naturforschung.

V o n

Dr. Maxuberger.

Jadeß die Wehen einer aufgeregten Zeit und die An-
stalten gegen eine neue, geheimnißvolle Krankheitsform,
die ihren Weg über die Welt, trotz dieser Anstalten, sucht
und findet, und in ihrer Erscheinung fast noch mehr ei-
nen moralischen als physischen Charakter entwickelt, den
gesellschaftlichen Zustand Europas zu erschüttern drohen,
geht, im erfreulichen Gegensatz, die Wissenschaft ihren
wohlthätigen, stillen Gang ungestört fort, um ihrerseits
mit dem Segen der Aufklärung und den Vervollkommnun-
gen des gesellschaftlichen Lebens dasselbe Geschlecht zu be-
glücken, welches von jener Seite durch so schwere Ver-
suchungen angefochten wird. Die Naturlehre namentlich
bereichert ihr weites Gebiet täglich mit neuen Entdeckun-
gen und Ansichten; und wenn es zumal in Perioden der
Aufregung tröstlich ist, den Blick zuweilen auf heiterere
Parteien zu richten, so wird unser Bestreben, den Les-
fern die wichtigsten und interessantesten jener Entdeckun-
gen und Ansichten gerade gegenwärtig vorzulegen, doppelt
zeitgemäß erscheinen.

Zu den wunderbarsten und geheimnißvollsten Theilen
der Naturwissenschaft gehört unstreitig der Magnetis-
mus. Es ist bekannt, daß es in der Natur ein Eisen-

erg, meistens von einer schwärzlichen oder schwarzbraunen
Farbe, gibt, welchem von selbst die Kraft inwohnt, Ei-
sen und eisendaltige Körper anzuziehen und oft mit ganz
außerordentlicher Gewalt festzuhalten; es ist eben so be-
kannt, daß man künstliche Mittel besitzt, um auch dem
von Natur unmagnetischen Eisen jene magnetische Eigen-
schaft sofort mitzutheilen. Diese Mittel hat, wie sich
unsere Leser gleichfalls erinnern, der dänische Professor
Dersted durch die glänzende Entdeckung vermehrt, daß
die Einwirkung eines Stromes elektrischer Materie auf
das Eisen hinreiche, um die magnetische Kraft in dem-
selben zu erzeugen, und es ist der neuesten Physik löb-
lich gelungen, letzterer Entdeckung eine Erfindung erze-
gende Ausdehnung zu geben.

Um das zu diesem Zwecke einzuschlagende Verfahren
recht zu verstehen, muß man sich zuvörderst in das Ge-
dächtniß zurückrufen, was hierbei unter einem „elektri-
schen Strom“ verstanden wird. Legt man, um bei der
allereinfachsten Anordnung stehen zu bleiben, auf eine
Platte von Kupfer eine, z. B. mit Salzsäure benetzte
Scheibe von Zink, und auf diese wieder eine Matte von
Zink, welche Verbindung nach ihrem Erfinden ein Vol-
ta'sches Element heißt, und verbindet hierauf die
beiden Metallplatten durch einen leitenden Draht, so
erfolgt eine elektrische Aufregung der Metalle, in deren
Folge die elektrische Materie vom Kupfer durch den lei-
tenden Draht zum Zink, von diesem durch die feuchte,
leitende Zinkscheibe zum Kupfer zurück, und hierauf

wieder durch den Drath strömt, so daß also ein dauernder Kreislauf elektrischer Materie unterhalten wird. Dies ist der hier in Betracht kommende, den Leitungsdrath fortwährend durchkreisende elektrische Strom.

Um nun mittelst dieses elektrischen Stromes die jetzt darzustellende magnetisirende Wirkung hervorzubringen, wählt man den leitenden Drath von Kupfer und läßt denselben nicht unmittelbar von der einen der beschriebenen Metallplatten zur andern gehen, sondern windet ihn vorher um ein gewöhnliches weiches, in Form eines Hufeisens gebogenes Stück Eisen. Wie wunderbar es klingt, so erhält, wenn hierbei Alles mit der gehörigen Vorsicht angeordnet ist, das Eisen, welches vor dem Versuche keine Spur von Magnetismus zeigte, durch diese Einwirkung des elektrischen Stromes augenblicklich die Gewalt, angelegte Eisenstücke von sechs, acht, ja zehn Pfund zu tragen.

In Göttingen, Wien u. s. f. werden jetzt Apparate verfertigt, mittelst deren Anwendung das Gelingen dieses überraschenden Experiments gesichert ist; und man steht, wenn man dasselbe also vor seinen Augen ausführen sieht, staunend beim Anblicke einer neuen Wirkung, deren Ursache sich schlechterdings nicht begreifen läßt.

Allein die Wirkung des elektrischen Stromes zur Erregung des Magnetismus läßt sich noch unendlich verstärken, wenn man bei dem Versuche nach der folgenden Vorschrift verfährt, welche jedoch noch keinesweges die Grenze der auf diesem Wege zu erlangenden Resultate bezeichnen soll. Der Elektricitäts-erregter (Elektromotor) dabei ist ein einziges Element eines sogenannten Trogapparates, nämlich ein kupfernes Gefäß mit einer dazu passenden Zinkplatte, welche letztere aber wenigstens zehn Quadratfuß halten muß. Das kupferne Gefäß wird mit Wasser gefüllt, in welches man, dem Gewichte nach, $\frac{1}{2}$ Schwefelsäure und eben so viel Salpetersäure getropfelt hat. Man nimmt man ein Stück englisches weiches Eisen, einen Zoll dick, wieder in Hufeisensform, etwa fünf Pfund schwer, und verbindet die beiden Füße desselben durch eine anzulegende Platte von weichem Eisen, woran Gewichte gehängt werden können, wie diese Einrichtung bei magnetischen Versuchen unter dem Namen der *Armatur* hinreichend bekannt ist. Dieses Hufeisen umwindet man mit dem kupfernen Leitungsdrathe, der 1 Zoll dick seyn kann, achtzig bis hundert Mal spiralförmig. Wird die Kette darauf geschlossen, d. h. der Leitungsdrath mit den beiden Metallen des Elektricitäts-erregers in Verbindung gebracht, so erhält das Hufeisen augenblicklich eine solche magnetische Gewalt, mit welcher es die beschriebene eiserne Armatur festhält, daß man an letztere allmählig bis fünfzig, ja bis gegen achtzig Pfund Gewicht hängen kann, ohne die Armatur vom neugebildeten Magnete zu trennen. Um aber auf unwiderleg-

liche Art zu zeigen, daß der elektrische Strom die erste, alleinige Ursache dieser eintretenden magnetischen Wirkung ist, so darf man denselben durch Oeffnung der Kette, d. h. durch Lösung des Leitungsdrathes von dem einen oder dem andern der beiden Metalle, nur unterbrechen, und man wird augenblicklich eine Abnahme in der Kraft der magnetischen Anziehung bemerken.

Bei einem zweiten Versuche dieser Art, bei welchem deutsches Schmiedeeisen, wieder in Hufeisensform, angewendet wurde, gelang es gar, die Tragungsfähigkeit bis auf anderthalb Centner zu verstärken, und es läßt sich, wie gesagt, noch die Grenze gar nicht angeben, wie weit mittelst dieser Einwirkung des elektrischen Stromes auf größere Eisenmassen die magnetische Wirksamkeit gesteigert werden kann, da es sich hier noch immer nur um erste Versuche handelt.

Diese so schnell erlangten Resultate erscheinen aber doppelt interessant, wenn man sie mit demjenigen vergleicht, was die ältern, schon seit Jahrhunderten üblichen Verfahrungsarten zur Darstellung mächtiger künstlicher Magnete geleistet haben. Der berühmte Magnet im Harlemer Museum trug auch nicht mehr, als etwa anderthalb Centner; der größte, von *Lenoble*, einem französischen Künstler, verfertigte Magnet trug wenig über hundert Pfund, und nur ein, dem Könige Johann V. von Portugal vom Kaiser von China geschenkter Magnet soll zweihundert Pfund getragen haben. Die neueste Physik hat also, in Bezug auf Erweckung des Magnetismus, in wenigen Jahren fast mehr geleistet, als die ältere Physik in Jahrhunderten; und wenn man den Glanz dieser Leistung vielleicht durch die Frage verdunkeln wollte: „Wozu nützt's?“ so würde ich mich des Ausdrucks des trefflichen Franklin bedienen, der, als ihm bald nach Erfindung des Luftballons eine ähnliche Frage vorgelegt wurde, mit der Gegenfrage: „Wozu nützt ein neugeborenes Kind?“ antwortete.

Einen unmittelbaren Einfluß auf das bürgerliche Leben hat die Verbreitung der Anlage von artesischen Brunnen durch mehrere Länder Europas geübt, eine Anlage, auf welche die neueste Physik ihre ganze Aufmerksamkeit vielleicht mit noch größerem Rechte richtet. Der Name der „artesischen“ Brunnen rührt von der ehemaligen Grafschaft Artois in Frankreich her, welche jetzt theils zum Departement Nord, theils zum Departement Somme gehört. In diesem Landchen nämlich eignet sich das Terrain ganz besonders zur Anlegung solcher Brunnen, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß man bloße Bohrlöcher bis auf Wasseraufsammlungen in der Tiefe der Erde treibt, aus welchen sich, wosfern die Lage günstig dazu ist, das Wasser sodann von selbst, fontänenartig, erhebt. Da es als ein wahrer Gewinn erscheint, ein so einfaches Verfahren der Brunnenanlegung

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Zeichen der ächten Trauer: Frauen, die ihren Männern Mausoleen errichteten, führen oft schon während des Baues derselben den Riß zu einem Triumphbogen für eine neue Leidenschaft in der Tasche. Der tiefe Schmerz thut, wie Elia, Attilas Sohn, that, der seines Vaters Leiche, dreifach umfargt, mit den königlichen Insignien bei nächstlicher Welle in die Erde versenkte und darauf alle Arbeiter, die bei diesem traurigen Geschäft geholfen, mit eigener Hand tödtete, auf daß Niemand erführe, wo die Geißel Gottes begraben. So wird der Lieblingswunsch, gleichviel, ob er als ein Märtyrer, oder als ein gefallener Engel starb, in dunkler Nacht klanglos bestattet. Die Ruhestätte wird geebnet, der Hügel könnte ja leicht zum Verräther werden. Da der Schmerz keines Gehälfen bei dieser Grablegung bedarf, so braucht er seine Hände auch nicht, wie Elia, mit Blut zu besetzen. Bei hochfinnigen Frauen erhält der Schmerz den Charakter einer Mystrie. Der weibliche Schmerz, dem es nicht an Thränen fehlt, folgt oft dem Beispiele der Gotthen, die den Busento über Alarichs Grab leiteten, auf daß der Strom die Gebeine ihres Heldenfürsten vor Entweihung sichere.

Die edelsten Frauen kamen oft durch beleidigte Eitelkeit, die sich in Haß umwandelt, zum Falle. Sie erinnerten mich an den in Roms Geschichte wohlbekanntesten Clodius, der sich, um zum Volkstribunaten zu gelangen und so seinem Grollé gegen Cicero Luft machen zu können, in eine plebejische Familie aufnehmen ließ.

Wie der letzte vier bis fünf Fuß hohe Stengel, den das Zuckerrohr treibt, mit einem Büschel endigt, dessen Blüthen, ohnerachtet sie zusammen 18 bis 20 Zoll lang sind, unfruchtbar bleiben, so hat man auch von den letzten Auswüchsen der ergrauten Dichtersphantasie, die oft Ellenlang über das kritische Maß emporwachsen, und sich durch ihre amazonenhaften Tulpenblüthen zu einem botanisch-poetischen Wunder emporarbeiten, keine Erndte zu erwarten.

Für gemüthliche, zartfühlende Seelen wird die Erinnerung zur ernstheitern Minerva; den rohen, entarteten Naturen erscheint sie als Nemesis.

Die Erklärung der Frauengefühle macht oft mehr Mühe, als die Entzifferung des palmyrischen Alphabets, an der sich Bartholemeo jahrelang versucht hat. Die Empfindungen der Männer lassen sich im Allgemeinen viel leichter lösen. Die Männer schreiben in der Regel alles ganz aus; hier kommen weniger Abkürzungen vor. Die Frauen haben dagegen eine Stärke in der Abkürzung; sie lieben die Et-cetera; die bei ihnen die

Stelle einer spanischen Wand vertreten, hinter die sie so Manches verstecken, was sie sich zu zeigen schämen. Die Abkürzung ist sonach hier kein Kind des Latonismus, und nichts weniger als eine spartanische Jungfrau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Schluß.)

Wägell über Volkbildung.

„Jede Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen (heißt es in der zuerst angeführten Schrift), oder nach mathematischen Gesetzen und Aufgaben erhält den Geist in Thätigkeit und belebt ihn. Mit desto mehr Geiste schafft der Mensch nicht nur leichter, sondern auch geschwinde; er steigert sein Schaffen in der Zeit; er will auch den kürzesten Zeitmoment mit einer That ausfüllen. Diese Geschwindigkeit ist hinwieder belebend, und so hat die erste Belebung eine zweite, die mathematische eine gymnastische zur Folge. Eine mathematisch-gymnastische Thätigkeit kann für den Menschen nicht anders als wohlthätig seyn. Sie bewahrt seinen Geist vor Trägheit und Abspannung. Er bekommt Mühen vor dem Wägigang, weil er innerlich nie müdig ist. Strenge Einflüsse und Strömungen unzähliger Art werden abgehalten. Er ist gestimmt, geneigt, geübt, alles, was ihm im Leben erscheint, vermagde des ihm entwickelt inwohnenden mathematischen Sinnes, genau geordnet und geschnitten, nach den Gesetzen des Geistes aufzufassen und zu beurtheilen. Mit lebendigem Sinn für alles geschnitten Wohlgeordnete ist er auch empfänglich für die Eindrücke und Aufgaben der stillen Weltordnung. Dieses alles hat sich in und an unserm Volke, so weit es seit längerer Zeit ein Industrievolk ist, zum Erlaunen des Menschenbeobachters nur zur Sonne des Menschenfreundes in vollem Maße bestätigt. Seit drei Generationen behauptete man fast bis auf die neueste Zeit, das fabrikkreudende Volk werde allmählig schwächlich, stoch und verfinke auch stillos. Die armen Leute, zu ständiger Arbeit verdammte, meistens in engen Raum eingesperrt; mühen — so meinte man — unvermeidlich in ein Streckengeschlecht andarten, und glückselig sey dagegen der Bauer zu preisen, der seine natürliche, stärke Arbeit unter Gottes freiem Himmel verrichten konnte. Und was ist jetzt, bis in die vierte Generation hinein, aus diesen Leuten geworden? Sie sind das belebteste, geistreichste, auch gefühlvollste, dabei arbeitssamste und geduldigste Volk, das weit und breit zu finden ist, dem bloß Landwirtschaft Treibenden in allen Beziehungen überlegen und auch im Gesundheitszustand diesem nicht nachstehend. Bei äußerst einfacher Nahrung, fast nur in Milch und Erdäpfeln bestehend, arbeiten sie in der Regel täglich breizehn Stunden, manche über die Regel hinaus eine vierzehnte und fünfzehnte. Sie sind dabei zufrieden und vergnügt; sie sind in dieser Zufriedenheit und Vergnügtheit ein flugendes Volk geworden, und es ist Thatsache, daß der Volksgesang in seiner jetzigen veredelten Gestalt in unserm Kanton, gleichwie in andern Schweizerkantonen, gerade in den Fabrikgenden in den allgemeinen und schönen Flor gekommen ist, der nunmehr den Besen enthält, wie die Industriebildung der Kunstbildung im Volke weit und breit Bahn gemacht hat.“

Vollage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Februar 1832.

Fremdling, komm in das große Neapel, und seh's, und steh!
Scharfe Liebe, gemäß des beweglichen Augenblicks
Welchen Traum.

Platen.

Die Toledostraße in Neapel.

Die Straße Toledo ist die Pulsader der ganzen Königsstadt, ihre Seele, die Nebenbuhlerin von Venedigs Prachtkanal, das Panorama von Neapels Zauberleben. Sie zieht sich vom königlichen Palaß, der auf die grandiose Feuerleuchte des Vesuvus hinschaut, in herrlicher Breite beinahe in gerader Richtung durch die große Stadt. Die von den Anhöhen herabsteigenden Gassen nimmt sie gleich einem Strom auf und sendet andere aus nach dem Meeresufer hinab, zu dem bewimpelten Mastenwald des Hafens, dem buntschweifigen, lärmenden Fischmarkt, wo eine Saat aller möglichen Meerfrüchte ausgebreitet liegt, und zu der majestätischen Villa reale, dem Elysium Neapels. Somit erkennt der Fremde leicht an der Höhe oder Tiefe der Quartiere der Stadt seinen Standpunkt, und in kurzer Zeit vertraut er sich ihren labyrinthischen Gewinden an, die er zu beiden Seiten nach der breiten Toledo hinzieht. Durchweilen wir nun diese Königsstraße, mit welcher wohl keine in Europa wetteifern mag.

Hohe Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, mit flachen oder terrassenartigen Dächern, deren lustige Galerien jedem Besitzer das herrlichste Panorama Neapels und seiner Umgebungen gewähren, sind die stolzen Wänder der weiten, endlosen Belle. In allen Stockwerken, fast an jedem einzelnen Fenster sieht man leichte Balkone von Eisensäulen, die, durch Massen von Blumen geschmückt, nicht nur ihr etwas häßliches Aussehen verlieren, sondern,

besonders an einem freundlichen Tage, eben so vielen schwebenden Blumenkörben gleichen. Die einfachen, regelmäßigen Gebäude unterbrechen die dazwischen aufsteigenden Palläste, voll Säulen und Statuen, und der mittelalterliche Prunk der Kirchen. Aber nicht lange haften die Blicke des Fremdlings an den stolzen Zinnen, denn das unten tosende Gewirre des bunten neapolitanischen Lebens zieht sie immer zur Straße. Da zeigen sich ununterbrochene Reihen eleganter Boutiken, wo bald hinter Flügelthüren von geschliffenen Spiegelgläsern, bald hinter den schönsten Draperien von Seiden, und andern Stoffen, der bunte, vielgestaltige Markt der Natur und der Kunst gehalten wird. Die bizarresten Schilder und Inschriften mit goldenen Buchstaben oder aus Krystallen, welche in der Sonne gleich Diamanten blitzen, locken die Neugierde der Käufer, und die glückseligsten Camerlari beiderlei Geschlechts laden mit den süßesten Worten zum Beschaun dieser Herrlichkeiten ein, die in keinem andern Welttheile sonst zu haben seyen und deren sich kein König und Kaiser zu Geschenken schämen dürfe. Neben ihnen sind die niedlich ausgemalten Kafés, Sorbettobuden und Restaurationen, nach dem neuesten Geschmack meublirt. Ihre Sessel und Tische reichen bis in die Straße hinaus, wo die Gäste unter ausgespannten Zeltdächern sitzen. Neugierdekrämer, Lebemann und Fremde verplaudern hier den Tag, oder ergötzen sich an dem nieverfliegenden Menschenstrome, der sich vom Morgen bis tief in die Nacht fortwälzt. Muster aller Nationen in ihren

verschiedenen Trachten tauchen in den Wellen des Volkes auf; in zwei bis drei Zeilen, vor und rückwärts bewegen sich alle Gattungen von Fuhrwerken, vom Staatswagen bis zum vergoldeten Curriculo, oder dem eselbespannten Karren des Lazzarone, der in einer Eremitenlauge mit gellender Stimme die Vortrefflichkeit seines Obstes ausschreit, das selbst im Paradiese nicht besser wächst. Karavanen von Eseln und Maulthieren, immer eines an den Fuß oder Schweif des andern gebunden, werden durchgetrieben. Langhalsige Engländer, die auf lebendigen Gerippen von italienischen Mietknechten reiten und immer mit der Nase in den Lüften sind, gerathen darunter und fluchen ihr God darn. Die ausgehungerten Thiere schreien ohrzerreißend durcheinander; aber die wandelnden Bontiken und Quastenträger, die Waarenausschreier, die Herolde der sadrenden Schauspieler und Gaullergesellschaften übertäuben sie noch; denn hier wird Alles mit krächzender und schmetternder Stimme angeschrien. Man weicht einem Wagen oder einem Trupp Esel aus und geräth an der Seite in Labyrinth, wo auf offener Straße alle Gewerbe getrieben werden. Die Häuser sind bei Tage nur leere Gehäuse; ihr lebendiger Inhalt sammt den Geräthschaften befindet sich auf der Gasse, und in voller Beschäftigung. Alle Scenen des innern Familienlebens, Zank, Geschrei und Rauferei, werden öffentlich vor aller Welt aufgeführt; aber Niemand lehrt sich daran.

Trotz der grenzenlosen Verwirrung, erscheint all das Treiben als ein einstudierter Tanz: Jedermann findet sich glücklich durch, und fast nie kommt ein Unglück, selten sogar harte Reibungen vor, obgleich die Aufscher wie Besessene fahren und das Volk mit wahrhaft italienischer Hast sich überall durchdrängt und nach den verschiedensten Richtungen strebt. Der Fremde wird gedrängt, gestoßen, aber über den mannigfaltigen Lockungen der Sinne fühlt er es nicht. Hier sind ganze Traubenpyramiden, mit den saftigen, durchscheinenden Beeren, wie sie nur der italienische Himmel hervorbringt. Dort gleichen ihm aus Blätterwerk von mannigfaltigem Grün in der lieblichsten Schattirung, das gar künstlich in die Körbe eingestochten wird, die köstlichsten Melonen, Zitronen, Orangen entgegen. Die Lippe brennt von der Hitze des Sonnenstrahles, dem Staub des Gewirbles und dem Feuerhauch des Strocchio; sie seufzt nach Erfrischung. Tausend Stimmen bieten lobpreisend ihre Waare an. „Signore! nehmt von mir! Eccellenza! kein König hat bessere Früchte auf seiner Tafel!“ So schreit es von allen Seiten, und der Fremde sieht sich, wenn er kaum Niene macht, etwas zu laufen, von Verkäufern umlagert. Zu ihnen gesellen sich ganze Schwärme von Bettlern unter allen Gestalten, welche schlimmer als Mosquitos über den Ausländer herfallen. — Vergoldete, buntgemalte Obstbontiken glänzen überall an den Ecken. Der Fremde hält sie auf den

ersten Anblick für eben so viele Kapellen oder Motivorte der neapolitanischen Frömmigkeit. Sie gleichen in der Form den Tragaltären bei Kirchenprojessionen, mit einer Art Tabernakel auf kleinen Säulen voll Schnitzwerk von Engeln und Heiligen. Nicht selten schaut Gott Vater selbst einladend, mit seinem dreieckigen Hüthen von der schärflichsten Spitze herab. Je überladener, je bunter, desto willkommener dem phantastischen Sohne des Südens, und das Ganze hat auch für den Fremden einen mystischen Reiz. Inwendig stehen die Früchte in appetitlicher Ordnung, unter den kühlenden Fächern frischer Baumzweige hochaufgeschichtet. Der Heilige darin ist freilich oft ein nußbrauner Obsthändler oder eine runzlige Alte mit Zigeunersphysiognomie; denn das gemeine Volk in Neapel ist im Ganzen nicht schön; aber oft kredenzt auch eine junge, schmucke Neapolitanerin den Becher mit erquickendem Zitronensaft, und ihre feurigen Augen wecken immer neuen Durst.

So verfliegt Stunde auf Stunde, ohne daß man aus der Toledostraße herauskömmt, wo die Menge nie ab, sondern immer zunimmt; denn jetzt kommen erst die Hauptshows des Tages für den Neapolitaner und die herumreichende Welt des Auslandes. Ein furchtbares Gemurmel erhebt sich in der Ferne und wird zu einem Geheul, daß der Fremde sich die Ohren zupfält; es ist die Projession einer Bruderschaft. In langen, rings geschlossenen Dominos mit Kapuzen, wo aus zwei Gläsern nur die Augen hervorschauen, schreiten die weißen oder schwarzen Zeilen der Betbrüder mit ungeheuren Rosenkränzen, ihre bunten Fahnen und Standarten voraus, durch die Gassen; oft schleppen sie auch die Bilder ihrer Patronen, mit Blumen und Laubwerk bekränzt, mit sich. In Schaaren schließen sich Müßiggänger und Bettler an. Das Volk fällt auf die Knie und zerschlägt sich die Brust. Aber die Andacht ist nichts weniger als allgemein; ganze Gruppen bleiben mit kaum gerücktem Hut gaffend stehen, oder spotten wohl gar, besonders wenn ein Zufall die heilige Ceremonie unterbricht. Augenblicklich ist jedoch alle Aufmerksamkeit darauf hin, sobald dreimaliger Trompetenruf und Trommelwirbel die tägliche Morgenpromenaderfahrt J. J. Majestäten und der königlichen Familie aus dem Königspalast nach Capo di Monte oder einem andern Lustort verkündet. Jetzt geht Alles wie durcheinander; die Balkone werden lebendig, und mancher funkeln Augenstern glänzt aus dem halbzurückgeschlagenen Schleier in das Gedränge herab. Es zeigen sich über den lustigen Eisenstäben der Fenstergitter die schönen Gefangenen der grausamen Etikette, von umschichtigten Matrinen und Duennen bewacht. Liebliche lebendige Rosenknospen tauchen aus den schwebenden Blumenkörben auf und beschämen Floras ganzen Zauber.

(Der Beschluß folgt.)

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

ihn unten am Stamme auf, lassen den herausdringenden Milchsaft in untergesetzte Gefäße fließen, überziehen damit thönernerne Formen und setzen dieselben dem Rauche aus. Wenn der Ueberzug getrocknet ist, so wird der Thon mit Wasser herausgespült, und wir bekommen das so entstehende „Federharz“ daher gewöhnlich in Gestalt von kleinen Flaschen. Die ganz außerordentliche Biegsamkeit, Festigkeit und Elasticität dieses Harzes sind besonders bekannt, und diese Eigenschaften machen dasselbe eben zu dem nun anzuführenden neuen Gebrauche besonders geschickt. In der Chemie und Physik werden nämlich, besonders zum Auffangen der Gase, oft Blasen gebraucht, und man nahm dazu bisher gewöhnlich Schweins- oder Rindsblasen. Allein der üble Geruch derselben und anderer Inkonvenienzen erregten schon lange den Wunsch nach einem bessern Surrogate, und man würde ein solches im Gummi elasticum befehlen haben, wenn ein Mittel bekannt gewesen wäre, dasselbe zu dünnen Häuten auszu dehnen. Dieses Mittel ist jetzt entdeckt: man legt die kleinen Beutel des Gummi etwa vier- und-zwanzig Stunden lang, bei der gewöhnlichen Temperatur, in mäßig starken Schwefeläther, worauf sich diese kleinen Beutelchen zu einer solchen Weite und einer solchen Dünne der Haut aufblähen lassen, daß die entstehenden Blasen, mit Wasserstoffgas gefüllt, in die Luft empor steigen. Soll die so gebildete Blase ihre Elasticität behalten, so braucht man nur die hineingeblasene Luft nach einiger Zeit wieder herauszulassen; will man dieses nicht, so läßt man die Blase vorher trocken werden. Man kann das so zubereitete Gummi elasticum auch zum Ueberbinden der Glaschen benutzen, und es ist also durch diese einfache Entdeckung einem Uebelstande im Gewerbe mehr abgeholfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Bibliothekdiebstahl.

Welchen bedeutenden Verlust das königliche Antikentabinet vor etwa zwei Monaten durch das Entwenden der vorzüglichsten Goldmünzen erlitten hat, ist durch die Zeitungen längst bekannt geworden. Seitdem hat sich keine Aussicht gezeigt, daß dieser Verlust wieder ersetzt werden wird. Die Goldmünzen sind und bleiben weg, und vermuthlich sind sie längst schon in einen Metallstumpen verwandelt; vielleicht glänzt das von Griechen und Römern ausgeprägnte Gold jetzt als Halbgewerbe auf dem Busen einer schönen Pariserin, oder als Uhrgehäuse in der Tasche eines Aufsehers der Bibliothek oder eines Polizeibeamten, der weit entfernt ist, zu ahnen, daß er selbst das Gold an sich trägt, dem er unter einer andern Gestalt so eifrig nachspürt. Eben so wenig hatten die Aufseher des Antikentabinetes geahnt, daß ein Unbekannter, der sich einige Monate lang die alten Münzen oft zeigen ließ, dieselben scheinbar mit wissenschaftlichem Geiste untersuchte, sie verglich und gelehrte Resultate aus diesem eifrigen Studium zu ziehen schien, nichts weiter war als ein schauerlicher Dieb, der alle Umstände und Verhältnisse genau absehen

wollte, um dann mit seinen Helfern den vorbereiteten Streich desto sicherer auszuführen. Das Antikentabinet befindet sich in einem Nebensale des großen Bibliothekgebäudes, und hat von der einen Seite Fenster nach der Richelieustraße und auf der andern Seite nach einer etwas engen und einsamen Gasse hin. Von dieser letzten Seite her wurde vor zwanzig Jahren ein Diebstahl gewagt und auch glücklich ausgeführt. Die Diebe entwendeten mehrere kostbare Antiken, besonders geschnittene und mit Gold eingefasste Steine, und verhandelten sie nach Holland. Die Schatzerei wurde aber noch bei Zeiten entdeckt, die Diebe eingefangen und zu den Galerien verurtheilt. Ein einziges kostbares Stück konnte aber nicht wieder erhalten werden. Man behauptet, es befinde sich jetzt in dem Privatkabinet des Königs von England, oder in einer dortigen öffentlichen Sammlung. In Frankreich begangene Diebstähle werden in England nicht verfolgt, und manches in Frankreich Gestohlene wird ohne Stravel von englischen Reisenden angekauft und ihren Sammlungen einverleibt. Die Polizei glaubte nun recht klug zu handeln, indem sie in der engen und wenig gangbaren Gasse, von wo aus der Einbruch ins Antikentabinet geschehen war, eine Wache anlegte. In der That ist seitdem von dieser Seite her nichts mehr gestohlen worden. Allein jene Wache hat doch den wirklich begangenen Diebstahl keineswegs verhindern können, obschon sie kaum vierzig Schritte von dem Bibliothekgebäude entfernt liegt. In einem weit davon entlegenen, auf die Viviennestraße hinausgehenden Ende der Bibliothek wurde gebaut, da man dieselbe bedeutend vergrößern will; denn die Bäckersammlung wächst jährlich um einige tausend Bände an, und schon lange fehlt es an Platz, um die ungeheure Sammlung ganz aufzustellen. Eben so verhält es sich mit der Handschriften-, Kupferstich- und Landkartenammlung; diese letzte Sammlung ist vor wenig Jahren angelegt worden und noch nicht so bedeutend, als sie werden muß, weshalb die kleineren Journale darüber spassen, daß der Gehalt des Hrn. Comar, dem diese Sammlung anvertraut ist, den Werth der Schätze übersteigt, die er aufzubewahren hat. Dennoch erfordert die Sammlung Platz, und da sich nun jedes Fach in der Bibliothek ausdehnt und die Bibliothekare sich ebenfalls gern ausdehnen, so hat man das an die Bibliothek stoßende Hotel des Staatschazes, der jetzt im Finanzministerium befindlich ist, zur Bibliothek geschlagen. Man richtet es ein, um einen Theil der reichhaltigen Sammlungen darin aufnehmen zu können. Diesen Umstand haben sich die Diebe zu Nuzen gemacht und sich durch die Bauten in das große Gebäude hineingeschlichen. Einige Personen glauben, einer der Diebe habe sich am Tage, während die Bibliothek offen stand, in irgend einen Winkel versteckt und in der Nacht den andern geöffnet. Es fand sich aber für sie noch eine große Schwierigkeit. In die Bibliothek waren die Schelme wohl hineingekommen, nicht aber ins Antikentabinet, das Ziel ihrer Wünsche; dieses war notwendig verschlossen, und zwar vermittelst einer eisernen Stange, da man, wenn dieses Cabinet zugemacht wird, durch eine kleine Treppe hinten hinausgeht. Diese Treppe wird aber ebenfalls unten zugeschlossen. Dies wußten die Diebe auch und hatten sich mit dem Abthuen vorgesehen, um das Hinderniß zu überwinden. Sie verfahren, wie die Diebe in Paris zu verfahren pflegen, wenn sie einen zugeschlossenen Kasten bestehlen wollen: sie bohren nämlich einige Löcher in die Thüre des Antikentabinetes und schneiden dann vermittelst feiner Sägen ein ganzes Brett heraus. Diese Arbeit, die sachte verrichtet werden mußte, mag einige Stunden gedauert haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 17. Februar 1832.

Ich sehe wohl, Frau Mab hat Euch besucht.

Shakespeare.

T r a u m b i l d.

Den schwarzen Mantel breitet aus
Die Geisterfreundin, Witternacht,
Der Weidmann Tod mit Nord und Graus
Stürmt nieder auf die Menschenjagd.
Verzweiflung, seine Lieblingschwester,
Begleitet ihn auf seinem Flug,
Sie rößern auf die Geisternester,
Sie jagen fort im wilden Ring. —

Erstarrt hält an im Lauf die Erde,
Ein Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entseelte Sternenheerde,
Vom Tode bleibt nichts unverschont.
Zerbrochen ist der Himmelswagen,
Orion fällt in sein Geschoss,
Das Zwillingpaar hat er erschlagen
Und der Centaure stürzt vom Ross.

Die Hyder schlingt sich um den Drachen
Und saugt aus ihm das gift'ge Blut,
Es packt der Leu mit grimmem Klauen
Den Bären an in wilder Wuth.
Ein grauser Thiertampf hat begonnen,
Die Milchbahn färbt sich blutig roth,
Zusammenbricht das Reich der Sonnen,
Denn seine Beute sucht der Tod.

Und vor die stille Lagerstelle,
Wo mich umring ein süßer Traum
Und manche schöne Bilderwelle
Berrinnen ließ des Lebens Schaum,
Da bricht er ein mit den Genossen
Auf lustig tollen Feuerrosen,
Wild fährt er an den Bruder Schlaf:
Entferne dich, du feiger Slav!

Ich wach' ich auf, da prallt mein Blick
Vor dem des Todes scheu zurück.
Mit Grausen seh' ich in der Linken
Die blutbefleckte Sichel blinken,
Es hält die rechte Leichenband
Die abgelaufne Uhr mit Sand:
Aus Zähnen ohne Lippe schallt
Das Wort der gräßlichen Gestalt:

„Von allem, was da ist gewesen,
„Lebst du allein in dieser Nacht,
„Vernichtet hab ich alle Wesen,
„Nichts widerstand noch meiner Macht.
„Du Bilder, der so fest vertraut
„Auf seine eigne Manneskraft,
„Hat vor dem Tod dir nie gegraut,
„So komm' und mache Bruderschaft!“

Und näher, näher dringt mein Gast,
 Schon hat der Grause mich erfaßt.
 Der Herzschlag stockt, des Pulses Wallen;
 Nun ließ ich ein Gebet erschallen:
 Da schimmert durch den blut'gen Himmel
 Und durch das bunte Nordgewimmel
 Verklärt das Antlitz meiner Braut
 Und blickt auf mich so mild und traut.

Sie faltet zum Gebet die Hände,
 Es ruft für mich ihr frommer Mund,
 Daß ich den Weg zum Himmel finde,
 Zu Gott, in meiner Sterbestund'.
 Da sturz' ich an die Knochenbrust
 Des Todes, froh mit Himmelslust;
 Ich sah den Engel ob mir weinen,
 Komm Bruder, komm, du wirst uns einen!
 Sandor v. S.

Die Toledostraße in Neapel.

(Beschluß.)

Bald rauschen und rollen die königlichen vier Sechsgespanne mit Vorreitern, Dragonern und Stallmeistern daher und sprengen die Volksmassen auseinander. Die vergoldeten Geschirre und Wagen, die kostbaren Livreen und Uniformen sind es allein, was der Menge daran gefällt. Sie sind wirklich prachtvoll und erinnern die Neapolitaner täglich, daß sie einen sehr theuren König haben. Doch die Staats- wie die Kirchen- und Militärparade gehört zu ihrem Volkstheater, zu dem römischen Erbsitz der Circuses, ohne welche der Neapolitaner nicht leben kann, um so weniger, als ihm nur im engsten Verstande des Wortes das Paris dazu gereicht wird. Die Majestätspromenade gibt zugleich das Signal zur Belebung des ganzen Hofolympus, der bis dahin im Bade oder unter den Händen der Camerieri, Friseur, Barbiers, Kleiderkünstler und Marchands *de modes* war. Sie alle erscheinen jetzt in den elegantesten Equipagen oder *Kabriolets*, in einem Mittelkostüm, das im Verhältniß des *déjeuné à la fourchette* zum *diner* steht. In unabsehbaren Reihen fahren sie blitzschnell die Toledostraße auf und ab, um zu sehen, und noch mehr, um gesehen zu werden. Wehe dem Elegant, der dieses seiner Schönen versagt! er ist ruiniert, und morgen fährt sie sicher mit einem andern durch die Toledostraße. Der Unglückliche aber, der die vier oder acht Pferdebesüße nicht anbringen kann, muß die Geliebte seiner Geldbörse, welche hier die Stelle des Herzens vertritt, wenigstens in einem Puchstück nach der allerneuesten Mode, mit seidenen Strümpfen, damit sich der italienische Fuß gut ausnimmt, durch das Gewühl spazieren führen. Die Schönen machen sich oft we-

nig daraus, ob des Salans Kostüm mit dem übrigen übereinstimmt, und der Arm, über den sich der feinste Shawl drapirt, hängt sich unbedenklich an eine *Deturinjacke*.

So wogt und rollt es ärger als je in der Toledostraße hin und her, und ein ewiges *Gesumme* und *Geschrei* erfüllt die Luft; aber auf ein Mal drängt der Menschenstrom gewaltsam dem großen Platz vor dem Pallaste zu. Pfeifenklang und Trommelschlag und der ohrzerreißende *Neapolitanermarsch* verkündigen, daß die Regimenter von den *Exerzitiën* auf dem Marsfelde zurückkehren. Ihre Mädchen warten alle schon längs der Toledostraße, um ihnen die verdienten Kronen zu bringen. Welches schöne junge, stämmige Volk! welch edlezüge in den olivenfarbigen Gesichtern, ganz für den Pulverdampf geschaffen, wenn er ihnen nicht so zuwider wäre! — Die Waffen glänzen, wie eine goldene Aehrensaat im Sonnenschein; die Uniformen, besonders die der Offiziere, sind prächtig und stehen wie angegossen. Dem Neapolitaner lösen sie Respekt genug ein. Ihre Fronte nimmt die ganze Breite der Straße ein, und sie schwemmt die Volksmasse wie eine Sündfluth vor sich her. Herrliche Janitscharenmusik, mit lieblichen Kompositionen für Hörner und andere blasende Instrumente abwechselnd, ertönt nun vor dem Königspalast, dem gegenüber die majestätische Kuppel der neuen Franziskanerkirche (die unter *Nurat* ein *Panttheon* hätte werden sollen) mit ihren zwei halbzyklischen Kolonaden und den gigantischen zwei Reiterstatuen aus Bronze im Facellschein auflaucht; denn bereits ist die Nacht eingebrochen. Eine Wagenburg, mit der schönen Welt besetzt, ist aufgefahren und umschließt die gedrängte horchende Volksmasse. Aber auch diese Töne der Luft verklingen, wie die mannigfaltigen Erscheinungen mit dem Sinken des Tages im Halbdunkel untergegangen sind. Die Nacht führt jetzt ihr prächtiges Regiment. Die Niesenstraße flammt auf von zahllosen Lichtern, Laternen und Lampen, womit alle Buden wie auf einen Zauberschlag erleuchtet werden. Hinter den geschlossenen Splegelfenstern brennen die Stoffe und alle Schätze der Mode in den buntesten Farben. Die mit der Nacht erloschenen Inschriften der Ausbangeschilde funkeln in chinesischem und Brillantfeuer. Der Troß des Pöbels ist verschwunden, und die feinere, galante Welt lustwandelt auf den breiten Steinplatten der Straße, die jetzt einer endlosen Gallerie gleicht. Endlich werden die Gullarten wach, hier und da tönt eine Serenade durch die Nacht; ein Blick auf die nächtliche Feuersäule des *Belvedere* rüttelt den Fremdling noch einmal aus seiner Abspannung empor, und er sucht die Ruhe mit einem erhebendem Gefühl, als all die bunten Bilder des Tages in ihm zu erwecken vermöchten.

Dessele.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

sternregionen sogleich wieder auf die heimatlichen irdischen Fluren zurückzuführen, daß öfters von gefärbtem Schnee die Rede gewesen ist, und daß die Naturforscher über die Ursachen dieser Färbung des Schnees durchaus nicht einerlei Meinung sind. Diese Zweifel scheinen jetzt vollständig gelöst zu seyn. Der tühne Nordpolschiffer Parry *) hat auf einer seiner Nordpolexpeditionen rothgefärbten Schnee gefunden und die färbende Substanz dieses Schnees mit zurück nach England gebracht, wo sie untersucht und für eine kleine kryptogamische Pflanze erkannt worden ist, welche die Botaniker *Protococcus nivalis* nennen. Dieselbe Substanz ist an dem Felsen des nördlichen Schwedens gefunden worden, und was noch merkwürdiger ist, so hat rothgefärbter, auf den Alpen vorgefundener, Schnee ebenfalls und unverkennbar die nämliche Beimischung enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) William Edward Parry, britischer Seefahrer, hatte durch Kühnheit und ausgebreitete nautische Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Regierung auf sich gezogen, und wurde daher von derselben mit einer sehr gefährlichen Unternehmung, einer wiederholten Seefahrt nach dem Nordpol (darnach so genannten „Nordpolexpedition“), beauftragt. Es hatte sich nämlich seit längerer Zeit in England die Meinung ausgebildet, daß es nicht unmöglich seyn dürfte, aus dem atlantischen Meere durch die Baffinbaj in das Eismeer, und aus letzterem durch die Beringsstraße in das stille Meer zu gelangen und bei dieser Gelegenheit dem Nordpol der Erdoberfläche vielleicht sehr nahe zu kommen. Um über diese Möglichkeit zu entscheiden, unternahm Parry fünf Fahrten in das arktische Meer (die letzte im Jahr 1827), welche, wenn auch der angegebene Hauptzweck: Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, nicht erreicht wurde, doch für Geographie der berührten Gegenden und Naturkunde unzähligen Nutzen gehabt haben. Auf der letzten dieser Expeditionen fand Parry auch den oben erwähnten roth gefärbten Schnee.

Korrespondenz: Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der Bibliotheksdiebstahl.

Durch das entstandene Loch schlüpfen die Diebe nun in den Antikensaal hinein. Hier wußten sie Bescheid, weil sie sich vorher alles genau gemerkt hatten, besonders der Kerl, welcher den Aufsehern als ein recht eifriger Freund aller Münzen vorgekommen war. Sie zündeten einige Wachskerzen an, suchten in dem Schreibpult des Konservators, welcher, wie es scheint, nicht die Vorsicht hatte, beim Weggehen die Schlüssel mitzunehmen, den Bund Schlüssel zu den Münzschreibern und zogen ganz bequem in diesen Kästen alle Schubladen heraus, von denen sie wußten, daß sie Goldmünzen enthielten. Diese wurden nun vermuthlich alle in einen Sack geworfen; sie scheinen bei dieser Arbeit sehr gerillt zu haben, vermuthlich weil der Tag schon herannahete, da die Arbeit an der Lyhre sie ohne Zweifel lange aufgehalten hatte. Manche

Schubladen, welche vorne Silberne und kupferne Münzen, hinten aber goldene enthielten, waren nicht genau untersucht worden und daher unberührt geblieben. Aber selber hatten sie genau gewußt, wo sich die reichhaltigste Sammlung der Goldmünzen befand, und diese ist sammt und sonderb weggenommen worden. Es war nun hohe Zeit für sie, auf den Rückweg zu denken, da in der Morgenzeit die Straßen in Paris bald von allerlei zur Arbeit eilenden Leuten durchgegangen werden. Warum sie nicht auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, zurückgingen, weiß ich nicht; vermuthlich hatte dies seine Schwierigkeiten; sie scheinen durch eine Menge großer Speicher heruntergekommen zu seyn, und vielleicht hätten sie Mühe gehabt, den Weg im Dunkeln zu finden, obgleich dieser Weg gewiß der sicherste war. Um sich fortzumachen, fanden sie es bequemer oder sicherer, aus dem Fenster des Antikensabinetts in die Richelieustraße hinabzustiegen. Sie befestigten an dieses Fenster ein Seil mit Knoten und ließen sich geradewegs hinunter. Vermuthlich waren sie an diese Art hinunterzustiegen gewohnt; vielleicht paßte auch einer von den Ihrigen unten auf, damit sie nicht abersrascht würden. Wahrscheinlich waren ihrer nur zwei oder drei, so daß dies Heruntergleiten bald geschehen war. So bald sie unten waren, konnten sie sich als geborgen betrauten. Einige Zeit hernach entdeckte einer der Ehiffoulers, welche am frühen Morgen die Gassen durchwandeln, um den Reichtum durchzuwählen, das noch herabhängende Seil und gab in einer sich eben öffnenden Dube Kunde davon. Man wendete den Pförtner der Bibliothek, der natürlich nichts hatte hören noch sehen können, denn er war vom Antikensabinette weit entfernt; man fand die Spuren des Einbruchs und geschehenen Diebstahls; eines der Werkzeuge hatten die Diebe in der Eile vergessen und liegen lassen. Es gab Lärm, die Polizei verhörete einige an der Bibliothek angestellte Leute; allein es war nicht möglich, Auskunft zu erhalten. Der Bericht, die Diebe seyen von Jemand in dem Gebäude selbst begünstigt worden, war unhaltbar, und so blieb man stets in derselben Ungewißheit. Seitdem hat sich die Polizei viele Mühe gegeben, die Thäter zu entdecken, da es sich versohnte, von einem so bedeutenden und unerseßlichen Verluste etwas wieder einzubringen; aber alles Bemühen ist vergebens gewesen. Zwar soll ein Polizeilagrat, der, wie es oft geschieht, mit Dieben in Verbindung gestanden hat, beim Anblicke des Einbruchs voll Bewunderung ausgerufen haben: „Das heisse ich vortrefflich gearbeitet; so etwas kann nur der Rothkopf (ein, wie es scheint, sehr verschmierter Sytchube) gethan haben.“ Allein von diesem Rothkopf hat man weiter nichts vernommen. Der Minister des Innern, d'Araout, begab sich zur Bibliothek und war sehr böse wegen der Nachlässigkeit der Konservatoren. Diese antworteten: „Herr Minister (der Creuzentitel ist seit der Julirevolution abgeschafft), wir haben Ihnen fünfmal um eine Schildwache geschrieben, aber keine Antwort bekommen.“ Der Minister behauptete in der Deputirtenkammer, es habe ihm an Geld gefehlt, um eiserne Gitter vor den Fenstern ansetzen zu lassen. Dies war eine offensbare Lüge. Seitdem belustigen sich die Aetnern Journale auf Kosten der Bibliothek. Sie behaupten unter andern, so oft ein Gelehrter die alten Münzen zu studiren wünsche, so ziehen die Konservatoren wie sonst die Schubladen auf und antworten mit einem tiefen Seufzer: Hier — waren sie!

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 18. F e b r u a r 1852.

Unter Meißer das all' erücht
Und freut sich dessen wunderthum,
Denn es saugt sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich rühmet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erhält das eben stz und stren,
Als wär' er selbst gethon dabel.

Goethe.

D a s D u e l l.

„Ans Werk, Asmodi, ans Werk! Sitten, Sitten! heist es allüberall; Sitten sind jetzt Mode, und Mode, weißt du, ist bei uns eine Tyrannin, und zwar eine wahnsinnige; was sie will, muß durchaus geschehen. Malt, schildert uns Sitten! ruft es in allen Salons; Sitten, Sitten sind an der Tagesordnung. . Ans Werk denn, Asmodi; du verstehst es, dir gilt der Ruf; du hast ja Lesage so trefflich geholfen! Nimm die Krücke zur Hand! auf die Dächer! beste mir das Hotel da auf: was treibt man dort?“ — „Politik, Meister.“ — „Zugedeckt, schnell wieder zugedeckt! Zwanzig Journale tagtäglich, daran ist es mehr als genug. — Weiter! Das Haus dort hat acht Stockwerke, zehn Boutiquen, drei Einfahrten; da handelt ganz Paris, wie vor Zeiten in Noahs Arche die Welt: Krämer, Kaufleute, Bankier, Tänzerin, Marquise, Advokat, Arzt, Rentier, Künstler, Grisetten . . . Ha! welche Ernte von Sitten, welche Mannigfaltigkeit in Ton, Sägen, Farben; welche Schatzkammer von Kontrasten! Frisch ans Werk, Freund! nur ein kleines Probchen von Pariser Sitten!“ — „Ich verstehe, Meister, eine Skizze à la Diabolo boitoux meint Ihr? Davon wird nichts. Vergebens würde ich unter diesen unzählbaren Dächern, in der ungeheuren Arche da, die Sujets zu einer zweiten grotesken Gallerie von Originalskizzen und Dossentücken suchen, wie wir sie einstens in ein präntantes Portefeuille gesammelt. Die Welt hat sich ganz

gewaltig geändert, es ist gar die nämliche Familie nicht mehr. Zwischen euern Boutiquen und Salons, zwischen euern Salons und euern Mansarden gibt es, genau betrachtet, gar keine so frappanten Kontraste mehr, als euch zu behaupten beliebt. Heutzutage, Meister, seyd ihr alle Bürger, und an diesem Gebräuge erkennt man, daß das Jahrhundert euch sammt und sonders in denselben Tiegel zusammengeworfen hat. Befehlt euch nur einander: Kleidung, Geschmack, Interessen, Geschäfte, alles bei einem, wie beim andern; Meinungen — darin findet einzig eine Abweichung statt, und sie gibt sich durch den Hut zu erkennen; sonst aber ist Gleichheit der Grundcharakter der Zeit, Bankier, Künstler, Hofmann, Schriftsteller — wer unterscheidet sie? Dieselben Gewebe Loubons und Tibets beugen unter das Gesetz der Gleichheit, der Reize und des Anstandes die Herzogin, die Grisette, die Tochter des Notars und die Frau des Handwerkers. Dreißig Revolutionen, die dafür geeignet seyn mögen, haben euch dermaßen durcheinander gerüttelt, daß ihr endlich erkennt, ihr seyd sammt und sonders aus dem nämlichen Teige geknetet, und der ganze alte Erdbel ist in Felsen auseinander geflogen.“ — „Ich verstehe dich, Asmodi, du hast Recht: unsere Sitten beruhen im Leben, nicht mehr im Kostüme.“ — „Das wollte ich eben sagen, Meister; um sie zu ergründen; darf der Blick nicht bloß auf dem Gesichte haften, er muß tiefer eindringen; um der Sitten künftige Nuancen zu erfassen, bedarf es anderer Pinsel als solcher, welche bloß über

die Leinwand herfabren, nur Silhouetten entwerfen. Ja, um ein tiefes Geheimniß zu belauschen, genügt es nicht mehr, ein Dach zu lästern; das Herz muß man ergründen, dort ist der eigentliche Lebenssiß der Sitten.“

— „Nun wohl, lieber Teufel; vermagst du so gut als in einen Speicher, ein Boudoir, ein Kämmerchen, in ein Herz hinabzuschauen, so sieh hinein, und sage mir, was du erblickst. Gar gerne möchte ich wissen, was in einem Herzen vorgeht, und glaube allerdings mit dir, daß dort viel mehr, als in den Alles de Pigeon eines Bourgeois du Marais oder unter dem indiskreten Cachemir einer Operubajadere, der Sittenspiegel zu suchen sey.“

„Gut, Meister, wenn Ihr das wollt, Achtung! Seht hin! dort, meiner Arzide nach, in jenes Hotel, im britischen Stock, nach den vier hohen, stattlichen, mit Purpur und Azur drapirten Fenstern; laßt Eueru Blick durch die Persienne gleiten. Seht Ihr in jenem, vom Schimmer einer flackernden Kerze, deren Wachs an dem vergoldeten Leuchter schon längst hinabläuft, matt erleuchteten zierlichen Salon, einen jungen Menschen? Seine Züge sind regelmäßig, hübsch, aber mit Leichenblässe übergoßen; sein vom ersten Pariser Künstler in Locken gelegtes Haar hat seine krampfhaft geschlossene Hand so eben zerrauft; seine Toilette ist ausgezeichnet, jedes Stück im neuesten Geschmack; Farbe und Stoff scheinen von der Modegöttin selbst ausgewählt. Noch nicht lange ist er nach Hause gekommen; er schleuderte sein Atlashalbtuch auf die Kissen der Ottomane und rief: „Joseph, zugeschlossen! Geh zu Bette!“ Joseph hat abgeschlossen und sich zu Bette gelegt. Der junge Mensch warf sich in den Sessel von Citronenholz, er stürzt den Arm auf den Porphyrtisch, seine Stirne ruht in der Hand; in dieser Stellung ist er seitdem gleich einem Marmorbilde geblieben. Jene Uhr von Gold und Alabaster, welche die von der Liebe entwaffnete Zeit vorstellt, schlug Eins, Halbzwei, Zwei, Halbdrei; er hört keine Uhr, ändert seine Stellung nicht, ja er frust nicht einmal, keine Uhr drängt sich aus seinem Auge. Seht dorthin, Meister, nach der schwarzen Marmorplatte der Bronzekonsole, auf welche sein Blick unverwandt starrt. Seht Ihr neben dem Schatsockel, der eine Nymphengruppe in brillantirtem Stuck trägt, die Pistolen? Herrliche Waffen! die Läufe in Gold damascirt, am Schaft die reichste Schnitzarbeit. Mit dem Glockenschlag Drei ertracht dieß Hotel von einem furchtbaren Knall; der junge Mensch zerschmettert sich das Gehirn.“ — „Großer Gott, in weniger als einer halben Stunde? Und warum? Spiel?“ — „Keineswegs.“ — „Schulden?“ — „Nicht eine einzige.“ — „Liebe?“ — „Nicht allein.“ — „Was denn sonst?“ — „Point d'honneur.“ — „Wie so?“ — „Hört, Meister, des jungen Menschen Geschichte; eh' seine letzte Stunde schlägt, kann ich sie euch noch erzählen; ich werde übrigens den Zeiger

der Uhr im Auge behalten. Hier handelt sich's von einem seltsamen, unerklärlichen Zuge in eurem Charakter: der junge Mensch stirbt, weil er etwas nicht begriff, das Ihr wahrscheinlich eben so wenig begreifen werdet.“

„Es war einmal — es ist noch — doch wir können und, da binnen einer halben Stunde diese Erzählung bereits eine Geschichte seyn wird, der vergangenen Zeit bedienen; von den Grammatikern Präteritum genannt; es war also einmal ein junges Frauenzimmer von ausgezeichneteter Schönheit; Emma war ihr Name; den Namen ihrer Familie verschweige ich, in der Welt nennt man ihn aber mit Achtung, er glänzt in mehr denn einem Salon. Bin ich hinsichtlich ihrer Reize minder distret, so wird mir dieß wohl Niemand verargen. Achtzehn Sommer hatten Emma's Ausstattung mit der Jugend herrlichsten Gaben vollendet; Rosen erblühten auf ihren Wangen, blendend schwarze Locken bekränzten die Stirne, welche Lilien besäumte; unter dem leicht gewebten Schleier dunkler Augenwimpern strahlte das lieblichste Himmelblau, Liebesgötter umschwebten die Lippen, und wie vermöchte ich die Grazie des Nackens, den ätherischen Wuchs, die zauberisch geformte Hand, das niedlichste aller Füßchen zu schildern? Denke dir die schönste aller Schönen; belebe ihre himmlischen Züge mit dem vollen Reize eines reichen, vielseitig gebildeten Geistes, setze zu dieser Fülle von Reizen ein fühlendes Herz und hunderttausend Thaler Mitgift. So war Emma, als alle Salons ihr bewundernd huldigten, sie anbeteten.“

„Eine Anzahl der glänzendsten Partiblen bot sich dar; die durch Vermögen, Glanz des Namens, Würden und Aemter ausgezeichneten jungen Männer rangen wetteifernd um die Ehre, die Huldigungen ihres Herzens, ihre Schwärze, ihre Titel, den Schwur ewiger Liebe — man durfte ihnen glauben, denn der Gegenstand war einer solchen würdig — zu Emma's Füßen niederzulegen. Kein Erbe eines großen Hauses fehlte in der Schaar ihrer Freier; unter einer Menge junger, schöner, liebenswürdiger, altadeliger Herrn, vom Wechselmäcker bis zum jungen Pair, vom schaurbärtigen Juliusdecorirten bis zum Blcomte im englischen Frack, stand die Wahl ihr frei.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

V o n

Dr. Nürnberg er.

(Fortsetzung.)

Man hat Beobachtungen, welche beweisen, daß Schnee und Eis auch durch andere Dinge gefärbt seyn können. Das Wasser der Polarmeere erscheint z. B. zuweilen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

W e r g ä n g l i c h k e i t.
 Horch, wie geht dort einer frisch
 An des Friedhofs Mauer!
 Singt ein helles Lied vorbei
 Ohne Furcht und Schauer.

Morgen fährt mit Rössen er,
 Aber nicht vorüber;
 Morgen tönt es wiederum,
 Aber trüber, trüber.

Ed. Eytb.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool.

Ich habe eine Tabelle über die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft vor mir liegen, welche die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester unternommen hat. Die Tabelle bezieht sich auf das erste Halbjahr von 1831, und ich theile Einige daraus mit.

Die Eisenbahn ist bekanntlich 30 — 31 englische Meilen lang (10½ Meilen, 25 auf 1°) und besteht aus zwei Straßenlinien; auf der einen laufen die Wagen von Liverpool nach Manchester, auf der andern in umgekehrter Richtung. Die Bahn hat die Aktionäre über 800.000 Pf. Sterl. gestiftet. — Vom 1. Januar bis 30. Juni 1831 hat die Gesellschaft eingenommen 65.693 Pf., angegeben in derselben Zeit 35.379 Pf. Der Ueberschuß betrug also 30.314 Pf. Damit ergibt sich ein jährliches Interesse von 7 — 8 Procent, und der Werth der Aktien stieg daher auch bald um's Doppelte. — Von jenen eingenommenen 65.693 Pf. kommen auf die Fabrikwerte für Reisende 43.600 Pf., auf die Frachtwagen bloß 22.093 Pf.

Die Wagen werden auf der Eisenbahn bekanntlich durch Dampfmaschinen gezogen. Die Wagen für die Reisenden legen den Weg von Liverpool nach Manchester gewöhnlich in anderthalb Stunden zurück, höchstens in zwei Stunden, und man könnte und wird auch in Zukunft noch schneller fahren. Trotz dem, daß auf diese Weise 7 Meilen zu 25 auf 1° in der Stunde zurückgelegt werden, fühlen die Reisenden durchaus keine Unbehaglichkeit.

Die Zahl der Passagiere betrug im genannten Zeitraum 188.728. Man kann im Durchschnitt auf jede Fahrt zwischen Liverpool und Manchester 80 Passagiere rechnen; dies gibt auf sechs Monate 3277 Fahrten zu 30 englischen Meilen. In demselben Zeitraum gingen auf der Straße bloß 1948 Waarentransporte. Die Waaren wogen zusammen etwa 41.000 Tonnen oder 410.000 Centner. Jede Dampfmaschine zieht etwa ein Gewicht von 21 Tonnen oder 210 Centnern. Man wundert sich auf den ersten Blick über die unverhältnißmäßig große Einnahme von den Passagieren der von der Fracht gegenüber; um so mehr, als Anfangs die Unternehmer die Vorteile, welche die Bahn für den Waarentransport versprachen, ganz besonders herausgehoben hatten. Es läßt sich dies aber sehr leicht aus Folgendem erklären.

Einmal fiel es sehr schwer, sich Dampfmaschinen, welche allen Erfordernissen genügten, in gehöriger Menge zu verschaffen, und man darf nicht vergessen, daß die Bahn erst zu Ende des Jahres 1830 eröffnet wurde und man bloß nach ganz neuer, verbesserter Methode gebaute Maschinen anwendete. — Ferner bräute die Konkurrenz mit der Eisenbahn den

Frachtpreis auf den Kanälen bedeutend herab, und dadurch verblieb letztern ihre Rundschaft größtentheils; man muß dabei noch bedenken, daß es hier, wie fast überall, einige Zeit erfordert, bis man einen alten Brauch gegen eine Neuerung vertauschte. Der Frachtpreis auf den Kanälen ist jetzt um ein ganzes Drittel gesunken. Die Kanäle, welche im Besitz eines Monopols waren und desselbe nicht selten mißbrauchten, haben sich nun genöthigt, sich zu wehren, und deshalb erheben brigten sie nicht bloß die Fracht, sondern waren auch auf mannigfache Bequemlichkeiten für ihre Kunden bedacht, wovon früher nicht die Rede war. Welch bedeutende Summen durch diese Erleichterung der Fracht erspart werden, ergibt sich daraus, daß im Durchschnitt täglich 1200 — 1300 Tonnen oder 12.000 — 13.000 Centner zwischen Liverpool und Manchester hin und hergehen, und zwar über drei Viertel derselben von Liverpool nach Manchester. Da der Frachtpreis jetzt auf den Kanälen und den Eisenbahnen ganz gleich ist, so läßt sich leicht voraussehen, daß sich die Zahl der Handelsleute, welche den neuen, bei weitem kürzern Weg benutzen, in Zukunft bedeutend vermehren wird.

Ist nun die Eisenbahn eine gefahrlose Konkurrentin für die Kanäle, so hat sie den Unternehmern von Landkutschen zwischen Liverpool und Manchester, zwischen denen sonst zahlreiche Dilligencen hin und hergingen, noch weit größern Schaden gebracht. Sie sollen jetzt alle aufgehört haben, und es kann auch wohl nicht anders seyn; denn ein Platz in einem Wagen auf der Eisenbahn kostet bloß fünf Schillinge, während in der Landkutsche auf der Heerstraße der Platz 12 und 14 Schillinge kostete.

(Der Beschluß folgt.)

Ausführung der Charade in Nr. 36: Serruohr.

A d t h s e l.

Sie heißt die Parze wohl,
 Der wagt ein irdisch Leben
 Für ihre Schere schwarf
 Zu kürzen ist gegeben?
 Gedanken schneidet sie
 Das Leben rasch entzwei;
 Sie weiß es nicht, daß die
 Noch mehr als Hydra sey.

Zwei Köpfe wachsen der
 Für den, der abgeschlagen;
 Schon wollte Hercules,
 Der starke, selbst verzagen;
 Doch half ihm noch der Brand,
 Womit er jeden Stumpf
 Von Blute roth versengt,
 Und kopflos blieb der Rumpf.

Doch meine Parze kumpft,
 So fruchtlos als Kanonen,
 Mit ihrem Messerpaar,
 Wo schon Ibern wohnen;
 Nur wer zu rechter Zeit
 Als Grenzbut sie bestellt,
 Schützt vor Gedankengift
 Mit Stärke seine Welt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15, 1831

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 20. Februar 1832.

Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen.

Spiller.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und
Ansichten der neuesten Naturforschung.

V o n

Dr. Ritzberger.

(Beschluss.)

Ließe sich dieß und tausend Aehnliches nicht zum Theil auf eine palpable, unwiderlegliche Weise darthun, so würden schon bloße Schlüsse hinreichen, um a priori die unerläßliche Nothwendigkeit eines solchen Kreislaufes zu beweisen, da sonst die Erde einerseits, ohne allwähligen Wiederersatz des Entzogenen, eine unerschöpfliche Quelle aller Leistungen seyn, und die Atmosphäre andererseits die unbegrenzte Fähigkeit besitzen müßte, ohne Veränderung ihrer athembaren Bestandtheile, endlos fremdartige Stoffe in sich aufzunehmen, welche beide Annahmen gleich ungerathet erscheinen. Dieser Kreislauf, diese Wechselthätigkeit verschiedener Lebensfunktionen der Natur muß sich auch bei dem obigen, als Veranlassung zu gegenwärtigen Betrachtungen angeführten Falle, den Schlammzuführungen durch so viele Ströme in die Meere, offenbaren. Es liegt eben so wenig in dem Naturplane, jene großen Wasserreservoirs allgemein mit Schlamm und Sand erfüllen zu lassen, als die Atmosphäre z. B. mit den gleich fremdartigen Produkten der Verbrennung; und eben so wie für das Luftmeer ein Reinigungspozess vom Heterogenen vorgelesen und angeordnet ist; eben so bestimmt befreien sich die Wassermassen der Erde periodisch

von demjenigen, was ihr Elementarleben auf die Länge gefährden könnte. Ich verstehe unter diesem Elementarleben die den großen Naturstoffen, namentlich dem Wasser und der Luft, inwohnende Kraft, sich in einem gewissen Normalzustande zu erhalten, welche Kraft sie im Naturverhältnisse offenbaren. Eingeschlossene Luft verdichtet; in der freien Luft dagegen ereignen sich Aeußerungen eigenthümlicher atmosphärischer Lebensthätigkeit, wodurch die Permanenz normaler Luftbeschaffenheit im Ganzen und Großen gesichert ist. Mit dem Wasser verhält es sich eben so: das Wasser in den großen Wasserreservoirs der Erde erhält sich, ebenfalls im Ganzen und Großen betrachtet, immer in derselben Beschaffenheit. Der wohlthätige, zur Erhaltung des Bestehenden unentbehrliche Kreislauf in der Natur, von dem wir gesprochen haben, stellt sich aber nur als eine Aeußerung des Elementarlebens dar, der zu Folge Luft und Wasser, um bei diesen beiden Naturkörpern, vielleicht den wichtigsten und, in einem höhern Sinne, allein elementaren, stehen zu bleiben, durch eigene Prozesse entweder in ihre Natur verwandeln, oder wieder ausschelden, was sich ihnen Fremdartiges beimischt.

Aus diesem hohen, aber zugleich einfachen und fast unabweislichen Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen alle Befürchtungen wegen wichtigerer Störungen des Gemeinlebens der Erde, wie dergleichen z. B. aus den angeführten Untersuchungen über die Verschlammung des gelben Meeres abgeleitet werden könnten, als unbegründet.

Einzelnen, lokalen Störungen ist der Normalzustand des Erdbörpers allerdings ausgelegt: sie gehen nothwendig aus dem Kampfe von Wirkung und Gegenwirkung selbst hervor, in welchem die Naturkräfte mit einander stehen; aber gleich den Perturbationen, die die Gestirne in ihrem Laufe erfahren, und die das Resultat des großen Gesetzes dieses Laufes modifiziren, aber nicht umstoßen, geht das Eigenleben des Erdbörpers inmitten jener kleinen Affektionen seinen im Großen und Ganzen unveränderlichen Gang, von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Mit dieser, wie es uns scheint, nicht uninteressanten Andeutung schließen wir unsere diesmalige Darstellung einiger der neuesten und beachtenswertheften Entdeckungen und Ansichten in der Naturforschung.

D a s D u e l l

(Fortsetzung.)

„Wäre die reizende Emma, von Huldigungen und Weibrauch bezaubert, etwas tollt gewesen, hätte sie leichtsinnig tausend Herzen in Verzweiflung gestürzt, lossem Spiele Tausende zum Opfer gebracht, wer hätte sie darum schelten wollen? Ist dieß nicht der jugendlichen Schönen göttliches Recht, der legitime Despotismus der launischen Schönheit? Gegen solche Gewalt Barrikaden errichten zu wollen, wird Niemand einfallen. Emma konnte also, dunkelvoll und leichtsinnig, tausend Sklaven straflos an ihren Wagen fesseln; aber sie that es nicht. Emma war und blieb verständig, aber keineswegs gefühllos; es wäre dieß ein Fehler gewesen, und Emma hatte keinen. Sie war in der That ein höchst seltenes Geschöpf, fast ein weibliches Wunder.“

„Bist Du sicher, Admodi, daß dieß Wesen unserm Jahrhundert angehört?“ — „Dort, Meister, seht Ihr ja ihren Geliebten.“ — „Den Jüngling, der sich das Leben nehmen will?“ — „Der Zeiger rückt vor, Meister, unterbrecht mich nicht. — Ich sagte Euch, Emma's Herz sey so gefühlvoll gewesen, als ihre Reize vollkommen; damit sagte ich Euch, daß sie lieben mußte. Eines Tags also, es war zum ersten Mal, küßte plötzlich ihr Herz, ihre schwellenden Lippen drängten einen ihrem Busen entsteigenden Seufzer zurück, ihr so fröhliches, leuchtendes Auge senkte sich schüchtern und verwirrt. Mitten in einem Konzerte, im lauten Getöse, im Lichtmeer der glänzendsten Beleuchtung, trat ein neuer Freund ihres Vaters ein; die Blicke aller Damen, Emma's ausgenommen, flogen ihm entgegen. Emma sang, Alles gebot Stille. Arme Emma! sie verlor den Takt und fast die Stimme, erstöhete, erbehte; sie hätte weinen mögen, denn sie ahnete, daß sie an diesem Abend ihr Herz ver-

loren, und nie war sie reizender gewesen; endlich hatte der Liebesgott ihr Herz getroffen, und Eugens Blick war sein Pfell.“ — „Lieber Admodi, Dein Weßl rauscht mir zu laut; das ist in unsern Zelten eine gar zu klassische Metapher.“ — „Ich bin ein alter Teufel, Meister, laßt mich in meiner Weise erzählen; 's ist eine alte Angewohnheit, noch von der Schule her. — Unter den vielen Rivalen, welche um Emma's Herz warben, war dessen Niemand würdiger, als gerade Eugen, und dießmal hatten zufällig, vielleicht auch absichtlich, jedoch gegen das Herkommen, Liebe und Vernunft sich verbunden. Beide waren von der Natur gleich verschwenderisch ausgestattet; gleiche Bildung, harmonirende Neigungen und Charaktere, gleicher Rang und gleiches Vermögen: die Uebereinstimmung war in jeder Hinsicht vollkommen zu nennen, und selbst lästernde Eifersucht und verläumdender Neid mußten bekennen, daß Emma nur Eugen verdiene, Eugen nur Emma's würdig sey.“

„Bald hatte Amor Hymen den Altar bereitet. Kein Hinderniß stand der Liebenden Glücke im Wege; freudig stimmten beide Familien in ihre Herzenswünsche ein; wonnetrunken sah Eugen seine Liebe erwidert; seine Schwärme ewiger Treue fanden ein süßes Echo in der Brust der Angebeteten, rein und ätherisch, wie ihre Seele, sanft, wie ihr Zauberblick, war ihre Liebe. „Eugen,“ lispelte sie in jener feierlichen Stunde, wo Beider Herzen sich erschlossen, „wären Sie nur liebenswerth, dennoch würde ich Sie allen Ihren Nebenbuhlern vorziehen; aber Sie sind auch edel, hochherzig, stolz und brav; man achtet, man bewundert Sie. Wie stolz werde ich auf Ihren Besitz seyn, wie eitel auf Ihren Namen, mein Eugen! Geliebter, wie werde ich in Ihrem Glanze strahlen!“ Zu Emma's Füßen, unter Freudenbränen, küßte Eugen im Rausche des höchsten Entzückens: „Also mich nur, Emma, mich wirst Du ewig lieben? Ewig werde ich Deiner würdig bleiben!“ Alle Anstalten zur Vermählung wurden getroffen, der glänzendste Brautschmuck war bereits bestellt. — „Admodi, der Zeiger rückt schnell und Deine Erzählung nur langsam voran; Du bist erst beim Liebesglücke des holden Paares; der Katastrophe nach zu urtheilen, hast Du noch einen weiten Weg.“ — „Ich zähle die Minuten, Meister; seht, der junge Mann rührt sich noch nicht.“

„Eines Tags, es war im November —“ — „Im letzten?“ — „Vielleicht. Man saß bei Emma's Vater an der Tafel; nach einem köstlichen Diner verweilte man, lachend, um nach der Oper zu fahren, der Wagen angespannt wurde, beim Desert, und die Unterhaltung drehte sich ziemlich lebhaft um die Tagesanekdote, ein Duell. Ganz Paris konnte die im Grunde lächerliche und doch so traurige Geschichte: ein junger Geiz, der etwas zu viel getrunken, ein unartiges Wort gegen einen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

nen Stern; der Obristlieutenant einfache goldene Halbmonde; bloß der Stern ist von Diamanten; der Schwabenschef zwei Halbmonde mit goldenen Sternen, der Kapitän dieselben mit silbernen Sternen; die Lieutenants und Unterlieutenants bloß silberne Monde. Diese Abzeichen werden auf jeder Seite der Brust getragen.

Die Chirurgen tragen ein hellblaues Kleid, einen niedrigen Kragen und Carmoisinrote Aufschläge; die Feldapotheker bescheidene aschfarbige Röcke. Die Schüler des Generalstabs tragen die Uniform von Infanterieoffizieren ohne Halbmonde und mit etwas anderer Stickerei. Die Jünger der Reitererschule tragen gleichfalls die scharlachrote Offizieruniform.

Die Kleidung des Fußvolks ist in Absicht auf Schnitt ganz gleichförmig, die Farbe des Rocks aber ist nach den Regimentern verschieden, und zwar sieht man dunkelblau, hellblau, rot und Kastanienbraun. Die Kopfbedeckung besteht aus dem Turbuc, oder der griechischen Mütze, und dem Tiqui, einer fest anliegenden Kappe, die darunter getragen wird und von der ringsherum ein Stiel vorsieht. Die Schuhe sind von rothem Marrokin, der Gürtel ist weiß. Die Artillerie und das Geniekorps tragen rote Uniform mit ledernem Gürtel; das Uebrige ist wie beim Fußvolk.

Das Gardeinfanterieregiment trägt Kastanienbraune Uniform mit mehr Stickerei, als die Linie hat. Die Brustbänder hat bei allen Korps blaue Röcke, scharlachroten Kragen und Vorten von derselben Farbe, mit Stickerei von gelber Seide; bei der Garde ist die Stickerei von Gold. Pflücker, Trommler und Trompeter sind bis jetzt gekleidet wie die übrige Truppe.

Die Reiterei trägt einen Dolman mit bunten Vorten, fünf Reihen weißer Knöpfe, rote Aufschläge, Carmoisinrothe Beinkleider von derselben Farbe, wie der Dolman, roten Gürtel. Die Kopfbedeckung ist, wie bei dem Fußvolk, der Turbuc und der Tiqui. Die Stiefeln sind von schwarzem Leder, die Sporen von schwarzgefärbtem Eisen nach französischer Ordonnanz. Die vier Reiterbrigaden tragen grüne, Kastanienbraune, dunkelblaue und hellblaue Uniform, die Garde Scharlach.

Für sämtliche Truppengattungen gibt es eine kleine Uniform von weißer Leinwand mit Verzierungen von blauen Vorten.

Die Ausrüstung des gesammten Fußvolks besteht aus der Muskete sammt Bajonet, Säbel, Patronentasche von gefirnissetem Leder, weißem Lederwerk. Die Artillerie trägt auch die Muskete, aber statt des Säbels das Faschinenmesser nach französischem Muster. Die Ausrüstung der Reiterei besteht in Karabiner, Patronentasche, Karabinerriemen, Säbel nach französischer Ordonnanz, weißem Riemenwerk.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Verhältnis der Neuerungen zum Nationalwohlstand.

Früher hatten die Kanalunternehmer — die zwei Kanäle zwischen Liverpool und Manchester sind, der eine 1733, der andere 1760 eröffnet worden — ganz auf dieselbe Weise mit dem Widerstand der Individuen zu kämpfen, deren Interesse die Eröffnung der Kanäle verinträchtigte. Aber die Unternehmer gewannen damals den Prozeß, und aus demselben Grunde müßten ihre Nachfolger denselben jetzt verlieren, wenn sie gegen ein verbessertes Transportmittel, d. h. gegen die Eisenbahn, welche so trefflich gelungen ist, machiniren wollten.

Was die Kommunikation erleichtert, was dieselben wohlfeiler macht, leistet dem Gewerfleiß Vorstoß und vermehrt den Nationalreichtum. Eine neue Straße, ein neues Transportmittel läßt sich mit einer neuerfundenen Maschine vergleichen. Beidemale erhält der Konsument, für den man doch am Ende arbeitet, gewisse Industrieerzeugnisse wohlfeiler. Er kann sich also mit weniger Ausgaben dieses den Vortheil verschaffen, und das Geld, das er dabei erspart, kann er zu Anschaffung von Gegenständen verwenden, die er früher entbehren mußte. Der Nachfrage, die auf diese Weise entsteht, kann aber nur wieder durch Arbeit Genüge geleistet werden, und alsdenn wenden sich Arbeiter und Kapitalien diesem Geschäftszweige zu. Und so kann man in Wahrheit behaupten, jede Ersparniß an den Produktionskosten müsse früh oder spät zum Vortheil des nützlichsten und wichtigsten Theils der Gesellschaft ausschlagen, der von seiner Hände Arbeit lebt, und Neuerungen und Verbesserungen in der Industrie lausen seinen Interessen nur scheinbar zuwider. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß solche Veränderungen in den bisherigen Methoden gelegentlich manchen Arbeitern Schaden bringen, weil sie dadurch geübt werden, ihr bisheriges Gewerbe ganz oder theilweise aufzugeben. Ja daß dadurch Einzelne wirklich in Noth versetzt werden. Man muß auch anerkennen, daß keine Quelle der Noth größere Ansprüche an die öffentliche Theilnahme hat, als eben die, welche daraus entspringt, daß die Industrie unerwartet eine andere Richtung nimmt. Aber wie schon bemerkt, vermehren dergleichen Verbesserungen das jährliche Einkommen im Ganzen nicht nur nicht, sondern steigern es und vermehren damit die Fonds, welche auf Arbeit und somit auf den Unterhalt der Arbeiter verwendet werden. In kultivirten Ländern wird das Interesse der unendlichen Mehrzahl immer die Fesseln zerbrechen, welche Privatvortheil oder falsche Begriffe von Humanität her sich rastlos entwickelnden Industrie ankleben indachten. Schon durch die Einführung des Pflugs war diese Frage auf ewig entschieden. Schon in den ältesten Zeiten, da man Zug- und Lastthiere für den Menschen arbeiten ließ, besand man sich auf der Bahn der Verbesserungen; wie verfolgen dieselbe ganz einfach, indem wir statt der Straßen Kanäle bauen, und an die Stelle der letztern Eisenbahnen und Dampfmaschinen setzen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 21. F e b r u a r 1832.

— Ob meine Seel' im Zauberlang
Auf Feenfeldern schwebte, traurete
Durch dunkle, pfadlose Haine hin,
Ob fern und gleich, doch nimmer rastend, spricht:
Ihr Flug im Traume, daß so-eben sey,
Leichterisch, wirkend, schwingend, unbeschränkt.

Herder.

Die Nachtwandlerin.

Dichtungsflänge, schwarze Schatten
Sich mit grauen Nebeln gatten,
Und das selbe Mondenlicht
Bitternd durch den Eichwald bricht;
Mich ruft Mitternacht,
Fledermaus und Eule wacht,
Ich muß wandeln . . . Stille! stille!

Ach! ihr kennt sie nicht, die Geister!
Kennet nicht den hohen Meister,
Dem wir alle unterthan!
Er bezeichnet meine Bahn:
Wenn euch Schlummer deckt,
Mich ein trübes Leben weckt,
Rastlos treibend . . . Stille! stille!

Ihr kennt Glauben, Lieben, Hoffen,
Doch das Schauen ist mir offen,
Und die Welt sich mir enthüllt,
Reich mit Wundern angefüllt!
In der Berge Schlund,
In der Meere tiefen Grund
Schau ich sinnend . . . Stille! stille!

Meine Nähe ist die Ferne,
Meine Lichter sind die Sterne,

Meine Blindheit ist mein Hort,
Und mich zieht's von Ort zu Ort:
An der Tiefe Rand
Leitet mich der Geister Hand,
Ernst und schaurig . . . Stille! stille!

In der Träume bunt Getriebe
Seh' ich Haß und süße Liebe,
Helte Wahrheit, düstern Bahn;
Junrer Sinn ist aufgethan:
Mensch, wie groß! wie klein!
Schuldbeladen! lindlich rein! . . .
Schlummert Alle! . . . Stille! stille!

Sey mit euch der Seele Frieden!
Mir ist Ruhe nicht beschieden
Unter'm häuslichtrauten Dach;
Ueber Fels und Flux und Bach,
Muß ich Wägdlein ziehn,
Leicht umbüllet; um mich hin
Brausen Stürme . . . Stille! stille!

Vieles hab' ich schon gefunden,
Nur den Einen, mir entschunden,
Den Geliebten such' ich auf,
Er besüßelt meinen Lauf;
Fern-deckt ihn das Grab;
Rascher, rascher! Wanderstab! . . .
Horch! Es rauschet! . . . Stille! stille!

Die Cypresse weht am Hügel . . .
 Hebt dich, meines Geistes Flügel?
 Heil'ge Engel! Welch ein Glanz!
 Des Geliebten Todtenkranz! —
 Ewig! ewig dein! . . .
 Senkt auch mich in's Hättchen ein! . . .
 Brichst nun Herz, bist stille! stille!

E. Stöber.

D a s D u e l l .

(Fortsetzung.)

„Die Schande, sagte Emma, trifft nur den Beleidigter. Ein Duell? Entsetzlich, abscheulich! Um eines Wortes, eines Blicks, oft um eines Nichts willen, sich morden! In der Aufwallung eines Augenblicks Liebe und Gegenseitige Liebe vergessen! Einem falschen Begriff von Ehre, feiner Eigenliebe — nichts weiter, die ganze Zukunft einer Familie, das Herz einer Mutter, das Leben — ja, Eugen, das Leben einer Gattin opfern! Ja, Eugen, der Vater hat Recht; der Duellant ist ein Egoist, ein herzloser Undankbarer, ein Ungeheuer. Unterliegt er, begleitet nur Schande ihn ins Grab; siegt er, wie wird er dann in der Welt angesehen? Psui! ein Duellant! allenthalben sieht er sich gemieden; bedenke doch, Eugen, der Duellant ist mit Blut besleckt, Alles flieht ihn, alle Salons sind ihm verschlossen, er ist verloren!“ — „Verloren! Hat aber dieser Unglückliche, und wäre er vom nichtswürdigsten aller Menschen beschimpft worden, sich geweigert, sich mit diesem Nichtswürdigen zu schlagen, was sagt dann die öffentliche Meinung von ihm? wie urtheilen die Salons? Liest er nicht höhnisches Lob in jedem Lächeln? drückt ihm noch ein Freund die Hand? wagt er es noch, sich einem Weibe mit Liebe zu nähern? Sprich, Emma, entscheide!“

„Was sollte Emma antworten? Ihr Herz pochte ungestüm, ihre Wangen überzog Purpurgluth, und ihr Blick . . . Ein Diener meldete, der Wagen sey bereit. Man stand auf.“ — „Schade, Asmodi, sehr gerne hätte ich gewußt . . .“ — „Unterbrecht mich nicht, Meister; eben seufzte der junge Mensch aus tiefster Brust, und der Zelger ist Dreiviertel schon vorüber.“

„Man stand auf. Aus den Bügen des Vaters sprach noch etwas von dem Ernste, mit dem er das unselige Vorurtheil aus dem Felde geschlagen zu haben meinte. In Eugens Wesen lag etwas Zwang und Verdruß; er hatte es nicht über sich gewinnen können, den Ansichten des alten Mannes aus Achtung scheinbar beizupflichten; ja er hätte seine holde, theure Emma schelten mögen. War's möglich, daß zum ersten Male ihre Gefühle, ihre Herzen nicht harmonirten? Etwas verstimmt, halb schwellend, bot er ihr die Hand; Emma dagegen

lächelte freudestrahlend; Stolz, Zärtlichkeit, liebendwichtige Schelmeret blühten zugleich aus ihren Augen; ihr Blick war himmlisch, und kaum berührten ihre niedlichen Finger des Geliebten Hand, so drückte sie sie zärtlich. Was wollte sie ihm sagen? Mußte er sie nicht verstehen?“

„Man stieg ein, fuhr ab. Noch umschwebte süßes Lächeln Emma's Lippen, noch lag ihre Hand in der des Geliebten, als der Kutschenschlag geöffnet ward. Die neue Oper besaß das glänzendste aller Verdienste: sie war in der Mode, sie machte Furore, ganz Paris strömte hin, am Eingange sich halbtodt drücken zu lassen, die halbe Nacht dort anzubringen; das Gedränge war ungeheuer. Unsere Leute hatten zwar ihre Loge und konnten abwarten, bis sich die Menge etwas verlaufen haben würde; aber eben sollte bereits die Ouvertüre beginnen; Emma war ungeduldig, wie man in ihrem Alter ist, auch sieht man ja nicht gerne andere an sich vorüber dem Genuße zuweilen. Unser Paar wagte sich daher ins Gedränge, wo eine reizende junge Dame nie an ihrer Stelle ist. Eugen schützte die Geliebte; schon hatte sie die Menschenwoge bis zum Fuße der Treppe mit sich fortgerissen, und noch war der glänzenden Collette der schönen Braut nicht das mindeste Ungemach begegnet. Plötzlich aber entfuhr Emma, die ihres Führers Arm fest gefaßt hielt, ein Schrei; sie drängte sich erschrocken an Eugen und ließ zwei junge Leute an sich vorüber. Diese lachten laut, brachen sich rechts und links mit Ungeßüm Bahn und hatten einander mit Karrikatur am Arme. Ihr ungestümer Ton, ihre lächerliche Modetracht, ihre Schnurbärte und leeren Reden ließen in ihnen ein Paar jener jungen, ungeschliffenen Seelen erkennen, die in gewissen berühmten Salons die Fashionables spielen. Tiefes Roth überflog Eugens Stirne. „Was ist Ihnen, Emma?“ fragte er, zitternd vor Zorn; bereits hatte übrigens sein Blick das Signalement der beiden Seelen aufgefaßt; sein ganzes Wesen war im Aufbruch. Schwer fiel nun Emma ihre Unbesonnenheit auf das Herz, und sie flüsterte leise: „Nichts, gar nichts, bester Eugen; zufällig trat mir Jemand, den ich nicht sah, auf den Fuß.“ — „Einer der beiden Menschen dort?“ — „Nein, nein, gewiß nicht!“ — „Und kein entschuldigendes Wort, und die Unverschämtheit, sich so vorzudrängen!“ — „Eugen, ich beschwöre Dich, kein Aufsehen!“

Vielleicht wäre die ganze Sache dabei geblieben. Eugen bemühte sich, seines Zorns Meister zu werden; Emma hielt ihn todbleich zurück, und ihr Blick suchte den im Gedränge etwas zurückgebliebenen Vater. Jetzt aber trieb einer der jungen Leute die Ungezogenheit aufs Höchste: er lehnte sich lachend um und sprach, Emma ansehend, mit einem Blicke, wie er gewisse, solcher Huldigungen würdige Geschöpfe zu mustern pflegte, zu seinem Kammeraden: „Wirklich, sie ist sehr niedlich! göttliche Augen, Freund! und doch parire ich, Adele ist noch hübscher!“

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

und Gemanten aufgräbt und welche aus der Zeit der Eroberung herrühren oder doch nicht viel älter sind.

Ja sogar, wenn sich, was nicht selten vorkommt, unter den menschlichen Gebeinen in den Höhlen Muscheln finden, welche noch jetzt an benachbarten Küsten vorkommen, und Knochen von jetzt noch im Lande lebenden Thierarten, so erklärt sich dies vollkommen aus dem Gebrauche jener Völkerschaften, mit ihren Todten Waffen, Schmutz, ja Nahrungsmittel zu begraben. So findet man ganz gewöhnlich in den gallischen, germanischen und britannischen Grabbügeln Seemuscheln und Knochen von wilden und von Hausthieren, besonders vom Pferd, Hirsch, Schwein, und man hat mehrere Beispiele, daß in den Höhlen, welche zur Wohnung dienten, auch Leichen begraben wurden. Diese Gebräuche haben sich auch nach der römischen Eroberung neben einander erhalten, und in einer dieser Höhlen bei Anduze hat man eine kleine Figur, eine Lampe und Armbänder von Bronze gefunden, welche Gegenstände im ausgearteten römischen Geschmack gearbeitet sind.

Debnopers glaubt, wenn man unter diesem neuen Gesichtspunkt die zahlreichen Höhlen in Perigord und Languedoc, bei Béze, Commieres u. s. w., im Lande olssonax genannt, untersuchte, würde man immer und überall die Bestätigung von Florus Worten finden und sich überzeugen, daß in Frankreich wenigstens die Reste von Menschen und von antediluvianischen Säugethieren, obgleich vom Zufall vermenget, ganz verschiedenen Zeiten angehören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Politische Conversionen. Interessante Höhenpunkte im Lothburgischen.

Verwundert, aber auch erfreut war ich über Ihre Anforderung, Ihnen aus dem Vaterlande der Telle, wo sich gerade jetzt wieder eine große Anzahl von falschen Tellen und Tellen-Masken herumtummelt, einige Nachrichten mitzutheilen. Sind denn Ihre früheren Korrespondenten, die Ihnen so fleißig Bericht erstatteten, alle schon mit Tode abgegangen oder verewigt, wie wir hier zu Lande, zwar nur von höchst ausgezeichneten Personen, am liebsten von solchen, die unsern Glauben gewesen, zu sagen pflegen? Oder sollte gar der eine und andere derselben convertirt haben, politisch nämlich, und nunmehr Bedenken tragen, in dem Galatteide seiner neuen Grundsätze vor Ihnen zu erscheinen, sey es aus Schaam über seine früheren Irrthümer oder aus Besorgniß, es möchte der Strom der Ereignisse vielleicht auch seine neuen Ueberzeugungen wieder mit sich fortreißen und ihn selbst wieder zu seinem uranfänglichen Glauben zurückschwemmen? Von bergleichen Umwandlungen und Transfigurationen könnte ich Ihnen eine Menge höchst auffallender Beispiele vorlegen, wenn es anders frommte, könnte Ihnen von Männern erzählen, welche, so lange es in unsern kleinen Staaten große Herren gab, diesen den Hof machten, kaum aber, daß sie auf die Seite geschoben waren, sich mit Geschrei unter das Panier des Volkes begaben, des ebeln und

grobmüthigen, wie sie es nannten, um unter diesem ihr politisches Heil zu versuchen, oder auch von solchen, die noch vor wenigen Jahren, von der Höhe unserer Gebirge herab, in gelenden Töden den servilen Nachbarn von der Freiheit des Nachwuchses der Gräßlichkeiten posanneten, jetzt aber auf einmal im Panzerbewande der vermagerten Stadarristokratie hervortreten, das Bein geköpft und die Keule in der Hand; das Bein, um es ihren vormaligen ultraliberalen Kollegen zu unterschlagen, die Keule zum Muskelwunderjagen der gesammten Demokratenbrut. Doch wozu dies? Und aus meiner Rolle mag ich obnehtu nicht fallen. Es erscheint nämlich der Referent vor Ihnen' bloß als einfacher, historischer Berichterhalter, gleichsam als ein nomenclator literarius, und übrigens als ein Mann, der durchaus keinen politischen Charakter an sich trägt. Mit solcher Charakterlosigkeit kommt man in unsern Tagen am besten zurecht. Man darf damit jedem freien Schweizerbürger, von welcher Farbe er seyn mag, dem Wohl und dem Torg, dem Ansehen und dem Freunde geselliger Ordnung, dem Volkshüter und Verfährer, dem Dorfsdespoten wie dem Stadtregenten, und dem Beförderer zeitgemäßer Verbesserungen nicht weniger als dem ungestümen Widersacher alles Bestehenden, mit gleicher Freundlichkeit ins Auge blicken und beiden mit derselben Innigkeit die Hand drücken. In dieser Qualität nun möchte ich Ihnen diesmal eine kurze, mit einigen Zusatzen auf die gegenwärtige Zeit begleitete Uebersicht desjenigen unserer Bundesstaaten ohne Bund die Gelehrten und Schriftsteller, mitunter auch etwa einer, der keines von beiden ist, die Jugend ihrer Kantone nach alter, zum Theil wealter Sitte erfreut und beschenkt haben.

Der wissenschaftliche Verein zu St. Gallen legt in einer umfassenden Wanderung durch die Gestege und Thäler von Nidern und Ober-Lothburg der Jugend, zunächst der St. Gallischen, viel Wertwüthiges, Angenehmes und Erfreuliches aus Höhen und Tiefen, von Natur und Menschenwerken vor, nicht ohne Andeutungen noch soeben neuer Dinge für die Zukunft. Von solchen Wegen und Bergen, wie diese sorgfältige Topographie sie schildert, erfährt freilich der Reisende, der sich im Schwerte oder Rasen zu Zürich durch den Lobnsbedienten oder Oberkellner seine weitere Reiseroute durch die Schweiz angeben läßt, sehr wenig, und in den Wegweisern durch die Schweiz findet sich davon ebenfalls wenig oder gar nicht. Zu diesen Bergen gehören neben vielen andern der 7123' hohe Käserua oder Astrakäsern und der Speer oder Speerlaam. Jener, der höchste unter den Lebenden Kurfürsten, ist leicht und gefahrlos zu ersteigen; er bietet einen weichen Alpen:teppich bis auf den Gipfel dar, und auf diesem erdffnet sich eine umfassende Fernsicht nach den Felsentuppen, Schneewänden und Eisdauern der Tyroler und Bändner Gebirge, so wie nach den nähern Alpenketten von Sarzan und Clarus und andern entferntern im Innern der Schweiz. In schauerlicher Tiefe dehnt sich zu des Wanderers Füßen der obere Theil des Wallensees, das Städtchen Wallenstadt, und weiter hinaus in stiller Pracht, als wären es Beete aus Edens Gärten, ein Theil des Rheingeländes. Dieser, auf dessen Kuppe, in einer Höhe von 6625', nur wenige Personen Raum, aber einen sichern Stand finden, wird besonders häufig von den Landleuten ringsum in der Vornacht des Jakobstages besucht, um die aufgehende Sonne zu begrüßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 22. F e b r u a r 1832.

. . . Es wäre denn, es gäbe alle Dinge eine Art von Kreislauf durch, das, wie in den Sitten, so auch in den Sitten ein Wechsel ist.

Tacitus,
Annalen.

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts verdankt seine besondere historische Denkwürdigkeit vorzugsweise dem Eintritte der französischen Revolution. Ohne Zweifel zieht zunächst die politische Wichtigkeit dieses Ereignisses das Nachdenken des Beobachters auf sich. Die gänzliche Umwandlung eines so bedeutenden Staates, wie der französische ist, und die noch jetzt ihrem ganzen Gebiete nach keineswegs zu berechnenden Einwirkungen des dort neu organisirten Staatslebens auf alle Nachbarländer, betrachtet kein geistig Mündiger, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit durch und durch ergriffen zu werden.

Gleichwohl gibt es für die Beurtheilung der Wichtigkeit jenes Ereignisses noch einen andern, wenn auch nicht so in das Auge fallenden Standpunkt; denjenigen nämlich, von dem aus wir den Einfluß der französischen Revolution auf die Behandlung der Wissenschaften zu überschauen versuchen. Selbst ein einzelner Theil aus dem sich hier entfaltenden Gemälde dürfte der Charakterisirung nicht unwerth seyn.

Daß durch den wilden Sturm des sich entfesselnden Volksgeistes auch Künste und Wissenschaften in Frankreich eine neue Richtung erhielten, war wohl natürlich; überall wird ja ihr umfassender Einfluß auf das wirkliche Leben erst durch die Aneignung an die Sitten und Meinungen des Volkes vermittelt.

Es mußte aber diese neue Richtung der Ideen ihre Erfolge in sofern weit über die Grenzen Frankreichs hinaus geltend machen, als die wissenschaftliche Ausbildung Europas im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vorzugsweise durch französische Schriftsteller befördert worden war. Das übrige Europa war bereits so sehr daran gewöhnt, den französischen Boden als das Heimathland der mancherlei neuen, ihm zugesprochenen Ideen anzuerkennen, daß mit dem ersten Ausbruche der Revolution auffallende Gedanken und Meinungen von den Nichtfranzosen oft bloß deshalb angestaunt und sogar angenommen wurden, weil sie aus Frankreich kamen.

Unter den politischen Schriftstellern Frankreichs hatte namentlich Mercier durch seine, auch in anderer Beziehung höchst merkwürdige Schrift: *l'an deux mille quatre cent quarante* (1772.) *) und vorher schon Rousseau durch

*) Während man Voltaires Schriften als den Haupthebel bei der Vorbereitung der Köpfe für die Ereignisse der französischen Revolution bezeichnet, nimmt man von der politischen Wirksamkeit der Mercierschen Produkte gar keine Notiz. Gewiß thut man damit sehr Unrecht. In der That hat gerade Mercier durch die glühenden Farben, womit er das Bild eines gänzlich veränderten Zustandes ausmalte, die Phantasie seiner leicht beweglichen Landleute vorzugsweise für den gewaltsamen Umsturz ihrer Verhältnisse gewonnen. Daß seine Absicht keine unedle, sondern eine höchst ehrenwerthe war, dafür bürgt sein literarischer sowohl als persönlicher Charakter hinreichend; allein die Wirkungen seiner lebendigen Gemälde konnten in dem damaligen Zeitpunkt nicht anders als sehr gefährlich seyn.

seinen *contrat social* (1762) eine Menge neuer Ansichten verbreitet, welche fast gleichzeitig mit Quesnads physio-kratischen, ebenfalls sehr eigenthümlichen Ideen gerade in dem Augenblicke sich eine Bahn nach Deutschland hinüber brachen, wo hier Kant mit der ganzen Kraft seines Geistes an dem Umstürze der bisherigen, mit der Politik sich ganz ruhig ausgleichenden Philosophie zu arbeiten begonnen hatte. Die Folgen dieses Zusammentreffens äußerten sich sehr bald darin, daß man, überzeugt von der Möglichkeit, die Verhältnisse des wirklichen Lebens nach den Grundsätzen der neuen Philosophie gestalten zu können, den Typus der letztern als die nennenswerthe Form für jede Wissenschaft und Kunst darzustellen und in Anwendung zu bringen versuchte.

Auch die Geschichte wurde nun als Wissenschaft nach jenem Maßstabe behandelt, und zwar mit desto größerem Eifer, je interessanter das Studium derselben für denkende Köpfe durch die unterdessen eingetretenen Ereignisse der französischen Revolution geworden war. So kam es, daß die von dem geistreichen, aber excentrischen Condorcet in seinem Werke *sur les progrès de l'esprit humain* (1793.) festgehaltenen Ideen über das Fortschreiten der Menschheit auch in Deutschland als Grundlage für die philosophische Charakteristik der Geschichte benützt, und mit mancherlei Abänderung bei der Anordnung der Ereignisse zu Grunde gelegt wurden.

Wachte auch späterhin ein großer Theil der Historiker in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit einer Konstruktion des geschichtlichen Wissens von vorne herein jene Ansicht von sich weisen: immer sind doch, selbst bis auf die neueste Zeit herab, viele ehrenwerthe Männer dem Satze treu geblieben: die Menschheit sey, vermöge der immer steigenden Zunahme der Weltkultur in einem rastlosen Vorwärtsschreiten begriffen, einem Satze, an welchen vielleicht auch de Pradt dachte, als er sich sein bekanntes Motto wählte: „*Le genre humain est en marche, et rien ne le retardera pas.*“

In sofern dürfte es auch vielleicht jetzt noch zeitgemäß seyn, diesen Satz einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen; zumal da der alles ausgleichende Einfluß der Zeit die Klippen für ein unparteiisches Verfahren dabei schon größtentheils aus dem Wege geräumt hat. Dem Gemüthe und der Phantasie thun jene Versuche, die Geschichte nach den Grundsätzen der Philosophie von vorne herein zu konstruiren, gewiß sehr wohl; allein ihre idealische Natur scheint ganz gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer Verwirklichung zu streiten. Ueberdies werden wir auch dadurch nur zu leicht veranlaßt, die Thaten der Vorwelt als das Resultat der Barbarei zu betrachten. Es findet folglich keine andere Vergleichung der altern Zeiten mit den neuern statt, als die, welche sich zwischen dem Geringern und dem Größern anstellen läßt. Hier-

aus entwickelt sich aber ein sehr wesentlicher Nachtheil, sofern alsdann alle die analogischen Schlüsse wegfallen, die man von den frühern Begebenheiten auf das machen kann, was in der Jetztwelt vorgeht. Denn eben durch die analogischen Schlüsse von den frühern Begebenheiten auf neuere wird die Philosophie der Geschichte begründet, die wahre und letzte historische Weisheit, ohne welche das Studium der Geschichte als Spielerei erscheint.

In der That, sobald wir der Geschichte diesen Standpunkt entziehen, so hört sie auch auf, die wahre Schule der praktischen Lebensweisheit zu seyn, die sie nach dem Urtheile aller Verständigen seyn soll. Das Festhalten an der Idee von dem beständigen Vorwärtsschreiten der Weltkultur zwingt den Geschichtschreiber, die Begebenheiten einer allgemeinen Idee nachzumodeln, deren Natur der verschiedenartigsten Deutung ausgesetzt ist. Dadurch muß der ernste, würdevolle Charakter der Geschichtschreibung gar sehr beeinträchtigt werden; und für alle jene heilsamen Wirkungen des historischen Studiums, die mit Rücksicht auf die eigenthümliche Würde der Geschichtschreibung von den edelsten Männern aller Zeiten als unausbleiblich geschildert worden sind, ist nicht die geringste Bürgschaft mehr vorhanden. Gewiß ein unersehlicher Verlust! Doch wir dürfen die Furcht vor demselben zur Zeit noch verbannen. Die Geschichte selbst, der wahre magische Spiegel, woraus der denkende Kopf weisagen kann für die Zukunft, beweist ganz deutlich den ewigen Zirkel der Dinge: Kultur und Barbarei folgten stets wechselweise auf einander.

Man hat allerdings eingewendet, durch diesen Glauben an die Kreisbewegung der Weltkultur werde alle freiere Thätigkeit für die Erreichung eines höhern Zieles gehemmt und, zum großen Nachtheile für alle geistige Vervollkommenung, die stumpfe Hingebung des Fatalismus begünstigt; allein es läßt sich mit gutem Grunde an der Wirklichkeit dieser vorgegebenen Erfolge zweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

D a s D u e l l

(Fortsetzung.)

„Als Emma wieder zu sich kam, hatten die Zeugen jenes Auftrittes sich schon größtentheils verloren. Jetzt ertönte der erste Bogenstrich der Ouvertüre; was noch zurückgeblieben war, vergaß das junge Mädchen und eilte die Treppe hinauf. Emma folgte am Arme ihres Vaters; sie wußte nicht, was sie that, gleich Hammerschlägen pochte das Herz ihr in der Brust, die Knie bebten unter ihr, die Zunge klebte am bre enden Gaumen, in Ohr und Gehirn sauste, brauste Alles wie tobende Wellen durcheinander. Sie war keines Gedankens mächtig und stieg, auf ihren Vater gestützt, maschinenmäßig aufwärts.“

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

„Betrübt; seiner Sinne kann mächtig, als habe der Blitz ihn getroffen, oder als sey sein Fuß in die Erde gewurzelt, starrte Eugen nach der Stelle, wo Emma ihm entschwunden war. „Emma verlieren! Emma entlassen!“ Der furchtbarste innere Kampf zerfleischt seine wunde Brust; Schande, oder Emma aufgeben, schänderhafte Wahl! Die Nachtverflucht dem Gepeinigten nur trostauwehle. — Weisheit, die Hand aufs Herz, was rüthet Ihr an den jungen Menschen. Stelle geben?“ — „Glaubst Du, der Alte habe im Ernste gesprochen, er würde wirklich Wort gehalten haben?“ — „Ganz gewiß; Eugen mußte nachhaken; er wußte dieß nur zu gut.“ — „Dann, lieber Schwabi, war die Sache äußerst kluglich; allmählig fange ich an, zu errathen — doch rasch, der entscheidende Augenblick nahe mit Flügelstunde.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Speertamm. Die Schlacht bei Dornach.

Auf dem Speer ober Speertamm eröffnet sich eine Fernsicht vom ersten Range, die Biel über die Säntisauflage gesetzt und Escher von der Linth hinwärts bis Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände der großartigen, mit dem Erhabenen sich verschmelzenden Einfachheit, der Anmuth und Wärme der Färbung mit dem berühmten Panorama des Rigi verglichen hat. Diese Aussicht erstreckt sich über den größten Theil der nordöstlichen Schweiz und weit in Deutschland hinaus, über den Bodensee, den Zürchersee und einen Abschnitt des Balensees, den Appenzeller Alpstein mit seinen höchsten Höhen, den Säntis und Riemann, die Toggenburger und Nordfargansischen Bergreihen; dann über ein Meer von Tyroler Bergspitzen, über Graubündens Bollwerke von ewigem Eise und Schnee, ferner über die Glarner Giganten, den Wiggis, Glaruisch und Dödi, den Pilatus und Rigi, als leuchtende Punkte aus dem Innern der Schweiz, den Linthkanal, dies große Denkmal eines der edelsten Schweizerpatrioten, eines der Wenigen, nach denen das Vaterland sich mit Schmerzen vergeblich zurüchseht, den unteren Theil des Glarner, des Safer und Uzwazer Landes und über so viel Anderes, was keine Beschreibung mit Klarheit anzudeuten vermag. Geschichtlich merkwürdig vor allen andern Ortschaften des Besten Neutoggenburg ist das Dorf Wildhaus, sonnig und wahrlich gelegen am Fuße des Appenzellischen Alpsteins, und bestehend aus zwölf Wohnhäusern und zwei Pfarrkirchen, deren Einfassung durch eine große Anzahl zerstreuter, kleinerer Häuten gebildet wird. Eine dieser kleinen Behausungen, Lislighaus genannt, in der Nähe der Wohnung des jetzt in Amerika lebenden Volksdichters Rütlinger und des einst so beliebten Arztes Forrer, eines Toggenburgischen Michael Schuppach, ist die noch ziemlich gut erhaltene Geburtsstätte Ulrich Zwinglis, des fest einberühmten Arbeiters am Werke Gottes, den seine Leidenschaftlichkeit hintrieb, wie sie das Thun und die Erben so

mancher unter den Baumeistern und Restauratoren der moderneren schweizerischen Staats- und Erziehungsgebäude vernünftigt. Seit dem Reformationstribunal im Jahre 1819 ist Zwinglis Hütte gleichsam zum Wallfahrtsorte, und ihr in Liebe diese oberste Höhe des Thurbales von Fremden und Einheimischen häufig erstiegen worden. Für die lesehaftegen Wildhäuser findet sich eine kleine Bibliothek unter dem Dach jener berühmten Behausung aufgestellt; auch haben seit der dritten Sekularfeier von Zwinglis Heidentode am 11. October 1851 auf dem Schlachtfelde zu Cappel zahlreiche Freunde des Reformators und seines Werkes sehr ansehnliche Beiträge zur Errichtung eines Schulhauses zu Wildhaus zusammengestellt.

Das Neujahresblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der dortigen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, fährt das heranwachsende Geschlecht auf das Schlachtfeld von Dornach und erzählt ihm in kräftigen Zügen von dem glänzenden Siege, den am 22. Juli 1499 die Eidgenossen, 6000 an der Zahl, über 30.000 Oesterreicher, wovon 3000 Wapen sammt ihrem Anführer Heinrich von Fürstenberg auf dem Plage blieben, erfochten. In dem unverschämten, weit von einander entfernten Lagern vor dem, von den Eidgenossen besetzten Schlosse Dornach hatten die fremden Heere sich in sorglose Unordnung aufgelöst. Unter andern feierten sie den Magdalenenstag, ihre Waffen und Rüstungen entledigt, mit unheiliger Lust. Indes die Elsäßer Bauern Weiz und Schwaaren herbeiführten, stellten Basels Domherren sich bei ihren Weibern und Freunden unter den Kriegern mit feinen Lederriemen ein, mit silbernen Kleidern und Gefäßen von Silber. Die Ritter, im Schatten von Laubbäumen, posirten und scherzten unter Spiel und Gesang, während andere mit Baden in der Birs, mit Spaziergängen, welche, der großen Hitze wegen, zuweilen in bloßen Badebecken stattfanden, sich um die langen Sommertage verkümmerten und zum Ueberflusse ein wenig ratschlagten, wie das Belagerungsgeschäft am zweckmäßigsten zu postiren sey. Den Eidgenossen aber stelen nach geschlagener blutiger Schlacht diese Lustlager alle, sammt ihren Herrlichkeiten in die Hände. Und nachdem sie, was unter den Kriegern des 19ten Jahrhunderts nicht mehr Sitte ist, Gott auf der Wahlstatt selbst dankend für den Sieg gedankt, ihre Todten gemeinschaftlich unter den Leiden hervorgesucht und ihre Verwundeten verbunden hatten, setzten sie sich hin, das zu verzehren, womit die feindseligen, jetzt haufenweise von den kalten Armen des Todes umschlungenen Fremdlinge sich selbst hatten gütlich thun wollen, tranken fröhlich aus den silbernen Bechern der Ritter und Herrn, und erlustigten sich an dem Bestande des eroberten Lagers, stannend beim Anblicke des prächtigen Orakel Fürstbergischen Gezeltes, der vielen Kleinodien, Silbergeräthe und Staatskleider, des reichen Fundes an klingender Münze, Harnisken, Helmen, Kugeln, Blei und Vorräthen aller Art. Das Panzer von Strassburg, ein anderes von Freiburg im Breisgau, die Fahne derer von Ensisheim und sieben kleinere Standarten, indgesammt im Gewirre des Treffens erbeutet, trugen mit dazu bei, den Sieg zu verherrlichen; dergleichen die Menge des eroberten groben Geschüzes, wovon eine 55 Centner schwere Hauptkugel, das Kitterl von Ensisheim genannt, worauf herrlich gegossen zu lesen stand: „Desricher brüß ich, Schloß und Stadt' dreh ich; Vor meinem Gwalt hüt dich!“ ferner eine Kartbaune von 40 Centnern, eine andere messingene und eine Halbslange, welche alle dem Kaiser gebürt hatten, nebst noch vielen kleinern Halbschlangen und Steinbüchsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Februar 1832.

Wer lehret mich? was soll ich werden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsere Thaten selbst, so gut als unser Erdem.
Sie heissen unser Lebend Sang.

Goethe.

D a s D u e l l

(Schluß.)

„Schon um sieben Uhr Morgens fanden sich die beiden Sekundanten Eugens bei Emma's Vater ein; sie zeigten ihm, äußerst höflich zwar, aber kalt und gemessen, an, das Rencontre habe nicht stattgefunden. Um Mittag erschien Eugen im Hotel. Mit Innigkeit empfing ihn der Alte und reichte ihm liebevoll die Hand. In Emma's holden Zügen waren die rührenden Thränen Spuren einer kummervoll durchwachten Nacht noch sichtbar. Eugen nahm ihr schwüchern, sie erröthete. Am Abend war Gesellschaft in Emma's Hotel. Als Eugen erschien, lächelten die jungen Damen; Emma fühlte sich verlegen, keiner der jungen Leute kam dem künftigen Gemahl der Königin des Salons entgegen, Eugen blieb allein zur Seite stehen. Man wisperte leise unter den Fächern, stobtelte hinter der Lehne der Fauteuils; galt das ihm? Emma blieb den ganzen Abend am Piano sitzen, das Musikpult barg ihr Antlitz, sie schlug die Augen gar nicht mehr auf: der Ruhm, der Stolz ihrer Liebe war dahin!

„Zwei Tage später war Ball. Der durch Eugen verheuchelte Schwarm von Werbern um Emma's Herz und Hand erschien wieder; von Neuem stürzten die jungen Tänzer mit weißen Handschuhen ihr entgegen. Der erste Contretanz war indessen Eugen vorbehalten; aber ach! kaum war er, Emma am Arme, in die Reihen der in

Jugendblüthe drangenden, festlich geschmückten, freudestrahlenden Tänzerpaare getreten, so verschwand sein vis à vis und wechselte den Platz; ohne die Aushülfe eines kleinen siebenjährigen Mädchens und eines Schülers hätte sich Niemand gefunden, um mit Emma und ihrem Tänzer zu figuriren. Vielleicht war es Zufall; aber die ausgelassene Fröhlichkeit, das absichtslose Lachen der jungen Welt, einzelne Worte, die, wenn die Paare sich durchkreuzten, gewechselt wurden, klangen dem bereits gereizten, unruhigen, lauschenden, gefolterten Mädchen wie böhsches Gemurmel, wie Worte giftigen Spotts; nur Eugens Namen hörte ihr Ohr flüstern, nur spöttischem Lächeln begegnete ihr Blick; Eugens gezwungenes Wesen, eine ihm sonst so durchaus fremde Befangenheit — er theilte seiner Brant Besorgnisse — erhoben solche in ihren Augen vollends zur Wahrheit. Eugen war gedemüthigt! wie unglücklich fühlte sich Emma.“

„Für alle übrigen Contretänze war Emma verlagert, und Eugen? Er tanzte nicht mehr; alle Damen waren engagirt.“

„Am folgenden Tage war Emma unspätlich, am zweiten litt sie an Migraine, am dritten war sie zu Besuch, am vierten nicht sichtbar, am fünften — reiste sie aufs Land.“

„Admodi, der Betger!“ — „Ich seh' es wohl, Meister. — Der unglückliche junge Mann wurde endlich inne, daß er, indem er der Liebe die Ehre zum Opfer gebracht, die Geliebte verloren habe. Seine Seele ist stolz, edel,

sein Gefühl tief, er weiß, Liebe und Ehre kehren nicht wieder. Da schlägt's! . . .“

Die Uhr schlug Drei. Ich wollte hinblicken, aber plötzlich schnürte mir das Entsetzen krampfhaft die Brust zusammen, mein Blut erstarrte; unwillkürlich schloß ich die Augen. „Asmodi!“ rief ich, „halt ihn zurück!“ In demselben Augenblicke aber erbehte das ganze Hotel von einem furchtbaren Knall. Ich verbüllte mit beiden Händen das Gesicht, ich konnte das Gräßliche nicht sehen. Bei Asmodis schallendem Gelächter öffnete ich die Augen; Alles war verschwunden, wir standen weit weg von der Unglücksstätte.

„Nun, Meister,“ fragte mein Teufel, „was meint Ihr denn nun eigentlich vom Duell? Hätte der junge Mensch sich schlagen sollen?“ — „Aberdings! ohne Zweifel!“ — „Einverstanden! Demnach hatte also der Vater des Mädchens Unrecht, daß er ihn davon abhielt?“ — „Keineswegs, er handelte weise; das Duell ist eine Pest, eine Schande der Menschheit, ein empörender, blutiger Gräuelf!“ — „Gleichfalls einverstanden; was ist denn nun aber nach dem Allen in Summa Eure Meinung?“ — „Meine Meinung?“ — „Eure Meinung; wie entscheidet Ihr, Meister?“ — „Wahrhaftig — in der That, Asmodi, ich weiß es nicht! Und Du, Herr Satan?“ — „Meister, mir geht's eben nicht besser: ich weiß es nicht. Dieß ist aber in diesem eurem aufgeklärten, erleuchteten Jahrhundert so ziemlich eure Meinung über Alles, von eurer Seele bis zu meinen Hörnern.“ — „Meinst Du, Asmodi?“ — „Es ist die reine Wahrheit, so wahr ich bin!“ — „Wenn dem so ist, Asmodi, so haben wir es wahrlich weit gebracht!“

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur..

(Beschluss.)

Die ausschweifenden Ideen von einer höchsten Stufe der menschlichen Kultur, die sich erreichen lasse, gehören, wenn wir Recht haben, in die Kategorie der schönen Träume und bunten Seifenblasen; aber desto mehr vereinigen sich auch zugleich die besten Kräfte des Menschen in der Thätigkeit für die edelsten Zwecke des praktischen Lebens und gesellschaftlichen Zustandes.

Jeder Edle, der sich überzeugt hält, es werde wieder einmal eine Zeit der Barbarei kommen, arbeitet desto eifriger, diesen, ihm historisch bekannten Zeitpunkt so lange als möglich von der Menschheit noch entfernt zu halten. Durch den ewigen Kampf mit dem Schicksal wird das Menschengeschlecht unmerklich so gestärkt, daß die Wirkungen der Barbarei bei jeder Wiederkehr immer we-

niger Gewalt über dessen edelste Kräfte haben. Siedurch allein äußert sich die wahre Perfektibilität des Menschengeschlechts; sie läßt keine von den auffallenden Erscheinungen erwarten, die man bei dem Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur so gern als ihre sicher voraussehenden Erfolge geltend machen will; allein sie hat weit mehr historische Wahrheit, als die angeblichen Wirkungen dieses, aus der Erfahrung niemals erweisbaren ununterbrochenen Vorwärtsschreitens. Früherhin konnte das Menschengeschlecht stets, so oft es sich durch einen Zeitraum von ein Paar tausend Jahren hindurch zu einem gewissen Grade von Kultur emporgearbeitet hatte, und nun durch die Thaten weltstürmender Eroberer wenigstens zum Theil wieder in die Fesseln der Barbarei zurückgeschleudert ward, nur sehr langsam von diesen Fesseln sich frei machen. Nach und nach aber wuchs mit jeder Wiederholung des Kampfes auch die Kraft zu kämpfen. Das Dunkel der wiederkehrenden Barbarei ward immer häufiger durch die Lichtstrahlen der entgegenstrebenden Kultur erhellt; statt der sonstigen Erstarrung trat in solchen, alles umstürzenden Zeiten späterhin nur eine Art von Schlaf ein, der leichter als ehemals einem heftigen Anstöße wich. Und so werden auch in Zukunft die Perioden der wiederkehrenden Barbarei immer kürzere Dauer haben, je mehr sich jedes Zeitalter bestreben wird, das Licht zu erhalten und die Dunkelheit zu vertreiben. Bevor aber ein Zeitpunkt wirklich eintreten wird, wo diese Rückfälle der Barbarei gar nicht mehr stattfinden, wird gewiß eine allgemeine Erdrevolution hereinbrechen.

Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß das Mittel zur Erreichung der höchsten Zwecke des Menschengeschlechts nach meiner Ansicht nicht in einem idealischen Emporstreben zu suchen ist, sondern in dem beständigen Kampfe um Gewinn an innerer Kraft zum Schutze gegen die wiederkehrenden Einwirkungen der Barbarei. Ich glaube, die Natur, diese einzige, wahre Führerin des Menschengeschlechts, bietet uns auch hier ein Vorbild. Auch sie bleibt im Allgemeinen, im Außern, wie sie ist; im Innern dagegen nimmt sie, durch den beständigen Kampf ihrer Elemente, an Zeugungskraft zu. Viele meinen freilich, diese Kraft nehme vielmehr ab; allein dieß scheint nur zum Theil wahr zu seyn, nur in sofern nämlich, als der rohe Stoff in der Natur durch die wiederholte Verarbeitung mehr verfeinert wird. Er verschwindet eben so, wie die Lebenskraft in den Wölfen, bloß von der Oberfläche, wird aber, gleich dieser, nie zerstört, sondern es ist vielmehr zu erwarten, daß nach Ablauf einer, freilich nicht streng zu berechnenden Zeit der rohe Stoff im Menschen, so gut wie in der Natur, durch eine allgemeine Revolution, dergleichen unser Erdkörper und unser Menschengeschlecht gewiß schon meh-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten:

Aus der Schweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Wider aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Es herrschte in damaliger Zeit unter den Eidgenossen ein Uebliches und gutes Vernehmen, und wo ihr Panier wehte, da waltete Eintracht. Und was veränderte eure vielfach zerrissene und durchbrochene Bundesjahne, ihr Eidgenossen von 1832? Wo würdet ihr stehen, wenn 30,000 Fremdlinge, gleichviel, von wannen her, und ob weiß, oder blau, oder grün gekleidet, über eure Grenzen eindröhen? Bittet den Gott eurer Väter, daß er solche Gefahr von euch ferne halte, auf daß ihr nicht, trotz aller Prahlerei mit Worten und Schrift, darin zu Grunde geht!

Eine Reibefolge Thurgauischer Neujahrsblätter, welche die Bezirkshauptorte dieses Kantons zum Gegenstande hat, schließt sich mit dem Bezirke Tobel, und erzählt von dem zwischen den Stämmen Thur und Murg in anmuthiger Landschaft unter schönen Wiesengründen gelegenen Hauptorte, dieses Namens. Die Umgegend ist reich an Erinnerungen aus fernem Vergangenheit. Hier mahnen die Ruinen, dort noch letzte, kaum mehr erkennbare Spuren der Ritterburgen von Spiegelberg, Lommis, Dierburg, Holtman, Zeylon, an edle, in der Schweizergeschichte zum Theil nicht unbekannt, den mächtigen Habsburgischen Fürsten befreundete Stämme, die nicht mehr sind. Einer jener Herren von Zeylon (Zajkoven), Ulrich von Z., hat sich durch sein Helbengedicht „Lanzelot vom See“ bei den Freunden deutscher Dichtung in rühmlichem Andenken erhalten. Den hervorragendsten Punkt im Bezirke Tobel bildete das dortige, seit 1811 durch die Thurgauische Regierung in eine Zucht- und Strafanstalt verwandelte Johanniterhaus. Dasselbe war, nebst dreißig Höfen, eine von dem Grafen Diethelm, der seinen Bruder Friedrich schändlich ermordet hatte, an die Ritter des Spitalers des heil. Johannes in Jerusalem gemachte Schenkung, verdankte seinen in das dreizehnte Jahrhundert fallenden Ursprung der Neue aber eine Gränztbat, die er sühnen sollte, und erhob sich dann durch wiederholte Bergabungen der Grafen von Toggenburg zur reichsten Gemeinheit im ganzen Schweizerlande. Unter den Gemeintheuern zu Tobel erscheinen, unter den Namen derer v. Andlan, v. Koll, v. Schönau, v. Wetterlich, v. Hasfeld und vielen andern meist erloschenen Geschlechtern ebler Abkunft, als ausgezeichnet zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Conrad v. Schwabach, der das von den Hapsen jellern zerstörte Johanniterhaus stättlich wiederherstellte, etwas später Georg Schilling v. Canstatt, Gouverneur zu Tripolis, der, nachdem er unter den Verteidigern der Insel Rhodus gegen die Türken gekämpft hatte, nach erfolgter ehrenvoller Uebergabe der Insel mit den übrigen Ritters, wie er selbst an den Ordensmeister von Deutschland schreibt, „matt, bloß und krank, und um das Recht der deutschen Junge retten zu können, mit Aufopferung der Habe von Rhodus abgezogen war;“ ferner zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der Gemeintheur v. Sturmfeber, der unter mancherlei guten und schlechten Verordnungen, die Wirtshauspolitik betreffend, gar weislich verfügte, was nachsteht: „Weil seit ertlichen Jahren eine große und zum Theil unerwartete Theuerung gewesen, dagegen viele Leute sind, die sich des Weizenkorns und der Wirtshäuser nicht enthalten wolten, sondern Tag und Nacht in denselben liegen, während

das weisse Weib und Kind dabei weder Brot noch Brod haben, denen die Wirtshaus fünf, zehn, zwanzig, dreißig bis vierzig Gulden, so hoch sich die Summe belaufen mag, als Besche anschreiben und hernach deren Haus, Hof, Acker, Wiesen, Feld und Aues, was sie haben, verganien, dadurch dann solche Leute um Aues kommen und am Ende betteln gehen müssen: — so wird verordnet, daß keiner mehr seine Haushabe in der Herrschaft einem Wirtshaus aufzulegen, daß der Wirtshaus aber auch nicht weiter warten solle, als bis ein Oulden aufgelassen, außer bei Wöchnerinnen und Kranken, und so ein Wirtshaus weiter zuwarten, dem solle weder Recht noch Gant gehalten werden. Auch sollen die Almosengebenden nicht in das Wirtshaus gehen, oder das Almosen verlieren, und kein Wirtshaus ihnen dörren, noch warten.“ Sollte wohl eine so überaus zweckmäßige Verordnung in den schweizerischen Bundesstaaten nicht auch jetzt noch ihre Anwendung finden? Sind doch noch vor wenigen Tagen in einem einzigen Kanton, lange nicht dem größten unter den zweihundertjährigen, der noch dazu längst schon mit Tavernen und Esaminets im Ueberflusse versehen ist, in Folge der Grundsätze von Volkssouveränität und Gewerbefreiheit, an nicht weniger als fünfshundert siebenunddreißig Individuen obrigkeitlich Weinschwanzpatente erttheilt worden.

Der Verfasser eines der Bernischen Jugend gewidmeten Neujahrsblätter hat sich den Krieg zwischen Bern und Wallis von 1418 zum Hauptgegenstande seiner historischen Abhandlung gewählt, eine Reihe, die, ohne eben von folgerelichen Ereignissen begleitet zu seyn, bloß zwischen Nachbarn stattfand, die sonst in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander gestanden hatten, und die ten betheiligten Parteien beiderseits etwel Noth und Beschwerden verursachte, ohne eine andere Frucht zu bringen, als die Verwüstung der angrenzenden Gegenden. Aus dieser mit mancherlei kurzweiligen Zwischengeschichten von Zigeunern, Concilien, Päbsten, Pabstwahlten u. s. w. versehenen Darstellung will Referent einzig dasjenige ausheben, was von einer damals in Wallis herrschenden, ganz eigenthümlichen Manier, das Volk gegen einen Mächtigen, oder gegen seine eigene Regierung im Harnisch zu bringen und in Bewegung zu setzen, gemeldet wird. Einige Unzufriedene traten sich zusammen, rissen nördlicher Welle eine Birke sammt den Wurzeln aus der Erde, steckten in die aufwärts zusammengebundenen Rinde eine zu einem Gefichte zugeschnittene Reule, Wage genannt, gruben dann den Baum an einer frequenten Straße wieder ein und legten sich nahe dabei in Hinterhalt. So wie der Morgen anbrach und die Straße anfang lebendig zu werden, stellten die Vorübergehenden sich erst einzeln hin, um die Wage zu begucken. Sobald dann, was jedesmal schnell genug der Fall war, der Gasser viele geworden, sungen sie auch an, sich über ihre Bedeutung zu besprechen. Nun machten die Leiter der Volksbewegung sich aus ihrem Schutzwinkel hervor. Einer stellte sich unter die Wage hin und ein Anderer fing an zu fragen: „Wage, was ist dir Uebels geschehen? warum bist du hier? Wie wollen dir helfen; aber sprich, von wem leidest du? wer unterdrückt dich? Ist es der, oder der, oder der?“ Dann nannte er eines der mächtigsten Geschlechter nach dem andern mit Namen und bemerkte bei jedem die Gattung von Volksbebrückung, deren es verdächtig seyn oder verdächtig gemacht werden sollte. So lange nun Geschlechter ausgerufen wurden, auf die es nicht abgesehen war, blieb die Wage unbeweglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. A. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 24. Februar 1832.

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

Goethe.
Besitzer des Dhan.

Mahometanische Leichengebräuche.

Nach den zwölfsährigen Beobachtungen eines Engländers in einer indischen muselmännischen Familie.

„Ich glaube an Einen Gott, der über Allem ist, dem allein Anbetung gebührt. Ich glaube, daß Mahomet das Geschöpf Gottes des Schöpfers ist; ich glaube, daß Mahomet der Gesandte Gottes ist und der letzte der Propheten; ich glaube, daß Ali der Führer der Gläubigen ist, der erste Erbe des Gesetzes; ihm also sind alle Gläubigen Gehorsam schuldig. Ich glaube, daß Hasan und Hosein Alis Söhne sind; daß Ali der Sohn ist Hoseins, und Mahomet der Sohn Alis, und Jausur der Sohn Mahomet's, und Moosa der Sohn Jausur's, und Ali der Sohn Moosa's, und Mahomet der Sohn Alis, und Ali der Sohn Mahomet's, und Hasan der Sohn Alis, und Mibidhie der Sohn Hasans. Die Gnade Gottes sey mit ihnen! Dies sind die wahren Führer der Gläubigen und das Wort Gottes ist von ihnen gebracht worden zu den Völkern.“ Dies ist die symbolische Gebetsformel der Muselmänner von der Seite der Eheabd. Man lehrt sie in den muselmännischen Familien die Kinder beiderlei Geschlechts, sobald sie sprechen können, und da das Gebet unzählige Mal täglich wiederholt wird, so wird ihnen dasselbe von der zartesten Jugend an geläufig. — Ich will hier die Leichengebräuche der Muselmänner beschreiben, denn in ihnen tritt der Charakter ihrer Religion am sprechendsten hervor. Die

sterbliche Hülle eines Muselmanns wird, sobald alles Leben erloschen ist, in den Sarg gelegt und mit dem dem Stande des Verbliebenen angemessenen Gepränge auf den Begräbnißplatz getragen. Hier schlägt man ein Zelt auf und stellt ein Gefäß mit Wasser neben den Sarg. Dieses Wasser dient dazu, den Körper zu waschen, und noch zu mehreren Ceremonien, welche vor der Beerdi- gung vorgenommen werden. Nachdem der Körper außer- halb des Sargs sorgfältig gewaschen ist, läßt man ihn abtrocknen und streut sodann Kampfer auf die Hände, Füße, Arme und die Stirne des Leichnams, als auf die Stellen, welche täglich den Boden berührt haben, weil bekanntlich der Muselmann, so oft er sein Gebet verrich- tet, sich niederwirft und den Boden mit der Stirne be- rührt. Sodann wird der Körper in ein Leinentuch von sehr weißem Stoffe gewickelt, worauf Stellen aus dem Coran geschrieben stehen. Ein frommer Muselmann rü- stet das Tuch, in dem einst seine sterbliche Hülle ruhen soll, bei Zelten. Gewöhnlich schreibt man selbst Verse aus dem Coran darauf. Ich hatte einem Bekannten ein Stück sehr feinen Battist zum Geschenk gemacht, und er bestimmte es sogleich zu seinem Sargtuche. Ost traf ich ihn später, wie er sorgfältig heilige Sprüche auf den Battist schrieb.

Ist der Körper in das Tuch gewickelt, so nimmt man ihn sachte auf und legt ihn auf die Seite, das Gesicht nach Mekka gewendet. Der Maulve oder Priester tritt

feierlich an den Rand des Grabs, das tiefer und breiter ist als die unsrigen, und spricht mit lauter Stimme das oben angeführte Gebet. — Er setzt am Schlusse bei: „Dies waren die guten, heiligen Führer, o Sohn Adams! (der Priester nennt dabei den Namen des Verstorbenen). So jetzt die beiden Engel zu dir kommen, die da sind die Maccurrus *) (Boten) deines großmächtigen Gottes, so werden sie dich fragen, wie folgt: Wer ist dein Gott? wer ist dein Prophet? was ist dein Glaube? was ist dein Buch? wo ist dein Kiblah? **) wer ist dein Führer? — Und du wirst den Maccurrus antworten: Mein einziger Herr ist Gott, der herrlich thronet über Allem; Mahomet ist mein Prophet, Islam mein Glaube, der Coran mein Buch, die Kaabah (der heilige Tempel zu Mekka) mein Kiblah; Emaum Ali, mit dem Zunamen Zynool Kubeydine, Emaum Mahomet u. (hier folgen Alle in dem obigen Gebete genannten Heiligen mit ihren Zunamen) sind meine Führer und alle sind meine Mittler; ihnen welch ich meine Liebe, ihren Feinden meinen Haß, und was ich hier gelobe, gilt in Ewigkeit.“

Dann fährt der Maulve fort: „Laß, o Mensch! (hier wird wieder der Name des Verstorbenen genannt) dein Herz durchdringen von der Wahrheit, daß der Gott, den wir anbeten, der einzige Gott ist; daß er allein groß ist und herrlich, der allmächtige Gott, der da ist über Allem; daß Ali und die nach ihm kamen (hier werden wieder alle angeführten Namen wiederholt) die besten Führer sind; daß Alles, was da kommt mit Mahomet, wahr ist: der Tod ist wahr; was Mooslib und Nylee (die beiden oben genannten Engel) lesen, ist wahr; die Auferstehung ist wahr; die Brücke Sirraat ist wahr; die Wage ist wahr; Himmel und Erde sind wahr; die Hölle ist wahr; der Tag des Gerichts ist wahr. Glaube festiglich an das Alles, denn es ist wahr; glaube auch, daß Gott, der Große, Herrliche, alle Todten auferweckt aus ihren Gräbern.“ — Darauf liest der Maulve den folgenden Segen: — „Gott, dein Herr, der allgütige Gott, nehme deine Antworten gnädig auf, er führe dich auf dem Pfade des Hells und

*) Die Augen dieser Boten der Gottheit sollen einen hellen Glanz von sich geben. Die Muselmänner fürchteten sich so sehr vor diesem blendenden Schimmer der Augen der Maccurrus, daß sie, um in jenem peiniglichen Verbode einmal nicht zu stoßen, die Sätze, welche sie den Engeln zu antworten haben, hersagen, so oft man ein Licht ins Zimmer bringt; denn die Augen der Engel sollen so hell strahlen, als die Lichter der Lampen. Weil die Muselmänner beim Erscheinen eines Lichtes immer etwas vor sich hin murmeln, haben Manche geglaubt, sie beten das Feuer an. Ich selbst glaube dies lange, bis mir die Sache erklärt wurde.

**) Kiblah ist der Ort, dem die Muselmänner während des Gebetes das Gesicht zuehren, wie sich die Juden gegen Jerusalem wenden. Kiblah bedeutet wörtlich: Ort der Anbetung.

verleihe dir die Gnade, daß du seinem göttlichen Willen und dem seiner Propheten nahest. Die Barmherzigkeit des Allmächtigen sey mit dir in Ewigkeit. Amen.“

Wenn diese Ceremonie vollzogen ist, entfernt sich der Maulve in ernstem, feierlichem Schritt vierzig Schritte weit vom Grabe; er kehrt sodann um, geht mit derselben Feierlichkeit wieder dem Grabe zu und spricht am Rande desselben folgendes Gebet: „Großer, herrlicher Gott, wir bitten dich in Demuth, du wollest die Erde deinem Anrechte leicht seyn lassen; nimm seine Seele auf zu dir, und möge er Gnade und Barmherzigkeit vor dir finden. Amen!“ Amen! wiederholt die ganze Versammlung. Damit ist die Leichenfeierlichkeit zu Ende. Die Diener werfen Erde in das Grab; es wird aber vierzig Tage lang — so lang währt die eigentliche Trauer — Tag und Nacht nicht ganz verlassen, der Todte müßte dann ganz dürftig gewesen seyn. Man besoldet Leute, welche am Grab im Coran lesen müssen, und in vornehmen, reichen Familien werden zwei solcher Coranleser, welche einander ablösen, Jahrelang angestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Beobachtungen an Infusionsthieren.

Die folgenden Beobachtungen des französischen Physikers Dutrochet, welche, weiter verfolgt, über die Grundelemente der thierischen Oekonomie viel Licht verbreiten könnten, sind sehr interessant und werden auch demjenigen, der nicht gerade Lust und Muße hat, sich wissenschaftlich in die dadurch angeregten Fragen einzulassen, zu einer oder der andern Betrachtung, wäre es auch nur über die unendliche Schöpferkraft der Natur im Kleinsten, Anlaß geben.

Es gibt ein Moos, *hypneum hibernicum* von Linné genannt, an dem, wenn man es bei nassem Wetter sammelt und in Wasser legt, bald eine Menge kleiner Thierchen von verschiedenen Formen sichtbar werden, wahre Amphibien, die zuvor an der feuchten Pflanze lebten und nun mitten im Wasser fortleben und sich lebhaft bewegen. Diese Thierchen, die, wie sich unter dem Mikroskop beobachten läßt, eine deutliche Organisation besitzen, sind keine Infusionsthierchen im eigentlichen Sinne, denn in heißen Aufgüssen zeigen sie sich nie, und im kalten Aufgusse, wenn man dazu statt feuchten Mooses trockenes, jedoch noch lebendes genommen hat, erscheinen sie längstens in drei Tagen, während wahre Infusionsthierchen vor dem vierzehnten Tage nicht zum Vorschein kamen.

In dem Wasser, worin man vom genannten Moose eingeweicht hat, zeigt sich zuerst ein Häutchen an der Oberfläche. Dieses Häutchen besteht durchaus aus Bläschen, und nach Dutrochet's Ansicht bilden sich die Thier-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

denen Einfluß auf die Raschheit der Bewegungen der Thierchen und auf den Zeitraum, in welchem sie die Perioden zwischen der Jugend und dem Alter durchlaufen; so bewegen sie sich im Winter langsamer und leben ungleich länger als im Sommer. Auf ähnliche Weise wirkt der Reiz, den das Licht hervorbringt; es beschleunigt die Bewegung und bewirkt, in Folge dieser Aufreizung, was der Beobachter die Ermüdung nennt; das heißt, wird die reizende Ursache, nachdem sie eine Zeitlang eingewirkt hat, sofort entfernt, so verhalten sich die Thierchen längere oder kürzere Zeit darauf ruhig. Diese Ermüdung ist, nach Dutrochet, hier, wie überhaupt in der thierischen Oekonomie, ein vorübergehendes Alter, während das Alter eine dauernde Ermüdung ist.

Ohne die Leser bei Gelegenheit dieser schönen Beobachtungen auf das eigentliche Feld der Physiologie führen zu wollen, erinnern wir nur daran, daß in der ganzen Thierreihe Einsaugung von Sauerstoff und Wiederausstoßung desselben in Verbindung mit Kohlenstoff das Prinzip des Athmens, des Kreislaufs der Säfte und damit des ganzen Spiels des Lebens ist. Hätten nun auch die angeführten Beobachtungen keinen weiteren wissenschaftlichen Werth, so ist es doch schon an sich höchst interessant, gleichsam das Urbild jenes Spiels des Lebens an Wesen zu beobachten, welche nicht viel mehr als organisirte Atome sind. Bei allen Thieren, und wohl am auffallendsten beim Menschen, nimmt die Erregbarkeit, welche am Ende auf jenem Prozeß des Einsaugens und Ausstoßens von Sauerstoff beruht, mit dem Alter ab: sie ist stark in der Jugend, wo der Organismus für den Sauerstoff noch sehr empfänglich ist und noch wenig davon in seine Masse aufgenommen hat; mit dem Alter nimmt diese Empfänglichkeit für das Prinzip der Reizbarkeit und damit diese selbst in dem Verhältniß ab, als sich der Sauerstoff in der körperlichen Materie selbst fixirt. Die Thiergeschlechter leben im Verhältniß länger oder kürzer, je nachdem bei ihnen die Droption rascher oder langsamer vor sich geht. Alle diese Verhältnisse treten und in jener mikroskopischen Thierwelt in überraschender Klarheit und Einfachheit entgegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Beschluß.)

Wider aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Diesmal (1414) geht es der alten, reichen Familie Maron, dem Landeshauptmann Olsward und dessen Neffen Wilhelm, Bischof von Sitten. Sind es, fragt nun der Sprecher, etwa die Maron, der Bischof, der Landeshaupt-

mann? Sofort bewachte der verborgene Magenmeister das Bild, so daß es sich neigte, als wollte es die Fragen beantworten. Ein Gleiches geschah, als der Wortführer weiter die einzelnen Frevel, deren die Maron beschuldigt wurden, der Reihe nach erzählte, die Mägen fragend, ob das sie betrübe, ob sie darunter leide. Als dann die Menge erbtzt und aufgebracht genug schien, endete der Wortführer mit dem Bufe: Die Mägen hat euch geflagt, biedere Männer; wer sie retten will, hebe die Hand auf! Da hob alles Volk die Hand auf; der Tag der Rache wurde verabredet, zum Abschiede schlug jeder Theilnehmer, als Zeichen seines festen Entschlusses, einen Nagel in die Mägenente, worauf es denn alsobald vom Dorf zu Dorf erscholl: die Mägen wolle zu denen von Maron. Wirklich wurde das frevelbaste Beginnen zur bestimmten Zeit unter Vortragung des Mägenfolbens und eines Panners, auf welchem das Bild einer säugenden Händin mit vielen Jungen auf die Frequenz der Theilnehmer an dem Raubzuge hinderten sollte, unter rohen Gewaltthatigkeiten ausgeführt. Solches geschah zu Briegg im Kanton Wallis. — Sollten ähnliche Ueberlistungen und Kunstgriffe, freilich mit den für den Geist des neunzehnten Jahrhunderts und ein mündigeres Volk passenden Modifikationen, nicht auch anderwärts, ja sollten dieselben nicht anwendbar sein, so oft auch in unsern Tagen wieder nöthig erachtet werden sollte, das Volk, diesen größten aller Zwecke, als Mittel zu mißbrauchen und es gegen eine bestehende Regierung aufzuwerfen? Jedenfalls würde diese Mägenmanier weit weniger kostspielig sein, als das Betreiben solcher Aufregungen durch Reiten und Fahren, durch Herumjagen von Cilboien, durch bezahlte Wirthehäuser und Begeleiter.

In dem Neujahrsgeschenke für die Jugend des Kantons Schaffhausen, einer Fortsetzung früherer Blätter, wird mit großer Belesenheit ein Theil der Epikdiale der im vierzehnten Jahrhundert vom Reiche an Oesterreich verpfändeten Stadt Schaffhausen erzählt, welche bei sichtbarem Streben, ihre Freiheit zu erhalten oder zu erweitern, dem immer größern Einflusse des österrreichischen Hauses, und obwohl durch dessen Macht geschützt, der Verwickelung in die Streitigkeiten desselben und den durch diese herbeigeführten mancherlei Unfällen nicht entgehen konnte. Schön zu schauen im Bilde und kurzweilig zu lesen in der Beschreibung ist das 1392 auf Sonntag nach Allerheiligen, trotz der Trauer um die Erschlagenen bei Sempach und Näfels, nach Schaffhausen ausgesprochene Turnier, bei welchem sich der Herzog Erlebrich von Oesterreich, vermuthlich die Triebfeder des ritterlichen Lust- und Schwangespranges, nebst sieben andern Fürsten einfand. Mit ihnen erschienen 22 Grafen, 27 Ritter und 177 Adelige, die Vornehmsten größtentheils in Begleitung ihrer Gemahlinnen oder Adorner. Auf das Rennen und Stechen folgte als Abendunterhaltung ein fröhlicher Reigen. Aus den Händen der Damen erhielten die Sieger ihre Belohnungen und Preise, und zogen dann jeder wieder seiner Burg zu. Als einer der aus dem heißen Kampfe bei Sempach entkommenen Ritter erschien bei diesem Ritterspiele auch ein junger von Reinau. Vier Brüder waren ausgezogen in die blutige Schlacht. Drei hatten in derselben ihren Tod gefunden, dem vierten leuchtete die Luft des Lebens nun wieder im glänzenden Kampfspiele.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 25. F e b r u a r 1832.

Merktur verleihe dir die Gabe des Ausschneidens, weil du so gut von den Narren sprichst!

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die Pariser Bötter.

Alle Menschen sammt und sonders lassen sich in zwei Klassen theilen: Leute, die denken, Leute, die nicht denken; Attica und Bötien. Diese zweifache Natur findet sich zwar aller Orten; indes läßt sich nicht läugnen, daß der Hottentotengeist im Allgemeinen von unserm europäischen Geiste sich wesentlich unterscheidet, und daß der Alpenkretin unter allen Imbecillitäten des Erdballs sein ganz eigenthümliches Gepräge hat.

Aber sogar auf der nämlichen Stufe sind die Verschleidenheiten darin unzählig. Die Provinz hat ohne Zweifel ihre Schöngeister und Philosophen so gut als ihre Vinsel; dagegen hat Paris an Letztern auch so wenig Mangel, als an Erstern, ja es kann eine ganze Sammlung eingebornen und naturalisirter Vinsel aufweisen. Betrachten wir einmal diese Pariser Nichtdenker etwas näher.

Man behauptet, Herzensgüte sey eine gute Eigenschaft der Menschen, die sonst gar keine besitzen; es ist dieß hart, aber nur zu häufig wahr, und daher rührt das eine gewisse Sattung Vernagelter bezeichnende französische Wort: „Bon enfant.“ Ich kenne wirklich eine Menge recht braver Leute, denen der Erste Beste zum Freund, zum Vertrauten, Gott weiß, zu was Allem wird. Diese Leute sind eine Art Roulettelugel: sie setzen sich, wenn man sie anstößt, in Bewegung und rollen, wohin und wie man will. Besitzen sie einiges Vermögen, wie zerschmilzt das unter ihren Händen! Am Morgen leiden

sie dem Unbekannten, den sie gestern Abend ganz zufällig kennen gelernt haben, hundert Louisdor, und bezahlen am Abend das Diner, zu dem man sie am selben Morgen eingeladen hat. Noch mehr, sie sind aller Welt Diener, Neget und Jockey; es kostet nur ein Wort, so bestellen sie unsere Briefe, blasen unser Feuer an und bürsten unsere Kleider aus. Begegnet es uns zufällig beim Gesticuliren auf der Straße, daß wir ihnen einen Faustschlag versehen, bohren wir ihnen im Gedränge den Ellbogen in die Seite, treten in einem Salon ihnen herb auf den Fuß, in welcher Verlegenheit gerathen dann die guten Leute und bitten tausendmal um Vergebung! Aber auf diesem Wege knüpfen sie in der Regel ihre Bekanntschaften an, und ein tüchtiger Rippenstoß leitet häufig die zärtlichste Freundschaft ein.

Diese köstlichen Leutchen, die in ihrer Gefälligkeit vielleicht am Ende so weit gingen, daß sie uns die Stiefeln wicksten, sind sammt und sonders entsetzlich abgeschmackt. Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, Industrie, Politik, das Alles hat für sie kein Interesse, bleibt ihnen fast durchaus unbekannt; man könnte sie für Mondbewohner halten, die eine vulkanische Eruption und erst gestern herabgeschickt hat. Wissen diese Leute nur erst unsern Namen, dann haben sie sich, wo sie unser ansichtig werden, an uns an. Das einzige Mittel, ihnen auszuweichen, ist ein Umweg und rasche Beine; dann kommen wir mit einem Grusse weg. Lassen wir uns aber einmal anreden, dann wehe! Zuthätig zum Verzweifeln,

lebt diese Menschenpecies wie Vogelleim, und weicht einem den lieben langen Tag nicht mehr vom Rücken.

Dies ist die Quintessenz der allerübertriebensten Gutmüthigkeit, der eigentlich vollsaftigen Dummheit, einer unnützen, geruchlosen Pflanze, die zwar im ganzen Gebiete unserer Kultur vorkommt, aber nirgends wohl in solchem Ueberflusse und in so schönen Exemplaren sich findet, als in Paris. Daher ist aber auch der Glückbringer, dieser feinste Erzieher der Menschheit, nirgends glücklicher, nirgends mehr in seinem Elemente, als in der großen Babel, Paris.

Indessen reihen sich zur Totalsumme der Pariser Albernheit noch gar manche andere Nullen aneinander. Vom Spejereiträumer spreche ich nicht. Seine Dummheit ist bereits sprichwörtlich geworden. Uebrigens rächt er sich für die Carlasmen der Klugen sehr grausam. Dieser große Todtengräber aller Schöngelster kann unzähligen seiner Epötter, wenn er seinen Blumt, seinen Zucker, Muskatnüsse, Ingwer und Kaffee, in ihre Geistesprodukte gewickelt, in die Waagschale legt, zurufen: „*Sit ubi lovis!*“ Ebenso wenig spreche ich von der angeblichen Beschränktheit der Finanzleute. Die Bankiers sehen heutzutage aus wie Jedermann, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie mehr Geld haben als Jedermann.

Wer hat aber unter dem müßigen Schwarme auf den Boulevards, in der großen Allee des Tuileriengartens, auf dem Pflaster der Champs elysées, in den Staubwolken des Bois de Boulogne, auf den ersten Theaterplätzen, kurz allenthalben, wo es Gelegenheit gibt, sich sehen zu lassen, noch nicht eine gewisse höchst elegante, nette, dufende, sich zierende Klasse junger Leute beobachtet? Dieß sind die Eretins von Paris; sie haben keine häßlichen Kröpfe, gehen nicht in grober Tracht; nein, sie sind gut gewachsen, haben angenehme Züge, vortrefflichen Teint, sind in das feinste Tuch gekleidet und prangen mit der auferlesensten Wäsche. Ihr Gang, das Ausgezeichnete ihrer Kleidung, ihr Haarpuß, Alles an ihnen fällt auf. Man bleibt stehen, sieht ihnen nach; ihre Moden, das ist bekannt, sind nicht die von heute, noch weniger die von gestern, nein, es sind bereits die von morgen. Sie lassen sich mit zum Kaufe ausgebotenen zierlichen Wörtern vergleichen; was enthalten sie? nichts, rein nichts, nicht eine einzige Idee, keinen Verstandespfeunig.

Hier aber müssen wir definiren, was wir unter einer Idee, folglich unter Denkenden und Nichtdenkenden verstehen. Ideen nenne ich nicht jene schon im Voraus ganz fertigen Unterhaltungen, jenes nur zur Abfertigung eines Geistesbarren, oder zu Tödtung der lästigen Stunden eines müßigen Tages dienende Geschwätz. Unter Idee verstehe ich keine fragmentarische, unbestimmte, verstückelte, flüchtige, sondern eine lebendige, bestimmte, vollständige, dauernde Wahrnehmung der Seele; einen

Muttergedanken, einen Gedanken, der ihrer tausend andere in sich faßt; die Aere, um die eine ganze Welt sekundärer Begriffe sich dreht, die Centralsonne eines ganzen intellektuellen Systems.

Wie viele solcher Sonnen wohl im dufenden Schädel jener Herrn leuchten mögen? Nicht eine einzige. Nur eine verlange ich, dann wäre doch ein Funke Feuer in diesem Glasauge, das dem Auge eines ausgestopften Affen gleicht, dann wäre doch ihr Gesicht nicht ganz und gar eine Wachslärve, ihr ganzes Wesen nicht gar so weiche lich und fade, ja ihr Halstuch wäre etwas verdufteter geschlungen. Auf dem Ballé; im Konzert, im Schauspiel, kurz, wo irgend auf Verstand und Gemüth gewirkt wird, käme dann in diese Pierpuppen doch auch ein Bißchen Leben. Wie säßen sie nicht mehr auf den vordersten Siben im Theater, wenn das ganze Parterre vor Lachen bersten will, ihre Operngläser abwischen oder an ihrem Sträcken läuen, wenn das Parterre schluchzt, die Handschube ab- und wieder anziehen, den Backenbart streichen, kurz, kalt bleiben, gefühllos, ewig dieselben; unter dem Gelächter, unter den Thränen sitzen sie auf dem elektrischen Stuhle ihrer Albernheit, der sie von den Gemüthsbewegungen der Menge isolirt. Diese jungen Herrn, ich will es gegen Männiglich behaupten, sind Eretins. Wer die unwiederbringlich dahin eilenden Stunden nicht aus zufälliger Laune, was sogar einem Voltaire begegnen konnte, sondern aus Gedenhaftigkeit und Trägheit, nur mit seiner Toilette vergeudet, wer sein ganzes Leben lang den Narcis spielt und gleich einem Paradesferde sich ziert, ein solcher Mensch ist so wenig als der Pfau, der Truthahn, zum Denken geboren; auch er weiß nichts zu thun, als sich aufzublasen und sein Rad zu schlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M a h o m e t a n i s c h e L e i c h e n g e b r ä u c h e.

(Beschluß.)

Die Mahometaner glauben, wenn sich der Maulve vom Grabe entferne, so kommen die Engel und hören des Verstorbenen Beichte an; darum tritt der Priester vierzig Schritte weit weg, damit die Engel Gelegenheit und Zeit haben, ihr Geschäft vorzunehmen. Alle glauben, M h i d h l e komme einmal wieder auf die Welt; sie wollen Prophezeiungen haben, nach denen dieß Ereigniß im zwölfhundert und sechzigsten Jahre der Hegira eintrete. Einige sind sogar der Meinung, er sey beständig auf Erden, wohne aber in Wäldern und Einsiden; ja es gibt Sekten, welche fest behaupten, M h i d h l e besuche alljährlich inognito den großen Tempel zu Mecca am Tage des großen Opfers; ich konnte aber trotz aller Mühe nicht

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Kaumers Protestation gegen die Censur.

Ihre Korrespondenten haben mit dem Berliner Neujahrsgruß geglaubt, nicht weil es Ihnen an Stoff fehlte, sondern weil er verdrüsslicher Art war; er ist zwar durch den Aufschwung nicht weniger verdrüsslich geworden; die erste Abdringung ist aber vorüber und es hat sich etwas geändert, wenn auch nicht der Stoff, doch die Ansicht darüber. Erquickliches, eine recht heitere Aussicht wird Ihnen wohl von keiner Seite gemeldet worden seyn. Solcher, die sich zur Luft zwingen, gibt es freilich auch hier. Es ist recht schade, daß Hegels Schüler, durch den Tod des Meisters betroffen, oder mit der Verarbeitung seiner nachgelassenen Gedanken beschäftigt, so stumm geworden sind und uns nichts hören lassen, wie sie die Zeit erklären und die Vernunft hineintragen, nach der wir andern Laien vergebens suchen. Indessen haben sie sich, wie man vernimmt, getheilt, und die Einen verfechten durchaus die Radikalumarbeitung der alten europäischen Dreifelderwirtschaft, während die Andern höhern Winken folgen und die Vernunft im Schweigen suchen. An die Radikalumarbeitung dachte Hegel selbst wohl nicht, wenigstens an keine durchgreifend europäische, und ob er die jüngste Vernunft im Schweigen gefunden hätte, ist sehr problematisch. Hegel mag so zur Zeit vom Schauplatz abgetreten seyn, wie Benjamin Constant. Sie hatten das Ihrige erfüllt. Kann man mehr von einem Menschen fordern?

Der Vorfall mit Kaumer ist an dieser Jahrescheide das wichtigste, ich will nicht sagen Berliner, sondern allgemeines preussisches Ereigniß. Daß ein Schriftsteller gegen die verschärfte Censurstrenge protestirt, daß er die Unzulässigkeit, das Lücherliche der Maßregel, das Unwürdige darin, wie das Gewässige und Verderbliche, nachweist, ist nichts Absonderliches. Das thut nicht ein Schriftsteller, es ist die Ansicht aller Schriftsteller, und ich glaube, selbst ein Professor Jarde wagt nicht öffentlich und mit seiner Namensunterschrift die Principien zu verteidigen, welche de facto in unsern neuesten Maßregeln sich geltend machen. Selbst die, von denen sie ausgehen, wagen nicht, sie vor sich selbst zu rechtfertigen. Es ist aber nur ein momentaner Zweck, daß dies und jenes da und dort nicht vor Augen komme; die Andern indgen lesen, so viel sie mögen. Denn was Andere vermühen: die Principien seien ausgestellt als Schild, um gewässigt zu machen, das involvire eine Anschuldigung, die man nicht so leichtsinnig aussprechen sollte, ohne Beweise zu haben, die ganz fehlen. Es ist nicht Bosheit, es ist nur Schwäche und Kurzsichtigkeit. Von denen es ausgeht, denen sind die Deklamationen gegen den Presszwang ganz gleichgültig, im Gegentheil sind ihnen die heftigsten am liebsten. Je ungebärdiger die Sprache der Klage, um so mehr Grund zu einer, wie sie es nennen, „vernünftigen Beschränkung,“ und alle Klagen werden unter das beliebte Rubrum einer liberalen „Faktion“ geschoben. Aber Herr v. Kaumer ist kein Liberaler, er hat sich zu verschiedenen Zeiten sehr entschieden gegen die Parthei ausgesprochen, er ist ein anerkannt strenger Royalist, als solcher bald als Pietist, bald als katholisch Gesinnter, Feindallst, Aristokrat, zuletzt sogar als Kammerdiensthistoriker angefeindet und von unsern radikalen Publicisten vielfach mit Roth betworfen. Daß ein solcher Mann, der überdies nicht allein als Gelehrter, sondern auch als praktischer Staatsdiener die genaueste Kenntnis vom Wesen des preussischen Staates besitzt, so aufzutreten und mit

kräftigen Worten das Censurwesen charakterisiren konnte, erspreche denn hoch und erregte bei denen, die sich getroffen fühlten, den äußersten Grad der Reizbarkeit. Es gibt sehr ehrliche Männer unter uns (sogar liberal Gesinnte), die hoch vor dem Gedanken zittern, daß ein Untergebener sich unterfangen könne, eine Maßregel seiner hohen Obrigkeit zu tadeln. Bei diesen vornämlich — Rubra einer bessern Zeit (sie gebören keineswegs zu den Aristokraten von heute, welche bei und nur ein exotisches, auf Mistbeeten gezüchtetes Kunstprodukt sind, unverträglich mit dem natürlichen Sauboden) — bei diesen, sage ich, galt Kaumer's Sprache für nicht viel anders als Hochverrath, oder, gelinde gesprochen, Landesverrath zweiter, wenigstens dritter Klasse. Es kommt noch etwas hinzu, was der Sache bei diesen ehrlichen Altpreußen ein besonders schlimmes Aussehen gab, nämlich Kaumer's Wert, oder Polen's Untergang. Der vernünftigen, männlichen Natur dieser altpreussischen Patrioten ist einmal die polnische mit ihrem Schmutz, ihren lauren Sittengesetzen, der aristokratischen Despotie, mit ihrem Bauerndrus, ihrer schwachen Justiz und noch schlimmeren Verwaltung durchaus entgegen. Henastlich gegenrecht gegen sich und alle Welt hatten sie von Alters her das für, daß den Polen nie Unrecht geschehen sey, eben weil sie so unreinlich und so unstillig sind. In ihren Augen hat man den Polen, als man sie theilte, nur eine Wohlthat erwiesen, indem man ihnen etwas brachte, was freilich gut ist, und bei ihnen nur nicht zu den gesuchten Artikeln gehörte. Das ist der einzige Fehler bei der Theilung Polens.

(Die Fortsetzung folgt.)

E p i g r a m m e.

1.

Der Wunsch des Kindes, wo die Mutter geht,
Der Wunsch des Jünglings, wo sein Lieben wandelt,
Der Wunsch des Kriegers, wo das Schwert verhandelt,
Des Leidensmädchens Wunsch, wo Lohedathem weht.

2. 3.

So lang es Körper nur in Anspruch nimmt,
Thut's wohl und weh, wie? kann ein jeder sagen;
Doch schwerer wird es, eine Deutung wagen,
Wenn hier und da es heiß in Menschenseelen glimmt.

1. 2. 3.

Es regt sich fehblich und beglückt
In freier Luft von Rücksicht unverdorben,
Wird Himmelsleiter, ist ein Freund gestorben,
Am wohlsten fühlt es sich, wenn's Herz an Herzen brückt.

Doch, muß es sich verschließen, wo es wohnt,
So bleiben ihm zwei Fensterchen hoch offen
Zu schöner Aussicht; oft hat sich's getroffen,
Daß durch sie Flucht gelang dahin, wo Liebe lohnt.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

M O N G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 27. Februar 1832.

Bist vor der Hoffnung nicht auch ich ins Aule gesunken?
 Hast mein bekehrtes Geiſt nicht auch mit Ruſt getrunken
 Ihr wunnervolles Eiſt?
 Sie ſie's, die unſern Schritt dem Schluß entgegenhänget,
 Mit Blumen uns bekrönt, mit Kränzen uns behängt,
 Und dann ihr Opfer trifft!

Camartine.

Z u b e r N a c h t.

Die Erde ſchweigt, die Sterne ſprechen
 Herab zu jeder ſtummen Bruſt,
 O Herz! was wollteſt du denn brechen
 In deines Grams gewohnter Luſt?
 Will dich die Freude nie umarmen
 Mit ſüßem Kuß, mit ſanftem Blick,
 Sey reich im Schmerz, und gieb der Armen
 Fern deinen ſtilen Wuſch zurück.

Wer mag die wilde Woge ſpalten,
 Die ihn dem Untergang geweiht?
 Vorüber ziehen die Geſtalten
 In wechſelnder Unendlichkeit;
 Alt wird das Glück und ſeine Gaben,
 Und bleich ſelbſt die Erinnerung;
 Du ſollſt ein dauernd Kleinod haben:
 Der ew'ge Schmerz bleibt ewig jung.

Wohl gibt es manche alte Sagen:
 Von einem Kinde ſchön und rein,
 Es ſoll uns tröſten, wenn wir klagen,
 Und Hoffnung ſoll ſein Name ſeyn;
 Doch längſt entſchwand das Reich der Mythen
 Im ausgetrettenen Strom der Zeit,
 Und ihre lebensfriſchen Blüten
 Sie ſchmückten nicht die Wirklichkeit.

Ein frommer Wahn, ein kleiner Nachen,
 Fern von dem rothdurchbligten Strand;
 Der Kleinmuth kann beim Ruder wachen,
 Der Starke ſchwimmt an's ferne Land.
 Hindurch durch Wogen und durch Wellen!
 Du kommſt gewiß, trotz Sturm und Gram,
 An's Land, denn wenn die Fluthen ſchwellen,
 So werfen ſie den Leichnam aus.

Der helſte Wuſch, das rege Sehnen,
 Die Träume unſrer Erdennacht,
 Des Blickes Gram, des Auges Thränen,
 Des armen Herzens ſchwere Frucht —
 O wirf ſie ab, verlaß dein Streben,
 Es fehle nie dich ſein Gewicht,
 Will ſich dein Glück nicht dir ergeben,
 Ergieb dich auch dem Wuſche nicht.

R. Alt.

Die Pariſer B o t i e r.

(Fortſetzung.)

Ergößlicher ſind die recht derben Pinſel, die auf
 plumpe Naivetät, dieſe Baſtardtochter der Dummheit
 und des Mutterwißes, beſchränkten Schaafköpfe par excol-
 lonce. Sie geben nur ganz wahrhaftig wahre Wahrheiten
 preis: „Heute ſchreiben wir den 18. December, in vierzehn
 Tagen haben wir Neujahr.“ — „Die Suppe iſt ſiedend

heiß.“ — „Napoleon war doch in der That ein großer Mann.“ Zuweilen erlauben sich diese geistreichen Leute auch seine moralische Betrachtungen: „Ich bin für alles Gute.“ — „Ohne die vielen Unfälle wäre es ruhiger.“ — „Zwischen Männern und Frauen ist doch in der That ein gewaltiger Unterschied.“ — „Das höchste Gut ist und bleibt doch die Gesundheit.“ Manchmal versteigen sie sich mit ihren Fragen ins Gebiet der Möglichkeiten: „Glauben Sie, daß wir morgen schönes Wetter bekommen?“ — „Wird es wohl heute Nacht feleren?“ Ihre Hauptstärke haben sie in pilanten Neuigkeiten. Sie stürmen, die Nase von Frost brandroth, mit gekrümmtem Rücken, die Hände reibend, mit den Füßen stampfend, in ein wohlgeheiztes Zimmer und plumpen mit einem: „draußen ist Mondschein, aber grimmig kalt!“ in die interessanteste Unterhaltung hinein. Kurz, die Leute dieser Sorte scheinen lediglich geschaffen, um die Lücke zwischen Mensch und Thier auszufüllen. Es ist ein Orang-Outang, der die Taufe empfangen, keinen Pelz auf dem Leibe und seine Schule durchgemacht hat. Ja, die Mehrzahl dieser Unglücklichen hat sogar Studienpreise erhalten!

In unsere große Klasse der Nichtdenkenden gehört ferner auch die Familie der Plagiatoren und Idioten, die nicht selbst, sondern nur durch andere denken, und sich, wie unsers Hutes, so unsers Gehirns, in Ermanglung eines eigenen bedienen:

Erste Species: Jockomensch. Sie reden, wenn wir sprechen, schweigen, wenn wir schweigen, sie würden sich allensfalls, setzten wir das Messer uns an die Gurgel, den Hals abschneiden. Sie sind unser Echo, unser affenhafter Doppelgänger. Wir sagen: „Der Friede ist recht löblich, nur darf er nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen.“ — „Ja, ja,“ wiederholt das Echo, „nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen.“ — „Die Regie verkauft uns Tabak, der keinen Fidißus werth ist!“ — Echo: „Der keinen Fidißus werth ist!“

Zweite Species: Der Papagalmsch. Dieser hascht jeden Morgen da oder dort, in irgend einem neuen Buche, oder sogar aus dem Munde eines Mannes von Geist, ein Paar Gedanken auf und bringt sie den ganzen lieben langen Tag in zwanzig Salons zu Markte, wiederholt sie, wie die Drehorgel Aubers Barcarolen, fast an jeder Straßenecke.

Dritte Species: Der Geiermensch; ein schwachköpfiges Raubthier, das sich von uns mästet. Er bedarf nicht gerade eines neuen Buches oder eines berühmten Mundes. Wenn Jemand, er sey wer er wolle, in Gegenwart dieser Heißhungrigen irgend etwas Geistreiches, Wichtiges von einigem, wenn auch noch so mittelmäßigem Werthe, so ist er drum; es ist gerade, als ziehe man vor einem Wetzelschneider die Uhr. Die Idee ist uns richtig gestohlen, und ehe noch der nächste Morgen tagt,

weiß ganz Paris sie schon auswendig. Begegnet es uns, daß wir aus Eigenliebe oder zufällig mit unserm Geisteskind zum zweiten Male herandrücken, so lächelt man, und wir selbst gelten für den Dieb. Wie angenehm! Noch mehr, unser Wildschuß stiehlt uns unser Gut und parodirt damit vor unserm Angesicht. Wir sind bei einer Abendgesellschaft sein Nachbar. Es wird von der Oper gesprochen; jeder äußert eine Meinung, eine Ansicht; wir selbst werfen mit einiger Eigenliebe die Bemerkung hin: „Der Tagliont Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es eine vollendetere Tänzerin!“ Leider sind wir gerade etwas heiser, da ist der Flüstler sogleich bei der Hand; alle Stimmen überbietend, wiederholt er: „Der Tagliont Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es etwas Vollendeteres!“ Mit beifälligem Gemurmel wird diese Aeußerung aufgenommen, und da wir allein in den Beifall nicht einstimmen, gelten wir für einen beschränkten Menschen, der die Feinheit eines Einfalles nicht zu würdigen versteht. Vielleicht ist unser Mann sogar so zufällig, unsere eigene Idee uns zu wiederholen, um sie uns faßlich zu machen.

Wieder eine andere Menschenspecies hat sich aus den stehenden Phrasen der Zeitungen ein kleines Wörterbuch zusammengestellt, das sie bei all den wechselnden Phrasen der Politik nur aufzuschlagen brauchen. Bei ihnen heißt es immer: „Der Horizont verdunkelt sich, der Himmel umzieht sich, die Zukunft geht mit Ereignissen schwanger, wir tanzen auf einem Vulkan u. s. w.“ Diese armen Leute bilden sich ein, der Gedanke liege in den Worten, im Ausdruck, er sey im Dictionär fertig zu finden. Allerdings liegt er darin, etwa wie ein Pantheon in den Steinbrüchen von Montrouge.

Jeder Künstler, jeder Literator, jeder Gelehrte von nur einigem Rufe hat sein Gefolge geistiger Tellerleder. Seltsames Volk, abentheuerliche Schaar, die alle Tempel des Rufes mit geschwungenem Räucherfasse belagert. Freunde, Feinde, Bewunderer, Verkleinerer, Schwärme Neugieriger, Wolken von Schnäfflern finden sich ein. Es ist dieß das sogenannte vertraute Publikum, es sind die Planeten des Genies. In diesem Haufen läßt sich wieder eine Sorte von Nichtdenkenden auszeichnen, eine unglückliche Species, die gerade Verstand genug hat, um einzusehen, daß sie keinen hat. Dieß ist der Straußmensch, den ein Instinkt seine Leerheit fühlen läßt, der sich derselben schämt und sich im Kreise der Schwärmer versteckt, in der Hoffnung, man werde ihn nicht wahrnehmen. Diese Proletarier des Verstandes möchten herzlich gerne Ideen haben, und sie bieten Allem auf, um welche zu bekommen. Um wie Almosen dergleichen zu erhaschen, drängen sie sich besonders an die Aristokraten des Gedankens, an die Großen der Kunst, und schmeicheln sich mit der Hoffnung, ihrer kleinen Seele durch Auein-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Staates, einer, der, wenn er es nicht vorgezogen hätte, Professor zu werden, jetzt wirklicher Geheimrath, Präsident oder gar Minister seyn könnte, ein loyaler Mann aus der angesehensten Familie, des Königs Brod essend, daß ein solcher nicht in sich selbst geschauert, nur zu denken, daß den Polen Unrecht geschehen sey, ja, daß er es sogar ausgesprochen, geschrieben und gedruckt, erregte schon bei unsern ehrlichen Männern ein Schauern aus Mitleid für den Mann, der nicht Lust hatte, zu schauern. Als er nun aber, statt in sich zu gehen und von den Fährlichkeiten der Andern zu profitieren, starr bei seiner Ansicht verblieb, aus dem Censurkollegium austrat und es duldete, daß sein Entlassungsgesuch gedruckt wurde, waren es gerade diese Liberalen des preussischen Ancien-Regime (denen sonst jede aristokratische Bevorzugung ein Dorn im Auge ist), welche nicht anders erwarteten, als daß Bann und Axt auf das Haupt des Lasterers werde geschleudert werden. Man sprach von Abschnung, Verbannung, Verfestung. Namentlich schloß sich der Körper des Obercensurkollegiums durch Raumers Anschuldigungen nervös gereizt, was in einer Cholerazeit allerdings kein Spaß ist. Indessen ist er noch nicht gestorben, sondern ist in so weit zu sich gekommen, daß er den Beschluß gefaßt, sein abtrünniges Mitgliedschaft zu verfluchen und von ihm Rechenschaft deswegen zu fordern, daß er die Maßregeln des respectiven Körpers der Dummheit bezichtigt. Dies wird Herrn von Raumer nicht schwer fallen, denn außer dem, was offen zu Tage liegt, sind vergebene Aktenstücke als Belege für die Insignität unserer Censur gesammelt. Es kann nur gewünscht werden, daß die Sache ernst zur Sprache käme, wo denn allen Vertheidigern unserer Censur, die es redlich meinen, die Augen aufgehen würden. Schon jetzt ist von diesen Mißbräuchen bei der Gelegenheit so Manches über den Ort zur Kenntniß gekommen, was man nicht für möglich gehalten, und die Ansicht der Behörden hat sich bereits modificirt. Unsern Aristokraten war die Sache äußerst unangenehm. Sie betrachteten von Aitzers her Raumern (wenn gleich auf ihrer äußersten Linken) als gewissermaßen zu ihnen gehörig; er vertheidigt den großartigen Sinn in allen Instituten des Mittelalters, obgleich er sie nun deshalb nicht mehr für heute passend hält. Wenn sie ihm auch nicht ganz Unrecht geben konnten und wollten, so war ihnen doch das Ansehen, welches die Sache machte, zu wider; es kamen so viele Fragen dabei zur Sprache, die man jetzt gern ruhen lassen wollte. Mit Eifer griffen sie daher Raumers Anzeige in der Staatszeitung, die nichts weiter besagte, als daß nicht er es gewesen, der den samstlichen Brief zum Druck befördert habe, auf, und suchten die Sache damit zu beseitigen, daß ja der treffliche Herr v. Raumer den Brief selbst debarouire. So war es natürlich nicht gemeint, indem jene Erklärung nur aus Familienrückichten abgegeben war. *)

*) Bei der Gelegenheit darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche Verwechslungen zwischen Raumer und den Verwandten seines Namens in den Zeitschriften vorkommen pflegen. Unseres Wissens sind neuerdings vier Herrn v. Raumer genannt, aber oft verwechselt: 1) Der würdige Geheimrath, Excellenz v. Raumer, Präsident der General-Obercensurkommission und des Obercensurkollegiums in Berlin, ist der Oheim des Historikers. Ihn scheint Hr. v. Raumer in seinen Briefen mit diesem verwechselt zu haben; er ist ein loyaler Altpreuße und treuester Diener seines Königs. 2) Der berühmte Geschichtschreiber, Professor und Regierungsrath Friedrich v. Raumer, Sohn des ehemaligen Anhalt-Desautischen Geheimen Raths und Ministers v. Raumer. Unter den glänzendsten Absichten, in großer Gunst beim Staatskanzler

Der jetzt ermittelte Absender des Briefes an eine sächsisch-Preussische Zeitung hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einen angehängten Privatbrief Friedrich v. Raumer an seinen Oheim, den Präsidenten des Obercensurkollegiums, mit abzuschreiben. Der Mitabdruck desselben machte die Erklärung nöthig. Es war weiter nichts als eine Debarouirung dieser Unschicklichkeit. Indessen läßt sich annehmen, daß diese aristokratische Partei mit dahin gewirkt, daß man die Sache auf sich beruhen lassen. Ob das Obercensurkollegium noch mit seiner Beschwerde officieil heraustreten wird, steht sehr dahin. Unsere eifrigen Liberalen wünschen es. Bei diesen, insofern es eine Partei ist, ist Raumers Ansehen wie ein Nilg über Nacht hochaufgeschossen. So spielt der Zufall. Raumer ist sich nie inkonsequent gewesen; es sind die Verhältnisse, die ihn neulich auf jene, heute auf diese Partei zu stellen schickten. Von Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn war er ein eifriger Vertheidiger der unterdrückten Polen und hat gegen jenen falschen Ego mit aller Kraft des Talentes gekämpft, daß in dem auf die Schlachtbank gelegten Polen keine Lebenskräfte mehr gelegen, sich selbst zu erholen, und aus denselben Principien, wie 1819 gegen die Turner-Liberalen, kämpft er heute gegen die Absolutisten. Sein immer friischer Geist und sein scharfer Blick ist allezeit in Opposition gegen jede „allein stehende Idee.“ Leicht möglich, daß die Wage scale in einigen Jahren wieder umschlägt und der von den Liberalen jetzt mit Weltraum Gerächerte wieder mit Roth beworfen wird, als einer, der „zurückbleibt,“ oder gar als „kleine Seele,“ „Binstreling,“ oder wie die Ausdrücke der Absterfrühlingsfrüchtigen heißen: das allgemeine Loos derer, die, mit dem Strome nach vorwärts gehend, nicht den festen Boden des Rechtes und des schon Errungenen verlieren wollen. Aber Deutschland ist darin glücklicher, als Frankreich und England. Die Parteistimme muß bald verhallen gegen das Wort derer, die eine Gesinnung haben. Nirgends kann eine Einzelstimme mehr wirken, als in Deutschland, und nirgends verliert sie so bald an Einfluß, wenn sich eine Partei daran hängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürst Hardenberg, in dessen Bureau er als Vortragender Rath arbeitete, verließ er, um ganz der Wissenschaft zu leben, den Staatsdienst und wurde, erst in Breslau, dann an der Berliner Universität Professor der Geschichte, Mitglied der Akademie u. s. w. 3) Der Professor Carl v. Raumer, jetzt in Erlangen, welcher kann in Deutschland als Mineralog. So viel uns bekannt, neigt er sich (1819 eifriger Liberaler in Breslau) jetzt zu denen, welche das Heil der Welt in ganz andern Sphären eines beschauflichen Lebens suchen. Dabei wird Friedrich v. Raumer häufig als Pietist (!) angegriffen. 4) Ein Sohn des alten Geheimraths v. Raumer, Kammergerichtsdirector in Berlin, der, so weit verlautet, unter den Fabrikanten von Jarche als feudalistischer Kämpfer seine jungen Waffen versuchen will, und, mit Eifer sich verlesend in der Brandenburgischen Vorwelt, das Heil des preussischen Staats in jener Zeit sucht, als die brandenburgischen Bauern und Städter vor dem Walde betreten, daß der liebe Herrgott sie vor den Räuberth, Eüderth und Tyranth beschaue. Man sieht, daß, wenn Friedrich v. Raumer für die Ansichten seiner gesammten Familie einstehen soll, er eine schwere Bürde auf sich hat, und zugleich die Vorwürfe als beschnittener Oberceasor, als Pietist und als Feudalist ertragen muß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 28. F e b r u a r 1832.

Junger ist die Nebenwelt des Narren des Schiffsheins des Wipfens.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Die Pariser Botier.

(Fortsetzung.)

Der Spasmacher ist eigentlich nur eine Varietät des Igelgeschlechts, er weicht nur in der Form etwas ab. Der Spasmacher besitzt eine Menge geselliger Talente. Er führt sehr gewandt und mit Anstand Taschenspielerkünste aus, rät die gedachte Karte, und ist ein angehender Bauchredner. Seinen Mapeus weiß er ganz auswendig; er trägt mit den Zähnen einen Stuhl, ein Gewehr mit ausgestrecktem Arm beim Bajonnette, geht, die Beine in der Luft, auf den Händen, und im Grimassenschneiden ist er Virtuose. Ein Duzend Accente ist ihm ein Spas; er miaut, brüllt, bellt, sägt und schlägt mit dem Munde Feuer, bläst den Cigarren- dampf aus beiden Ohren, spielt mit den Naslöchern Flageolet; es fehlt nur noch, daß er Kiesel speist, Messer und Schlangen verschluckt. Niemand befestigt auch schneller und geschickter einen Holzschuh an einen Hundeschwanz.

Dies Alles sind indessen nur Kleinigkeiten. Bekanntlich wird manches Thier von einem andern in instinktmäßigem Hasse verfolgt, angegriffen, getödtet. Der Todfeind, der ewige Verfolger des friedlichen, ruheliebenden Menschen ist — der Spasmacher; er bringt seine Lebenszeit damit hin, uns alles gedenkbare Herzeleid anzuthun. Drückt er uns die Hand, so zerquetscht er uns die Finger; er tritt uns, steht er uns schnell vorübergehen, plötzlich in den Weg; was wir gerade bedür-

fen, hat er uns versteckt; er zieht uns den Stuhl, auf den wir uns eben niederlassen wollen, zur Hälfte weg, streut uns Herbestaub in die Betttücher, prakticirt uns Naidser unter unser Kopfkissen und schließt uns, wenn wir gerade große Elle haben, die Thüre ab. Der Spasmacher stellt uns mit Ochsenhörnern, mit Hirschgeweih, mit Elefantenrüssel als Karrikatur zur Schau, bellebt uns die Brillengläser mit Goldschlägerhaut, leert uns die Dose aus, diert uns mit papiernem Haarbeutel und prakticirt uns Nadeln in den Sessel. Im Schauspieler duffet oder nießt er bei der allerredendsten Stelle. Im Getümmel drängt er gerade am Aergsten und schreit dabei: „So drängen Sie doch nicht!“ Hat er in der Straße einen am Arm, so läßt er ihn in die Höhe stehen und führt ihn allemittelst in einen Schutthaufen, unter eine Dachtraufe oder mitten in eine Gasse. Geht ein nur einigermaßen hübsches Frauenzimmer vor unserem Burschen her, so folgt er ihr, so lange nur immer möglich, dicht auf dem Fuße und flüstert halblaut: „Gott! welch niedlicher, allerliebster Wuch! Himmlisch, göttlich! Und ein Füßchen, ein Füßchen!“ Zuweilen wagt er sogar noch mehr; dies Alles aber ohne irgend eine galante Absicht, nur Spas wegen. Den Männern spielt er nicht glimpflicher mit: „Aha!“ ruft er uns entgegen, „was machen Sie denn hier? Bei Tortoni erwartet Sie ein Freund.“ Wie eilen zu Tortoni; da ist weit und breit kein Freund, keine Seele hat nach uns gefragt.

Sogar das Schweigen des Spasmachers ist un-
ausstehlich. Weiß er irgend ein Geheimniß, an dem
vielleicht unser Vermögen, unser Glück, unsere Ehre
hängt, er verschweigt es uns. Umsonst bittet man ihn
aufs flehentlichste. „Wah! Wah! Freut mich, daß ich
Sie ein Bißchen ärgern kann; morgen, übermorgen,
die nächste Woche.“ Diese Menschen sind, so wahr ich
lebe, die schlimmsten unter allen albernen Geschöpfen,
denn sie stiften zuweilen wirklich unberechenbares Unheil.

Nach allen diesen Menschen, die nicht denken, kom-
men in ganz natürlicher Folge jene, die nicht mehr
denken; in ihrem Gehirn sind die Ideen zum Nebel
geworden; es sind Verstandesinvaliden. Bei den Einen
war das heilige Feuer nur ein Irlicht, im Schädel der
andern ein Brand, der Alles verzehrte.

Die Erstern haben eigentlich nur einmal, zweimal,
dreimal gedacht: Man sagt uns: „Besuchen Sie
Herrn . . .; ein Mann von unendlich vielem Geiste.“
Als Beleg für dieses Urtheil führt man uns eine sehr
merkwürdige Aeußerung des Mannes an. Wir besuchen
ihn. So oft er den Mund öffnet, denken wir: Aufge-
paßt! jetzt kommt's! Allein es geht uns mit ihm ge-
rade wie dem Kaffeehausgast, der zwei elende Spieler an
einer Parthie Billard trifft und sich im ersten Augen-
blicke von ihrem Spiele alles Mögliche versprochen
hatte, oder noch besser, wie den Juden, wenn's donnert:
„Der Messias kommt! der Messias kommt!“ Keines-
wegs, der Messias kommt nicht, der Meisterstich kommt
nicht, das geistreiche Wort bleibt aus. Wir wollen
es durchaus herauslocken und klopfen auf tausend-
derlei Art an die Schädelporte; Alles vergebens,
Niemand zu Hause, der Geist ist ausgewandert; keine
einzige Idee, die nur Wer da? antwortet. Wie ist
dieß möglich? Wer kennt nicht jene sonderbare Pflanze,
die Aloe? Nach dem gemeinen Glauben blüht sie nur
alle hundert Jahre, aber majestätisch hoch, und ihre
Blüthe entfaltet sich mit einem Knall, gleich einem Ka-
nonenschuß oder Donnerschlag. So blühte, so dachte
auch unser Mann nur Einmal; an jenem Tage, sey es
nun Zufall oder Inspiration, entschlüpfte ihm ein höchst
geistreicher, weithin, lange nachhallender Gedanke; es
war der einzige leuchtende Silberblick in einem ganzen
albernen Leben.

Die Invaliden der zweiten Gattung haben mehr,
sie haben zu viel gedacht. Ihr Stumpfsinn ist nicht
Werk der Natur, sondern der Gesellschaft. Besonders
im abentheuerlichen Paris erkalteten nicht selten die feu-
rigsten Naturen, gleich der Lava eines erloschenen Vul-
kans. Dieß Erstarren ist Folge der Erschöpfung. Zu
vieles Denken nützt ab, wie zu vieles Laufen. Schritt
ist in Allem die naturgemäße Bewegung für den Men-
schen. Gedanken sind ein leichtes, unendlich flüchtiges

Fluidum, das seinem Behältnisse entströmt, so oft man
es öffnet. Sie sind ein Gas, das in uns haust, wie der
Champagner in seinem Glaskerter. Der Champagner
schlummert; rütteln wir ihn, so sprüht er, braust, perlt,
zersprengt zuweilen seine gebrechliche Behausung. Jeden-
falls bleibt, je mehr wir ausgießen, desto weniger übrig.
Unsere Geistesinvaliden haben ihrem Champagner zu arg
zugelegt, und ihr Gehirn ist auf der Gese.

(Der Beschuß folgt.)

Ueber den bisherigen Zustand der Presse im tür- kischen Reiche.

Es besteht zu Konstantinopel eine arabische, persische
und türkische Druckerei, welche vor etwas mehr als hun-
dert Jahren angelegt wurde und aus der, trotz langer
Unterbrechungen, bis jetzt gegen hundert Werke hervorge-
gangen sind. Diese Werke haben sich in größerer oder
geringerer Zahl über das ganze Gebiet des ottomanischen
Reichs verbreitet, und haben nach und nach nothwendig
auf die Literatur und auf den sittlichen Zustand des Lan-
des Einfluß geäußert. Aber von den Schriftstellern über
das türkische Reich ist der Einfluß der Presse entweder zu
gering oder zu hoch angeschlagen worden. Mit der Erschei-
nung einer politischen Zeitung im Reiche hat indessen für die
Ottomanen eine neue Aera begonnen; ebe zehn Jahre ver-
gehen, muß sich das Land dadurch politisch und literarisch
sehr bedeutend verändert haben; wir wollen also kurz be-
trachten, wie es mit den Produkten der Presse bisher
beschaffen war.

Schon im sechszehnten Jahrhundert bestand zu Kon-
stantinopel eine hebräische Druckerei für die Juden, und
aus ihr gingen einige Stücke der Bibel und des Talmuds
hervor. Im folgenden Jahrhundert legten auch die Grie-
chen und Armenier Druckereien an, um ihre religiösen
Schriften zu vervielfältigen. Ja zu Aleppo und auf den
Höhen des Libanon wurden syrische und arabische Drucke-
ereien für die melchitischen und maronitischen Christen an-
gelegt. Die Regierung sah diese neue Industrie und ihre
Produkte gleichgültig an, und getreu ihrer Politik, wachte
sie nur darüber, daß Juden und Christen keine Schrift be-
kaunt machten, welche gegen die Staatsreligion gerichtet
war. Endlich im Jahr 1725 kamen einige vornehme, ein-
flußreiche Türken auf den Gedanken, etwas, was im Chris-
tlichen Europa so außerordentliche Folgen gehabt, auch in
der Türkei heimisch zu machen. Der Sohn Mehemed
Effendis, der seinen Vater auf seiner Gesandtschaft an den
französischen Hof begleitet und hier die Wunder der Kultur
kennen gelernt hatte, vereinigte sich mit einem ungarischen
Kriegsgenossen, Namens Ibrahim, einem sehr unterrichteten
und rastlos thätigen Manne, zu Aulegung einer Druckerei.
Man schnitt Patrizen, man goß Lettern, Setzer wurden

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Die berühmte Heirathsgeschichte.

Wenn ein recht ernstes Vorfall die Berliner ganz zu beschäftigen broht, pflegt irgend ein Spaß sich zu ereignen, der die Aufmerksamkeit von jenem mit einemmale ablenkt. Es gibt Leute, die behaupten, daß diese Berliner Spässe, oder richtiger gesprochen „Witze.“ immer so apropos eintreffen, daß man auf ein Comité directeur schließen könnte. So meinen Einige allen Ernstes, die „schöne Henriette“ berühmtesten Andenkens sey ihrer Zeit aus Licht getreten, um die Aufmerksamkeit von einem politischen Ereignisse abzuwenden. Da es in Berlin wie an Witz fehlt (die Cholera gab eben noch ein fürchterliches Beispiel), so ist jene Annahme wohl zu weit hergeholt; aber daß man etwas dazu thut, den Witz, der sich von selbst macht, gelegentlich zu hegen und zu pflegen, um zu beschäftigen, wäre kein zu kühner Schluss. Rammers Eensurgesichte wurde sehr bald durch eine berühmte Heirathsgeschichte aus allen Salons, Theatergesellschaften, Restaurationen und Cafés verdrängt, eine Heirathsgeschichte, die um so interessanter für Berlin ist, weil nichts daraus geworden ist. Der Name der verheiratheten Personen steht hier auf jeder Junge, er ist geschrieven, gedruckt, ihre Portraits hängen an jedem Bildertafel, so daß es vielleicht keine Indiscretion wäre, wenn auch Ihr Correspondent das, was schon publici juris ist, mit klaren Worten nennt; er will aber jeden Anschein gebliffener Klatscherei meiden, und überläßt es daher der geehrten Redaction oder den Lesern, die Namen hingu zu denken. Ein junger, reicher Graf, der das größte Palais in Berlin sich erbaut hat, sein silbernes Wappen über der Thür, in Ansehen bei den Höchsten und auch sonst auf einem hohen Posten gestellt, der mehr Vergnügen als Ehre bringt, entschließt sich, zu heirathen. Das ist an sich nichts Besonderes, aber wohl für die Berliner Hofcircel, wo alle Damen seit Jahren Betten eingeben, auf welche Günstliche die Wahl fallen werde. Seine Wahl fällt auf eine Ausländerin. Das wäre auch nichts Besonderes, wohl aber ein Verbrechen gegen die Berliner Schönen. Sie fällt auf eine — Bürgerliche. Das wäre allerdings etwas Besonderes, wenn diese Bürgerliche nicht, die reichste deutsche Erbin, zwei bis drei disponible Millionen preussisch besäße. Die Aristokratie brüht ein Auge zu, denn: il faut sumer quelquesfois ses terres, erlaubt schon das Ancien Regime, König Friedrich Wilhelm der Erste hat darüber ausdrücklich ein Edict erlassen, und die Absicht, eine wohlbestirzte Standesherrschaft zu gründen, hatte sogar den Beifall der Feudalisten. Aber die erste Bekanntschaft zwischen der reichen Hamburger Erbin und dem vornehmen Berliner Grafen sey, sagt Tama, durch einen wohlbekannten, freundlichen Commissionrath mosaischer Abkunft vermittelt worden. Das wäre allerdings etwas Besonderes, und der Witz waffnete sich schon, ehe die andere Nachricht aus Hamburg kam, daß die Erbin sich entschlossen habe und lieber nicht heirathen wolle. Ueber die Gründe hat sich Tama auch weitläufig verbreitet; die hier gegebenen Nachrichten gehören aber mehr in das Reich der Novelle und enthalten wenigstens für den Brautwerber nichts Nachtheiliges. Daß sich Jemand um eine reiche Dame bewirbt, die Dame sich bedankt und dann Nein sagt, ist nichts weniger als etwas Besonderes (es ist auch in Hamburg Niemand eingefallen, darauf eine Karrikatur zu machen), für Berlin aber war es etwas Besonderes. Wen giug das an? Nicht weniger als die halbe Residenz. Der liberale Berliner Egoldmus, den das hohe

Haus mit den Blumen und das silberne Wappen verbrüht, hätte sein Würdigen gefühlt, daß der vornehme Graf, der sich so hoch über die andern Häuser hinaus gebaut, von einer Bürgerlichen einen Noth bekommen, und die Aristokraten, die es ihm vergaben, wenn er die dreißigtausend Millionen mit einer Bürgerlichen geheirathet, konnten ihm nie vergeben, daß er sich darum beworben, ohne sie zu bekommen; die Schönen hier triumphirten; bei Hofe, im Ballet, in der Oper, im Schauspiel, in Pallästen und Häusern, bei Aristokraten und Liberalen war im ersten Augenblick Alles eins, und der obse Dämon, der diesen obsen Bund geschlossen, war die Schadenfreude. Eine Karrikatur erschien, den Grafen auf einem Noth vorstellend, wie er, von Krebsen gezogen, nach Hamburg fährt; ein mosaischer Amer in den Läften zeigt ihm den Weg. Das verschlungene Bild, mit Portraitähnlichkeit, hat einen, zwei, zehn Nachfolger; drei Namen, des Brautwerbers, der Erbin, des Commissionärs schweben auf jeder Junge, wärzen jede Unterhaltung; zu den Karrikaturen Bonmots, zu den Bonmots witzige Annoncen in den Intelligenzblättern und Zeitungen „von verlorenen — Pelzen“ u. s. w.; kurz, ich glaube Ihnen den Sturm der Laune, der durch unsere breiten Straßen ein Paar Wochen fauste, nicht besser charakterisiren zu können, als wenn ich sage, es ging ganz Berlinisch her. — Neben dem Scherzhaften hat die Sache aber sehr viel Ernsthaftes. Inwieweit ist gar nicht ausgemacht, ob die Sache sich so verhält; es ist möglich, daß vier Fünftel davon erlogen sind, es ist möglich, daß die Parthie nie prozessirt gewesen, möglich, daß sie noch jetzt zu Stande kommt. Dann hätte die Sache etwas sehr Grausames für den Unschuldigen. Leben wir in London, wo gegen jeden öffentlichen Charakter die Partheiung täglich solche Karrikaturen ausbeut, warum sollte da nicht ein junger Mann das Unwetter mit Leichtigkeit ertragen und abschütteln? Wie leben aber in einer Stadt, wo dies das erste Beispiel der Art ist. Man fragt: warum war das diesmal erlaubt, warum ist gegen diesen Einen ausnahmsweise eine solche allgemeine Heijagd des Witzes gestattet? und hört kuriose Antworten. Man will wissen, die Karrikaturen und Insertionen rühren von Individuen her, gegen die auch der hochgestellte Graf es nicht für gerathen halte, Beschwerde zu führen. Mag dies nun der Fall seyn oder nicht, so gereicht es ihm doch immer zur Ehre, auch gegen die Spätern, nur vom Speculationsgeist ausgegangenen Herrbilder nicht eingeschritten zu seyn. Er hätte vollkommen seine Sybiter aus dem Felde geschlagen, wenn er durch einen federfertigen Theaterschreiber die Beschwärze behäwrm auf die Bühne hätte bringen lassen, was ihm bei seiner Stellung nicht schwer gefallen wäre. Ob dieser Ausspruch des öffentlichen Witzes von nun an, oder dies eine Mal und dann nicht wieder, vergönnt seyn wird, steht dahin. Sollte letzteres seyn, und es hat den Anschein (denn eine eben erschienene Karrikatur gegen den Contagionisten Rust ist im Augenblick unterdrückt worden), so würde die Unbilligkeit gegen den Einen um so schreiender seyn und sich bitterer rächen, als man vermuthen mag. Sind aber Karrikaturen damit ein für allemal frei gegeben, so könnte bald hier ein neuer Gewerbszweig, wo nicht Kunstzweig ausblühen, für den die Berliner Talent hätten. Nicht selten könnte aber der Ruf von Individuen durch Karrikaturen mehr verunglimpft werden, als es schon durch die Presse — mit Censur — geschehen ist. Die Wunden heilen, wie sie geschlagen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 29. F e b r u a r 1832.

Soll dein ganzes Lob geschrieben, vom Wegtan zum Ziele, sein,
Müssen Paradiesesengel Spenden ihrer Aelte sein.

Platen.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Von Adolph Stöber.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vögelein aus und ein
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein,
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerbiz bestattet.

Die Vögelein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen,
Und häpft' selber in der Brust,
Wie muntre Vögelein springen.

Der Säng'er lauschte, mit Aht und Mäh
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch schallt sein Lied wie morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Rosen:
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Mianelust und Rosen.

Auch liebt' er, wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

So streift er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fand
Auf einem stolzen Wipfel.

Am Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vögelein saß im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht' er sie gar milde.

„Hier Löcher höhlt in meinem Stein,
Und senkt darein vier Trögelein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vögelein!“

Und was er hat im letzten Drang,
Wilsfahrt ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Der Sängers Willen heilig.

Herr Balther von der Vogelweid
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid,
Und singen ihm frische Weisen.

Die Pariser Botier.

(Schluß.)

Jedes war es ein herrlicher Schlag Menschen, für das Gute, wie für das Böse mit gleicher Gluth entbrannt. Alles Große und Schöne, was die Seele erhebt, berauscht, träumt, wollten, erstrebten sie, die Einen dieß, die Andern jenes; Allen aber zerstob die Seifenblase unter den Fingern. Als sie endlich an nichts mehr glaubten, als die Sinnlichkeit selbst ihre wilde Poesie für sie verloren hatte, da sank ihre Seele in sich selbst zusammen, das Saitenspiel ihres Geistes zerriß, und völlige, trostlose Stumpfheit blieb zurück. Wie einen russischen Rutschberg hinab durchflogen sie kurz und schnell das Leben, als Krieger, Künstler; Dichter, Metaphysiker, Spekulanten, Projekttschmiede, grübelnde Träumer; was bleibt ihnen? betrogenen Ehrgeiz, Willkür, Eitel, bitterer Menschenhaß, Wahnsinn, Raserei, Verzweiflung! Einst in der Akademie, an der Börse, im Athenäum, in den Boudoirs, jetzt auf den Gassen, in Anstalten, vielleicht in noch schlechterer Gesellschaft! Dieß sind die durch ihren Sturz zerschmetterten, zum Thiere herabgewürdigten gefallenen Engel, wandernde Leichen.

Nun aber kommen Leute, die derlei nicht zu befürchten haben; Maschinen mit hohem Druck, derbe Schwämer, Schwachköpfe von schwerem Kaliber. Ihr Konterfei beschließt diese Gallerie der Nichtdenker. Auf ihrem Standpunkte sehen wir, ist's gleich noch Nacht, am Horizonte wenigstens einen Schimmer, ein Morgenroth von Gedanken aufdämmern. Diese Leute denken in der That beinahe, es sind wahre Centauren, halb Mensch, halb Thier. Sie treten, hat Weltverkehr ihnen nur einiges Aplomb beigebracht, bei den allertüchtigsten Gegenständen fest und fest auf. „Herr, Sie sind wahrlich nicht dumm. Ist dieß aber ein Verdienst?“ — „Madame, Sie besitzen einen köstlichen Körper!“ — „Mademoiselle, Ihr Wuchs ist im höchsten Grade reizend!“ Außerdem läuten diese Menschen bei den geringfügigsten Anlässen gleich die große Glocke und paradien mit einem wahren Ledeumsgefichte. „Adieu, mein Herr, Adieu!“ Dabei schütteln sie uns die Hand, daß wir laut aufschreien möchten. Erblicken sie uns, so winken sie und schon von ferne, rufen uns hastig zu, lassen uns hundert Schritte weit laufen, und wozu? Sie klopfen uns auf die Schulter oder den Arm und fragen: „Eh bien! comment va cette petite santé? Cette petite santé va-t-elle toujours comme nous voulons?“ Oder aber: „Ach! bitte um Vergebung; ich irrte mich, ich hielt Sie für einen andern.“ Das verlohnte wahrlich der Mühe! Sprechen wir mit ihnen, so blasen sie die Backen auf, schnalzen mit der Zunge, oder schneuzen sich ganz gewaltig. Aber in einem Salon muß man sie sehen, wie sie, die Ellbogen auf die Kamindrüse gestützt, mit

der Gravität eines jämmerlichen Tragöden ganze Lavinen Ueberhebten mitten in die Gesellschaft hineinschleudern. Ist die Rede vom Verfasser des „*Ano mort*“, rufen sie: „O ja! ein Mann, dem es sicher nicht an *Wopen*s mangelt.“ Wird Rossini erwähnt: „Ah! oui, oui, Rossini, der gran Maestro, der Schwan von Pesaro!“ Gedankt man Horace Vernet's: „*Baocore un qui n'est point maladroit, et qui fait de bien jolies choses. Je ne suis pas embarrassé de lui.*“ Diese Leute sind wahre Unglücksengel in einer Gesellschaft.

Hier aber stehen wir an einem mächtigen Scheidepfade mit den Inschriften: Ueberheit. — Verstand. Wir befinden uns in der That auf der Grenzscheide zweier großen Reiche: hinter uns die Idioten, vor uns die Denker.

Aber welche verschiedene Himmelsstriche in diesem Lande der Gedanken! Hier eine zu scharfe, reizende Luft, in der man zu früh, dort eine schwere, in der man zu spät denkt; kalte Regionen, in denen die Halbdenker, die Drittels-, Viertels-, Halbviertelddenker, die Denker mit einer ganzen, vollständigen, aber auch nur einer einzigen Idee, einer Art Monomanie haufen; glühendheiße Zonen, wo zu üppige, stürmische, wuchernde Phantasien, wo die Jubeldenker sich abarbeiten; fern von allen endlich die seltenen Bewohner eines Eldorado: die Denker, welche Geist mit gesundem Menschenverstand paaren und streng auf der goldenen Mittelstraße wandeln. Sehr klein ist ihre Zahl, ihr Gebiet höchst beschränkt; allein dort ist die Luft stets ätherisch rein, die Sonne weder matt noch glühend, stets nur mild erwärmend, und die Natur fastlos fruchtbar.

Ueber den Farbestoff der Blätter und Blüthen und seine Bedeutung.

Dutrochet, von dessen Beobachtungen an Infusions- thieren wir vor Kurzem berichteten, ist durch Versuche mit Pflanzenblättern und Blumen zu Resultaten gelangt, welche nicht minder interessant sind und bei der Verbreitung, welche in neuerer Zeit Chemie und Physik gefunden haben, auch dem großen Publikum mitgetheilt werden können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die mannigfaltige Färbung der verschiedenen Pflanzentheile mit den chemisch-organischen Prozessen, die in ihnen vorgehen, in der genauesten Beziehung stehen; aber dieser Zusammenhang zwischen dem äußern Farbenschnud und den chemischen Verhältnissen der Theile entgeht uns auf unserm jetzigen Standpunkte größtentheils noch. — Der grüne Stoff der Blätter besteht aus Kügelchen, welche in Zellen liegen, die meistens nach der Dicke des Blattes aneinander gereiht sind. Zwischen diesen Reihen von Zellen liegen mit Luft gefüllte Räume, welche gegen die untere

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

rie bei den Gewächsen eine ähuliche Rolle spielt, wie das Nervensystem bei den Thieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Munde des großen Kurfürsten. Balante Stellen.

Der große Kurfürst hatte auch in dieser Neujahrsnacht seine alljährige Munde angetreten. Seine kurfürstliche Gnade (welchen indessen etwas verstimmt gewesen zu sein und haben höchst wenig von dem observirt, worauf Andere, die nicht Geister sind, mit jedem Schritte stoßen. Pestilenz und Krieg anlangend, gewahrt er zum Exempel nur etwas von ersterer, und wiewohl er sich als barmherziger Samariter erweist und einen Cholera-kranken, vor dem gewisse Contagiositäten fliehen, eigenhändig mit ins Lazareth trägt, stößt er doch gerade damit bei den Frommen an, die es ihm nicht vergeben, daß er den Jesuitismus der Berliner während der besten Schwärzung billigt und lobt. Sehr gut wäre es, wenn er deshalb vom Kriege nichts erwähnte, weil er keinen vorkauschtet; das scheint aber nicht der Fall; er scheint vielmehr die ganze Materie nicht zu lieben und alles, was damit in Verbindung steht, zu vermeiden, und der Berliner Witz weist ihm vor, er habe sich in seiner seltsamen Welt zu sehr damit beschäftigt, unsere temporären Censurmandate zu studiren, was man von einem Geist, und noch dazu eines so erleuchteten Monarchen, unpassend findet. Uebrigens verbreitet er sich über manche Dinge, wie früher, mit Anmut und Laune.

In den Berliner Staats- und gelehrten Angelegenheiten florirt jetzt die Pubrik Bacal. Und fehlte, außer vielem Andern, noch immer:

- 1) ein Justizminister,
- 2) ein Polizeipräsident,
- 3) ein Oberbürgermeister,

ferner

- 4) ein (speculativer Haupt- und Staats-) Philosoph,
- 5) eine erste Sängerin,
- 6) ein oder einige Liebhaber.

Was den Justizminister anlangt, so hatte die Berliner Conversation jeden Tag einen ganz gewiß, der aber am nächsten Tage wieder ein anderer wurde. Zuletzt theilte sich das Gerücht entschieden zwischen Herrn v. Rampus und Herrn v. Grollmann. Für und gegen beide wurde viel gesprochen; dieser galt als Candidat für die Liberale, jener für die antiliberalen Ansicht. Man könnte sich in Beiden getret haben, wenn überhaupt die allgemeinen Ansichten von liberal auf unsere Verhältnisse passen. Herr v. Grollmann steht als Präsident, als ehemaliger Militär und als Bürger in Ansehen und im Ruf ausgezeichneten und unerschrockener Thätigkeit; doch fand man bedenklich, da seine nächsten Familienglieder (lauter tüchtige Männer) die höchsten und einflussreichsten Justizämter schon bekleiden, wenn noch ein Glied aus derselben Familie Chef der ganzen Justiz würde; auch hielt man ihn für weberberufen zum Präsidenten des ersten, in hohem Ansehen stehenden Gerichts des Königreichs, als zum administrativen Regens der einer eingreifenden Umgestaltung bedürftigen Justiz und Gesetzgebung. Was sich gegen Rampus sagen läßt, weiß man in Deutschland besser als hier; Herr von Rampus selbst aber kann sagen: Ich bin besser als mein Ruf. Hier kam etwas anderes zur Sprache: die Errettlichkeiten des Rampus

mergerichts mit demselben als vizeirendem Minister. Herr v. Rampus, als ein äußerst thätiger, rasch handelnder Mann (eine Eigenschaft, die ihn für viele andern Ministerialbeamten bei uns äußerst wünschenswerth machte), hatte sich manche Eingriffe in das Gerichtsverfahren, z. B. durch Strafmilderungen, Erlasse u. s. w. erlaubt, welche ein preussisches Gericht nicht dulden konnte. Wiederholte Protestationen und Vorstellungen dagegen bei des Königs Majestät waren nicht ohne Wirkung geblieben, obgleich der König in seiner milden, ausgleichenden Art, die ungern einer Person wehe thut, nicht entschieden das Verfahren gerügt hatte. Indessen wäre immer eine traurige Spannung zwischen dem ersten Gerichte und dem Minister geblieben, wenn Herr von Rampus die lange verzögerte Erneuerung getroffen hätte. In diesem Augenblicke aber vernimmt man eine eigene Ausgleichung zwischen den streitenden Principien. Der Präsident Wähler aus Breslau ist zum Justizminister ernannt, mit allen Functionen eines solchen, außer der Leitung der Gesetzrevision und der Beaufsichtigung der rheinischen Gerichtsämter, welche beide dem ältern Mitbewerber verbleiben. So erhält Preussen, nach dem es zwei Jahre gar keinen gehabt, jetzt zur Entschädigung zwei Justizminister. Man ist allgemein mit der Wahl zufrieden, da Präsident Wähler den Ruf eines eben so tüchtigen, als rechtschaffenen und liebenswürdigen Beamten genießt, Herr v. Rampus aber neuerdings die Zuneigung und das Vertrauen der Rheinländer sich in vollem Maße erworben hat. Dürfte man noch eine Förderung der nur allzulange verzögerten Justizrevision von ihm erwarten, so wäre das erste Barak ziemlich befriedigend gefüllt.

Der Abgang des Polizeipräsidenten wurde mehr empfunden, als der des Justizministers. Unter den Augen des Hofes, der Prinzen, der Stadt handeln zu sollen, Einreden, Anordnungen von dort unterworfen, dazu durch die öffentliche Stimme in Allem, was er thut und läßt, kontrollirt zu sein — wahrlich, ein mißlicher Posten. Herr v. Arnim schien ihm, was Fähigkeiten und Gesinnung anlangt, sehr gewachsen. Die allgemeine Stimme war für ihn und bebauerte, als es zu Anfang des Jahres hieß, daß er seinen Abschied gefordert. Wehhalb, blieb im Dunkel, man sprach von hohen und höchsten Vorwürfen wegen Unvorsichtigkeit beim letzten bedeutenden Brande des Cederstrassen Etablissements, und weil Arnim den Studenten erlaubt, beim an der Cholera verstorbenen Hegel ein öffentliches Leichenbegängniß zu veranstalten, Verweise, welche der pflichtfertige, aber leicht reizbare Mann nicht ertrug. Hegels Begräbniß war allerdings eine Unregelmäßigkeit, die bei der argwohnigen Stimmung der untern Volksklassen zu Anfang der Cholera üble Folgen hätte haben können. Indes würde, wie man meint, sich noch Alles haben beseligen lassen, wenn der Charakter des ausgezeichneten Beamten nicht von der Art gewesen wäre, daß er keine Rügen und Verweise erträgt. Lauter Beamte dieser noli me tangere Gattung müßten seinem Staate frommen; einige davon würden an gewissen Posten sehr gut thun. Man nennt den Oberbürgermeister Franke, der in Magdeburg bis jetzt, man sagt als kleiner Napoleon zum Frommen der Stadt, geherrscht, als seinen Nachfolger. So viel für heute von den beiden ersten obgenannten Posten; von den übrigen ein andermal.

Aussung der Ehre in Nr. 48:
Mittheilung.

Beilage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o n g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1852.

Noch hab' ich das Ende nicht gelesen,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume,
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dies Geheimnis.

Gallier.

Die Doppelgängerin.

Eine Novelle.

Solmar, ein Offizier in französischen Diensten, vermählte sich mit Berenizen, einer Tochter des Marschalls Bienville, von mütterlicher Seite mit dem uralten Geschlechte der Grafen von Sargines verwandt. Die Hochzeit wurde auf einem Gute des Marschalls bei Rouen gefeiert, und die Zahl und Auswahl der Gäste sowohl als die Anordnungen beim Feste waren durchaus dem Rang und Reichthum jener angesehenen Familie angemessen. Man war acht Tage schon beisammengeblieben, und jetzt rückte der Zeitpunkt heran, wo Rücksichten und Sitte es forderten, das junge Ehepaar sich selbst und seinem Glücke zu überlassen. Die Equipagen der vornehmen Gäste bedeckten die einsamen Landwege; nach Nord, Süd, Ost und West zerstreute sich eine große Anzahl von Leuten, die nicht hoffen durften, so herrlich und geschmückt und in so trefflicher Laune bald wieder zusammenzukommen. Die Säulengänge des herrlich gebauten Landhauses, eben noch vom Gedränge angefüllt, waren, von der Abendsonne beschienen, ihre Schatten auf die gegenüberstehenden weißen Wände; selten daß hier und da noch ein Pöschchen oder ein herrlich gekleideter Jockey sichtbar ward, die ihrer vor dem Thore wartenden Herrschaft noch irgend ein vergessenes Toilettenstück nachtrugen. Der Staub wirbelte auf, die fliegenden Karossen lärmten dahin, Abschiedsgrüße, Gelächter, Flüche und Peitschenhiebe füllten die Luft — dann

war alles vorbei, und der Abendwind flüsterte in den Gipfeln der Pinien und Tappeln und drang in die dunkeln Lauben des Gartens, um den geheim blühenden Violeu ihre zartesten Düfte zu entlocken.

Die breiten Massen des Landhauses wurden jetzt in das salbe Licht des aufsteigenden Monde gehalten; die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen; der Marschall ließ die Lampen fortbringen, und so saß der kleine Kreis, in schöne Gruppen vertheilt, vom Monde beleuchtet, Anfangs in sinnendem Schweigen da. Frühlingdüfte zogen durch die offenen Fenster, Gesang und Lautenspiel tönten aus einem nahen Pavillon herüber. Zwischen durch sah man Solmar mit übergeworfenem Mantel, an der Seite seiner reizenden Braut, aus den Schatten eines Bogenganges treten und wieder verschwinden; sie waren in herzlichem Gespräch begriffen.

„So hoffe ich denn den Sohn meines alten, theuren Freundes jetzt wahrhaft glücklich zu sehen,“ nahm der Marschall das Wort, indem er seinen Blick mit Freude auf die Wandelnden richtete; „wohl werden sich die Wangen, die ein mehr als seltsames Schicksal gebleicht hat, wieder röthen.“

Marie Belleville, die Schwester des Barons, erwiderte: „Ich will Niemanden tadeln; aber es gibt Leute, die nichts ernstlicher suchen, als den Schein des Unglücks. Was ist der Grund jener bleichen Wangen? warum ist Solmar unglücklich gewesen? worin bestand sein Mißgeschick? Ein großes Vermögen, eine bedeutende Familie, eine

Frau, die er nicht geliebt und deren Verlust ihm nicht schmerzhaft seyn konnte, jetzt wieder Ehemann, liebend und geliebt: in allen diesen Dingen sehe ich kein Unglück; aber freilich, ein schönes schwarzes Haar, ein finster brennendes Auge und eine bleiche Gesichtsfarbe, dazu der Ruf eines vom Schicksal Verfolgten — damit ist man eben so gewiß, günstigen Eindruck zu machen, als mit Geist und Talent. Diese Ansichten werden uns ja schon frühe in Romanen gepredigt.“ — „Du gehst zu weit,“ nahm der Baron das Wort; „unser junger Freund bildet sein Inneres nicht nach jenen Mustern, die Mode und Thorheit uns vorhalten. Ein Mann, der seine Jugend unter den Stürmen eines finstern Krieges, in Verhältnissen zugebracht hat, die den innern und äußern Menschen kräftigen, ihn eher rauh als jählich bilden, ein Mann, der die Achtung edler Menschen sich erworben, der Wärme mit Ueberlegung, Geistesstärke mit Gefühl paart, ein solcher ist keiner Modethorheit fähig. Wenn auf eine solche Brust ein kalter, schwerer Jammer sich so drückend legt, daß er sie fast zerbricht, so müssen wir Mitgefühl, nicht spötelnden Zweifel haben.“

Die Baronesse richtete ihren Blick auf die Züge ihres Bruders, die sie im zweifelhaften Licht nur schwach sehen konnte. „Du scheinst etwas von seinen frühern Schicksalen zu wissen,“ sagte sie nach einer Pause; „so theile sie uns doch mit; es sind ja lauter Familienglieder zugegen, und die dürfen fordern, in dieser Angelegenheit hell zu sehen. Schon lange hat mir eine Frage der Art auf der Zunge geschwebt.“ — „Ich möchte nicht antworten,“ sagte der Marschall, „wenn ich auch könnte. Fast müßte ich glauben, nicht verstanden zu werden. — Ich halte unsern Freund für gemüthskrank.“ — „In dem alten Schlosse, das er in den Vorenden bewohnt hat,“ sagte ein junges Mädchen, „soll es spuken; Antoinette, die Schwester des Kammermädchens, welche die verstorbene Dame bedient hat, soll es versichert haben.“ — „Da hättest Du ihn wohl nicht geheiratet, Sophie?“ sagte Franz, ein blonder Jüngling in Uniform, der Bruder Berenizens. „O gewiß nicht!“ rief die lebhafteste Kleine; „ich bewundere die Koufine, daß sie mit einem Mann so vertraut thut, dessen verstorbene Frau —“ Sie stockte und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. „Run was? Antoinette wird auch wohl darüber Bericht erstattet haben?“ fragte der Bruder. „Laß das, Sophie,“ nahm der Baron wieder das Wort; „wie kommen wir überhaupt zu dieser Gesprächen? Colmar verdient unsere ganze Liebe, er ist mein Sohn, Dein Bruder, und allen ein Freund und Verwandter; so haben wir ihn unter uns empfangen, so wollen wir ihn auch immerdar in unserer Mitte behandeln.“

Wie diesen Worten erhob sich der würdige Greis, und man sah ihn dem Ehepaar entgegenschreiten, welches

sich jetzt eben dem Hause näherte. Colmar nahm Platz unter seinen neuen Verwandten, seine junge, jähliche Gemahlin schmiegte sich an seine Seite, und einer ihrer reizenden Arme ruhte auf seinem Schooße. So beleuchtete der volle Strahl des Mondlichts die harte Gruppe, indes die Gestalten der Uebrigen mehr in den Schatten jurdetreten; nur Franzens blühende Figur lehnte erhellte am weißen Marmor der Fensterbrüstung.

„Meine Seele ist ganz Freude und Dank,“ hob der liebenswürdige Mann an, indem er dem Marschall die Rechte darbot; „empfangen Sie, Verehrter, im Namen dieser theuren Anwesenden, meinen wärmsten Gruß; es ist eben so beglückend für mein Herz, als erhebend für meinen Stolz, mich in dieser Mitte aufgenommen zu wissen, und mein stetes Bestreben wird seyn, jene Achtung und Theilnahme mir zu erwerben, die mir jetzt im Voraus so gütig geschenkt wird.“ Der Baron schüttelte gerührt die Hand seines jungen Freundes. „Seyn Sie uns willkommen,“ rief er herzlich, „das ist unser aller Antwort.“ Colmar ließ bei diesen Worten sein großes, schwarzes Auge im Kreise herumgehen, wie forschend, ob er jene freundliche Zusage auch auf jeder Physiognomie ausgedrückt finde; dann heftete er seine Blicke auf den Boden und schien in ein augenblickliches Nachsinnen verloren. Die Töne der Blasinstrumente quollen durch die hellen, weißen Nebel der warmen Mondnacht, wie ferne Stimmen herüber, kein Baumblatt rührte sich, und die farbigen Blumen standen, im weißen Scheine erbleicht, unbeweglich und still unter dem Fenster. „Ost sucht der Mensch,“ sagte Colmar, „im Augenblicke der errungenen Seligkeit das alte vergessene Antlitz der Vergangenheit auf und schaut in dessen trübe Mienen und denkt an ein Leid, das nicht mehr ist: wohl nur, um die gegenwärtige Freude noch wärmer im Busen aufzunehmen. So entsinne ich mich, wie ich am heutigen Tage vor einem Jahr, dem Verderben hingegeben, auf jedes Lebensglück, auf den nächsten Athemzug schon verzichtete.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Schauspieler sonst und jetzt.

Zu Scarrons lebendiger Schilderung der Abenteuer einer herumziehenden Schauspielertruppe und zu Hogarths nicht minder geistreichem Bilde: die Toilette der Schauspieler in der Scene, fanden sich zwar vor der Revolution von 1789 immer noch Originale in der Wirklichkeit, jedoch bereits in weit geringerem Grade. Zu jener Zeit, wie früher und freidem, lebten die Schauspieler selten in Wohlstand, und es war dieß übrigens vielleicht noch ihr geringstes Ungemach. Sie hatten mit Exkommunikation, Vorurtheil, falscher Stellung in der Gesellschaft grausam

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

nen wieder Ambeter hohen Ranges und glänzende Equipagen, auch damals war der Foyer der „Comedie française“ wieder der Schauplatz vieler ausgezeichneten, berühmten, großen Namen. Die Laraguais, Cholleul, Stanville, Segur, Fimenes versammelten sich dort, nebst Gelehrten und Literatoren, zu Unterhaltungen nach ihrer Art. Aber diese glückliche Zeit dauerte nur wenige Jahre; im Unglück der Zeit verschwanden Equipagen, Ambeter, Schwäger, Alles. Bei der Invasion im Jahre 1814 besuchten Langeron und eine Menge anderer russischer Generale, die, ohne jemals in Paris gewesen zu sein, die hiesigen Sitten genau kannten, gleich am Abend ihrer Ankunft das théâtre français; sie glaubten dort die höhere Gesellschaft zu finden, sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Seit Frankreich eine Konstitution hat, ist jener Foyer verödet, und die Theaterdamen gehen zu Fuße; wenigstens ist so viel gewiß, daß seit der Restauration keine derselben sich eine Equipage angeschafft hat; was man der Art unter den Bourbonen sah, schrieb sich noch aus Napoleons Zeiten her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Die Polyglotte des Homer.

Homer kommt gegenwärtig hier bei Passigli, Dorschl u. Comp. in einer prachtvollen Ausgabe heraus, die mit den Leistungen der Franzosen und Engländer dreißig in die Schranken treten darf. Ein Unternehmen dieser Art verdient die Aufmerksamkeit des Publikums, zumal da dies Werk eine eigene Idee realisiert hat, die bei der Wichtigkeit des Waters der griechischen Poesie so nahe lag und doch außer unserm Wissen in dieser Ausdehnung noch nicht ausgeführt worden ist. Man beabsichtigt nämlich dabei eine Polyglotte der modernen Sprachen, in der Art, wie die Bibel dergleichen in den orientalischen schon sehr frühe gefunden hat. Da wir von dem Werke noch nichts gesehen haben, so wissen wir nicht, was für die Kritik des Textes geschehen soll. Da aber gar nicht erwähnt wird, welcher bei dem Drucke zum Grunde gelegt sei, oder ob man überhaupt neue Hilfsmittel oder besondere Fleiß darauf verwandt habe, sondern nur das Buchdruckerwerkzeug dabei hervorgehoben wird, so scheint sich die Vortrefflichkeit des Wertes auf die äußere prachtvolle Ausstattung zu beschränken. Die beigefügten lateinischen, englischen, italienischen, deutschen, spanischen und französischen Uebersetzungen sind, nebst den Kapiteln, wegen des interessanten Uebersichtlichen, den man dadurch erlangt, immerhin interessant, aber für die Wissenschaft nicht von so großem Vortheil, wie die zu kritischen Zwecken zusammengestellten Bibelpolyglotten; denn was kann zur Erläuterung des griechischen Textes aus diesen Uebersetzungen gelernt werden? — Da die Anzeile auch in deutscher Sprache verfaßt ist, so scheinen die Unternehmer dieses Wertes auch vorzüglich auf Deutschland gerechnet zu haben. Aber andere Länder, namentlich England, dürften sich für ein so kostspieliges Unternehmen aus einfachen Gründen mehr interessieren, zumal da dort auf typographische Vortrefflichkeit so sehr gesehen wird. „Welch ein Buch,“ ruft die Anzeige emphatisch aus, „in dem einem auf jeder Seite neben Homer Horne, Eunio, Monti, Mos, Pope und Garcia Malo entgegentreten! (die dann auch dem Franzosen St. Mignan zwischen sich einen Platz gönnen, wie es scheint, mehr seines Willens, als seiner That wegen). Welch ein Buch, das uns auf jedem Blatte Bewunderung abdrückt und zugleich Stoff zu den reichlichsten Betrachtungen und Ver-

gleichungen gibt, indem es die gebildetsten Sprachen Europas vorführt, wie sie in der Person ruhmgelohnter Wortführer um ein gemeinschaftliches Ziel mit einander ringen u. s. w.“ — Immer bleibt das Unternehmen interessant und in typographischer Hinsicht wichtig. Allerdings hat es auch viel Unschickliches, die neben einander stehenden neuern Sprachen unter einander und mit dem Urtext zu vergleichen, um die Eigenthümlichkeit einer jeden in poetischer Form und grammatischem Bau aufzufassen.

Aus der deutschen Schweiz, Februar.

Die helvetische Gesellschaft.

Die helvetische Gesellschaft ist bereits für das Jahr 1853 wieder in voller Arbeit, und die Spuren ihrer Thätigkeit sprechen in allen Kantonen zu den Freunden ein lautes Wort, nämlich: heißt eine der schönsten Aufgaben der Gesellschaft erfüllen, berichtet die edelsten Thaten, welche in irgend einem Kanton durch schweizerische Tugendkraft und Vaterlandsliebe vollbracht worden sind. — In jedem Kanton wurde eine Anzahl Mitglieder und selbst auch Nichtmitglieder aufgefodert zu solchen Berichten, mit der besondern Anweisung, daß alles mitgeteilt werde, was während des ganzen vergangenen Jahres in dem heimathlichen Kanton irgend Preiswürdiges geschehen sey, und zwar, sey es durch die Weisheit des Gesetzgebers, oder durch Anordnung und Stiftung von Regierungen für öffentliches Wohl (Bildung von Schullehrerseminarien, Verbesserung solcher und ähnlicher Anstalten), oder durch ausgezeichnete Bemühungsgelüste von Seiten einzelner Gemeinden und Körperschaften, oder durch Talent und Edelmut von Privatpersonen. Besonders aber wurde dabei gewünscht, daß die schönsten Tugenden, welche sich in den allgemeinen Volksbewegungen offenbaren, von Augen- und Ohrenzeugen hervorgehoben werden.

Der Wettstreit in den einzelnen Kantonen, vaterländische Unternehmungen zu machen und dergleichen befördern zu helfen, wird auf solche Weise in das rechte Geleise gebracht, und wenn einmal diese Berichterstattungen Wurzel gefaßt haben, so müssen sie bald treffliche Früchte bringen, denn kein Kanton wird zurückbleiben wollen, und hier zeigt sich besonders auch die Nothwendigkeit der Erhaltung der Individualität jedes einzelnen Kantons und die Unmöglichkeit der Verwirklichung einer sogenannten helvetischen Republik. Ein Schimpf müßte es für jeden Kanton werden, dessen Name nicht in solchem Berichte erschemen würde, so wie für jeden Kanton ein wahrer Triumph aus den Ehrentiteln entsteht, die ihm in demselben zu Theil werden. In diesem Jahr ist der rühmlichst bekannte Volkschriftsteller, Heinrich Schöffe inarau, Berichtersteller, und jeglicher Schweizerfreund freut sich schon im Voraus auf den Duft des Blumenkranzes, welchen der kräftige Volksfreund seinem selbstgewählten und sich seiner rühmenden Vaterlande flechten wird. An Stoff gebietet es dem wackern, biedern Schweizerboten nimmer, denn er kennt Berge und Thäler, Dörfer, Städte und Flecken, und bei allen Gelegenheiten wußte er, als eine fleißige, unermüdbare Biene, den Honig auch aus den Blumenrischen zu sammeln, die Manchem oft bitterer schmecken, als giftige Dornen; denn er sah die ernste Richterinn aller Thaten, die Zeitgeschichte, immer in reinem Glanze zur Seite und warnte zur rechten Zeit, wenn auch gewöhnlich vergeblich. — In diesem Jahre wird Ende Aprils oder spätestens zu Anfang des Monats Mai der Verein sich in Richtersweil am Zürchersee versammeln, und die Leitung des Vereins ist dem als Gewerkschaftsfreund und als Staatsmann ausgezeichneten Melchior Hirzel von Zürich, Regierungsrathe, übertragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 2. März 1832.

Doktor. Gaur ist's, so sich Stod erworben!

Marktschreier. Man sagt, es könne den Charakter verderben.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich das frühere Schlaraffenleben unserer „Nosseigneurs Comediens“ geschildert, muß ich auch die Rückseite der Medaille aufdecken. Jenes Publikum, das ihnen so eifrig huldigte, überließ sich zuweilen sehr tränkenden Läumen, und die ihnen so freundlich entgegenkommenden Großen waren bei ihrer Vertraulichkeit zuweilen ziemlich derb. Marschall Richelieu sandte die Clairon nach Fort l'Evêque; als Baron sich beim Herzog von Lafeuillade darüber beschwerte, daß dessen Leute die seinigen geprügel, erwiderte ihm der Herzog: „Über, mein guter Baron, warum hast Du auch Leute?“ Damals war die Antwort natürlich, jetzt, wo eine Livree dem Noturier, der sie bezahlt, eher zugestanden wird als dem Pair, der sie nicht bezahlt, wäre jene Aeußerung eine Impertinenz.

Seltam genug nannte man die Schauspielerinnen, vereblicht oder nicht, früher *sainte* und *sondere* *Mademoiselle*, heutzutage dagegen heißen sie *Madame*; stellt man sie auf diese Weise nicht immer in eine besondere Kategorie? Ich erinnere mich dabei einer jungen, reizenden Schauspielerin, die im verflochtenen Jahre als Zeugin vor dem Affisengericht erschien. Auf die Frage: „ob sie verheiratet sey?“ antwortete sie: „Herr Präsident, ich bin Schauspielerin.“ Ich bin weit entfernt, aus dieser Anekdote etwas den Künstlerinnen unserer Zeit

Nachtheiliges zu folgern; sie sind eben, wie man gegenwärtig zu sagen pflegt, eine Individualität. Jedermann weiß, daß manche Schauspieler in musterhaften häuslichen Verhältnissen leben und viele Schauspielerinnen wirklich tugendhaft sind. Doch, fassen wir den Faden unserer Betrachtungen wieder auf.

Je mehr mit der Zeit die Vortheile und Annehmlichkeiten des Schauspielerberufes sich minderten, mußte natürlich auch die Konkurrenz geringer werden. Daher drängt man sich schon lange bei weitem nicht mehr so zu Italiens Priesterschaft, und die Talente sind demzufolge in dieser Körperschaft seltener. Seltenheit der Talente, hatte Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Talente zur Folge, und aus dieser Wechselwirkung erklärt sich der Verfall der Bühne hinreichend. Die Theilnahmlosigkeit des heutigen Publikums an der dramatischen Kunst, besonders aber an allem, was sich auf das Innere der Koulissen und die Person der Schauspieler bezieht, hat indessen einen wirklich auffallenden Grad erreicht. Als Molé, vor fünfzig Jahren etwa, krank darniederlag, war ganz Paris in Bewegung; die Equipagen lösten sich vor seiner Wohnung den ganzen Tag ab. Kaum erfuhr man, daß es besser mit ihm gehe und der Doktor ihm erlaubt habe, einige Tropfen Bordeaux zu genießen, so wurden ihm in nicht ganz zwei Tagen von allen Seiten her über viertausend Flaschen zugesandt. Bei Talmas Verluste sahen wir allerdings wieder ein Beispiel von so regem Interesse; jene Zeit aber

liegt, obgleich es noch gar nicht lange her ist, bereits weit hinter uns; denn was haben wir vor Kurzem erlebt? Die Mars, die große Künstlerin, hat sich von der Bühne zurückgezogen, und Paris weiß es kaum.

Man wundere sich daher nicht - mehr über den Verfall der Theater: der Schauspieler bedarf der regen Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikums, und nur in sofern man ihn achtet, ist er achtungswerth. Es lassen sich indessen noch mehrere Ursachen dieses Verfalles angeben. Vor 1789 bot sich einem Jüngling mit lebendiger, glühender Phantasie keine geeignete Laufbahn dar, als das Theater, und dieses mußte somit eine Menge von Geniesköpfen anziehen, die gegenwärtig ganz andere Wege einschlugen. Gar Mancher — und wir schenken und nicht, dieß zu äußern — mancher, der in unsern Tagen in einem Aufstade oder auf der Rednerbühne sich hervorthut, würde unter dem alten Regime vielleicht als bewunderter Schauspieler auf der Bühne gegolgt haben.

Eine weitere charakteristische Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge auf der Bühne ist die Erfindung der *Elaque*, ein Gegenstand, der ganz hieher gehört. Die *Elaque* ist der Gesamtname für die handwerksmäßigen Beifallklatscher, die für klingende Münze dem Dienste der Akteure ihre geübten, schallenden Hände widmen, und die auf der Tonleiter des Beifalls je nach der Bezahlung hoch oder tief greifen. Dieser Gebrauch, diese sonderbare Mißgeburt der modernen Industrie bestand wahrscheinlich bei den Alten nicht. Bei dem allzu großen Umfang ihrer Amphitheater, welche ein ganzes Volk in ihren Ring versammelten, war dieß auch nicht wohl möglich. Die Handvoll Menschen, welche in unsern beschränkten Schauspielhäusern die Palmen des Ruhms vertheilen, hätte sich in jener Unermesslichkeit verloren. Um auf eine so ungeheure Masse zu wirken, hätte es ganzer Heere von Klatschern bedurft, und bei allem guten Willen, da sie gewiß nicht weniger Eigenliebe als die unsrigen besaßen, möchten die griechischen Schauspieler doch zu einer solchen Ausgabe schwerlich die Mittel besessen haben. Bei den Römern mußte dieselbe Ursache dieselbe Wirkung hervorbringen; daher blieb auch bei ihnen die *Elaque* lange unbekannt. Indes sind, wie man behaupten will, bei diesem Volke die ersten Spuren derselben zu suchen, und ist dem so, so ist sie hochfürstlichen Ursprungs. Bekanntlich ließ Kaiser Nero es sich einfallen, mit den Römern und Sängern seiner Zeit in Talent und Anstand zu wetteifern. Eines Tags ärgerte den Kaiser die Kälte der Römer, als er auftrat; der kaiserliche Hofmeister sandte daher seine Leibwache, die Prätorianer, in das Amphitheater, damit sie applaudirten und das Volk zum Applaus hinariefen. Nero also war der glückliche Erfinder einer, seitdem in so hohem Grade vervollkommneten, Kunst;

ein solches Institut verdiente aber auch einen solchen Stifter.

Seit jener Zeit zeigt sich in der Geschichte der *Elaque* eine unermeßliche Lücke. Neros Nachfolger und die Fürsten während des Verfalls des römischen Reichs traten nur in blutigen Trauerspielen auf, wobei jene Art von Beifallsbezeugung nicht am Orte war. Später ging die dramatische Kunst gänzlich unter, ja, die gesammte Kultur drohte zu erlöschen. — Während des ganzen Mittelalters, in den ersten Zeiten nach der Wiedergeburt der Kunst, sogar unter Ludwig XIV., finden wir keine Spur von besoldeten Klatschern. Ohne Zweifel übernahmen die Hoflinge Ludwigs, wenn er auf der Bühne erschien, diese Funktion von selbst, waren indes das für denn doch eigentlich nicht besoldet. Erst in unsern Tagen sah man den von einem gekrönten Haupte der Vorzeit zuerst eingeführten Sclandal sich erneuern. Ohne Zweifel besaßen Baron, Dufresnoy, Lelain anhängliche Freunde, welche sich bestrebten, dem Publikum das hohe Verdienst jener Künstler anschaulicher zu machen; eine förmlich organisirte *Elaque* bestand aber damals noch nicht; es waren dieß, wenn man will, nur Mißgen. Das eigentlich stehende Klatscherheer schreibe sich vom Erscheinen zweier Bühnenköniginnen des *théâtre français* her, der Georges und der Duchesnois, deren Rivalität Jabrelang ganz Paris beschäftigte und in zwei feindliche Partheien spaltete. Mit dem wahren, uneigennütigen Beifalle, den ihr Talent erndtete, nicht zufrieden, sandte jede der beiden Prinzessinnen ihre eigenen Leute ins Schauspiel, damit sie ihr applaudirten. Da dieser Wettkampf längere Zeit währte, fanden die *Elaqueurs* nachgerade so großes Behagen an ihrem Geschäft, daß sie natürlich darauf bedacht waren, es zu einem stehenden Gewerbe zu machen. Zu diesem Ende erlaubten sie sich insgeheim auch gegen andere Schauspieler ähnliche Vorschläge, auf die man eben so geheim einging. Bald griff diese Sucht pestartig um sich, und nicht lange, so waren die eigentlichen Künstler, im strengen Sinne des Wortes, die einzigen, die sich jener Schwäche nicht hingaben. Indessen ward die Stellung dieser nur sehr kleinen Zahl bald sehr mißlich. Um nicht mit den bezahlten Zuschauern in eine Klasse geworfen zu werden, hatten die bezahlenden sich das Applaudiren allmählig fast ganz abgewöhnt. Die rechtlichen, in der Regel auch bei weitem talentvollsten Schauspieler hatten sich daher von Seiten des Parterres gar keiner Beweise von Zufriedenheit mehr zu erfreuen und sahen dagegen neben sich die minder eale Mittelmaßigkeit mit erkauftem Beifalle überhäuft. Dabei blieb es indessen nicht: der Böldnerhaufe verunglimpft sie sogar, hußete, ablehnte, schneuzte sich, wenn sie auftraten; sie mußten also entweder nachgeben, oder ihrem Stande entsagen. Selbst die Hartnäckigsten fügten sich endlich, und sogar Talma

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

die jungen Mädchen, durch die glänzende Helle, die mit einemmal die trübe Mondnacht und den gespenstischen Spuk in ihr verschleucht hatte, ermutigt, wagten es, im Laffen, oft unterbrochenen Gespräch sich ihre Bemerkungen mitzutheilen. Franz war in den Garten geritt; sein Blut kochte, er wollte den Unwürdigen sogleich zur Rede stellen und die Schmach seiner armen Schwester auf das Empfindlichste rächen. Sein jugendlicher, rascher Sinn glaubte dieses finstere Räthsel auf solche Weise am schnellsten und sichersten gelöst; allein Solmar war nirgends zu finden; er mußte Mittel gefunden haben, das Landhaus, so wie den Garten zu verlassen. Alle Bemühungen des erbitterten Jünglings waren vergeblich, und er kehrte nach geraumer Zeit zu der Familie zurück, welche er noch immer um die lebende, tieferschütterte Veronika versammelt fand. So hatte ein einziger, furchtlicher Schlag die Bande gesprengt, die Liebe, Freundschaft und Edelsinn für ein ganzes, glückliches Leben geknüpft wählten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Der Oberbürgermeister, der Staatsphilosoph und die erste Sängerin.

Ich habe in meinem vorigen Schreiben von der großen Rubrik Vacat, welche gegenwärtig bei uns auszufallen ist, die beiden ersten Posten, den oder vielmehr die Justizminister und den Polizeipräsidenten, besprochen; ich komme jetzt zum dritten. Unser bisheriger Oberbürgermeister Bischoff hatte nach einer verdienstvollen Amtsführung sein Amt mit Ehren niedergelegt. Unserer Städteordnung zufolge müssen von der Stadt drei Kandidaten gewählt werden, unter denen der König einen zum Oberbürgermeister ernannt. Man wählte, wie es heißt, um die Erneuerung auf den gewünschten Dritten zu lenken, außer demselben eine unfähige Person und den bisherigen zweiten Bürgermeister von Bärensprung, von dem man allgemein glaubte, daß er, an der Spitze einer städtischen Opposition, sich nichts weniger als der höchsten Gnade erfreue. Die verächtliche Bestimmung unserer Königs hatte sich aber schon bei einer andern Gelegenheit gegen diesen Beamten höchst erfreulich ausgeprochen, und mit königlicher Weisheit ernannte er gerade diesen, der überdies die relative Stimmenmehrheit für sich hatte. — Auch den einflussreichen Posten eines vortragenden Geheimen Rabinetsrathes bei der Person des Königs bezeichnete das Gerücht durch die Resignation des Herrn Albrecht als erledigt, und drei Ansichten bestimmten schon drei Kandidaten. Zum Glück erlaubt jedoch die Gesandtheit dem Geheimen Rath Albrecht, dessen Rechtlichkeit und partheillose Verwaltung von allen Parteien anerkannt wird, seinem Amte noch vorzustehen, und es möchte schwer werden, wenn er abtritt, ein Individuum zu finden, welches auf gleiche Weise so negativ (siehe positive Präponderanz könnte, ausnahmsweise, auf diesem Posten gefährlich werden) den allgemeinen Anforderungen entspräche.

Hegel ist tot und Niemand seiner tiefsten Lehren kann ihn ersetzen. Darüber sind Alle einig, nicht aber darüber, ob sein System ihm auf dem diesigen preussischen Hauptlehrstuhl folgen soll, oder ein anderes. Wäre ein neues in Deutschland gerade fertig und ein Repräsentant von Einfluß da, so würde es, trotz der ministeriellen Schwärmererei für den Verbliebenen, berufen werden. Da es aber fehlt, so schwankt die Wahl noch immer; Herbart in Arnheim wird genannt, die Hegelschen Anhänger wünschen den Hegelschen Schüler aus Franken, Steffenss Freunde sehen Himmel und Erde in Bewegung, diesen genialen Mann zu postuliren, gegen den aber ebensoviele Feinde gleich thätig sind. Vielleicht wird auch hier laziert und die Philosophie wie die Justiz getheilt. Gern würde man einen russischen Philosophen berufen, es findet sich aber keiner. — Die königliche Akademie spricht auch nach Hegels Tode ihre Abneigung gegen denselben aus. Um sich für die Folge ganz sicher zu stellen gegen speculativ ideale Einbrüche, will sie, wie verlautet, durch eine große Wahl ihre empirisch ehrenwerthe Bilanz stärken. Auch hat Schlegelmacher bei der jüngsten öffentlichen Sitzung zu Gunsten der Erhaltung des gelehrten Körpers durch freie Wahl aus sich heraus das Wort geführt, etwas, das wohl nicht bestritten wird, wiewohl bescheidene Zweifel obwalten, ob, auch wenn alle Speculation ausgeschlossen wird, je eine geistige Einheit der Akademie auch nur fingirt werden könne.

Noch mehr als dem Staate ein erster Philosoph, fehlt der großen Oper eine erste Sängerin. Nachdem man sie vor ein Duzend Jahren zu alt gefunden, meinen nun Einige, man habe die Milder zu früh geben lassen, und könne, wie die Sachen jetzt stehen, noch jetzt auf sie stolz seyn. (Viele wollen aus diesem naturwidrigen Umstande schließen, wie es mit uns rückwärts gehe.) Die Schwaner-Wagen hat man fortgelassen, die Werber-Deviert nicht gewollt, eine in ihrem Fache eminente Sängerin, die Hähnel, jetzt eine Königin des Gesanges hier, dem Secundattheater überlassen; auch die Fischer von Karstraße wäre, wie es nun einmal ist, eine werthvolle Auktion gewesen. Nun verläßt auch der Liebling des Publikums, eine zweite erste Sängerin, Fräulein v. Schöpel, die Bühne ganz (sie heirathet den geheimen Oberhofbuchdrucker Decker), und eine obdillige Verwaisung der Oper tritt ein. Aber sie kann nicht mehr verwaist seyn, als das Schauspiel. Wir sagten früher, es fehle ein Liebhaber; aber das ist nur ein Beispiel, denn wo Leben und Lust fehlen, fehlt Alles. Auch Rappach, der nun zurückgekehrt ist, fehlt. Seine Schreibelaune scheint aus, oder zu pausiren. Er hat uns eine grauenhafte russische Maskenfarge gegeben, „Mestowitsche Intriguen“, die zu sehr nach russischem Branntwein schmecken, nämlich der Humor darin, um zu gefallen. Doch wird eine Fortsetzung seiner Hohenstaufentragödien einstudirt, die wenigstens die Erwartung der Schauspieler für sich hat. Sonst wird nichts erwartet. Das dramaturgische Comité besteht noch, wozu, weiß man eigentlich nicht mehr, da das Schlichte dadurch nicht abgehalten werden kann, wie man täglich sieht. Uebrigens verliert sich auch in dem Augenblick das Schauspiel so gänzlich unter dem Ballet, daß die einfachste Verwaltung immer noch die beste wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 3 . M ä r z 1 8 3 2 .

— Brillette und Berrüthe

Sind beide von so brausendem Geiste,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

In der Nacht jenes unglücklichen Tages war Colmar bleich und entsetzt in seiner Wohnung in der Stadt angelangt; er hatte den Weg angenscheinlich zu Fuß zurückgelegt, denn seine Kleidung war in Unordnung und mit Staub bedeckt, die Hände blutig geritzt von den Dornenbeden, die sein eilender Fuß durchbrochen hatte; seine Diener waren erstaunt, ihn zu dieser Zeit und in diesem Aufzuge wiederzusehen, ein Arzt erschien und der Kranke mußte sich seiner Pflege anvertrauen. So verging ein Monat, während dessen ein bödartiges Fieber den Unglücklichen peinigte und es Niemanden vergönnt ward, sein Zimmer zu betreten. Nach Verlauf dieser Frist erschien Franz; Colmar selbst hatte lebhaft gewünscht, ihn zu sehen, und als der schöne zornige Jüngling jetzt eintrat, erschrak er nicht wenig über die blasse, zusammengesunkene Gestalt, welche aus dem Krankenstuhl ihm die Rechte zum Willkommen darbot. „Mögen unsere Gespräche,“ rief der Erschöpfte, „später einen Charakter annehmen, welchen sie immer wollen, entzihen Sie, junger Freund, einem Unglücklichen den ersten freundlichen Gruß nicht, der sein Herz stärkt und zum Vertrauen ermuntert.“ Franz schwieg und eine Pause entstand, während welcher die widersprechendsten Gefühle in seinem Busen kämpften; endlich erhob er seinen Blick und dieser fiel in Colmars Auge, welches fest, mit freundlicher Güte auf

ihm ruhte. „So soll denn das Wunderbarste geschehen!“ sprach Franz bei sich. „Ich trete mit dem Morgengewehr in der Tasche zu dem Manne, dessen Auge mich stillschweigend mahnt an die Worte der Härlichkeit, der edelsten Gesinnung, mit denen er vor wenigen Wochen noch sich meinen Freund nannte — und was ist zwischen uns getreten? — ein Gespenst — eine thätliche, unerklärliche Macht!“

Colmar schien diesen Gedanken zu errathen; er sprach mit fester Stimme: „Mein Bruder, ich weiß, was Sie zu mir führt; machen Sie es kurz. Ich habe Ihre liebenswürdige Schwester beleidigt, tödtlich beleidigt. — Sie kommen, um mich zu fordern; wohl, ich bin bereit! Sie sollen sich mit keinem Nichtbrüchigen, Fiebergeschwächten schlagen; Ihre Nachsicht hat mir vollkommen Zeit gegeben, mich zu erholen; bestimmen Sie die Waffen, die Stunde.“ Er erhob sich hier, und den Arm kräftig auf den Kamin gestützt, stand der schöne, hohe Mann aufrecht da im vollen Bewußtseyn seiner alten, wiedergewonnenen Ruhe und Kraft; jede Spur von Krankheit schien in diesem Moment verwischt; die weißen Gewänder seiner Umhüllung floßen in reichen Falten an den Boden herab. Franz fühlte sich so klein und unbedeutend gegen die finstere, prächtige Gestalt vor ihm, und er sprach halbun deutlich die Worte hin: „Den Grund meiner Erscheinung, Herr von Colmar, wird Ihnen ganz Nouen erklären können, welches eben so entsetzt als befremdet über einen Vorfall ist, der —“ — „Kein Wort davon!“ entgegnete

der Offizier; „die Beleidigung Ihrer Schwester, Bienville, war die That eines Niederträchtigen. Ich bin keiner, allein Sie haben volles Recht, mich für einen solchen anzusehen, darum keine Entschuldigung weiter. Welche Waffen?“ Franz deutete mit einem stummen Blick auf die Pistolen. „Und die Stunde?“ — „Morgen um sieben Uhr in der Frühe.“ — „Der Ort?“ — „Im Wäldchen vor dem Landhause meines Vaters.“

Beide Männer erschienen am andern Morgen da, wo sie sich treffen wollten; Franz hatte den ersten Schuß, er schoss und fehlte. Als jetzt die Reihe an Colmar kam, feuerte er die Pistole in die Luft ab und bot seine Brust noch einmal der Waffe seines Schwagers dar; als Franz sich weigerte, kam er einige Schritte ihm näher, und die Hand dem Jüngling darreichend, fragte er mit weichem Tone: „So willst Du, mein Bruder, Vergebung einem Unglücklichen schenken, der Dein Mitleid, aber nicht Deinen Haß verdient?“ Als Franz eine besahende Bewegung machte, fühlte er in demselben Moment die Brust seines Freundes mit ungestümem Klopfen an der seinigen. Colmar zog ihn nach sich in ein Gebüsch, wo ihre Pferde angebunden standen. Hier ließen sich beide auf einen einsamen Sitz nieder. Lange dauerte es, ehe die stürmische Bewegung, in welcher sich Colmar befand, es erlaubte, daß er die ersten zusammenhängenden Reden vorbrachte. „Ich bin kein Elender, kein Nichtswürdiger!“ rief er. „Du, mein Bruder, der mich in besseren Tagen gekannt, Du schaust in mein Herz, Du siehst, wie es von tausend und abertausend Martern zerrissen wird. Gräßlich höhnendes, doppelgestaltetes Wesen in mir! Deiner Wuth bin ich machtlos dahin gegeben! Sabst Du denn nicht, mein Bruder, daß die That, die ich mit so entsetzlicher Frechheit vor euren Augen ausübte, nicht mir gehörte? ein Wesen der Hölle hatte sich meiner bemächtigt, es hob meinen Arm zu dem wahnsinnigen Schlage, der das glühend geliebte Leben träf. O Fluch! o Entsetzen!“

Er verbüllte sein Angesicht und ruhte, auf den Jüngling gestützt, einige Momente, dann fuhr er fort sich in der finstersten Selbstanklage zu erschöpfen. „So jagen die fliegenden Geister der Finsterniß dem ewig nach, der sich einmal in ihrer Macht befunden. Ach, ich glaubte so selig erwacht zu seyn aus einem dunkeln Traume; von Neuem lachte mir das Leben, es bot mir lächelnd seine süßesten Kränze; der ewigen Nacht, der Vernichtung, dem tiefen Grabe glaubte ich meine Qual dahingegen; mein trüber Sinn dürstete, das Entsetzliche zu vergessen, schon glaubte ich, überwunden zu haben — da tritt von Neuem, schrecklicher als je, das Gespenst in mein Daseyn. — Auch sie — auch sie! nein, nein, es ist nicht möglich! Wahnsinn ist jeder Verdacht hier; dieser keine Engel weiß von diesem Wiß der Hölle nichts — und doch — die ent-

setzlichen Zeichen! das Auge! — wie sie im Mondenlicht — o ich unterliege dem Grausen, mein Herz droht zu verzweifeln!“ Von Neuem hüllte er sich tief in seinen Mantel und Franz richtete einen Blick des tiefsten Mitleids auf den Mann, den er von seiner angeborenen Stärke und Hobeit so tief niedergebengt sah. Noch wurde ihm nicht das Mindeste von dem finstern Räthsel klar, doch fürchtete er sich, darnach zu forschen. Colmar richtete sich auf und sagte, leise mit schneuem Blick: „Bernahmt Du nie, mein Bruder, von jener gräßlichen Erscheinung, hörtest Du nie von Doppelgängern?“ Er schauderte, als er dieses sprach, und Franz erschrad vor dem irren Blick, der Blässe seines Antlitzes. Befangen und verwirrt stammelte er: „Nein, noch nie! — aber doch — wohl Märchen nur, wie ich glaube.“ — „Ich habe Ihre gräßliche Wahrheit geschaut,“ fuhr Colmar in dumpfem Tone fort; „mein Auge hat gesehen! — O, wie sehr irrt der, welcher meint, es sey der Kreis des Geschaffenen mit den Wesen geschlossen, die sich heiter und vom Tage beschleunen ihm zeigen; abwärts gekehrt, liegt der Tag in Nacht, und seinen dunkeln Halbkreis hat noch kein Auge ganz erschaut. Es gibt Wesen, die noch lange im Grabe fortleben, ein gräßliches, zuckendes Leben, so wie andere zur Welt kommen, noch mit dem Nachtraum des Todes behaftet, mit einem verschlafenen Leichnamlich und einem noch starren Herzen. In einigen Begünstigten fließt eine solche Masse von starkem Seelenlicht zusammen, daß sie mit ihrer Liebe tausend andere unvollkommene Seelen ergänzen; andere spalten ihre Wesenheit kalt und witzig, und ergößen sich an dem Streit, den sie nun selbst mit sich selbst führen; doch fürchterliche Meister sind die, welche es durch die Kraft eines eisernen Willens so weit gebracht, auch den Leib in doppelter Gestalt erscheinen zu lassen. Jene alte Zeit, die wir thöricht schelten, setzte für dieß gräßliche Spiel mit der Lebenskraft Scheiterhaufen und Rad fest; wir, die wir uns gebildet und aufgeklärt nennen — und muß die Wissenschaft, selber dunkel und geheimnißvoll, Namen geben für jene Erscheinungen, die immerdar unerklärt bleiben. Gräßlich, fürchterlich, wenn wir an die Wirklichkeit der Gestalt, die vor uns steht, nicht mehr glauben! wenn wir die Geliebte zu umarmen wäghen und schließen eine Larve, eine hohle Larve an unsere Brust, die die Mienen, die Gebärden, welche uns entzücken, tückisch nachäst, die ohne Seele an unserer Brust liegt! Entsetzen der Hölle! wo gibst eine fürchterlichere Marter! — Du selbst, mein Bruder, wie Du hier vor mir stehst — kann ich wissen, ob Du es selbst bist, ob nicht in diesem Moment, wo ich mit Dir rede, wo ich Deine Hand in der meinigen halte — o Himmel! — Deine Gestalt aus jenem Busche mir entgegentritt?“

In diesem Augenblick rauschte das nahe Gebüsch; Franz fühlte einen kalten Schauer seine Gebeine durch-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

zu klatschen, so ist der Beifall jetzt nie mehr allgemein. Die Claqueurs wirken im Theater ungefähr wie ein Isolirstuhl; sie ziehen alle Electricität an sich, und der ganze übrige Saal wird eiskalt. Daß somit bedeutende Schauspieler einen Tribut, der ihnen mehr Nachtheil als Nutzen bringt, nur mit Widerwillen entrichten, ist natürlich; daß sie dessen untrachtet es dazu entschließen, ist ebenso begreiflich. Um jener Forderung zu widerstehen, bedürfte es fast übermenschlicher Tugend, gänzlicher Verläugnung aller Eigenliebe, die von Künstlern, deren ganze Existenz eben auf dieser Eigenliebe beruht, nicht zu erwarten, ja nicht einmal zu wünschen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Die Tänzer-Schwestern. Das-Kolosäum und der Tunnel.

Ich darf nicht schließen, ohne eines Ereignisses zu erwähnen, welches Epoche gemacht hat und doch auch beweist, daß wir mit der Zeit fortleben. Seit den Brüsseler Septembervortagen war die Lieblingsoper der Berliner, „die Stumme von Portici“, aus Berlin verschwunden oder verbannt. Keine Sehner unserer Dilettanten riefen sie zurück. Und mit Recht; denn wer Berlin kennt, dürfte erwarten, daß bei der ersten revolutionären Arie der neapolitanischen Fischer Parterre und Parquet sich erheben, einstimmen, dreifarbige Fahnen schwenken würden, und die Revolution wäre dagewesen, man wüßte nicht wie. Eine hohe Polizei soll dabei, sehr psychologisch argumentirend, auf die Verwandtschaft des neapolitanischen mit dem berlinischen Charakter sich berufen haben, die beide so leicht in Feuer gerathen um etwas, was nichts ist. Deshalb war sie über Jahr und Tag unter Schloß und Riegel, bis zwei loyale Tänzerinnen aus Wien mit ihren entzündenden Sprüngen dem Enthusiasmus bergestalt erregten, daß unsere Polizei wohl einsah, wenn unsere Berliner sie sehen, werden sie kein Auge mehr für Politik haben, und daher die gefangene Stumme frei gab. Den Abend zu beschreiben, vermag meine Feder nicht. Es gibt Dinge, die sich eben nur fühlen lassen. Nun war die glückliche Zeit zurückgekehrt, die drei Farben mit ihrem bösen Omnia und ihren guten waren vergessen, vergessen Pöbel, Ruffen, die Paplere (die Börse wurde früher geschlossen); Berlin hatte seine Stumme von Portici wieder, was wollte es mehr? Der Ras-Antello hatte in der Zwischenzeit seine Stimme etwas verloren; was that das, daß der Rebell stumm geworden? lächelte doch dafür die Stumme immer so süß und sprang um so höher vor Freude, je länger es ihr verboten war. Das Parterre hatte man aus Vorsicht in gesperrte Sige verwandelt, und wo ein Plätschen frei geblieben, war es loyal und martialisch besetzt. Unnötige Vorsicht, wo ein Zauber wirkte, wie der der Demoiselles Elsler. Diese regieren im Augenblicke über halb Berlin, und ihr Scepter ist sanft. Ich könnte Ihnen viel davon schreiben, aber ich weiß nicht, wie man mit Gedankenstrichen und gedruckten Linien den Strichen und Linien nachkommt, welche die Beine dieser Tänzerinnen zum unbeschreiblichen Erstaunen und Entzücken des Publikums in den Lüften beschreiben. Unser beliebter Dualismus findet sich nunmehr auch im Ballet repräsentirt; es sind zwei Tänzer-Schwestern, wie zwei Justizminister, die den Enthusiasmus theilen. Die Entzündungsfüchtigen räuchern, nachdem die Tempel so lange geschlossen waren, mit neuem Fanatismus

und an den neuen Altären und mit einem Art Wettschach, der selbst zur Conzagszeit noch nicht verbraucht war.

Auch ist ein neues Haus der Freude aufgerichtet. Die Lust soll mit Gewalt nach Berlin. Nahe dem Rhynischer Felde in der alten Jakobstraße ist ein großes Haus erbaut mit einem schönen Saal, und das heißt Kolosäum, und dazu unter ist ein großer Keller, der heißt Tunnel. In jenem wird getanzt, musirt, in diesem gerannt und getrunken. Tunnel und Kolosäum sollen der Vereinigungspunkt werden für alle Stände von Berlin. Wenn sich dies Problem durch einen Saal und einen Keller lösen ließe, dann wäre der Entzückener mehr als er ist und war. Das ungemein kostspielige Unternehmen scheint sich zu halten, wenn auch nicht auf die erst angegebene und gewünschte Art. Berlin ist noch nicht groß genug und zählt namentlich nicht genug Freunde für solche stets glänzende Hallen der Freude, wie Hamburg, Wien, Amsterdam u. s. w. sie aufweisen. Und wäre es überhaupt zu wünschen, daß der Einwohner seine Freude fortan dort suchte? Noch ist das Festhalten an häuslichen Freuden, das Suchen von Genuß und Unterhaltung im Familienkreise einer der besten Charakterzüge des Berliners.

Wolfgang Menzels artige Kenner, die doch zum großen Theil für Berlin berechnet sind, hätten auch recht amüßirt, wären sie nicht unglücklicherweise mit den Geschwister Eislern zusammen eingetroffen. Wie konnten sie da die Aufmerksamkeit fordern, auf die es in dergleichen Dingen ankommt? Der Berliner liebt den Scandal (natürlich im englischen Sinn); wer ihn lobt, der kommt ihm verdächtig vor. Nur ist es schade, daß Herr Menzel Berlin so sehr wenig kennt. Er sollte, wenn er wünscht, sich als Epigrammatist ausbilden, und nach dem Rufe eines Johannes Falk streben, zu uns kommen; hier ist die hohe Schule dafür. Da er nur nach Hörensagen urtheilt, treffen die meisten seiner Pfeile das Ziel nicht, oder kommen stumpf an. Wer das Terrain kennt, wird, wenn er dazu Lust hat, immerhin ein guter Schütze sein.

R ä t h e l.

Gegenstück zu dem in Nr. 24 d. J.

„Ich kenn' eine Blume wunderschön,“

Du, der auf Gleichnissreden sich versteht,

Sprich, auf wen mein buntes Gleichniß geht?

Ein Cactus, blüthenlos, der nichts als sticht;

Wem bangt vor Stacheln, der berührt ihn nicht!

Ein Regenguß, vor dem kein Schirm auch schützt,

Den ins Gesicht ein eisiger Wind auch sprüht.

Ein Sonnenstich, der auf's Gehirn auch brennt,

Für den der Klügste keinen Schatten kennt.

Ein Klapperwert, durch Galle stets erfrischt,

Das härter als ein Flegel drischt.

Ein Herr, der wohl verblende, Magd zu sein,

Zum Knecht unbrauchbar, und der Magd zur Pein.

Ein Bär, der Kette los, der furchtlos brummt,

Vor dessen Lärm der Donner selbst verstummt.

Ein Aetna, welcher Flammen speit und Gift,

Wohl dem, der flieht, eh' ihn die Lava trifft.

Es kam als Meisterstück aus Gottes Hand,

Der Teufel zwar ist's nicht, doch ihm verwandt.

Leicht ist's erkennlich an den scharfen Krallen,

Muß solch' ein Stück nicht aller Welt gefallen!

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 5. März 1832.

— Man stirbt

viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefallt.
Und endlich denkt, man müsse stets gefallen.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jetzt.

(Beschluß.)

Die Schauspieler bleiben meist nicht dabei stehen, daß sie die ihnen zukommenden Freibillets an ihre Ehe-
valleris vertheilen; mehrere abonniren sogar bei
Kassirern und zahlen Jahrgehälter. Es gibt Theaterver-
waltungen, die den Herrn Generaldirektor förmlich
besolden.

Wir haben so eben bemerkt, daß die bezahlenden Zu-
schauer die Herrn unter dem Kronleuchter scharf kontro-
liren, und Lobten hinzufügen, daß unzeitiger Beifall
oft durch zahlreiches Pfeifen ersetzt wird. Wenn dem so
ist, fragt man mich, ist es denn ein so großer Mißstand
an jenen bezahlten Beifall? Ich antworte: er hat die
verderbliche Folge gehabt, daß gegenwärtig gar kein ei-
gentliches Theaterpublikum mehr besteht. Vormals be-
suchte eine Menge alter Theaterfreunde das Parterre,
denen es das größte Vergnügen machte, den jungen Schau-
spieler zu bilden. Sie folgten ihm gewissermaßen Schritt
vor Schritt, ermunterten ihn, wenn er die richtige Bahn
einhielt, warnten, wenn er davon abwich. Ihr Beifall,
Ihr Bravos, ihr Murren, ihr Schweigen sogar belehrte
sehr den Schauspieler an. Es war dies ein lebendiger,
praktischer Unterricht. Damals waltete im Schauspiele
eine Art von elektrischem Fluidum, das von den Schau-
spielern dem Publikum, von diesem jenen zuströmte. Jene
Theaterfreunde waren meist Männer von mäßigem Ein-

kommen; das Parterre besuchten sie wegen der Billig-
keit des Preises; aber das Ueberhandnehmen der Cla-
queurs verschonte sie daraus, und da die Preise auf der
ersten Gallerie und im Orchester ihnen zu hoch waren,
zerstreute sich der der Kunst so förderliche kleine Areopag.
In den heutigen Theatern gibt es daher keine eigentlichen
Theaterfreunde, es gibt nur Zuschauer, aber keine Rich-
ter mehr. Wägen die Herrn vom Kronleuchter die An-
sichten und Gefühle des Publikums noch so fleißig studie-
ren, dem Schauspieler können sie nimmermehr von wabi-
rem Nutzen für seine Kunst seyn. Die materiellsten Effekte
lassen sie zwar allerdings auf; aber jene Mittelstücken,
jene Arten, fast unmerklichen Nuancen, in denen sich
gerade das Talent ausdrückt, entgehen ihnen, und was
das Schlimmste ist — sie rügen keine Fehler. Was ist
aber auch die Folge davon? Daß die heutigen Schauspie-
ler an ihre eigenen Erfolge nicht mehr glauben.

Eines Tags wünschte ich einem der ausgezeichnetsten
Mitglieder des théâtre français zu seinem glänzenden
Abend Glück. „Sie finden also, daß ich gut gespielt habe?“ —
„Ganz vortrefflich; dafür bürgt Ihnen übrigens der laute
Beifall.“ — „Leider,“ erwiderte der achte Künstler,
„weiß ich nur allzuwohl, wie man ihn erlangt!“

Man vergleiche diesen an sich selbst zweifelnden Schau-
spieler mit einem frühern. Man erzählt mir von Pre-
ville folgende Anekdote: „Eines Abends trat dieser große
Künstler, nach dem rauschendsten Applause, ganz beküm-
mert in die Coulissen. „Was ist Dir?“ fragte einer seiner

Kunstgenossen. „Der kleine Winkel hat nicht applaudirt.“ Er meinte damit eine Stelle des Parterres, wo einige einsichtsvolle Theaterfreunde zusammenzukommen pflegten. Einen Augenblick nachher trat er wieder auf, übertraf sich selbst und kam freudestrahlend in die Rowliffen; der kleine Winkel hatte stürmisch applaudirt.“ Leider gibt es in unsern Tagen keinen kleinen Winkel mehr,

Schließlich noch eine, vielleicht paradox oder seltsam scheinende Bemerkung. Meiner Meinung nach ist ein Umstand wenigstens eben so sehr, als das Aufkommen der bezahlten Klatscher, am Verfall des Theaters Schuld, und dieser Umstand ist das beinahe gänzliche Erlöschen des Vorurtheils gegen den Schauspielerstand. Gerade dieses Vorurtheil war eine Schranke, welche die Mittelmäßigkeit von der dramatischen Laufbahn zurückhielt. Um jenes Vorurtheil nicht zu scheuen, bedurfte es eines unwiderstehlichen Dranges, eines tief gefühlten Berufs. Aber seit der Revolution ist alles anders geworden. Das Theater ist gegenwärtig eine Laufbahn, ungefähr wie jede andere. Ohne Hang, aus Konvenienz, gelegentlich, sogar zufällig, schlägt man sie ein, ja oft widmen die Eltern ihre Kinder geradezu diesem Stande. Was ist die Folge davon? Die heutigen Akteure sind in der Mehrzahl gute Ehreänner, gute Bürger, überhaupt wackere Leute, aber — elende Schauspieler. Es ist eine nur allzutraurige Wahrheit: von Ausnahmen, wie natürlich, abgesehen, nahm, als in Thallens Hallen die Sitten einzogen, das Talent Abschied.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Franz war erschüttert. Seine noch fast kindische Seele ahnete das Daseyn einer Schattenseite des Lebens, und sein welches Herz entschuldigte jetzt vollkommen den Unglücklichen. Er gab sein heiliges Versprechen, den wiedergewonnenen Freund bei der tiefgetränkten Schwester zu vertreten, ja seine jugendliche Lebendigkeit that den Schwur, nicht eher zu ruhen, bis beide edle, durch ein finsternes Mißverständnis getrennten Herzen sich wieder verehnt hätten. Colmar dankte ihm mit einem heißen Bruderkuß; seine Seele erschloß sich von Neuem dem Lichte, und unter heitern Gesprächen ritten beide nun in die Stadt zurück. Später, wenige Tage darauf, theilte Colmar ihm den Grund seines Betragens an jenem unglücklichen Abende, so wie seine frühere Geschichte mit, die wir hier für den Leser einschalten.

„Meine Familie stammt aus dem Norden; sie ist zahlreich und zählte in früher Zeit Männer von bedeutendem Range und Ansehen in ihrer Mitte. Mich bestimmte mein Vater in früher Jugend schon zum Militärdienste;

doch er sollte nicht die Freude haben, seine Absichten ausgeführt zu sehen: der Tod rief ihn ab, und ein Oheim mütterlicher Seite nahm sich mit Ernst und Sorgfalt meines Schicksals an. Er bekleidete als Gesandter an einem kleinen italienischen Hofe eine ziemlich wichtige Stelle, und seinem Wunsche folgend, mußte ich die früher eingeschlagene Richtung verlassen und unter seiner Leitung eine neue Laufbahn im Staatsdienst antreten. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es, seine Zufriedenheit zu erwerben; mein Fleiß war unermüdetlich, in der Treue und Pünktlichkeit, so wie im Betragen bei öffentlicher Gelegenheit, nahm ich mir ihn zum Muster, und er erkannte mein Bemühen mit Lob. Durch seine Fürsprache erlangte ich die besondere Huld unseres Souveräns, mein Glück schien gemacht zu seyn — da — seltsame Fügung! — sollte ein Moment das Gebäude dieser stolzen Hoffnungen und Wünsche zertrümmern. Ich sah Ophellen, Gräfin von Verglao; ihre Gestalt, ihr Wesen that meiner Eigenthümlichkeit Anfangs wehe; doch wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens? Gerade dieses verneinende Gefühl verwandelte sich, bald in die stärkste, gegenseitige Anziehungskraft. Ich liebte das schöne Mädchen, liebte mit einer trunkenen Schwärmerel, die mich über mich selbst und das Leben völlig hinwegsetzte. Ophellens Seele neigte sich zu der meinigen, wir verstanden uns schnell und gingen von nun an einen Weg. Mein Oheim entdeckte an meinem veränderten Wesen, an der gänzlichen Theilnahmlosigkeit für alles, was nicht meine Liebe berührte, bald die erwachte Leidenschaft; doch er war zu klug, um unangelegentlich oder tränkende Worte zu verlieren. In dieser Zeit erschien an unserm Hofe ein Mann, der sogleich meiner Freunde lebhaftes Interesse erregte; auch ich sah ihn gerne: sein Gesicht, obgleich nicht schön, konnte Theilnahme einflößen, sein Betragen war ungezwungen, seine Haltung die eines weit herumgekommenen Weltmannes. Ich erfuhr aus dem Munde meiner Geliebten, es sey ihr Oheim, doch sehe sie ihn kaum als einen solchen an, da der Graf schon lange in Zwistigkeiten und in höchst gespannten Verhältnissen mit ihrer Familie lebe; ja sie wisse sogar von ihrem seligen Vater, daß er diesen seinen ältesten Bruder nur ein Paar Mal in seiner Jugend gesehen und ihn daher fast gar nicht gekannt habe; der Grund dieses Verhältnisses sey ihr immer ein Räthsel geblieben. Ich suchte dieses Räthsel zu lösen und sprach lebhaft den Wunsch aus, Ophellen mit ihrem Oheim wieder zu vereinen, oder eigentlich diesen, ihr fernstehenden, verkannten Mann ihrem Herzen entgegenzuführen; doch bei den geringsten Versuchen der Art widersezte sich meine Geliebte auf das Heftigste, und als ich dennoch nicht nachließ, erklärte sie mir, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Grafen fühle, ja daß sogar in seiner Nähe sie plötzlich

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

des Wirthrades, die Deutschland drohende Literaturnoth abwehren könnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zustand der Theater. Perceval's Wotter.

Von was soll ich Ihnen schreiben? Von Kunst? Niemand denkt daran. Von der Bühne? Die ist schlechter bestellt, als je. Lord Lewison Gower hat zwar ein Trauerspiel geschrieben, Anna von Elve bestellt, und es ist auch aufgeführt worden; wer aber die sogenannte Uebersetzung des Faust von Fr. Herrlichkeit kennt, wird wohl voraussetzen, daß ein eigenes poetisches Nachwerk aus derselben Feder sich nicht über das Gewöhnliche erhebt. Das Wertwürdigste an unserer Bühne ist jetzt die Menge der neuen Theater, welche in der Hauptstadt und ringsherum beinahe täglich, wie Pilze, emporschießen und mitunter auch eben so schnell verschwinden. Diese Theater sind alle klein, und das Publikum, d. h. derjenige Theil desselben, der noch so weit hinter der Fashion zurück ist, daß er ein anderes Theater als die italienische Oper besucht, der sich in diesen Häusern behaglicher fühlt, als in den großen Patenttheatern, hält dieselben aufrecht, einem Gesetze zum Trog, welches allen Schauspielhäusern außer den patentirten, welche das Jahr unter sich theilen, ohne daß ihnen am Ende das liebe Brod übrig bleibt, verbietet, etwas anders aufzuführen, als Harlequinaden. Die Patentirten wehren sich nun mit Händen und Füßen gegen die gesetzwidrigen Nebenbuhler und verfolgen diese Winkeltäbner eine nach der andern vor Gericht; diese aber spielen ungestört fort, und jene verlieren durch das Projessiren das bloße Kapital und Popularität, die ihnen noch übrig geblieben. Hätten Coventgarden und Drurylane, sich dem eiserne reißenden schlechten Geschmacke widerlegend, immer das alte Drama aufrecht zu halten gesucht, so würden sie jetzt Unterstützung verdienen und finden. So aber waren sie es, welche am eifrigsten am Verderbnis des Geschmacks arbeiteten und die Bretter, über welche König Hamlets Geist zu schreiten pflegt, von Affen und Meeresthieren besudeln und durch Kappallen aller Art, Lustspringer, Bänkefänger, Bierfiedler, entweihen ließen. Wägen sie jetzt den Lohn dafür erndten. Die zwei kleinern Patenttheater, die englische Oper und Haymarket, haben sich immer, das eine durch gut aufgeführte Opern und das andere durch gute Schau- und Lustspiele ausgezeichnet, und ihre Bänke sind darum selten leer.

Einen Hauptspieß in dieser unglücklichen Zeit hat uns vor Kurzem Herr Perceval zum besten gegeben. Dieser Mann, ein Sohn des ermordeten Ministers dieses Namens, bezieht nicht nur selbst vom Staate eine gute Einnahme, ohne etwas dafür zu arbeiten, sondern mehrere seiner Verwandten sind von den Coroministerien aufs beste versorgt worden. Nun sieht er, daß viele Tausende, ja man sagt Millionen im Lande in bitterer Armuth und Unwissenheit schmachten, in solcher Armuth und solcher Unwissenheit, daß Viele zu schweren Verbrechen gegen Personen und Eigenthum sich haben hinreißen lassen, und die Uebrigen in dumpfem Unmuth das Hinbrüten, jeden Augenblick bereit, gegen diejenigen loszubrechen, die des Guten zu viel haben; er sieht, daß das Land und vor allem diese elenden Klassen von einer fürchterlichen Gefahr bedroht werden, welche denen am gefährlichsten ist, welche, von Hunger und Frost erschöpft, nicht Lec-

benskraft genug besitzen, ihr zu widerstehen. Nun sagt Perceval: das Land hat großmüthig mich und die Meinigen versorgt, und aus Dankbarkeit will ich — was denkt wohl der Leser, was der fromme, dankbare Mann für die durch Mann gel, Pest und Aufruhr leidende oder davon bedrohte Nation thun will? — ihr etwa seinen unverdienten Gehalt zurückgeben? will er etwa die Gutbesitzer bestimmen, die freie Getreideeinfuhr zu gestatten, damit die Arbeiter wohlfeileres Brod bekämen, oder ihren Pachtzins herabzusetzen, damit die Pächter ihre Tagelöhner besser belohnen könnten, oder in Zukunft mit ihren Thiergärten neuen Straßen und Kanälen keine Hindernisse in den Weg zu legen, damit die Industrie des Landes sich ungehemmt entwickeln könnte, oder überhaupt etwas zu thun, wodurch die Ursachen der Armuth und der Unzufriedenheit der Menge und die Opfer der Krankheit vermindert werden könnten? — ach nein, das wäre zu viel für ihn und andere; er will, das Unterhaus solle den König anheben, daß Seine Majestät einen allgemeinen Buß, und Fasttag's anordne! Schon in der vorigen Session machte er denselben Antrag, und das Land nahm ihn mit allgemeinem Geschrei auf. Er ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken; bei verschlossenen Thüren, als schäme er sich, in Gegenwart einer mißhandelten Nation zu reden, wiederholte er den Antrag, und die Regierung mußte sich, um einer ärgeren

weiß, daß die Gallerie voll von Zuhörern ist und daß besonders die Zeitungen ihre Correspondenten da haben, mittelst welcher das Reden und Thun eines jeden Mitgliedes nach wenigen Stunden dem Lande mitgetheilt wird, und obgleich nicht selten Mitglieder sich im Unterhause beschwerten, die Zeitungen haben ihre Reden nicht ausführlich genug mitgetheilt. Indessen besteht einmahl die Verordnung, und sobald ein Mitglied dem Sprecher anzeigt, es seien Fremde zugegen, so muß derselbe sie augenblicklich entfernen lassen. Dies ließ nun auch Perceval thun, aber es half ihm nichts; denn es erschien am Morgen in fast allen Zeitungen nicht nur eine Geschichte der ganzen Verhandlung, sondern auch ein vollständiger Auszug aus seiner zwei Stunden langen, höchst anmaßenden und lächerlichen Rede. Natürlich war der fromme Mann sehr erbost darüber und wollte den Drucker der Times bedrohen zur Rechenschaft ziehen; aber die Herrn Hume und Warburton erklärten beide, sie haben den Zeitungen jene Notizen mitgetheilt. Er wagte es also nicht, die Sache weiter zu treiben; da man aber auch von andern Seiten her jenen Herrn Unrecht gab, so versprachen diese, dergleichen Berichterstattungen in Zukunft zu unterlassen; jedoch zweifle ich, daß deshalb irgend etwas, was in dem Hause bei verschlossenen Thüren verhandelt werden mag, dem Lande verschwiegen bleiben kann, indem es jedem Mitgliede frei steht, seinen Freunden zu erzählen, was im Hause vorgefallen ist, und ein Zeitungsschreiber die Sache nur hypothetisch nachzuerzählen braucht, um jeder Strafe zu entgehen. Aber das Parlament weiß zu gut, was sein Vortheil ist, um die Zeitungen oft zu solchen Umschweifungen zu nöthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 6 . M ä r z 1 8 3 2 .

Stn von dem Welt zu Etnas Meere,
Vom kalten Ody zum Curia,
D schon die werten Rinderbeere;
Sit Lämmern auf und blöhen.

J. N. Vos.

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

Fragmente aus Renouard's: Voyage en Russie.

Von Novogorod an bestand unser Weg auf einer Strecke von vierzig Wersten aus einem abwechselnden Knüppelbamm. Einige Stundenlang waren wir schon auf ihm hin und her gerüttelt worden, als plötzlich die Langwiede unsers Reisewagens brach. So befanden wir uns gegen Tagesanbruch allein mitten in einem Walde, dessen traurige Dede kein lebendes Wesen belebte, drei Meilen weit entfernt vom nächstgelegenen Dorfe. Schlammiges Wasser bedeckte den Boden des Waldes und überschwemmte an mehreren Stellen die Straße, die sich in einen endlosen See zu verlieren schien; ein dichter Nebel wurde vom eisigen Nordwinde durch den Wald getrieben und senkte sich bis auf die Erde. Unsere Lage — ärgerlich und komisch zugleich — setzte uns Anfangs in nicht geringe Verlegenheit, doch bald kam uns die russische Gewandtheit zu statten. Neboss! (sorgt nicht) rief unser Postillon, sprang zu Boden, und indem er jenen charakteristischen Ausruf, welchen die Ruschiks (Bauern) stets im Munde führen, noch einige Mal wiederholte, zog er ein Weil aus seinem Gürtel, riß einen Balken aus dem Knüppelbamm der Straße, hieb ihn zurecht und befestigte ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an den Wagen. Diese einstweilige Reparatur setzte uns in den Stand, die nächste Station, eine Militärkolonie, zu erreichen, wo wir den Rest des Tages zubrachten.

Gleich nach unserer Ankunft daselbst verkündeten uns Trauergesänge, von Schluchzen und Wehklagen begleitet, die Annäherung eines Leichenzugs; wir folgten ihm zur Kirche. Der Sarg wurde von den Soldaten, welche ihn getragen hatten, vor dem Altare niedergestellt; er war offen und enthielt eine weibliche Leiche. Ein Mädchen, der Verstorbenen Schwester, fuhr fort, das Klagerlied zu singen, welches unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Dieser Gesang, welcher selbst während des Todtenamtes kaum unterbrochen wurde, hatte etwas Herzzerreisendes und machte überhaupt einen ganz eigenen Eindruck. Die Meisten unter den Anwesenden warfen einige Kerzen auf die Leiche, um dafür einige Duzend Kerzen anzuschaffen, welche auch sogleich angezündet und rings am Munde des Sargs dicht an einander aufgestellt wurden. Sobald der Pope seine Gebete beendet hatte, wurden die Kerzen wieder ausgelöscht, und zugleich brachen alle gegenwärtigen Weiber auf einmal in Klagerlieder und Jammer aus. Im Tone wilden Schmerzens warfen sie dem entseelten Leichnam um den sie sich drängten, seinen Tod vor, sie fragten ihn, warum er schon von der Erde scheiden wolle, dann stürzten sie sich auf den Sarg, bedeckten mit Küßen Mund, Augen und Hände der Leiche und erfüllten die Kirche mit ihren abgemessenen Jammertönen.

Der Priester trat wieder an den Altar, auf dessen Stufen man einen, ungefähr drei Fuß langen Klotz von Lannenholtz gestellt hatte. Dieser Klotz war an beiden

Enden ziemlich plump abgesägt und mit der Art der Länge nach in zwei Hälften gespalten, die ein straff geknüpftes Leinentuch zusammen hielt. Der Priester ließ den Knoten lösen, und nun erblickten wir in diesem rohen Sarge den Leichnam eines todtebornen Kindes, welcher sogleich von kleinen Mädchen und Knaben umringt und von ihnen mit Küffen und Liebkosungen überhäuft wurde.

Hierauf wandte sich der Pape wieder zum Sarge des jungen Weibes; er warf in denselben ein Bildniß des heil. Nikolaus, mehrere aus weißem Holz geschnitzte Kreuze, so wie ein Papier, welches ein an den heil. Petrus gerichteter Freipaß sein soll, um dem Verstorbenen den Einlaß in den Himmel zu erwirken. Dann deckte er das Leinentuch auf, zog darunter eine Flasche hervor, öffnete sie und goß daraus eine dicke Flüssigkeit auf die Leiche; sogleich drängten sich alle Anwesenden, Männer, Weiber und Kinder hinzu, tauchten ihre Finger in die Flüssigkeit und brachten sie zum Munde. Uns trieb der Ekel hinaus.

Die Militärkolonie, in der wir uns befanden, dient einem Infanterieregimente zum Aufenthalte. Der ihm angewiesene Distrikt, welcher mehrere Meilen im Durchmesser hat, trägt Spuren sorgfältigen Anbaus. Die Straßen, welche die einzelnen zur Kolonie gehörigen Dörfer verbinden, sind gut erhalten und zu beiden Seiten mit regelmäßigen Reihen von Birnbäumen versehen, welche einen angenehmen Anblick gewähren. Im Mittelpunkte der Kolonie befinden sich die Gebäude des Regimentstabs. Außer den Wohnungen für die Stabsoffiziere, enthalten sie noch die Schulen, die Gefängnisse, das Spital und einen großen Exerciersaal für den Winter. Jedes Dorf wird von einer ganzen oder halben Kompagnie bewohnt; dasjenige, in welchem wir verweilten, mochte aus 180 Häusern bestehen, welche eine einzige, sehr breite Straße bildeten. Diese Straße war mit feinem Sande beschüttet, mit einer schönen Baumplantzung geschmückt und so zu einem anmuthigen Spaziergange geworden.

Die Häuser der Kolonisten sind sämmtlich von Holz, nach demselben Muster gebaut; ihre ländliche Bauart ist nicht ohne Eleganz und ihr Hausgeräthe weniger plump, als das der gemeinen Ruschiks. Zwischen den Häusern liegen kleine Baumgärten. Nichts erinnert in diesen Kolonien an die Dede und die schmutzige Einförmigkeit der gewöhnlichen russischen Dörfer, und ihr freundliches Aussehen könnte in Versuchung führen, ein zu günstiges Urtheil über die Lage ihrer Bewohner zu fällen, in deren Höflichkeit aber keine Spur von der Herzlichkeit und dem Frohsinn der Ruschiks liegt.

Die Militärkolonien sind eine Schöpfung Kaiser Alexanders und gaben bei ihrer Gründung dem Auslande zu übertriebenen Besorgnissen Anlaß. Durch diese Verschmelzung des russischen Heeres mit dem Landvolke

glaubte man die Selbstständigkeit des südlichen Europas gefährdet. Man sprach von der Macht, die das unermessliche Kaiserthum durch seine Umwidmung zu einem furchtbaren Feldlager erhalten werde, von den Millionen lentlamer Sklaven, aufgewachsen unter den Waffen, und ängstlich fragte man sich, ob solch eine Anstalt nicht ein gewisses Zeichen von Angriff- und Eroberungsplänen sey. Solche Absichten waren aber vermuthlich dem Kaiser Alexander fremd. Die Schöpfung der Kolonien war bei Weitem nicht so kolossal, als man sie geschildert hatte; sie kam nur bei einem kleinen Theile der russischen Armee zur Ausführung und stand weit weniger mit ebrgeizigen Absichten, als mit Plänen zu Ersparnissen und Reformen im Innern in Verbindung. Auch bedurfte in Rußland die Organisation des Heeres wirklicher Verbesserungen. Die bedeutende Größe der bewaffneten Macht, unvermeidlich bei der Ausdehnung des Reichs, ist für den Staat, bei seinen geringen Hülfquellen, eine drückende Last. Die Truppenanhebung kann auf einem Raume, der um vieles größer ist, als das ganze übrige Europa, nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen, und die Erfahrung hat schon oft gelehrt, wie nachtheilig dieser Umstand auf die militärischen Operationen einwirkt. Ueberdies brachte oft die Nothwendigkeit, den Gutsheeren die Auswahl der zu stellenden Rekruten zu überlassen, den Auswurf des Landvolks in das Heer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Als ich im Hause des Grafen, das ziemlich abgelegen in der Vorstadt lag, erschien, übernahm es ein alter, grauer Diener, mich zu melden. Meine Phantasie spiegelte mir ein Zimmer voll magischer Instrumente vor, in der Mitte, in weite fließende Gewänder gehüllt, der wunderbare Mann, den ich suchte. Doch statt dessen fand ich den Grafen im elafachen, hierlicheingerichteten Schreibkabinet gerade am Pianoforte sitzend. Er wandte sich um nach mir, grüßte ernst, doch höflich, und gab mir einen Stuhl neben seinem Plaze. Das Gespräch kam nach einem gleichgültigen Eingang auf die Musik; er hörte meine Meinung an und sagte dann: „Die Musik ist Sprache der Geister; wem wieder Antwort wird, der hat diese Sprache ganz verstanden.“ — „Wo suchen Sie diese Geister?“ fragte ich. „In uns selbst,“ erwiderte er; „der Wille, das ist der feste Glaube an unsere Geistigkeit, ruft sie hervor und vernichtet sie wieder. Wir vermögen Alles durch den Willen; ein tyrannischer Wille, durch unermüdbliche Anstrengung, durch Beharrlichkeit und

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

einem Schrei hob ich juchend — Gott! da stand dieselbe Gestalt, eben so lächelnd, und die Spiegel im Gemache vervielfältigten die wandelnden Gespenster; überall, aus allen Ecken traten sie auf mich zu; meine Bestimmung drohte, mich zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M a s u u g.

Es regt ein junges Leben sich
Im Mutterchooß der Zeit,
Und zuckt und ringt sehnsüchtiglich
Und wäre gern befreit.

Ihr Dränger, hemmt es nicht noch lang
Im engen Mutterchooß,
Sonst bricht es durch mit wildem Drang —
Ein Knabe led und groß.

Robert dem Teufel gleicht es dann,
Unbändig, riesenstark,
Schon an der Wiege wie ein Mann
Mit festem Eisenmark.

Dann weh der Amme, die da Lust
Verspürt, sich ihm zu nah!
Er beißt sie wohl in ihre Brust
Mit seinem scharfen Zahn.

Und weh dem Pfaffen, der da kommt,
Die Taufe zu vollziehn!
Er meint wohl, daß kein Taufen frommt,
Und schlägt mit Häuten ihn.

Ihr Dränger, hemmt ihn länger nicht
Im dunkeln Schooß der Zeit:
Daß er nicht selbst die Bande bricht
Und jürend sich befreit.

—r.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Parlament. Neue Volksblätter.

Der Examiner, ein ultraliberales Sonntagsblatt, entbält folgende heisende Bemerkungen über den angeführten Gesetzentwurf: „Man hat da über die Verletzung der Verordnungen des Unterhauses gegen die Bekanntmachung seiner Debatten etwas hergeschwabbrommt. Es läßt sich nichts Töbrichteres denken, als der mächtig hohe Ton, in dem man sich bei dieser Gelegenheit hat vernehmen lassen. Bestände das Haus auf diesem vielbesprochenen Recht, so würde es mit Einem Streich seine Bedeutung verlieren; denn den Rest von öffentlicher Meinung, den das Parlament noch genießt, hat es einzig der Bekanntmachung seiner Debatten zu danken. Als behaltender Versammlung fehlt es ihm nicht an Talenten und an Interesse, aber als gesetzgebender Körper ist es verächtlich. Wie die Sachen jetzt betrieben werden, dient das Hin- und Hergerede dazu, die Kritik von seinem Thum und Lassen abzuweichen; aber was würde man vom Hause halten, wenn man nur seine

Leistungen kennen lernte? Kann geht je ein Gesetz durch, in das sich nicht ein ungeheures Versehen eingeschlichen hätte, wodurch die Absicht der Gesetzgeber vereitelt und ihre Unsicherheit offenkundig wird. In einem Gesetz über den Bau eines neuen Gefängnisses wurde verordnet, die Materialien des alten Hauses sollen so weit benutzt werden, als sie ausreichten, ferner aber, die Gefangenen sollen im alten Gefängnis bleiben, bis das neue vollendet sey. Niemand hat noch das Gesetz über die Heirathen vergessen, worin verordnet wurde, die Häuser der Eheandidaten sollen an die Kirchenthüre angeschlagen werden, und welches so voller Widersprüche war, daß unter denselben Niemand in den Ehestand treten konnte. Kurz, lernte man das Unterhaus rein bloß durch seine Verordnungen kennen, man würde es für ein Narrenhaus halten. Ja, hörten die Zeitungen auf, seine Verhandlungen zu berichten, sie würden es dem Haß und der Verachtung preisgeben, da man durch sie allein noch erfährt, daß die Mitglieder, trotz ihrer tollen Streiche, keine Tölpelhäusler sind. Und dann bedente man, wie es die Nation aufnehmen würde, wenn drückende, tyrannische Gesetze in der Stille entworfen und unerwartet ausgeführt würden. Stille ist ein Element der Strenge, und unsere Gesetze sind schon an sich selbst streng genug. Man sey den Fall, daß die bedeutigsten sechs Akten, die Aufhebung der Habeas Corpusacte, oder die Verwerfung der Reformbill ohne alle Vorbereitung auf einmal vor's Publikum gekommen wären, ohne daß dasselbe vorher Gelegenheit gehabt hätte, über die angeführten Gründe und Entschuldigungen seinem Unmuth Luft zu machen, wie schrecklich wäre der Schlag, wie fürchtbar die Reaction gewesen!“ Der Verfasser macht noch ferner die Bemerkung, ohne die Zeitungen wäre das Volk nicht einmal mit denjenigen Gesetzen bekannt, von denen sein Leben und Tod abhängt, da es weder ein regelmäßiges Gesetzbuch, noch irgend ein gesetzlich anerkanntes Mittel gibt, neue Verordnungen des Parlaments, oder gerichtliche Interpretationen vor das Publikum zu bringen, oder Ästere ins Andenten zu rufen... So wäre ich denn wieder ganz unvermerkt in die Politik hineingekommen; aber kann man anders? Leben wir doch heutzutage ganz in der Öffentlichkeit, so daß selbst Kunst- und Literaturblätter in diesen Ton einstimmen müssen, wenn sie auf die Welt wirken wollen. Viele Ihrer Leser werden sich zu erinnern wissen, welche Anstrengungen in den Jahren 1818 und 19 unsere Aristokratie machte, um die eigentlichen Volksblätter, die man mit dem Namen Zweipfennig-Geschmier zu brandmarken pflegte, zu vernichten; die sechs Akten, worauf oben angespielt ist, waren fast allein dahin gerichtet; und, obgleich diese außerordentlichen Zwangsgebote nicht mehr in Ausübung sind, so besteht doch noch die Verordnungs, welche, eben zu jenem Zweck, eine Stempelgebühr von 1 Schilling auf jedes Blatt legt, welches zur Verbreitung politischer Nachrichten bestimmt ist. Diesem nun auszuweichen, ist gegenwärtig das Bestreben der Demagogen, und es erscheinen jetzt Blätter zu Duzenden, die zwar keine unmittelbaren politischen Meinungen enthalten, welche aber die Menge über die Begebenheiten des Tages, nach ihrer Weise, aufzuklären suchen. Wir haben zwei oder drei Sigaros, zwar alle weniger wichtig als ihr Pariser Namentverwandter, aber um so derber, dann einen Punch, einen Punchinello u. s. w., welche alle nicht, wie vormalig, für zwei Pfennige, sondern für einen Pfennig verkauft werden, wobei manche sich noch durch vortreffliche Holzschnitte auszeichnen, welche zum Kaufe einladen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M. O. T. G. E. N. B. L. A. T. T.

f ü r

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März 1832.

— Kommt als ein rauber russischer Wirt,
Ein kriegerisch Waborn, ein Fortanertler,
Werd' alle, nur nicht das! — Furchbarer Schatten,
Redliches Blendwerk, fort!

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Zu ohnmächtiger Wuth stürzte ich auf den Grafen zu, um ihn zu fassen, da schrie er aus der Ecke: „ich, ich bin der Rechte, nur hierher!“ dann dort: „weil, ich — hierher!“ Dabei tönte ein hohles Gelächter und ein beständiges leises Scharren der Pantoffeln auf dem Teppich. Wie ich mich endlich hinangefunden, wie ich die Treppe erreicht, ich weiß es nicht mehr; auf meinem Zimmer angelangt, fiel ich sogleich in ein heftiges Fieber, welches mich eine geraume Zeit im Zimmer hielt. Als ich wieder aufging, hatte der entsetzliche Graf die Stadt und den Hof verlassen müssen, weil er es gewagt, öffentlich in einem Wirthshause sich in doppelter Gestalt zu zeigen und dadurch mehrere Gäste bis auf den Tod erschreckt hatte.

Jahre vergingen nach diesem Vorfall, ich war mit meiner geliebten Ophelie vermählt, und nur jene finstere Erinnerung an den Schatten, der mein Leben berührt, trübte zuweilen den reinen Himmel unseres Glücks; bald gelang es mir auch, diesen zu bannen, und so gab sich meine Seele der schönen Ueberzeugung ganz hin, daß fürder nichts mehr mich an die unglückselige Bekanntschaft mahnen werde. Ich Betrogener! dem leeren Schatten war ich entflohen, um das Entsetzen selbst in meine Arme zu schließen! Bald mußte ich gewahren, daß meine Ophelie mir etwas verberge, daß sie Zusammenkünfte im

Geheim mit einem fremden Manne habe. Die Eifersucht verblendete mich; ich drang eines Abends in ihr Gemach, und wen mußte ich an ihrer Seite treffen? jenen furchterlichen Grafen. Schon früher hatte ich auf Opheliens Arbeitstisch eine Abhandlung gefunden, die aus jenem Buche des Theophrast gezogen war und die sie vor mir verborgen hatte; jetzt wurde mir ihre Gemeinschaft mit dem Entsetzlichen klar, mit welchem sie auch durch die Bande des Blutes verbunden war. Mein Schreck, meine Verzweiflung waren grenzenlos; sogleich bestand ich darauf, daß sie mit mir die Stadt verließ; wir zogen auf ein entferntes Schloß in den Pyrenäen. Dort angelangt, suchte die Falsche den Sturm in meiner Brust zu beschwichtigen, theure Eide schwuren ihre Lippen, daß sie vom Verbrechen ihres Oheims nichts wisse, am wenigsten es theile. Ich Thor glaubte der Lügnerin. Doch kein Monat verging, da gestanden mir eines Tags meine Diener mit Furcht und Zittern, sie haben ihre Gebieterin doppelt gesehen: sie habe zugleich im Vorgang des Gartens gewandelt und in ihrem Kabinette gesessen an ihrem Nähtisch. Ich stürzte zu ihr hin; die Raserei meiner Leidenschaft brach die starrsten Fesseln, in Thränen aufgelöst, ganz Neue und Berauschte, gestand die Arme, zu meinen Füßen liegend, die schwarze Schuld; mit Grausen vernahm ich, wie sie mein argloses Herz getäuscht, wie sie, von früher Jugend an mit dem Oheim vereint, von ihm jene Künste der Hölle gelernt und öfters, doch immer im Stillen, ausgeübt. Mein Blut stockte, mit

einer Bewegung meines Fußes suchte ich die Niedergesunkene von mir zu entfernen. Sie aber kettete sich an meinen Hals und beschwor mich unter Thränen, sie wieder von der finstern Macht zu erlösen. „Wenn ich sähe,“ sprach sie, „daß ihr Gesicht den Ausdruck trüben Nachsinnens annehme, daß ihr Auge plötzlich matt und glanzlos werde, dann sey es ein sicheres Zeichen, daß ihr Geist auf der Wanderung an irgend einem fernem Ort körperlich erscheine; dann möchte ich mit der ganzen Kraft meines Armes ihren Leib oder ihr Antlitz berühren, damit das Blut wieder strömte und der irrende Geist wieder in seine wahre Hülle zurückkehrte. Am sichersten aber werde ich ihren jammervollen, schrecklichen Zustand erkennen, wenn ich das Auge glanzlos, die Wange bleich sähe.“ — Ich that nun, wie sie es gewünscht; doch welch ein Daseyn begann jetzt für mich! Einsam auf einem finstern, verlassenen Schloß, an der Seite eines Wesens, dessen Anblick mich stündlich an die Schauer des Grabes erinnerte, welkte ich dahin und zählte keine frohe Stunde mehr. Eine tiefe Nacht, kalte Resignation bemächtigte sich meiner Seele und drohte, mich in ein frühes Grab zu stürzen. Ja, ich war dem Tode nahe, als endlich der Ibrige erfolgte. — Laß mich, geliebter Franz, schnell über die Begebnisse jener Zeit wegeilen; genug, ich war erlöst, ich war wieder frei; eilig entfloß ich jenen Mauern, die meine täglichen Martern geschaut, alles gab ich hin, keine Nachlassenschaft, kein Zeichen aus jener Periode sollte mich mahnen an die Furchterliche, die ich einst mein genannt. Gott sey gedankt, der Allerbarmere hat sich auch meiner erbarmt; er sandte mir einen reinen Engel des Lichts, der mich tröstete, rettete. Meine Verenzige, kannst Du jetzt, da Du mein Elend weißt, mir noch zürnen? Entschuldige dem Wahnsinnigen, den plötzlich die Götter seiner nächtlichen Vergangenheit überfielen und unter Krämpfen des augenblicklichen Entsetzens zu der unnatürlichen That zwangen! Der Strahl des Mondlichts, der plötzlich auf Dein Antlitz fiel, der zufällig schwächere Glanz des Auges rief mir plötzlich jene Dhyelie und ihre Worte ins Gedächtniß, die finstere Macht faßte mich, und willenlos mußte ich ihr zum Spielzeug dienen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

(Fortsetzung.)

Die Unglücklichen, welche von ihren Herrn zum Kriegsdienste bestimmt werden, kommen ohne alle militärische Gewohnheiten und in der tiefsten Unwissenheit bei ihren Regimentern an. Fern von ihrer Heimath,

bleiben sie zwei- und zwanzig Jahre lang unter den Waffen, ohne Anspruch auf regelmäßigen Urlaub, und nach Ablauf ihrer Dienstzeit sehen sie sich gewöhnlich ohne Hülfe und Zufluchtsstätte. Andererseits nöthigen der Mangel an Städten, der hohe Preis der Transporte, vielleicht auch Gründe der Politik, die Regierung, das Heer zum größern Theile in Kantonnirungen zu legen und nach allen Richtungen zu vertheilen, so daß ein schnelles Zusammenziehen einer bedeutenden Truppenmasse dadurch sehr erschwert wird. Der Kaiser Alexander sah in der Einrichtung von Militärkolonien das zweckmäßigste Mittel, allen diesen Uebeln abzuhelfen. Diese Anstalten bewirkten eine enge Verbindung zwischen den kolonisirten Truppen und dem zu ihrer Ergänzung bestimmten Landvolke. Die Soldaten wurden aus den Kindern der Kolonie genommen und genoßen das Vorrecht, in Friedenszeiten im Schooße ihrer Familie zu bleiben; sie erndteten selbst die zu ihrem Unterhalte nöthigen Früchte, welcher sonach dem Lande weniger zur Last fiel. Von Kindheit auf an den Soldatenstand gewöhnt, hatten sie keinen Widerwillen dagegen, und schon im Voraus konnte man die Fähigsten unter ihnen ausersuchen, um sie zu guten Unteroffizieren zu bilden. Im Alter fanden sie ein sicheres Obdach; in jeder Hinsicht verbesserte sich ihr Loos. Zu gleicher Zeit trugen jene Anstalten auch zur Verbreitung und Vervollkommnung des Ackerbaus bei, denn sie sollten in bisher noch unbebauten Gegenden angelegt werden. Alexanders erhabener Charakter ist Bürge dafür, daß er bei diesem großartigen Plane auch beabsichtigte, die Lage der Bauern glücklicher zu machen, sie aufzuklären und nach und nach auf die Bahn einer fortschreitenden Freiheit zu bringen. Vielleicht ist sogar in der Furcht des Adels vor diesem Ziele der Grund des wirklich energischen Widerstandes zu suchen, den der Kaisers Plan von Seiten der höchsten Stände fand. Endlich hoffte man noch durch Gründung dieser zugleich militärischen und ackerbauenden Kolonien einen Vortheil zu erlangen, dessen Wichtigkeit der Krieg von 1812 doppelt hatte fühlen lassen, nämlich eine bleibende Schutzwehr der westlichen Provinzen zu erhalten und die Reichsgrenzen gegen Preußen, Polen und Oestreich auf ähnliche Weise zu sichern, wie jene gegen China, die Tataren und den Kaukasus. Die Ausländer hätten in diesen Anstalten eher ein Mittel zur Vertheidigung als zum Angriff sehen sollen, da gewiß ein Heer, welches alle Gewohnheiten der Ansässigkeit und die Hoffnung des Besizses an den heimischen Boden fesselt, weniger als jedes andere sich zu einem Eroberungskriege eignet. Auf jeden Fall schien die Ausführung von Alexanders Planen dem Reich eine große Macht zu verbürgen: die neue Einrichtung sollte sich über den größern Theil des russischen Heeres erstrecken, fast alle Kronländer sollten dazu

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

leicht desselben Hauses, die sich und ihre Kinder von einem kleinen Gewerbe ernährte, aber, seitdem der Gewerbefleiß in Stoclen gerathen, in tiefes Elend versunken ist und den Hunger ihrer Kleinen nicht zu stillen vermag. Der Bauer, der einen kleinen Acker besitzt, kann auch in Elend gerathen; allein die Erndte hilft ihm wieder auf, er kann Geld aufnehmen und seinen Besitz, seine künftige Erndte im Nothfall verpfänden; wo aber sollen die vielen tausend Arbeiter und Arbeiterinnen hinaus in unserm Europa, wo das Landeigentum so ungleich vertheilt ist, wenn die Arbeit in Stoclen geräth, wie dies so oft der Fall ist? Freilich fehlt es nicht an Armenhäusern, wohlthätigen Vereinen, Hospitälern; allein nicht allen wird geholfen, und wenn die Noth lange anhält, vermindert sich auch die Hilfe. Die vielen tausend Familien, die nichts haben, befinden sich fortwährend in demselben Zustande, ohne daß sich eine günstigere Aussicht zeigt. Daß es in Frankreich nicht allein so geht, sieht man aus dem ungeheuren Ertrage der sogenannten Armentaxe, welche das begünsterte England zum Unterhalte seiner Nothdürftigen zahlt und die im vorigen Jahre über neunehalb Millionen Pfund Sterling eingebracht hat. Wo eine so ungeheure Summe zum Unterhalte herbeigeschafft werden muß, die auf Kosten des Staates leben, da muß großes, unendliches Elend herrschen. Die St. Simonisten werden populär bleiben, so lange sie sich gegen den mangelhaften bürgerlichen Zustand Europas, der solche Erscheinungen hervorbringt, eifern; je treffender, je energischer sie diesen Zustand schildern, desto mehr wird man ihnen Gehör geben und zuletzt gendthigt werden, überall die Vorrechte gewisser Klassen der Gesellschaft aufzuheben und die Menschen wieder auf gleichen Fuß zu setzen. Niemand seiner Geburt oder seines Standes halber zu begünstigen und dem Verdienste, dem Fleiße sein gebührendes Recht widerfahren lassen. Bis dahin muß man zu einigen, vor der Hand das Elend mildern den Hülfsmitteln seine Zusucht nehmen, als z. B. Begünstigung der Auswanderung nach Amerika, wo noch jeder Bewohner sein Stück Land bekommen kann, und Erleichterung der Nahrungskosten. Das hin gebren denn vorzüglich die in einer großen Stadt, wie Paris, so leicht zu verschaffenden Gallertsuppen und die wohlfeilere Zubereitung des Brodes. Um das Volk in Ruhe zu halten, wenn das Brod theuer ist, macht die Polizei große Aufopferungen, mit dem Gelde der Nation verlegt sich, und bezahlt den Bäckern ein Bestimmtes, damit sie das Brod nicht zu vertheuern brauchen, oder erlaubt ihnen, was im Grunde eine Spitzbuberei ist, das Brod leichter zu backen, damit sie nicht gendthigt seyen, die Preise zu erhöhen. Dies sind aber schlechte Hülfsmittel und können in einem freien Staate, wenn die Polizei streng in ihre Grenzen gewiesen ist, nicht dauern.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Angriffe auf die Staatskirche.

Eines der freiesten Blätter der Art heißt a Slap at the Church (der Kirche eine Schlappe), und es ist seine sanfte Hand, welche die Ohrfeigen austheilt. Nr. 3, welches eben vor mir liegt, hat folgende graphische Verzierung: Ein unbehüllich fettes Weib, mit Haarbäcken, Schweinsaugen und gelfernbem Munde, sitzt halb schlummernd in einem höchst peinlichen Armsessel; das Haupt ist mit Rissen gestützt, und der Thurm und die Wetterfabne, nebst der Nationalflagge, welche sich auf der Nachtmütze als Verzierungen erhe-

ben, bezeichnen die Dame als Mutter Kirche. Dieses wird noch deutlicher, da man auf ihren Armen mehrere gemästete Präsidentsen umhertrieben sieht, und ihr zur Rechten ein Schwein mit Ferkeln, zur Linken ein Paar Walzenarten und zu ihren Füßen einen Korb voll Gemüse und Früchten erblickt, vor welchem ein gegen ihren Schooß lebendes Bilschafchen steht, das, ein mit Kirchen behangenes Kreuzchen in der Hand, die vor ihm aufgebäuften Gaben mit Entzücken zu überschauen scheint. Dieses Bild ist mit Citaten aus mehreren berühmten Werken gegen die Staatskirche begleitet; dann folgt eine fingirte Zusammenkunft der Bischöfe, die man einander die bittersten Dinge sagen und zuletzt vom Teufel auseinander sprengen läßt; den Schluß macht eine Reihe schwärzlicher Angaben, Anerboden und Spöttereien gegen diese Anstalt, die leider die Zeit verfaunt und durch ihre allzugroße Unabhängigkeit an das Zeitliche ihren Einfluß auf das Volk nur zu sehr eingebüßt hat. Man mißgibt ihr ihr Einkommen und vergißt über dem Reichthum einiger Prälaten und einiger wenigen Pfarrer, daß die Masse der Geistlichkeit, welche doch größtentheils aus dem Volke hervorgeht, bei weitem nicht zu hoch bezahlt ist, wenn man anders religiösem Unterrichte nicht für etwas ganz Ueberflüssiges ansieht. Das Uebel aber ist, daß die Menge und diejenigen, welche für dieselbe schreiben, entweder gleichgültig, ungläubig oder fanatisch sind, d. h., sich entweder gar nicht um Religion bekümmern, oder jede Religion verwerfen, oder sich zu den Seiten bekennen, deren Prediger sich häufiger und direkter an die Einbildungskraft der Menge wenden, als die Geistlichen der englischen Kirche. Hierzu kommt denn noch, daß letztere meistens auf der Seite der Tories oder der Feinde der Neuerungen stehen, was sie denn auch als politische Gegner verhaßt macht, und man somit durch ihre Demüthigung und durch Vernichtung der Staatskirche die Aristokratie zu schwächen hofft. Während man aber in England diesen Zweck durch Bearbeitung der Gemüther mittelst der Presse, und so zuletzt auf gesetzlichem Wege zu erreichen sucht, haben ihn die Irländer auf ihre eigenthümliche, gewaltsame Weise bereits erreicht. Es bildete sich nämlich, allen Gesetzen zum Troste, rühn, im Angesicht des Tages, in mehreren der dortigen Grafschaften ein Verein, der offen den Entschluß aussprach, seinen Steuern mehr zu entrichten. Sie haben ein solches Schwendensystem eingeführt, daß kein mit Mühe und Kosten ausgewirktes Dekret ohne eine bedeutende Polizei, oder Militärmacht vollzogen werden könnte. Natürlich aber müßte eine Geistlichkeit, die ihr Einkommen dem Volke mit dem Bajonet abzwängt, bald moralisch zu Grunde gerichtet seyn. Die Legislatur hat sich also bereits dahin entschieden, daß, während sie den gegenwärtigen Inhabern der Pfründen ihr Einkommen sichert und die Regierung das Eintreten desselben übernimmt, der Zehnte durch eine Gutsteuer ersetzt und nach dem Absterben der jetzigen Inhaber eine andere Vertheilung des Ertrags vorgenommen werden soll. Etwas Ähnliches muß nun auch in England geschehen, und somit wäre wahrlich der erste Schritt zur Trennung der Kirche vom Staate geschehen, ein Schritt, den man auch der Irdischen und Besten im Lande für die eine so nützlich halten als für den andern. Freilich würde dadurch mehr Unglaube ans Licht treten, als man bisher in England bemerkt, wo man für jetzt übereingekommen ist, es sey gegen den guten Geschmack, religiöse Zweifel bilden zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1832.

Ich danke euch für gelehrte Gesellschaft; aber, meiner Treu, ich wäre
eben so gern allein gewesen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

W a l d g a n g.

Drei sind hinausgegangen
Zur süßen Maienzeit;
Hat jeder sein Verlangen,
Hat jeder seine Freud'.

Ein Wald hat aufgeschlossen
Für sie das grüne Thor,
Draus kommt ein Bach gestossen,
Draus lacht ein Blumenflor.

Inmitten, aus den Büschen,
Streckt, weit in's Thal hinaus,
Ein Wiesenplan den frischen,
Den duft'gen Teppich aus.

Der Erste hat ergriffen
Den Bündel groß und schwer;
Durch Gläser, scharf geschliffen,
Lauscht er und späht umher.

Er legt umher im Kreise
Messletten, Winkelmaß,
Und Stangen, feltner Weise,
Stellt er umher in's Gras.

Der Zweit' ist schnell gesprungen
Zum Bache hell und rein,
Draus Fischlein sich geschwungen
Im goldnen Sonnenschein.

Er thät viel Angeln stellen,
Legt Netz und Hamen aus,
Lockt aus den fernsten Wellen
Die Fisch in's falsche Haus.

Der Dritte hat verloren
Schon lange sich im Hain,
Ein Plätzchen still erkoren,
Verborgen und allein.

Die Böglein rings begrüßen
Ihn mit gar süßem Laut;
Die Blümlein duft'ger sprießen,
So weit sein Auge schaut. —

Indes die Schatten neigen
Sich länger in den Hain;
Die frohen Stimmen schweigen,
Die Blumen schlafen ein.

Da kommen sie gegangen,
Die Drei, zum Wald hervor;
Sie wollen noch erlangen
Die Stadt mit Wall und Thor.

Der Erste zieht gewichtig
Ein großes Blatt herfür:
„Gemessen, recht und richtig,
Hab' ich das Waldrevier!“

Die Fischlein langt der Zweite
Aus seinem Netz heraus:
„Ha! reiche Küchendeute!
Ha! fetter Abendschmaus!“

Der Dritte kommt gegangen,
Hat Hand' und Taschen leer;
Hat nur ein neu Verlangen,
Hat nur ein Herz, so schwer.

„O süße Lust! o Schmerzen!
O Wald, du Wunderhaus!
O Ton, in meinem Herzen!
Wie sprech' ich Alles aus!“

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Sophie Bernard, die Tochter eines Pächters aus der Picardie, war das Opfer der Leidenschaft des Marschalls Bienville geworden, als dieser noch im Range eines Unterbefehlshabers der kaiserlichen Truppen in Rouen stand. Den Bitten und Vorstellungen der Familie nachgebend, hatte er sich mit dem Mädchen später heimlich verbunden, und die Frucht dieser Ehe war Marie, ein bildschönes Kind, im gleichen Alter mit Veronjen. Bei den armen bürgerlichen Verwandten erzogen, erhielt sie später in einem kleinen Grenzstädtchen eine Bildung, welche sie geschickt machte, die Stelle einer Gesellschafterin oder des ersten Kammermädchens bei einer Dame von Stande zu übernehmen. Ein glücklicher Zufall bringt sie nach Paris, und zwar ins Haus einer der vorzüglichsten Familien, zu der Herzogin von Anverres, einer entfernten Verwandten Colmars. Hier sah das fünfzehnjährige Mädchen zuerst den jungen Mann, und seine Erscheinung, so wie das Gerücht seiner unglücklichen Ehe machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Colmar mochte sie wohl kaum bemerkt haben, und als er bald darauf Paris verließ, zogen Zeit und Entfernung in Mariens Herzen einen Flor über sein Bild, doch es ganz zu vernichten, waren sie nicht im Stande. Das liebende Mädchen erfuhr theils durch ihre göttige Gebieterin, theils auf anderm Wege den Tod der Gattin Colmars; ihre Phantasie, neu belebt, beschäftigte sich jetzt wieder ausschließend mit dem theuren Gegenstande; sie dachte sich die Möglichkeit, dem geliebten Manne einst nahe treten zu dürfen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen; ja sie überredete ihr Herz, daß sie nicht ohne Hoffnung liebe, daß Colmar ihr Zeichen seiner Achtung, seiner Theilnahme gegeben habe. Wer beschreibt daher ihr Entzücken, als der Geliebte nach Verlauf von zwei Jahren plötzlich wieder in Paris erschien. Sie stand hinter den Vorhängen einer Glasthür, als er ins Gemach der Tante eintrat. Was mochte er in Paris zu thun ha-

ben, welche Beweggründe riefen ihn hierher? Marie glaubte, ein Blick Colmars habe sie beim Eintritt gesucht und hinter den Falten des Vorhangs entdeckt. Düstere geheime Gespräche des Neffen mit der Tante, das Wort Vermählung, Braut machten sie freudig erschrecken. Ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Colmar sie überraschen wolle, sie beschwichtigte immer wieder die Stimme der Vernunft, die ihr zurief, daß ein Mädchen ihres Standes, wenn gleich durch die Güte ihrer Gönnerin der Niedrigkeit entrückt, dennoch nicht Anspruch machen dürfe auf die Hand eines so angesehenen Mannes. Colmar verließ nach wenigen Tagen die Stadt, und so sehr die Verlassene darüber trauerte, daß ihr wiederum nicht Gelegenheit geworden, sich ihm zu nähern, so ward sie doch auf das Freudigste überrascht, als ihr Auge im Prunkgemach der Herzogin ein Bild entdeckte, welches Colmar nachgelassen und das Niemand anders vorstellen konnte, als seine Braut. Leise hob ihr Finger den grünen Flor des Rahmens, und mit einem Schrei des Entzückens erkannte sie ihre Jüde. Ihre Gestalt, ihr Antlitz glänzte der Freudebetrunkenen im vollen Brautstaat entgegen. Jetzt war jeder Zweifel gelöst! sie war geliebt, sie war glücklich! Die Herzogin, welche eben ins Gemach trat, fand das schöne Mädchen vor dem Bilde niedergesunken, in Thränen schwimmend. Als Marie die Eintretende gewahrte, stob sie ihr entgegen, und die erstaunte Dame ließ die leidenschaftliche Hestigkeit des armen getäuschten Wesens erst völlig sich erschöpfen, ehe sie mit besonnenen, doch freundlichen Worten den Irrthum erklärte. Sie selbst hatte gestaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, die die Braut ihres Neffen mit Marien hatte, sie entschuldigte in ihrem Herzen den Traum der Unglücklichen, welche auszurichten und auf den wahren Standpunkt ihrer Verhältnisse schonend zurückzuführen, sie sich mit mütterlichem Ernste angelegen sein ließ. Doch auf Mariens Dasein hatte dieser Vorfall einen dunkeln, unverilgbaren Schatten geworfen; sie hatte zu selig geträumt, zu tief empfunden, um jetzt bei so harter Enttäuschung nicht eine schneidende Kälte im Busen zu fühlen. Die Aehnlichkeit der Ermählten mit ihr erschien ihr als ein Hohn des Schicksals, je weniger sie Mittel hatte, das Räthsel ihrer Geburt zu lösen. Als bald darauf die Nachricht von Colmars Vermählung einlief, beschloß sie in ihren Gedanken, sich gänzlich abzuwenden von jenem undankbaren, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Blüthe ihrer Jugend vergiftet hatte. Die Herzogin war Zeugin des Ausbruchs ihres heftigsten Schmerzes gewesen, und war es jetzt jener Veränderung, die das lebensfrohe, heitere Mädchen allmählig in eigentlichen Tiefsinn zu versenken drohte. Ihre angelegentlichen Bemühungen suchten sie immer wieder auszurichten; es fanden sich zahlreiche Bewerber, welche Mariens Hand durch herzlichste Neigung und eine günstige

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

ministrative Befugnisse hat. Man sucht durch wohlthätige Anstalten dem Mangel und den Unglücksfällen vorzubeugen: Ein von der Gemeinde unterhaltenes Getreidemagazin schützt dieselbe vor Hungersnoth. Die Kranken finden unentgeltliche Pflege in einem Centralhospital, die Kolonie nimmt sich der Waisen an, und auch für Wittwen und Greise wird gesorgt. Eine Spar- und Leihanstalt sichert den Pächtern ihre Ersparnisse und leistet ihnen sogar in unglücklichen Zeiten unverzinsliche Vorschüsse, welche sich bis auf fünfhundert Rubel belaufen können. Auch die unentgeltliche Erziehung der Kinder verdient alles Lob. Man unterläßt nichts, um sie zugleich zu einsichtsvollen Landwirthen, guten Soldaten und geschickten Handwerkern zu bilden. In ihren Schulen lernen sie nach der Lancaster'schen und Pestalozzi'schen Methode Lesen und Schreiben, und empfangen Unterricht im Singen, in der Musik, in der Religionslehre und in den Anfangsgründen der Arithmetik, der Geometrie und des Zeichnens.

Dieserigen Schüler, welche am meisten Fleiß und Fähigkeiten an den Tag legen, kommen in eine Unteroffizierschule, und es wird ihnen, deren Eltern leibeigene Bauern waren, die Aussicht auf Offiziersstellen und den Adelstand, welche ihnen nach zwölf Jahren tadellosen Dienstes dem Befehle nach zukommen. Ueberhaupt sichert die Einrichtung der Kolonien ihrem Bewohner nicht nur gewisse Garantien, sondern selbst positive Rechte zu. Freilich würde man dort vergebens neufranzösische Freiheit suchen; doch findet man dagegen Ordnung, Gerechtigkeit und eine geregelte, fürsorgende Verwaltung.

Die Lage der Offiziere in diesen Anstalten hingegen ist ihrer Bildung nicht so angemessen und wegen ihrer Abgeschlossenheit sehr unangenehm; auch soll unter ihnen ein fast allgemeines Mißvergnügen herrschen. Diese ungünstige Stimmung der Vorgesetzten, welche theilweise ihre Untergebenen theilen, könnte für die Staatsregierung bedenkliche Folgen haben. Vielleicht liegt in diesen Beschwerden der Grund, warum die Regierung diese Anstalten in den Schleier des Geheimnisses hüllt. Selten erlangt ein Ausländer die Erlaubniß, sie zu besuchen, und selbst Russen werden nicht gerne zugelassen: eine Ursache mehr, warum die Schöpfung Alexanders so heftig getadelt wurde; man könnte sogar behaupten, daß sie höchst unpopulär geworden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Versuche mit Kartoffelbrod.

Um das Uelagengewicht in den Preisen des Brodes zu erhalten, hat man schon unter Napoleons Regierung Kornspeicher angelegt, und dadurch einen beständigen Vorrath von Getreide der Stadt zuführen wollen. Allein diese Kornspeicher haben nur einen sehr zweifelhaften Nutzen; denn erstlich

würde ihr Vorrath die Stadt nicht lange mit Getreide versehen, wenn keine andere Zufuhr statt hätte, und zweitens ist die Erhaltung des Kornes in gutem Zustande eine schwierige Sache in den südlichen Ländern, und bisher hat man noch kein wirksames Mittel gefunden, es vor den Wärmern und dem Verderben zu bewahren. Daher hat man schon lange gesucht, ein Surrogat des Kornes aufzufinden, oder wenigstens ein Mittel zu entdecken, die gewöhnlichen Nahrungsmittel des Volkes zu vermehren, damit man bei Mißwachs und andern Widerwärtigkeiten der Natur nicht einem gänzlichen Mangel ausgesetzt sey. Natürlich mußte der erste Gedanke auf die Erdäpfel fallen, die schon in ihrem natürlichen Zustande so wesentlichen Nutzen bringen und noch weit wichtiger werden müßten, wenn man es dahin brächte, sie in der Gestalt des

war nicht ohne guten Erfolg, dahin gebracht, Erdäpfelbrod zu backen; aber darin bestand die Aufgabe nicht allein. Der Transport der Erdäpfel ist schwierig, da sie nur ungefähr 20 oder 30 Prozent ihres Gewichtes guten Nahrungstoffes enthalten, das Uebrige also als unnützer Ballast den Transport vertheuert, was mit dem Korn nicht der Fall ist. Ferner lassen sich Erdäpfel kein Jahr lang gut aufbewahren und sind noch viel mehr als das Korn dem Verderben ausgesetzt. Zu allererst kam es also darauf an, ein Mittel zu erfinden, um die Erdäpfel oder das Mehl daraus des Aufbewahrens fähig zu machen. Dieses Mittel hat man hier endlich aufgefunden. So viel ich von einem Vortrage, welchen der geschickte Chemiker Davy neulich darüber in einer gelehrten Gesellschaft hielt, begriffen habe, wird das Erdäpfelmehl einer Art von Gährung unterworfen. Nach einem doppelten Prozesse soll es sich so gut und besser noch als gewöhnliches Mehl zum Aufbewahren eignen. Nun hat man einen wichtigen Schritt vorwärts than und sich mit der Zubereitung des Brodes aus diesem Mehle ernstlich abgeben können, und damit ist man eben jetzt sehr emsig in Paris beschäftigt. Schon in der letzten Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften wurde ein großes Bauernbrod, das gänzlich aus Erdäpfelmehl zubereitet war, herumgereicht. Ich habe es genau untersucht und es wenig von anderm Brode unterscheiden können, wenigstens dem Aeußern nach; wenn man es jedoch kostet, so findet man einen leichten Kartoffelgeschmack. Der Landmann, der dieses Brod zubereitet hat, versichert, es koste nur zwei Sous das Pfund; hier hätten also die Landleute schon ein leicht anzuschaffendes Surrogat. Aber dieser Versuch des Herrn Quest, so heißt der Zubereiter, ist unabhängig von den ins Große getriebenen Versuchen, die man jetzt in Paris, wie auch in Strassburg anstellt und die, wie man versichert, ein weißes Brod liefern sollen, das sich von dem in Paris allgemein üblichen Walzenbrode nicht soll unterscheiden lassen, und kaum halb so viel kostet als dieses. Es wäre möglich, daß es auch nicht so nahrhaft wäre, als das Walzenbrod, und folglich eine größere Menge Brodes erforderlich wäre; dennoch soll, wie man behauptet, der Vortheil beim Gebrauche des Erdäpfelbrodes noch immer sehr bedeutend seyn. Auch hätte man dabei den Vortheil, daß man manches, zum Getreidebau untaugliches Erdreich zum Kartoffelbau anwenden und folglich noch auf einen besondern Gewinn rechnen könnte, abgesehen davon, daß die Erdäpfelerndte nicht so oft oder so allgemein fehlt schädigt, wie die Getreiderndte. Der Globe meint, dies werde eine Revolution im Landeigenthum hervorzubringen und manche Eigenthümer werden dadurch die Hälfte ihres Einkommens verlieren. (Der Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 9. März 1832.

— Verwahrt

ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen.

Gallier.

Paez und Arismendi.

Das neueste Heft des Londoner Foreign Quarterly Review enthält eine Scene aus der Revolutionsgeschichte von Columbien, die wir der Mittheilung werth halten, da sie, wie der Verfasser, ein Offizier, der mehrere Jahre in Columbien gedient hat, versichert, nach dem Leben gezeichnet und auf jeden Fall sehr lebendig ist.

Am 1ten Januar 1828 wurde in Venezuela eine große royalistische Verschwörung entdeckt, in welche über dreihundert vornehme Personen und Angestellte verwickelt waren. Seit 1824 hatte die Republik in keiner solchen Gefahr geschwebt. Der spanische General Barradas war mit 11,000 Mann von Coruna zu Puerto Rico angelangt, wo Admiral Laborde mit seiner Flotte zu ihm stoßen sollte, worauf sie vereint an der Küste von Venezuela landen wollten. Auf diese Hälfte hatten die Verschwornen gerechnet; aber die Generale Paez und Arismendi retteten durch Muth und schnelle Besonnenheit die Republik vom Verderben. In den drei folgenden Tagen wurden über dreihundert Personen, worunter wenigstens die Hälfte Geistliche waren, verhaftet und erschossen. Das Hauptquartier der Verschwörung war zu Caracas, wo Paez befehligte. Zu der Zeit, in welche uns die folgende Scene verlegt, ist Paez nach dem sechs Stunden davon gelegenen La Guayara geritten, um zweien seiner Milchbrüder, welche an der Verschwörung Theil

genommen, das Leben zu retten, und ist deshalb in einem heftigen Streit mit dem dort befehligenden Arismendi gerathen, welcher unerbitlich auf ihrem Tode bestanden hat.

Es ist acht Uhr Abends. Ein langer niedriger Saal im Hause Arismendis, dessen Fenster stark mit Eisenstäben verwahrt sind, und in welchem sich außer einem mit Pappieren bedeckten Tisch und einigen Armstühlen keine Geräthe befinden. Oben am Tisch sitzt Arismendi rauchend, unten zwei Offiziere mit Schreiben beschäftigt. Zwei gelbe Kerzen brennen auf einem zweiarmigen, alten eisernen Leuchter und verbreiten ein schwaches Licht. Ein Unteroffizier geht mit gezogenem Säbel an der Thüre auf und ab. Ein Offizier tritt ein: General, ein Mönch wünscht Euch zu sprechen.

Arismendi. Wie heißt er?

Offizier. Er will sich nicht nennen; behauptet aber, er habe Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.

Arismendi. Er komme. (Nicht darauf tritt ein Mönch vom höhern Muth, mit der Kapuze über dem Gesichte, herein und steht an der Thüre neben.)

Arismendi. Was steht zu Diensten, Vater? Ich habe nicht viel Zeit; was habt Ihr mir zu sagen?

Mönch. Ich habe wichtige Geheimnisse.

Arismendi. Sprich!

Mönch. Nicht eher, als bis wir allein sind.

Arismendi. Es sind dies treue Offiziere der Republik; spricht ohne Scheu.

Mönch. Was ich zu sagen habe, darf nur der General hören.

Arismendí (winkt, nachdem er den Mönch einen Augenblick angesehen, den Offizieren, sich zu erheben.) Nun, Vater?

Mönch. Und die Schildwache?

Arismendí. Der gehört zur Irländischen Legion und versteht nicht ein Wort Spanisch. Sprich ohne Scheu; aber vor allem Dein Name.

Mönch. Mein Name? Ha, es ist wohl lange her, seit er innerhalb der Ringmauern von La Guayra zum letztenmale ausgesprochen worden. (Er tritt sichtlich an den Tisch und wirft die Kapuze zurück.) Juanito, kennst Du mich noch?

Arismendí. Um Gotteswillen! Vater Ramon de Guza! mein alter Lehrer! (Er tritt rasch auf ihn zu und bietet ihm die Hand, der Mönch tritt zurück.)

Mönch. Höre mich erst an. (Er läßt sich langsam nieder und winkt Arismendí, ein Stuhlchen zu thun.) Ja wohl bin ich es — einst der allverehrte Abt von Santa Martha, jetzt der vogelfreie Vater José.

Arismendí. Du Vater José? José, das Haupt der Verschwörung der Servilen? Unglücklicher! und was bringt Dich hlerher?

Mönch. Das sollst Du hören. Durch das gottlose Dekret, welches die Klöster aufhob und ihre heiligen Bewohner in die Welt stieß, aus diesem Lande verwiesen, beschloß ich, den Ueberrest meiner Tage der Befreiung meines Vaterlandes von dem Joche der bösen, ehrsuchtigen, gewissenlosen Verräther zu weihen, die es unter dem Vorwand der Freiheit in Sklavenbände schlugen. (Der General will ihn unterbrechen, aber der Mönch fährt schnell fort.) Ich segelte nach Spanien, und nach unsäglichem Mühen und Gefahren hatte ich das Glück, unsern Herrn Don Fernando den Siebenten, den Gott erhalten wolle, von Angesicht zu sehen und zu sprechen. Ihm stellte ich den Jammer des Landes vor, von ihm erhielt ich die Erlaubniß, jedes Mittel zu seiner Befreiung zu ergreifen. Gelingt es mir, so gebührt die Ehre Gott allein; falle ich, so werde ich, wie die drei Männer im Feuerofen, Hosanna singen. (Er steht sichtlich auf.) Juan Arismendí, in Deiner Hand ruht das Schicksal Deines Vaterlandes. Blutend streckt es die Arme nach Dir aus — willst Du es von Dir weisen? Wirst du schmählischen Sklavenroß seiner demagogischen Herrscher von Dir, tritt diese schändliche Kolarde mit Füßen, erwirb Dir den Namen eines andern Cortes, eines zweiten Eroberers von Amerika!

Arismendí. Halt ein, fanatischer Mönch! was wagst Du mir vorzuschlagen? Weißt Du nicht, daß Davila, Gutierrez mit dem meisten ihrer Mitschuldigen in Verhaft, verurtheilt, und auf dem Punkte sind, die verdiente Todesstrafe zu erleiden? Weißt Du nicht, daß die heilige Sache der Freiheit in ganz Venezuela über

die Unterlebe einer Handvoll Verräther geklagt hat? — Zittere für Dein eigenes Heil!

Mönch. Für mich soll ich zittern? Die Hand, welche Daniel aus der Löwengrube gerettet, wird auch mich beschützen. Noch einmal, Juanito, das Heil Deines Vaterlandes ist in Deiner Hand; um Deiner selbst, um Deines Volkes willen, überlege wohl, was Du thust. Es hängt von Dir ab, Deinen Namen unsterblich zu machen in dieser und jener Welt! Die Besatzung dieser Festung ist Dir mit Leib und Seele ergeben; Paez hat nur ein Paar Laneros bei sich, laß die Thore verschließen, verhafte ihn, pflanze die heilige Fahne auf, unter der Spanien so oft seinen Feinden obgesteht, laß sie nur eine Stunde auf den Wällen von Venezuela wehen, und ganz Venezuela wird Deinem Beispiele folgen. Das Land ist seiner Dränger müde und harret nur des Zeichens, es ihrer zu entledigen; vielleicht in diesem Augenblick, wo ich rede, hat Laborde das spanische Heer aus Land gesetzt, ist Barrabas im Marsche gegen Carracas begriffen. Sieh hier die Unterschrift unseres erhabenen Königs; sieh hier das königliche Siegel von Castilien; hiedurch bin ich berechtigt, Dich zum Generalkapitän von Venezuela zu ernennen, später wirst Du — kein Zweifel — Vicetönig von Granada!

Arismendí. Genug, Versucher!

Mönch. Herzog von Terranova und Grande von Spanien.

Arismendí. Hebe Dich weg, Satan, oder Du sollst mir diesen Schimpf theuer bezahlen!

Mönch. Juan, ich weiß, an was Dein Herz hängt — Gold; es ist der Göthe Deiner Anbetung; nun denn: die Bergwerke von Saulta auf fünfzig, auf hundert Jahre.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Beschluß.)

Die Herzogin, welche diese Richtung des Sinnes ihrer Pfliegbefohlenen gewahrte, bekämpfte sie nicht, um so weniger, da sie selbst einer devoten Partbei angehörte, welche damals in Paris sich immer mehr Geltung zu verschaffen wußte. So geschah es denn, daß nach drei Jahren Mariens Entschluß fest stand, ein Kloster aufzusuchen, um in dessen Mauern sich der Einsamkeit und den strengen Pflichten, die ihre Ansichten ihr auferlegten, zu widmen. Frau von Arerres bot sich an, sie zu begleiten; es wurde beschlossen, in die Picardie zu reisen, wo eine Verwandte Mariens sich als Vorsteherin eines religiösen Instituts befand.

Auf dem Wege, den die Reisenden machen mußten, berührten sie die Besitzungen, auf welche Colmar mit sei-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Geschehene bemerkte; zu gleicher Zeit erhob sich jene zweite Berenize und sank ohnmächtig in die Arme der Hingetretenen. Es war die Herzogin von Gueres, die jetzt zu der traurigen Pflicht sich berufen fühlte, das finstere Räthel der entsetzlichen That zu lösen. — Wir lassen den Schleier vor das trübe Gemälde fallen und wagen es weder, den Schmerz der Familie des Regenschalls, noch die Vorwürfe zu schildern, die die Herzogin sich machte, in jenen Plan Mariens gewilligt zu haben. Das Entsetzliche war geschehen, die finstern Mächte hatten ihr Opfer dahingegenommen. Berenize starb bald an den Folgen der Verwundung und Colmar verfiel in einen Wahnsinn, der unheilbar blieb.

U. Freih. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Erfindungen. Delavigne's Ludwig XI.

Herr Paven sprach noch von einer andern Erfindung, die zwar nicht so wichtig für die Weltmenge ist, aber doch auch ihren Nutzen hat. Beim Raffiniren des Zuckers brauchte man bisher verkohlte Knochen, und um die Schwärze wieder loszuwerden, nahm man Eier oder Ochsenblut. Es wurde sonst in den Zuckerraffinerien in Paris beinahe eine Million Eier verbraucht; da sich diese aber nur mit Mühe erhalten ließen, so hatte man schon seit mehreren Jahren Ochsenblut dazu genommen. Der Verkauf des Ochsenblutes in den vier großen Schlachthäusern von Paris ist ein bedeutender Erwerbszweig geworden; da aber das Blut noch schneller sich zerlegt als die Eier, so hatte man auf ein Mittel denken müssen, das Blut zu erhalten. Dies war vermittelst der Anlegung von Dörren geschehen, welche das Blut zu einem Pulver reduziren; dies läßt sich weit versenden, wenn es vor der Feuchtigkeit bewahrt wird; deshalb beziehen die französischen Kolonisten schon seit einigen Jahren eine Menge gedörrten Ochsenblutes aus Frankreich; denn in den Kolonien ist man noch in Allem, sogar in der Zubereitung der Landesprodukte, so weit zurück, daß man sie erst von Europa her lernt. Man hat so eben Jemand ein Mittel gefunden, das Ochsenblut ganz entbehrlich zu machen, welches denn wiederum eine Art von Umwälzung in diesem Erwerbszweige hervorbringen muß. Er bereitet nämlich seine Beluschwärze dergestalt zu, daß sie den Zucker von seiner Farbe befreit und ihn reinigt, ohne ihm die Kohlenchwärze zu lassen, oder mit andern Worten, daß sie den Zucker weiß und nicht schwarz macht. So verdrängt bei der thätigen Regung des Gewerbethums eine Erfindung die andere; so ersetzt ein besseres Verfahren ein unvollkommenes, das zu seiner Zeit als eine wichtige Entdeckung galt, aber einer neuern weichen muß. Viele Versuche sind auch in den letzten Jahren gemacht worden, um das gewöhnliche Material zur Bereitung des Papiers, nämlich die Kinnelumpen, durch ein anderes, leichter und wohlfeiler zu verschaffendes zu ersetzen. Die Engländer und Nordamerikaner haben schon lange Papier aus Baumwollenkumpen; dies hat aber wenig Bestand und zerfällt beim Anfassen. In Frankreich hat

man mehrere Materialien versucht; erst kärglich sprach man in den Zeitungen von Papier aus Holzspänen; aber entweder gaben sie kein schönes Papier, oder die Zubereitung war zu schwierig und kostspielig, und somit hat man sich an das Linnenpapier halten müssen, obschon man in Frankreich ebenfalls Baumwollenspapier zubereitet. Vor vierzehn Tagen hat die Gesellschaft zur Ausmunterung der Künste Jemandem einen Preis ertheilt wegen der Erfindung seines chinesischen Papiers aus Seilstroh. Dieses Papier ist jedoch nur zu Kupferstichen tauglich, die man hier, wie in England, nun bei allen wichtigen Kupferwerken auf solchem feinem Papiere abdruckt. In Bereitung des gewöhnlichen Papiers wird man sich also einstweilen noch der Kinnelumpen bedienen müssen, bis auch hier ein Wundermann einen glücklichen Einfall hat; denn im Gewerbetriebe schreitet man von einem Wunder zum andern, und nur die Menge der neuen Erfindungen macht, daß wir uns so wenig wundern, obgleich gerade deshalb unsere Bewunderung steigen sollte.

Am 18. Februar hatte die sechste Vorstellung von Casimir Delavigne's „Ludwig XI.“ statt. Der Schauspielsaal des Théâtre français war gedrängt voll, sogar die Musikanten im Orchester hatten ihre Plätze den Zuschauern abtreten müssen; dies ist immer in Paris ein Zeichen des großen Beifalls eines neuen Stückes. Die Zeitungen hatten von diesem neuen Stücke Gutes und Böses gesagt; ich war begierig, selbst über den Werth dieses neuen Schauspielproduktes eines Dichters urtheilen zu können, der vor mehreren Jahren als der erste Dichter der Nation gepriesen wurde, dessen dramatische sowohl, als lyrische Versuche mit rauschendem Beifall aufgenommen und mehrmals aufgelegt worden sind. Seit drei oder vier Jahren hatte der Dichter ausgetruht, aber was meistens nichts erscheinen lassen, als einige leichte Dichtungen. Ueberdies hatte sein Ruf manchen Angriff von Seiten der Kritiker in den Journalen auszuhalten, und auch seine dramatischen Leistungen wurden nicht mehr so beachtet, wie zuvor. Seine „Schule der Alten“ ist fast das einzige Stück, das noch fortwährend Beifall erhält; die andern werden nur noch selten gespielt. Freilich haben sie so viele Darstellungen erlebt, daß das Publikum satt geworden ist. Seine „Prinzessin Aurelle“ hat aber nie die Gunst des Publikums gehabt, und dieses Stück ist mausetodt. Sein letztes Stück war „Marino Fallero“; in diesem näherte sich der Dichter schon dem neuern Geschmacke; denn indessen die Parthei der alten Literatur Cas. Delavigne bis in den Himmel erhob wegen seines geläuterten, acht klassischen Geschmackes, veränderte sich unmerklich der Geschmack des Publikums durch die vielen Uebersetzungen und Nachahmungen fremder Theaterstücke, und Cas. Delavigne, der ein Mann von vielem Verstande ist, hat eingesehen, daß es zwar recht angenehm ist, von den Klassikern als ein Muster klassischen Geschmackes gepriesen zu werden, daß es aber noch viel mehr Annehmlichkeit hat, vor einem zahlreichen Publikum aufzutreten und von demselben beifällig zu werden. Er hat gesehen, daß die klassischen Stücke, so schön sie auch bearbeitet sind, liegen bleiben, indes die romantischen rauschenden Beifall erhalten, sogar wenn sie abgesehen gemacht angelegt sind. Da mag er also gedacht haben: besser ist es, daß ich meinem dramatischen Talente eine romantische Richtung gebe; zum wenigsten belohnt mich das Publikum mit seinem Beifalle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 10. M ä r z 1 8 3 2.

Keuchlich spann die Staupe sich die Hüfte,
Schließ, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, währte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sey.
Freund! ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es! —

Herder.

Die Welt der Insekten.

Die Welt der Insekten ist eine Schöpfung ganz eigener Art, lieblicher, vollkommener, poetischer als die übrige, an der es an Lügen und an Prosa keineswegs fehlt. Es gibt wohl kein Gebilde der Phantasie, das nicht seinen Typus in jener Wunderwelt hätte, in der die schöpferische Kraft der Natur sich gleichsam mit Liebe ihrer poetischen Laune überlassen hat. Wollt ihr eine wunderliche Arabeske von Raphael sehen, voll Schnörkeln und Fragen, läßt euch nach einer phantastischen Menagerie in Callots Manier, wollt ihr einen Talisman, wunderbarer und wirksamer, als je eine Fee einem Prinzen zum Angebinde gegeben: so nehmt diese Loupe, dieses Mikroskop zur Hand, und ihr sollt all dieß und weit mehr in der Welt der Insekten und Infusorien schauen.

Ja, es ließe sich mit leichter Mühe ein kleiner naturhistorischer Roman entwerfen, der euch in eine noch weit wunderbarere Welt führen sollte, als die Geschichten der tausend und einen Nacht, und, was das Schönste ist, in eine wirkliche, keine erdichtete. Man müßte nur im Helden des Romans die Eigenschaften seiner Brüder und Vettern vereinigen; Gott hätte ihn wohl so geschaffen, wäre ihm nicht daran gelegen gewesen, ein Paar Jahrtausende lang das Gleichgewicht der Geschlechter zu erhalten, und vielleicht macht er ihn bereinst so, wenn er nicht indessen seines Werkes überdrüssig wird. Und was hätte man mit jener Vereinigung der Merkmale und

Eigenschaften auf dem Haupte des Helben anders, als was die Verfasser des Telemach und des Grandison in vollem Maße gethan und dabei doch das Recht des Erfinders nicht mißbraucht haben?

So lasse ich denn meinen Grandison aus dem Eschlüpfen, wie Kastor und Pollux. Die gute Mutter Natur weiß für ihn, daß der Tage der Liebe und des Glanzes gar wenige sind, und daß es einer langen, mühseligen Lehrzeit bedarf, um auf ihren Genuß vorzubereiten. Er bleibt am Plage, wo er das Licht der Welt erblickt, oder entfernt sich auf geringe Welten, um Himmel und Erde, sein Erbe, zu betrachten. Was hätte er weiterhin zu suchen? Ist er doch weder schön, noch zur Liebe ausgerüstet. Bevor das Bedürfniß in ihm erwacht, den dunkeln Raupenrock abzulegen, waltet nur der Trieb zum Leben in ihm. Aber die Zeit kommt herbei, wo Grandison zum ersten Male arbeitet: er webt sich einen derben Saak von Wolle oder einen feinen von Seide, oder baut sich aus einem Stoff, der zarter, weicher und fester ist als Belinapapier, einen prächtigen Mumienfang mit seltsamer Maske, verziert auf dem Deckel mit goldenen Schnörkeln und Streifen in herrlicher Symmetrie, und hängt ihn an zähem Faden an den schwanken Zweig eines Busches; oder aber baut er sich seine Schlafkammer in den kaum sichtbaren Zwischenraum zweier Steine, oder er verfrachtet sich in ein enges, ringsgeschlossenes Fahrzeug aus Sand, Thon und Schilfstücken, und vertraut den Wellen das Loos seiner nahen Wiederauferstehung an.

Ja, er erhebt wieder, und die Fabel vom Phönix verwirklicht sich hunderttausendmal an jedem Frühlingmorgen zu den Füßen des wandelnden Naturfreundes.

Da ist er wiedererstandener! Er ist es nicht und doch ist er es: es ist das alte Wesen in völlig anderer Gestalt; aber wie unendlich hat er bei der Metamorphose gewonnen! Seht ihn einmal an: hier taucht er ins Wasser mit versteckten Flügeln, dort wiegt er sich in der Luft und schleppt ein unnützes Rudel hinter sich. Die ganze Erde gehört sein; aber sie ist ihm nur ein Ruhepunkt zwischen den Himmelhöhen und den Tiefen der Wasser, denn die gehören ihm an, so gut wie die Erde. Die Flügel, welche er entfaltet, sind keine Flügel wie andere: über starke bewegliche Rippen ist die zarteste Haut gespannt, auf welcher Millionen Atome ausgestreut liegen, welche Gold und Diamanten an Glanz übertreffen, deren kleinstes unter der Linse des Beobachters sich als ein Stückerchen einer glänzenden Vogelfeder darstellt. Häufig versteckt er diese seine Flügel unter leuchtenden Panzern, vor denen alle Pracht Asiens zu Nichte wird.

Ja, er ist wiederauferstanden; schön, stark, mit dem Erieb der Liebe, zu lauter Tugen des Ruhms und der Ehre. Armes Insekt, verachtetes Thier! und doch umfaßt dein Leben Alles, was der Mensch von der Ewigkeit hoffen und wünschen kann! — Nach verschiedenen Umwandlungen hat endlich das Insekt die letzte Gestalt angenommen, welche uns sinnlich erkennbar, vielleicht aber selbst wieder nur ein schwacher Versuch zu den Metamorphosen ist, welche seiner in den ewigen Umwandlungen der Materie warten.

Die Vorsehung hat das Insekt auf der Stufe seiner vollen Entwicklung nicht nackt und wehrlos in die Welt gesetzt, wie den Menschen. Es besitzt neben seinem reichen Schmucke alle Werkzeuge des Fleisches, alle Waffen des Kriegs, und seine Instikte leiten es gleich der ausgebildetsten Vernunft. Hier führt es starke Bohrer, dort Spaten zum Graben, Sägen zum Schneiden, Sagen zum Ziehen und Zerreißen. Hier trägt es an der Brust ein spitzes, bewegliches Schwert, dort schleppt es einen scharfen Säbel nach sich; hier birgt es in beweglicher Scheide einen unsichtbaren, vergifteten Dolch; ein andermal läßt es Stempel spielen, um scharfes, freßendes Raß dem Feinde entgegenzuspißen, und lange, bevor das Pulver erfunden wurde, war es im Besiß von Donnerbüchsen, welche wie die unstilligen Rauch und Flammen spielen.

Befinnt euch, zu was Allem ihr es auf der Dornenbahn der Kultur mit Mühe und Noth gebracht habt: die Liste eurer Erfindungen und Schöpfungen mag noch so groß seyn, Alles hatte und schaffte das Insekt längst vor euch. Es baut Kasernen, es legt Städte an, es gräbt Tunnel, im Verhältniß fünfhundert Stunden lang, un-

ter Städten, Flüssen, Bergen weg; es errichtet auf Höhenpunkten schimmernde Telegraphen, pflanzt lebendige Leuchten längs des Saums der Wälder, lichtet die Nacht, wenn es in lustigen, leuchtenden Schwärmen, als ob es Sterne schnelte, auf die Wipfel der Bäume sich niederläßt. Kennt mir einen eurer Sinnengendisse, den es nicht kennt. Es nährt sich von der köstlichsten Ambrosia, und wie froh seyd ihr, wenn ihr sie ihm gie und da entwenden könnt; es umgibt sich mit so süßen, berausenden Wohlgerüchen, daß ihr sie verläumdet, wenn ihr sie mit Moschus, Ambra und Rosen vergleicht. Von der Pracht seiner Kleidung hat einer gar keinen Begriff, der nicht die Königshöfe des Morgenlandes in ihrem höchsten Glanze gesehen. Purpur und Seide, Smaragden und Rubine, das ist Alles nur Hies und Pus für den Menschen. Ich wollte euch zehntausend Insekten zeigen, die, wenn sie ihren Schmuck gegen den einer Cleopatra vertauschten, beim Tausche verblöden. Man sollte oft glauben, nachdem die Natur die Edelsteine geschaffen, sey es ihr, da sie diese ihre herrlichen Werke betrachtet, leid gewesen, daß sie ihnen keinen Hauch des Lebens eingestößt, und um dieses Versehen gut zu machen, habe sie die Insekten erfunden.

Ich gestehe offen, daß ich an die Wunder, von denen und Ovid und unsere Märchen erzählen, nicht so ganz glaube. So war mir der Zauber im Ringe des Ouges, in Fortunatus Hüthen und in Prinz Lutus Talisman von jeder ein wenig unbegreiflich, so Unrecht es auch ist, an der Existenz dieser hohen Personen und dem Wunder ihrer Unsichtbarkeit zu zweifeln. Das aber ist ungleich sicherer, daß der, der die Insekten geschaffen, bei ihnen Ring, Hut und Talisman durch sinnreiche Künste entbehrlich gemacht hat, die gar nichts zu wünschen übrig lassen. Die meisten Nachtfalter, welche auf Baumstämmen leben, entgehen dem Auge des Beobachters, weil sie vom Moose und den Flechten der Rinde durchaus nicht zu unterscheiden sind. Es gibt einen solchen Schmetterling, der mit seinen salben, ausgezackten Flügeln auf dem Zweige mit abgestorbenen Blättern, zwischen denen er sitzt, von jedem mit einem Blatte verwechselt wird, und wenn nun ein Windstoß Blätter und Schmetterlinge davonweht, so weiß man nicht, ist dem Schmetterling der Stiel abgebrochen, oder hat das Blatt Flügel bekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Pa e z u n d A r i s m e n d i.

(Beschluß.)

Aris mendl. Elender Verläumder! Ich verachte Dich und Deine Anerbietungen.

Pa e z. Quasito! (näher tretend, mit letzter Stimme.)
Nache ist süß, ist himmlisch! Gott verstatte sie, wenn ihr

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Eaf. Delavigne's Ludwig XI.

Nach Marino Falleri's Darstellung ist Delavigne Walter Scott's Quentin Durward in die Hände gefallen, und sogleich ist der Gedanke in ihm aufgestiegen: wie, wenn du die große und sonderbare Figur Ludwig's XI. zum Gegenstande eines romantischen Trauerspiels wähltest? Ich weiß, daß er seit länger als drei Jahren an diesem Stücke gearbeitet hat. Er und sein Bruder Germain Delavigne, der bekannte Bandenführer und Operettendichter, haben sich vor einigen Jahren an einem und demselben Tage verheiratet; die beiden Familien leben mit einem dritten Bruder und seiner Familie in der größten Eintracht beisammen, und zwar im Sommer auf einem schönen Gute in der Umgegend des normannischen Städtchens Vernon. Hier brachte Eaf. Delavigne die letzten Sommer mit dem Dichten seines Stückes zu. Er hat eine Gewohnheit, zu arbeiten, die ein außerordentliches Gedächtniß voraussetzt. Er verfertigt nämlich alle seine Verse im Kopfe, verbessert, streicht aus, schiebt ein u. s. w., und dichtet so das ganze Stück, ehe auch nur ein einziger Vers aufgeschrieben wird. Erst wenn alles völlig nach seinem Wunsche gestaltet und verbessert ist, schreibt er das Stück oder diktiert es; dann ist es auch fix und fertig und kann den Romantiquanten sogleich überliefert werden. Jemand von meiner Bekanntschaft, welcher zuweilen bei den Gebrüthern Delavigne einige Zeit auf dem Lande zubringt, versicherte mich, schon am frühen Morgen habe er oft den Dichter unter seinem Fenster vorübergehen und laut eine Litrade aus dem Stegreife hersagen, mehrmals wiederholen, auch wohl corrigiren hören. Ein andermal murmelte er seine tragischen Dichtungen her, indem er um eine Kohlenpfanne umherschling, worin Theer brannte. Da nämlich der Dichter eine schwache Brust hat, so ist ihm vom Arzt gerathen worden, den Dunst von schwelendem Theere einzuathmen. Dies sah dann ganz phantastisch aus, ganz wie eine Geisterbeschwörung, und Jemand, der von dem Dinge nichts gewußt hätte und unvermuthet herein getreten wäre, würde aus diesen Incantationen eines liberalen Dichters nicht haben Flug werden können. — Nach langem Verbessern und Ausfeilen ist denn endlich Ludwig XI. fertig geworden, und die Schauspieler des Théâtre français, die wohl wußten, daß ihnen Delavigne etwas Abstilliges zubereitet hatte, säumten nicht, das neue Stück sogleich einzustudiren. So wurde es denn in den ersten Tagen dieses Monats bei vollem Hause gegeben, und seitdem gibt man es dreimal in der Woche. Am 18. Februar hatte, wie gesagt, die sechste Vorstellung statt, und erst dieser konnte ich beiwohnen. Der Vorhang wurde ohne musikalische Einleitung aufgezogen und es entstand eine außerordentliche Stille. Die Bühne stellt das alte Schloß Versailles/Lours vor, in welchem sich bekanntlich der argwöhnische, tyrannische König eingeschlossen hatte. Sein Arzt Coctier und Philippe de Commines, Geschichtschreiber und Hofmann, unterhalten sich von dem Könige, von dem unglücklichen Nemours, dessen Vater Ludwig XI. hatte zu Paris hinrichten lassen, und der sich zu dem Felde des Königs, zu Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, geküßtet hat, und dem Coctier sowohl, als Commines zugeban bleiben, obwohl sie wissen, daß sie sich dadurch bei ihrem Herrn verdächtig machen. Der Arzt lächelt sich aber wenig darum; er hat die Ueberzeugung, daß er dem beständig für seine Gesundheit ängstlich besorgten und durch das Alter geschwächten Könige wegen seiner ärztlichen Wissenschaft unentbehrlich ist, und behandelt ihn daher mit einer derben Freimuthigkeit, die zuweilen in wahre Grobheit

ausartet. Er sagt ihm einmal ins Gesicht: Du bezahlst mich, ich gebe Dir dafür meinen Rath; Du kannst mich nicht entbehren; nur beschwören und nicht, weil Du mir gewogen bist, behältst Du mich bei Dir; sonst hättest Du mich schon lange behandelt, wie die andern Schlachtopfer Deiner Tyrannei; also habe ich gar keine Verbindlichkeit gegen Dich. Der Dichter hat aus diesem Mann einen Sonderling machen wollen, der großen Effect hervorbringen könnte, wenn er recht gehalten wäre. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein tyrannischer Fürst, so lange ihm auch vor dem Tode fern mag, lange und geduldig einem Arzte zuhört, der ihn beständig so barsch behandelt. Der Dichter hätte auch zeigen sollen, warum Ludwig XI. diese harte Behandlung von seinem Leibärzte erträgt. Nun erscheint Marie, ein lieblicher Charakter; sie ist die Tochter des Philippe von Commines und wird im Schlosse

Kirchengefang angestimmt wird. Solch eine Prozeßion würde vor einigen Jahren nicht gestattet worden seyn, und der klassische Dichter würde sie auch als eine unnütze Pler verschnäht haben; aber die Romantiker haben Kapellen und Prozeßionen mit Kirchengefang in Aufnahme gebracht und die Theaterfreiheit gestattet sie. Die Prozeßion des heil. Franz v. Paula macht in diesem Stücke eine recht gute Wirkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels in Nr. 54:

Das böse Weib.

R ä t h f e l.

Von einem Edelsteine will ich singen,
 Von einem Onyx wunderbarer Art.
 Wie ihn die reichste Sammlung nicht verwahrt,
 Und Juweliere nicht aus Indien bringen.
 Ein Onyx ist ein Kleinod, welches Lagen,
 Verschiedenfarbig, hell von Glanze, zählt,
 Davon die Kunst zum Grund sich eine wählt,
 Die andern braucht, um Bilder aufzutragen;
 Und Obelinen und Obiter gräbt der feine
 Grabstichel ein, in menschlich schönem Bild,
 Und Frauen sanft, Wettkämpfer auch, so wild,
 Und andre Kunstgebilde diesem Steine.
 Mein Onyx hat so blendend weißen Boden,
 In lichthem Schwarz auf Lagen braun und blau
 So helle Silber, als ein Tropfen Thau,
 Gebt auch nicht dem Steineich an, dem toden.
 Er ist lebendig, frisch und leicht beweglich,
 Doch schon gefast, und trägt sich immer gut;
 Die Fassung ist für ihn auf ihrer Hut,
 Von seiner Arbeit ruht er drinnen täglich.
 Hat er Geschäft? Ja wohl, die reichsten Bilder
 Trägt er auf seine Lagen immer neu
 (Er ist ein Künstler), und zum Sprechen treu;
 Bald strahlen sie, bald ist ihr Schimmer milde.
 Sein Feuer blendet, daß ich nichts verhehle,
 Nicht wie die Sonne, doch beglückt sein Schein;
 Die Liebe legt ihr tief Gefühl hinein,
 Und sichtbar weilt in ihm allein — die Seele.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 12. März 1832.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.

Goethe.

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

Der Mont-Parnasse, im Süden der Stadt gelegen, ist einer der neuesten, aber merkwürdigsten Theile von Paris. In keinem Stadtviertel sah man seit fünfzehn Jahren so viele Häuser emporsteigen. Von den Alazien, die sonst von der Barriere bis zum Seitenwege der Chaussee du Maine eine Alee bildeten, sind kaum noch einige übrig. Alles ist bebaut, und um nach dieser Seite hin ins Feld zu gelangen, muß man Paris eine geraume Strecke hinter sich lassen. Unter all diesen Bauten aber befindet sich kein einziges Privathaus; Alles ist dem Publikum gewidmet, lauter Wirthshäuser, Cafés, Schenken, in welchen an jedem Abend ein nie verstummendes Orchester das sich drängende, frohliche Völkchen in Bewegung setzt. Aber welche erstickende, mephitische Dünste! der besten Lunge selbst versehen sie den Athem. Die Hauptzierden dieser Säle sind die Grisetten aus der Rue de Sevres und der Rue des Bielles Tuileries. Das vornehmste unter allen jenen Häusern ist der Ballsaal Elysée des Dames; dort prügelt man sich am seltensten, und die Municipalwache hat daselbst am wenigsten zu thun; kurz, es herrscht in diesem Elysium ein besserer Ton als sonstwo. Eines Tags besuchte ich das Elysée des Dames in Gesellschaft mehrerer Freunde. Wir saßen um einen Tisch, in dessen Mitte eine wackelige Bierflasche in Gestalt eines gothischen Glockenturms emporstieg, und ich sagte eine, aus Ba-

ter, Mutter, einem jungen Mädchen und einem Anaben bestehende Familie von bons Bourgeois ins Auge. Ich beschloß, mit dem Mädchen zu tanzen, und machte mich, den Befehlen des heiligen römischen Reiches zum Troß, ohne weiteres zum deutschen Reichsfürsten. Freund L. ward sofort zum Oberstallmeister und Vertrauten des Fürsten ernannt, und er engagirte in dieser Eigenschaft das Mädchen mit feierlich diplomatischem Ernst. „Mademoiselle,“ sprach er, „der Fürst, mein Gebieter, reist Incognito; er befindet sich hier, in der Absicht, dieses Etablissement in Augenschein zu nehmen, und bittet sich die Ehre aus, mit Ihnen zu tanzen.“ Ich schielte hin und sah mit Erstaunen, daß meine Aufforderung mit jener eiteln Freude, welche sich im Gesichte der Grisette gerade ebenso wie in dem der großen Dame spiegelt, aufgenommen wurde. Ich war, kraft meiner fürstlichen Würde, natürlich auf meinem Platze geblieben, der Stallmeister führte mir meine Tänzerin zu, und der Kontretanz begann. Die erste Figur machte sich, wie überall in der Welt, höchst anständig; das Orchester ging zur zweiten über, aber kaum hatte ich den Fuß gehoben, da war meine Tänzerin verschwunden. Eine Nachbarin erbot sich höchst artig, ihre Stelle einzunehmen, und um meinem improvisirten Range nichts zu vergeben, blieb ich ernsthaft. Nach einigen Augenblicken kam meine Dame ganz verstimmt zurück und entschuldigte sich bestend. Ich fragte sie, was sie vermocht habe, so eilig in ein Ende des Saals zu fliegen? „Mon dieu!“ erwiderte sie; „ich

sah einen Herrn mit der Flasche nach meinem Cousin schlagen!“ Nach Beendigung des Kontretanzes zogen wir Erkundigungen ein und vernahmen, die Gensdarmen habe des Angreifers und des Angegriffenen sich bemächtigt. Dieß ist die ganze Geschichte meiner Fürstenschaft; ich erzählte sie eigentlich nur, um darzutun, daß ich nicht zu viel gesagt, wenn ich behauptete, im Elysée des Dames sey der Ton ziemlich gut. Im Salon d'Apollon, bei Richeseu, bei Pere Prevot wird ebenfalls getanzt, die Gesellschaft ist aber dort minder sauberlich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber wenn man dort sogar im Freien tanzt, so herrscht jener Dunst, den man höflicher Weise *odour de renfermé* nennt.

Sind wir durch die Barriere du Mont-Parnasse gegangen, so erblicken wir auf der andern Seite des Boulevard, zu unserer Linken und uns fast gegenüber, in sehr großen Buchstaben den Namen Guerin. Es ist dieß ein Wirthshaus für Gäste ganz besonderer Art. Daß wir es nicht betreten, darauf können wir wohl schwören, an der Thüre können wir aber immerhin ein Paar Augenblicke verweilen. Guerin ist der gewöhnliche Sammelplatz der Todtengräber und des übrigen Leichenpersonals vom benachbarten Kirchhofe, und zuweilen hält sogar der Leichenwagen hier einen Augenblick an. Bei Guerin laßt sich auch mancher untröstliche Ehmann, der jenen Kirchhof besucht, um auf das Grab seiner seligen Hausfrau Blumen zu streuen. Da dieser Punkt des Mont-Parnasse reichen Stoff zu Beobachtungen bietet, so saßte ich eines Tags daselbst Posto, um Zeuge einer jener nahen Scenen zu seyn, von denen auf den Pariser Theatern, trotz des Talents der Schriftsteller und Schauspieler, nur höchst unvollkommene Nachbildungen erscheinen. Vor dem Hause an einem Tische saßen zwei fröhliche, zechende Gesellen. Während sie unter heiterem Gespräche ihrer Flasche *Vin de Propriétaire* zu acht Sous Zug auf Zug zusprachen, erschien ein Kamerad, seinen sechsährigen Knaben an der Hand. Natürlich lud man ihn ein, mitzutrinken. „Nein,“ entgegnete er, „heute nicht; 's ist meiner Frau Todestag, und ich habe Polite da versprochen, ihn an Ramad's Grab zu führen, um dort zu weinen.“ Der Kleine hatte wirklich einen Immortellenkranz in der Hand. Bald jedoch brachte der lockende Anblick der sich stets wieder füllenden Gläser unsern Wittwer auf andere Gedanken. „Etwas später, etwas früher,“ dachte er, „was thut's? Zum Kirchhof bleibt's noch immer Zeit!“ Kurz, er ward der Dritte im Kleeblatt. Polite trieb beständig am Water: „Ich will um Mama weinen.“ — „Nichts!“ schraubte der Wittwer, als ihm der Wein einmal warm gemacht hatte, „Du sollst nicht!“ — „Ich will aber um Mama weinen!“ — „Du sollst nicht, sag' ich; Du hast Dich ohnedieß die ganze Woche schlecht genug aufgeführt!“ Am Ende kam der Kleine, der immer

bringender auf seinem Verlangen bestand, doch noch zum Weinen; denn der Water, dem es zu viel wurde, griff zum Stock. So feierte der jähliche Wittwer den Todestag seiner Seligen im Weinhause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Welt der Insekten.

(Beschluß.)

Frent euch nicht zu früh, wenn euch ein recht seltener Springkäfer in die Hände gefallen ist; ihr habt seine wunderbare Feder vergessen; er schnellt los und ist zehn Fuß weit weg auf dem Rasen verschwunden. Die sogenannten Fallkäfer merken im Augenblicke, wenn sich etwas naht; beim leisesten Geräusch fallen sie vom Zweige, auf dem sie sitzen, zur Erde; hier rühren sie kein Glied, und ihr findet sie unter den Gegenständen, die auf dem Boden liegen, nimmermehr heraus. Die Familie der Anobien hat diesen Namen von der wunderbaren Kunst, womit sich diese Thiere todt stellen; sie thun dieß mit solcher Hartnäckigkeit, solcher Ausdauer, daß selbst die grausamste Verstümmelung ihnen kein Zeichen des Schmerzens entzieht, sie zu keiner Bewegung bringt, welche Leben und Empfindlichkeit verriethe. Die guten Anobien, die sonst soviel wissen, glauben wohl, Achtung vor dem Tode sey ein gemeinsames Gefühl aller lebenden Wesen. Gott hat ohne Zweifel vergessen, ihnen in seiner Offenbarung von der Hyäne, dem Seier und dem Menschen zu sagen.

Da Gott die Insekten mit der Eigenschaft begabt hat, sich zu verwandeln, und mit der noch weit wunderbareren, sich ohne Zusammenwirkung der Geschlechter in unendlichen Generationen fortzupflanzen, so brauchte er auch ihnen, den Lieblingkindern seiner Schöpfung, die nur ihm allein zustehende Gabe der Unsterblichkeit nicht zu verleihen; aber er braucht sie nur, wenn es an der Zeit ist, von dem kaum sichtbaren Thierchen zu entlehnen, das er dort, war es Laune oder Spott, in den Staub einer Trause gesät hat. Vor hundert fünfzig Jahren fand ein Philosoph die längst verrothete Hülle eines Räderthierchens (*Tardigradus rotiferus*) in einem Wischen Staub unter alten Siegeln auf dem Boden seines Hauses, und seit jener Zeit ist der lebende Atom von einem halben Jahrhundert zum andern durch einen Tropfen Regenwasser zu neuem Leben erweckt worden.

Dieß sind, sollte ich meinen, ganz artige phantastische Geschichten, und was sich noch für Betrachtungen der höchsten Art daran anknüpfen lassen, springt in die Augen. Indessen will ich euch, statt euch zu predigen, eine Geschichte erzählen.

Mein Water hatte einen Freund, der am selben Tage

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

U n e i n e L e r d a e.

Wohin, du Thräne, die du brennend
Aus meinem trüben Auge quillst,
Und jetzt noch keine Wege kennend,
Nicht weißt, wohin du fließen willst?

Was wällest du auf dieser Wange,
Die bleich und eingesunken ist?
O fort! die Spuren hasten lange,
Wo du einmal gewesen bist.

Wilst du auf diesen Busen fallen?
Er hat des Schmerzes ja genug,
Der höhlich seine bösen Krallen
Tief in das weiche Herz mir schlug.

In dieses Wellchen magst du sinken,
Auf seinem deutungsvollen Blau
Als eine klare Perle blinken,
Gleichwie ein Tröpflein Morgenthau.

Dann will ich ihr das Weilchen bringen,
Ihr, die so treu ich stets geliebt,
Die aber für mein heißes Ringen
Mir keine Gegenliebe gibt.

Bersuch es, aus dem Kelch zu schleichen,
Und roll auf ihre Brust hinab,
Ob dir's gelingt, sie zu erwecken.
Dort findest du das schönste Grab!

August Schuebler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Der fromme Einsiedler, den auch Mercier in seinem „Ludwig XI.“ eingeführt hat, ist ein idealer Charakter eines christlichen Priesters, der nichts als Duldsamkeit und Sanftmuth preigt. Die Verse, die ihm der Dichter in den Mund legt, sind wegen ihrer bündigen und gehaltreichen Kürze meisterhaft; sie klingen wie Orakelprüche; allein in dem Munde eines alten Eremiten, den ein König zu Rathe zieht, ist dies an seiner Stelle. Ein solcher aufgeklärter, von allen Vorurtheilen seines Standes freier Geistliche wurde wohl im Zeitalter Ludwigs XI. nirgends gefunden; man kann aber dem Dichter diesen Anachronismus und diesen idealisirten Priesters Charakter leicht zugeben, da er, dem leidenschaftlichen König gegenüber, eine schöne Wirkung hervorbringt. Die ganze Rolle des Franz von Paula beweist übrigens, welcher energischen Kürze die französische Beredsamkeit fähig ist, wenn sie von einem geschickten Dichter gehandhabt wird. Erst im zweiten Aufzuge haben wir es mit dem Könige zu thun; aber wurde tritt die liebliche Marie auf, die von Mad. Dupont mit ganz besonderm Reize gegeben wird; wäre sie zehn Jahre jünger, so würde der Reiz noch größer sein; vielleicht verheiratete man sich damals wohl, und in dem einsamen Schlosse Pleiss les Tours, das mit Gärten und mit Gängen umgeben war, konnten die Freier nicht leicht Zutritt bekommen. Mit ihr tritt der Dauphin auf, ein junger, gefühlvol-

ler Herr, welcher von Mad. Menjaud auch vortrefflich dargestellt wird. Da seine Rolle ganz sentimental ist, so hat man sie mit Recht einer weiblichen Person anvertraut. Dieser Dauphin wird von seinem Vater mit rauhherziger Strenge behandelt und zittert und bebt vor ihm. Der junge Herr wird sich selbst überlassen, sucht aber seinen Unterricht, wo er kann, und Marie lehrt ihn ein wenig lesen. Der Austritt mit dem Lesunterricht ist reizend; man hat aber dem Dichter ein Vorbild desselben in der Oper „Carnegie“ nachgewiesen. Dies ist nicht die einzige Nachbildung, die man ihm vorwirft, und seine Freunde sind entrüstet darüber, daß man einen Dichter, wie Casimir Delavigne, für fähig halten könne, Andern nachzuschreiben. Freilich, Andern nachzuschreiben, ist wohl seine Sache nicht, und sicher ist Delavigne nicht der Mann, der sich gemächlich hinsetzt und sagt: laßt sehn, welchen Schmutz wir Andern stellen können, um unsere eigene Blöße damit zu bedecken. Aber Casimir Delavigne ist mit dem französischen Theater und mit den neuen Romanen vertraut. Einem Dichter bleibt Manches im Gedächtnis, und unvermerkt schiebt das Erinnerungsvermögen der Phantasie im Augenblicke des Schaffens Bilder unter, die schon einmal da gewesen sind. Auf diese Art kann denn auch Delavigne Manches entlehnt haben, ohne es sich recht bewußt zu seyn. Dergleichen Nachbildungen finden sich übrigens bei allen neuern Dichtern ohne Ausnahme. Keiner hat ein so fruchtbares Genie, daß er nicht zuweilen etwas schon Dargestelltes reproduzirt. Der Dauphin tritt ab und Mariens Vater warnt sie, sich nicht zu sehr mit dem Dauphin abzugeben, weil dies dem Könige mißfallen würde. „Soll ich ihn ganz abweisen?“ fragt das Mädchen ganz naïv. — „Ei, bei Liebe nicht!“ erwidert der vorsichtige Hofmann; „der Dauphin kann bald König werden; man muß seine Zuneigung beizubehalten suchen.“ Es war schon früher von der Ankunft eines Gesandten des Herzogs von Burgund die Rede; dieser erscheint, und siehe da, es ist der junge Nemours, den der König zum Botschafter gemacht und der nur deswegen die Rolle eines Gesandten übernommen hat, um sich an dem tyrannischen König zu rächen. Wie unwahrscheinlich ist es, daß Karl von Burgund einem erbitterten Feinde Ludwigs XI., den man noch dazu an dessen argwöhnischem Hofe bald erkennen mußte, die Abschließung eines Friedensvertrages aufträgt! Allein gerade diese Unwahrscheinlichkeit hatte der Dichter nöthig, um sein Trauerspiel zu Stande zu bringen. Dies scheint nach der alten Art und Weise, französische Tragödien zu schreiben, und es ist schlimm, daß Delavigne in seinem Genie nichts Besseres gefunden hat. Nachgelähnt erscheint dieser junge Gesandte, der offenbar gegen alle Regeln des Corps diplomatique verstößt. Ein ächtes Mitglied dieses Corps muß seine Gefinnungen tief in die Hallen seines Herzens vergraben; vielleicht aber waren damals die Konventionen noch nicht so ausgebildet, als seitdem geschehen ist. In Gegenwart seines ehemaligen Freundes Commines, dessen Tochter er stets geliebt hat und die auch ihm treu geblieben ist, und noch dazu in einem offenen Saale des Schlosses, bricht er in heftige Verwünschungen gegen den König aus und erzählt in lebhaften Ausdrücken die Geschichte der Hinrichtung seines Vaters. Bekanntlich meldet die Geschichte oder die Sage, man habe die jungen Söhne des Herzogs von Nemours unter das Blutgerüste geführt, und das Blut des Vaters sey auf die Kinder herabgeströmt. Dies erzählt der Dichter in sehr schönen Versen, und der Schauspieler, Beauvalet, wenn ich nicht irre, sagt sie mit einem etwas übertriebenen Feuer her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 13. M ä r z 1832.

— Er gibt mit reinem Sinn
Und neuer Lehre herrlichen Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend. — Sey die Ehre dein!

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island, oder die Zauberspiegel.

Im hohen Norden liegt eine Insel, die nächste am Pol, von Umfang klein, wunderbar & erhaltend in der Erstarrung der Natur und im Kampf der unterirdischen Mächte; denn diese haben dort eine letzte Freistätte für ihr wüthendes Treiben sich erkohren. Ein nie erlöschender Feuerherd brennt, und heiße Quellen schlendern ihre Strahlen auf der mit Rauch erfüllten Insel empor, während unter lautem Donner aus dem Hella die Feuerfläße niederströmen; es ist der Eingang in die Hölle. Verschanzt durch Eis, zurückschreckend durch das Toben und die Umrube feindselliger Kräfte, scheint sie un-
wirthbar und den Menschen ein unüberwindlicher Schrecken. Doch, von ihrer ewigen Umrube getrieben, haben sie den Weg dahin gefunden, auf dem dürren Eiland Wohnungen aufgeschlagen, mit der Natur gerungen und die wenigen Gaben derselben erbeutet. Und wie Wilhelm Tell von dem unwirthbaren Gipfel der Alp seinen Kindern ein Ammonshorn oder einen seltenen Vogel mitbringt, so bringt von dort der südl. Seefahrer in die gesegneten Länder des Südens den Krystall aus Island. Er hat sich, geschützt von umschließenden Felsen, in reiner Klarheit ausgebildet, weiß, undurchsichtig, fast wie die Luft, und gleichsam als wollte die Natur ihre Erhabenheit über das regellose Treiben zeigen, gab sie, ungestört, wie Archimedes im Getümmel der eroberten Stadt,

in ihrem ergößlichen Spiel mit Formen ihm die Gestalt, welche der auf sich selbst ruhenden, vollkommen regelmäßigen die nächste ist: die Gestalt der Raute, welche Fürsten und Herrn ehemals in ihren Schildern führten.

Dieser Krystall, noch jetzt nach seinem Vaterland benannt, kam als besondere Merkwürdigkeit, als Spielwerk der Neugierde, als Zierrath nach Europa, und so auch in die Hände eines Mannes, der sonst nur den großen Werken der Natur seine Aufmerksamkeit zu widmen pflegte. Dies war Huyghens, der den gebildeten Lesern des Morgenblatts wohlbekannte Naturforscher; er machte (1656) zuerst die Himmelskundigen mit der wahren Beschaffenheit des Rings bekannt, welcher den Saturn umschwebt, und stellte so das Ebenmaß in den Werken der Natur wieder her. Sie hatten den alten Saturn für eine gebinkelte etruskische Vase, für das Haupt Johannis des Täufers, oder den Ringtragen der Jungfrau von Orleans gehalten.

Diesem Naturforscher ging in unserm Krystall eine neue Erscheinung auf, die ihm auch wieder einen neuen zweiten Namen gab: Doppelspat. Durch diesen durchsichtigen, klaren Stein betrachtet, erscheinen nämlich alle Bilder, alle Lichte, doppelt, und dies ist das erste Wunder. Jeder Strahl trennt sich gleichsam und theilt sich auflösend in zwei. Er ist wie die Augen eines Kranken, der doppelt sieht, oder des Seligen, der seiner Schätze nicht genug haben kann. Ein Körper, so durchsichtig wie die Luft, so regelmäßig wie der Spiegel,

zeigt die Bilder doppelt, jedoch sonst im natürlichen Zustand und Bau. Aber wenn man den Krystall umdreht, dreht sich das eine Bild um das andere mit herum. Im Innern des Krystalls muß also nach gewissen Richtungen thätige Kraft sein, welche die Bilder ordnet, stellt und bewegt: so sagten und dachten die Naturforscher.

Nun thut sich aber ein neues Wunder auf. Man betrachte durch einen zweiten Islandkrystall die im ersten entstandene Doppel- oder Zwillingbilder, so erhält man allerdings wieder, wenn der zweite Krystall sich dreht, diesen Tanz der unbegreiflichen Bilder; aber es ist ein Tanz gespenstlicher Natur, denn die Bilder werden, indem sie im Kreise umherziehen, stärker und schwächer, verschwinden gar, und kommen wieder zum Vorschein. Will etwa der zweite Krystall die Ordnung der Natur wieder herstellen, indem er das eine Zauberbild wieder zerstört? Die Bilder kommen aber wieder! Ist eins von diesen Lichtern, diesen falschen, nur der Schatten des andern? Hat das Licht auch seinen eigenen Schatten? denn nur der Teufel hat bekanntlich keinen Schatten.

Ist es doch, als wäre in dem Krystall ein innerer Zwiespalt entstanden in der wilden Ferstörung auf seiner Insel. Wunderbar ist die Entstehung dieser Doppelbilder allerdings; sie sind sich in allem ähnlich, sie spielen in Farben, sie rühren das Auge auf gleiche Weise. Man könnte sie Zwillingstrahlen nennen. Aber dabei ist doch eine gewisse Antipathie zwischen denselben; es sind Zwillingbrüder wie Castor und Pollux: der eine verschwindet, wenn der andere leuchtet. Ist vielleicht die Gestalt des Krystalls dem Licht verwandt, hat das Licht zur Regelmäßigkeit des Krystalls bei seiner Geburt mitgewirkt? Ist es fortbauender Verkehr mit den Kräften im Innern des Durchsichtigen? denn, sagt Aristoteles, ohne Durchsichtiges ist kein Licht. Aber zu einsam, zu felsenam stand die Erscheinung da, als daß solche Fragen hätten zur Beantwortung reifen können. Wie die Insel, ward die Erscheinung als ein seltsames Naturspiel betrachtet; die Erscheinung des Zwillingstrahls blieb unbeachtet, und Jahrhunderte lang herrschte Stillschweigen darüber. Selbst als in Deutschland längst und überall, durch die ganze Natur, die Macht der Zwillingsträfte *), der Sympathie und Antipathie (die gleichsam in zwei Strahlen auseinander gehen), der Zurückstoßung und Abstoßung, der Kontraktion und Expansion, anerkannt und gepriesen wurden, dachte Niemand der Zwillingstrahlen, die sich freundlich und doch feindlich trennen im Krystall aus Island.

Da rief das französische Nationalinstitut, weitgehend, ahnend, auf französischen Ruhm bedacht, die Physiker und Mathematiker auf, den Zauber dieser gespenstlichen Bilder des Doppelkrystalls zu lösen, dieses seit lan-

*) Die Deutschen nennen sie die Polarität.

ger Zeit gleichsam zur Einde gewordene Feld wieder zu befruchten und nach Paris die Blumen und die Früchte zu bringen. Dieser Ruf ward vernommen von Malus, einem Mann, der bestimmt war, sich an die Spitze einer Reihe von Forschungen zu stellen, die in immer weitem Wellen sich ausbreiten sollten, eine Bewegung zu veranlassen, die an die schönen Zeiten des Galvanismus erinnert, wenn nicht durch den Umfang und das Großartige, doch durch das geistige Streben und die Annäherung an das Licht, als das Geistigste. Dieser französische Mathematiker, einer von der Expedition nach Egypten, bringt, um es kurz zu sagen, die Zwillingstrahlen künstlich hervor, wie sie auf geheime Weise die Natur in dem Krystall aus Island geboren werden läßt. So bezwang Franklin den Blitz, den er der Natur nachgeahmt. Dies ist es nun, was ich dem Leser zu berichten habe, wie es sich begab und erweiterte.

Malus, beschäftigt ohne Unterlaß mit den Beobachtungen, zu denen das Nationalinstitut aufgefordert hatte, stund bei jedem Anlaß, jede Erscheinung auffassend und nach allen Richtungen die Polypenarme des forschenden Verstandes ausstreckend, immer seinen Krystall aus Island in der Hand, betrachtete einst die untergehende Sonne durch denselben. Sie spiegelte sich von den Fenstern des Pallastes Luxemburg ihm gegenüber ab, noch glänzend, aber in schiefer Stellung. Da ward er mit Erstaunen gewahr, daß das Bild dieses mächtigen Lichtquells, das er mit seinem Bergkrystall wie gewöhnlich doppelt sah, wenn er seinen Krystall drehte, etwas ähnliches zeigte, wie die Doppelbilder, die, aus einem ersten Krystall entwickelt, durch einen zweiten betrachtet werden. Sie verschwanden zwar nicht abwechselnd, wurden aber doch schwächer. Kurz, es erschien etwas Aehnliches, theilweise Aehnliches, wie das, was wir oben als zweites Wunder, das Huyghens gesehen, erzählt haben. Spielt, dachte Malus, dieses von dem Spiegelglasfenster des Pallastes abespiegelte Licht etwa dieselbe Rolle, wie einer von den Zwillingstrahlen, welche die Natur in den Krystallen aus Island auf eine uns geheime Weise erzeugt? es könnte wenigstens so sein! Dies war einer seiner Haupt- und Grundgedanken, und ihm folgte der andere: wenn, dachte er weiter, des ersten Krystalls Thätigkeit ersetzt wurde durch die Abspiegelung, so läßt sich vielleicht die Wirkung des zweiten gleichfalls durch einen Spiegel hervorbringen. Dies mußte, weil es ein verwegener Gedanke war, der das Geheimnisvolle der Krystallmacht gänzlich unging, nachgewiesen und bewiesen werden. Ja, auf den ersten Anblick erschien es sogar sonderbar; denn beim Spiegel sieht man nirgends Doppelbilder. Doch der Erfolg am Ziel war zu wichtig, als daß der glückliche Forscher nicht mit aller Macht dahin gestrebt hätte. Und er kam an das Ziel, und das Resultat war ein

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cal. Désaignes Ludwig XI.

Commines rath seinem jungen Freunde, sich zu maßigen; die Worte sind aber in den Wind gesprochen. Nun erspähet endlich der König, dessen Rolle von Ligier vortreflich dargestellt wird. Er ist erobert über einen seiner Großväter, den Grafen von Dreux, welcher sich einige Excessen gegen das Volk zu Tours hat zu Schulden kommen lassen. Der König droht ihm in halb ernsthaftem, halb scherzhaftem Tone, wie es seine Art war, ihm den Kopf abhauen zu lassen, falls er sich noch einmal etwas der Art beimkommen lasse. Er spricht sehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit, das Volk zu schonen, und von dem argen Mißbrauche, den die Großen von ihrer Gewalt machen; er löst es aber mit der Zeit dahin zu bringen, daß dieselben demüthig werden wie das Volk, und nur dem Könige das Recht zugesessen, die Nation zu regieren. Dies heißt ganz im Charakter Ludwigs XI. gesprochen. Ueberhaupt hat es sich der Dichter angelegen seyn lassen, eine Menge von Zügen zu vereinigen, welche das sonderbare Gemisch von Tyranniel, Schwauigkeit, Eucht nach Popularität und Bosheit bezeichnen, woraus der Charakter dieses Königs bestand. Man hat in einigen Journalen bemerkt, diese Mühe des Dichters, den Charakter Ludwigs XI. so genau zu schildern, gebe für die gewöhnlichen Zuschauer verloren und sey daher eine unnütze Mühe. Dies möchte ich jedoch nicht annehmen. Hat das Stück das Verdienst, daß es den sonderbarsten Königscharakter schildert, den es vielleicht je gegeben, so ist das Trauerspiel schon deshalb merkwürdig. Während der König gegen den Grafen von Dreux aufgebracht ist, tritt der Arzt ins Mittel und verbietet dem Könige, sich weiter mit der Sache abzugeben, da der Horn seiner Gesundheit schade. Man hat hierin eine Aehnlichkeit mit Molières Malade imaginaire gefunden; eine Aehnlichkeit, die sich noch an andern Stellen des Trauerspiels aufweist und woran der Dichter gewiß nicht gedacht hat, die aber nichtabestweifelnd auffallend ist. Ludwig gibt nun dem Gesandten Karls von Burgund eine feierliche Audienz. Der junge Remourc kann bei dem Anblicke des Mörders seines Vaters nicht an sich halten; er bricht in heftige Klagen über die Falschheit des Königs aus, fordert ihn im Namen des Hergoas zum Zweikampfe auf und wirft den Fehdehandschuh zur Erde. Dieser wird vom jungen Dauphin aufgehoben. Der Vater umarmt seinen Sohn wegen dieses heldenmüthigen Gefühls; späterhin jedoch äußert er, ein Dauphin dürfe ohne Erlaubniß des Königs nichts der Art thun. Ludwig bleibt bei den Drohungen des jungen Gesandten ganz gelassen; als dieser aber fort ist, läßt er auf eine sehr schlaue Art gegen seinen Helfer und Helfer Tristan verlauten, er wünsche, man schaffe ihm diesen Gesandten, wenn er mit dem zu unterzeichneten Friedensvertrage abreise, im Walde aus dem Wege. Während die beiden Schwelme sich auf die feinste Art über den Mord besprechen, klopft die Abendglocke, und der König unterbricht seine abschweulichen Anschläge, um sein Abendgebet zu verrichten. Dies erlunerte mich an Ancelots Katharina II., welche die Theilung Polens beschließt und durchsetzt, während sie einen Brief an Voltaire über ihre Achtung für die Rechte der Menschheit schreibt. Der oben erwähnte Auftritt mit der Herausforderung und dem Hinwerfen des Fehdehandschuhs ist aus Walter Scott entlehnt, aber besser motivirt als dort. Der dritte Aufzug geht außerhalb des Schlosses neben dem Dorfe vor. Die Bauern haben von dem fürchtbaren Tristan Befehl, sich zu

beknechten, da der König bleibet kommen will; sie tanzen und singen, obschon sie aufgelegt zum Klagen und Jammern sind. Tristan ermahnt sie, mit dem Könige frei und ungezwungen zu sprechen. „Gut,“ sagen die Bauern, „so wollen wir ihm zu wissen thun, wie man uns bedrückt und schändet.“ — „Das sollt ihr wohl bleiben lassen,“ ruft Tristan; „sagt ihm im Gegentheil, ihr seyet unter seiner Regierung glücklich; der König seye recht gut aus und werde noch lange leben; kurz, sprecht frei von der Leber weg.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.

Der katholische und der reformirte Clerus in der gegenwärtigen Zeit.

So wie über den Clerus der christlichen Konfessionen im Allgemeinen überall bei den Volksbewegungen bezeugt wird, daß derselbe sich sehr abgeneigt gegen alle und jede Revolutionsversuche zeige, so darf dieses, mit wenigen Ausnahmen, bei den Reformirten sowohl, als bei den Katholischen, besonders in der Schweiz gesagt werden. Bei den Katholischen ist freilich noch ein sehr großer Unterschied zwischen demjenigen zu machen, die sich zu dem bis 1830 im Sommer herrschenden Ultramontanern zählten, und demjenigen, die sich zu dem verurtheiltem Systeme der katholischen Kirche bekannnten. Die erstern, die mit den Jesuiten zu dem damals herrschenden Clerus gehörten, sind natürlich unzufrieden mit jeder Veränderung und treiben rachsüchtig die Parteien zum offenen Arzte. Die letztern hoffen auf Verbesserungen, die in der katholischen Kirche kaum zu erwarten sind, und dieses einsehend, erklärt sich die Mehrheit für das Stable Princip. Beide sind aber offenbar Feinde der Volksbewegungen. Die dritte kleinere Klasse dieser geistlichen Herrn hofft auf eine Ausbildung des Episcopalsystems; allein hier fehlen im Durchschnitt noch die Regierungen, die sie unterstützen sollten, und besonders fehlt es an einem bedeutenden Geiste, der an der Spitze stände, um sie zu leiten.

Der reformirte Clerus in der Schweiz ist im Durchschnitt in der theologischen Wissenschaft um ein starkes halbes Jahrhundert hinter Deutschland zurückgeblieben, und hat sich kaum abhülft, gleich dem katholischen, als eine besondere Klasse dem Volke gegenübergestellt. Jede Klasse fürchtet aber bei Volksbewegungen für ihre Vorrechte, und so auch diese eine gebildete, die auf jeden Fall als Klasse sich nicht halten kann. Viele Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen, die seit Jahren in den Synoden der Schweiz gemacht worden sind, haben daher bis jetzt beinahe keine Früchte gebracht, und Hoffnungen, Wünsche und Begehren, die erst noch vor wenigen Jahren in Bezug auf Liturgie, Katechismus und Kirchengesang lebhaft geäußert worden sind, werden jetzt von den Geistlichen selbst, die sie geäußert haben, ängstlich zurückgenommen, oder so umgangen, daß es besser ist, wenn man wirklich keine Rücksicht darauf nimmt. Alles wird übrigens von der mythischen Seite aufgefaßt, und statt Hoffnung, Mut und Trost zu verbreiten, sind alle Blicke rückwärts gerichtet. So liest man in dem 1832 in Basel neu erschienenen Lehrbuch des christlichen Religionsunterrichts für die Kirchen im Kanton Basel (zum Gebrauche für die Kinderlehren und für den Konfirmationsunterricht) zu allgemeiner Erbauung, von dem Antistes Hieronymus Falkeisen in der Vorrede die Worte: „In der gegenwärtigen traurigen Zeit, in welcher wegen überhandnehmendem Unglauben und Ungebundenheit die Jugend mehr als jemals eines gründlichen Unterrichts in den Lehren des Christenthums bedarf.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 14. M ä r z . 1 8 3 2 .

Deines Herzend rege Bluth
Und die abnenden Verlangen,
Die am Wind der Hoffnung bangen —
Ach, ein stehend, stehend Gut!

Herber.

Der gefangene Vogel und die Knabenideale.

Durch des düstern
Waldes Schatten,
Wo sich gatten
Tag und Nacht in hohen Nistern,
Wo die satten,
Bienen lüftern
Auf den Matten
Mit geliebten Blumen küstern,
Ueber Thal
Und Berg, dem hellen
Sonnenstrahl
In Baches Wellen
Luftig nach ein Knabe sieht.
Ob auch nickt
Ihm die Zweige,
Sanft sich neigt
Manche Blüth', ihm Gruß zu schicken,
Und die Steige
Seinen Blicken
Freundlich zeige —
'S kümmert nicht ihn, sie zu küssen;
Seine Lust
Und seine Sorgen,
An der Brust
Gar wohl geborgen

Lächelnd sie der Knabe sieht.
Fühlt des kleinen
Vogelins Schwingen,
Wie sie ringen,
Wie es zappelt mit den Beinen:
„Laß dein Dringen,
„Laß dein Weinen!
„Sollst mir singen
„Hell und schön — wirst du's verneinen?
„Alles lacht
„Und blüht im Maie;
„Bald gebracht
„Bist du in's Freie,
„Darfst hinans ein wenig schau'n.“
Blickt nun nieder,
Und entknüpft,
Sacht gelüpfet,
'S Luch und streicht sein braun Gefieder.
„Nicht geküpfet!
„Frisk! die Lieder —“
Ach entschläpfet
Ist's und lehret nimmer wieder,
Fern im Wald
In leisem Sange
Schon verhallt
Sein Lied — und bange
Steht der Knab', und o' will ihm grau'n.

Ja wohl Manchem so ergangen,
 Der aus stillem Kindesleben,
 Wie aus Waldes düsterm Draugen
 Sich in's Freie wollt' begeben,
 Was er tief verborgen trug,
 Lieben wollt' an's Licht der Sonne.
 Träumte viel von Lust und Banne,
 Glaubte wahr des Herzens Lug;
 Und sein Träumen und sein Dichten
 Fliegt ihm fort in ferne Welten.
 Nun, er lernt die Blide rechten
 Weg von sich und — sich bescheiden.

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

(Beschluß.)

Der satanischen Roulette, zu zwei Sous, die auf dem Mont-Parnasse ebenfalls ihr schändliches Wesen treibt, erwähne ich nur im Vorbeigehen, verweile dagegen bei zwei Spielen, welche in ganz anderer Hinsicht unsittlich und darin auch wieder unter sich selbst verschieden sind. Kann es etwas Empfindlicheres geben, als das sogenannte Rattenspiel? Auf ein an die Mauer geheftetes kleines Brett ist ein solches armes Thier befestigt und dient, gleich einem Sankt Sebastian, einem Troß von Bolzenschützen zum Ziele; nach unzähligen Wunden erhält es vom Geübtesten endlich den Gnadenschuß, und Alles bricht in unbändigen Jubel aus; sogar die Rade verfährt barmherziger mit den Ratten. Das zweite Spiel ist nicht gerade grausam, aber nicht minder unmoralisch; es hat übrigens einen historischen Charakter, und ich machte die wichtige Entdeckung dieser Ergöblichkeit auf folgende Weise. Eines Tags besah ich mir, indem ich durch das vom Mont-Parnasse nach der Chauffée du Maine führende Gäßchen ging, das lebendige Schauspiel ringsum. Plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen durch eine gellende Stimme geweckt: „Cassez, cassez, les carreaux! Cassez, cassez!“ Ich bleibe stehen und sehe ein kleines Holzgebäude, an dem sich mehrere Fenster mit runden Scheiben befanden. Ein altes Weib reicht mir vier Kugeln, um die Fenster einzuwerfen; der Wurf galt einen Sou; auf jeder getroffenen Scheibe stand eine Prämie von einem Duzend Markon. Ich brachte, auf die Prämie verzichtend, mein Opfer dar, ließ mich aber dafür belehren und erfuhr, dieß Spiel sey zum Andenken der großen Julustage erfunden. Auf solche Weise können sich also die Knaben bei guter Zeit im Fenstereinwerfen üben. Wer erkennt nicht in diesem Ratten- und Fensterspiel das humanste und civilisirteste Volk der Welt?

Die eigentlichen großen Spiele des Mont-Parnasse, namentlich die ambulanten Theater, befinden sich innerhalb

der Barriere, im Winkel der Esplanade, wo die Rekruten die ersten Elemente der trefflichen Kunst, Menschen zu morden, einstudiren. Hier zeigt sich am Auffallendsten, wie sehr dieses Stadtviertel vom eigentlichen Mittelpunkte der Hauptstadt abweicht; gleich in Hanswursts ergöblichem Zwiesprach mit seinem Herrn und Meister gibt sich dieß kund. Die Scherze sind hier so zügellos, daß derjenige, der Vaillasses Witz im Innern der Stadt herb genug findet, keinen Begriff davon hat. Indes gefällt dergleichen diesem Publikum, und namentlich die Frauenzimmer, welche diesen Schauspielen unter Gottes freiem Himmel bewohnen, beschweren sich über die etwas mehr als scharf gewürzten Späße ganz und gar nicht.

Auf der andern Seite der Straße, Vaillasses Schaubühne gegenüber, zieht eine andere, etwas lärmende Ergöblichkeit eine große Zahl Liebhaber und selbst Kenner herbei. Wir treten ein, das Entrée beträgt nur vier Sous, und der einzige Akteur dieses Theaters gibt uns in höchst eigener Person seinen Namen, seine Titel und Leistungen zum Besten: „Mesdames und Messieurs, ich bin Wasserot und darf mich kühnlich den ersten Trommelschläger in ganz Uropa nennen. Ich habe mich vor allen Souveränen von Uropa produziert; mit allen Tambourmajors der großen Armee habe ich mich gemessen, und imitire die Kanonen auf meiner Trommel. Dermaßen frappant, daß man den Pulverdampf zu riechen glaubt.“ Den Beschluß dieses Schauspiels machte eine Symphonie von kleinen und großen Trommeln, auf welche Wasserot mit unbegreiflicher Gewandtheit seine Trommelschlägel, wie indische Jongleurs ihre Kugeln werfen, niederfallen ließ. Die Symphonie stellte, laut der Ankündigung, die Einnahme des Pariser Stadthauses vor. Die Trommelwirbel und den Kanonendonner begleitete von Seiten der Zuhörer mit derbem Zwergsfelle der lärmendste Beifall. Mein Nachbar aber schüttelte den Kopf und schien schlecht zufrieden; ich fragte ihn nach der Ursache. „Pardieu!“ erwiderte er; „Papa Wasserot macht es sich etwas leicht! Voriges Jahr spielte er die nämliche Funktion und sagte, es sey das Bombardement von Algier. So führt man die Leute an, die es nicht verstehen!“

Es ist nichts schwieriger, als, wie man zu sagen pflegt, die Menschen unter einen Hut zu bringen; in unsern Tagen vollends sind Beweise dieses Satzes wohl am überflüssigsten. Indes weiß ich dennoch einen Fall, in dem man so ziemlich sicher seyn kann, daß kein Widerspruch erhoben wird. Wenn eine zahlreiche Gesellschaft, wie wir, den ganzen Tag auf dem Boulevard du Mont Parnasse herumgelaufen ist, um seine Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen, und es äußert gegen sechs Uhr das allernüberebteste Mitglied der Gesellschaft; „meine Herren, ich glaube, es ist Essenszeit,“ so stimmt gewiß

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

oder nach dem rechten Winkel aufeinander gehen.) Die Deutschen nannten es später das Gesetz der Doppelspiegelung.
(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Graf, Delavigne's Ludwig XI.

Dieser ganze Auftritt ist äußerst wichtig. Die Bauern tanzen und singen aus Leidestrafen; der bereits kranke König erscheint, mischt sich unter die Bauern, fragt, wie sie es anfangen, um so fröhlich zu sein und ein so munteres Aussehen zu haben. Ein dummer Tölpel antwortet, das komme daher, weil er ein gutes Gewissen habe, sich sein Verbrechen vorwerfe und Niemand betrüge. Ludwig wird aufgebracht; allein die Frau des Bauern, die eine Hofdame zu werden verdient, weiß die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, scheint entzückt über sein blühendes Aussehen und meint, er könne noch hundert Jahre leben. Bei diesen Worten überläßt sich der alte, schwache König seiner Freude, theilt Geld unter die Leute aus und scheidet sie mit dem Bedenken weg, auf seine Gesundheit zu trinken. Der junge Nemours hat nun eine Unterhaltung mit seiner Geliebten, Marie von Combaud; sie erinnert ihn an die Tage ihrer Kindheit und freut sich, daß er mehrere Jüge aus jener Zeit noch nicht vergessen hat. In dieser Scene ist Mad. Dupont äußerst reizend. Der schlaue König bemerkt von ferne das Einverständnis der beiden jungen Leute; er verfährt auf die vertrauliche Weise zuerst den Vater und dann die Tochter, weiß dieser das Geständnis ihrer Liebe und den rechten Namen des Gesandten abzulocken, und sobald er erfährt, daß es Nemours sey, hat er auch schon dessen Tod beschlossen. Da eben die Nachricht von dem Hinsehen Karls von Burgund überbracht wird, so muß Nemours sogleich festgehalten werden. Vor der Hand wird er jedoch nur der Aufsicht des Arztes Coctier übergeben, welcher einen Thurm neben dem Gemache des Königs bewohnt. Im vierten Aufzuge sehen wir das Schlafzimmer Ludwigs, und gerade hier, was doch gewiß nicht wahrscheinlich ist, unterredet sich der Arzt mit dem jungen Gefangenen, den er zu retten verspricht, obschon auf eigene Lebensgefahr. Er übergibt ihm den Schlüssel zu einer heimlichen Gartenthür und tritt ab. Nemours aber, -anstatt zu entfliehen, versteckt sich hinter das Bett des Königs, mit dem festen Vorsatz, sich an dem Mörder seines Vaters mit einem Dolchstoß zu rächen. Ludwig tritt mit dem ehrwürdigen Franz von Paula ein und will, der heilige Mann solle ein Wunder zu seinen Gunsten thun und ihm zehn bis zwanzig Lebensjahre schenken, da er gewiß gegen einen König mit den Himelsgaben freigebiger seyn werde, als gegen Leute aus dem Volke; als jedoch der alte Priester antwortet, er sey nur ein schwacher Sterblicher, wird Ludwig böse und droht ihm mit seiner Ungnade. Nun erhebt sich Franz von Paula und droht seiner Selts dem alten verstockten Sünden mit der Ungnade Gottes, wenn er ihm nicht ein reines Gemüth darbringe. Der schlaue König fängt darauf eine Art von Sündenbekenntnis an, das der Dichter mit großer Kunst behandelt hat. Indem Ludwig zwar seine Mordthaten bekennt, aber doch sich so ausdrücken weiß, daß er dieselben gewissermaßen entschuldigt. Franz von Paula spricht ihm zu, wie ein an Gottes Statt richtiger katholischer Priester, und entfernt sich. Während Ludwig noch in der bestigsten Gemüthsbewegung ist, worin ihn die Worte des alten Eremiten ver-

setzt haben, springt der junge Nemours mit dem Dolche in der Hand hinter dem Bette hervor und fordert Genugthuung wegen des Mordes seines Vaters. Der alte abgefeimte Monarch hält sich nun für verloren und zweifelt keineswegs, daß es um den kurzen Rest seines Lebens gethan sey. Jetzt aber wirft Nemours verächtlich seinen Dolch zur Erde und zwingt bloß den alten Sünden, den rührenden Brief anzuhören, den der Herzog von Nemours vor seiner Hinrichtung an den König geschrieben hatte und der von diesem zurückgeschickt worden war. Das Anbrennen dieses Schreibens ist freilich eine Qual für Ludwig; allein nach dem Tode des jungen Nemours ist es dem Zuschauer doch äußerst auffallend, daß dieser, gerade als er am Ziele steht, alle seine Rachepläne aufgibt und sich denimmt, wie ein idealer Held in den klassischen Tragödien der französischen Bühne. Dieser Zug ist von den Theaterkritikern auch sehr getadelt worden. Nemours verschwindet, Ludwig schreit um Hilfe; alle seine Trabanten müssen ihm nachziehen. Man holt ihn auch wieder ein und sperrt ihn in einen Kerker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.
(Beschluß.)

Stimmung der reformirten Geistlichkeit.

So hört man viele Klagen in andern Kantonen und viele Furcht über ungünstigen Einfluß der neuen Ordnung der Dinge. Höchst wünschenswerth wäre es, wenn in dieser Beziehung der Inhalt der Visitationstabellen der Geistlichkeit im Kanton Zürich vom Jahre 1830 auf 1831 durch den Druck allgemein bekannt gemacht würde. Wie wir aus sicherer Hand vernommen haben, ist von einem einzigen jungen Manne, einem stationirten Geistlichen bei einer Berggemeinde, bezeugt worden: „Die neue Staatsverfassung ist, wie mir scheint, ein mächtiges Erweckungsmittel für alle bessern und edlern Geistlichen, dagegen ein Donner Schlag für alle Faulen und Trägen, die gerne in alle Ewigkeit im Schlenbrian geschlummert hätten. Wobey die Zahl der erstern sich fortan mehren! - Die Zeit bedarf ihrer!“ Und obgleich von andern Vernünftigen und Einsichtsvollen das redliche Zeugnis abgelegt wurde, daß die Zeitergebnisse die Gemüther gehoben und das Band eher befestigt, als erschläßt haben, daß in den Gemeinden zwischen dem Kirchensprecher und dem Gemeindegassen besteht, so wird doch dieses ruhige und unbefangene Urtheil durch das große Jammergeschrei überstimmt, welches alle übrigen Geistlichen angehoben haben über Zeitgeist, Publizität und Mißbrauch der Pressfreiheit. Von was zeugt aber diese Mißstimmung, als von der Mißkenntnis der Zeit, welche ein zeitgemäßes Fortschreiten in der Ausbildung der theologischen Wissenschaft verlangt und die, wenn dieses nicht befördert und gehoben wird, die Mißgriffe erzeugt, welche die Romirten in der französischen Schweiz und die St. Simonisten in Frankreich in ihrem verberlichen Treiben sich zu Nutzen zu machen wissen. Noch bedeutender aber wird dadurch, daß der Clerus nicht mit dem Volke und den neuen Regierungen sich kräftig vereint, die Macht des Indifferentismus gegen alle kirchlichen Institutionen, und dieser untergräbt nicht nur veraltete Gebäude, sondern jede heilsame Verbindung zwischen Kirche und Staat. Im Interesse der reformirten Geistlichen selbst wäre es daher sehr wünschenswerth, sie würden sich, statt alljährlich am Alten zu halten, aufrichtig an die neue Ordnung der Dinge anzupassen, und das Gute schon darum befördern helfen, um das Böse zu hindern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März 1832.

— Ich vermuthete was

Von argen Mänteln. Aber schandde Thaten,

Wirgt Ae die Erd' auch, müssen sich vertheidigen.

Shakespeare.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

Es bedarf keines außergewöhnlichen Ereignisses, um Gibraltar dem Reisenden interessant, ja unvergeßlich zu machen. Wäre auch Spanien ein minder anziehendes Land, der erste Anblick jenes vielgefeierten Erdstücks lohnte allein schon eine Reise durch die Halbinsel. Hätte ich auch Emilie Waring nie gesehen, ihren Geliebten nicht aus großer Gefahr gerettet, wäre ich nicht Zeuge der Verurtheilung des unglücklichen Donovan gewesen, immer würde mir die erhabene Felsenveste unter den vielen Naturbildern, die an mir vorübergegangen, als eines der erhabensten, frischesten vor dem Gedächtniß stehen.

Mit meinen Erinnerungen an Gibraltar sind indessen einige Ereignisse aus dem Menschenleben eng verknüpft, und als ich vor etwa einem Jahre jenen Ort zum zweiten Male besuchte, als mir, wie ich durch die Meerenge segelte, das herrliche Landschaftsbild aufs Neue entgegen trat: zur Rechten die Gebirgskette der Barbarei, die Bucht von Algeiras und die Sierra von Granada zur Linken, die friedlichen, gen Osten strömenden Gewässer des Mittelmeers, und der Riesenseis, der seinen Eingang hütet — da verschwand mir plötzlich Alles im Gedränge schmerzlicher Erinnerungen, die mich um zehn Jahre zurück, wieder an Emilien's Seite versetzten, mir sie zeigten, wie — Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Am 13ten Juni 1821 flog ich, auf einer Reise in die Levante begriffen, am Hafendamme von Gibraltar

aus Land, und noch am Abend des nämlichen Tages gab ich meine Empfehlungsbriefe bei dem damaligen Gouverneur, Sir George Down, und bei dem Oberst Waring von den königlichen Ingenieuren ab. Sir George Down lud mich auf den folgenden Abend zu einem Balle ein, der im Gouvernementshause gegeben wurde, und Oberst Waring, ein so wackerer alter Krieger, als je einer dem Könige von Großbritannien diente, versicherte mich, indem er mir herzlich die Hand schüttelte, ich sey recht zur glücklichen Stunde gekommen, denn die nächste Woche solle die Verbindung seiner Tochter Emilie mit Kapitan L — von der Marine gefeiert werden. „Er ist ein prächtiger Junge“ setzte der Oberst hinzu; „sonst hätte er aber auch mein Mädchen nicht bekommen; essen Sie morgen bei uns zu Mittag, da treffen Sie ihn; und zum Abendessen bleiben Sie dann ebenfalls, Sie müssen ja auch meine Emilie sehen; nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie sich nicht in sie verlieben.“ Die Mahnung war gar nicht überflüssig; denn die weiblichen Reize erscheinen uns nie in lockenderer Gestalt, als wenn wir wissen, daß ein anderer ihr glücklicher Besitzer werden soll, und Emilie Waring war das einzige wahrhaft liebenswürdige Mädchen, das ich je gesehen. Wozu versuchen, mit Worten die Züge dieses Antlitzes zu schildern? bindet ja doch, was den Blick am meisten fesselt, am meisten auch die Zunge.

Den folgenden Abend ging ich auf den Ball im Gouvernementshause. Von ungefähr fiel hier, während Emilie mit ihrem Verlobten tanzte, mein Blick auf einen an-

wesenden Herrn, dessen Augen aufmerksam und unverkennbar mit dem größten Muthwill an dem Paare hingen, das er, wie der Ausdruck des recht hübschen Gesichts uns schwer errathen ließ, mit einem Gemisch des ebdlichsten Hasses und der innigsten Bewunderung betrachtete. „Wer ist der Herr?“ fragte ich meinen Nachbar. „Er heißt Donovan,“ antwortete er flüsternd. „Sie haben wohl schon bemerkt, wie unablässig seine Augen des Obersten Tochter und ihren Bräutigam verfolgen; mit der Geschichte dieses Herrn Donovans stehen allerlei seltsame Umstände in Verbindung, und man sagt ihm manches nach, was eben nicht sehr erfreulich ist. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, was er für Miß Baring und den Kapitän fühlt; daß er die Eine liebt, den Andern haßt; mit Erstaunen aber werden Sie hören, daß bei dem Allen Donovan und der Kapitän dem Anschein nach die besten Freunde von der Welt sind. Vor drei Jahren etwa rettete Donovan durch eine That ungewöhnlich kühner Wagniß dem Kapitän das Leben; obgleich er nun diesen seit der Zeit schon zweimal unter den verdächtigsten Umständen und, nach Jedermanns Meinung, in der festen Absicht, ihn todtzuschleßen, genöthigt hat, sich mit ihm zu schlagen, so gedenkt Kapitän L — dessenungeachtet immer noch der frühern Lebensrettung und beharrt in seinem Glauben an Donovans Freundschaft und gute Gesinnung.“

Donovan näherte sich dem Platze, wo wir standen, und unterbrach dadurch unser Gespräch; als wir es später wieder aufnahmen, erfuhr ich weiter, Donovan sey früher verheirathet gewesen; er sey vor einigen Jahren, als der Vergiftung seines Weibes verdächtig, zur Untersuchung gezogen und zwar freigesprochen worden, viele aber können sich noch jetzt nicht von seiner Unschuld überzeugen. „Er ist übrigens ein Mann von Einfluß,“ schloß mein neuer Bekannter; „er bekleidet einen bedeutenden Regierungsposten, und die Schicksallichkeit gebietet daher dem Gouverneur, ihn bei der Einladung zu einem Feste nicht zu übergehen.“

Der Ball war am Donnerstag, und am Montag sollte Emilien und des Kapitäns Trauung stattfinden. Am Freitag und Sonnabend aß ich mit Oberst Baring, seiner Tochter und dem Kapitän zu Mittag. Als nun der Letztere am Sonnabend Abend beim Weggehen äußerte, er habe Donovan versprochen, den nächsten Mittag bei ihm zu speisen, da zog, wie ich wohl sah, eine Wolke, ein Schatten — nicht Verdruß, vielmehr Mißbehagen — über Emilien's liebliches Antlitz, und der Oberst bemerkte: „Emilie sieht aus, als meinte sie, Sie sollten uns morgen nicht antreten werden; und zudem — ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, an Ihrem Donovan Gefallen zu finden.“ — „Man verkennt ihn,“ antwortete Kapitän L —; „kann ich doch,“ fuhr er, sich zu Emilien wendend, fort, und ergriff ihre Hand, „nie, wie

vergessen, daß ohne ihn Sie nimmer die meinige geworden wäre; ich dürfte es ihm nicht abschlagen.“ — „Schon gut,“ versetzte der Oberst; „auf jeden Fall sehen wir Sie noch Morgens,“ und damit verabschiedeten wir uns.

Am Sonntag Morgen gingen wir zusammen auf die Parade. Als sie zu Ende war, ging der Oberst, über Müdigkeit klagend, nach Hause; ich setzte mich an General Eliots Standbild nieder, die beiden Verlobten aber wandelten nach der Alameda, dem reizenden Irrgarten von Geranien, Azalien und Orangebäumen, und verweilten sich dort so lange, daß ich endlich aufstand und nach des Obersten Wohnung zurückkehrte, wo ich zu Mittag aß. Wir hatten gehofft, der Kapitän werde, wenn er von Donovan komme, den Abend mit uns zubringen; allein er blieb aus. Der Oberst war dadurch höchlich etwas verletzt und Emilie verrieth einige Aengstlichkeit, vielleicht auch ein Bißchen Verdruß. Um eilf Uhr verabschiedete ich mich und versprach, den andern Morgen um neun Uhr die Hochzeitgesellschaft nach dem Gouvernementsgebäude zu begleiten, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Ich fand mich pünktlich zur Stunde ein; Emilie sah aus, wie eine holde Braut ausseh'n soll, sittig verschämt, bezaubernd schön. Der Oberst war voll Ungeduld, denn Kapitän L — fehlte immer noch. Es schlug neun, halb zehn, zehn; der Bräutigam wollte nicht erscheinen. Des Obersten Empfindlichkeit machte nun einer ängstlichen Stimmung Platz, und Emilien's Aengstlichkeit verwandelte sich in die größte Unruhe. Ich erbot mich, zu Kapitän L — zu gehen, erfuhr jedoch in seiner Wohnung, er habe sich seit gestern Nachmittag fünf Uhr nicht mehr sehen lassen. Nun schickte man zu Donovan, dieser ließ aber zurücksagen, er und Kapitän L — seyen zwar nach dem Mittagessen zusammen den Felsen hinauf spazieren gegangen, haben aber dann verschiedene Wege eingeschlagen und deshalb einander verloren; der Kapitän sey ihm seitdem nicht mehr zu Gesicht gekommen.

Zu schildern, welche Veränderung in den wenigen Stunden mit Emilien vorgegangen war, wäre überflüssig. Ich traf sie in ihrem Brautstaate, blaß, thränenlos; ihr zur Seite stand der greise Oberst, die Hand der Tochter fest in der seinigen haltend, und zerbröckelte mit der andern die Thränen, die ihm bisweilen in die Augen traten. In diesem Augenblick wurde Sir George Down angemeldet; der Oberst und ich empfingen ihn. „Kapitän L — s unerklärliches Verschwinden,“ sprach er, „ist mir vor einigen Stunden zur Kenntniß gekommen; ich habe kein Mittel unversucht gelassen, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen; allein vergebens. Die Wachen auf den östlichen Außenposten sahen ihn in Donovans Gesellschaft hinaufgehen; unter den Umständen habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, Donovans Verhaftung zu verfügen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Es war es, als die Natur einen zweiten Entdecker unter den Franzosen einen noch geheimnisvollern Weg führte, um den Zauber der Doppelspiegel durch einen noch größern und lieblichern Zauber zu lösen. Aber nur allmählig kam man auf diese Straße; dann war es aber, wie wenn man auf einen hohen Berg gekommen wäre, von dem man eine weite Aussicht in eine freie, lichte Gegend hat. Zwei Nationen waren vorzüglich in diesem Zauberkreise zu Hause: die Franzosen, als die ersten Erfinder und von welchen der erste Ausstoß ausging, und die Engländer, die sich für die obersten Lehnsherrn alles Schaffens halten, das sich im Gebiete des Lichts regt, wegen des Herrn und Meisters Newton. Die Deutschen waren damals in allerlei Finsternissen befangen. Alles Forschen und Experimentiren in der Physik ist mit einem gewissen Vorgefühl von Erfindung begleitet oder durch ein solches veranlaßt; aber man sieht die Fäden nicht, welche das Neue mit dem Alten verknüpfen; das Gesetz der Stetigkeit ist gewissermaßen aufgehoben, und es ist wie eine Reise im Nebel über Klüfte mit unsichtbarem Führer. So war es auch, als nach einer neuen Reihe von Versuchen endlich das Wunder des Regenbogens und Kreuzes erschien.

Wir schicken uns jetzt an, den Berg mit der weiten Aussicht, von dem ich eben gesprochen, zu besteigen. Zuerst tritt ein sonderbares Wesen und Naturkind auf, von dem der gebildete Leser bereits Kunde haben wird; es ist nicht Spiegel, nicht Krystall, nicht Eis, nicht Luft; es ist das feinste Ding, das die Berge hervorbringen, keine Kunst hat je ein Papier hervorgebracht, das ihm an Feinheit gleich kommt, es ist das reinste Weiß und durchsichtig, möchte man sagen, wie das Absolute. Die Christen nennen es das Marien- oder Frauen-glas, die andern nennen es auch Glimmer. Glücklicherweise, dem davon ein Blatt, so groß wie ein Blatt des Morgenblatts, zu Theil wird. Es ist reiner als Spiegel, und darum gebrauchen es die Astronomen als schützende Blätter bei manchen Beobachtungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavigne's Ludwig XI.

Der letzte Aufzug beginnt mit einer Sitzung des Parlaments. Man vernimmt, der König sey seinem Ende nahe; man will Anstalten treffen, wie sie die Umstände erheischen. Pöblich heißt es, der König ermanne sich und wolle bleibersommen, mit dem Königmantel und der Krone auf dem Haupte, um sich noch einmal recht als König zu fühlen. Er fragt nach Nemours und befiehlt, ihn ungnubringen. Man jaubert, ihm zu gehorchen; er aber will seinen Feind überleben. Sein Altem wird schwerer und er scheint zu verschweiden. Der junge Dauphin eilt herbei, umarmt seinen Vater, versucht, die neben ihm liegende Krone sich auf's Haupt zu setzen und läßt sich zur Regierung Glück wünschen; aber auf

einmal erholt sich der alte König wieder und reißt seinem Sohne die Krone vom Haupte. Man benutz diesen Augenblick, um ihn um Gnade für Nemours zu bitten; er gewährt sie, und Marie von Combrines will ihrem Geliebten im Kerker die frohe Botschaft überbringen. Aber nun tritt der furchtbare Tristan herein und verkündigt, der Befehl seines Herrn sey vollzogen. Diese sprechlichen Worte machen einen starken Eindruck auf die Zuschauer, und ich hörte mehr als einen Schrei des Mitleids aus dem Munde der jarten Zuschauerinnen. Ludwig haucht endlich seinen Geist aus und Franz von Pausa schließt mit einer religiösen Bemerkung über die bösen Könige. Nach der Vorstellung wurde Rigler hervorgezufen, um den Dank des Publikums wegen seiner kunstvollen Darstellung der Rolle Ludwigs XI. zu empfangen. Man hätte auch die andern Schauspieler hervorrufen können, denn sie hatten brav gespielt. Nimmt man nun das ganze Trauerspiel zusammen, so erkennt man darin den Versuch eines sehr gewandten Dichters, die alte französische Tragödie mit der neuern, das Klassische mit dem Romantischen zu paaren. Vielleicht wird in der Folge noch weiter gegangen und eine noch bessere Verschmelzung der beiden Manieren vorgenommen. Bei dieser Darstellung hat sich mir die Betrachtung aufgedrängt, daß die alte französische Tragödie im Grunde doch nicht so verwerflich war, und nicht so sehr hätte verschrien werden sollen, als geschehen ist. Sie suchte mit wenigen Mitteln einen großen Zweck zu erreichen; sie wollte, wie die griechische Tragödie, auf eine einfache Art große Leidenschaften, tiefe Unglücksfälle, energische Charaktere schildern. Sie hatte nur wenige Schauspieler nöthig, aber diese mußten vortrefflich seyn; sie entwickelte den edeln Charakter eines Helden, die sanften Gefühle einer Mutter, einer Geliebten; eine wahrbevolle Sprache diente dem Ganzen zur Haltung; alles Fremdartige, was den großen Eindruck des einfachen Gegenstandes stören konnte, wurde sorgfältig entfernt. Das Tragische blieb in seiner ganzen Reinheit. Jetzt sind wir auf den historischen Grund geführt; die Ideale sind weg, wir haben Charaktere vor uns, die wirklich vorhanden gewesen sind; sie sollen mit allen ihren Umgebungen erscheinen; daher eine Menge von Schauspielern, von Szenen aus der wirklichen Welt, von steinlichen Mitteln, die alle zum Zweck führen sollen. Die Schauspieler haben keine so große Kunst mehr nöthig; wenn sie nur nicht störend einwirken, so ist man zufrieden. Für das Kunstgefühl ist die neuere Tragödie also bei weitem nicht so befriedigend als die alte; aber für den großen Haufen ist sie offenbar unterhaltender. Das Gemisch des Tragischen und Helden, des Erhabenen und Niedrigen, der Aufwand an Schauspielern, Decorationen, Szenen gewährt große Augenweide. Auch ist nicht so bald zu befürchten, daß die Dichter sich erschöpfen werden, da ihnen die ganze Geschichte aller Länder zu Gebote steht, wogegen die alte Tragödie schon lange ihrer großen Einfachheit wegen erschöpft war und nichts Neues mehr darstellen konnte. Soll die neue Tragödie aber beim Pariser Publikum, das heißt, bei demjenigen, welches das Théâtre français besucht, in Ansehen bleiben, so muß sie von Dichtern, wie Casimir Delavigne, nicht aber von Victor Hugo und andern allzu excentrischen Köpfen behandelt, muß das Drama Schritt vor Schritt von der alten Gattung zur neuen hinüber geführt werden. Bei der sechsten Vorstellung wurden viele Stellen in dem neuen Trauerspiele von dem zahlreichen Publikum sehr beifällig, andere aber von Einigen mit Husten aufgenommen, was hier eine Art von Mißbilligung ausdrückt, und zwar sanfterer Art, als die gelenden Pfeifchen, die eine Mißbilligung ohne alle Schonung andeuten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 16. März 1832.

Spiegel haben, Spiegel trüben,
Doppelstellung, anderlesen;
Und dasjenige ruhe im Trüben
Als Krystall das Erdwesen,
Dieses zeigt, wenn jene blicken,
Urrichthige Farbenspiele;
Dämmerlicht, das beide sichten,
Offenbart sich dem Gesichte.

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Das Marienglas ist nun das Wesen, welches den Zauber der Doppelspiegel löst. Ist der zweite Spiegel in der Stellung, daß er das vom ersten abgespiegelte Bild der Lampe, oder der Wolken, oder des Mondes aufgelöst zu haben scheint, so erscheint das Bild im Spiegel wiederum, die Dunkelheit verschwindet, und ein Farbenglanz umgibt das wiederauflebende Bild, wenn man zwischen die beiden Spiegel solch ein Blättchen Marienglas hält. So sagt Goethe: wenn das Licht aus der Dunkelheit hervortritt, ist es zuerst noch verhüllt in die Farbe; denn die Farbe ist noch gemischt mit dem Trüben. Dieselbe Wirkung zeigt sich bei dem als Beispiel oben erwähnten Thurm in der Landschaft; bringt man das Glimmerblättchen zwischen die beiden Spiegelglas-schichten, so tritt der Thurm aus dem verhüllenden Nebel hervor, wie Aeneas, als er in den Pallast der Dido trat; wie Virgil berichtet.

Man ward bald gewahr, daß noch mehrere andere Krystallblättchen, die sich recht ins Feine und Zarte ziehen und halten lassen, jenen Zauber zerstören. Man sagte nun profaisch: sie stellen das Licht theilweise wieder her, rufen es aus seiner Ablenkung zurück, bringen den Zwillingstrahl in seine alte Unabhängigkeit herum. Aber das ward allgemein erkannt, daß die entstehenden

Farben verschiedener Art sind, je nachdem das Blättchen aus diesem oder jenem Stoff, so oder anders gestellt, gröber oder feiner ist.

Dies führt zu einem Gedanken, der nun ganz nahe liegt. Man könnte jenen Zauber, wobei man die Bilder im Spiegel verschwinden läßt, lösen und eine höhere Zaubererei an seine Stelle setzen, und doch wäre alles bloß spielende Täuschung. Man könnte nämlich Figuren, Silhouetten, ja Gespenster, Macbeths Könige, wie sie ihm nach und nach erschienen, aus dieser Finsterniß hervorzurufen, oder Blumen, Landschaften dem Zuschauer aus dem Dunkel des zweiten Spiegels austauschen lassen, wenn man dem Blättchen eine Gestalt darnach gäbe, und es, gleichsam wie Mosaik, mit mehreren Stücken aus andern Krystallen, oder Bildern und dünnern desselben besetzte, um die verschiedenen Farben, Lichter und Schatten hervorzubringen. Es wäre wohl möglich, daß dieses erhellende Spiel, welches aus der Finsterniß eine Blume, ein bekanntes Bild, oder sonst etwas hervorrufft, aus Paris oder London, von welchem uns das Kaleidostop gesandt wurde, gekommen wäre, wenn nicht ein weit edlerer und grandioserer Anblick überrascht hätte. Das war die Erscheinung des Regenbogens und des Kreuzes in dem Islandkrystall. Das Marienglas gab, wie wir gesehen haben, wenn man es zwischen die Zauberspiegel brachte, nur eine einzige Farbe, nur verschieden nach der Natur und Beschaffenheit des Blättchens. Der vielbesprochene Krystall aus Island

dagegen bringt ein ganzes System von Farben und regelmässigen Zeichnungen hervor. Dazu muß man aber gleichsam sein Inneres herauskehren, und gleichförmig nach oben und unten das Beiwerk seiner Gestalt entfernen, indem man nach ebenen Flächen eine Art Spiegelgestalt aus ihm darstellt.

Im zweiten Spiegel erscheint jetzt ein breites, schwarzes Kreuz, gleichsam nach der Richtung der Weltgegenden sich hinziehend; es durchschneidet einen vollkommenen, fast vom Mittelpunkt sich ausbreitenden Kreis der mannichfachen Farben, die aus Weiß in das Gelb des Regenbogens, dann in sein Roth und Blau übergehen, und so gemischt sich endlich in abwechselnde rothe und grüne Kreise verlieren; wie wenn viele Regenbogen (oder eigentl. Kreise) sich hinzugedrängt, über einander gelagert und sich vermischt hätten; kurz, es ist ein Kreuz, ringsum von einer Glorie umgeben.

Eine Stimme der Verwunderung und des Erstaunens begrüßte von allen Seiten diese Erscheinung. Welche Reinheit der Farben! wie wenn sie aus der Morgenröthe herausgetreten wären, oder aus einem Thautropfen. Es ist, als wäre Mahadova wieder auf die Erde niedergekommen, und hätte sich herabgelassen, seinen Wohnsitz im Krystall des fernen Eilands aufzuschlagen, daß sie ihn, mit der Glorie umgeben, anbeten, nicht im Feuer, sondern in dem von ihm mit Licht wunderbar aufgebauten Farbentempel.

Wenn in dem zauberreichen Mittelalter solche Erscheinungen von den Gelehrten hervorgerufen worden wären, wenn auf den Willen derselben, auf eine so einfache und wenig auffallende Weise, in einem sonst so wasserklaren und hellen Krystall dieß magischdunkle Kreuz mit seiner prächtigen Farbenumkränzung sich gezeigt hätte, wenn, wo sonst Finsterniß war, auf des Zauberers Geheiß Licht und Bilder und Farben aufgetaucht wären — und er brauchte ja nicht einmal den gemeinen ersten Spiegel: die Wolkendecke des Himmels, von der die Sonne sich in der rechten Weise abspiegelt (wie vom Pallast Luxemburg), ist zu seinem Dienste bereit — was für Wunder hätte man da zu sehen geglaubt! Die Bilder des alten und neuen Testaments wären vereint im gefühllosen Stein, im gemeinen Krystall erschienen! O du Menschenberg, du Edelstein, solltest du so gefühllos bleiben und hart, daß du jene Zeichen dir nicht ewig einprägtest! so hätten manche ausgerufen. Die kalte Ausdünstung des Begriffs aber tödtet jetzt manche Blume des Gefühls.

Ich will nicht davon reden, wenn diese Erscheinung im Großen dargestellt worden wäre, was sich vielleicht hätte machen lassen. Doch die Natur gibt uns ein einfaches Beispiel verwandter Erscheinungen, und es ist fast nicht zu zweifeln, daß unwillkürlich, zufällig manches

Auge daran vorübergeführt worden ist. An einem schönen Wintertag, wenn überall die Eisblüthen umher gestreut sind, trifft es sich häufig, daß auf die Fenstergläser in Blättern und Blumen Eiskrystalle von feiner, noch halb-durchsichtiger Natur sich gesammelt und mehr oder weniger regelmässig gelagert haben. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen aus seiner Kindheit dieses Schmuß? Wenn es sich nun fügt, daß die Sonne, welche seitwärts steht, durch die mit den Eisblüthen bedeckte Scheibe durchscheint, und man das Bild der Scheibe in einer zweiten (dem wohlbekannten Zauber Spiegel) betrachtet, so werden diese vorher erstarrten Eisblüthen und Blätter wie belebt, mit Farben geziert erscheinen. — Da die zweite Spiegelung gar mannichfach seyn kann, wie wir oben gesehen, so ist gar kein Zweifel, daß diese Beobachtung schon oft gemacht worden ist. Wie viel ist geschehen, gedacht und gesehen worden, das vergessen ist und spurlos verschwunden!

Einen Wunsch kann ich nicht verschweigen. Möchte doch Keplern diese Erscheinung im Krystall aus Island zu Theil geworden seyn, ihm, der den bloßen Anblick der regulären Formen des Kubus, der reinen Pyramide, für eine dem Weltgeist gefällige Anschauung hielt, und die Harmonie der Welt damit verwandt glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ereigniß zu Gibraltar,

(Fortsetzung.)

Durch einen seltsamen und für Donovan unglücklichen Zufall mußte es sich treffen, daß die Gerichtssitzungen zur Erledigung der bürgerlichen und peinlichen Prozesse für Gibraltar gerade am folgenden Tage eröffnet wurden, und auf einige neu hinzugekommene Aufgaben hielt man es für nothwendig, Donovan unverzüglich vor Gericht zu stellen. Ein direkter Beweis lag zwar nicht vor, um so dringender waren aber die gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe. Sein Haß gegen Kapitän L — wurde durch viele Zeugnisse bestätigt, der Grund dieses Hasses — der von Miß Baring dem Kapitän gegebene Vorzug — vom Vater erklärt; als man sich in Betreff der beiden Zweikämpfe genauer nach den Umständen erkundigte, zeugte das Ergebnis der Untersuchung lauter gegen Donovan, als man nur erwartet hatte. Es war außerdem bewiesen, daß Donovan, als er in des Kapitans Begleitung das Haus verließ, ein verborgenes Stillet bei sich trug; bewiesen, daß man beide zuletzt mit einander dem östlichen, über eine Viertelstunde vom äußersten Posten entfernten Ende des Felsens hatte zugehen sehen. Für den Leser dürfte hier vielleicht zu bemerken seyn, daß der höchste Gipfel des Felsens von Gibraltar das östliche

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

den benachbarten Staaten die Industrie, entweder durch die bekannten Zeitergebnisse (wie in Lyon und andern Abellen Frankreichs), oder durch die ungeheuren Bedrückungen der Nantbssysteme, fortwährend gewaltig leidet. Was in der Schweiz in mehreren Städten den schnellern Aufschwung der Industrie noch ziemlich zurückhält, ist einzig der hier und da noch vorherrschende Zunft- und Zunftzwang, kleinräthliche Vorurtheile und Mißbräuche, welche der Gewerbefreiheit noch im Wege stehen, die alle aber durch den Fleiß und die Thätigkeit, mit welcher die Landleute sich allen Zweigen der Industrie widmen, bald beseitigt seyn werden. Lange glaubte man auch hier noch einen allmählichen Uebergang möglich, allein die Zeit dieses Uebergangs war schon vorbei, als man sich noch mit demselben zu trösten suchte, und ein juste milieu zwischen Wahrheit und Vorurtheil gibt es nicht. Die Zeit war gerecht genug und hat lange die Freiheit nur von ferne her zugelassen. Von den wahren Fortschritten der Zeit können sich aber nur Wenige überzeugen, und diese Wenigen werden verhöhnt und verfolgt, bis es oft zu spät ist, ihrem guten Rathe zu folgen. Mit Recht kann man daher diejenigen glänzlich schätzen, für welche ein Weg der Wissenschaft in Zeiten angebahnt wird, so daß, wenn die Noth heranrückt, noch ein Ausweg offen bleibt; und dafür halten wir die Stiftung jener sogenannten technischen Lehranstalten. Sie genügen nicht, um die Industrie in den engen Schranken des Zunftverbandes zu erhalten, noch viel weniger sind sie ein Damm gegen die Nothwendigkeit der Gewerbefreiheit, aber sie sind gewissermaßen ein Kanal, mittelst welches der angehende Gewerbetreibende, wenn er Fleiß und Thätigkeit, Geschick und Betriebsamkeit genug besitzt, sich in das Meer der neuen Verhältnisse hinauswagen darf. In solchen Anstalten kann er einen leitenden Kompaß finden, aber nur dann, wenn der Weg des allhergebrachten Schlendrians von ihm muthig verlassen wird. Diese Lehranstalten sind der Eingang zum freieren industriellen Leben, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, begreift man wohl, daß nur in solchen Kantonen der Schweiz, wo Handel und Fabriken blühen, dergleichen recht gedeihen können. So steht man nun in Zürich eine ziemlich bedeutende technische Lehranstalt seit halb sechs Jahren, ohne Unterstützung der Regierung, nur durch freiwillige Beiträge von Privaten gegründet, herrlich aufblühen, während in Bern, trotz aller Nachhilfe, eine solche Anstalt noch nicht recht gedeihen will. In andern Städten bilden sich allmählich Handwerkschulen, die sich einst noch umgestalten müssen, um sich den freieren Lehranstalten an die Seite stellen zu können, oder diese Handwerkschulen bestehen (wie in vielen andern Städten) neben andern Lehranstalten; dahin gehören die bekannten Sonntagsschulen für Handwerker, wo zuerst und gewöhnlich, neben Lesen, Schreiben und Rechnen, das Zeichnen von freier Hand und dann, wann es hoch kommt, etwas Geometrie gelehrt wird. Solche Schulen geben dann nach und nach die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer weitern Bildung, und wir möchten dieses allmähliche Vorwärtsschreiten als den größten Gewinn für die technische Bildung der industriellen Klasse ansehen. Diese fortschreitende Belehrung ist tiefer eingreifend, als die, welche, um die Vorurtheile gegen das Maschinenwesen zu bekämpfen, gegenwärtig in England versucht wird, nämlich die durch Volksschriften; denn die Selbstbelehrung durch eigenes Lesen und Denken, abgesehen und einsam, ohne das Beispiel und die Nachahmung des Mitlernenden, ist unsicher und hat mit mehreren Schwierigkeiten zu kämpfen. Hingegen würden wir allerdings beides neben einander, die Schule und die Einladung zum Selbstdenken durch Verbreitung von Volksschriften, für sehr nützlich halten.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Der Tod Victor Oucouffes.

Delavigne kann mit der Aufnahme seines neuen Werkes zufrieden seyn; es wird gewiß 50 Vorstellungen erleben. Schon am Tage nach der ersten Aufführung fanden sich die Buchhändler bei ihm ein und baten um das Verlagsrecht seines Trauerspiels. Es soll, den Zeitungen nach, für 8000 Franken veräußert worden seyn, wiewohl man solchen Ankündigungen nicht immer trauen kann. Ladvocat befand sich wohl nicht unter jenen Buchhändlern; denn dieser ist trotz aller seiner Eparatanterie zuletzt kanterott geworden. Die königliche Familie wohnte der ersten Aufführung bei, da Delavigne noch immer des Königs Bibliothekar ist, wiewohl er von Biographie nichts versteht und einen großen Theil des Jahres auf dem Lande mit Dichten zubringt. Obschon Delavigne sich durch seine Dichtungen kein so beträchtliches Einkommen erwirbt, wie z. B. Scribe mit seinen leichtfertigen Vaudevilles, oder auch wie sein leiblicher Bruder, Germain Delavigne, so kann er doch im Ganzen zufrieden seyn, denn seine Dichtungen sind weltbekannt, jedoch nicht mehr so gelesen, wie vormalig, da es ein Verdienst war, liberale Gesinnungen in schönen Versen auszudrücken. Was ist dagegen das Loos des jungen Dichters Victor Oucouffe gewesen, dessen „Raisers Peter III.“ ich vor einigen Wochen in demselben Théâtre Français zum erstenmale aufführen sah, wie ich im Januar gemeldet habe. Ich äußerte damals die Vermuthung, daß, wenn der 19jährige Dichter besser die Bühne und den reinen Geschmack werde kennen gelernt haben und Herr und Meister über seine jugendlichen Aufwallungen geworden sey, vielleicht ein großer Dichter aus ihm werden könnte. Diese Hoffnung ist jetzt leider auf immer dahin. Der junge Dichter hat sich in der vorigen Woche um's Leben gebracht, und zwar mit einem innigen Freunde und Mitarbeiter, Lebras, dessen Leistungen auf der Bühne mir jedoch unbekannt sind und der wenige Jahre älter war. Vielleicht hatten sie, wie so manche junge Dichter hier, ihre Erwartungen von dem Erfolge ihrer dramatischen Arbeiten zu hoch gestellt und geglaubt, wenn ihre Stücke nur einmal dargestellt würden, so sey ihr Glück gemacht. Was ist aber jetzt, da zwanzig Theater im Gange sind, der Beifall, den ein Theaterstück erhält, das noch nicht zu den guten gehört? Der Dichter müßte deren viel schreiben, ehe er reich und angesehen werden könnte, und gegen den einzigen Scribe, der wirklich wohlhabend geworden ist, gibt es fünfzig dramatische Dichter, die von der Bühne nur ein geringes Einkommen beziehen. Dazu war des jungen Victor Oucouffes „Peter III.“ sehr scharf in den Zeitungen mitgenommen worden. Der Dichter war vielleicht muthlos geworden; er befand sich in der Noth, seinem Freunde Lebras ging es nicht besser; so beschloßen denn die beiden Freunde, zusammen zu sterben. Victor Oucouffe schrieb dem Lebras Abends: „Komm, der Vorhang ist aufgezogen; laß uns unser Spiel endigen.“ Lebras folgte der Aufforderung seines Freundes; sie schloßen sich ein, zündeten eine Kohlenpfanne an und erstikten zusammen. Man fand sie in drückender Umarmung todt. Sonderbar ist es, daß Victor Oucouffe ein ausgelassener jugendlicher Jüngling, sein Freund dagegen melancholisch gestimmt war, daß ersterer sich aus Allem einen Scherz machte, sogar aus dem Tode, und daß letzterer bedächtig und sachte zu Werke ging. Dennoch haben beide einen so furchtbaren Entschluß fassen können. Ihr Ende kann zur Warnung für die angehenden dramatischen Dichter dienen, daß sie von ihren dramatischen Leistungen nicht mehr erwarten, als in Erfüllung gehen kann.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 17. M ä r z 1832.

— Aller Segen
Des frohen Vaters fasse rings dich ein!
Sey auf und sag', wie kamst du her?

Shakespeare.
Der Sturm.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

(Beschluß.)

Es vergingen einige Tage, bis Kapitän L — wieder soweit hergestellt war, daß er seine Braut besuchen konnte. Ich war Zeuge ihres Wiedersehens. Es war einer der Ausstritte, die einem ewig unvergesslich bleiben. Der Abend begann inzwischen zu dunkeln; wir verließen das Haus und setzten uns in des Obersten Garten, von dem aus man die Alameda und die Bucht von Algeiras überschaut, die in tiefer Ruhe im Widerscheln der reichen Farbenpracht eines andalusischen Sommerhimmels da lag. Wir hatten bisher den Kapitän noch nicht zur genauern Erzählung seines Abenteuer aufgefodert; er errieth indessen unsern Wunsch und theilte uns, nachdem sich Emilie in eine dunkle Ecke des Gartenhauses gesetzt hatte, Folgendes mit:

„Ich verließ meine Wohnung gegen fünf Uhr, um, wie ich versprochen hatte, bei dem armen Donovan zu Mittag zu essen; er empfing mich, wie gewöhnlich, mit anscheinender Freundlichkeit, war aber während des Essens augenscheinlich oft mit seinen Gedanken abwesend, und heftige Aufregung sprach aus seinem ganzen Ton und Wesen; zum ersten Male in meinem Leben wollte mir in seiner Gesellschaft nicht wohl werden. Nach dem Mahl brachte er einen Spaziergang in Vorschlag; ich verließ das Haus zuerst, bemerkte aber bei einem flüchtigen Blick, den ich zufällig beim Herumgehen um die Ecke in das Fenster warf, wie er einen kurzen Dolch vorne in den Rock steckte. Zum

ersten Male regte sich da in mir etwas wie Argwohn, und Donovans Benehmen, als wir bergan stiegen, war ganz dazu geeignet, mich in meinem Verdacht zu bestätigen. Sie werden wissen, daß etwa eine Viertelstunde über den obersten Außenposten der Weg zu dem östlichen Gipfel sich in zwei Fußpfade theilt. Ich schlug nun Donovan vor, wir wollten jeder einen andern Weg machen; er wählte denn den im Zickzack laufenden, ich dagegen verfolgte den schmalen, steilen Fußsteig, in der Absicht, dadurch einem fernern Zusammentreffen auszuweichen und an der südlichen Seite hinunter zu klimmen. Wie ich am Eingange der Rasenmatten vorüberkam, sah ich ihn, wahrscheinlich durch Zufall, offen, und die Kühle der unterirdischen Gänge lockte mich hinein. Während ich dadurch hinging, blieb ich einmal stehen, um zu einer der Schießscharten hinauszusehen; da erblickte ich etwa neun Fuß unter mir einige weiße Narzissen, und bekam Lust, sie mir zu holen. Die Wahrheit zu sagen, ich dachte, ich würde Emilien Freude damit machen; denn oft hatten wir, wenn wir auf dem Felsen spazieren gingen oder unter ihm hinübertraten, diese hübschen Blumen an unzugänglichen Orten bemerkt und bedauert, daß man ihrer nicht habhaft werden könne. Zwischen der Schießscharte und der Felsenplatte, auf welcher die Blumen standen, war ein schmaler, vierseitiger Vorsprung, um den sich eine starke Geranienwurzel wand, vermittelt der, wie ich sah, mein Vorhaben leicht und gefahrlos auszuführen war. Ich trat also, oder gleitete vielmehr auf den Vorsprung, und stieg, ihn nur leicht

berührend, auf die Platte hinab, holte die Blumen und hielt mich um, um mir wieder hinaufzudelfen, an dem Vorsprung; allein zu meinem unsäglichen Schrecken ging die Waffe los und foherte mit der Geranienwurzel von Vorsprung zu Vorsprung in die See. Die Felswand war jetzt, nachdem sich dieses Bruchstück losgerissen, völlig kahl, ohne die kleinste hervorragende Stetaspize, Spalte oder Wurzel, und von dem Flocke, wo ich stand, war es wenigstens neun Fuß bis zu dem untern Theil der Schießscharte hinauf; sie, selbst mit der größten Kräfteanstrengung zu erreichen, war eine Unmöglichkeit und die Felswand, wie gesagt, so glatt, daß nicht ein Vogel hätte darauf fußen können. Ich sah, ich war verloren, sah, daß alle Anstrengung mir zu nichts helfen, daß kein menschliches Auge mich hier gewahren konnte; jeden Hüßleruf aber überhörte der Donner der Wogen unten. Ich befand mich ungefähr in der Mitte des Absturzes; sieben bis achthundert Fuß über und eben so viel unter mir; oben der vorragende Fels, so daß mich Niemand vom Gipfel aus sehen konnte; zu beiden Seiten die vortretende Steinwand, die machte, daß man mich von der See aus nicht bemerkte, wenn nicht von ungefähr ein Boot gerade unmittelbar unter die Stelle kam.

Der Abend verstrich, es wurde dunkel, und als die Nacht hereinbrach, setzte ich mich, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, auf der Platte nieder. Die Nacht schwand und der Morgen graute — es war der Morgen, an welchem Emilie die Reineige hatte werden sollen, der Morgen, der in meiner Einbildungskraft als das Frührothfelliger Tage gestanden hatte. Ich erneuerte meine Anstrengungen; ich sprang gegen die Schießscharte hinauf und wäre beinahe rücklings in den Ocean gestürzt; ich schrie laut nach Hilfe, allein Niemand antwortete meinem Nothruf, als ein Paar Affen, die auf einer gegenüberliegenden Steinzacke schnatterten. Es kam mir der Gedanke, in die See hinabzuspringen, aber ein sicheres Tod erwartete mich hier; ich betete zu Gott, ich lästerte, fürchtete ich, den Himmel; ich rief — rief in wilder Verzweiflung nach Emilien; ich versuchte bald, bald beklagte ich mein Geschick, weinte wohl gar wie ein Kind, und dann sank ich erschöpft nieder. Mit welch sehnsüchtigen Blicken schaute ich den großen Vögeln nach, wenn ich sie mit mächtigen Schwingen durch die Lüfte segeln und sich dann hinab zur Tiefe senken sah. Die Geschichte dieses einen Tages ist die Geschichte aller, bis meine Kräfte immer mehr sanken. Der Hunger fiel mich an; ich suchte mein Leben mit den dürftigen Gräsern, die auf der Felsplatte wuchsen, zu fristen; aber ich wurde schwächer und schwächer. Wie indessen die Leiden des Körpers zunahmen, verminderten sich die der Seele. Ost war ich nicht ganz bei mir, ich meinte, ich höre seltsame Rüst und Emilien's Stimme unter dem Donner der Wogen. Ich sah Donovan grinsend aus

der Schießscharte nach mir herblicken, und dann war mir wieder, als sey ich vermählt, und die Blumen an meinem Herzen seyen meine Braut, und ich sprach ihr zu, sich nicht zu fürchten vor der Meerestiefe und den brüllenden Wogen. — Ich habe die Blumen treu bewahrt, Emilie; ich fand sie noch auf meinem Herzen, als ich gerettet ward; hier sind sie,“ schloß Kapitän L —, aufstehend, und legte sie in Emilien's Schoß. Die Erzählung hatte indessen ihre Gefühle zu mächtig ergriffen. „Ihr garstigen Blumen!“ schluchzte sie, als sie, dem Geliebten umschlingend, in einem Strom von Thränen Erleichterung fand. „Mein süßes Mädchen, meine liebe Emilie,“ tröstete der Oberst, zog sie sanft zu sich empor und drückte sie an's Waterderr; „das ist jetzt vorbei, und nächsten Montag, dünkte ich, soll —“ Emilie verließ schnell das Gartenhaus; „nächsten Montag,“ wiederholte der Oberst und wandte sich an den Kapitän, „soll die Hochzeit seyn.“ — Und so geschah es.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Es ist recht schön, ich glaub' es, wenn ich es auch nicht gesehen habe, werden einige Leser sagen; ich sehe, das gelehrte Mitglied der Expedition nach Egypten hat uns die Zwillingstrahlen unterworfen, er hat uns das Geheimniß des Krystalls aus Island näher gerückt; aber dafür hat er uns ein neues Geheimniß vorgeführt: die Macht des Krystalls, mit den Zwillingstrahlen die Farben, das Kreuz, die Lichter hervorzuwerfen. Wie geht das zu? Das schwarze Kreuz mag ich wohl begreifen, das ist eben jenes Süd und Ost, jener rechte Winkel, wovon wir oben gehört haben, vervielfacht; aber das übrige ist verborgen, und man möchte dem Gelehrten mit Hiob zurufen: „Weißt du, durch welchen Weg sich das Licht theilet, und aus wessen Leib ist das Eis (der Krystall) gegangen?“

Dies ist wahr, und noch verwickelter und unbegreiflicher wird abermals alles, wenn man mit den Forschern einen Blick wirft auf die ganze Krystallwelt und auf alle die regelmäßigen Formen, welche edler sind als sie, oder höher zu achten als die Krystalle. Denn der Krystall ist das Erwachen der reinen, so zu sagen geometrischen, regelmäßigen Bildungskraft, die sich dann mit ungemessener Freiheit verliert in den höhern organischen Formen; oder vielmehr, die Natur hat im Krystall wieder einen Stützpunkt gefunden. Dann steigt sie hinab, und mechanische Gesetze gewöhnlicher Art scheinen in ihren Bildungen zu herrschen oder wenigstens zu walten. So war auch die Aussicht und was den Physikern nach ihren Durchmusterungen sich ergab. Sie fanden eine Menge Krystalle,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

war. Jetzt hat sich aber wieder der Mangel an Arbeit vermindert, und man erfreut sich besonders in den Seidenfabriken bedeutender Nachfrage.

Ueber die technische Bildung und insbesondere über das technische Institut in Zürich ist in diesen Tagen eine kleine Schrift erschienen, welche Reden von drei verschiedenen Vorstehern des Instituts bei der jährlichen Eröffnung des Lehrjahres enthält. Die erste dieser Reden wurde schon den 3ten Januar 1830 von dem rühmlich bekannten Naturforscher Dr. Helur. Rud. Spinz gehalten, und enthält eine sehr lebendige Darstellung der Nothwendigkeit einer technischen Lehranstalt für Zürich und eine sehr richtige Schilderung des Zustands der Industrie kurz vor der französischen Revolution, während dieser bewegten Zeit und nach derselben. Bei dieser Darstellung ist dann noch von dem Naturforscher, wie billig, des Wertes der Naturgeschichte und der Physik gedacht worden, und besonders stimmen wir seiner Ansicht bei, wenn er sagt: „Der Grund der Vernachlässigung der Naturgeschichte mag wohl auch darin liegen, daß sie in manchen Unterrichtsanstalten zu früh und vielleicht auch unzuweckmäßig vorgetragen wird; die Erfahrung lehrt uns, daß sie nur im Jünglingsalter vorgetragen werden sollte; aber dann ist sie auch für jeden Beruf nothwendig und zweckmäßig. Die Fabel ist aus der Naturgeschichte verbannt, und die durch gründliche, unbefangene Forschung bekannte Natur steht in freundschaftlichem Bunde mit den Geschäften des Lebens.“ Die zweite Rede wurde den 9. Januar 1831 von dem Oberlieutenant des schweizerischen Genietorps, Heinrich Pestalozzi, gehalten. Ganz trefflich wird in derselben die Stellung der technischen Lehranstalt also bezeichnet: „Der Zwang der Schule ist hier gehoben, aber die unbedingte Freiheit des akademischen Lebens beschränkt, und beides in richtiger Würdigung des Alters der Abglinge, beides zu ihrem Vortheil. Der Jüngling soll nur allmählig der sorgsamem Pflege seiner Lehrer und Führer entsobhut und zu selbstständigem Handeln geleitet werden.“ — Daß der Ingenieur das Studium der Mathematik empfiehlt, versteht sich wohl von selbst; doch geschieht es hier mit großer Bescheidenheit und Umsicht, indem es nicht als entschlossene Nothwendigkeit, wohl aber als dringendes Bedürfnis auch für den Kaufmann dargestellt wird, daß er richtige Begriffe von Mathematik und der Anwendung derselben auf Mechanik und Physik besomme. Der Fabrikant und der Mechaniker stehen unter sich in der genauesten Verbindung. Die Stellung des Handwerkers dagegen betrachtete der Redner aus einem der damaligen Zeit, wo die Gewerbefreiheit als eine große Gefahr angesehen ward, angemessenen Gesichtspunkte, und er verwirft selbst nicht einmal die so hemmenden Formen der Lehr- und Wanderschaft, wie sie die Innungen mit sich bringen. — Noch mehr als die vorige Rede trägt aber die dritte das Gepräge der Zeit. Ein ausgezeichnete Kaufmann, Joh. Conrad Pestalozzi, trat nämlich den 5. Januar 1832 als Vorstand an die Spitze des Instituts und sprach mit Einsicht und Erfahrung über technische Bildung überhaupt: „es handle sich hier nicht um ein bloßes Abrieten zu einem mechanischen Gewerbe, um bloße, von den Monopolisten der Wissenschaft oft verächtlich angesehene, sogenannte Realkten, sondern um wissenschaftliche Bildung der Gewerbetreibenden überhaupt, welcher die andern und speziellen Zwecke untergeordnet seyen; und diese Bildung müsse heutzutage ebenfalls eine tiefere, auf festem Grund gebaute, durch's ganze Leben begleitende seyn, wenn anders nicht geistiges Zurückbleiben unsers kleinen Staates, Abnahme des Wohlstandes, dumpfes Dahinwelken, Entfittlichung und endlich allgemeine Zerrüttung das Erbtheil seyn solle.“ Mit Recht freut sich der Redner, daß nun in der neuesten Zeit diese technische Lehranstalt in den Kreis der

Rationalinstitute treten solle, und daß das humanistische Princip nicht mehr für jede höhere, zeitgemäße Ausbildung der Jugend als das allein passende angesehen werde, sondern mit dem mathematischen fortan die Herrschaft theilen müsse.

Zum Schluß reden wir noch die Worte des Redners hervor, die er freilich etwas ängstlich auf Zürich angewendet, die aber durchaus auf die meisten Schweizerstädte passen: „Zürich ist durch die neue Umgestaltung unserer politischen Verhältnisse hauptsächlich auf seinen Gewerbsfleiß und technische Betriebsamkeit angewiesen, und es muß dieselben entwickeln und zu hoher Blüthe steigern können, wenn es auf Neue aufstehen und glücklich in seinen geänderten Verhältnissen sich finden, wenn ein neues, gelbig reges Leben sich in ihm gestalten soll. Ich hoffe es, und wie im Daseyn der Einzelnen, so auch im Daseyn eines bürgerlichen Gesamtsvereins, sind schwere Schicksale die Feuerprobe des innern Gehaltes. Sie erwecken neue Kräfte, muntern zur Thätigkeit auf und jersöhnen den traurigen Schlandrian, der, im Gefolge langer Mühe, mit seinem bleiernem Fuß lähmend sich an Alles hängt. Bald wird man gewahr, daß nicht alles verloren sey; man lernt wieder gering geachtete Verhältnisse schätzen, vernachlässigte Hülfquellen benutzen und ist mit dem neuen Zustand um so schneller versöhnt, je weniger man dem Muth verliert, je mehr man vorwärts und nicht rückwärts spaut.“

Ausführung des Räthsels in Nr. 60:
Das Auge.

R ä t h s e l

Der unerschöpfliche Stoff.

Was oft und viel besungen ward,
Ist wohl des Liebes werth,
Und schone Bilder neuer Art
Sind Sängern wohl besichert:

Es lelt nicht ein heller Diamant
Mit Roth, Gold, Grün und Blau?
Und, wenn den Sonnenstrahl er bannet,
Nicht auch ein Tropfen Thau?

Es wimmelt, was ich meine, nicht umher
Gleich einer ganzen Welt,
Gewiegt in einem klaren Meer,
Wom Urlicht selbst erbebt?

Hat nicht in seinem kleinen Raum,
Wie in der Trub' ein Schatz,
Wollust und Liebe, Leben, Traum,
Schmuth und Freude Platz?

Und wenn der Frühling bris erweckt,
Sieht er nicht Blüthen gern?
Gibt's nicht auch hier so Tag als Nacht
Und Sonne, Mond und Stern?

Von Doppelsternen weiß bis heut
Nicht viel Astronomie,
Doch der mich als der schäufte freunt,
Der Doppelstern ist sie.

Ein Herz durchleuchten kann sein Schein,
Wacht wohl auch Lieber brin;
Doch nicht umsonst: im Gegenchein
Findet er ja Gewinn!

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 19. März 1832.

— Die Klage des Mannes

Darf nicht das Maas verletzen, noch größer seyn, denn die Wunde.

Juvenal.

Die französischen Wörner.

Auch Frankreich hat seine Heine, seine Wörner, die mit den scharfgeschliffenen Waffen des Spotts und des Zorns gegen ihr eigenes Volk zu Felde ziehen und ihm ein Blatt nach dem andern aus dem Lorbeerkränze reißen. Höchst interessant ist es, diese Verkleinerer des deutschen und des französischen Volks mit einander zu vergleichen, sehr belehrend ist ihre Uebereinstimmung, wie ihre Verschiedenheit; besonders aber kann man dabei die verschiedenen Kräfte des Humors und des Esprit in ihrer Eigenschaft als Giftpflanzen und als Arzneikräuter — denn sie sind beides — studiren. In diesem Studium empfehlen wir, neben Dumesnils geistreichem Werk über Frankreich und die Franzosen, vorzüglich das eben erschienene Manuscript von Drouineau.

Dumesnil schrieb einige Zeit vor den Julustagen und behandelte die Franzosen der Restauration; Drouineau hingegen hat sich in seinem Buch die große Nation nach den Juliusereignissen und in ihrem heutigen sittlichen und politischen Treiben zum Gegenstand gewählt. Ihm ist aber nicht vorzuwerfen, daß ihn die in seinem Vaterland beleidigte Eitelkeit zu satirischen und humoristischen Malen, Feuertädern und Größen veranlasse, vielmehr spricht aus ihm edler, tief aus dem reinsten und frommsten Herzen quellender Unwille. Sein Buch ist kein wichtiges und gleichendes Pasquill, sondern eine mit großem Fleiß und großer Wahrheit sine ira et studio ausgeführte

Zeichnung des neuesten Franzosenthums. Man sieht seinem reinen Gemüth den bitteren, peinigenden Schmerz an, seinen Landsleuten nichts von dem lassen zu können, womit sie auf der Rednerbühne und in Journalen zur Bewunderung und Nachahmung der übrigen Welt ausgeschmückt werden. Sein vom ächten Patriotismus bewegtes Herz findet bei ihnen immer nur einen Tausch alter Mißbräuche gegen neue, im treuen Geleit von Egoismus, Charlatanerie, Intriken, Niedrigkeit und Sittenverderb; aber er gehört zu keiner politischen Parthei. Gleich Anfangs spricht sich der Verfasser verächtlich über seine Zeit aus, und erklärt sich besonders stark gegen den Materialismus, der jetzt die Gesellschaft leitet und beherrscht. Sehr wahr sagt er: „die Freiheit genügt nicht, um die bürgerliche Gesellschaft neu aufzubauen und zu gründen; im tiefsten Herzen beklage ich die Verdorbenheit und Ausartung unserer politischen Sitten, die alles verachten und mit vornehmer Hohn ansehen, was nicht mit dieser ihrer Freiheit in nächster Verbindung steht; ich traure über die Schamlosigkeit, die mit Kutsche und Pferde fährt, um Stellen, Gunst und dergleichen zu sollicitiren und zu erbetteln; ich traure über diesen gänzlichen Mangel an höherem Glauben, der doch nach Zeit und Umständen alle Glaubensformen annimmt, um gleich nach dem Gebrauch über sie zu spotten; ich traure über diese allgemeine, herzustrohende Käuflichkeit, über dieses egoistische Loblagen von allem allgemeinen Interesse, über diesen Ehrgeiz, dem alle Formen recht sind, selbst

die verächtlichsten, über dieses Drängen nach Stellen, auch beim klarsten Bewußtseyn von Unfähigkeit und Unverdienst. Diese Erscheinungen erschrecken mich in unserer bürgerlichen Gesellschaft, wie sie die Revolution aus Tageslicht gebracht hat.“ Auf der einen Seite wäre noch manches hinzuzusehen, was den heutigen Franzosen zum Vorwurf gereicht und ihnen das Vertrauen jedes Verständigen raubt, der sich nicht mit Gewalt verblendet; auf der andern, glaube ich, thut ihnen Drouineau zu wehe; denn was er den Charakter und die Schande der Zeit in Frankreich nennt, ist zum Theil nur Folge der Leidenschaften, die natürlich in einer zahlreichen, eng zusammengedrängten, von Ehrgeiz und Prunkfucht gequälten Gesellschaft lebhafter seyn müssen, als bei einem einfachen, ruhigen, unbestimmten und wenig zahlreichen Volk. Geht man die Geschichte Griechenlands und Roms, oder die der italienischen Republiken im Mittelalter ohne Vorurtheil durch, so wird man unglücklichweise fast auf dieselbe Erscheinung stoßen, die nur durch den Grad der Volkskultur und durch den Zeitgeist anders gestaltet wird. Der Zeitgeist ist aber gerade jetzt in Frankreich höchst erbärmlich.

Das Manuscrit vorst ist ein Roman, aber keiner von den gewöhnlichen, die tausendmal dagewesene Begebenheiten und Lagen aus dem Menschenleben mehr oder weniger grell auf einander häufen. Der Verfasser hat einen höhern Zweck, denn ihm war es darum zu thun, die rein materialistische Sinnesart seiner Landsleute mit dem Einfluß religiösen Gefühls zusammenzustellen. Darum wird in diesem Roman viel von dem Daseyn Gottes, von der Bibel und selbst von der Nachfolge Jesu gesprochen. Dieß ist vielleicht das erste Mal, daß das irrig Thomas a Kempis zugeschriebene, aber eigentlich dem Kanzler Gerson angehörige Buch in einem Roman figurirt. Indessen würde man doch Drouineau Unrecht thun, wenn man behauptete, er habe ein geistliches oder religiöses Buch schreiben wollen. Man braucht nur die Vorrede, voll hoher und edler Ansichten, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es ihm nur darum zu thun war, das materialistische mit dem religiösen Prinzip zusammenzuhalten. An der Wahl der Fabel, der Hauptpersonen und Situationen kann man gar manches aussetzen, ja sogar unpassend und lächerlich finden, z. B. den jungen religiösen Emanuel, der mit einigen verdächtigen Mädchen zu Nacht ist, ihnen da viel von dem Daseyn Gottes sagt, und zum Dank von ihnen ausgelacht wird. Es bleibt aber bei all' diesen Mißgriffen im Einzelnen ein Schatz schöner Ideen übrig, von denen wir nur einige ausheben wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Was sind die Farben? Nur die Seherin von Prevozt hätte uns darüber Kunde geben können. Wir wissen nichts, als, sie erscheinen nur an und in den Körpern. Keine erscheint je für sich allein, ohne daß auch die andern in sichtbarer Vermischung oder begraben im Körper da wären. Wie sie sich aber einigen, Niemand versteht es; so wenig als wir begreifen, wie im Flüssigen, wenn es zum Krystall wird, sich die unsichtbaren Theile einigen, oder wie die Körper mit so großer Kraft zusammenhalten, so wenig begreifen wir den Verkehr des Lichts mit dem dunkeln Körper, der allein die Farbe mit dem Licht erzeugt. Wohat vielleicht in jedem Körper wirklich auch das Gegentheil des Lichts, das Dunkle, oder bloß eine entgegengesetzte Kraft?

Dieserigen nun, die das Licht, wie wir oben erzählt, bloß als einzelne abgeordnete Körper ansehen, halten die Farben gleichfalls für einzelne Körperchen, und es sind nach ihnen, von Beginn an, nur sieben erschaffen, wie sie im Regenbogen erscheinen. Wie nun diese sieben das Eine weiße Licht machen, wer sagt das? so wenig als der Eine Menschengestalt sich in dem Verständniß der sieben freien Künste gefällt. Die andern aber, welche den allgemeinen Leib des Lichts im pulsirenden Aethermeer erkennen, wissen die Farben nicht anders zu deuten, als daß sie jeder der sieben Farben eine verschiedene Menge von Pulsen in einer Sekunde geben. Ein kräftiger oder unkräftiger Puls macht den Unterschied der Farben. Kaum wage ich es, dem Leser einige Zahlen mitzutheilen, damit er von einem Lichtpulse einen Begriff bekomme, von dessen Existenz aber nie ein Beweis geführt werden kann, wenn wir nicht Mikroskope erfinden, wogegen unsere jetzigen sich verhalten umgekehrt wie Herschels vierzigfüßiges Spiegelteleskop. Ein Puls ist ein Hin- und Hergang, ein Hin- und Herzittern des Aethers, wie einer Saite, oder eines Pendels. Daß hier unermessliche Zahlen zum Vorschein kommen, wird nicht zu verwundern seyn; die Schnelligkeit des Lichts ist ja fast unendlich, in einer Sekunde 40,000 Meilen. Darum schlägt in dem Aethermeer der Puls in unendlich kleiner Zeit; aber diese Zeit eines Pulses sey noch so kurz, so schreitet die Erzitterung vom Anfang an weiter, und kommt bis dahin, wo noch kein Erzittern ist; diese Distanz nennen die Physiker eine Welle. Auf die Länge eines Fohls geben 50,000 Wellen, und in einer Sekunde schlagen 600 Billionen Pulse. — Ist der Mensch nicht ein geistreiches, mikroskopisches Thierchen, daß er so kleine Räume gemessen hat? Und ist es nicht merkwürdig, daß er sogar den Vorschlag gemacht hat, die Länge einer solchen Welle (die für das grüne Licht ist oben angegeben) als das längst ge-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholera-Epidemie. Persönliche Freiheit.

Die Cholera-Epidemie hat sich seit dem 10. des vorigen Monats auch in unserer Hauptstadt eingestellt; allein ohne bis jetzt besondern Grund gegen unsere Hauptstadt zu äußern, welche so viel Einwohner enthält, als deutsche Königsreiche. In diesen ersten drei Wochen ergriff sie nicht mehr als 174 Personen, von welchen 108 als Opfer fielen. Kostbar ist die allgemeine Sorgfalt der Einwohner aller Klassen, und vorzüglich die Bemühung der Regierung, das Umsichgreifen der Krankheit zu verhindern, soweit Maßregeln der Klugheit und der Erfahrung dies vermögen. Die Minister haben vom Parlamente zu diesem speziellen Behufe eine außerordentliche Vollmacht auf ein Jahr verlangt, die ihnen einstimmig bewilligt ward. Die Bill wurde in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen in beiden Häusern debattirt und angenommen, und erhielt hierauf durch die königliche Sanction Gesetzeskraft. Die Magistratspersonen im ganzen Lande haben nun die Macht, jede Uebertretung der von dem Könige im Geheimenrathe *) erlassenen Verordnung als ein Misdeemeanour mit einer Geldbuße bis zum Betrage von fünf Pfund Sterling oder Gefängnis zu bestrafen. Die Rede, welche bei dieser Gelegenheit der Kanzler der Schatzkammer hielt, welcher als Leader of the House of Commons die Beweggründe aller Vorschläge der Regierung an die Nation zu entwickeln und zu verteidigen hat, ist wahrhaft erhehend. Bei solchen außerordentlichen Fällen zeigt sich erst recht deutlich, welche kostbare Gut die bürgerliche Freiheit in diesem Lande ist. Die mächtigste, die einflussreichste Regierung des Erdbodens, welche auf die ganze Nation in Zeiten innerer und äußerer Gefahren wie auf einen Mann rechnen kann, darf nicht wagen, ohne Genehmigung der Nation, d. h. der Abgeordneten derselben, auch nur die geringste Strafe irgend einer Art zu verhängen. Jene Rede kann allen deutschen Ministern, Richtern, Civilbeamten, so wie den Studenten der Philosophie und der Jurisprudenz mit Recht besonders empfohlen werden. Indem ich nun von der Cholera Abschied nehme und Ihnen verspreche, die Zeit Ihrer Leser höchst selten mit Erzählungen in Anspruch zu nehmen, welche die Thaten dieses neuen Würgengels betreffen, sey es erlaubt, bei Gelegenheit der oben angeführten Rede des Ministers etwas zu erzählen, das sich hier vor Kurzem zutragen, und was sehr geeignet seyn möchte, deutlich zu machen, was denn eigentlich im Lande der Britten unter bürgerlicher Freiheit verstanden wird.

Jedem aufmerksamen Zeitungsläser in Deutschland ist ohne Zweifel der Name Sir Richard Birnie nicht ganz fremd. Sir Richard steht schon seit zwölf Jahren als erste Magistratsperson an der Spitze der Polizei der Hauptstadt (mit Ausnahme der City, die ihre eigene Jurisdiction hat); er wurde demnach, der Etiquette gemäß, beim Austritte seines

Amtes zum Ritter geschlagen, und er steht seiner vielen andern ausgezeichneten Eigenschaften wegen in allgemeiner Achtung. Sir Richard hat jedoch bei seiner großen Thätigkeit einen Fehler, den des Aufstrebens, den man ihm aber in der That nicht gar zu hoch anrechnen darf, wenn man bedenkt, daß er bei einem ohnehin sehr schwierigen Amte täglich acht bis zehn Stunden ex officio in der Gesellschaft von rohen und schlechten Menschen zubringen muß, von welchen die meisten zu unwissend und ungebildet sind, um sich durch Worte der Sanftmuth überzeugen zu lassen. So ein höchst unparteiischer, wohlthätiger und seinem Fache gewachsener Mann er sonst ist, so blieb nichtsbefwonderter jener choleraische Zug ein Flecken in seinem Charakter als Richter, der ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. So traf es sich, daß er vor einigen Wochen Jemanden, der von einer Partei vorgeladen worden, nachdem der Grund jener Klage schon erwiesen war, zwang, noch dreizehn Minuten länger im öffentlichen Gerichtszimmer zu bleiben, weil er der irrigen Meinung war, es sey noch eine andere Klage gegen ihn eingeschrieben. Der Verklagte weigerte sich, noch einen Augenblick länger zu bleiben, zog seine Uhr aus der Tasche, um die Minuten der gesetzwidrigen Haft zu zählen, und sprach: „Sir Richard, at your risk!“ Doch das half nichts; der Gerichtsbote ließ ihn auf Befehl seines Obergens nicht hinaus, und der Verklagte erschien vor den Schranken. Da nahm der Kollege Sir Richards, Here Hall, den Irrthum wahr; die Bench, d. h. der Gerichtshof, bat um Entschuldigung; allein der Verklagte ließ sich nicht irren machen, zog seine Uhr heraus, zählte genau ab, wie viele Minuten er gesetzwidrig seiner persönlichen Freiheit beraubt worden, und verließ die Gerichtsstube mit den Worten: „Vo shall see.“ Nun standen dem Abzumilligen der alten Deutschen zwei Wege offen, sein Recht zu suchen; er konnte auf einen Schadenersatz für sich, oder auf Gefängnisstrafe oder Geldbuße an den König, als den Erhalter des Landfriedens, antragen. Er wählte das letztere, verklagte das ganze Kollegium vor dem hohen Gerichtshof der königlichen Bank, und der Oberpolizeidirektor nebst seinem Kollegen mußten vor Gericht erscheinen. Kaum hatten die Verhandlungen eine halbe Stunde gedauert, als der Oberrichter, Lord Leanderden, den Geschwornen bedeutete, es sey hier nur eine Verletzung der persönlichen Freiheit vorgefallen, und die zwölf freien Männer gaben auch sofort ihren Ausspruch: „guilty.“ Die Magistratspersonen machten den hohen Richtern eine Verbensung und zogen ab, der Strafe gewärtig, die nunmehr vom Gerichtshof ausgesprochen werden muß und wahrscheinlich in einer Geldbuße bestehen wird. Hoffentlich werden alle Ihre Leser bei dieser Erzählung das öffentliche Geschwornengericht, das uralte Gut der Deutschen, bei einem Beider deutschen Weines hochleben lassen. Das Wunderbarste dabei ist aber die Gleichgültigkeit, womit man einen solchen Fall hier betrachtet. Kaum wird davon gesprochen; dem geringsten Engländer ist die Kenntniß der ersten Grundzüge seiner politischen Rechte etwas so Natürliches, daß ihm nichts sonderbarer erscheint, als wenn man sich darüber wundert. Wie viel Decennien werden noch vorübergehen, bis das Volk in Deutschland so mündig und so unabhängigen Sinns wird?

R-6.

*) Die sehr eingehaltenen Verbote des Geheimraths, zu welchen das Parlament die Regierung nach langen Kämpfen ermächtigt, werden nach einer Fiction des Staatsrechts „by the King in Council“ erlassen, obgleich der König im Rathe selten präsentirt. Seine formelle Sanction ist jedoch, wie sich dies in einem konstitutionellen Staate von selbst versteht, immer notwendig.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 20. M ä r z 1832.

— Nimmt sie ihn und sey mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergessen und vergeben schon
Ist jegliche Beschwerde.

B ä r g e r.

Der junge Harald.

Verstoßen von Thron und Reiche,
In einsamer Wälder Schooß
Der König, der alterbleiche,
Ruhet auf des Felsen Noos.
Die Wipfel über ihm sausen,
So düster, wie sein Sinn;
Der Bergstroms Wellen brausen
Daneben zürnend hin.

Er wälzt im sinnenden Haupte
Der finstern Rache Gewalt
An dem, der die Kron' ihm raubte,
Dem jungen Helben Harald.
Doch seines Alters Freude,
Die Tochter, lieblich und mild,
Hegt, ach! mit süßem Leibe
Im Herzen des Räubers Bild.

Stumm sitzend, schauten sie lange
Hinab in waldige Klust:
Was kommt mit herrlichem Klange
Auf einmal durch die Lust?
Es naht in schwellenden Tönen
Gesang und goldenes Spiel,
Und überquellten der Schönen
Die Augen von süßem Gefühl.

Der König dankt sich wieder,
Wie vormals; reich und groß,
Da er den Klängen der Lieder
Gelauscht im Väterschloß.
Ihm wird der Fels zum Throne,
Der Himmel zum festlichen Saal,
Sein Haupt umschwimmt als Krone
Des Abends gold'ner Strahl.

Den nahenden Tönen lauschen
Sie mit entzücktem Ohr:
Da tritt aus der Büsche Krauschen
Ein grauer Säng'er hervor.
Des Königs Harfe bläsen
Sieht er am Felsen in Ruh,
Und spricht: Mich will bedunken,
Ein Säng'er bist auch du.

Gehört hast du mein Singen:
Doch, wenn es dir gefällt,
Laß um den Preis uns ringen
Des Liedes, alter Held!
Sieh! künstlich und schön, wie keine,
Geb' ich die Harfe dir;
Du aber gieb die feine,
Die liebliche Tochter mir.

Und wäre sie ganz von Golde,
 Gar stolz der König spricht,
 Gilt für mein Kind, die Holde,
 Doch eine Harfe nicht.
 Wohl! so soll dir reichen,
 Spricht jener, meine Hand,
 Muß ich im Sang dir weichen,
 Ein königlich Purpurgewand.

Der König schweigt mit Sinnen;
 Da ruft die Tochter laut:
 Mich wirst du nie gewinnen,
 Nur Einem folg' ich als Braut.
 Mich kann Harald erwerben,
 Der Kühne Degen, allein:
 Viel lieber will ich sterben,
 Als eines andern seyn!

Begreift den Wirt, den grauen,
 Die falsche Hülle schnell
 Harald, und läßt er schauen
 Im Purpur glänzendhell.
 Die Jungfrau, süß erschrocken,
 Wird roth und wieder blaß;
 Der Vater schüttelt die Locken
 Fürnend im alten Haß.

Der Jüngling wirft um die Leiden,
 Den Purpurmantel ihm neu;
 Zur Jungfrau thät er sich wenden,
 Reich ihr den Ring der Treu.
 In mildem Thau zerfließet
 Des Hornes Wolke schon:
 Versöhnt der König umschließet
 Die Tochter und den Sohn.
Julius Kraß.

Die französischen Dörner.

(Beschluß.)

Da wo Drouineau den Materialismus mit der Frömmigkeit zusammenstellt, sagt er: „Jener trocknet die Gemüther aus, streift all' ihre Blüten ab und löst sie auf, er zerstört sogar die Liebe, diese praktische Religion der Herzen. Der Tugend nimmt er alle Kraft und alles heilige Leben, und läßt den Menschen nichts, als ihre Theaterkleider, in denen sie ein Stück spielen, über dessen Lüge alle einverstanden sind. Die Frömmigkeit hingegen erhebt mächtig den Geist, gibt ihm Muth, Leben und Kraft, bringt die Herzen einander näher und macht sie sich selbst klar, denn wir kennen uns selbst nur wenig. Der Materialismus behauptet, das Vaterland sey über-

all, wo es Einem wohl gehe; das Vaterland vertheidigt ein Soldat nur, wenn es in seinem persönlichen Interesse liegt; seine Familie ist ihm nichts als ein Anhang von Fleisch, und er selbst erinnert in Allem an den Schlamm, aus dem er entstanden, und in den er auch, ein Graß für die Würmer, zurückkehrt. Die Frömmigkeit hingegen kennt keine Liebe ohne Achtung, sie verehrt alles, was von ihr ausgeht, sie lehrt Hingebung, Patriotismus und Liebe, kurz alles, was groß, erhaben, zart und schön ist; sie ist rein, wie der Himmel, aus dem sie stammt und in den sie zurückkehrt.“

Ein alter Kamerad aus Napoleons Garde sagt: „Wenn ich bedenke, daß all' diese Summen von Genie, von Kraft, von Ruhm, von unerhörten Opfern, von übermenschlichen Anstrengungen, von Nachdenken, von Thränen und von Blut für nichts hingeeben wurden, als für eine Kaiserkrone, für den Glittertanz, den sich ein Soldat aufs Haupt setzte; als ich gleich darauf sah, wie sich die rothen Freiheitsmützen in Federhüte verwandelten; als ich die galonirten, goldbesetzten und gestickten Kleider des Kaisertums sah; als ich all' dieß Gefinde in Theaterkostümen herumstolzieren und am Thullerienhof unterthänige Pöffen reifen und sich lächelnd des Herrn Launen und Fußtritten unterwerfen sah, ohne daß sie die Nation auspuff: ja, da ward ich mit Bitterkeit erfüllt gegen Leben und Menschen, ich wünschte, die ganze Nation möchte ein einziger Mann seyn, damit ich ihm ins Gesicht spucken könne.“ Die Aeußerungen des Verfassers über Napoleon und seine Zeit haben überhaupt viel Wahrheit und Leben. So sagt er unter andern in der Vorrede von ihm: „Der Kaiser-Soldat materialisirte alles: die Kirche erhielt Tagesbefehle, die Geistlichkeit war nur gut dazu, unterthänig To Deum zu singen. Den Pabst führte man von Brigade zu Brigade, und ein Gensdarme gab über ihn eine Receptisse und schrieb: „Empfangen einen Pabst in ziemlich schlechtem Zustand.“

Bei Gelegenheit dieser Bemerkungen über Drouineaus Buch, kann ich einige, mit dem Gegenstand nahe verwandte Betrachtungen nicht unterdrücken. Seit fast zehn Jahren lebe ich unfern von Paris, dem einzigen Lebenspunkt Frankreichs, und in unausgesetzter Verbindung mit dieser Hauptstadt. Keine Bewegung und Richtung Frankreichs ist mir in dieser Zeit entgangen, ich habe Paris seit den Juliusereignissen drei Mal besucht, um da mit eigenen Augen und mit dem vorurtheilsfreien Sinne zu beobachten, der sich immer vor vorgefaßter Meinung gehütet hat. Lebe ich auch seit geraumer Zeit nicht mehr im deutschen Vaterlande, so schäme ich mich doch nicht, zu gestehen, wiewohl das Gegentheil seit Börne und Heine Mode geworden ist, daß an ihm noch mein ganzes Herz hängt und daß es mich sehr glücklich macht, jetzt sein kühnes Aufstreben und Ringen gegen Vorzug, Miß-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Statistik der Verbrechen für das Jahr 1830.

Der Rechenschaftsbericht über die Ergebnisse der französischen Kriminaljustiz im Jahr 1830 ist von großem und allgemeinem Interesse, und er bestätigt die Meinung, derer, die von der so hoch gepriesenen französischen Civilisation eine ungünstige Vorstellung haben. Dieser besonders aus dem Moniteur abgedruckte Bericht zerfällt in drei Abtheilungen.

Im ersten Theil finden wir alle vor die Justizbühne gebrachten peinlichen Sachen. Diese Hufe haben zusammen 5068 contradictorisch und 654 in Contumaz entschieden. Die Zahl aller Anklagen war 6962 und der Contumazfälle 787. Es waren 433 Anklagen weniger als 1829. Dies wird dadurch begründet, daß seit den Zustustagen bis zum Beglance des Ministeriums Perier Poljuel und Gerichte sehr lax waren und nur sehr leise aufzutreten wagten, weil sie sich vor dem aufgeregten Volkshausen scheuten. Tausenden, die bei den damaligen häufigen Emeuten zu jeder andern Zeit festgenommen und verurtheilt worden wären, wurde jetzt durch die Finger gelassen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum die Zahl der Verbrechen gegen Personen geringer ist, als der Verbrechen gegen das Eigenthum. Unter den 5068 contradictorisch abgeurtheilten Fällen waren 3910 Vergehen gegen das Eigenthum und nur 1158 gegen Personen. Dies Verhältnis war 1829 wie 24 zu 100, 1830 aber nur wie 23 zu 100. Das Verhältnis der, nicht bloß in Contumaz Verurtheilten zu der ganzen Bevölkerung des Landes war 1829, 1 zu 4321, im Jahr 1830 aber nur 1 zu 4376. Zur Erklärung dieser Verriingerung sind aber noch zwei Umstände zu bemerken: die Mobilmachung und Vermehrung der Armee, wodurch viele Tausende Nahrung bekamen, die außerdem bei der Nahrungslosigkeit in Frankreich keinen Unterhalt gehabt hätten; ferner die Abwesenheit des Armeekorps in Algier. Indessen haben doch dreißig Departements diese Mittelzahl überschritten, besonders das Seine-Departement und Korsika. In jenem, wo Paris hauptsächlich figurirt, kommt 1 Verbrecher auf 1200 Einwohner, in Korsika 1 auf 2132. Das nahe bei Genf und am Juragebirg liegende Departement de l'Alin beweist, daß seine Nachbarschaft wesentlich auf den stillen Zustand der Einwohner wirkt: hier kommt 1 Verbrecher auf 17.081 Einwohner; im Dep. de la Creuse 1 auf 12.647; im Dep. de la Loire 1 auf 11.383; im Dep. de la Meurthe 1 auf 10.606. Auch die Zahl der minderjährigen Verbrecher hat abgenommen. Im Jahr 1829 zählte man 1209 Verbrecher zwischen sechs- und einundzwanzig Jahren, 1830 nur 1161, also acht- undvierzig weniger.

Unter den sämtlichen 6962 Angeklagten waren 5608 Männer und 1354 Frauen; dasselbe Verhältnis wie 1828, nämlich 19 : 100. Im Jahr 1829 war es 20 : 100. Bei den Verbrechen gegen Personen ist es nur 13 : 100, bei den Verbrechen gegen das Eigenthum hingegen 21 : 100.

Unter den Angeklagten waren 3908 Unverheiratete und 3154 Verheiratete oder Wittwer. 2472 hatten Kinder und 216 waren Ausländer. Am wichtigsten ist unstreitig, daß unter sämtlichen 6962 Angeklagten $\frac{1}{2}$ und in genauerem Verhältnis 62 : 100 weder lesen, noch schreiben konnten. Das Verhältnis ist 62 : 100 bei den Verbrechen gegen das Eigenthum, und 59 : 100 bei den Verbrechen gegen Personen. Die des Vatermords Angeklagten, deren unverhältnismäßig viele vorkamen, waren fast alle ganz unwissend. Dieser Unwissenheit waren beim Mord 56 : 100, bei der Vergiftung 51 : 100, beim Kindermord 38 : 100, bei Schlägen und Verwundungen 55 : 100, bei der Rebellion 59 : 100, bei Diebstahl aller Art 67 : 100 und bei der Brandstiftung 69 : 100. Bei den Män-

nern war das Verhältnis überhaupt 58 : 100, bei den Weibern 78 : 100. In den Departements Doubs, Bas-Rhin, Haut-Rhin und Seine trifft man die meisten unterrichteten Verbrecher an, dagegen in den Dep. Allier, Sarde und Eure du Nord die wenigsten; denn die meisten konnten weder lesen, noch schreiben.

Landleute wurden unter den Angeklagten 3945, Stadtbewohner aber 2778 gezählt. Auffallend ist die Zahl der Verbrecher aus der Sphäre des Wohlstandes, des Reichthums und der Bildung, nämlich 374. Der Arbeiter, die das Land bauen, waren 2210 und der Arbeiter in Holz, Eisen u. s. w. 1813. Sehr traurig ist die Bemerkung, daß die Verbrechen gegen Leben und Personen am häufigsten in denen Klassen sind, die am meisten Bildung und Vermögen haben. Dies bestätigt den alten Satz, den Alle wiederholen, die Frankreich an Ort und Stelle ruhig beobachtet haben und nicht von einer vorgefaßten Meinung beerrscht werden, den Satz, daß die Bildung und Civilisation in Frankreich und besonders in Paris nur ein Firnis der Oberfläche ist, aber durchaus nicht auf tiefem, stillen Grunde ruht. Daher kommt es auch, daß die von der französischen Civilisation am fernsten gelegenen Departements l'Alin, Creuse und Loire am wenigsten Verbrecher haben.

Von den 6962 Angeklagten wurden 2832 Todgesprochen und 4130 verurtheilt, nämlich: zur Todesstrafe 92, zur ewigen Strafarbeit 268, zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit 973, zum Gefängnis 1003, zum Halsseil 8, zur bürgerlichen Degradation 1, zu correctionellen Strafen 1740, Kinder 43. Sonderbar ist es, daß, an beiden Extremen, der zum Tod Verurtheilten und der Kinder mehr sind, als im Jahr 1829. Gullottirt wurden 38, einer hat sich im Gefängnis umgebracht, bei 53 wurde die Strafe verwandelt.

Das Verhältnis der Todgesprochenen zu den Verurtheilungen ist fast jedes Jahr dasselbe. Die vor einigen Jahren vorgenommene Verbesserung des Geschworenengerichts zeigt in dieser Beziehung noch keinen Unterschied. Immer aber werden mehr Frauen Todgesprochen als Männer, denn bei ihnen ist das Verhältnis 46 : 100, bei den Männern aber nur 39 : 100. Auf die Zahl der Todgesprochenen hat auch der Unterricht einen merkwürdigen Einfluß, denn unter denen, die nicht lesen und schreiben konnten, wurden nur 58 von 100 Angeklagten freigesprochen, von denen aber, die jene Fertigkeiten etwas besaßen, 42 : 100, von den besser unterrichteten 48 : 100, und gar 63 : 100 von denen, die eine höhere Erziehung genossen. Wenn man bedenkt, wie geschick- und erfahren die Pariser Epistublen bei der Führung ihrer Vertbeidigung, wie schlau sie in Benutzung der ihnen wohlbekannten Fäden, Dunkelheiten und Zweifelsigkeiten des peinlichen Gesetzbuchs sind, so befreit man, wie natürlich ihnen das Lesen und Erwägen desselben ist. — Die Zahl der kleinen correctionellen Vergehen ist enorm. Es kamen 139.035 Sachen dieser Art bei 210.691 Beschlagen vor; 21.176 Fälle und 34.164 Beschlagen mehr als 1829, eine wahrhaft erschreckende Progression, die das traurigste Licht auf den stillen Zustand des Volks wirft. Es wurden 177.721 Angeklagte verurtheilt und 32.970 Todgesprochen. Unter ersteren waren 47.884 Frauen und 3052 Minderjährige. Zu diesen peinlichen und correctionellen Vergehen kommt noch eine dritte Klasse, nämlich die bloßen Polizeivergehen. Es waren deren 105.903 bei 138.373 Angeklagten; davon wurden 117.047, größtentheils zu Geldstrafen, verurtheilt.

Dies gibt zusammen für Frankreich im Jahr 1830 355.687 Angeklagte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 21. M ä r z 1 8 3 2.

— So frech sich aufzubringen!

Was Ruß ihm macht, wird bittern Lohn ihm bringen.

Shakespeare.

D a s S i g n a l.

Mein Regiment stand vom Jahre 1806, wo Tyrol durch den Frieden von Presburg an Baiern abgetreten wurde, bis zu dem Jahr 1809, dem Anfang des gegenwärtigen Kriegs, in der alten Konzilienstadt Trient. Diese drei Jahre werden mir stets der merkwürdigste Zeitabschnitt meines Lebens bleiben; obgleich dessen erstere Hälfte in der geistigen Abspannung verstrich, in welche Garnisonstruppen nur zu leicht verfallen, wenn sie sich plötzlich an einen Ort versetzt sehen, der nichts von dem unbedeutenden Zeitvertreiben bietet, die des Kriegers Leben während des Friedens unter dem Namen von Unterhaltung ausfüllen. Man mied uns, mied uns nicht anders als wie Verpestete, und man kann wohl denken, daß wir den Schimpf nicht gerade mit der freundlichsten Miene hinnahmen. Es fielen einige, mit den Geboten des Anstands eben nicht sehr verträgliche Scenen vor. Die Einwohner blieben nicht länger stumm, und anstatt sich, wie bisher, von uns entfernt zu halten, rühten sie uns jetzt mit ein wenig zu viel Vertraulichkeit auf den Leib; mit einem Wort, es entstand eine Reihe von gegenseitigen Herausforderungen und Streitigkeiten, welche die Stadt in beständiger Gährung erhielten. Mittlen in diesem rohen Treiben machten eines Tages, nach einem fröhlichen Mable, ein Paar junge Offiziere den Vorschlag, uneingeladen in eine Abendgesellschaft sich zu begeben, welche, wie wir erfahren hatten, in einem in

der Nähe der Stadt gelegenen Hause gegeben wurde. In ganz nüchternem Zustande wäre uns wohl der Spas etwas zu gewagt vorgekommen; so aber stürmten wir fort und schlugen, unterer Bier, unter schallendem Gelächter, beim Gedanken an eine tyrolische Soirée, den Weg nach dem Ort der Handlung ein. Wir hatten uns kaum anmelden lassen, so folgten wir schon dem hochstammten Diener auf den Fersen, und befanden uns nach wenigen Augenblicken in einem Zimmer, das dem Anschein nach mit guter Gesellschaft beiderlei Geschlechts gefüllt war. Die Unterhaltung stockte wie mit einem Schlag; Aller Augen richteten sich auf die ungebetenen Gäste; nach einer augenblicklichen Pause lud uns indessen der Hausherr, mit einer höflichen Verbeugung, zum Sitzen ein. Das war für uns ein ganz unerwarteter Empfang. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht, uns derb zurückgewiesen zu sehen und nach einigem Geplauder mit den Landfräulein, den Degen in der Faust, in unser Quartier heimzuziehen zu müssen. Wir sahen in der That ein wenig albern aus, und hätte uns nicht der richtige Sinn und die Selbstegegenwart eines Kameraden herausgeholfen, so wären wir vielleicht eben so plötzlich wieder verschwunden, als erschienen. Mit großer Offenheit entschuldigte er unsere Aufdringlichkeit, indem er sich über das trübserliche Etwierlei des Garnisonslebens beklagte und die Damen bat, die Vermittlerinnen zwischen uns und den Vorurtheilen ihrer Landleute zu machen; in ganz kurzer Zeit fühlten wir uns nach diesem Eingang so heimisch, als wären wir auf

ausdrückliche Einladung gekommen. — Unter den anwesenden Frauenzimmern zog mich vorzugsweise Eine an; sie war noch sehr jung, aber von so blendender Schönheit, daß es ganz natürlich war, wenn ich mich mit meinen Huldigungen ausschließlich an sie wandte. Dorothea selbst war, wie es schien, mit ihrer Eroberung gar nicht unzufrieden, sie schenkte mir im Gegentheil so viel Aufmerksamkeit, als sich nur mit weiblichem Partgefühl und guter Erziehung vereinigen läßt. Aber auch die übrige Gesellschaft wurde immer besser gelannt, immer herzlicher, mit Ausnahme eines Mannes. Dieser, er hieß Rufen, hatte auch nicht einen deutschen Zug im Gesichte, er war augenscheinlich ein Italiener, obgleich er hier, wo die beiden Völkerstämme sich mischen, seinen Wohnort hatte; seine Züge waren hübsch, seine Farbe auffallend dunkel, und seine Augen, stolz und fester blickend, standen in grellem Gegensatz mit Dorotheens freundlichen blauen Sternen. Die letztere war offenbar nicht bloß seine Geliebte, sondern seine verlobte Braut. In dem Grade, als meine junge Bekanntschaft mit Dorotheen einen herzlichen Charakter anzunehmen schien, wurde Rufen zuerst misanthropisch, dann kalt und fremd. Dorothea erwiderte zuerst sein mährisches Wesen fast mit Gleichgültigkeit, wurde aber, als er sich endlich beharrlich von ihr entfernt hielt, auffallend unruhig und setzte tausend kleine Kunststücke in Bewegung, um ihn zu ihrem Stuhl zurückzulocken. Das sah doch gewiß wie Liebe aus? und doch konnte ich in ihren Augen etwas ganz anderes lesen. Aus ihrem ängstlichen Wesen sprach keineswegs Härlichkeit; ein oder zweimal gewahrte ich sogar in ihrem verstohlenen Blick den Ausdruck von Furcht. Als die Scheidestunde kam, bat ich Dorothea um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen, da sie, wie ich erfuhr, in einiger Entfernung von der Bogenstraße wohnte. Mein Anerbieten wurde mit der Bemerkung abgelehnt, daß, nach früherer Verabredung, Rufen diesen Dienst übernehmen werde. Aber Rufen, obgleich ihm kein Wort verloren gehen konnte, that, als höre er nicht und rührte sich nicht von der Stelle, so daß, als fast die ganze Gesellschaft das Haus bereits verlassen hatte, Dorothea endlich mit glühender Wangen ihren Arm in den meinigen legte und ihren Diener rief. Die Nacht war finster und die Straße menschenleer. Der Diener schritt uns mit einer Leuchte voran; Dorothea gab auf meine Bemerkungen nur unzusammenhängende Antworten, ihre Gedanken schienen irgend wo anders. Auf einmal fiel sie mir mit den Worten in die Rede: „Sie sind in diesem Theile des Landes fremd, und als Bayer haben Sie von den Bewohnern nicht viel Gutes zu erwarten. Ich aber bin hier heimisch und den Stadtleuten wie dem Landvolk bekannt, auch durch meines treuen Dieners Begleitung nicht ohne Schutz. Nehren Sie, ich bitte Sie dringend, nach Ihrem Quar-

tier zurück; thun Sie es ohne Aufenthalt und ohne Aufsehen, und vergessen Sie meine Schwachheit, die mich eine Höflichkeit annehmen ließ, welche Ihnen leicht nur zu theuer zu stehen kommen könnte.“ Sie war in heftiger Bewegung und drückte meinen Arm krampfhaft, wobei sie die Worte nur leise und gedämpft sprach, als fürchtete sie, es könne uns Jemand behorchen. Das ergriff mich und zog mich nur um so mehr an. Der Weindunst war längst verfliegen, dafür fühlte ich der Liebe Gluth in Herz und Kopf. Ich schrieb ihre Besorgnisse dem Mangel an Erfahrung und der angeborenen weiblichen Mangelhaftigkeit zu und zog sie, trotz ihrer dringenden Bitten, mit mir fort. Als wir ihres Vaters Wohnung erreichten, war alles dunkel. Die Familie schien bereits zu Bette gegangen; sie klopfte leise an ein Fenster; es wurde geöffnet und ihr dann, nach einem minutenlangen Geflüster mit Jemand drinnen, ein grober Mantel sammt einem Bauernhut herausgereicht. „Ich bat Sie, heimzukehren,“ sagte sie, „weil da noch keine Verkleidung nöthig gewesen wäre. Jetzt müssen Sie mir, und wäre es auch nur um meines eigenen Seelenfriedens willen, den kleinen Gefallen thun, diesen Mantel anzunehmen und Ihre militärische Nähe unter diesem breiten Hut zu verdecken.“ — „Was besorgen Sie denn?“ fragte ich stehend; „Prolet und Bayern sind ja jetzt ein Volk; wir leben ja nicht im Krieg mit einander; selbst die Bayern werden sich bald mit einer Regierung befreunden, welche nichts will als Ordnung und Unterwerfung unter die gesetzliche Gewalt.“ — „Die gesetzliche Gewalt,“ entgegnete die hübsche Rebellin, „liegt weder im Degen, noch in der Feder; Schlachten geben sie so wenig als Friedensverträge.“ — „Und was gibt sie denn?“ — „Der Wille der Mehrheit des Volks.“ — „Der Wille der Mehrheit des Volks! Der Wille einer unwissenden, halbwillden Bauernschaft, die weder lesen noch schreiben kann, und sogar mit der geographischen Lage Baierns und Oesterreichs unbekannt ist!“ — „Ich will mich mit Ihnen,“ erwiderte Dorothea, „wegen eines Gegenstands, über den wir doch nie eines Sinnes werden dürften, in keinen Wortstreit einlassen. Ich verlange von Ihnen nichts weiter, als meine Nachtruhe, und um die dürfen Sie mich nicht bringen.“ — „Dorothea,“ seufzte ich, „ich würde vergebens dasselbe von Ihnen verlangen! Auf keinen Fall aber will ich jetzt eine Gewalt anfechten, die ich für noch weit begründeter halte, als selbst die der Mehrheit des Volks,“ und mit diesen Worten mummte ich mich in die schwerfällige Hülle, die sie mir darbot. „Nun sagen Sie mir aber auch,“ fuhr ich fort, während ich sie bei der Hand faßte, um Abschied zu nehmen; „sagen Sie mir aufrichtig, Dorothea, sind Sie wirklich mit dem finstern Italiener versprochen?“ — „Ja — nein,“ antwortete sie hastig, und rasch schloß sich die

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

sem Theil des Kostums eine neue Mode aufkommen: mit Silber gestickte, leicht zugespitzte Schuhe, von höchstzierlicher Form. An der Spitze und rings herum am Rande waren kleine Glöckchen befestigt, die sich bei jedem Schritte hören ließen, und so oder anders klangen, je nachdem man rasch oder langsam ging. Eine angesehene Dame beschenkte mich einmal mit einem Paar solcher Schellenschuhe. Bei einem Besuche, den ich ihr abstatete, hatte ich, wie es gebräuchlich ist, die schwarzseidenen Schuhe vor der Thüre stehen lassen; als ich mich verabschiedete, waren sie weg; ohne Zweifel hatten sie an einem Sklaven einen Liebhaber gefunden. Ich war im Begriffe, barfuß nach Hause zu gehen, da verehrte mich die gute Dame noch ein Paar solcher musikalischer, oder, wenn man will, Spielschuhe.

Der älteste Invalide.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von hohem Alter ist wohl der Invalide Johann Eblostil, der vor einigen Jahren im Invalidenhause zu Murano bei Venedig im Alter von 117 Jahren starb. Er trat im Alter von acht Jahren als Pfeifer in das deutsche Regiment Stabremberg. Er diente unter Kaiser Karl VI. gegen die Türken in Ungarn, unter Maria Theresia gegen die Preußen und Franzosen und in den niederländischen Kriegen. Später trat er in die Dienste der Republik Venedig und machte mehrere Feldzüge gegen die Türken mit. Im Jahr 1797 kam er in das Invalidenhaus, wo er bis zu seinem Tode blieb. Eblostil zählte 87 Dienstjahre, wenn man seinen Aufenthalt zu Murano dazurechnet, und es ist dies wohl ein in der Kriegsgeschichte einziges Beispiel. Die Strapazen, in so vielen Feldzügen zu Wasser und zu Land hatten die kräftige Konstitution des Mannes nicht erschüttert, und er blieb bis zu seiner letzten Stunde rüstig und munter. — Der Veterane hatte keine herrschende Leidenschaft und lebte außerordentlich mäßig und einfach. Sein Vater wurde 105 und seines Vaters Bruder 107 Jahre alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Triest, 17. Februar 1832.

Ich wende mich durch das Organ Ihrer Zeitschrift an das deutsche Publikum in einer Sache, welche Deutschlands Ehre angeht: es handelt sich von der endlichen Errichtung eines Grabmonuments für unsern Winkelmann in Triest, wo er ermordet wurde und begraben liegt. Wohl wurden schon früher in verschiedenen Zeitschriften von verdienten Männern, ich nenne nur Bölliger, Berichte über das zu errichtende Denkmal und Aufmunterungen zur Unterstützung

bekannt gemacht, aber es ruhte ein ungünstiges Geschick auf dem Vorhaben, so daß es bis jetzt noch nicht zur Ausführung kommen konnte.

Schon im Februar 1808 machte der gelehrte und achtungswürdige Dr. Rosselli, Obler v. Stanber, seinen Vorschlag zur Errichtung eines Monumentes für Winkelmann bekannt und setzte zu gleicher Zeit eine Einladung zur Subscription in Umlauf; aber der Krieg von 1809 machte Allem ein Ende. Im Jahre 1811 forderte er von Neuem zur Unterstützung auf, aber fruchtlos. Doch er ließ sich nicht abschrecken, und erneuerte seinen Vorschlag am 8. Juni 1818, gerade 30 Jahre nach Winkelmanns Tode, und zum viertenmale am 15. Juli 1820. Diesmal forderte er auch auswärtige Verehrer Winkelmanns auf, weil er vorher glaubte, er könne alles durch die Beiträge hiesiger Einwohner bestreiten. Um aber sein Vorhaben schneller zu Ende zu führen, schrieb Rosselli sein großes Werk: *il sepolcro di Winkelmann in Trieste*, *) und bestimmte den Ertrag desselben für das Monument. Aber der Verfasser sah seine Mühe nicht belohnt, obgleich er von vielen Seiten Aufmunterung und gerechte Anerkennung fand, besonders von dem hochberzigen Kaiser Franz. Es kommt nur darauf an, daß Männer von Bedeutung, wie unser Goethe, der in seinem Winkelmann und sein Jahrhundert dem großen Manne ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, darauf aufmerksam machen, und ich bin fest überzeugt, daß bald ein Monument dastehen wird. Gewiß wäre aber die Sache schon eingeschlafen, wenn nicht Rosselli so unermüdet wäre. In der Hoffnung, daß früher oder später der Eifer für die Errichtung des Monumentes doch erwachen werde, übertrug er schon im Jahre 1820 die Ausführung des Denkmals dem geschickten Bildhauer Rosa in Venedig, der es, als Rossellis Werk erschien, bereits sinnerreich und dem Zwecke angemessen ausgeführt hatte, es aber bis jetzt in seinem Atelier aufbewahrt. Zur Aufstellung des Denkmals wurde der alte Kirchhof St. Ginsto, nach mancherlei Schwierigkeiten abgetreten und daselbst ein sehr geschmackvolles steines Gebäude errichtet, in dem künftig das Monument stehen wird. Das alles verdankt man dem rastlosen Eifer Rossellis, der die Sache aus reinem Interesse für den großen Deutschen unternahm und unterdessen mit wahrer Aufopferung betrieb. Doch er, und mit ihm gewiß jeder Verehrer Winkelmanns, muß wünschen, endlich die Ausführung zu sehen. Der verhängnisvolle 8. Juni, an dem einst Winkelmann zu frühe der Kunst und Wissenschaft entrissen wurde, rückt heran, und es könnte gewiß kein geeigneterer Tag, als dieser, gefunden werden, um das Denkmal feierlich aufzustellen und einzuweihen. Aber Sie können sich leicht denken, welche Kosten die Ausführung verursacht, und ich muß bemerken, daß noch viel dazu fehlt. Das ist es denn, was mich veranlaßt, durch Ihre Güte unterstützt, eine Aufforderung an die vielen Verehrer Winkelmanns ergehen zu lassen, daß sie die Beendigung des Monumentes durch Beiträge möglichst machen. Damit aber auch unsere Nachkommen ertrauen mögen, wie wir unsere großen Männer ehren, so sollen nach dem Vorschlage des Herrn von Rosselli die Namen aller Förderer in die Wand des Gedäudes eingegraben werden, und künftig soll Keiner, der hieher kommt, wie unser Genue, von dem Orte, wo Winkelmann ruht, mit dem Bedauern scheiden, daß kein Grabmal sein Andenken verherrlicht. Würdte diese meine schwache Stimme nicht ganz verhallen?

E. F. Ledderhose.

*) Der Ertrag dieses gründlichen Werkes ist hienur noch für das Denkmal bestimmt, und kann auf Anweisung des Verfassers in Wien oder hier in Triest bezogen werden.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1832.

Wunderschönes Buch der Dächer

Ist das Buch der Liebe.

Goethe.
Westfälischer Divan.

Bilder vom kaspischen Meer.
Von Eichwald.

Die Stadt Derbend. Eine tatarische Hochzeit.

Die Stadt Derbend am kaspischen Meere präsentirt sich schon aus der Ferne; zu beiden Seiten faßt sie die lange, alte Mauer ein; sie selbst liegt am Abhange eines Berges und erscheint ziemlich groß. Den höchsten Theil nimmt die Festung ein, die ganz auf dem Berge gelegen, jetzt vom russischen Kommandanten bewohnt wird. Zu beiden Seiten der großen Stadtmauer stellen sich die unzähligen Grabsteine dar, die wegen ihrer Inschriften die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen haben, nächstdem aber reihen sich schöne, weite Gärten um die Stadt herum und gruppiren sich zu dem nahegelegenen Gebirge vortrefflich.

Derbend ist ziemlich gut gebaut, die Häuser stehen in regelmäßigen, nur sehr schiefen Straßen, die jedoch erträglich gepflastert, aber sehr eng sind. Die Häuser bilden, wie im Orient überall, aus Lehm oder Steinen zusammengeworfene Hütten, die nach der Straße nackte Wände, nach dem Hofe hingegen einzelne Fenster haben; aber auch da sind die Fenster bloße Lücken oder viereckige Löcher, die mit breiteren Fensterläden geschlossen werden, selten nur Fensterscheiben haben; die Dächer sind immer flach und dienen zum Spazierengehen oder Ausruhen in der Abendluft. Die Wohnzimmer sind meist niedrig und klein; kein Ofen findet sich in ihnen, meist nur ein Kamin in der Wand; an den Wänden überhaupt

steht man durchaus keine Meubeln, sondern nur einzelne Tische zum Hinstellen der Hausgeschirre; Schränke kennt man nirgends, aber wohl große hölzerne Kisten, die den Bewohnern aus Astrachan zugeführt werden; in ihnen verwahren sie ihre Kostbarkeiten. Jedes Haus wird von einer Mauer umgeben, in der ein bald kleinerer, bald größerer Hofraum befindlich ist; durch diese Mauer stehen alle Häuser mit einander in Verbindung, so daß man auf den Dächern durch Hülfe derselben umherspazieren kann.

Die Zahl der Häuser soll sich auf 1800 belaufen, die der Einwohner etwa auf 26,000. Es sind meist schabische Tataren, von den Russen meist Perser genannt, nächstdem Armenier und Juden; jetzt bilden auch russische Beamte und Offiziere eine ziemliche Anzahl der Bewohner. Die hiesigen Tataren sprechen einen türkisch-tatarischen Dialekt, der schon weit mehr von der tatarischen Sprache in Astrachan und Kasan abweicht, als der truchmenische; ihr Glaube unterscheidet sich auch sehr von den dortigen, so daß hierin eine ungeheure Spaltung unter ihnen herrscht.

Die eigentlichen Perser, so wie die Küstenbewohner des kaspischen Meeres an der masedonischen und gilylanschen Küste bis Derbend hin, Sallan, Baku, Schamachie und Ruba mitgerechnet, bilden die schabische Sekte der Mahomedaner, die als wahren Nachfolger Mahomeds Ali und dessen Stamm erkennen, während ihnen Abubekker, Omar und Osman als ungesetzliche Nachfolger desselben gelten. Diese werden dagegen von der sunnischen Sekte, der die Türken und alle übrigen Tataren zugehörig sind,

für gefegliche Nachfolger gehalten, Ali dagegen und sein unglücklicher Sohn Hüfein gelten ihnen nur als spätere Zwillinge, welche auf sie folgten. Die blutigen Religionskriege, die hieraus entstanden, sind bekannt genug, und ihre Spaltung dauert mit derselben gegenseitigen Verachtung noch bis jetzt fort.

Das Klima in Derbend soll sehr ungesund seyn, vorzüglich in den Monaten Janus, Julius, August, wo die Sterblichkeit außerordentlich groß ist; oft ist die Hitze unerträglich in der Stadt, etwas höher im Gebirge aber sehr gering, ja oft herrscht dort zu gleicher Zeit eine unangenehme Kälte. Dieser plötzliche Temperaturwechsel mag natürlich von den Winden herrühren, die im Gebirge mit der größten Heftigkeit stürmen, in der Stadt dagegen, die von der hohen Mauer eingeschlossen wird, in den engen Straßen kaum fühlbar sind. Daher herrschen in jenen Monaten meist bössartige Fieber in der Stadt; zu allen Zeiten hat das an dies Klima noch nicht gewöhnte russische Militär viel zu leiden, unter dem meist faulichte Nervenfieber herrschen. Die große Menge der Früchte, die selbst unreif genossen werden, weil die übrigen Lebensmittel für die unbewittelte Klasse ziemlich theuer sind, tragen auch nicht wenig zu den vielen Krankheiten bei; dahin gehören vorzüglich Arhusen, Melonen, Gurken (von seltener Größe), Pfäumen und ähnliches Steinobst. In jedem Sommer herrscht daher Ruhr unter dem Volke. Der Winter ist gerade nicht heftig, aber durch seine feuchte Kälte sehr nachtheilig; der Schnee bedeckt die Straßen oft sehr hoch, aber schmilzt auch eben so schnell, als er fällt; das Wasser läuft dabei durch die schlechten Dächer und Wände der Häuser und erzeugt viele Krankheiten. Januar und Februar sind die eigentlichen Wintermonate.

Bei den Hochzeiten der Tataren Derbends finden mancherlei sonderbare Gebräuche statt. Wenn der Vater seinen Sohn heranwachsen sieht, so geht die Mutter in mancherlei ihr bekannte Häuser, besieht dort die Töchter des Hauses, und gefällt ihr eine, so läßt sie durch den Vater dem Sohne sagen, er habe für ihn eine Braut ausgesucht. Dafür muß der Sohn natürlich danken, denn er hat weiter keine Wahlfreiheit, die ganz und gar dem Vater zukommt. Sollte aber etwa der Sohn mit dem Vater der Braut in keinem guten Vernehmen stehen, so bittet er den Vater, ihm eine andere zu wählen, was indessen sehr selten geschieht. Ist er mit dem Vater einverstanden, so schickt er einen Freund als Brautwerber zum Vater der Braut, der davon schon früher unterrichtet wird; dieser bleibt vor der Pforte stehen, und im Hofe erscheint die Braut; der Tatar wirbt um sie für seinen Freund. Sie antwortet: „Ich bin einverstanden, wenn es meinem Vater beliebt; will er mich ins Feuer werfen, so muß ich ihm gehorchen.“ Sie hat mithin noch weniger

dagegen einzuwenden als der Sohn. Sogleich geht der Tatar zum Vater und fragt nach dem Brautpreise; denn der Bräutigam muß seine Braut erst dem Vater abkaufen, mitunter mit 500 Dulaten, oder mehr, meist weniger.

Nachdem man über den Preis übereingekommen, wird das Paar für Braut und Bräutigam erklärt; doch darf dieser die Braut nicht sehen, wenn er auch fünf, ja zehn Jahre Bräutigam bliebe; er ist aber verbunden, seine Braut zu unterhalten, sie mit Geschenken aller Art zu überraschen; nur darf er nicht ins Haus der Braut, nicht einmal bei demselben vorbeigehen. Sollte er sich aber von ihr späterhin lossagen, so ist alles für sie bezahlte Geld, alle Geschenke sind — für ihn verloren. In Persien ist es daher ein wahrer Gewinn, viele Töchter zu haben; sie allein können die Eltern unterhalten, wenn sie, als schon bekannt, einen großen Brautpreis einbringen.

Den Abend vor der Hochzeit wird die Braut, verhält und von vielen Frauen begleitet, ins Bad geführt; sie reitet meist auf einem Esel (Steinesel sind in Derbend die gewöhnlichen Lastthiere); im Bade wird sie am ganzen Körper roth gefärbt, roth ist die Lieblingsfarbe der Perser, und dieser Volterabend ist ein großes Fest. Tags darauf ist am Vormittage Trauung, ohne daß jedoch die Braut vom Bräutigam gesehen wird. Sie wird im Hause der Braut vorgenommen, ohne daß er zugegen ist. Abends ist ein großes Fest im Hause des Bräutigams, wie Tags vorher in dem der Braut.

(Die Fortsetzung folgt.)

D a s S i g n a l

(Fortsetzung.)

Fröhlich wandte ich nun meine Schritte heimwärts. Sie war das schönste, das anziehendste weibliche Wesen, das mir je vorgekommen, und in einem solchen Lande schien sie mir vollends ein Engel des Himmels, der herabgekomen war, mich mit dem Leben wieder zu versöhnen. Meine Gedanken wurden jedoch durch die Beschwerden des Wegs bald wieder zur Erde niedergezogen. Ich hatte kein Licht, das meine Schritte in der immer finsterner hereinbrechenden Nacht leiten konnte. Ich glaubte jedoch Orient vor mir zu sehen, wenigstens schien mir seine Lage durch einige Lichter in der Ferne angedeutet, und so stolperte ich denn, ohne im Mindesten etwas Schlimmes zu ahnen, vorwärts. Auf einmal erblickte ich etwas, das sich wie eine menschliche Gestalt vom trübem Nachthimmel abhob; allein kein Fußtritt ließ sich dabei hören. Während ich noch zusehend und horchend hinblatte, verschwand die Gestalt, was mir denn die Gewißheit gab, daß jenes Etwas sich aus eigener Kraft bewegt

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Hause führte; da ich die Thüre des Zimmers offen und keinen Diener bei der Hand sah, war ich eben im Begriff, unangemeldet einzutreten, als mich Rufens Stimme ruhig machte. „Morgen Nacht also,“ sagte er zu Jemand im Zimmer, den ich nicht sehen konnte, „im Salurner Schlosse.“ — „Wohl! Doch hören Sie...!“ — Ich erkannte Dorothees Stimme. Ich weiß nicht mehr, welcher Gedanke mir damals durch den Kopf fuhr, und nur noch so viel, daß ich in wenigen Sekunden wieder zu Roffe saß und meiner Mannschaft nachsprengte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Mittheilungen.

Einschiffung des Obelisks von Luxor.

Bekanntlich ist einer der beiden Obeliken von Luxor, welche nach Frankreich gebracht werden sollen, von einem französischen Ingenieur abgenommen und zu Ende des vergangenen Jahres auf einem eigens dazu eingerichteten Fahrzeug eingeschifft worden. Der folgende Brief vom französischen Generalkonsul in Egypten, Mimaud, an den bekannten ägyptischen Archäologen Champollion ist den 12. März, also mehrere Tage nach dem frühzeitigen Tode des Gelehrten, in Paris angekommen.

Alexandrien, 31. Januar 1833.

Wenn Sie sich in Gedanken unter den Trümmern der Tempel des Ammon und von Ramses Pallästen ergehen, kommen Sie, so zu sagen, nicht aus dem Hause. Wenn ich Ihnen demnach heute melde, was zu Luxor vorgegangen ist, gebe ich Ihnen Nachricht aus Ihrem Heimwesen, und gewiss nehmen Sie meinen Bericht auf, wie man Familiennachrichten aufnimmt. Sie haben zuerst Frankreich mit den Schwärzen des Alterthums bekannt gemacht, in deren Besitz es jetzt kommt; es segne Sie dafür für alle Zeit „der König der himmlischen Geister, der Herr des All, der mächtige Beherrscher der Diademe, der da wacht über die Ruhe der Welt.“

Ein direkter Brief des Ingenieurs vom Luxor, Hrn. Lebas, hat Ihnen zu wissen gethan, daß ich den Auftrag bekommen habe, Ihnen zu melden, wie der erste Theil der Arbeit, nämlich die Abnahme des westlichen Obelisks von Luxor von seiner Basis, der nach Ihrer Angabe zuerst fortgeschafft werden sollte, sehr glücklich von Statten gegangen ist. Sie wissen also jetzt, daß dieses Geschäft mittelst mächtiger, aber gleich einfacher und einfacher Mittel zu Stande gebracht worden. Ich melde Ihnen heute, daß man auch beim zweiten Theile gleich glücklich gewesen, und daß am 19. December der ungeheure Monolith in einer und einer halben Stunde an Bord des Luxors gebracht worden ist. — Ich ziehe aus dem umständlichen Bericht des Ingenieurs an mich das für Sie Interessanteste aus.

Als der Obelisk in die Lage gebracht war, welche man zur Ueberfahrt am vortheilhaftesten hielt, ließ der Ingenieur an seiner Basis eine Art Gerüste anbringen, um das Rutschen zu vermeiden, und mittelst eines hinter dem Schwerepunkt angebrachten Seils eines Mastes hob man ihn auf die Zugmaschine. Alle Bewegungen gingen ausnehmend leicht, ohne Erschütterung und so leicht vor sich, als man nur wünschen konnte. Das Zuggerüste bestand aus drei Theilen, die man immer abnehmen und wieder anschlagen mußte, wie der Stein sich vorwärts bewegte. Die Hauptbalken derselben hatten nur 23 Centimetres im Querschnitt. Man wird man in Frankreich glauben, daß man mit einem so schwachen

Holzwerk eine Last von 250 Tonnem von der Stelle schaffen und einschiffen konnte. „Es war aber auch, sagt Lebas, bei jeder Bewegung vorwärts eine neue Aufgabe zu lösen, und man mußte, im eigentlichen Sinne, ein ungeheures Gebäude mit Schwefelholzern stützen.“ Als der Obelisk nur noch einen Meter vom Vordersteven des Fahrzeuges entfernt war, nahm man die Jansen weg, welche ihn mit dem Kiel verbinden, und schnitt mit der Säge ein Stück des Vordertheils aus. Der Ingenieur ließ dieses Stück an zwei kreuzweis gestellten Balken aufheben, und nach andertägiger ständiger Arbeit war der Obelisk darunter durch und eingeschifft. Das Vordertheil des Schiffes wurde am 22. wieder eingesetzt, und Alles paßte so gut zusammen, daß der Schnitt von der Säge weniger sichtbar ist, als ehe das Stück herausgenommen wurde.

Lebas hat Ihnen ohne Zweifel davon gesagt, daß ihm Anfangs die beiden Risse oder Spalten, die er an der westlichen und östlichen Seite des Obelisks beobachtet, viel zu schaffen gemacht haben. Die Risse, die dabei in den Stein gehauen waren, fand er mit einem gelblichen Staub angefüllt, zwischen welchem und den Rändern des Steins sich eine Schichte Mastix befand. Er meinte Anfangs, diese staubige Masse seien Ueberbleibsel von Papyrusblättern, welche in die Höhlung gelegt worden, und auf denen etwa die Zeit der Errichtung des Denkmals verzeichnet gewesen. Als er aber die Sache genauer untersuchte, überzeugte er sich, daß es keine Theile verfaulten Holzes seien, und Form und Stellung der Risse ließen ihm bald seinen Zweifel, daß sie zur Aufnahme hölzerner Schwalbenschwänze gebient, um das Auseinanderweichen des Steins zu verhindern. Die Art der Höhlung entspricht auch genau der Risse, und daraus erklärt sich vollkommen, warum sie gegen die Ebene der Basis ungleich gestellt sind.

An den großen Obeliken von Karnac und Luxor kann man sehen, daß diese Verbindungsart bei den Ägyptern häufig im Brauche war. An den ungeheuren platten Steinen oben auf den Gebäuden bemerkt man je an dem Rande von zweien ganz ähnliche Jansenlöcher, wie die am Obelisk, und sie haben gleichfalls die Spalte zwischen beiden Obeliken zur gemeinschaftlichen Art. Man hat noch mehrere hölzerne Schwalbenschwänze, ziemlich gut erhalten, gefunden, und so kann darüber kein Zweifel obwalten. Aus dem Obigen ergibt sich übrigens, daß die Risse an unserm Obelisk schon vor Errichtung desselben befanden, daß die alten Ägypter sie bemerkt hatten und dem Auseinanderweichen dadurch vorzubeugen suchten, daß sie mit Mastix überzogene hölzerne Schwalbenschwänze gewaltsam in entsprechende Löcher hineintrrieben.

Sie haben die Inschrift des Obelisks an Ort und Stelle gelesen und mit großer Gelehrsamkeit abgelesen; es wird Ihnen daher große Freude machen, wenn Sie hören, daß an der Basis desselben, die, als Sie hier waren, sich noch unter der Erde befand und also von Ihnen nicht untersucht werden konnte, der Name und Bornamen Ramses des Großen sehr schön eingegraben ist. Da somit der Riß im Stein so außerordentlich alt ist und er sich seither so vollkommen gut erhalten hat, so können wir, glaube ich, vollkommen ruhig seyn. Und dies ist besonders für Sie von Wichtigkeit; denn wenn muß mehr daran gelegen seyn, als Ihnen, daß diese herrlichen Muster ägyptischer Kunst, diese prächtigen Zeugen vom Ruhme des großen Esosiris, welche alle in Frankreichs Besitz gekommen sind, unverehrt, in ihrem vollen Glanze sich vor unserm Louvre erheben.

Beilage; Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 23. März 1832.

— Es übergißt mich ein Trauern,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in abnender Furcht nur gesehen.

Schiller.

D a s S i g n a l.

(Fortsetzung.)

Auf unserer Rückkehr von Bogen am folgenden Abend ließ ich meine Mannschaft in dem Dorfe Salurn halt machen und wanderte dann, nachdem ich für sie und ihre Kasse hatte sorgen lassen, allein und unter dem Vorwand, ich wolle mich nach dem Wetter umsehen, zum Orte hinaus. Es dunkelte bereits, und als ich eine wilde Schlucht betrat, umgab mich im Schatten der Felswände bald so finstere Nacht, daß es mir schwer fiel, den Weg zu unterscheiden. Die verfallene Weste von Salurn blieb indessen noch völlig sichtbar; hoch über mir glänzte sie noch im Schimmer der scheidenden Sonne, während unter ihr schon Alles in Dunkel begraben lag. Ich hatte den herrlichen Bau noch nie so nahe oder bei so günstiger Beleuchtung gesehen; so blieb ich denn, in Betrachtung des anziehenden Landschaftsgemäldes verloren, einige Zeit stehen. Die plötzliche Erscheinung eines kleinen Mädchens, das aus einer der zahllosen Felsenspalten heraustrat und quer über den Weg lief, warnte mich aus meinen Träumen. Im Vorüberellen warf sie mir von einem ganzen Bündel, den sie bei sich trug, ein kleines Stück Papier zu und verschwand auf der entgegengesetzten Seite. Begierig raffte ich das Blatt auf; es mußte — denn zu was allem aberredet nicht die Selbstsucht den Liebenden! — die Lösung des mich quälenden, verwirrenden

Räthsel enthalten; ich fand aber darauf nichts, als die Worte: „Es ist Zeit.“ War dies etwa die Antwort auf Rufens fragenden Ausruf: „Ist's Zeit?“ Die offenbare Beziehung, in der diese beiden Phrasen zu einander standen, durchzuckte mich mit einer schrecklichen Ahnung, und hastig, ängstlich suchte ich mir nun in's Gedächtniß zurückzurufen, was mir auf meinem Zuge durch das Land am Volk aufgefallen war. Ich erinnerte mich, daß ich im Laufe des Tages verschiedene Haufen von Bauern begierig auf das Wasser der Elsch hatte hinabblicken sehen und daß einmal plötzlich ein solcher Haufe in lauten Jubel ausbrach, als eine beträchtliche Menge Sägespäne den Waldbach herabgeschwommen kam. Das Volk hatte sich indessen, wie sonst, als der Abend einbrach, nach Hause verlaufen, und auch im Dorfe war, als ich es vor einer Viertelstunde verlassen, durchaus nichts von Zusammentrottung zu bemerken, ja kaum ein Einwohner zu sehen gewesen, außer einem halben Duzend etwa, die hinter einem Hause mit einander schwatzten. Diese letztern blickten aufmerksam nach dem Salurner Schlosse hinüber, und jetzt erst, damals nicht, fiel es mir auf, daß ein ihnen so vertrauter Gegenstand ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen. Sie sahen finster aus, und ich hörte einen von ihnen die Worte sprechen, die ich überhaupt schon so oft hatte hören müssen: „Es ist noch nicht Zeit.“ Ich kämpfte einige Augenblicke mit mir selbst, ob ich nicht unverweilt zu meiner Mannschaft zurückkehren sollte; die Liebe gewann indessen, wohl mit Hülfe der Neugier,

die Oberhand, und ich entschloß mich, da es obnehin nicht mehr weit dahin war, den Schloßberg vollends zu ersteigen. Der Weg war indessen nicht so kurz, als ich mir eingebildet hatte. Fels um Fels, bald überstiegen, bald umgangen, lag hinter mir, und noch immer wollte das Schloß nicht näher kommen. Mehr und mehr schwand der seither noch von der Sonne beleuchtete Theil seiner Mauern zusammen, bis ich es zuletzt, als sich das Tageslicht vollends verlor, nur noch an seinen Umrissen zu erkennen vermochte, die sich undeutlich vom dunkeln Nachthimmel abhoben. Unwillig lief ich weiter und erreichte endlich den Fuß des ungeheuern Felsen, auf dem das Schloß gebaut ist, eben noch bei so viel Helle, um unterscheiden zu können, daß mir mein Unternehmen wenigstens bis hierher gelungen war. Die Hauptschwierigkeit war jetzt, den Steig oder die Treppe zu finden, welche nach dem Schloß hinaufführt; darüber kam ich fast rings um den Felsen herum und verlor so viel Zeit, daß es beinahe stockfinster wurde. Wie mir nun zu Muthe war, läßt sich nicht schildern. Aus der phantastischen Welt, in die sich meine, von dem Unheimlichen meiner Lage, der Einsamkeit und Wildheit des Orts aufgeregte Einbildungskraft versenkte, rief mich auf einmal eine Menschenstimme. Es war Rufens Stimme, und zwar so nahe, daß ich unwillkürlich meine Hand krampfhaft schloß, um seinen Angriff zu erwidern. Im nächsten Augenblick besann ich mich jedoch, daß er ja meine Gegenwart gar nicht ahnen könne, während seine Anwesenheit mir nicht unerwartet war; so suchte ich denn, indem ich behutsam um eine vorspringende Ecke des Felsen schlich, mich dem Orte, woher die Stimme gekommen war, zu nähern. Da fiel, doch nur auf einen Augenblick, ein Lichtschimmer auf die Wand vor mir, woraus ich schloß, er sey mit einer Blendlaterne versehen. Das Streiflicht hatte mir wenigstens so viel von der Dertlichkeit gezeigt, daß ich im Stande war, leise einen Fleck zu erreichen, von dem aus ich den Träger der Laterne sehen konnte. Rufen war nicht allein, zwei weibliche Gestalten standen bei ihm; in der einen derselben erkannte ich, beim schwachen Widerschein der Blendlaterne vom Felsen, Dorothea. Alle drei verloren eine ganze Weile kein Wort und sahen nicht anders aus, als wie eine Gruppe Steinskulpturen. „Hören Sie mich!“ rief Rufen endlich in rauhem, fast zornigem Tone; „daß wir einander recht verstehen! Ich bin kein Tyroler, ich habe kein Interesse dabei — weder ein materielles, noch ein moralisches — dieses unglückliche Land in Flammen zu sehen; im Gegentheil, friedliche Pläne, wie die meinigen, können nur da gedeihen, wo die öffentliche Ruhe unter dem Schutze der Gesetze aufrecht erhalten wird. Ich merke gar wohl, warum Ihr Bund gerade mich zu diesem Dienste anzuwenden hat. Soll das Vorhaben gelingen, so muß ich unwiderruflich durch ein

sicheres Pfand mich binden, muß von meiner Seite Geld, Einfluß, kaufmännischen Kredit und kaufmännische Solidität in die Schale geworfen werden. Es sey, ich weigere mich nicht! Doch wenn ich diese Nacht meinen geachteten Namen, mein Vermögen, mein Leben sogar auf's Spiel setze, so geschieht's allein um Deinetwillen, Dorothea, auf Deine und auf keines andern Bitte; von Dir, von Dir allein nur erwart' ich, verlang ich denn auch meinen Lohn! Sprich es aus, das Wort, doch nicht mit Doppelsinn, wie bisher, denn hier will ich damit mich nicht äffen lassen, sondern offen, deutlich; sprich, Du wollest morgen mein Weib werden, und in dem Augenblick erklimme ich den Felsen und thue — was gethan werden soll.“ Es währte einige Augenblicke, ehe Dorothea antwortete; als es aber geschah, klang ihre Stimme so leise und zitternd, daß ich nicht ein einziges Wort erhaschen konnte. „Sie willigt ein!“ rief ihre Begleiterin; „hin-auf denn, wenn Ihr ein Mann seyd!“ — „Ich habe es nicht gehört,“ bemerkte Rufen mürrisch und argwöhnisch zögernd. „Und ich sag' Euch, sie hat Ja gesagt, ich kann's bezeugen.“ Ich hörte nun, wie ein lebhafter Verkehr zwischen den Sprechenden entstand, konnte aber, da der Schein der Leuchte plötzlich verschwand, nicht sehen, welcher Art. Meine Gefühle hatten sich inzwischen auf fieberische Höhe gesteigert. Jeder seltsame Zug in Dorotheens bisherigem Benehmen war nun erklärt; ihre Liebe, ihre Hoffnung, ihre irdische Seligkeit — Alles brachte sie mit blinder, und doch so schöner, frommer Schwärmerie auf dem Altare des Vaterlandes dar. Und hier war nun der Opferherd ihres politischen Aberglaubens, und jetzt der Augenblick des Opfers da!

(Der Beschluß folgt.)

Bilder vom Kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Wir waren selbst bei einem solchen Feste gegenwärtig. Es war etwa zehn Uhr Abends, als ich mit meiner Frau im Hause des Bräutigams ankam; auf dem erhellten, schön gepflasterten Hofplatze waren unter einigen Fruchtbäumen die Diener mit dem Abendmahl beschäftigt. Wir stiegen zur Seite eine steinerne Treppe hinauf und kamen bei den Männern, den bejahrten, vorbei, die ebenfalls mit ihrer Abendmahlzeit auf Teppichen beschäftigt waren. Meine Frau ging in das Gemach der Frauen; ich mußte aber eine enge Wendeltreppe hinauf, die mich ganz oben in ein kleines Stübchen führte, wo mich der Wirth sehr artig empfing und mich zum Sitzen nöthigte; neben mir saßen zwei russische Offi-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

ter nicht zu streng zu halten; denn er hat völlige Macht über sie.

Die Derbendschen Tataren sind mit der russischen Regierung sehr zufrieden; sie haben jährlich nur sechs Silberrubel Abgaben für die männliche Seele zu zahlen, und erhalten alsdann einen Paß, mit dem sie überall frei leben können; zu den Zeiten ihres Chans *) lebten sie viel gedrückter; außer ihren bestimmten jährlichen Abgaben waren sie nicht sicher, daß der Chan ihnen nicht ihr ganzes Vermögen nahm, wenn er es bedurfte. Gegen Rußen sind die Tataren überhaupt sehr artig und gefällig; selbst diejenigen, welche wir in meinem Convoi dienten, boten mir, wo sie konnten, Früchte oder kaltes Quellwasser zur Erfrischung an. Doch machten sie vor etwa sechs Jahren einen Aufbruch, da sie sahen, daß die Tschetschenen und Lesghinen einzelne russische Festungen überfallen hatten; allein sie wurden bald wieder zur Ruhe gebracht. Da dies Volk, so wie überhaupt die Bergvölker des ganzen Kaukasus, außerordentlich wankelmüthig ist, so muß man fürchten, daß sich ähnliche Auftritte leicht erneuern könnten; daher erhielt der Kommandant so eben die strengsten Befehle, bei dem gegenwärtigen Aufbruch der Tschetschenen die größte Ruhe in der Stadt und der Umgegend zu erhalten, und die ausgestellten Wachen belamen von ihm die schärfste Orde, überall auf ihrer Hut zu seyn.

*) Seth III Chans Ebne, Achmet Chan und Hassan Chan, waren die letzten Herrscher von Derbend. Der letzte Chan starb, als Subhoff Derbend erobert, nach dem Nordgebirge, wo er sich mit den Lesghinen verband und Straßensraub trieb.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholera.

Die Cholera tritt hier, physiologisch betrachtet, völlig auf, wie in Rußland, wie in den österröischen und preussischen Staaten; daß sie aber bis jetzt sogar in einem Focus, wie London, der ihr die reichste Beute bietet, beschreiben, fast schwächern aufgetreten, ist nicht nur an sich für die Geschichte der Krankheit interessant, sondern auch für jeden hier Lebenden vom größten Belang. Indessen steigt die Krankheit seit einigen Tagen beträchtlich, und bedient man, daß in den slavischen Ländern, die uns, wenn es sich vom wahrscheinlichen Gange der Sache in London handelt, noch zunächst vor Augen schweben müssen, die dänngedöete Bevölkerung und die geringe Wirksamkeit oder die Unterdrückung der Presse das Erscheinen der Cholera in der ersten Zeit, und wochenlang, nicht bekannt werden ließ, während hier vom ersten Augenblick an nichts Verdächtiges verborgen bleiben konnte, so ist allerdings immer noch zu fürchten, daß London wenigstens

das Loos von Moskau, Petersburg, Berlin, Wien theilen möchte. Von Selten der Heilkunde sind wir hier sicher schlechter beraten, als in sehr vielen Ländern von Europa, und auch an der Revolution, welche die Cholera in der Medizin hervordringen wird und muß, möchten wohl unsere Kräfte in Zukunft am wenigsten Theil nehmen, da ihnen das mächtige Hülfsmittel der täglichen Leichenöffnungen fehlt. Aber nicht nur physiologisch ist die diesige Cholera dieselbe wie anderswo; es treten auch dieselben moralischen Erscheinungen in ihrem Gefolge auf. Die medizinische Gesellschaft von Westminster hielt letzte Samstag eine Versammlung; aber in diesem Chaos von widerprechenden Meinungen und Ansichten tauchte nicht ein Gedanke auf, der Erwähnung verdiente. Am Freitag begab sich ein spaßhafter Vorfall. Einer Wagn wurde in der Straße über; im Augenblick war sie von nicht mehr denn zehn Ebnen Vestulaps umringt, welche aus Eincm Munde den Ausspruch thaten, es sey ein schwerer Cholerafall. Schnell wurde eine Kutsche herbeigebracht, und zwei ärztliche Gentlemen begleiteten die Kranke in das Hospital. Doch bevor sie hinkamen, hatte sich das Uebel entschieden: die Kranke genas von einem gesunden Knaben. Am Sonntag fiel ein falscher Lärm anderer Art vor: während der Fröhpredigt in der neuen Kirche zu Marple-bone ward die Versammlung durch einen Menschen, der plötzlich ein fürchterliches Geschrei ausließ und unter Krämpfen auf den Boden niederstürzte, aufs Gräßlichste erschreckt. Der hochwürdige Rektor, Dr. Epy, der eben die Predigt ablas, brach plötzlich ab, als es hieß, der Mann habe die Cholera. Als bald entstand ein fürchterliches Drängen nach den Thüren, wobei zwei bis drei Personen verletzt wurden, ein Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, so schwer, daß sie nach Hause gebracht werden mußte. Der Mann war, wie sich antwortete, Zufallsgen der Art schon seit Jahren unterworfen. Sehr häufig kommen in England ähnliche Erscheinungen vor wie in Rußland und Galizien; das Volk bildet sich gewöhnlich ein, die Kranken seyen als Opfer ärztlicher Experimente gefallen, und gegen die in jenen Ländern ausgebreiteten Hirngespinnste ist dieser Glaube allerdings höchst vernünftig zu nennen. So läßt sich z. B. in Glasgow in manchen Stadttheilen kein ärztliches Individuum finden aus Furcht vor Mißhandlung. Auf den Dörfern in der Umgegend sind die von der Gesundheitskommission zu Beerdigung der Choleraleichen befohlenen Personen aufs Rohste angegriffen worden. Am Montag wurden zu North Woodside diese Leute bei Ausübung ihres Amtes groblich mißhandelt. Eine Frau war an der Cholera gestorben; auf Aufforderung des Mannes selbst begaben sich die Choleraleichenträger nebst einer Person, welche die Räucherung des Hauses vornehmen sollte, dahin; kaum waren sie da, so wurden sie von einer Masse Volks unter den fürchterlichsten Verwünschungen mit Steinwürfen angefallen, und mußten nach mehreren fruchtlosen Versuchen, ihr Amt zu verrichten, wobei Alle mehr oder weniger verletzt wurden, davon abstehen. Noch ein andermal wurde in Glasgow bei Gelegenheit des Fortschaffens von zwei Choleraleichen die Ruhe bedeutend gestört. In Glasgow — hier habe ich noch von nichts der Art gehört — unterzog sich auch ein Arzt einem Versuche, wie deren auf dem Festlande manche angestellt worden sind; er legte sich zwei Stunden lang in das Bett, in dem so eben ein Cholerafranker gestorben war, und blieb gesund.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 24. M ä r z 1832.

Die Gottheit wollen sie zum Reich
Abspiegeln bloß im eignen Geist,
Und haben gottbesessen
Die Menschlichkeit vergessen.

Räker.

Bilder vom kaspischen Meer.

Das ewige Feuer von Baku.

Nordwärts von der Stadt Baku am kaspischen Meer, etwa zwölf Werste von ihr, befindet sich auf der Abscheronschen Halbinsel das berühmte ewige Feuer, 11 Werst von den weißen Naphtagruben zwischen den Dörfern Scharachani und Emir Hadshan. An diesem Feuer lebt eine Kolonie indischer Feuerarbeiter. Wir fahren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit, und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die dde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer und vier über sie emporragende Röhren, aus denen jene großen Flammen hervorbrechen. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu seyn.

Wir näherten uns dem Portal und traten nun — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden eben so sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den innern Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer und gleich beim

Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einer Schürze und einem weißen Turban versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, salbete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend, und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache diese Worte: Mahma erhalte den Herrscher Rußlands! — Mahma heißt in ihrer Sprache Gott. Jetzt kamen noch andere fast nackte Indier aus ihren Zellen hervor; ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehreren ohne Turban unordentlich und lang herunterhing, und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und abgezehrt, nur Knochen zeigte, erregte in uns sonderbare Gefühle. Jener erste Indier nöthigte uns in seine Zelle; wir fanden in ihr außer einem elenden Teppiche und ein Paar Wasserkrügen keine weiteren Geräte; vor seiner Zelle blühte aber ein schöner Rosenstrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa zwölf hier seyn mochten (eben so viele leben in Baku); die Zellen der meisten waren klein und, wie jene, ohne alles Hausgeräth; in den meisten brannten mehrere Flammen, theils am Boden selbst, theils an der Spitze einer Röhre, die im Boden fast und gleichsam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberpriester, der einen engen, braunrothen, streifigeideneu Kasan und eine rotthe spitze Mütze trug, sahen wir mehrere ihrer Götzenbilder, kleine thierische metallene Figurchen, die im Winkel auf einem kleinen Tische vor einem seidenen Vorhange standen; an-

bere halbmenschlische, fast kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe, aber auch lange Schwänze und blieffen in große Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

Eben als wir in ihre Zellen traten, blieffen die Indier in Tritonmuscheln und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, daß sie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberpriester, brachten einen halben Bogen Papier hervor, auf dem ein indisches Gebet geschrieben war, das sie ablasen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberpriester versammeln sich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; sonst verrichtet jeder das Gebet in seiner Zelle und kommt nie in die eines andern; man sagt sogar, sie leben unter einander in beständigem Zwiespalte, da einige Karten zu spielen anfangen, was die andern als unheilig verabscheuten, aber nicht hintertreiben konnten, weshalb der stellvertretende Kommandant von Balu mehrere nach der Stadt genommen hatte, um so den Streit zu endigen. Was daran wahr ist, und welchen Ausgang es genommen hat, weiß ich nicht. Mit kamen die Indier als sehr stille, andächtige Menschen vor, die eher mit Rücksicht als großer Strenge behandelt werden mußten. Die meisten saßen an ihrem Feuer, schürten es und beobachteten dabei ein tiefes Stillschweigen, andere schlugen beide Hände über dem Kopf zusammen und sagten ihre Gebete her, indem sie ihn beständig bewegten. In ihrer Andacht lassen sie sich von Niemand stören; daher konnten wir ungehindert die Zelle eines jeden ansehen, ohne daß er seine Gebete unterbrach.

Die Indier sehen das Feuer als etwas Heiliges oder als die Gottheit selbst an, denn auf meine Frage, ob Feuer und Gott verschieden sey, sagten sie, es sey beides gleich; Feuer nannten sie bald mit dem arabischen Worte Nur, bald auch Nghan*), wie es persisch heißt; beides sey Nabma (die Gottheit.) Da mir ein guter Dolmetscher fehlte, so konnte ich nicht bestimmet erfahren, ob sie das Feuer selbst für göttlich halten oder nicht; einer schien mir nur den Ort, wo das Feuer brennt, und den sie Atesch-gah, d. h. Feuer:ort nennen, als heilig zu bezeichnen; in ihren heiligen Büchern sey ihnen gerade dieß Atesch-gah bei Balu angezeigt, als ein Ort, wohin sie wallfahrten müßten, um Gott anzubeten. Doch glauben sie nicht, daß Gott gerade hier vorzüglich wohne, denn er wohne überall; auch wissen sie nicht, welche Gestalt Gott habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nghan hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem russischen Wort agon; vielleicht stammt es auch aus dem Sanscrit, der allerältesten Sprache, die für alle übrigen etymologische Worte hergegeben hat.

D a s S i g n a l .

(Beschluß.)

Alles Vorübergegend, im Drange, zwischen Sie und ihr Verhängniß — ich wußte nicht, wie? — zu treten, stürzte ich nun die Felsenecke. Eben wollte ihr Name meinen Lippen entschlüpfen, während ich vergebens die Hand nach ihr ausstreckte, da fühlte ich die meinige von Jemand in der Dunkelheit ergriffen. Es war Dorothea selbst. „Vergebt mir!“ sprach sie rasch, aber deutlich, „in solchen Augenblicken ist nur Euer Geschlecht eines ruhigen und festen Entschlusses fähig. Ich darf, ich kann nicht zögern, nicht schwanken! In einer Zeit, wie diese, gilt mir Liebe und Haß gleich. Der erste Mann, der die Thüren des Saturner Schlosses erreicht, ist Dorotheas Gatte! Hinauf denn!“ Ich blickte unwillkürlich aufwärts und sah die Leuchte, einem Sterne gleich, weit über unsern Häuptern schimmern. „Es gilt!“ flüsterte ich, drückte ihr die Hand und lief die Treppe hinauf. Die nur roh in den Felsen gehauenen Stufen waren abschüssig und uneben; allein es war, als finde ich instinktmäßig, dem Nachtwandler gleich, jedesmal die bequemste Stelle zum Setzen des Fußes, und so stieg ich rasch immer aufwärts. Ich kam dem Licht näher und fühlte meine Kräfte wie verdoppelt durch das Legerähnliche in unserer Natur, das sich im Menschen rührt, wenn er den Todfeind in seinem Verleche weiß. Der Weg wurde indessen immer schwieriger; jede Spur von Stufen verschwand allmählich, und ich mußte, wie ich vermuthete, in der Hast vom rechten Weg abgekommen seyn. Ich hielt dieß indessen eher für ein Glück; denn wäre auf keinem andern Wege als auf der Treppe hinaufzugelangen gewesen, so hätte der Kampf — und das es zu einem Kampf kommen mußte, dessen war ich gewiß — auf der freien Treppe ausgelämpft werden müssen. Ich suchte deshalb meinen Feind zu umgehen und die Höhe vor ihm zu erreichen, und setzte nun meinen Weg langsamer und vorsichtiger fort. Als ich dem Licht nahe genug kam, um die Gestalt des Italleners deutlich sehen und einen Ueberblick der Dertlichkeit um ihn her gewinnen zu können, fand ich, daß er auf einem platten Felsstück stand, das früher einen Treppenabsatz gebildet zu haben schien. Er war eben beschäftigt, eine mit Sand und Moos verstopfte Vertiefung in dem Gestein mit seinem Messer zu säubern. Es war dieß offenbar eine Stelle, die dazu diente, den Fuß einzusehen, denn eine ganz kurze Strecke weiter oben fing die Treppe wieder regelmäßiger an, als sie zuvor, und zog sich dann aufwärts, bis sie sich im Nachtdunkel verlor. Der Fels erschien wirklich als der einzige Punkt, über den man weiter hinauf kommen konnte. Rings umher fiel das Gestein so steil ab, daß hier, ehe die Erfindung des Schießpulvers die Kriegskunst veränderte, ein einziger Mann das Schloß gegen Hunderte vertheidigen konnte. Ausen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

kam eben noch dazu, um meine wackeren Bursche von dem wüthenden Bauerwolk in Städte bauen zu sehen. All überall wiederhulte der tobende Ruf: „'S ist Zeit — 's ist Zeit!“ Von da an erinnere ich mich nichts mehr; ich fiel, von einer Kugel getroffen, und als ich aus dem Wundfieber zum Bewußtseyn kam, lag Tyrol wieder in den Armen seines geliebten Oesterreichs. — Dorothea war meine Pflegerin; bald nachher ward sie mein Weib.

Korrespondenz: Nachrichten.

Paris, März.

Die italienische Oper.

Eine kurze Skizze der vornehmsten Erscheinungen, welche diesem Winter in der italienischen Oper, deren Saison nun bald zu Ende geht, an dem hiesigen Dilettanten vorübergegangen sind, wird wohl Ihren Lesern, als Intermezzo des Pariser politischen Dramas, dem Alle, mitunter wohl nachgerade ein wenig gähmend zuschauen, nicht unwillkommen seyn, und ich denke dabei das ganze interessante Institut im Auge nehmen zu charakterisiren.

Man weiß, daß die Italiener, oder „les bouffes,“ wie sie noch von Chérardi her heißen, in dem Theater spielen, welches vom Boulevard, der place des italiens und den Straßen Marivaux und Favart eingeschlossen wird. Es steht seine Schulenfassade dem unansehnlichen Plage zu und zeigt nach dem Boulevard hin nur Bühnen und Kaffeehäuser; denn sonst schaute man das Theater der vornehmen Welt zu den Boulevardtheatern zählen, und gegen solche Herabwürdigung muß man sich ernstlich verwahren, und kostete es selbst mehr als die Aufopferung einer schönen Fassade. Vor Zeiten nißte die comédie à ariettes friedlich mit den weltlichen Strichods getra unter diesem Dache, und selbst die feinen Conversationsstücke eines Marivaux, die nur das überstolze Théâtre français von seinem klassischen Repertoire verwies, zogen friedlich hieher, und die sogenannten feinen Leute, das Publikum von Geschmack und Welt fand in diesem Räume eine stets abwechselnde Unterhaltung. Doch nachdem durch Favarts Nachfolger aus der comédie à ariettes die tomlische Oper gebildet worden, die mehr Platz brauchte, und als das Théâtre français sich genöthigt sah, seine feierlichen Hallen auch der modernen Komödie zu öffnen und die graue, ewig feststehende Schulendekoration mit einem bürgerlichen Zimmer zu vertauschen, da verdröte das italienische Theater und öffnete sich nun unter dem vornehmen Titel: Théâtre royal italien, wenn Künstler aus der Fremde Angriffe auf den Geschmack sinn und die Beutel der Pariser unternahmen. So widerhallten denn in neuerer Zeit diese Räume von den großartigen Tönen der Costalari, von den Liebchern der Sontag; hier erschütterter Mac-Ready und die Smithson ein Publikum, das sie verstand; hier endlich war es, wo das Talent der Schröder-Devrient und Hajzingers den früher schon gemachten Versuch, eine deutsche Oper den Pariser vorzuführen, glänzend gelingen ließ. Diese vorübergehenden Erscheinungen haben aber mit dem Winter auf, und eine italienische Opergesellschaft nimmt dann bis zum Frühlinge das Haus in Besitz.

Wie glücklich ist ein Unternehmer der italienischen Oper in Paris gegen euch, ihr armen, gebudelten Theaterpflichtigen Deutschlands! Was wird von euch nicht Alles verlangt! Kunstsin, Kunstliebe, Kunstfeyer und alles Gute, was sich nur mit Kunst zusammensetzen läßt; ferner: Berücksichtigung

heimischer Talente, Befriedigung der Anforderungen der Menge und daneben des guten Geschmacks, Ballet, Oper, Tragödie, Komödie, Melodram, Pantomime, Posse, immer Neues für die Abonnenten, sammtne Kleider und bengalische Flammen ohne Rauch und Gestank, allgemein geschätzte Lieblinge und vor Allem sehr große Sängerrinnen. Und was besizt ihr in der Regel, um Alles das zu leisten? Wenig Einsicht, viel Eigensinn, große Achtung vor handwerkmäßigem Herkommen, Regisseurs, die nur hier über zu wachen verstehen, und eine leere Kasse. Von dem Impresario der italienischen Oper in Paris werden nur zwei Dinge verlangt: Reiten und ihre Ausbildung. Beides kann er nicht schaffen, sondern nur verschaffen, nämlich durch Geld, und das besizt er. Es kommt daher nur darauf an, mit etwas Geschick und stroyender Bruse den Sängermarkt Italiens zu bereisen oder bereisen zu lassen, und der Erfolg des Unternehmens ist gesichert; denn wenn von dem zwanzig engagirten nur eine Reyle einschlägt, so macht diese einzige hier schon den Winter; und wenn von den gegebenen Opern keine anbricht und nur diese eine Reyle in einer Oper eine Nummer entzweid singt, so ist der einfältige Impresario glücklicher, als der geschickteste Dramaturg in Deutschland. Das Ganze kommt hier nur auf eine glückliche Konstellation an, und das Unternehmen muß gelingen. Nicht wie bei andern Theatern, wo die unglückliche Zeit das wieder raubt, was die günstige eintrug, wo Verbündlichkeiten gegen ältere Mitglieder stattfinden und den Einnahmen Schaden bringen, ist das Ganze hier nur auf wenige Monate berechnet, der glückliche Wurf wurselt fest in der Tasche und kein schauer Sommer droht der Frucht des Winters Verderben; denn im Sommer vermiehet der Impresario und Agentbäuer des Privilegiums sein Theater bald einer deutschen Opern, bald einer englischen Tragödiegesellschaft auf deren eigene Gefahr, und kann ruhig die Leute in der Hitze bei Tortoni sitzen sehen, während in seinen Hallen nur müßige Controleurs und trübselige Fremde ganz verzweifelte Gesichter schneiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausführung des Räthsels in Nr. 66: Das Auge.

R ä t h s e l.

Du hast ein zartes Wesen
Zur Freundin Dir erkoren,
Sie ward in schöner Stunde
Von Wünschen Dir geboren,
Die würden jetzt gern Driesthen
An weit entlegnen Ort,
Sie würden gerne Tauschen
Und tragen ein Herz mit fort.

Stets hält dies zarte Wesen
Ein Bild dem Geiste vor,
Der streut die Geistesarme
Nach diesem Bild empor;
Doch tritt einmal Dir freundlich
Das Bild ins Leben ein:
So stirbt die zarte Freundin,
Ihr Schwanenlied heißt: Mein!

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

M o r g e n b l a t t

f ü r .

gebildete Stände.

Montag, 26. März 1832.

— So voll Phantasien

Ist Liebe, daß nur sie phantastisch ist.

Shakespeare.

- Was ihr wollt.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Rosen.

1.

Da drüben.

Da drüben über'm Walde,
Da singt ein Vogel schön,
Da drüben an dem Bache
Sich' ich ein Rehlein geh'n,
Da drüben.

Und wo der Vogel singet,
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebsten Hütte steht,
Da drüben.

Wöcht' mit dem Vogel singen,
Wöcht' gehen mit dem Reh',
Bis ich nun stumm und lauschend
Durch's kleine Fenster seh' —
Da drüben.

2.

Laubestücker.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Düftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Nester aus.

Viel liebliche Blüthen stehen dran,
Linde
Winde
Kommen, sie herzlich zu umfah'n.

Es flüstern je Zwei zu Zwei gepaart,
Reigend,
Beugend,
Heimlich und küßend die Häuptchen zart.

Sie flüstern von einem Mägdelein, das
Dächte,
Nächte,
Tagelang, wußte, ach! selber nicht was?

Sie flüstern, wer mag verstehen so gar
Leise
Weise,

Flüstern von Bräut'gam und nächstem Jahr.

Das Mägdelein lauschet: — es rauscht im Baum;
Sehnend,
Wäbnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

3.

Die Wasserfahrt.

Mit dem grünen kleinen Hute,
Mit der Pfauenfeder drauf,
Sah sie da vor mir im Kahne,
Sah so listig zu mir auf.

In den Händen helbe Ruber,
Theilte kräftig sie die Fluth,
Daß ihr seidnes Nieder bebte,
In die Wangen stieg das Blut.

Und sie sang mit voller Stimme
Mir ein altes Wunderlied,
Wie den Knaben zu begehren,
Wär' die Nixe nimmer müd'.

Ruhig lauscht' ich solchen Worten,
Sah' sie an wohl unverwandt,
Bis sie lachend mit dem Rahue
Wieder stieß an's feste Land.

4.

Der Mond und sie.

Wie ist so ruhig, klar und rein
Ihr liebes Angesicht,
So wie im Lenz der Mondenschein
Ein träumerisches Licht!

Ich geh' im Dunkel nie allein,
Ihr liebes Bild geht mit,
Und selbst der Mond in hellem Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein
Und drück' die Augen zu,
So schwindet zwar der Mondenschein,
Doch Liebchen, niemals du.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Offenbar meinen die Indier, die Gottheit habe keine Form, könne aber jede mögliche Form annehmen. Daher sieht man denn eine Menge Gestalten, unter denen sie die Gottheit denken. Ich will hier nur einiger erwähnen, die ich bei den hiesigen Indiern sah. So fand ich bei jenem Oberpriester, den sie sehr zu verehren schienen, und dessen Zelle am besten eingerichtet war, eine terrassenförmige bretterne Erhöhung, die mit rothem baumwollenem Zeug bedeckt war; auf ihr stand oben in der Mitte ein kleiner messingener menschlicher Kopf, mit einer sehr spitzigen Mütze geschmückt; die seine Spitze ging in eine fast sonnenartige Ausbreitung über, deren Mitte ein großer Türkis einnahm. An der Wand, die mit einer sächerförmigen Ausbreitung von weißem Lauff bedeckt war, befanden sich vier viereckige Platten von Messing, mit menschenähnlichen Figuren, deren Köpfe aber meist cynocephalenähnlich waren, und deren Arme mehrfach getheilt erschienen. Von Thieren verehren sie vorzüglich die Kuh und den Hund; verhaßt sind ihnen dagegen Katzen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen,

als Kinder des bösen Geistes. Vor jenem Kopfe von Messing lagen vorn am Rande vier rund geschliffene Kieselsteine von verschiedener Farbe. Alle diese Körper, selbst die Steine, nennen sie *Rahma*, also Gott. Vor seinem Rubebette hatte der alte Oberpriester ein Brett mit allerlei großen und kleinen Gefäßen von Messing, worin sie ihr heiliges Wasser bereiten und es dann am Schluß ihres Götzendienstes austrinken. Morgens und Abends, vor dem Anfange ihres Götzendienstes, begießen sich die Indier von Kopf bis zu Fuße mit Wasser, wuschen dann mit einem brennenden Baumwollenlappen das Gesicht an, das aus mehreren Löchern im Winkel ihrer Zelle hervorbringt, und nun beginnt jeder mit einem Male sein Gebet laut herzusagen.

Der Oberpriester trug Anfangs einen großen Shawl um den Kopf gebunden, wie ein tatarischer *Mullah*; nachher nahm er ihn ab, und man sah sein schwarzes Haar rings abgeschoren, aber oben auf dem Scheitel in einen Knäuel zusammengewunden. Ueber seinem Leibrock hatte er noch einen breiten Kasten oder tatarischen *Chalat* an. Andere gingen dagegen in ihren Zellen fast ganz nackt, einen gelben oder rothen Shawl als *Mullah*turban auf dem Kopf; andere trugen ihn ganz bloß; ihr schmutziges blondes Haar, das bei einigen nur hell gefärbt schien, war in mehrere weichseilopsähnliche Flechten verworren zusammengewickelt und hing ihnen lang an der Seite herab. Ihre Stirn war mit Safran bald gelb, bald roth angestrichen, und in den Ohren trugen sie ihre Amulette, die sie gleichfalls *Rahma* nennen. So hatte ein Indier unförmlich große und breite Hornreise oder Ringe in den Ohren; andern hing am Halse eine kleine, drei Viertel Zoll lange Pfeife von Holz an einer Schnur. Einer pfiff drauf und freute sich, laut auflachend, herzlich über den feinen Ton seines Götzen. Andere trugen als Abgott ovalrunde Holzstücke an einer Schnur um den Hals; sie sind in der Mitte durchbohrt und glänzen stark, da sie aus hartem, schwarzem Holze verfertigt sind.

Die Zellen der Indier sind von verschiedener Größe; jeder hat die seinige selbst errichtet; das Gebäude entstand auf diese Art allmählich, und ist also meist sehr unregelmäßig gebaut. Die Mauer, die die Zellen in sich schließt, ist sehr hoch und gut erhalten, da das Gebäude im Ganzen neu ist. Smelin sah es noch nicht; doch ist wahrscheinlich, daß aus den damals stehenden einzelnen Gebäuden späterhin dieses größere, von einer Mauer umschlossene entstand. Mitten in ihrem Klostergebäude ist eine Grube von der Größe eines Quadratfadens und der Tiefe eines halben Fadens, über welche große Steine als Gewölbe gelegt sind. Diese Grube wird sehr rein gehalten. Wenn ein Indier stirbt, so legen sie den Körper des Abgeschiedenen aufs Gewölbe, begießen ihn mit Butter und halten eine Flamme in die Grube, um das Gas

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

aber dies beim Ausgraben so verdorben worden, daß sich rein nichts mehr unterscheiden läßt. — Ein Duzend kleinerer, ganz ähnlich gestalteter Ringe lag unordentlich bei den Gebeinen, die unter einem großen Steinhaufen auf einer Anhöhe mitten im Felde entdeckt wurden. Die beiden Scapulae lagen nicht eingegraben, ganz frei unter jenem Steinhaufen, in einem von großen Steinen gebildeten und mit Platten gleichförmig geschlossenen, kleinen Raum. Ihre Köpfe berührten sich beinahe, und ihre gegen Abend gerichteten Beine divergirten unter einem Winkel von etwa 45 Grad. Sie waren übrigens vollkommen gut erhalten; auf das Alter der Gebeine läßt sich aber daraus nichts schließen; denn man findet im Kalkboden dieser Gegend häufig völlig unversehrte, oft urkundlich sehr alte Menschenknochen. Die beiden Körper waren erwachsen und von gewöhnlicher Größe. Der Brust nach, in der sie liegen, sind sie mit einander, und wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes gestorben. Wann lebten sie aber? welchem Volksstamm gehörten sie an? Die Gegenstände, die man bei ihnen gefunden hat, lassen an sehr ferne Zeit denken; denn der vorläufigen Untersuchung nach, scheinen die gefundenen Herrathen mit dem, was man gewöhnlich in gallischen Grabhügeln findet, wenig gemein zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper. Die Pasta.

Der Saal der italienischen Oper ist freundlich besorirt, bis auf den Vorhang, der, geschmacklos und steif, das Auge beleidigt. Die Beleuchtung ist glänzend. Sogenannter *Probet*, *la popalaco*, auch *lo bon peuple* genannt, findet sich hier nie ein, weil der letzte Platz drei Franken kostet und jene Volkclasse noch immer dem sonntäglichen *Hubne* Helmsrichs des Wirtens vergebens entgegensteht, mithin an die italienische Oper noch gar nicht denken kann.

Die Preise der Plätze sind hoch, müssen aber doch noch lange nicht hoch genug seyn, denn um das Haus recht brülend voll zu machen, werden sie oft um das Dreifache erhöht. Dann kostet eine Loge zu 6 Personen 150 Franken, und dann sind die Leute erst recht zufrieden und schämen sich glücklich, wenn man nur ihr Geld annimmt. Und was erkaufen sie für Freuden damit? Sie machen zeltiger als gewöhnlich eine lange und beschwerliche Toilette; das köhne Geste eines Friseurs wagt Versuche, die ihre Köpfe an jedem andern Orte der Welt dem Gelächter Preis geben würden. So sehen sie sich, als Sappho, Bacchantin oder Schäferin küssirt, in ihre Wagen und fahren auf den von der Polizei vorgeschriebenen Pfaden nach dem Kunstempel. Am untern Ende der Rue St. Anne, eine Tagereise von dem Quell des Bergagnens, wird ihr Kutschergendebigt, sich der Wagenreihe anzuschließen, die langsam der Rue de Mairie zurückt, um die Herrschaften an's ersuchte Ziel zu bringen. Diese Annäherung kann bei besondern Veranlassungen zwei bis drei Stunden dauern, und der erste Akt fast beendigt seyn, bis der letzte Wagen vorfährt. Von der andern Seite rückt nun die Queue der bescheidenen Parterregänger zu Fuße an die Kontrolle und gelangt, gestochen und gequetscht, in das Allerbilligste.

Nun ist der Raum gefüllt; die Gallerien strotzen von schmerz Welt. Wer hat aber Sinn dafür? Im Parterre sitzen und stehen, dicht aneinander gedrängt, die Dilettanti, die nur gekommen sind, zu hören, zu wägen, zu richten; die Unbestechlichen, die Reinen, die genau wissen, wie die Pasta diese Stelle verzierte, und was die Contag hier anbrachte, was die Malibran dort veränderte. Sie haben Alles das zu Buch gebracht, sie stehen da und wägen es ab auf der Goldwaage einer angemessenen Kennerchaft. Sie freuen sich wie die Kinder, wenn der Künstler ihnen einen neuen Schmelzel vormacht, und werden mürrisch, wenn er ihnen einen alten, herkömmlichen verzweigt, ohne ihnen dafür Ersatz zu bieten. Sie begleiten ganze Musikstücke mit sarkastischem Kopfnicken, nur um ihre fortwährende, sich steigende Mißbilligung zu zeigen. Es ist die kleinlichste Kunstcritik, die man sehen kann, und wehe der armen Fremden, die, im höchsten Grade geschmächt, erschienen ist, dieser Rigoristen Blide von der Bühne zu den Logen zu ziehen; es wird ihr nie gelingen; denn richten sie ihre Köpfe in die Höhe, so geschieht es, um im Gedächtnisse nachzublätern und sich auf irgend ein Lächeln trillernd zu besinnen. In einem deutschen Comödienthause kann ein auffallender Kopfschmerz mehr die Aufmerksamkeit ablenken, als hier ganze Reihen der auffallendsten und glänzendsten. Hier wird nur ein Sinn in Anspruch genommen: das Gehör.

Die Kräfte, welche die Herrn Robert und Severini, zu denen sich noch il *dolce cigno di Posaro* gesellt hatte, als Direktoren der Oper vereinigten, scheinen allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf dieses Institut hingelenken. Außer der Pasta und Malibran, Sternen erster Größe, hatte Italien noch die Caradori und Tadolini geliefert, und die Schreiber Devrient hatte die Bahn der sichern Lorbeern verlassen, um, im Gefühl ihrer Kraft, einen gewagten Wettkampf zu bestehen. Neben diesen Namen nannte man Rabinl und Lablache, die bedeutendsten Künstler Italiens, und mehrere andere. Doch gleich im Anfange der Saison verließ uns die Pasta, um nach Italien zurückzukehren. Man mußte sich spüten, wollte man noch ihres Gesanges sich erfreuen. Sie sang noch mehreremal und war dann plötzlich verschwunden. Im nächsten Jahre wird sie die Bühne gänzlich verlassen und in ihrem Vaterlande von den erfangenen Millionen leben. Hier erhielt sie für den Abend 1000 Franken.

Die Pasta, die große Judith Pasta, ist eine Frau von mittlerer Größe, hoch in den vierzigern, mit männlichen Gesichtszügen und einem Gange, den man in Deutschland unbedingt watscheind nennen würde. Sie wirft die Perlen ihres Gesanges so recht eigentlich vor das Publikum, welches sie dankbar aufliest. Sie tänzelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Miene beginnt sie den Gesang, die Schwierigkeiten häufen sich, und sie wird immer freundlicher, sie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf, wippt in den Nacken, dann neigt sie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, setzt ein Ausstrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerspitzen, nach dem Parterre hin — eine Art von Huldigung — zugleich ein bedenkendes Hinaufziehen der markirten Augenbraunen, und ihre Pièce ist beendet. Donnernder Applaus erfolgt, und die Pasta wackelt mit vieler Nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht, und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend ist, oder sie wieder zu singen anfangen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 27. M ä r z 1832.

— Seltfam.

Das unser Blut, nach Farbe, Schwere, Wärme
Aus Sturm Gust, ein - ist allüberall.
Und doch so mächtige Sonderungen besitzt.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Die vier Stöcke.

Die französische Dichterin Delysine Gay hat so eben einen Roman, *Le Lognon* betitelt, herausgegeben, dessen Held, ein junger Duc, in der Lognette einen Talisman besitzt, mittelst dessen er die Gedanken anderer lesen kann. Wir untersuchen hier den Werth dieser Erfindung nicht; ja wir erlauben den Lesern, den jungen Herrn, der mit der Lognette in den Herzen liebt, ziemlich abgeschmackt zu finden, wenn ihnen nur die folgende Scene aus dem Roman, in welcher das Standesvorurtheil nach einer seiner vornehmsten Aeußerungen besprochen wird, im Uebrigen unterhaltend dünkt.

Längst schon drang der Duc de Lorville in seinen Sohn, sich zu vermählen. Auch Edgar, dem die Welt, die er allzugenau kennen gelernt, keine Täuschung mehr bot, schaute sich nach einem gleichgestimmten weiblichen Herzen und den süßen Freuden der Häuslichkeit. Mit diesem Plane beschäftigt, war er vor allen Dingen auf den Ankauf einer schicklichen Wohnung in Paris bedacht; die Frau, meinte er, werde sich dann schon finden. So begab er sich denn eines Morgens in die Rue du Bac, ein großes, stattliches Haus, dessen Eigenthümer er kannte, in Augenschein zu nehmen.

Es war elf Uhr, als Lorville sich mit dem Hausbesitzer bei dem Bewohner des Erdgeschosses melden ließ. Die Familie befand sich beim Frühstück. Alles sprach zu-

gleich und sehr laut, man schien sich zu zanken; plötzlich aber verstummten sämmtliche Stimmen, und der lebhaftesten Familienscene folgte die tiefste Stille. Edgar trat in den Salon, wo man ihn einen Augenblick zu verweilen hat. „Sie sehen“ bemerkte der Hausherr, „diese Wohnung ist sehr bedeutend. Marquis de Chateaulancy, Pair von Frankreich, an den sie vermiehet ist, gab im verfloffenen Jahre hier ganz herrliche Feste, zu denen über dreihundert Personen geladen waren; das Lokal faßt eine so zahlreiche Gesellschaft ganz bequem. Gegenwärtig aber schmollt der Marquis und gibt unter dem Vorwande, die glorreichen Tage haben ihn ruiniert, keine Soirées mehr. Seine Knaben hat er aus den Collegien zurückgenommen und jetzt hier untergebracht. Er ist ein Karlist; sehen Sie hier sein Journal.“ Die Gazette de France lag auf dem Tische. — „Dort auf der Konsole die Büste eines Kindes — so wahr ich lebe, der sogenannte Heinrich V.! Red, sehr red!“

Eben trat der Marquis ein, noch zornbleich, aber höflich, geschliffen, ein wahrer Weltmann, der sich zu bemeistern versteht. „Sie entschuldigen, meine Herren —“ — „Ich, im Gegentheile, Herr Marquis, habe um Entschuldigung zu bitten; ich fürchte, zu stören, aber Herr von Lorville wünscht das Haus zu kaufen; ich habe mir daher die Freiheit genommen — wir kommen vielleicht etwas zu früh?“ — „Keineswegs!“ erwiderte der Marquis, ohne den Hausbesitzer dabei anzusehen, und richtete an Lorville einige Worte im süßen Tone eines

Mannes aus der höhern Gesellschaft, der mit Seinesgleichen sich unterhält.

Man besichtigte nach einander alle Zimmer der sehr geräumigen Wohnung. Als sie durch das Schlafgemach der Marquise gingen, sahen sie diese an ihrem Schreibtisch mit dem Abschreiben eines vor ihr liegenden Briefkoncepts beschäftigt. Rasch und unbemerkt lorgnete Edgar die Dame und las in ihren Gedanken folgende Phrase, welche sie im Begriffe war niederzuschreiben: „Mein Gemahl und ich würden uns sehr geehrt fühlen, einen jungen Mann, wie Sie, Eidam nennen zu dürfen; allein frühere Verbindlichkeiten —“ Da die Marquise eben aufstand, konnte Edgar nicht weiter lesen; in der Voraussetzung aber, daß jenes Schreiben mit dem Marquis zuvor beraten worden, lorgnete er nun auch diesen. „Nein,“ dachte der Marquis, „wie wird meine Tochter die Gattin eines Parvenu. Zwar habe ich viel in der Revolution verloren; so lange ich aber lebe, soll mein Blut nicht verunreinigt werden!“ Einen Augenblick darauf streifte eine junge Dame in Thränen durch den Salon. Lorville kannte nun alle Geheimnisse dieser Familie, zugleich aber auch die Unbequemlichkeiten der Wohnung; denn wäre sie zweckmäßig eingerichtet gewesen, so hätte wohl das arme Fräulein den Rückweg nach ihrem Zimmer nicht durch den Salon nehmen und Fremden ihre nassen Augen zeigen müssen.

Das erste Stockwerk bewohnte ein ehemaliger napoleonischer Präfekt, Graf Chapotier, dessen ältester Sohn, ein geistreicher, auch sonst in jeder Hinsicht ausgezeichneter junger Mann, Fräulein Chateaulancys Herz gefesselt hatte, und dem eben jenes mütterliche Absagebriefchen galt. Graf Chapotier wußte von der Liebe seines Ältesten nichts; dagegen machte die des Jüngern, der feurig, entschlossen und ziemlich unlenksam war, ihm viel zu schaffen. Als Lorville mit dem Hausbesitzer in das Cabinet des Grafen trat, las der junge Offizier, in einen Armsessel behaglich hingestreckt, den Temps, und schien dem Sermon, den der Vater so eben vor dem Kamine mit väterlicher Gravität und wahrer Präfektenwürde hielt, wenig Gehör zu schenken. Als die Thüre aufging, sprach er gerade: „Du bedenkst nicht, mein Sohn — es ist durchaus unmöglich.“ Nachdem er dem eintretenden Hausbesitzer einige nichtsagende Worte zugeworfen, wollte er eben in seiner Rede fortfahren; aber Lorvilles Name stimmte ihn augenblicklich zur Artigkeit, und mit der beweglichsten Höflichkeit zeigte er dem Sohne eines Mannes, dessen glänzender Name ihn an seine eigene Glückseligkeit erinnerte, alle Zimmer der von ihm bewohnten Wohnung. „Ein treffliches Haus,“ bemerkte er gegen den jungen Duc; „wir würden,“ fuhr er fort, „um den gegenwärtigen Hausbesitzer ganz unbekümmert, „und glücklich fühlen, wenn Sie es an sich brächten; die

Zimmer sind herrlich, die Salons geräumig, die Antichambre fast eine Menge Salons, Alles ist grandios, aber man muß reich sein, will man es bewohnen.“ Wohl eine Viertelstunde ergoß sich des Grafen Gnade im Lobe der Wohnung; Edgar aber, dessen Neugier durch die beim Eintreten vernommenen Worte an den Sohn rege geworden war, lorgnete indes den jungen Offizier. „Mein Vater,“ dachte dieser, „ist ein Thor! Angelinen mir versagen, und zwar nur, weil der Vater Advokat ist! mir sagen, ein Advokat sey nichts als ein Schwärmer, der seine Worte verkauft, der für Geld lügt, ein Phrasenhändler, ein Paradoxenfabrikant; alle Advokaten seyen Störefriede, die Frankreich durch ihren politischen Jargon ins Unglück gestürzt, und so fort, immer toller; als hätten nicht unsere höchsten Staatsbeamten, die Mehrzahl unserer großen Männer ihre Laufbahn als Advokaten begonnen, als wären nicht gerade die Advokaten von jeher als die furchtbarsten Gegner der Willkür und der Mißbräuche aufgetreten, als wäre nicht Beredsamkeit die mächtigste Triebfeder einer Repräsentativregierung.“ — „Wortrefflich!“ dachte Edgar im Stillen; „der Marquis versagt seine Tochter dem Präfekten, der Präfekt seinen Sohn dem Advokaten; laß sehen, wie weit dieß noch geht, und wem der Advokat die Tochter verweigert.“

Der Advokat bewohnte das zweite Stockwerk; seltsam genug war der Schauplatz aller der Liebeshändel ein und dasselbe Haus. Er empfing den Hausbesitzer als Freund, aber bei Lorvilles, am frühern Hofe so bekannten, Namen zog ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, das Edgar nur zu gut verstand. „Ich warte schon lange auf Sie,“ sprach der Advokat zum Hausherrn; „leider muß ich Ihre Wohnung verlassen, ich kann nicht länger bleiben!“ — „Wie so? wie so?“ fragte der Eigentümer; „was in aller Welt kann Sie veranlassen, sogar vor Ablauf Ihrer Mietzeit auszuziehen?“ — „Sie sollen es erfahren; verzeihen Sie, Herr Lorville, wenn ich Sie auf einige Augenblicke verlasse, ich habe nur dem Herrn unter vier Augen einige Worte zu sagen.“ Er führte den Hausherrn in ein anstoßendes Zimmer und sprach dort ein Paar Minuten leise mit ihm. Edgar durchlief indes die auf der Kaminbrüstung liegenden Journale, den Stenographie und die Gazette des Tribunaur. Wie kann aber ein Advokat lang leise reden! Bald machte seine immer lauter sich erhebende Stimme Lorville seinen Talisman höchst überflüssig. „Noch einmal, Freund, ich kann durchaus nicht länger bleiben! Mit welcher Sorgfalt erzog ich meine Angeline, wie väterlich pflegte ich diese zarte Pflanze! Neben Jugend und Schönheit besitzt sie Geist, Talente, Anstand; in der Wiege schon scheint die Natur, scheint das Geschick ihr ein glänzendes Loos beschieden zu haben; ich hatte ihr einen Gatten an der Seite, der in jeder Hinsicht geeignet war, sie glücklich zu machen. Der

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

des Wasserstoffgases begünstigen. Vielleicht deutet aber diese Erscheinung beim Nord- und Südwinde nur auf eine mechanische Hervortreibung des schon fertigen Gases und der schon fertigen Naphta, also nicht auf ihre Bildungsart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, März

(Fortsetzung.)

Die Pasta. Lablache. Die Devrient. Die Mailbran.

Dieses ist Manier, feststehende Manier; wer sich bars über nicht wegzusehen vermag, ist zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man die Pasta nur mehrzermalen hören, so wird man die Manier gewöhnt und denkt nicht mehr daran. Es ist dies ja derselbe Fall bei unsern Lieblingen in Deutschland, die oft von einer unerträglichem Manier besessen sind. Man sieht dies namentlich auf den besseren Bühnen, wo das lange Bestehen der Mitglieder und ihr Verjähren bei abnehmenden Kräften und mangelnder Erfahrung die veraltete Manier so recht einwurzelte läßt, welche sie dann gar zu gern mit dem stolzen Namen Schule belegen. Aber man frage nur einmal den unbefangenen Fremden, der die Theater aller Nationen besucht hat, was er z. B. zu der alten Hamburger Schule sagt, wenn er dort Ballerinen oder ähnliche Stücke aufführen sieht.

Die Stimme der Pasta ist in den Mittelstücken etwas umschleiert, doch in der Höhe sehr angenehm. Ihre Geläufigkeit, so wie der ihr eigenthümliche, geschmackvolle Vortrag sind hinreißend. Von ihrem Spiele konnte man in der Sonnambula keinen Begriff bekommen. Das Landmädchen zu charakterisiren, fiel ihr nicht ein, sie war ganz und gar die große Sängerin im Bauernbäuerchen. Im zweiten Acte, wo die Schürferin im Nachtschilde durch's Fenster in das Zimmer des Offiziers steigt, war ihr Aufzug komisch. Die Situation ist die bekannte aus dem Ballet. Die Pasta hatte über ihren Bauernanzug ein weißes Hemde oder eine sogenannte Blouse von auffällender Kürze geworfen, welche sie ganz unförmlich machte, und watschelte nun in ihrer gewöhnlichen Art hin und her mit geschlossenen Augen; dann legte sie sich ziemlich ungeschickt auf's Bett, und der lächerliche Act war beendet; denn was sie in dem nun folgenden Finale leistete, in dem blumigen Duette mit Rubini, war unnachahmlich, und die entzückten Hörer übersehen die Blouse und die ganze komische Figur, und sollten der großen Sängerin die reinste Bewunderung.

Lablache! Wer kennt ihn nicht? wer hätte nicht schon etwas von ihm gehört, ohne ihn selbst gehört zu haben? denn seine Art und Weise, den Figaro zu spielen, ist als Tradition von Theater zu Theater gegangen und unsere besten Sänger haben sich in dieser Partie Manches von ihm angeeignet, ohne daß sie vielleicht selbst die Quelle kennen. Beim ersten Erscheinen nimmt diese Gestalt, riesengroß und dick, die Lachorgane allein in Anspruch. Es strömt eine loslössale Lustigkeit aus dem Munde, und die Leichtfertigkeit, womit er die Kraft seiner Stimme und seine gigantischen Gliedmaßen handhabt, macht ihn gleich zum außerordentlichen Lieblinge der Menge. Schon wenn er durch ein Trillern in den Coulissen sein nahes Auftreten verkündet, male sich Freude auf allen Gesichtern und eine vergnügliche Bewegung ist sichtbar.

die endlich bei seinem Erscheinen im lauten Jubel ausbricht. Sein Kapellmeister in der prova d'un opera seria ist ein unerschöpflicher Quell der heitersten Laune. Sein Streit mit der Prima Donna, wo er so weit ging, den Gang der Pasta nachzuahmen, die Luftschlöffer, die er mit dem Director baute, wie er von künftiger Golderrnte träumt, seine letzte Arie endlich, die Orchesterprobe — ja, diese Orchesterprobe! wie viele haben sich nicht darin versucht? wie viele Intermezzi, Kapellmeister bestellt, haben wir nicht schon gehört? Aber so muß dieser Spaß gemacht werden, sonst ist er nicht mehr erträglich.

Wie eine schwere Wetterwolke lag Mozarts „Don Juan“ am Horizonte der italienischen Oper. Die deutsche Oper hatte sich eines großen Beifalls erfreut. Der Freischütz, Bibello und Oberon, dann der gut eingedübte Ebor, und endlich Halsingers Stimme und Madame Devrient's hinreißende Leidenschaftlichkeit und tiefes Gefühl im musikalischen Vortrag hatten gleichen Antheil daran. Trotz dieser Anerkennung sagte man unumwunden, die Deutschen können nicht singen, Sprache, Reize und Mangel an großen Mustern im Gesange werden ihrer Ausbildung stets hinderlich seyn. Und eine Deutsche sollte nun im Verein von Künstlern, denen Sprache, Reize und große Gesangsmuster ganz zu Gebote standen, die in ihrer Kunst die Ersten genannt wurden, einen bedeutenden Platz ausfüllen? Die Dilettanti schnitten bedeutliche Gesichter.

Unter diesen Aspekten kam der Abend der ersten Aufführung heran. Santini, ein vortrefflicher Leporello, zog sich bei Seite, und Donna Anna kam rührend mit Don Juan auf die Scene. Man bemerkte Befangenheit und dadurch verursachte Undeutlichkeit in der Aussprache bei unserer Landmännin. Sie kehrte mit Octavio zurück und fand die Leiche ihres Vaters. In dieser Leiche ließ sie jetzt die großartige Klage aus ihrer Brust ertönen; sie erhob sich, ihre Augen suchten den Leichnam, und sie fand nur den Geliebten, dessen Hand sie ergriff, um ihn feierlich Rache schwören zu lassen. Das ganze Haus kostete rauschenden Beifall, und es war sicherlich kein Wortwurf mehr für sie, eine Deutsche zu seyn.

Jetzt kam die den Parisern wohlbekanntete Madame Mailbran-Garcia an die Reihe. Eine hübsche Frau, das Gesicht ein liebliches Oval, ein großes, sehr sprechendes Auge, etwas großer Mund, die Gestalt zierlich, doch mager. Sie ist mit einer herrlichen Tiefe begabt und besitzt darin eine bedeutende Kraft; die Höhe aber kontrastirt unangenehm damit und erscheint zu dünn. Die Ausbildung ist bei weitem nicht so vollendet wie bei der Pasta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geschmackvollsten und lieblichsten Verzierungen wimmelt. Doch auch sie hat eine feststehende Manier, die bei jedem Solo wiederkehrt. Es ist dies eine schiefe Haltung des Kopfes auf dem langen Halse, ein freundliches Blinzeln mit den Augen, ein Ankeinanderziehen des Mundes, das man alle Zähne zu sehen bekommt, und bei den letzten Tönen einer Verzierung oder Kadenz ein Herumwerfen des Kopfes, welches allemal das Ende des Stückes bedeutet und den Beifall herauffordert. Die Erscheinung der Mailbran ist stets freundlich, und selbst diese eben gerügte Eigenheit macht, zumal in komischen Partien, keinen unangenehmen Eindruck; doch eine kleine Linie weiter, und die vollkommenste Karrikatur ist da. Wie sahen dies in den letzten Tagen, wo mutwillige Künstler eine kleine Karrikatur in Gips zum Verkaufe ausstellten, worin ein Jeder das häßliche Vorbild auf den ersten Blick erkannte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 28. M ä r z 1 8 3 2.

— Aus dem Koch und Erden.

Die bei der Hitze schmilzt, pflegt ein Mann zu werden,
Und Schwefel und das Salz, das Schwefel gleiches thut,
Braun, blickt, bester Art; dies ist der Junger Bier,
Der auch im Wasser brennt und sich von Wasser nährt.

Martin Opitz.

Bilder vom Caspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Eben so schwierig, als die Erklärung der unversteglichen Quelle des ewigen Feuers, ist auch die Bestimmung seines Alters oder der Zeit, in der man es zuerst beobachtet hat. Die ältern griechischen Schriftsteller, namentlich Herodot, der die Naphtba um Babylon und in Egypten kennt, wissen nichts von den Wundern der Feuergegend bei Baku, die doch heutzutage so allgemein im Munde der Orientalen sind und wohl auch früher gewesen seyn würden, wenn sie in dem Umfange wie heute bestanden hätten, da ebendem hier im Lande der Magier der Feuerkultus weit allgemeiner war, als er es heute ist, und darüber selbst von der fernern Ostküste des Caspischen Meeres Mehreres zu unserer Kunde kommen konnte. Auch was Plinius von der Naphtba sagt, läßt sich nicht auf diese Gegend anwenden; er erwähnt mit keiner Silbe des ewigen Feuers, und führt als Fundort der Naphtba Babylon und Astacene an^{*)}. So erwähnt auch Ptolemäus^{**)}, der sonst das Land der Magier, am Ausflusse des Arx, sehr genau kennt, mit keiner Silbe des ewigen Feuers, obgleich wohl die arae Sabaeae (Σαβαίος Βαράς) auf dasselbe hindeuten könnten;

nur müßte es alsdann damals weit südlicher gedacht werden. Ammianus Marcellinus endlich, der im Lande selbst den Namen Naphtba als einen medizinischen Namen lernte, weiß ebenfalls nichts von den unverstegbaren Quellen des ewigen Feuers bei Baku; jener aber gedenkt er ziemlich ausführlich. „Unter die Erzeugnisse des Landes (Medien),“ sagt er^{*)}, „gehört die Naphtba, welche das Ansehen klebrichten Wexes hat, und auch unter die Harze gehört. Setzt sich auf diese Quelle ein Vogel, so fällt er, wenn er auch noch so klein ist, seine Flügel gefesselt, sinkt und verschwindet, und wenn diese flüssige Masse sich entzündet, so ist alle menschliche Kunst vergeblich, das Feuer zu löschen. In dieser Gegend ist auch eine Erdkluft, aus der ein tödtlicher Dunst aufsteigt, der jedes belebte Wesen, das sich ihm zu sehr nähert, durch seinen Geruch erstickt. Dieser giftige Dunst hat zum Glück seinen Sitz in einem tiefen Brunnen; denn wenn er über die breite Fläche hinausträte, so würde er, ehe er sich in höherer Luft verdünnte, die umliegende Gegend durch seine tödtenden Dämpfe längst unbewohnbar gemacht haben. Eine ähnliche Kluft war ehemals bei Hieropolis in Phrygien.“

Unter den arabischen Schriftstellern finden wir die deutlichsten Spuren von der Kenntniß dieser Feuerphänomene bei Massudi, etwa 943 oder 967 n. Chr. Geb.; bei Ibn Haukal wird ihrer nicht gedacht, vielleicht

^{*)} Plinii, histor. nat. lib. II. cap. 105 — 7 sq.

^{**)} Ptolemäus, de Media situ VI, c. 2. Ist Belata etwa das heutige Baku?

^{*)} Amm. Marcellin, deutsch von Wagner, II. p. 188.

weil wir von ihm nur einen Auszug besitzen. Massudi dagegen sagt: „In Bali (doch ist's nicht gewiß, ob er die Stadt Batu, oder die ganze Halbinsel Abscheron meine) sey eine Mine von weißer Naphttha, die einzige, die man kenne; doch wisse dieß Allah allein nur. Aus dieser Mine breche eine Feuersäule hervor, die sich sehr hoch erhebe und von allen Seiten auf hundert Farsangen weit bemerkt werden könne.“ (Dieß kann nach verschiedener Annahme ein größeres oder kleineres Maas, 30 — 60 geogr. Meilen, bedeuten.) „Man höre sehr weit das Getöse, welches dem Donner vergleichbar sey; dann werfe dieser Vulkan Feuerstücke aus, weiter, als man sie mit Augen verfolgen könne.“ Aus dieser Stelle Massudis können wir also mit Gewißheit schließen, daß schon vor etwa 900 Jahren das ewige Feuer brannte und sich vielleicht an demselben Orte befand, wo jetzt das Atesch-gah der Indier ist, wenn es nicht auf einer der Inseln am Ausflusse des Kur, unsern Batu, war, die offenbar alle vulkanischen Ursprungs sind. Was den Vulkan jener Gegend betrifft, der unter vielem Geräusche Feuer spie, so muß man seine gegenwärtige Existenz wohl bezweifeln, da es jetzt keine ähnlichen Ausbrüche mehr gibt, obgleich man wohl häufig von kleinern Erscheinungen der Art berichtet. So gibt's eine Insel an der Westküste vor dem Golfe, in den sich der Pirrsgat ergießt, von der alljährlich Rauch emporsteigt, aus Spalten, die in ihrem Boden sehr zahlreich bemerkt werden. Es ist dieß wohl dieselbe Insel, welche die Russen Schweinsinsel (Swinoi) nennen, und auf der sich ausgezeichnete Schlammvulkane finden.

Staatsrath von Wajentv, russischer Konsul in Persien, der sich während meines Aufenthalts in Batu befand und das einzige Haus machte, wohin man gern ging, wurde auf diese Insel verschlagen, als er im Jahr 1826 zu Wasser nach Astrachan reiste. Von ihm entlehne ich folgende Bemerkungen über diese Insel, die ich selbst zu besuchen meiner eigenen Verhältnisse wegen nicht im Stande seyn sollte.

Sie ist ganz und gar mit Schlammvulkanen bedeckt; diese sind kleine Lehmegel, die allmählich von unten nach oben emporsteigen und sich bis auf zwei bis drei Fuß erhöhen, dann aber zusammenfallen oder plazen und nach den Seiten herabfallen; nach innen sehen sie wie gebrannte, trockene Ziegelsteine aus, nach außen sind sie feucht und durchnäßt. Indem ein Hügelchen bildet, entsteht ein eigenthümliches Geräusch, vielleicht durch das Verdampfen des Wassers. Da, wo schon einmal ein Hügel sich bildete, zeigt sich nie ein zweiter; aber nahe dabei entsteht der nächste Hügel, und so fort, so daß die Insel auf die Art wie von Schweinen aufgegraben erscheint: daher auch ihr Name. Ebe ein Hügelchen plazt, sieht man nirgends eine Oeffnung; sie entsteht erst nach dem Plazen. Die

Naphttha hat sich überall Kanäle oder Rinnen ausgewaschen, durch die sie hervorquillt; sobald ein solches Hügelchen plazt und umfällt, fließt gleich die Naphttha hervor, so daß sie wahrscheinlich eine Hauptrolle dabei spielt, und man diese sogenannten Schlammvulkane eher Naphtthavulkane nennen könnte; doch bald verstopfte sich wieder der Ausfluß der Naphttha. Der Boden der Insel ist wie ein Schwamm erweicht und zieht das Wasser stark an sich; mithin ist sie, wenn überdieß noch ein Regen hinzukommt, so durchweicht, daß man darauf nicht gehen kann, ohne einzusinken. — Auch auf der Insel Bulla, etwas mehr vorwärts von dieser Insel, hat Herr von Kolotkin ähnliche Naphtthavulkane beobachtet; nach seiner mir mitgetheilten Beschreibung bestehen sie auch hier aus ein bis fünf Fuß hohen Lehm- oder Schlammhügeln, die aus ihrer konischen Spitze, die mit einer rundlichen Oeffnung versehen ist, nach und nach Blasen hervorwerfen; sie plazen ohne weitern Geruch, etwa einen Naphtthageruch ausgenommen. Auch Spalten im Boden finden sich; doch soll nie ein Rauch aus ihnen emporgestiegen seyn. Und Allem sieht man, daß es dieselben Naphtthavulkane wie auf Swinoi sind, und daß man mit Recht diese beiden und noch andere kleinere, ihnen ähnliche Inseln zusammen die Gruppe der Schweinsinseln nennt.

Schon ältere Reisebeobachter erwähnen dieser Schlammvulkane, doch mehr auf dem festen Lande, als auf den Inseln, auf die sie wahrscheinlich nicht kamen. So beschreibt sie A. Kämpfer sehr genau auf der Halbinsel Abscheron; er beobachtete dort in der Nähe der großen Salzseen den Schlammvulkan (argillam eructans) Tuchtopa, der acht Faden hoch war. Der Lehm oder Schlamm ward von ihm bald mit Geräusch und hoch emporgeworfen, bald ohne dasselbe. Ähnliche Naphtthavulkane mit gewaltsamen Ausbrüchen beschreibt der nach Kämpfer diese Gegenden bereisende Lerkhe *). „Einen halben Werst von Batu,“ sagt er, „ist ein ziemlich erhabener Berg, auf dessen Spitze eine große Quelle, fünf Klafter im Durchmesser, ganz voll von dicker aschfarbiger Naphttha ist; in der Mitte sprudelt sie beständig alle ein bis zwei Minuten in die Höhe mit einem Geräusche, läuft aber selten über. Von da sechs Werst liegt auf einer Ebene bei Uchani, N.N.W. von Batu, ein anderer großer wachsender Berg (so nennt er die Schlammvulkane); sein Umfang beträgt an 300 Schritte; er geht sehr steil in die Höhe; alle Minuten sprudelt er über und schüttet einen dicken, salzigen Schlamm mit grauer Erde oder Lehm weit um sich.“

*) Jetzt scheinen diese Naphtthavulkane ihre Schlamm- und Blasen-erhöhe aufgesetzt zu haben; wenigstens erfuhr ich über sie nichts Bestimmtes; doch sah ich selbst jene Gegenden, wiewohl in einer unglücklichen Jahreszeit, im März, und fand die Vulkane zwar unthätig, aber überall den aufgeworfenen Lehmboden.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

„Aberdings habe ich gefunden, daß seine Vorurtheile —“
 — „Vorurtheile? Das nun wohl eben nicht.“ — „Weis-
 sen Sie?“ fragte Corville lächelnd. „Gegen den frühern
 Hof, gegen den Adel überhaupt schien er mir mehr als
 eingenommen.“ — „Darin hat er wahrhaftig nicht Un-
 recht. Diese Menschen haben so viel Unheil über uns
 gebracht, daß sie eben keine große Schonung verdienen.“
 Corvilles Stolz regte sich denn doch etwas; er ergriff
 die Gelegenheit zu einer kleinen Rache. „Auch gegen
 Ihren Stand,“ bemerkte er, „sind ich ihn sehr streng,
 höchst ungerecht gegen die Journalisten.“ — „Dies weiß
 ich nur zu gut,“ rief der junge Schriftsteller und machte
 ein Gesicht wie ein Messirter, dem man an die Wunde
 rührt; „alle die Schuldredner, die uns wahrhaftig nicht
 das Wasser reichen dürfen, blicken mit Geringschätzung
 auf uns herab. Ich bin der Paria in diesem Hause. So
 war es aber nicht immer. Wollen Sie wissen, wo all
 die großen Herrn in diesem Hause während der glori-
 reichen Tage waren? Jener Marquis, tritt er
 etwa für seinen König? Jener Präfekt, war er als De-
 putirter auf seinem Posten? Jener Advokat, kämpfte er
 mit dem Volk? — Alle hatten hieher in meine Zim-
 mer sich geflüchtet, hatten hier sich versteckt, unter
 dem Vorwande, eber Nachrichten zu erhalten. Wäh-
 rend ich Protestationen unterzeichnete, die Knochen mir
 zerschließen ließ, in Paris die Ordnung wieder her-
 stellen half, waren jene drei hier unter dem Banner der
 Furcht ein Herz und eine Seele. Da nannten sie mich
 einen braven jungen Mann, ihren Befreier, da priesen sie
 die Journalisten: sie hatten Frankreich gerettet, sie klär-
 ten seit fünfzehn Jahren das Land auf, ihrem Eifer,
 ihrem Muthe verdankte man Alles; und jetzt verachten
 mich diese Herrn!“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Rubini.

Zum sechstenmale wird heute der „Herr“ von Bellini
 gegeben, und dasselbe Gedränge, wie das erstemal, wogt
 unter meinen Fenstern dem Eingange der italienischen Oper
 zu, und auch ich erwarte den achten Glockenschlag, um mir
 wieder einmal durch die großen Künstler eine jener holden
 Lauschungen bereiten zu lassen, die uns der Wirklichkeit zu
 entrücken vermögen, daß wir das Ministerium, Konspirationen,
 Journalisten, Emteuten und alle die beunruhigenden Erschei-
 nungen der Zeit darüber auf Augenblicke vergessen. In der
 Partie des Scerubers feiert Rubini seinen schönsten Triumph.

Wenn ich bis jetzt von diesem großen Sänger noch nicht
 gesprochen habe, so geschah es, um Wiederholungen zu ver-
 meiden. Rubinis Stimme vereinigt die ungeheuerste Kraft
 und den schärfsten Schmelz, die Gewalt des Donners und
 das Säuseln der Aeolsharfe. Diese kolossalen Stimmen sind
 nur jenseits der Alpen anzutreffen, und selbst Mourris kraft-

volles Organ ist nicht entfernt damit zu vergleichen. Die
 Kunst des Gesanges hat Rubini in einer Vollkommenheit in
 seiner Gewalt, wie kein lebender Sänger; er kennt keine
 Schwierigkeiten, was er will, fährt er auf seinem Instru-
 mente aus, und oft, wenn man befürchtet, seine ungemessene
 Leidenschaftlichkeit habe vergessen, die Mittel zu berechnen,
 und mit der Fäden werde sein Athem ein Ende erreichen,
 hat er noch Register genug, um Verzerrungen auf Ver-
 zerrungen zu blasen und in voller Kraft die minutenlange
 Coloratur zu erdulden. Was Paganini als Violinist, ist Ru-
 dini als Sänger; mit keinem andern Künstler ihrer Gattung
 sind Beide zu vergleichen. Wenn man die und da Rubini
 den Vorwurf machen hört, seine Art zu singen sey der
 Käuferei vergleichbar, die aus der mächtigen Feuergerbe des
 Besatz tausend kleine Kunstfeuerwerke fabriziren wollte, so

bringt, wenn man ihm den Auslauf ansieht, den er dazu neh-
 men muß, wenn er sie mit großer Anstrengung und unges-
 wiffem Erfolge zu Tage fördert, und noch überdies an Stels-
 len diese Auspflüchtungen anbringt, wo sie nicht hingehören.
 Wer aber wie Rubini in der einen Coloratur jährt und in
 der andern schwachend um Liebe steht, wer die Reize der
 Töne so rein aus der Kehle steigen läßt, dem sey es vergnügt,
 allen Kritikern und Kritikern zum Troste, seinen reichen, un-
 erschöpflichen Genus frei walten zu lassen. Der Ausdruck
 der Rubinis Gesangsweise vorzugsweise charakterisirt, ist die
 Klage. Ihre melodische Kraft macht die Herzen erbeben und
 die Augen überfließen. Dies ist kein bloßes Gesicht; man
 sieht im ersten Finale der Sonnambula oder im Pirata un-
 zählige Schnupftücher vor schöne Augen halten, wie dies in
 Deutschland im spätesten Alter der Jäger u. dgl., in Opern
 kaum je gesehen wird. Und hier ist es nicht der Gang der
 Handlung, das Schicksal der Personen, welche Thränen ent-
 locken, es sind Rubinis Töne allein; ja sie würden diese Wir-
 kung hervorbringen, wo man sie auch hört, im Walde ober
 am Wasser, in der Einsamkeit, wie in glänzender Gesells-
 chaft. Hat Rubini eine Partie in irgend einem Werke und
 wäre es das schwächste, so werden stets viele Leute anwesend
 seyn, um Rubini zu hören; denn so oft er singt, ist ein
 Meisterstück da.

Was Madame Devrient im Piraten leistet, ist in hohem
 Grade ausgezeichnet. Die Nähe Rubinis, die vielleicht bei
 ihrem frühern Auftreten sie einschüchterte, scheint sie jetzt zu
 erheben, und sie darf mit voller Ueberzeugung an Correggios:
 anch 'io sono pittore!' denken. Es wäre kleinlich, den
 Triumph einer Sängerin zu einer Nationalangelegenheit ma-
 chen zu wollen, aber verzeihlich wird es mindestens gefunden
 werden, daß man sich darüber freut, und nicht ist es, dem
 Rubin der Landmännin dem Vaterlande zu verstehen. Bes-
 sonders von Bedeutung scheint uns diese Anerkennung des
 schönen Talentes der Madame Devrient in Frankreichs Haupt-
 stadt in einem Augenblicke, wo sich von allen Seiten den
 Franzosen die Ueberzeugung aufdringt, daß jenseits der Ro-
 den und des Rheins auch Leute wohnen, die sich, trotz so
 manchen Widerspruch von verschiedenen Seiten, tüchtig gel-
 tend zu machen wissen. Dader ist uns der Sieg der Mad.
 Devrient über das Vorurtheil der Pariser in so bewegter
 Zeit erfreulicher, als der fanatische Jubel mit der Friedens-
 puppe Sonntag, und um so erfreulicher noch, da sie nach
 Deutschland zurückkehrt, um allen Kunstfreunden den Genuß
 ihres schönen Talentes zu geben.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1832.

Immer hält die Verliebten nach
Manches Entzücken und manches Noth. —
Freunde, mir ist die Vernunft zu schwer,
Wozu die Liebe, das ist mein Fach!

Platen.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Rosen.

5.

Johanne im Garten.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein klar und roth,
Vor Allen aber machet
Die brennende Liebe mir Noth.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum';
Es glühet ohne Ende
Die brennende Liebe ringsum.

Mich ärgert nur der Knabe
Mit all dem stummen Schan'n,
Als ob gebannt ihn habe
Die brennende Liebe am Fann.

Die schlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll steh'n,
Und flüstern: ach, da drinnen
Wie brennet die Liebe so schön!

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie sprichet Tag und Nacht;
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe gebracht?

6.

Der Apfel.

Sie sah mich an zuweilen
Mit schalkhaft klarem Blick;
Einen Apfel that sie theilen,
Und brach ein feines Stück.

Und zwischen ihre Lippen
Die eine Hälfte sie nahm;
Ich durst' die andre nippen,
Daß Lipp' an Lippe kam.

Die Mutter sah herüber
Und zog ein schlimmes Gesicht;
Mein Glück ist nun vorüber,
Vergessen kann ich's nicht.

Jetzt, nun es Lenz geworden,
Blüht hell der Apfelbaum,
Ich stehe täglich dorten —
Warum? — das weiß ich kaum.

7.

Der Reuige.

Im Betstuhl kniet die Schöne,
Lieblich, so engelhaft,
Der Dergel heil'ge Löhne
Mit ihrer Gotteskraft

Schwellen
Empor,
Quellen
An Herz und Ohr.
Die goldnen Augenlieder
Schlägt das Mägdelein nieder.
Geseheitelt das blonde Haar,
Das Häuptchen geneiget,
Das Antlig unschuldig und klar,
Vor Andacht ein wenig gebleichet,
Betet es mit Herz und Mund,
Mit ganzer Seele zu solcher Stund'.
Es stehet ein armer Sünder
Am Betstuhle dahinter.

8.

E r i n n e r u n g.

Es bricht im Gliederstrauche
Gleich blauen Glämmchen vor;
Der Duft vom Blütenrauche
Steigt in die Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der schönen Lenzeslust
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Brust.

Aus blauer Himmelsferne
Schaut mich ihr Auglein an,
In jedem Blumensterne
Steht sanft es aufgethan.

Aus jedem Röslein scheint
Ihr Bild so mild und süß;
Doch jedes Blümchen weinet,
Daß ich sie treulos ließ.

Wie schwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
In solcher Frühlingszeit.

D i e v i e r S t o c k w e r k e.

(Beschluß.)

„Freilich haben diese Herrn,“ fuhr der junge Schriftsteller fort, „bei der Revolution gewonnen, und mich hat sie ruiniert. Der ehemalige Präfekt ist zu einer der ersten Präfekturen ernannt, der Advokat Rath beim Appellationsgerichte geworden. Der Marquis kann einen Gesandtenposten haben, wann er will, und ich lenne seine Umstände, er hat nicht Vermögen genug, um dem alten Regime nur ein Jahr treu bleiben zu können. Ich meinerseits habe nicht das Mindeste erlangt, sie behandeln mich als „kleinen

Journalisten,“ sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie geborgen habe, sie fürchten mein Journal und besorgen, eines Morgens ihre Geschichte darin zu lesen.“ Da der junge Mann sah, daß man ihm mit Interesse zuhörte, wurde er immer hitziger. „Allerdings,“ fuhr er mit einiger Bitterkeit fort, „ist es ein jämmerlicher Beruf, um sich bekannt zu machen, Papier zu verderben, damit die Regierung uns beachte, unsern Werth endlich kennen lerne, jeden Morgen gegen sie zu Felde zu ziehen. Was aber sonst beginnen? Alle Macht liegt jetzt einzig und allein in der Presse; da muß man Journalist werden, man mag wollen

und-zwanzig Jahren bereits mit Wunden bedeckt, vielleicht Obrist; in unsern Tagen aber, wo jede andere Laufbahn

muß man ja wohl sich einsperren lassen, die Minister angreifen, Mißbräuche aufdecken, kurz, schreien, um Gehör zu finden. Die Freiheit der Presse ist allmächtig; sie bietet das einzige Mittel, sich emporzuschwingen.“

„Hätten wir,“ fuhr der junge Mann mit steigendem Enthusiasmus fort, „einen zweiten Napoleon, einen Mann mit Adlerblicken, der uns verstände, unsere Fähigkeiten erriethe, sie aufzumuntern, jedem seinen Beruf zuzutheilen, unsere Pläne zu fassen und auszuführen wüßte, einen Mann, der aus einem Bauer, der nicht lesen kann, einen Feldherrn machte, im fünf-und-zwanzigjährigen Jünglinge den großen Verwaltungsbeamten abnete: dann freilich hätten wir Jeune France nicht nöthig, von Redereien und Skandal zu leben, müßten nicht Tag für Tag Freiheit und Leben wagen, unserer Ansichten wegen uns einsperren lassen, uns schlagen zu Vertretung dessen, was wir geschrieben; kurz, wir schleppten uns nicht zwischen dem Bois de Boulogne und Sainte Pelagie erbärmlich dahin.“

„Trotz dem düstern Bilde, das Sie entwerfen,“ entgegnete Edgar, „ahnt mir, daß eine glänzende Laufbahn Ihrer wartet; ich lege daher auf Ihr Wohlwollen in jeder Beziehung schon im voraus hohen Werth. Sollten zufällig einige Altien Ihres Journals zu haben seyn, so bitte ich um gefällige Nachricht; hier meine Adresse.“ Beim Anblicke von Corvilles Karte schien der Journalist, verlegen, sein Zutrauen zu bereuen. Der Duc war allgemein für einen der überspanntesten Ultras bekannt. „Verzeihen Sie,“ nahm der junge Schriftsteller nach einer Pause das Wort; „bei dem Sohne des Herrn Duc de Corville konnte ich so viele Sympathie für unsere neuen Ideen nicht wohl erwarten.“ — „Ich weiß recht wohl, daß die Vorurtheile des Bürgerstandes gegen uns ganz eben so überspannt sind, als die unsrigen ihm gegenüber.“ — „Sie räumen also ein, daß Ihre Vorurtheile überspannt sind, gestehen zu, daß man, ohne fünfshundertjährige Ahnen, ein verdienstvoller Mann seyn kann?“ — „Von ganzem Herzen; indeß werden auch Sie mir einräumen, daß man, weil man dergleichen Ahnen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Das Harz der verkohlten Stämme scheint durch lang anhaltende Erhigung diese Verwandlung in Naphta zu erleiden; es wird durch sie theils verflüchtigt, wodurch es in die Höhe gehoben und aufs Neue unter tropfbar flüssiger Form niedergeschlagen wird, oder theils dem Wasser beigemischt, in welchem es als leichter Körper an die Oberfläche emporsteigt. Auch aus den neuesten Untersuchungen über die Erbbärte geht der vegetabilische Ursprung der Naphta hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Cholera. Reform. Erziehungspläne in Irland. Der Zehnten.

Die Cholera nimmt im Norden von England und Süd den Schottlands, wohin sie von dort aus eingewandert ist, eher ab, als zu; wenigstens scheint in den vielen Städten und Dörfern auf der weiten und höchst volkreichen Strecke von New-Castle bis Paisley, mit Einschluß der großen Städte Glasgow und Edinburgh, im Durchschnitt nicht über 50 Personen täglich zu erkranken. In der letzteren Stadt, wo es doch so viele Arme gibt, welche eng bei einander leben, trat sie besonders wilde auf, so daß nach dem letzten Bericht kein Kranker mehr vorhanden war. Dagegen aber breitet sie sich in London, besonders in den an dem Flusse gelegenen Vorstädten und den in der Hauptstadt mit einbegrieffenen Dörfern aus, vor allem in den der Londoner Brücke nahe gelegenen Gassen und Winkeln der südlichen Vorstadt Southwark. So viel man weiß, gehören die Gestorbenen fast ausschließlich zu der gemeinsten Volksklasse, wenigstens hat man nicht gehört, daß eine namhafte Person von der Seuche befallen worden wäre. Es soll jedoch unter den wohlhabendern Klassen eine Ruhr herrschen, welche von manchen Ärzten für einen milden Grad der Cholera gehalten wird, obgleich sie ihre Kunden nicht als Cholerafranke anbeut. Dennoch fürchtet man sich nicht, und Handel und Wandel in der Stadt, so wie öffentliche und Privat-Angelegenheiten und Zusammenkünfte gehen und alle damit verbundenen Gewerbe liegen jämmerlich darnieder; ja selbst der Handel mit dem Binnenlande leidet, da viele Käufer vom Lande sich scheuen, in die Stadt zu kommen; auch sieht man an den vielen geschlossenen Häusern im westlichen Theile der Stadt — eine in dieser Jahreszeit ungewöhnliche Erscheinung — daß manche Familien das Land dem Aufenthalte in einer verpesteten Stadt vorziehen; aber wer einmal hier bleiben muß, scheint alle Furcht verbannt zu haben. Selbst der Pöbel macht sich in Spottliedern über einen Feind lustig, dessen Furchtbarkeit man ihm gar sehr übertrieben zu haben scheint; unter andern hörte ich, neulich auf der Straße singen, die Reformbill habe die Cholera Morbus. Mit dieser Bill sieht's auch wirklich mißlich aus, obgleich das Unterhaus auf dem Punkte steht, sie anzunehmen; aber man erwartet, daß das Oberhaus sie entweder noch einmal verworfen, oder doch so umgestaltet werde, daß sie ganz unkenntlich an die Gemeinden zurückkäme. Es wäre denn, daß der Minister die Macht und den Muth hätte, dreißig bis vierzig neue Pairs zu creiren. Dennoch ist man im Publikum hier, wie im ganzen Lande, ruhig darüber und scheint den Erfolg abwarten zu wollen. Nicht so in Irland; während man in Dublin über die für die irländische Vertretung vorgeschlagenen Reformen belliberrt, und sie auf einer Seite zu demokratisch und

auf der andern zu beschränkt findet, wobei man auch von der letzten Seite mitunter die Auflösung der Union in Unregung bringt, scheitern die protestantischen Gegner der Regierung, im Verein mit vielen Fanatikern in Irland sowohl als in England, laut über die Regierung und verlegen sie, weil sie, in der bölligen Absicht, die verschiedenen Seiten einander näher zu bringen, was wohl nirgends in der Welt bringenderes Bedürfnis ist, als eben in Irland, in Zukunft die Schulen nicht mehr unterstützen will, in denen man die Bibel als Lesebuch gebraucht und sie zum Proselytenmachen mißbraucht, sondern unter der Leitung einer aus den vorzüglichsten Männern der drei Hauptstellen bestehenden Kommission ein Unterrichts-system einzuführen sucht, wie es im größten Theil von Deutschland besteht, ein System, wobei das Lehren der eigentlichen Dogmen der Geistesfreiheit jeder Seite überlassen bleibt. Irre Schwärmer sagen, man wolle damit den Protestanten ihre Bibel rauben. Inbeffen aber geht das, Bayern voll im südlichen und westlichen Theil des Landes praktischer zu Werke und befreit sich von einer Steuer, die dort vielleicht drückender empfunden wurde als irgendwo, nämlich vom Zehnten. Das Land ist dort meistens verpachtet und zwar sehr oft in kleinen Stücken, welche kaum hinreichen, eine kleine Familie kümmerlich als Kartoffelfeld zu ernähren. Das für verlangen nun die Grundherren einen so ungeheuern Zins, daß der Pächter ihn fast nie ganz zu entrichten vermag; der Eigenthümer nimmt indessen, so viel er kann, und der arme, ausgefogene Pächter fühlt sich glücklich und dankbar, wenn man ihm etwas von dem Zehnten nachläßt und er in seiner Lehmbütte, ohne Bett oder sonstigen Hausrath; ja fast ohne Kleidung fortschmachten darf. Nun kommt aber der protestantische Geistliche zu dem fast immer katholischen Bauer, der zu seinem Seelenheil auch noch seinen eigenen Priester zu erhalten hat, und erpreßt seinen Zehnten, freilich selten so viel, als er gefesselt verlangen könnte, aber doch genug, um dem Pächter beschwerlich zu fallen, und sollte er auch nicht zu den Jammermenschen gehören, deren Bild ich eben entworfen, denn es gibt auch in Irland wohlhabende Leute. Auch hat sich der Widerstand dagegen sehr oft erneuert, aber ohne sonderlichen Erfolg, bis es endlich im Laufe des vergangenen Jahres den Bayern theils durch passiven, theils aber auch durch nur zu theilweisen Widerstand bewirkten Enthaltung des Zehnten an den Bettelstab zu bringen, so daß die Regierung das Parlament hat bitten müssen, den armen Pastoren Vorschüsse geben, die Widerspenstigen aber zur Entrichtung der Rückstände an den Staatsschatz nöthigen zu drücken. Dabei wurde vom Parlamente versprochen, daß es so gleich an Mittel denken wolle, den Zehnten abzuschaffen und die Geistesfreiheit auf einem andern Wege dafür zu entschädigen. Dieses war zwar schon längst von heller lebenden Politikern angerathen worden; aber bei der Blindheit, womit einmal alle Korporationen geschlagen werden, wollte man nichts davon hören; es mußte erst Blut fließen und Jammer und Elend über alle Beihelligten kommen, ehe man an ein Auskunfts-mittel denken mochte, was jetzt unendlich schwerer zu finden ist als früher, da die Geistesfreiheit noch in wirklichem Besitze war. Natürlich waren die Gemüther lange für diese Widersegligkeit reif; den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch soll aber der Umstand gegeben haben, daß der protestantische Ortsparter ein dem katholischen Priester gehöriges Pferd wegen rückständigen Zehntens in Beschlag nahm; ein Schritt, der, wahrscheinlich eben so rechtmäßig als unpolitisch, die Schaafe des Horns zum Ueberstürzen brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 30. März 1832.

Wehe, wer nicht spielend im Schooß der Kirche
 Mit ihr Kind ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
 Priestermund ihm, Priestergeräch ihm
 Seine Verdammniß.

Platen.

Marcus Tullius Cicero in den Kerker der römischen Inquisition.

Im Carneval von 1818 hat mich eine junge reizende Dame, mich als Cicero zu maskiren; sie wollte mich als die Tochter des römischen Redners, als Tulliola begleiten. Den Bitten des schönen Geschlechts konnte ich nie widerstehen, ich verschaffte mir demnach eine konsulatische Loge und eine nach der Büste Ciceros auf dem Capitol verfertigte Maske, und erschien so mit meiner Tulliola auf dem Corso. Wir stellten uns Anfangs unter den Veristyl des Pallasts Bolognetti, und nicht lange, so waren wir von einem Schwarm Neugieriger umgeben. Gelehrte richteten tausenderlei Fragen an mich über die Vergangenheit, und zu ihrer Verwunderung antwortete ich immer lateinisch. Die Seltsamkeit, womit ich mich in der Sprache des großen Redners ausdrückte, machte allgemeines Aufsehen, und bald sprach man im Corso von nichts als vom merkwürdigen Cicero am Pallast Bolognetti. Ich blieb hier etwa eine Stunde und begab mich sodann zum Fürsten Ghigi, dessen Haus der Sammelplatz des Adels und der ersten Gelehrten war. Kaum erschien Cicero, so fiel man von allen Seiten über ihn her. Fürst Ghigi warf mir vor, ich sey ein Schmeichler Cäsars gewesen und habe meine Grundsätze mehr als einmal gewechselt; ich vertheidigte mich und bewies mit geschichtlichen Belegen, daß an Ciceros Ehre kein Macel haften. Die einen behaupteten, ich sey ein Professor der Sapienza, andere, ich sey einer der Scriptorum des

Batikan; aber der Ritter Odescalchi erklärte, er kenne nur Einen Mann, der so Ciceros Rolle spielen könne, und dieß sey ein Ungar, der öfters vor der Academia latina höchst interessante lateinische Verse improvisirt habe. Da ich sah, daß man mich nahe auf der Spur war, zog ich ab, versprach aber vorher, mich Abends im Theater Aliberti zu zeigen.

Ich erging mich nun eine Zeitlang im Corso und unterhielt mich, immer lateinisch, mit verschiedenen Personen, namentlich mit Engländern; mit Einbruch der Nacht fand ich mich versprochenemmaßen im Theater Aliberti ein. Hier hatten sich die größten Gelehrten eingefunden, um den wiedererstandenen Cicero durch Fragen in die Enge zu treiben. Vier Stunden lang ließ man mich die schwersten Stellen in den Werken des Redners erklären und seine mangelhaft auf uns gekommenen Reden ergänzen. Ich gab; zur allgemeinen Verwunderung, befriedigende Auskunft über Alles. Um Ein Uhr nach Mitternacht befragte mich der Fürst von Canino (Lucian Bonaparte) um meine Ansicht über Rom's gegenwärtigen Zustand, über seine bürgerlichen und peinlichen Gesetze. Im Feuer des Gesprächs vergaß ich, wo ich war, und als mich Jemand fragte, wie ich von Dingen wissen könne, die sich fast 2000 Jahre nach meinem Tod ereignet, erwiederte ich, ich habe in der Unterwelt sehr unterrichtete Römer gesprochen, und noch vor Kurzem habe ich mich lange mit dem Cardinal Ranry unterhalten. Dieses Wort war für viele der Anwesenden ein Donner Schlag; war es doch die schrecklichste Blasphemie gegen das

ganze Kardinalskollegium, und die Argus der römischen Inquisition gaben mich flugs bei Monsignore Vacca, dem Gouverneur von Rom, an.

Als bald ward Befehl ertheilt, mich zu verhaften, sobald ich einen Fuß auf die Straße setzte, und um zwei Uhr Morgens wurde ich, da ich in den Wagen steigen wollte, von vier Schirren ergriffen. Man verband mir die Augen, setzte mich in einen Wagen und fuhr rasch davon. Man hielt am Kloster Santa Maria, wo die Inquisitoren vom heiligen Offizium ihre Sitzungen halten, und wo sich auch die Kerker befinden, in denen die Angeklagten des Urtheilspruchs harren. Das kleine unterirdische Loch, in das man mich warf, war so niedrig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; das einzige Luftloch war eine enge Oeffnung, die auf einen dunkeln Corridor ging; das ganze Geräthe bestand aus einem hölzernen Stuhl und einem Wasserkrug. Was diese Nacht in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben; schon zweimal war ich im Gefängniß gewesen, war wegen politischer Vergehen zum Tod verurtheilt worden, aber in einem so schrecklichen Kerker hatte ich mich noch nie befunden.

Den andern Morgen um zehn Uhr erschienen zwei stämmige Mönche; sie sagten, ich müsse vor dem Inquisitor erscheinen, und wollten mir die Hände binden. Ich erklärte standhaft, ich werde mich solcher Tyrannei nimmermehr unterwerfen. Die Mönche antworteten, diese Vorsicht sey durchaus nothwendig; da sie mich aber fest entschlossen sahen, es nicht zu dulden, gingen sie, kamen nach einer Viertelstunde wieder und winkten mir, ihnen zu folgen. Wir gingen durch mehrere finstere Gänge, stiegen sodann ganz dunkle Treppen hinab und gelangten endlich in die Zelle des ehrwürdigen Pater Olivieri, eines der Inquisitoren des heil. Offiziums *). Der Mann mochte fünfzig Jahre alt seyn; er war hoch gewachsen, und seine schwarzen, wilden Augen, sein breiter Mund mit wulstigen Lippen erfüllten mich mit Abscheu und Ekel. Zu seiner Seite saß ein junger Mönch, der das Protokoll führen sollte. Der ehrwürdige Pater sah mich eine Zeitlang an, als wollte er in meinem Herzen lesen, setzte sich sodann und begann das Verhör: „Wie heißt Ihr, woher, was und welches Glaubens seyd Ihr?“ — „Ich heiße Arduel Tchocha aus Bude in Ungarn; ich bin Soldat und Katholik.“ — „Warum seyd Ihr verhaftet worden?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Habt Ihr nicht im öffentlichen Schauspielhause gegen das heilige Kollegium der Kardinäle gesprochen?“ — „Ich wüßte nicht, daß ich mich dieses Vergehens schuldig gemacht hätte.“ — „Habt Ihr nicht in der verfloffenen Nacht, als von den Gesetzen dieses Reichs die Rede war, geäußert,

*) Er lebt noch; er ist von Cardinal Bernetti zum obersten Inquisitor der im Kirchenstaat verhafteten Carbonari ernannt worden; von den Sprüchen seines Tribunals findet keine Appellation statt.

Ihr habet Cardinal Maury in der Hölle getroffen?“ — „Ja, aber das geschah im Feuer des Gesprächs; es konnte mir auch nicht in den Sinn kommen, daß ich das heil. Kollegium der Kardinäle damit beleidige, zumal da ich Cicero sprechen ließ, der doch gewiß kein guter Katholik war.“ — „Wißt Ihr sonst noch etwas zu Eurer Entschuldigung anzuführen, das die heil. Inquisition zur Milde stimmen könnte?“ — „Nicht daß ich wüßte; aber,“ fuhr ich nach einer Pause fort, „Cardinal Maury sprach sich sein Lebenlang öffentlich gegen das römische Dogma der Unfehlbarkeit aus, und er weigerte sich noch auf dem Todtenbette, seinen Irrthum abzuschwören.“ — „Dies ist richtig; aber, wie Ihr wißt, hat der heil. Vater dem sterbenden Cardinal seine Absolution in articulo mortis zugesandt, und somit ist es so gut als ein Glaubensartikel, daß Cardinal Maury dadurch der Höllequal entgangen ist.“ — „Ich wüßte dieß nicht; ich gestehe aber, ich wäre, hätte ich es auch gewußt, derselben Ansicht gewesen.“ — „Seyd Ihr derselbe, der öfters vor der lateinischen Akademie lateinisch improvisirt hat?“ — „Ja.“ — „Nun denn, wie kann ein Soldat so bewandert in der Literatur und Geschichte seyn, daß er lateinisch improvisirt und Cicero vorstellt, wie Ihr gethan?“ — „Factum in factum fieri nequit; habe ich es gethan, so braucht es weiter keinen Beweis, daß ein Soldat es thun kann.“ — „Da habe ich aber einen Brief von Monsignore Vacca an mich. Es liegt starker Verdacht vor, daß Ihr kein Ungar seyd; man sagt, Ihr führet einen falschen Namen, Ihr seyd ein Italiener von Adel und Eure religiösen und politischen Grundsätze seyen höchst gefährlich. Was habt Ihr hierauf zu antworten?“ — „Nicht viel; Ihr und Monsignore Vacca seyd im Irrthum. Ich führe einen deutschen Paß und habe die Ehre, dem Fürsten Kaunitz, unserm Gesandten bei dem heiligen Stuhle, wohl bekannt zu seyn.“

Diese Worte überraschten Pater Olivieri sichtlich; er schwieg eine Zeitlang, dann hieß er mich in mein Gefängniß zurückkehren; er wolle seinen Bericht machen und weitere Verhaltungsbefehle verlangen. „Wenn man mich denn doch gefangen hält,“ erwiderte ich, „so verlange ich wenigstens ein anständigeres Gefängniß und meine Kleider; denn im Kostüm eines römischen Konsuls kann ich doch nicht im Gefängniß bleiben.“ Ich äußerte ferner, ich sey sehr genau mit den Kardinälen Fontana und Litta *) bekannt, die damals Präsidenten des Inquisitionstribunals

*) Diese beiden durch Weisheit und Mäßigung bekannten Kirchenfürsten wurden von Pius VII. zu diesem hohen, furchtbaren Amte bestärkt, als er nach seiner Rückkehr nach Rom, auf das Dringen der Dominikaner, das von den Franzosen abgeschaffte Inquisitionstribunal wiederherstellte. Sämmtlichen intoleranten Mitgliedern des heil. Kollegiums gefielen jene beiden Ernennungen sehr schlecht.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

nannt wird, also Indier nicht Guebern sein können. Bis her hat man wohl die Feueranbeter in Waka Guebern genannt, allein mit Unrecht, wenigstens was die jetzt dort lebenden betrifft *). Aber auch früher waren es Indier, die dort das Feuer anbeteten; schon Forster **) nennt sie so. Ihre Götzen, die sie verehren, und die ihnen als heilige Wesen unter diesen Gestalten in ihren heiligen Büchern beschrieben sind, bringen sie schon als metallene Figuren aus Indien mit. Da nun in Indien die Guebern einst Schutz vor ihren Verfolgern fanden, so mochte es leicht dahin gekommen seyn, daß der Feuerdienst der Guebern auch von den Indiern, doch nach ihrem Götzendienst modifizirt, angenommen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Indier verbrennen ihre Götzen, die Guebern stellen sie im Felde auf, damit die Widgel ihnen die Augen anschaßen.

**) Forster, voyage du Bengale L. c.

Korrespondenz-Nachrichten

Wiesbaden, März.

Verlegung des Appellationsgerichts nach Usingen.

Die Baukunst in hiesiger Stadt hat durch die mit Ende Juni l. J. eintretende Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts nach Usingen einen gewaltigen Stoß erlitten. In Folge derselben verlieren belläufig neunundzwanzig Wohnungen ihre bisherigen Bewohner. Die Auswanderung einer so bedeutenden Zahl von Familien zu gleicher Zeit muß, in Verbindung mit den in den letzten Jahren aufgeführten vielen Neubauten, die ohnehin schon gesunkenen Hausunterthanen so herunterdrücken, daß wohl Niemand seinen Vortheil ferner dabei finden wird, sein Geld in Häuser zu stecken, oder zu deren Bau, wie es seither meistens geschah, Kapitalien aufzunehmen. Diese Verhältnisse werden daher noch lange die Ausbaunng der neu angelegten Louisen- und Rheinstraße verjögern, welche außerdem schon in wenigen Jahren zu erwarten gewesen wäre. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, als die Rheinstraße in ihrem gegenwärtigen unvollendeten Zustande von der Seite von Mainz und Biebrich nichts weniger als einen ansprechenden Anblick gewährt, was durch die sich als moderne Ruine darstellende katholische Kirche noch ärger wird. Wiesbaden soll sich die Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts zunächst durch die Gesinnungen zugegen haben, die ein Theil seiner Notabeln bei dem Versuche der Mehrzahl der Landesdeputirten in der letzten Ständerversammlung, die Domänen dem Lande, als Staatsdomänen, zu vindiciren, auf eine höchst unbillige Weise zu erkennen gegeben hat. Wie es verlautet, so möchte hauptsächlich durch ein gegen den Schluß der ständischen Sitzungen den gedachten Deputirten in dem Gasthause zu den vier Jahreszeiten gegebenes Abendessen und die dabei gehaltenen Reden und ausgebrachten Toaste angefloßen worden seyn, was einigermaßen dadurch bestätigt wird, daß einem der hiesigen Advokaten, einem jungen, sehr fähigen Manne, welcher demselben bewohnte, als Folge hiervon, die seitberlge, nicht unbedeutende Prokuratur der Domänenprozesse sofort abgenommen und einem seiner Kollegen übertragen worden ist. Eine vom ständischen Vorstande an den Herzog abgeordnete Deputation, um in einer zu überreichenden Adresse die Anhänglichkeit der Stadt Wiesbaden zu versichern und den durch den bemerkten Vorgang

entstandenen nachtheiligen Eindruck möglichst zu entfernen, hat zwar eine sehr gnädige Aufnahme gefunden, ohne jedoch den eigentlichen Zweck ihrer Absendung, Verlassung des Hofgerichts in Wiesbaden, erreichen zu können. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß Wiesbaden sowohl dem vorigen, als dem jetzigen Herzoge den größten Theil seines gegenwärtigen Wohlstandes verdankt, deren Bestreben jederzeit vorzugsweise, und selbst mitunter zum Nachtheile anderer Städte des Herzogthums, auf dessen fortschreitenden Flor gerichtet war — und Un dank schmerzt, er mag von einer Seite kommen, woher er will. Inzwischen sollte doch eine Strafe nur die Schuldigen treffen. Dieses ist aber hier, wenn nämlich eine solche wirklich beabsichtigt seyn soll, keineswegs der Fall, da ein großer Theil der hiesigen Hausbesitzer es gewiß an lokalen und submissiven Gesinnungen nicht hat fehlen lassen, und noch weniger das Verschulden der guten Stadt Wiesbaden dem übrigen Theile des Hofgerichtsbezirks in Zurechnung gebracht werden kann, dessen rechtsuchenden Bewohnern der ohnehin beschwerliche Rechtsweg dadurch mit wenigen Ausnahmen noch beschwerlicher gemacht wird, indem Usingen bekanntlich an einem äußersten Punkte des Herzogthums liegt, ohne diese Lage gleich Wiesbaden durch andere, seiner Zeit auch von der Staatsregierung geltend gemachten Vortheile auszugleichen. Dabei berührt der Kostenpunkt sämtliche Steuerpflichtigen ohne Unterschied.

(Der Beschluß folgt.)

Ausschlag des Rathfels in Nr. 73:
Echtheit.

R ä t h f e l

Einst sang ich eines Helden Lob,
Und nun erröth' ich fast darob;
Es ist ein ungefügter Held,
Der immer auspfeift alle Welt.

Er hält' es gar nicht nöthig, er,
Die gute Gesellschaft haßt ihn sehr.
Schließt überall die Thüre fest
Vor solchem ungebetnen Gast.

Doch lau'rt er noch im Corridor,
Und fährt nicht gleich der Wagen vor,
Dort hat er manchen zarten Gast
In seinem Unglück angefaßt.

Im Freien übt er frei die Bath,
Wirft ab dem stolzen Mann den Hut,
Reißt Häuten von ängstlich Verborgenen weg,
Wirft Wandrer hinein in den Fluß vom Steg.

Er führt ein kleines gefräßiges Heer
Aus halbverdorren Wästen her;
Das stürzt sich über das grüne Feld
Und raubt, doch läßt es auch euer Geld.

Als seine Leckerbissen bekannt
Sind starrendes Eis und glühender Sand;
Er legt sich Pest in des Mundes Hauch,
Wen dann er trifft, ihn mordet er auch.

In seiner vollen Erbärmlichkeit
Erschmelzet er aber weit und breit,
Und seine Stärke sogar verachtet,
Wenn er vergeistigt in Beutel kriecht.

J. G. W.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O N A T S B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 31. M ä r z 1 8 3 2.

— Dieweil das Land nun brennet
Und seine Gegend stets von Wasser wird betrennet,
So daß, wann Salz, Kalk und Schwefel sind verthan,
Ihr Samen wiederum sich doch erholen kann
Und feste Nahrung hat, wie soll die Gluth verschwinden?

Martin Dplz.

Bilder vom Kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Wir finden in Indien feueranbetende Indier und feueranbetende Suebern; man könnte beide Suebern nennen, wenn man damit nur den Feuerdienst bezeichnen wollte, und so Suebern unter den Indiern wie unter den Persern finden, eben so wie es Mahomedaner unter Persern, Arabern, Tataren und Indiern gibt. Jetzt ist aber das Wort Sueber, verstümmelt in Saur, als ein Schimpfwort bei den Persern gebräuchlich, und die wenigen noch übrigen Suebern leben in Persien in sehr großer Verachtung*) und Dürftigkeit. Man bedient sich ihrer mitunter als Käufer; so standen mehrere in Diensten des englischen Gesandten, der Briefe durch sie nach Schiras, in Ermanglung der Post, sandte. Leicht kann es auch seyn, daß die feueranbetenden Indier sich nicht Suebern nennen wollen, gerade weil dieses Wort einen so zweideutigen Sinn hat; aber immer bleibt es ausgemacht, daß die Feueranbeter Waku's gegenwärtig nur aus Indiern bestehen, die meist gerade von dort hieher kommen, um ihre heilige Wallfahrt zu verrichten. Doch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß in frühern Epochen des Feuerdienstes wirkliche Suebern aus dem Parsenstamme hier ihren Götzen opferten. Denn früher soll hier eine große Stadt der Suebern gestan-

den haben, die durch ihren berühmten Tempel Tausende von Andächtigen aus den entferntesten Gegenden herbeizog. Diese Wallfahrten folgten einander bis zur Epoche der zweiten Expedition des Heraclius gegen die Perser. Dieser Krieger verwüstete den Tempel der Magier. Dieß gibt uns einen Beweis, daß die Flamme schon im grauen Alterthume in dieser Gegend brannte, aber ungewiß bleibt es, zu welcher Zeit und wie sie zuerst bemerkt wurde. Die Tempel der Suebern wurden mehrmal zerstört, dann wieder neu aufgebaut, und sie selbst, als Abkömmlinge der Parsen, verließen den Feuerort, während Indier, als ähnliche feueranbetende Götzendiener, nur nicht Zoroaster's Lehren folgend, hieher wallfahrteten und sich einen andern Tempel erbauten.

Der Boden um den Ort herum, dem das ewige Feuer entströmt, besteht aus einem Muschelskalkstein der Tertianzeit, dessen Muscheltrümmer so fein sind, daß es unmöglich ist, die Gattung derselben zu bestimmen; man sieht nur, daß es zweischalige Muscheln sind, deren Formen ungewein fein und klein gewesen seyn müssen; unter ihnen erkennt man jedoch deutliche Abdrücke von kleinen Cardien. Je weiter man dagegen nordwärts zu den Naphtbaquellen hinauf kommt, desto mehr verschwindet der Kalkstein, und man sieht eine schwärzliche Thonerde herrschen, die ganz von der Naphtba durchzogen ist, und die vorzüglich aus der Nähe der Naphtbaquellen oder aus ihnen selbst genommen und zum Häuserdecken verführt wird. Man nennt sie dort Kir. Die Naphtbagruben sind hier sehr zahlreich

*) In allen Volkswährden der Araber werden alle Thaten der Bosheit oder Zauberei im Allgemeinen von Suebern begangen, und dieß Wort bedeutet jetzt überall dasselbe, was ein Keger.

und von verschiedener Tiefe. Sie bilden den größten Reichtum dieses an sich ganz unfruchtbaren Landes. Die schwarze Naphtba findet sich in weit größerer Menge als die weiße auf der Halbinsel Abscheron und den nahegelegenen Inseln. Meist wird sie tief aus dem Innern der Erde geschöpft; hin und wieder fließt sie aber selbst über und ergießt sich so in kleinen Strömen. Ist sie dünn, so erscheint sie grüner von Farbe als die dickere, die schwarzer ist. Diese kann ohne Beimischung der grünen nicht zur Beleuchtung gebraucht werden, wozu diese hauptsächlich verfährt wird. Die schwarze dient daher meist nur zum Verschmieren der Schiffe. Bei den Dörfern Bachtche und Schuban ist die Erde und der Sand um die Naphtabrunnen mit verdickter schwarzer Naphtba durchdrungen und bildet eine schwarze, dicke, zusammengebackene Masse, die statt Holz zur Feuerung oder zum Dachdecken angewandt wird. Es sind in dieser Gegend 109 Brunnen für schwarze Naphtba gebaut. Die weiße Naphtba findet sich im Verhältniß zur schwarzen in weit geringerer Masse, und zwar nur an einem Orte, etwa 1½ Werst vom Dorfe Sfarachan entfernt, wo 16 Brunnen, um sie zu gewinnen, errichtet sind. Aus allen Brunnen werden in einem Monate an 20,300 Pud Naphtba gewonnen; dies macht fürs Jahr 243,600 Pud schwarzer Naphtba aus, während von der weißen jährlich nur 800 Pud gewonnen werden. Die Brunnen befinden sich auf einer Fläche von etwa 2½ Werst in der Länge und etwa einem halben Werst in der Breite, und enthalten ungefähr 684,000 Quadratsaden in sich. Ueberall zeigt der Boden Lehm, hin und wieder freiwillig hervorquellende Naphtba. Stellenweise findet sich dort ½ — 1 Arschine tief eine Erde, von Naphtba durchdrungen, die Massen von gelber und schwarzer Farbe bildet; diese verbreiten sich horizontal als dünne Schichten von 1 — 3 Zoll Dicke mehrere Faden weit. Die Erde zerfällt leicht in Staub und zeigt die Gegenwart der Naphtba dadurch an, daß sie mit einer Flamme brennt; die erdigen Theile bleiben alldann glühend zurück. Sie wird hier zum Kochen der Speisen und zur Heizung der Zimmer statt der Kohlen gebraucht.

Der größte Theil der jetzt naphtbahaltigen Brunnen war in verschiedenen Zeiten bald zum Theil, bald ganz neu gemacht worden; die dortigen Einwohner versichern, man habe vor etwa drei Jahren bei einem Brunnen einen Stein mit der Aufschrift gefunden, daß er vor 200 Jahren von Neuem umgebaut worden sey. Dies würde einen Beweis geben, daß solche Brunnen eine so lange Reihe Jahre ununterbrochen Naphtba zu geben vermögen, und eine unverstehbare Quelle derselben im Schoße der Erde voraussetzen. Die Brunnen werden übrigens jetzt eben so wie in frühern Zeiten gebaut. Man gräbt erst eine Grube bis zur Hauptquelle selbst; sie wird in Gestalt eines umgewandten Kegels angelegt, und an ihren Wänden werden

Stufen gegraben, damit die auf ihnen stehenden Arbeiter einander desto leichter die ausgegrabene Erde übergeben und so zur Grube hinanzwerfen können. Darauf legt man die Wände des Brunnens bald mit Holz, bald mit Stein

fünfzehn Faden; die Menge der Naphtba beträgt täglich von 8 Pfund bis auf 140 Pud. Schon oben haben wir bemerkt, daß, je wärmer der Sommer, desto mehr Zufluß der Naphtba stattfindet, daß im Winter und Herbst weit weniger Naphtba gewonnen wird. Eine ähnliche schädliche Einwirkung sieht man auch von heftigen Nordwinden, vorzüglich in der kalten Jahreszeit; Südwinde vermehren den Zufluß der Naphtba. Aus diesen Brunnen wird die Naphtba mit dem Wasser, das ihr anhängt, theils mittelst Handwinden, theils mittelst einer durch ein Pferd bewegten Maschine herausgeschöpft; zu jenen sind drei Menschen, zu dieser ein Mensch und ein Pferd erforderlich.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß selbst das Unterlassen des Ausschöpfens zwei bis drei Tage lang dem Zufluß der Naphtba hinderlich ist; daher muß man selbst an kalten Tagen, während des Frostes, wo die Naphtba weit weniger als an warmen Tagen fließt, das Ausschöpfen wo möglich täglich, oder doch jeden andern Tag erneuern.

Meist enthält die geschöpfte Naphtba noch anhängendes Wasser; daher wird sie erst in Gruben gegossen, die sich neben den Brunnen befinden, wo das Wasser vermöge seiner Schwere niedersinkt; die darauf schwimmende Naphtba wird alldann in Hammelfelle, theils mit Eimern, theils mit platten hölzernen Gefäßen gegossen und so in eigene kellerartige Behältnisse zum Aufbewahren gefüllt. Diese bestehen aus vier Wänden, die mit Steinen belegt einen viereckigen Keller bilden; die obere Oeffnung ist mit einem steinernen Gewölbe gedeckt; die Wände sind mit Kalk fest verschmiert, damit sie die Naphtba nicht durchlassen.

Von der schwarzen Naphtba werden jährlich nach Persien an 215,000 Pud verkauft, die übrigen 27,000 Pud bleiben für den Verbrauch in Grussen zurück; die weiße Naphtba wird nach Astrachan versandt, wo das Pud zu 2 Rubel 62 Kop. verkauft wird. Alle Arbeiten bei den Naphtabrunnen werden durch die Einwohner des Dorfes Balachani verrichtet. Dies Dorf hat 121 Feuerstellen, 314 männliche und 448 weibliche Einwohner.

Marcus Tullius Cicero in den Kerkern des römischen Inquisition.

(Beschluß.)

Mein neues Gefängniß war eine sehr geräumige unterirdische Galerie, just unter dem Hofe des Klosters. Sie erhielt Licht durch mehrere vergitterte Oeffnungen; an einer Wand war ein sehr breites Feldbett, auf dem zehn, zwölf Personen Platz gehabt hätten; an der andern Seite hing

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Staatssekretär beim Eintritt den Fürsten Rannich neben dem Papst sitzen sah, errieth er auch, weshalb man ihn hatte kommen lassen.

Hatte Pabst Pius VII. einmal einen Entschluß gefaßt, hatte er sich vorgenommen, etwas abzuschaffen, was ihm nicht gefiel, so war er standhaft im höchsten Grade, ja eigensinnig. Diesmal ging er diktatorisch zu Werke; er ließ den Staatssekretär gar nicht zum Worte kommen, sondern fragte ihn geradezu, was aus dem ungarischen Edelmann geworden, der vor zwei Tagen den Cicero vorgestellt habe und seitdem verschwunden sey. Gonzalvi merkte wohl, daß der Pabst von Ciceros Verhaftung Wind hatte, und antwortete: „Ew. Heiligkeit weiß wohl, daß die Religionsverächter, welche Schwabungen gegen unsern heiligen Glauben austreiben, den Händen des heiligen Offiziums überantwortet werden, und daß ihre Verhaftung so lange ein Geheimniß bleibt, bis sie verhört und gerichtet sind. Aus diesem Grunde konnte ich auch dem Herrn Ambassadeur von Oesterreich keine befriedigende Antwort ertheilen; weil wir aber Ew. Heiligkeit befehlt, die Geheimnisse der h. Inquisition aufzudecken, so will ich mit wenigen Worten berichten, wie es dem ungarischen, oder vielmehr sizilianischen Edelmann ergangen ist.“ Der Kardinal erzählte nun, was man bereits weiß, und hob besonders heraus, was der Marquis von Fudcalbo in Hinsicht meiner geäußert. „Kardinal,“ sagte der Pabst, als Gonzalvi zu Ende war, „es ist unser Wille, daß der Gefangene unverzüglich in Freiheit gesetzt werde, und weil der Herr Ambassadeur sich gütigst erboten hat, den Untertban seines Souveräns selbst in Freiheit zu setzen, so werden Sie Sr. Excellenz begleiten und darauf achten, daß meine Befehle so schnell als möglich vollzogen werden.“

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, da hörte ich im Gange, der zu meinem Gefängniß führte, Tritte mehrerer Menschen; ein Schauer überließ mich, aber meine Angst sollte nicht lange währen: denn bald ging die Thüre auf und herein trat mein trefflicher Freund Rannich, der mit freudestrahenden Blicken mir meine Befreiung ankündigte. In wenigen Augenblicken war ich aus der Höhle der Tyrannel, der Folter und der Verurtheilung, und im prachtvollen Pallast eines großherzigen Fürsten, aus den Klauen der Inquisition und in den Armen lieber Freunde. Wenige Tage darauf nahm ich Abschied von allen meinen Bekannten und sagte Rom und Italien Lebewohl, wahrscheinlich auf immer.

Monthly Magazine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, März.

(Beschluß.)

Winterbelustigungen.

Der Winter hat sich vorzugsweise durch häufige, sich rasch folgende Gesellschaften und Tanzbelustigungen in den

höbern Circeln, insbesondere während der Ständeversammlung, ausgezeichnet. Auch der Hof gab jeden Dienstag und Samstag, später jedoch nur noch am ersten Tage eine Collee, so wie einige Bälle. In den Colleen wurden indessen nur die Mitglieder der Herrnhaut und jene Staatsdiener und Offiziere nebst Familien gezogen, welche zugleich Hofwargen bestritten. Die ohnehin nicht allzu große Zahl der hiernach Eingeladenen fand sich häufig noch dadurch verringert, daß für Manche aus Wiesbaden in der Fahrt bei dem kalten Winterabend und Nächten von Wiesbaden nach Sieberich und von da zurück ein Abhaltungsgrund lag, dem man sich um so leichter hingab, als das Ausbleiben nicht besonders entschuldigt zu werden brauchte. Dagegen unterblieben die sonntäglichen Hofsoireen, wozu bisher abwechselnd die Ehegatt der verschiedenen Behörden und in der Regel jeder Kollegienrath im Laufe des Winters einmal eingeladen worden waren. Auf den Hofbällen, so wie auf einzelnen Privatbällen, denen der Hof bewohnte, nahmen sowohl die sich durch Güte und Anmuth auszeichnende Herzogin, als die immer reizender aufblühende Prinzessin Theresie an den Tänzgen Antheil, wobei letztere sich als vollendete Meisterin zeigte. Da auch mehrere öffentliche Bälle und am Fastnachtsontag ein sehr besuchter Maskenball im Kurssaal stattfanden, so fehlte es in diesem Winter, so wie in frühern, keineswegs an Gelegenheit zu Vergnügungen. Desto weniger will der gesellschaftliche Ton Freunden zusagen, die namentlich jenes gefällige Entgegenkommen vermissen, das den Fremdling anspricht und ihm den Aufenthalt angenehm macht. Hierin dürfte auch der Grund zu suchen seyn, warum trotz den vielen Annehmlichkeiten, die Wiesbaden namentlich im Sommer darbietet, und den im Allgemeinen nicht theuern Lebensbedürfnissen, so wenige fremde Familien sich daselbst fixiren, oder, wenn dieses eine Zeitlang der Fall gewesen ist, daselbst wieder mit einem andern Aufenthaltsorte verlaufen. Am Geburtstage der Herzogin, den 25. Februar, hatte der städtische Vorstand einen Festball im Kurssaal auf dem Wege der Unterzeichnung veranstaltet und die Herzogin dazu durch eine Deputation einladen lassen. Der Ball war äußerst zahlreich von allen Ständen besucht und sämtliche Hofwargen, so wie die höhern Staatsdiener und Offiziere waren wegen der Anwesenheit des Hofes in großer Uniform. Je weniger der Herzog es liebt, an dergleichen Festen Theil zu nehmen, und je mehr derselbe es daher vermeidet, sich bei solchen in der Mitte seiner Untertbanen zu zeigen, einen um so freudigeren Eindruck machte das Erscheinen der herzoglichen Familie, der sich auch sofort auf eine Weise kund gab, die nicht anders als dem Herzoge gefallen konnte, was sein längeres Verweilen auch zu erkennen gab. Er sahien durch den Empfang angenehm überrascht, den er, in Beziehung auf die jüngsten Vorgänge, wohl so nicht erwartet haben mochte.

Das Theater erlitt diesen Winter bloß eine Unterbrechung von ein paar Wochen, indem nur auf so lange die Brücke bei Mainz abgetragen war. Da Wiesbaden und Mainz ein gemeinschaftliches Theater haben und die Gesellschaft sich im Winter in der letzten Stadt aufhält, so hören die Wintervorstellungen in Wiesbaden, deren wöchentlich zwei sind, nach dem Kontrakt jedesmal auf, sobald der erwähnte Fall eintritt.

Auflösung des Räthfels in Nr. 77:

Der Wind.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 11 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o n t a g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 2. April 1832.

— Ich bin nach Noche hungrig. —
 Verachte, lieber Gott, ich fleh' dich an,
 Den Pfandstein meines Lebens, das ich noch
 Dir's Wort erlösen mag: der Hund ist todt! —

Shakespeare.
 Richard III.

B r u n t f i e l d.

Eine wahre Begebenheit.

Der Krieg, welcher in Schottland nach Maria Stuarts unglücklichem Zug nach England zwischen ihren Freunden und Feinden geführt ward, hatte die Auflösung fast aller geschlichen Bande zur Folge, und legte den Grund zu einer Reihe von Feinden, welche, nachdem jede politische Ursache längst aufgehört hatte, dennoch mit gleicher Erbitterung fortgeführt wurden. Unter den merkwürdigen Geschichten, welche die Sage aus diesem Bürgerkriege aufbewahrt hat, kennen wir keine ergreifendere, von eigenthümlicheren Umständen begleitete, als die, welche zwei alte Familien in der Nähe von Edinburg zu wüthendem Haße gegen einander entflammte.

Stephan Bruntfield, Erbherr auf Craighouse, war der Sache der Königin mit Uneigennützigkeit und Eifer zugethan gewesen. Robert Moubray von Barnbogle dagegen hatte sich nicht nur als Murrays, sondern auch als Mortons Anhänger großen Ruf erworben. Im Jahre 1572, als das Schloß von Edinburg für die Sache der Königin vertheidigt ward, widmete Stephan Bruntfield seine Kräfte demselben Interesse, indem er sein Schloß Craighouse, das von einer Heeresabtheilung des Regenten unter dem Befehle des Erbherrn von Barnbogle belagert war, eine geraume Zeit kräftig zu behaupten mußte. Dieser letztere war ein Mann von strenger, roher Gemüthsart; als jüngerer Sohn des Hauses war er mit

geringer Aussicht auf Glücksgüter in das Leben getreten, und hatte, in der Hoffnung, sich aus seiner beschränkten Lage emporzuschwingen, schon frühzeitig sein Loos an das der protestantischen Heerführer gebunden. Der Tod von Verrätters Hand ereilte seinen ältern Bruder und setzte den Regenten in den Stand, Moubray mit den Gütern seiner Väter zu belehnen, die er auch sofort, nach dem Rechte des Stärkern, in Besitz nahm, ohne auf die gerechten Ansprüche der hinterlassenen kleinen Tochter seines Bruders Rücksicht zu nehmen. Mehrere Begebenheiten, welche im Laufe dieses Krieges vorkamen, hatten in Bruntfields und Moubrays Brust einen gegenseitigen bitteren Haß entzündet; Moubray übernahm daher nicht allein als Partheimann, sondern auch mit persönlichem Grolle die Belagerung von Craighouse. Nach mehreren Monaten tapferer Vertheidigung sahen sich Bruntfield und seine Freunde auf dem Schlosse von Edinburg genöthigt, der Parthei des Regenten zu weichen. Sie hatten sich freien Abzug und den ungestörten Besitz ihrer Güter bedungen; aber der eine seiner Freunde starb von Henkers Hand, der andere entlebte sich selbst, und Bruntfield ward das Opfer des ungezügelteren Hasses seines persönlichen Feindes, welcher auf dem Wege nach Edinburg, wohin er ihn nach der Uebergabe von Craighouse abführte, über eine flüchtige Aeußerung des Unmuths in Horn entbrannt, den wehrlosen Gefangenen auf der Stelle erschlug.

Die bekümmerte Wittwe, der Bruntfield drei unermwachsene Söhne hinterließ, war eine Gespielin und Basen-

freundin der unglücklichen Königin Maria gewesen, war in Frankreich mit ihr im katholischen Glauben erzogen worden, und hatte ihren Hof verlassen, um Stephans Weib zu werden. Es war damals eine Zeit, wohl geeignet, den Charakter der Frau, wie den des Mannes, aus dem Gleichgewichte zu bringen. Die Härte, mit welcher ihre Kirche in Schottland behandelt ward, das Unrecht, welches ihrer königlichen Herrin widerfahren war, und endlich die Leiden und der Tod ihres Gemahls hatten auf ihr von jeher zur Schwärmerei gestimmtes Gemüth stark gewirkt und das Herz der schönen Maria Carmichael ganz umgekehrt, bis an die Stelle des Rosenlichtes der Jugend das Dunkel des Grabes und die Schauer der Buße getreten waren.

Nach Herstellung des Friedens blieb sie in dem Hause ihres verstorbenen Gemahls, aber — obwohl es keine halbe Meile von der Stadt entfernt war — nie sah man sie in Edinburg erscheinen. Ihre Kinder und Bedienung bildeten ihre einzige Gesellschaft, und sie verließ fast nie ihr Zimmer, das, den damaligen Gebräuchen nicht unangemessen, schwarz behangen und von einer einzigen Lampe spärlich erleuchtet war. In der strengen Ausübung ihrer Glaubenspflichten genoß sie den Beistand eines Priesters, dessen Besuche fast der einzige Verkehr waren, den sie mit der Außenwelt unterhielt. In dieser Zurückgezogenheit ward allmählig ihr ganzes Gemüth von einer einzigen Leidenschaft erfüllt, einer fürchterlichen Leidenschaft, welche keines der, in jener Periode herrschenden, religiösen Gefühle zu unterdrücken, oder auch nur zu mildern vermochte. Es war die Leidenschaft der Rache, und so ganz ward sie die Beute dieser schrecklichen Verirrung, daß selbst ihre Kinder aufhörten, irgend ein Interesse in ihren Augen zu haben, als sofern sie ihr die Mittel zur Befriedigung jener Leidenschaft boten. So wie ihre Söhne das vierzehnte Jahr erreichten, schickte sie einen nach dem andern nach Frankreich, um dort seine Erziehung vollenden zu lassen; doch besonders auf die Erwerbung kriegerischer Tugenden ließ sie die Söhne ihr Augenmerk richten. Der älteste, nach seinem Vater Stephan genannt, kam mit dem achtzehnten Jahre als ein starker, rüstiger Jüngling zurück, zwar nicht sehr verfeinert und geistig gebildet, aber im Spiel mit der Klinge ein Meister. Als seine Mutter die ritterliche Gestalt mit prüfendem Auge musterte, stahl sich ein sonderbares Lächeln über die Rede ihres hagern Gesichtes, wie ein kalter Sonnenblick über eine Schneewüste. Es war nicht bloß das Lächeln des mütterlichen Stolzes — es that ihr wohl, Stephans Gliederbau im Geiste gegen Moubraus Kraft abzuwägen; es war nicht bloß das Wohlgefallen an der schönen Gestalt ihres Erstgeborenen — mit wilder Freude berechnete sie, wie er dem Mörder seines Vaters im Zweikampfe stehen würde.

Der junge Bruntfield, von Kindheit an auf den einen Zweck hingewiesen, der seiner Mutter Herz erfüllte, freute sich der rühmlichen Aussicht und verlor keine Zeit, dem Könige eine Klage wegen verübten Mordes gegen den Erbherrn von Barnbougle vorzulegen und zugleich diesem eine Herausforderung zu senden. Mit Genehmigung des Königes fand der Zweikampf statt, und zwar in der Nähe des Pallastes, im königlichen Thiergarten; aber wider Vermuthen aller Anwesenden, mußte der junge Bruntfield dem mächtigen Schwerte seines Gegners erliegen. Als man, der Mutter die Trauerpost zu bringen, nach Craighouse eilte, fand man sie im Trauergemache, vor einem Bilde der Jungfrau knieend. Der Priester, der gesandt war, um ihr die Kunde schonend vorzutragen, eröffnete seine Rede in einem Tone, der sie auf das Schlimmste vorbereiten sollte; sie aber unterbrach ihn bei den ersten Worten: „Ich weiß, was Ihr zu sagen habt; des Mörders Schwert hat gesiegt und statt Dreier sind jetzt nur Zwei im Stande, ihres Vaters Unbill zu rächen!“ Nach dem ersten Ausbruche des Gefühls schien dieser neue Trauerfall nur dazu beigetragen zu haben, die Leidenschaft, die seit so langen Jahren sich ihrer bemächtigt hatte, zu nähren und zu kräftigen. Sie schien den Tod ihres ältesten Sohnes für nichts als für eine Vermehrung der Schuld anzusehen, deren Sühnung die ganze Aufgabe ihres Daseyns war. „Roger,“ sagte sie, „hat jetzt eines Vaters und eines Bruders Tod zu rächen; dieser zweifache Sporn muß seinem Arm den Sieg verleihen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief über das heilige Land.

Bethlehem, den 11ten März 1831.

— Sie verlangen von mir eine Beschreibung dieser kleinen Stadt, die Sie bloß auf der Durchreise gesehen, des Orts, an dem sich das größte Weltereigniß begeben. Leicht kann ich Ihre Neugierde befriedigen, denn ich bin eigentlich ein Bewohner von Bethlehem geworden, ich gehe mit den Bethlehemiten wie mit alten Bekannten um, ich besuche sie in ihren Häusern, sie sprechen mit mir von ihrem Elend, von ihren Hoffnungen, wir unterhalten uns oft von Frankreich, und die Erscheinung eines Franzosen gilt ihnen für ein Wahrzeichen künftigen Glückes und künftiger Freiheit. Sie haben Bethlehem mit seinen Olivenbäumen, seinen Feigenbäumen, seinen Gärten und seinem röthlichen, steinigten Boden auf ziemlich hohen Hügeln liegen sehen; es ist Ihnen nicht entgangen, daß das Land nichts weniger denn als fruchtbar erscheint, und daß demnach Bethlehem den Namen Ephrata (Fruchtbarkeit) wohl daher führt, daß hier

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

mit den Nachrichten der Alten verglichen, auch über den Zustand der Insel, ihre Erzeugnisse, ihren Handel Erkundigungen eingehoben und mit ausgezeichneten Männern, die hier zurückgezogen leben, wie mit Parrabos, Jakobaly, Rhiso u. a. verkehrt hatten, mieteten wir den 1sten November eine Barke und segelten gegen Mittag nach dem Piräus hin. Die Burg von Athen, auf einer Anhöhe gelegen, welche die vordern Hügel überragt, blieb immer wie ein Pharos vor uns aufgestellt und entwickelte deutlich und deutlicher ihre weißen Massen, während wir an Inseln vorüber, zuletzt Salamis zur Linken lassend, durch die Oeffnung des Piräus, eine weite, lange Meerstraße mit vielen Resten alter Mauern und Thürme, in das Becken dieses berühmten attischen Hafens hineinfuhren. Wir fanden noch vor Einbruch der Nacht in einer hölzernen Locanda Unterkommen, welche nebst zwölf Häuten die alte Herrlichkeit des Ortes vertritt, und gingen am andern Morgen, die Lage des Hafens, seine Umgebungen, ihre Alterthümer und den daran grenzenden Hafen von Munyphia zu besuchen. Nach Mittag ritten wir neben den Ruinen der alten Mauer, welche den Hafen mit der Stadt verband, durch den Delwald zur Stadt hinauf. Aus diesem heraustretend, sahen wir die Burg wieder über die Hügelreihe vor ihr emporragen, und, jetzt so nahe, daß der ehrwürdige Bau des Parthenon in der Sonnenklarheit eines unvergleichlichen Herbsttages in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigte. Die Stadt war hinter den Hügeln verborgen, an denen der Weg gegen Norden sich hinzieht, um sie zu umgeben und dann über ihren flachsten Abhang durch das alte Dipylon in die Stadt einzulenken. Uns zur Rechten ragte, fast noch unberührt, der Tempel des Theseus auf einer freien Terrasse empor, die Stadt seines Heros überblickend, die nun von Neuem zu seinen Füßen in Trümmern lag. Nur einzelne Häuser, inmitten ihnen auch einige Palmen und Cyressen, erheben sich aus den gestaltlosen Schutthaufen, in die auch diese Stadt während des Krieges zerfallen ist; doch war in der Straße des Bazar viel Leben, Regsamkeit und in ihrer schmutzigen Gasse ein ziemlich geordneter Verkehr. Wie ich seitwärts durch die Gassen ritt (Wegweiser war gleich zum Theseum abgelenkt) begegnete mir eine Gesellschaft stattlicher Männer. Ich fragte nach der Locanda der Madame Spiro, und sie mich: ob ich der Ἐσφυαῖος Οὐρπίος sey, den man seit vier Wochen erwarte. Auf meine Antwort reichten sie mir mit vieler Herzlichkeit als einem alten Freunde die Hände und führten mich in den wohl eingerichteten und guten Gasthof. Unter ihnen war Vylas, den Cyprius für den „besten der Griechen“ erklärt, der als Gouverneur von Messenien und Maina sogar unter den Mainoten ein gesegnetes Andenken zurückgelassen hat, und nachdem er bei der Entwicklung des Capodistria'schen Gräuelsystems sich zurückgezogen, dort den schrecklichen G.....,

einen der Stützen des Hofes von Ali Pascha, zum Nachfolger gehabt hatte, den dieser Präsident brauchte, um die Familie der Mavromichaly zu plagen, zu zerrütten und zu Grunde zu richten. Er hat in den Trümmern ihres zerfallenden Hauses selbst seinen Tod gefunden, und jener Answurf der menschlichen Gesellschaft liegt jetzt im Senat, um die Dekrete seines Bruders vollziehen zu helfen. Ich war durch ihn, durch Vylas, an den ich von Seydeter Briefe hatte, durch Bassos und andere ihrer Gesellschaft bald von Allem in und um Athen unterrichtet, und nach zwei Stunden durch sie und andere neue Freunde in dieser Hauptstadt ehemaliger literarischer, artistischer und politischer Größe und unvergänglich großer Erinnerungen als einer der Ihrigen heimlich und vertraut.

Am folgenden Tage Besuche beim Muehtar, dem Kommandanten von Athen, einem ruhigen und billigen Mann, von dem wir leicht die Erlaubniß erhielten, die Akropolis zu bestiegen, und sofort Untersuchung der Werke alter Architektur und Skulptur, mit der sie noch fortwährend zwischen den Trümmern alter und neuer Zeit prangt. Sie allein sind eine Reize nach Griechenland werth; denn so etwas Vollendetes und Schönes wird in der ganzen Welt nicht gefunden. Die westliche Seite des Parthenon hat durch die Kugeln der Türken sehr gelitten, doch haben die gewaltigen Säulen widerstanden. Große Stücke sind aus ihnen durch das Anprallen derselben gesprengt worden; sie stehen ganz schön aus, aber keine ist gefallen. Die schönen Nische hinter der westlichen Halle sind unberührt, aber ein großer Theil der Mauer von der Cella ist durch die Hagler der Türken zerstört, die nach dem Eisen und Blei suchten, mit denen die Marmorblöcke verbunden waren. Das Erechtheum liegt halb in neugefallenen Trümmern. Gura, der Mörder des Odysseus, hatte während der Belagerung seine Familie darin und beschwerte das Dach gegen die Bomben mit Schutt und Erde. Es brach zusammen und diente den Leichnamen von vierzehn Frauen und Kindern zum Grabe. Das herabgebrochene Mauergebälk, die Kapitäl der Säulen und anderer jonischer Schmuck ist von den Reisenden, besonders den Engländern, welche sich darüber wie die Geier über ein gefallenes Wild hergestürzt haben, arg zerstört, zertrümmert, zerklüftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

B r u n t f i e l d.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre darauf kam Royer heim, noch schöner, noch kräftiger, noch hoffnungsvoller als sein Bruder. Weit entfernt, durch Stephans Schicksal entmutigt zu seyn, brannte er vielmehr mit doppelter Begierde, die Schmach seines Hauses in Moubray's Blute rein zu wa-

sehen. Auf seine Klage gegen diesen ward ihm zwar nicht ohne Grund von den Richtern eingewandt, daß durch des vorigen Gegners Mißgeschick die Sache erledigt sey; aber während der Verhandlungen über diesen Gegenstand erregte der Kläger durch seine Drohungen gegen den Feind seines Hauses so viel Unruhe, daß König Jakob, dessen Unfähigkeit, sich oder den Befehlen Ansehen zu verschaffen, unbekannt ist, es für rathsam hielt, die Sache zu Gunsten des Bittenden zu entscheiden. Es ward daher erlaubt, daß Roger Brantfield auf Tod und Leben mit Moubray kämpfe. Jedoch dasselbe Geschick, welches der Wittwe ihren ersten Sohn entriß, wartete auch des zweiten. Mitten im Kampfe glitt ihm der Fuß aus, die Last seiner schweren Waffen zog ihn zu Boden und Moubray stürzte sich nach dem barbarischen Brauche der Zeit über ihn her und machte seinem Leben ein Ende. „Des Himmels Wille geschehe!“ sagte die Mutter; „aber gratias Deo! mir bleibt noch eine Möglichkeit.“

Heinrich Brantfield, der dritte und letzte Sohn, war von jeher der Mutter Liebling gewesen. War er auch dem Anscheine nach von zarterem Bau, trug er auch den Ausdruck eines sanftern Gemüthes, so nährte er doch die Hoffnung, seinen Vater zu rächen, in Wahrheit desto tiefer in den stillen Abgründen seines Herzens, und die Sehnsucht, die That zu vollbringen, glühte noch heißer in ihm, als in seinen Brüdern. Seine Seele hatte die Schwärmerel seiner Mutter in vollem Maße aufgefaßt. Die Kunde vom Tode seiner Brüder, die ihn in Frankreich erreichte, anstatt sein Herz mit Furcht oder Schrecken zu erfüllen, trieb ihn nur um so gewaltiger, das Abenteuer zu bestehen, das seiner wartete. Von diesem Augenblicke an entzog er sich gänzlich den Künsten und Wissenschaften, die er geliebt hatte; die Stunden der Nacht wandte er dazu an, die Geschichten berühmter Ritter seiner Seele einzuprägen, und die Tage widmete er ausschließlich dem Fichtboden. Sobald er sich gehörig vorbereitet glaubte, trat er in französische Kriegsdienste, um mit der Wissenschaft noch jene Erfahrung und Abhärtung zu verbinden, deren Mangel er für die Ursache von seiner Brüder Mißgeschick hielt. Wenn auch die Sonne der Ritterschaft damals schon im Sinken war, so war sie doch noch nicht ganz untergegangen. Montmorency war eben erst gestorben, Bayard lebte noch. Das Leben und die Thaten solcher Männer waren für Heinrich Brantfield die höchsten Gegenstände der Bewunderung, das Ziel seiner Nacheiferung. Kein junger Ritter saß fester auf seinem Rosse, keiner klagte weniger über das Ungemach des Kriegsdienstes. — Als er an Heinrichs III. Hofe eingeführt ward, lernte er Katharina Moubray kennen, die enterbte Nichte des Mörders seines Vaters, die, nachdem sie in einem französischen Kloster erzogen worden, jetzt dem Hofhalte der

Königin angehörte. Es könnte befremden, daß der junge Brantfield gerade diese vor allen Damen des Hofes auszeichnete; aber die Verflechtung der Geschichte dieses jungen Fräuleins mit seinem eigenen Familienunglücke, so wie der Umstand, daß ihre Leiden und die seltnigen von demselben verhassten Urheber stammten, wären schon hinreichend gewesen, ein warmes Mitgefühl für sie in seiner Brust zu erwecken, und wenn wir, außer diesen zufälligen Umständen, ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit und ihre hohen Tugenden in Betracht ziehen, so kann es nicht auffallen, daß gar bald eine zärtliche Neigung aus dieser Bekanntschaft erwuchs. Nur über einen Punkt konnten die jungen Leute ihre Ansichten und Gesinnungen nicht einigen. Wenn auch der zarten Katharina nur Haß und Abneigung gegen ihren grausamen Verwandten eingeprägt war, so konnte sie sich doch den Geliebten ihm gegenüber im tödtlichen Zwellampfe nur mit Grauen und Abscheu vorstellen, und that daher, was in ihrer Macht stand, um diesen von seinem schrecklichen Vorhaben abzubringen. Aber die Liebe vermochte nur wenig gegen das tiefer wurzelnde Rachegefühl, die Nahrung seiner Kindheit. Blumen, in einen Fluß geworfen, könnten diesen eben so leicht, nahe dem jähen Sturze, im Laufe hemmen, als Katharinens sanfte Bitten Heinrich von dem Ziele abzuwenden vermochten, auf dessen Erreichung seine ganze Erziehung ausschließlich gerichtet war, in dessen ruhmvoller Erstrebung seine beiden Brüder den Tod gefunden, und das bis dahin der einzige Gegenstand gewesen war, für den er selbst gelebt und geathmet hatte.

Öffentlich lehrte Heinrich, ausgerüstet mit aller Kunst, die jene Zeit zu lehren wußte, nach Schottland zurück. Als er vor seine Mutter trat, drückte sie ihn, in der stürmischen Aufwallung der verschiedenartigsten Gefühle, an ihre Brust und konnte lange Zeit die Augen nicht abwenden von seiner anmuthigen Gestalt. „Mein Letzter, mein Theuerster!“ sagte sie endlich, und auch Du — Viel habe ich über das nachgedacht, was nun erfüllt werden soll. Ich war nicht ohne Furcht und Zweifel, ob ich nicht etwas erstrebe, das am Tage der großen Rechenchaft meine Seele den Flammen Preis geben möchte; aber ich habe meinen Trost und meine Zuversicht gefunden. In der vorigen Nacht hatte ich einen Traum, dessen Deutung mir unzweifelhaft ist. Dein Vater erschien mir, in einer Hand einen Bogen haltend, in der andern drei schöne Pfeile. Darauf erschien auch der blutige Moubray. Der Vater gebot mir, die Pfeile auf den Verräther zu schleudern; ich that es. Den ersten fing er in seiner Hand auf, zerbrach ihn und trat ihn mit Füßen; nicht anders erging es dem zweiten; aber der dritte, der schönste von allen, durchbohrte seine schuldige Brust, daß er augenblicklich verschied. Der theure Schatten schenkte mir ein

freundliches Lächeln und versahand. Mein Heinrich, Du bist der dritte Pfeil, der endlich den Vergießer unsers Blutes durchbohren wird.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, März.

(Beschluß.)

Die freie Gesellschaft der Künste.

Doktor Cornac eröffnete die erste allgemeine Sitzung der „freien Gesellschaft der Künste“ mit einer zweckmäßigen und kurzen Rede, worin er berichtete, wie das Bedürfnis zu geistigen Mittheilungen unter Künstlern und Kunstfreunden den Gedanken zu diesem neuen Vereine eingegeben habe. Hierauf erstattete der Sekretär der Gesellschaft, Péron, einen ausführlichen Bericht über das bereits von derselben Geleistete. Man vernimmt aus diesem Berichte, daß der Verein Anfangs Willens war, gewisse Grundsätze festzustellen, welche eine Art von künstlerischem Glaubensbekenntnisse sein sollten. Er hat aber bald eingesehen, daß sich diese Orthodoxie mit dem Titel einer „freien Gesellschaft“ schlecht vertragen würde. Aber der Bericht scheint selbst ein wenig von jener Orthodoxie angefleckt, denn er spricht von den Verirrungen des Geschmacks, von den richtigen Grundsätzen in der Kunst u. s. w. Wenn die Herrn des Vereins es einmal dahin bringen, daß eine allein seligmachende Lehre von ihnen aufgestellt wird, so müssen sie ihre Sitzungen nur als unnütz aufheben; denn solcher orthodoxen Gesellschaften, die ihre Lehren und keine andern annehmen, gibt es schon zu viele in Paris; es wäre ganz überflüssig, deshalb eine neue, dem Titel nach freie, aber im Grunde unfreie Gesellschaft zu errichten. In Gelehrten- und Künstlervereinen taugt das monarchische Prinzip nicht viel; das republikanische ist hier weit besser an seiner Stelle. Deshalb läßt sich auch schwerlich billigen, daß eines der Mitglieder sich gegen die Einrichtung erhoben hat, daß in Paris bei mehreren Ministerien Kunstdirektionen sind. Der Mann will, es solle nur eine einzige Direktion bestehen, die nach gewissen vorwaltenden Grundsätzen die von der Regierung bestellten Kunstarbeiten leite. Wiederum ausschließliche Grundsätze und Lehren? Ihr Herrn der freien Gesellschaft der Künste, verplattet den Künstlern doch auch Freiheit in ihrem Streben und Wirken? Darin hat der Mann recht, daß die vielen Direktionen viel Geld kosten, wovon den Künstlern und der Kunst gar nichts, den Direktoren und Unterdirektoren aber Manches zu gute kommt; allein man vereinfache diese Direktionen und schaffe die unnützen Bureau's ab. Uebers Haupt wäre es vielleicht gut, wenn keine einzige Direktion bestände und die Künstler sich selbst überlassen wären; da nun aber einmal die Nation jährlich eine beträchtliche Summe zur Aufmunterung der Künste beisteuern muß, wie die Minister sagen, so ist es unumgänglich nöthig, daß diese Summe auch wirklich der Kunst zu gute kommt. Andere Mitglieder der Gesellschaft haben vorgeschlagen, man solle im Staate Niemand zum Baumeister annehmen, wenn er nicht eine gebührige Prüfung bestanden habe. Dies wäre nun recht gut, wenn die Schiedsrichter unelgenmäßige, unparteiliche Männer wären; allein man weiß ja schon, was dergleichen Prüfungen zu bedeuten haben, und wie kann man einen jungen Baumeister prüfen, wenn er kein Gebäude aufgeführt hat? Das Kunstwesen will heutzutage nicht mehr haben, besonders in Frankreich; alle Gewerbe sind frei, warum nicht auch die Künste? Man bemerke die Sonderbarkeit: in einer sich als frei erklärenden Gesellschaft sind gleich Anfangs mehrere

Vorschläge gethan worden, die gerade auf die Beschränkung der Kunstfreiheit abzielen. Einen bessern Gedanken hatte die Gesellschaft gehabt, da sie dem ihr gemachten Vorschlag billigte, einen Hilfsverein für alle und nothdürftige Künstler zu stiften. Es gibt in Paris zweihundert Hilfsvereine für alle Gewerbe; Künstler und Gelehrte hatten noch keinen, obgleich auch sie in ihrem Alter oder in Krankheit der Hilfe sehr bedürfen; denn wenige haben in den guten Tagen sparen können, oder daran gedacht; nach dem Plane besagten Vereins soll nun jeder Beitretende jährlich eine gewisse Summe in die Hilfskasse legen, wie bei den andern Vereinen gebräuchlich ist. Die „freie Gesellschaft“ konnte selbst die Kasse nicht anlegen; allein sie hat den Plan gebilligt und zur Ausführung aufgemuntert. Eines ihrer Mitglieder hat vorgeschlagen, man solle in jeder Stadt, ja in jeder Gemeinde die Bildnisse der Männer aufstellen, die sich um das Gemeinwohl verdient gemacht haben. Das ist nun wieder eines von den Projekten, wie man deren viele in Frankreich macht und die sich im Entwurfe gar schön ausnehmen. Freilich hätten die Künstler vollauf zu thun, wenn die vierzigtausend Gemeinden des französischen Reichs die Bildnisse ihrer verdienten Männer bei ihnen bestellten. Wo sollen aber die Gemeinden, die manchmal Geld aufnehmen müssen, um die Kosten gemeinnütziger Anlagen oder Verbesserungen bestreiten zu können, das Geld zu Bildsäulen und Säulen hernehmen? Die Bildnisse sollen vermutlich sehr schön ausgeführt werden; denn es würde sich wahrlich nicht der Mühe verlohnen, vierzigtausend Gemeinden mit schlechten Fragen zu versehen. Gut ausgeführte Bildnisse kommen aber sehr theuer zu stehen, und dann müßten auch wiederum Gebäude errichtet werden, um sie aufzustellen, wenn man sie nicht auf den Springbrunnen des Marktes stellen will. Mit dem Entwerfen von Denkmälern und Bildnissen ist man bald fertig, berechnet aber selten die Mittel zur Ausführung. Eben so hatte vor nicht langer Zeit Herr Julien, Herausgeber der Revue encyclopédique, mit einem Herrn Grille den Plan zu einer Volksbibliothek entworfen, womit jede der vierzigtausend Gemeinden des Reichs versehen werden sollte. Sie wollten diese vierzigtausend Bibliotheken mittelst Aktien anlegen; allein sie haben bald das Riesenhafte dieses Planes eingesehen und scheinen denselben aufgegeben zu haben. Nach der Berichtserstattung des Sekretärs der freien Gesellschaft der Künste wurden noch einige Abhandlungen verlesen, welche unter den im Laufe des Jahrs mitgetheilten ausgewählt worden waren; unter andern eine des berühmten Architekten Hittorff über die polychromische oder vielfarbige Baukunst der Alten. Als nämlich der Verfasser in Sizilien zu seiner Sammlung alter und neuer Denkmäler Muster abzeichnete, fiel ihm der farbige Anstrich mancher alten Tempel auf. Um diese Zeit fand auch Bröndstedt solche farbige Bauwerke in Griechenland. Es scheint also angemacht zu sein, daß die alten Griechen ihre Tempel, sogar die Säulen marmornen, oft in, und außenwärtig anstreichten. Hittorff meint, diese Farbenpracht schöner Gebäude habe mit dem ägyptischen Reichthum der Vegetation Siziliens ein harmonisches Ganze gebildet. Was wird nun aber aus der edeln, so oft als Muster gerühmten Einfachheit der alten Baukunst? Diese Farben werfen unsere Begriffe von dem Style der klassischen Architektur über den Haufen; sie sind aber einmal da und lassen sich nicht wegschlagen. Sollen wir jetzt unsere Säulenordnungen und Gesimse auch anstreichen, um klassisch zu bleiben? Die „freie Gesellschaft der Künste“ muß hier Rath geben; es ist ein Gegenstand, welcher verdient, von Gelehrten und Künstlern studirt zu werden. D. g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Mit unbefangner Weisheit milde Schimmer
 Hast freundlich du das Menschliche durchschleht;
 Mit prächt'gen, hohgedebuten Worten nimmer
 Der innern Dürftigkeit Gespenst verstellst;
 Hast mit dem Mark inkräftiger Wahrheit immer
 Gestalten, die du schöpferisch riefst, geschwellt;
 Du griffst nicht ein mit Abgunst noch mit Lieben,
 Ihr eignes Leben hat ihr Rad getrieben.

Nun ist entsaitet Deutschlands größte Feter!
 Bald wird es, wo Er still geherrscht, laut;
 Hin drängen sich viel ungeduld'ge Freier,
 Zu werben um die ew'ge Himmelsbraut;
 Doch keiner hebt den goldgestickten Schleier,
 Enthüllt ihr Götterantlitz keiner schaut,
 Sie weist zurück die reichsten Morgengaben,
 Denn schön're bot ihr der, der nun begraben.

Doch wenn geschmückt auch mit der Trauer Fülle,
 Von wüstem Jammer bleib' die Leiche rein!
 Es trat ja selbst der Tod, der Schanervolle,
 In griech'cher Schöne fast zu ihm hinein.
 „Der Erde schöner grüner Teppich solle,
 Sprach er, kein Lummelplatz für Larven seyn!“
 Daß wir gefast vom Leben seine Lehre,
 Bezeuge würdig seines Todes Ehre!

Gustav Pflger.

B r u n t f i e l d .

(Beschluß.)

Der junge Bruntfield begann nun auf das Umsichtigste seine Maßregeln zu nehmen, um den Kampf mit Moubray zu verwickeln. Die nämlichen Einwendungen, wie bei der zweiten Herausforderung, blieben bei der dritten nicht aus. Aber die öffentliche Meinung war zu sehr dafür, als daß man ohne Besorgniß vor bedenklichen Folgen ihr widerstreben durfte, und der Erbherr von Barnbogle, obgleich über die Blüthe der Jahre hinaus, war sich seiner Kraft zu wohl bewußt, um nicht einen Kampf zu wünschen, dessen glücklicher Erfolg ihn den berühmtesten Rittern seiner Zeit gleichsetzen mußte. Er hatte auch von der Neigung gehört, welche Bruntfield und seine Richte verband, und mochte in der Aussicht auf eine Heirath, die den Ansprüchen derselben auf das ihr entziffene Erbe ein größeres Gewicht geben konnte, noch einen selbstsüchtigen Grund finden, die Herausforderung seines jugendlichen Feindes anzunehmen. König Jakob suchte zwar die Parteien zu versöhnen, ward aber endlich iane, daß die Gestattung dieses ritterlichen Zweikampfes das einzige Mittel sey, sie für immer zur Ruhe zu bringen.

Zum Schauplatz ward diesmal Cramond Ineh bestimmt, ein niedriges Eiland im Meerbusen von Troth, nahe dem Schlosse Barnbogle. Alle Vorbereitungen leitete in bester Ordnung der junge Herzog von Lennor, der schon in Frankreich Bruntfields Freund geworden war. Auf einem ebenen Rasen, am nördlichen Ufer der Insel, ward der Kampfplatz abgesteckt und durch Pallisaden geschützt. Außerhalb dieser Schranken, auf einer Anhöhe, standen die Zuschauer, welche (man hatte den Andrang des Volkes abichtlich verhindert) fast ausschließlich den höhern Ständen angehörten; die Seeseite war ganz offen. An dem einen Ende der Bahn stand, mit seinen Angehörigen, der Erbherr von Barnbogle, eine große, häßlere Gestalt, mit einer Mischung von Wildheit und Heuchelei in den scharfen Gesichtszügen, die nicht eben geeignet war, die Herzen zu gewinnen. Am andern Ende sah man den jungen Bruntfield, gleichfalls von Verwandten und Freunden umgeben, das auffallendste Gegentheil seines Feindes. Sein schlanker Körperbau versprach mehr Gewandtheit, als überwiegende Kraft; sein offenes Antlitz zeugte von der ernstern Stimmung einer edlen, willenskräftigen Seele. Zunächst den Schranken waren Sitze für den Herzog von Lennor und andere Hofleute errichtet, die als Zeugen und Richter des Kampfes bestellt waren, und in geringer Entfernung auf dem Meere wiegte sich ein kleines Schiff, mit einer einzigen verhüllten Gestalt am Bord. Nachdem alle Förmlichkeiten erfüllt waren, bewegten sich die Streiter nach dem Mittelpunkt der Bahn, und dort, Fuß an Fuß, jeder das gewaltige Schwert in der Rechten, harrten sie des Zeichens, das sie alles Zwanges entledigen und sie zu einem Kampfe berechtigen sollte, von dem sie wohl wußten, daß er nur mit dem Tode des Einen enden konnte. — Es ward gegeben und der Kampf begann. Fast bei dem ersten Streiche verwundete Moubray seinen Gegner am rechten Beine. Reichlich strömte das Blut aus der Wunde; aber durch diesen Unfall kam Bruntfield hinter den Kunstgriff, auf welchen Moubray bisher mit so gutem Erfolge sich verlassen. So fochten sie mehrere Minuten, ohne daß einer dem andern das Mindeste anhaben konnte; denn wenn sich Moubray auch gegen die blitzschnellen Streiche und Stiche seines hitzigen Feindes gut zu vertheidigen mußte, so konnte er sie doch nicht erwidern. Es schien, als ob jetzt allein die Ausdauer entscheiden müßte, denn es war augenscheinlich, daß wenn kein Glücks- oder Unglücksfall der Sache ein Ende machte, der, welcher zuerst ermüdete, verloren war. Moubray, als der Ältere und Schwersälligere, fühlte bald seinen Nachtheil und begann daher mit größerer Wuth und mit weniger Umsicht zu sechten. Ein fürchterlicher Schlag, zu dem er seine letzten Kräfte gesammelt zu haben schien, traf Bruntfields Helm so heftig, daß er halb besinnungslos auf die Knie sank. Aber der erschöppte Moub-

Drop konnte seinen Vortheil nicht verfolgen; schwankend stand er dem jungen knieenden Feinde gegenüber, umsonst versuchend, seine Waffe zum letzten Schlage zu schwingen. Bruntsfeld, dessen elastische Jugendkraft sich schnell wieder sammelte, gewährte sogleich seinen Vortheil, der letzte Hoffungsstrahl riß ihn vom Boden auf, und es gelang ihm, den Dolch zu ziehen und ihn bis an das Heft in die Brusthöhle seines ermatteten Gegners zu tauchen. Ein Augenblick, und der Mörder seines Hauses lag todt zu seinen Füßen, und der laute Freudenruf der Zuschauer begrüßte den Sieger. In demselben Augenblicke erscholl vom nahen Schiffe her ein Schrei, der aus keiner irdischen Brust zu dringen schien. Ein Boot näherte sich rasch dem Ufer und in wenigen Minuten stürzte eine Frau auf den blutigen Schauplatz, sank sprachlos in des Siegers Arme und drückte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust. Stephan Bruntsfelds Wittve sah endlich den zwanzigjährigen Durst nach Rache gestillt; der Mörder ihres Gemahls, der Todtschläger ihrer beiden Söhne, lag entseelt vor ihr auf dem Rasen; ihr aber blieb noch ein Sohn übrig, ein Kind so edler Art, wie sie eines einer Mutter Herz beseligte. Jedoch der Wechsel der Gefühle war zu plötzlich, zu stark für ihre Kraft — sie versank in den Armen des Sohnes, mit dem letzten Athemzuge die Worte hauchend: „nunc dimittis, Domine.“

Der Verlauf dieser Geschichte ist ohne Erzählung abzusehen: anständiges Trauerjahr — festliche Hochzeit — zahlreiche Nachkommenschaft.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Die Propyläen sind im alten Zustande, Nachgrabungen jetzt durch die Türken ganz versagt, dadurch mein Vorhaben vereitelt, unter dem östlichen Siebel des Parthenon aufräumen und aus dem Schutt der türkischen Häuser dort hervorzuziehen zu lassen, was in ihnen vom alten Bau und seinen Bildwerken wahrscheinlich verborgen liegt. Die folgenden Tage wurden die andern Denkmäler untersucht (keines ist zu Grunde gegangen, einige nur theilweise beschädigt) und das Studium der Topographie von Athen begonnen, dazwischen Ausflüge in die auch jetzt noch grünenden und von den Bächen des klaren Kephisus schon bewässerten Gärten und Delwäldchen der Akademie, zum sophokleischen Kolonos, zu den Ufern des Ilissus, den Weingärten an ihm, den jetzt eben Ruinen des Pnyx, zur Kallirhoe und den übrigen Orten großer oder anmuthiger Erinnerungen, welche dieses wunderbare Land in seiner unzerstörbaren Herrlichkeit auch jetzt zum Hauptlande von Griechenland und Athen zu seinem

Juwel machen. Der Burg gegenüber, nach Süden gewandt, vorn zu beiden Seiten Aussicht über den Piräeus und die Küsten des Peloponnesus bis Kap Malea, näher in der Niederung die neue Stadt, zu beiden Seiten Ilissus und Kephisus, mitten in einem Panorama klassischer Erinnerungen und unvergänglicher Herrlichkeit der Natur. Dort wäre ein Platz, auf welchem die königliche Burg des neuen Beherrschers dieses wunderbaren Landes und Volkes sich erheben müßte, dem hier vergangene Größe und unvertilgbare Spuren des über Griechenland waltenden Genius in erhabenen Zügen und Bildern vor Augen ständen.

Ich fand die folgenden Tage noch viele Freunde, unter andern Kleantes, den Architekten, der uns in München besucht und den Dienst der Regierung in Megina verlassen hat, vorzüglich, weil Rustoribi ihm zornig gesagt: „Fluch den Türken, daß sie die Alterthümer von Athen nicht ganz zu Boden geworfen und vertilgt, damit von ihnen nur keine Rede mehr wäre,“ und er in der Erklärung dieses Vertrauten des Präsidenten einen neuen Beweis von des letztern Auflichter gefunden; Pittakos, einen guten Kenner der attischen Alterthümer, der sich zurückgezogen, weil man ihm angesonnen, den Kunstschaffter der Fremden, besonders der Engländer, zu machen; Benthilos, der sein Lehramt in Megina aufgegeben, weil man ihm untersagt hat, mit seinen Schülern den Gorgias des Plato zu lesen. Athen und Missolonghi waren dem corinthischen Herrscher am meisten verhaßt, jenes wegen seines alten idealen Ruhmes, dieses wegen seines neuen Heroismus, beides Potenzen, die ihm seine Rechnung mit Griechenland zerstört hatten, das er bemüht war, in eine Art von Meierei für sich und seine Familie einzurichten. Auch Zacharizias, den Bruder des jungen Z. in München, und seine Familie lernte ich kennen und wurde von ihnen auf das freundlichste aufgenommen.

Am 23. November verließen wir Athen, um in Gesellschaft von Zacharizias, der in Marathon Besitzungen hat, die Reise dorthin, und von da nach Euböa, Theben, Livadien, den Thermopylen und Delphi anzutreten. Die nächsten Gegenden wurden für unsicher gehalten; einige Tage zuvor waren zwei junge Engländer auf dem Wege nach Marathon von drei Räubern angefallen und geplündert worden. Wir hatten deshalb drei Pallikaren und einen Kapitän zu unserer Bedeckung und waren selbst bewaffnet, ein Zug von neun Männern außer den Pferdeträgern, womit es so leicht die Räuber nicht aufnehmen. Auch sahen wir in aller Sicherheit die Ebenen von Marathon (nach so vielen Beschreibungen ist sie zur Aufklärung der Schlacht daselbst noch immer nicht hinlänglich bekannt), und kamen unbehellig über Dropus und Aulis nach Megropont (Chalkid), nachdem sich un-

fere Gesellschaft kurz vorher getrennt hatte. Erst dort erfuhren wir, daß unsere Beschüßer zu den Räubern gehört hatten und nach Negropont gekommen waren, um vom Pascha gegen Falschgekauftener Verzeihung zu erhalten. Zacharizab aber, der nahe bei Dropud auf einem seiner Dörfer eingelebt war, war dort von kobernitischen Soldaten überfallen und nebst seinem Sekretär festgenommen worden, weil er zu den Beguern des Präfidenten gehört hatte. Er entkam die Nacht auf seinem Pferde in die Gebirge, den Sekretär ließ man später frei. Die Truppen waren von Athen aus über seine Reise benachrichtigt und von Ebeben zu dieser Expedition geschickt worden.

Nachdem wie so, ohne es zu wissen, den Händen der Räuber und der kobernitischen entgangen waren, sind wir in guter Ruhe von Chalkis nach Eretria, dann nach Ebeben, Platda, Lenktra, dem copaischen See, Livadien, Ebarouea, Platea gegangen, haben überall halbverwobete Fluren und Orte in Trümmern, aber überall auch Anfänge eines neuen Lebens durch die unverwüßbare Triebkraft des Bodens und der Bevölkerung, freundliche Aufnahme von vielen Menschen, denen mein Name lieb war, Gelegenheit zu archäologischen und geographischen Beobachtungen und Entdeckungen gefunden und dann, von dem besten Wetter begünstigt, unsern Weg nach den prachtvollen, herrlichen Thermopylen fortgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Carlyle über Goethe.

Fraser's Magazin, welches so oft Bilder und Zerrbilder von berühmten und berühmten Menschen mittheilt, enthält diesen Monat ein Bild von unserm Goethe. Im bequemen Overcoat, mit losen, langen Beinweibern und Pantoffeln, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, steht der schöne Greis mit rückwärts gewandtem Gesichte da, mit dem heißen Blicke des Seher's um sich schauend, obgleich die Last der Jahre den Körper etwas gebeugt hat. Eine kurze rhapsodische Beschreibung, welche das Bild begleitet, ist von der Feder des genialen Carlyle, dessen vortreffliches Jugendwerk, Schiller's Leben, nun wohl auch Deutschland mit seinem Werthe bekannt gemacht hat; und da der vortreffliche Mann fast der einzige blasse Literatör ist, welcher mit Goethe in genauer Verbindung steht, so rührt das Bild selbst wahrscheinlich auch von ihm her. „Leser!“ ruft Carlyle dem über die Massen beschäftigten Publikum zu, „hier siehst du das Bild von Johann Wolfgang Goethe. So blüht und lebt jetzt in seinem 83sten Jahre, in seinem kleinen, freundlichen Kreise zu Weimar, der aufgetrübteste, einflussreichste Mann seiner Zeit, Leser! in diesem Kopfe hat sich die ganze Welt abespiegelt, und zwar in solcher geistigen Harmonie, wie nie wieder, seitdem unser Shakespeare uns verlassen; selbst die Lumpenwelt,

worin du mühsam kämpfst und wohl auch strauchelst, liegt verklärt darin und authentisch offenbart.“

„In dieser unserer verkehrten Zeit, wo die Menschen ihre alten Leitsterne verloren haben, Leuchtwürmern und Irrlichtern nachlaufen und in der Welterschütterung Alles in ein trübes Chaos zusammenstürzt, hohe niedrig und Niedrige hoch werden, und bald hier ein König, dort ein Herzog austauscht, sich einen Augenblick schwebend erhält und sich einbildet, er sey der Herr und Herrscher von Allem, und hoch wie die oberste Schaumblase ist, welche schnell wieder platzt und sich mit den wüsten Fluthen vermischen muß — in dieser jämmerlichen Zeit, sage ich, wurden uns doch, dem gütigen Himmel sey Dank, zwei große Männer zugesandt. Der eine schläft jetzt auf St. Helena einsam unter des Weltmeers ewigem Wiegensied, der andere freut sich noch des lieben Sonnenlichts an den Ufern der Tyne. Groß war die Rolle, die jedem zugetheilt war, groß die Gaben, die jeder empfangen; aber merke dir den Unterschied: Bonaparte schritt durch die sturmbewegte Welt hin wie ein Alles verschlingendes Erdbeben, blügend und donnernd und ein Reich über das andere hinströmend; Goethe war wie ein sanftes, süßes Licht, bei dessen Schimmer dieser Wust wieder als eine Sisyphus erscheint. So ist denn auch Napoleon mit seinem Auserwähltem, seinem Waterloo und Borodino hin und verschwunden, der Lärm seiner Thaten ist verflungen, wie der Lärm einer Balgerei in der Schenke. Der andere aber — er leuchtet noch immer mit unmittelbarem Lichte; seine gottbegleiteten Worte werden ewig in frischen Herzen wohnen und geborne und ungeborne Denker begeistern. In fünfzig Jahren wird, was er gedacht, zur Sprache der Tagesblätter hinabgedrungen seyn, und nach seinen Worten wird man Gesetze machen; ja, dieser Mann muß die Welt beherrschen.“

„Leser! dir selbst, wer du auch seyst, gibt er in diesem Augenblicke einen Rath, gibt dir das Geheimniß seiner poetischen Alchemie preis; es heißt: *Gedenke zu leben!* Ja, dein Leben, und wärest du einer der elendesten Jammerthiere der Erde, ist kein eitler Traum, sondern eine ernste Wirklichkeit. Es ist dein, es ist alles, womit du der Ewigkeit entgegenreten kannst. Wirke denn, wie er es gethan — wie ein Stern, ohne Haß, doch ohne Rast. — *Lebe wohl!*“ Diese Worte sind wohl für die Deutschen aller poetischen Konfessionen merkwürdig; mit welchem Gesichte aber unsere prosaischen Magazinleser sie aufnehmen werden!

Das letzte Stück des Fraser'schen Magazins enthält unter andern auch die Fortsetzung von Irving's Beschreibung, wie die Gabe der Zungen und der Prophezeiung in seine Kirche gekommen. Der Aufsatz ist als das Resultat der Vertirung eines hochbegabten Geistes psychologisch wichtig und sollte in Deutschland nicht übersehen werden. Edward Irving, den man in einigen deutschen Zeitschriften irrig einen Methodisten genannt hat, ist ein Geistlicher der schottischen, geschlich anerkannten Nationalkirche. In den ersten Jahren, wo er hier als Prediger einer schottischen Gemeinde auftrat, sah er es, als ob er das innere Wesen des Christenthums mit seinem hohen Gemüthe auffassen wollte; er fing an, ihm die verklärte Sprache des Hebraismus abzustreifen und es in der Sprache der Zeit, aber in einer aus dem Herzen kommenden Kraftsprache, vorzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Ruhe finden. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß er grenzenloses Vertrauen in sie setzte. Der Grund desselben macht jedoch dem Menschenkenner Rousseau wenig Ehre; er meinte nämlich, ein geistig so beschränktes Wesen, wie Theresen, könne nicht betrügen. Dies war der größte, theuer bezahlte Mißgriff seines Lebens. Sie mußte freilich entsetzlich und unbeschreiblich beschränkt seyn, weil sie in dem dreißigjährigen genauen Umgang mit Jean-Jacques nicht die geringste Bildung annahm. Er glaubte, sie sey unfähig, ihn zu hintergehen, damit aber hinterging er sich selbst. Die lange Gewohnheit machte ihm das Drückende und Beschämende dieses Verhältnisses erträglich. Wer begreift aber den mächtigen Einfluß, den dieses beschränkte Geschöpf auf den geistreichen Mann hatte? Ueberall, wo man ihm Freundschaft und Gastlichkeit erwies, ohne sie besonders zu berücksichtigen, gelang es ihr leicht, ihn mit seinen Freunden zu entzweien. Dies war in Notiers, Trie, in Manquin, in England wie in Frankreich der Fall. — Es ist viel darüber gestritten worden, ob Rousseau wirklich mit ihr verheirathet gewesen sey. Der Graf Escherny, der doch mit Jean-Jacques auf sehr genauem Fuß lebte, sagt: „Ich weiß sehr genau, daß er weder bürgerlich, noch religiös mit ihr verheirathet gewesen ist; er hatte sie bloß beim Aufstehen vom Tisch und vor zwei Gästen „seine Frau“ genannt. Rousseau selbst bestätigt dies und gibt nur dieser Aeußerung vor Zeugen größere Wichtigkeit: „Diese eheliche und heilige Verbindung ist in ihrer ganzen heiligen Einsalt, aber auch in ihrer ganzen Naturwahrheit in Gegenwart von zwei verdienstvollen Ehrenmännern geschlossen worden.“ Diese Zeugen waren Champagneur, Maire von Bourgoin, und Rosier, ein Artillerieoffizier. Du Peyron schrieb bald nach dieser Heirath an Rousseau und nannte ihn bei diesem Namen, weil er voraussetzte, daß er nun den angenommenen — Renou — abgelegt habe. Darauf antwortete ihm aber Jean-Jacques: „ich begreife durchaus nicht, warum Sie glauben, daß ich meiner Heirath wegen meinen bisherigen Namen nicht mehr führe; die Namen verheirathen sich ja nicht, sondern die Menschen.“ Rousseau verheirathete sich also nicht unter seinem wahren Namen mit Theresen und kam auch keiner der gesetzlichen und herkömmlichen Förmlichkeiten nach; aber er hielt sich nach seinen Ideen für vollständig und gesetzlich verheirathet, und dieß entscheidet hier. Erst in den letzten Monaten seines Lebens überzeugte sich Jean-Jacques von Theresens gänzlicher Verworfenheit, und dieß trug wesentlich zu seinem Tod bei. Sie hatte wahrscheinlich schon länger mit dem Stallknecht Girardin in Ermenouville ein genaues Verhältniß; darum betrieb sie Rousseaus Abreise von Paris mit so großer Eile, und darum wider setzte sie sich seinem Wunsch, Ermenouville wieder zu verlassen, mit so großem Eifer. Um Unterstützung zu er-

langen, wandte sie sich zuerst an Mirabeau, der ihr am 12ten Mai 1790 antwortete: „Mit heiligster Achtung habe ich am Schluß Ihres Briefs den Namen des großen Mannes gelesen, der Frankreich zuerst die Kenntniß der Freiheit gegeben hat, die es jetzt ehrt. Jean-Jacques Wittwe hat großes Recht, Dankbarkeit von dieser Freiheit zu verlangen. Es ist mir sehr peinlich, zu vernehmen, daß Sie in keiner guten Lage sind. Ich verehere aber das Andenken Rousseaus, dessen Namen Sie tragen, zu sehr, um Ihnen selbst die huldigende Gabe anzubieten, welche Ihnen die Nation schuldig ist. Weichen Sie also gefälligst bei der Nationalversammlung eine Schrift ein. Die Repräsentanten des französischen Volks haben allein das Recht, die Wittwe des Mannes anständig zu versorgen, den sie so gern in ihrer Mitte sähen. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu seyn etc. Graf Mirabeau.“ Es wurde Theresen hierauf eine Pension von 1200 und später von 1500 Franken ausgesetzt, die aber, da sie in Affignaten bezahlt wurde, bald so viel wie nichts betrug.

Briefe aus Griechenland.

Von Zblersch.

(Fortsetzung.)

Am 7ten December standen wir an dem erhabenen Amphitheater der thessalischen Gebirge neben den perpendicularen Felsenwänden des Deta, vor den reichen Schwefelquellen, die dampfend in drei großen Bächen aus dem Fuße desselben strömen, und dem Pässe der Thermopylen seinen Namen gegeben, auf dem Grabe des Leonidas, wie ein Hügel neben ihm genannt wird, in welchen man während des letzten Krieges tief hineingegraben und in dessen Tiefe man alles menschliches Gebein ohne allen Schmuck gefunden hat. Die Schädel und andere Knochen wurden von den Griechen sorgfältig gesammelt und zur Seite gelegt, als sie genöthigt waren, sich zurückzuziehen. Zwei Tage dar, auf nahmen sie ihre Stellung wieder ein, und die Gebeine waren verschwunden. Mit Mühe gelang es, noch eine Reliquie davon aufzufinden. Von den Thermopylen gingen wir zu den großen Ruinen von Lithorea am nordöstlichen Ende des Parnass, von da über Parapotamia und Daulis in das Thal desselben, von welchem sein ganzes Gebirgslager der Länge nach von S.O. nach N.W. durchschnitten wird, von dem Eriodos, in welchem Laios erschlagen ward, bis Delphi hinauf, das uns am Nachmittag des 10ten Dec. auf einer östlichen Fläche des sich dort herumbeugenden nördlichen Gebirgrückens, über den Abgründen der Kastalla und des Mistus, mit größtentheils neugebauten Häusern entgegenschimmerte. Wie überall, fand ich auch dort Natur, Lage, Ruinen mehr oder weniger

von den Berichten der Neuern verschieden, und ein Auf-
enthalt von mehreren Tagen hat mich in den Stand
gesetzt, die Beschreibung von Pausanias mit dem Orte zu
vergleichen, die Tempel, heiligen Bezirke und Quellen,
Gymnasium, Theater u. dergl. bestimmter nachzuweisen
und zu einer bessern und genauern Beschreibung und Ver-
gleichung dieses merkwürdigen Ortes Materialien zu sam-
meln. Auch die Nachgrabungen sind nicht ganz vergeblich
gewesen, und zu der Terrasse mit Inschriften, die man
schon kannte, habe ich eine zweite cyclopische gefunden,
jener parallel, tiefer, die ebenfalls mit Inschriften, Ehren-
denkmälen, Schenkungsurkunden u. dergl. bedeckt ist.
Dier Terrassen durchschneiden die nordöstliche Hälfte des
theatralisch sich erhebenden Raumes, gegen Osten bis an
die Felsenwände des Parndassus und die Klippen der Ka-
stalia reichend, gegen Westen durch eine mitten in dem
Ort gerade aufsteigende Mauer geschlossen. Dieses war der
περὶ ἱεροῦ des Tempels, er selbst auf der dritten Ter-
rasse, gegen sie schräg gestellt, am Orte, wo jetzt die Kirche
des h. Nikolaus steht. Westlich von ihm in der Höhlung der
schrägen Fläche und neben der Mauer des Peribolus her-
abreichend, das Theater, darüber das Stadium, in der
Nähe noch deutlich zu entdecken der Feld der Herophile,
die Quelle Kassiotis, vom Umfang dieser Gebäude durch
eine tiefe Kluft, in welche die Quelle Kastalia fällt, ge-
trennt; im vordern Stadtheil ist sowohl die Lage des Tem-
pels der Athene Pronoia, als der Hain des Phylakos und
das Gymnasium mit größter Bestimmtheit nachzuweisen,
Vorzüglichem Erfolg versprochen die Nachgrabungen bei
der Kirche des heil. Elias, wo, wie ich glaubte, ein al-
ter Tempel des Zeus gestanden, wurde aber durch den
Zusammenlauf der Bauern gehemmt, die mit großem
Geschrei den Arbeitern die Werkzeuge aus den Händen
rissen und mit meinem Diener, der, in diesen Dingen
erfahren, die Aufsicht führte, haderten, daß er die Grä-
ber ihrer Angehörigen aufwühle. Ich kam mitten in das
Gegänge hinein, und fand für rathsam, mich aus der
Mitte dieser verwilderten Gemüther mit meinen Leu-
ten zurückzuziehen.

Am Meere bei Salona angekommen und ziemlich er-
müdet von dem fast täglichen Reiten und Arbeiten wäh-
rend zwei Dritttheilen eines Monats, nahm ich eine
Barke, auf welcher wir die 66 Seemeilen bis Ko-
rinth bei dem anmuthigsten, lantersten und erquicklichsten
Wetter glücklich zurücklegten, und von da über Megara
und Eleusis wieder in Athen ankamen. Dort hörten
wir die traurigen Vorgänge von Argos, die nothwendige
Entwicklung eines gewaltthätigen Systems, den Aus-
bruch des Bürgerkriegs, die nahen Bewegungen der
Konstitutionellen in Megara, und waren, während es
uns ums flüchtete, friedlich mit der vergangenen Zeit und
ihrer Herrlichkeit beschäftigt. Ich brachte am 1. Januar

des neuen Jahres eine Versammlung der Athener zu
Stande und schlug in einem ausführlichen Vortrage vor,
daß sie zur Erhaltung ihrer durch Unwissenheit und Roh-
heit preisgegebenen Alterthümer eine Kommission ein-
setzten und dieser durch Subscription die Mittel geben
sollten, jenem heiligen, nützlichen und nothwendigen Ge-
schäfte sich zu unterziehen. Die Sache kam nach einigen
Bedenklichkeiten zu Stande, und nachdem die Freunde
mir unter den Säulen des olympischen Zeus noch ein
Mittageffen gegeben, wo die Lämmer auf homerische
Weise am Spieß gebraten wurden und viel rother Wein
getrunken ward, reiste ich am 18. Januar von dem ge-
sangreichen, dem weihenbekränzten Hellas ab, um in
dem finstern, kalten, abschreckenden Nauplia die Freunde
zu begrüßen, über den Zustand der Dinge, die Absichten
und Mittel der Partheien Erkundigung einzuziehen und
darnach meine Maßregeln zu nehmen. Weiter habe ich
mit den Denkmälern in Athen beschäftigt zurückgelassen,
und werde nach meiner Reise durch die Inseln dahin zu-
rückkehren, um ihn zur Heimreise über den Süden des
Peloponnesus abzurufen.

Triners Morgenlied.

Solne Sonnenstrahlen blitzen
In die Dämmerung hinaus,
Wie Champagnerstrahlen spritzen
Aus gesprengter Flasch' heraus.

Und die Blume hält nach Osten
Durstig ihren Kelch geschwind,
Von dem goldnen Wein zu kosten,
Der aus blauen Lüften rinnt.

Und berauscht von seinen Funken,
Schwanken alle Blumen rund,
Alle Vöglein singen trunken:
Morgenstund' hat Gold im Mund!

Und ich trete vor die Sonne,
Hebe lustig ihren Spund,
Und die Strahlen meiner Sonne
Blitzen in des Kelches Grund.

Woll' des goldnen Weines schwing' ich
Meinen Becher an den Mund,
Und im süßen Rausche sing' ich:
Morgenstund' hat Gold im Mund!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Schwärmer Irving.

Die seltene Erscheinung führte die ausgezeichnetsten Männer zu Irvings Füßen, und wenn er sich hätte entschließen können, auf diesem Wege fortzufahren, er hätte Wunder thun können. Aber die außerordentliche Anstrengung griff seinen Kopf an; es war ihm, wie er sich ausdrückt, als würde ihm das Gehirn mit Nadeln durchstochen; da fiel es ihm aufs Herz, dies sey ein Wink des Himmels, daß er sich auf unrechtem Wege befinde; man müsse das Christenthum nicht als ein großes Ganze auffassen und als solches umgestaltend auf Herz und Sinn wirken lassen, sondern müsse jeden einzelnen Satz, jedes einzelne Wort zu verstehen und zu erklären, jeden Umstand an sich und andern zu beethätigen suchen. Daß dabei ein fühner, rüstiger Geist, wie der seltsame, mit Vorliebe an dem Sonderbarsten und Auffallendsten hängen bleiben mußte, ließ sich erwarten, und so überredete er sich bald, alle neutestamentarischen Wunder müssen sich erneuern lassen. Dies predigte er zwei, drei Jahre lang mit wachsendem Eifer, und das Resultat war, daß nach einiger Zeit wunderbare Heilungen, Prophezeiungen vorkamen und endlich das Reden in fremden Zungen sich einstellte. Zwar hat man noch keine Berge versetzt, was bei der Anlage von Eisenbahnen von unendlichem Nutzen seyn würde; indessen sieht er und die Seinigen der unmittelbaren Ankunft des Antichrists entgegen, welcher sodann schnell das tausendjährige Reich nachfolgen soll. Es heißt jetzt, man wolle ihn von seiner Kanzel vertreiben; die Kuratoren der Kirche mit der Mehrheit derer, welche zum Bau derselben beigetragen haben, meinen, diese Phantasterelen seyen der Religion mehr nachtheilig als förderlich, und haben sich daher entschlossen, ihm nächstens die Thüre vor der Nase zu verschließen. Natürlich wird ihm dies nicht hindern, seine Mirakelbude anderswo aufzuschlagen, und da er dann als Märtyrer erscheint, so wird wohl die Zahl seiner Anhänger sich noch vergrößern. Das Beste bei einer solchen Ausbreitung ist, daß das Prestigium sodann auch untergeordneten Geistern zufallen muß, welche durch ihre Beschränktheit dem Unwesen den Nimbus von Würde benehmen werden, den Irvings hebes Gemüth jetzt noch um den Usin verbreitet. Ja es sollte mich gar nicht wundern, Irving selbst von seinem Wahne zurückkommen zu sehen.

Werkwürdig ist es übrigens, daß, nach Irvings Angabe, die Frauen, denen die Gabe der Zungen zu Theil geworden, dieselbe nur in der Form der Prophezeiung, die Männer dagegen in allen von Paulus angeführten vier Formen besitzen, nämlich in der der Offenbarung, der Kenntniß, der Prophezeiung und der Lehre. Die unbekannte Sprache; die aber kaum den zehnten Theil von dem ausmacht, was die begabten Personen überhaupt vorbringen, soll indessen nicht zur Belehrung der Gemeinde dienen, sondern zur Erbauung der Person, die sich der Geist zum Werkzeug erkoren, und sowohl dieser Person, als den Zuhörern beweisen, daß das, was sie neben dieser fremden Zunge in englischer Sprache reden, nicht etwa Produkt ihrer eigenen geistigen Thätigkeit, sondern unmittelbare Eingebung der Gottheit sey. „Wenn ich in meiner Muttersprache bete,“ soll eine der begabten Personen zu Irving gesagt haben, „so habe ich, wie sehr sich auch meine Seele auf Gott allein richten mag, doch daneben noch andere Gedanken und Wünsche, die sogar die Worte, deren ich mich bediene, hervorrufen. Mir ist wie einem, der der Heimath, welche vor ihm liegt, zuflieht; obgleich er weder

rechts noch links seine Augen schweifen läßt, so wird er doch nothwendig von den bekannten Gegenständen zu beiden Seiten des Wegs in Anspruch genommen. Aber sobald ich vom Geiste hinweggeführt und getrieben werde, in einer „unbekannten Zunge“ zu Gott zu reden, dann ist es, als ob sich eine dicke Hülle auf die ganze Gegend umher niedergelassen hätte, und ich sehe nichts als den Gegenstand meines Strebens und die Straße, die dahin führt. Ich werde mir mehr als je der Gegenwart Gottes bewußt; Er und nur Er ist in meiner Seele. Ich werde mit irgend einer Form des göttlichen Geistes erfüllt, sey es Freude oder Schmerz, Lust, Liebe, Erbarmen, Mitleiden, Zorn oder Unwillen, und ich muß es in Worten aussprechen, die eine allmächtige Gewalt über meinen Geist üben; die aber, da sie mein Verstand nicht begreift, meine Andacht durch Verdüpfungen oder Wechsellagern mit der sichtbaren oder Verstandeswelt nicht stören. Ich fühle mich, so zu sagen, mit Gott in seinem eigenen Tempel eingeschlossen und vor den Anfechtungen der Welt, des Fleisches und des Teufels geborgen.“ In diesen Worten liegt, nach Irving, die Erklärung des Mysticismus und zugleich des Zwecks der Gabe der Zungen. „Diese Wirkung des heil. Geistes,“ sagt er weiterhin, „ist höchst wunderbar; wenn die Schnelligkeit des Ausdrucks, zuweilen der Kampf der Sprachwerkzeuge, sich der Worte zu entledigen, auf höhere Einwirkung hinweisen, so beweist vollends der Gehalt des Ausgesprochenen, daß es ein Ausfluß des heil. Geistes ist. Solche Tiefe der Anschauung, solche Offenbarung der Wahrheit, solche Ablerblicke in das Wesen Gottes, solche Reinheit der Liebe, solchen Ernst der Ermahnung, mit einem Wort, solche himmlische Geisteserhebung habe ich nie von eines Menschen Lippen vernommen, wie von denen, die auf diese Weise durch den heil. Geist reden. So ist es auch mit denen, welche prophezeien; die herrliche Einheit, der lebendige und belebende Geist ihrer Reden geht über alle Begriffe.“

So abgeschmackt dieses auch seyn mag, so ist doch das redliche Streben einiger Menschen, sich aus dem Strudel des Unglaubens und des toben Formalismus, aus den Banden des Mechanismus zu befreien, ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Zeit ist offenbar an einen Wendepunkt gelangt; man hat des Zerfallens und Verneinens genug und fängt wieder an, an's Aufbauen und Bejahen zu denken; hat ja doch der Beschränkteste erkannt, daß aus aller Selbstsucht zusammen genommen, Liebe und Selbstopferung nicht als Facit hervorgehen können; selbst das tolle Wesen des St. Simonismus in Frankreich beweist, daß die Jugend erkannt hat, wie sich nur auf die Basis der Religion der Staat erbauen lasse. Noch widerstrebt zwar ihr Stolz dem Gedanken, sich beim so lange verachteten Christenthum zuzuwenden; aber erblicken sie dieses nur erst einmal in seiner Reinheit, so werden sie ihm gerne zufallen, sollte es ihnen auch belieben, sich fortwährend anders zu nennen; am Namen ist es ja auch nicht zu thun. Aber auch in der Literatur haben wir einen Propheten, zwar noch eine Stimme in der Wüste, die aber doch in Palästina und Hütten bringen wird. Es ist dies derselbe Thomas Carlyle, dessen schon oben erwähnt worden. Nach der traurigen Erfahrung, die er mit Schillers Leben gemacht, nahm sich, daß gemüthliche, das innere Leben ergreifende Werke, wenn sie nicht in dem gewöhnlichen religiösen Jargon abgefaßt sind, unbeachtet bleiben, arbeitet er nur für die wichtigsten Zeitschriften (Reviews), wo er dann an die Anzeiger irgend eines Buchs seine Ansichten von der Welt anknüpfen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. O. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Der Vater unseres Deutsch-Franzosen
 Behalf sich gänzlich ohne sie,
 Um sich als Mensch, der nichts zu verlieren,
 Als Sanktstott zu präsentiren;
 Als Mann des Volks, der so es liebt,
 Daß er dem Volke bloß sich gibt,
 Und so in Freiheit und Gleichheit schwimmt,
 Daß gleich er sich Freiheit zu Allem nimmt. —
 Kaum aber erschien der kleine Mann,
 Gleich zog der Volksfreund Robesten an,
 Gleich war der Despotfeind in Bonapart,
 Der Deutsch-Franzose, so vernarrt,
 Daß er in seinen Trauerjahren,
 Als wir Napoleons Knechte waren,
 Von einem seligen Weltreich träumte,
 Das die Erobrungsfucht versprach,
 Und kein Te Deum je versäumte,
 Und angesagt zu Hohn und Schmach,
 Und immer rief: Es lebe der Kaiser!
 Wovon ihm noch die Kehle heiser. —

So wie nun der Vater: Bonaparte!

So ruft Neu-Deutsch-Franzose, sein Sohn:
 Die Charte, die Charte, es lebe die Charte!
 Es lebe die glorreiche Revolution!
 Die Propaganda! Die große Nation!
 Die Schuljugend lebe, der Freiheit Pfister!
 Das Mouvement, das nimmer weilt!
 Es lebe vor Allem das Straßenpflaster,
 Das alle Völkermunden heilt! —

So meint der neue Deutsch-Franzose,
 Er sey den Wetter-Nichel los,
 Und habe ganz das Mouvement
 Und des Parisers neu'nes Air;
 Doch der Pedant hinkt Jahrelang
 Hinter der dortigen Mode her.
 Das Kleid, womit er uns den Ton
 In Deutschland anzugeben denkt,
 Die abgetragne Bluse hängt
 In Belgien selbst beim Trödler schon.
 Dort ist der Paroxismus vorüber,
 Neu-Deutsch-Franzose hat noch immer das Fieber;
 Er phantastirt — doch wie ein Pedant,
 Breit, abgedroschen und ennuyant. — —

Wer schreit nun über Demagogen?

Wer droht dem deutschen Volk mit Strafe
 Für Worte, die der Modestlave
 Nachsprach, wie sie ihm vorgelogen? —
 Die ist es, die dort im Hintergrund
 Des Bildes steht, mit bebendem Mund:
 Die Camarilla, die ihn erzogen,
 Die ihn gebettet hat auf Rosen
 Den alt und neuen Deutsch-Franzosen,

Den Bastard der französischen Moden,
 Des deutschen Wesens Antipoden! —
 Vor seinem undeutsch-tollern Schwägen
 (Es will es so die Nemesis)
 Mag sich die Camarilla entfesseln
 Und drohen mit Schwert und Finsterniß . . .
 Du aber Deutschland siehst in Ruh
 Dem Einen wie der Andern zu;
 Die ist nicht vor Bewegung bang,
 Du fürchtest nicht den Widerstand,
 Du gehst, mein deutsches Vaterland,
 Den festen deutschen Heldengang! —
 Es laß Dir keine Modenjunst
 Die angestammten Güter rauben,
 Die Treue nicht und nicht den Glauben
 Und nicht die Tiefe der Vernunft.
 Die führen uns und Gottes Leitung —
 Nicht modisch-fremder Wandelstirn —
 Zu sittlich-innere Welterschreitung,
 Zu Gleichheit und zu Freiheit hin.

Ludwig Robert.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

Syra, den 31ten Januar.

Ich bin den 25ten Januar mit einer Feluke von My-
 lenä nach Syra unter Segel gegangen. Am Morgen nach
 unserer Abfahrt waren wir auf der Höhe von Spezia und
 kamen den Tag über bei wenig günstigem Winde nur in
 die Nähe von Hydra. In tiefer Dunkelheit und unter
 beginnendem Regen lief das Fahrzeug in einem kleinen,
 aber guten Hafen der Insel Thoko, südlich von Hydra,
 ein, in welchem schon mehrere andere Barken ihr Nacht-
 quartier vor uns bezogen hatten. Am Morgen wurde
 am Strande erst Kaffee gelocht, ein Vorrath von guten
 Fischen, Kartoffeln und Eiern geröstet, ehe die Fahrt
 weiter ging, welche etwas langwierig zu werden drohte.
 Der Tag brachte uns an Hydra vorüber, und die folgende
 Nacht auf die Höhe von Thermia. Die Witterung war
 wieder hell und ausnehmend mild, ein wahrer erquickender
 Sommertag, der Wind von Westen günstig, aber so
 schwach, daß der Steuermann und die Gesellschaft viele
 Senfter und Gedete an die Panagia und den heiligen
 Mikolans schützten, daß sie doch etwas stärker wächten
 blasen lassen. Mein Junge sammelte zugleich in seiner
 rothen Rüge von der nicht eben wohlhabenden Gesellschaft
 aus Kypros, Mitylene, Salona, Janina (auch ein Türke
 war darunter) Beiträge zu einer Litany, die man dem
 Heiligen in Syra wollte singen lassen. Wir sahen in
 einem schönen Amphitheater Megina, Sia, Thermia und

weiter gegen Süden Milos und Seriphos um und ausgebreitet, und kamen dem Kanale von Sia und Therma ziemlich nahe.

Die Nacht über war es fast ganz windstill, aber den folgenden Tag fing der West stärker an zu blasen, und wir gingen nun in rascherem Laufe durch den Kanal zwischen beiden Inseln in einen Kreis anderer ein, die sich sofort um uns her ausbreiteten, die jetzt beschneiten Gipfel des Karistos zur Linken, an welchen Andros und Tinos sich in langem Zuge angeschlossen, während weiter gegen Südost die Berge von Paros und Naxos verdufteten. Syra, das Ziel unserer Reise, lag im Bogen jener schönen Eilande uns näher, und wir kamen den Abend um zehn Uhr glücklich im Hafen dieser blühendsten Stadt von Griechenland an.

Am Morgen, da auf dem Zollamte die Papiere untersucht waren, hatten wir Muße, den Hafen, der von den Schiffen fast angefüllt war, die ganz neue und meist saubere, zum Theil mit schönen, aber leicht gebauten Häusern geschmückte Stadt und das rege Leben am Molo zu sehen, und gleichwohl ist Syra in Folge der Unruhen, welche den Handel lähmen, jetzt nur ein Schatten seiner frühern Thätigkeit; so ist der Ertrag des Zolls von monatlich 20,000 Thaler auf 4000 herabgesunken. Mit einiger Mühe fand ich mit meinem Diener ein leeres Zimmer, das von einigen Freunden bald mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt wurde. Denselben Tag, als ich meine Briefe abgegeben, wurden mir vier in den Häusern angesehener Kaufleute und von Dr. Apostolides, dem Bruder des Hrn. Archimandriter in München, angeboten. Doch zog ich vor, in dem gemietheten zu bleiben, der Ruhe und Unabhängigkeit wegen, zumal Theodoros Brissalchi (dies ist der Name meines jungen Ehegatten) alles bald sehr gut in Ordnung gebracht hatte.

Ich habe hier dieselbe Aufnahme, wie überall, gefunden, voll Herzlichkeit, wie ein alter und bewährter Freund des Hauses. Gleich den Nachmittag ging ich, den Kontradmira! Kanaris auf seinem Schiffe zu besuchen, das hier in Station liegt; ein kleiner, gutmüthiger, aber unbedeutender Mann, mit eingedrücktem Gesichte und der schlichten Kleidung eines Seemannes. Auch hier herzlichster Empfang und Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Wunsche, daß doch ein Sohn des Königs von Baiern zum Könige von Griechenland möchte bestimmt werden. Ich war den ersten Mittag beim Bruder des Herrn Sculdt zu Tische gewesen; heute bei Herrn Kallis, den wir von München kennen; Einladungen, mehr als wir lieb, sind schon für die folgenden Tage angenommen. Ich werde hier, als an einem Hauptstaple des griechischen Verkehrs, etwas länger verweilen, auch um einen Engländer, Hof, aus Kaplia zu erwarten, mit dem ich dann einen hydriatischen Kriek mieten und die Inseln

bis an die Küsten von Asien bereisen werde. Syra zählt etwa 30,000 Einwohner; Ueberreste der Bevölkerung von Eghos, Psara, auch viele Familien aus Kandia, Smyrna; es würde ohne den unverhältnißigen Zoll von 12 pEt. der Hauptstapelpfad der Levante werden und seinen Handel, wie den Ertrag der Zölle, bei ihrer Herabsetzung auf 2 — 3 pEt. verdoppeln. Erst hier lerne ich die eigene Natur und Quelle des griechischen Handels kennen, der, gehörig geleitet, sich bald über jeden andern in der Levante emporheben würde. Welch eine Aufgabe, dieses Volk zu regieren! Wie leicht die Mittel, wie sicher der Erfolg! Alles, Handel, Kaufahrtsflotten, Krankenhäuser, Quarantäneanstalten, Molo, entsteht hier wie von selbst unter einem ordnungsliebenden, klugen und sparsamen Volke, und trotz dieses Gemisches aus allen griechischen Stämmen ist eine solche Sicherheit, daß, obwohl die Magazine fast nicht verschlossen sind, doch nie auch nur ein einziger Diebstahl vorgekommen ist. Die Capodistriache Verwaltung hat auch hier ihr Siegel aufgedrückt. Zweimal sind die ruhigen und sogar großentheils furchtsamen Insulaner durch die thörichtesten Maßregeln des Unrechts und der Gewalt in Harnisch und gegen ihr in Aufstand gerathen, und auch jetzt ist die Mißachtung und Abneigung gegen die Regierung, wie billig, fast allgemein, da ein längerer Bestand derselben wie Griechenland, so auch diese Stadt dem Untergange entgegen führen würde.

An Alterthümern habe ich außer einem Theile der schönen alten Burgmauer, der ich zufällig, weil man ihn in die neuen Häuser eingeschlossen, in der allgemeinen Zerstörung alter Mauern in dieser jüngsten Zeit erhalten hat, nichts gefunden. Die Insel selbst ist beinahe nur Fels, doch trägt dieser auch in seinem sparsamen Rieß und Schutte vortrefflichen Wein und Del; zunächst um die Stadt ist alles Lahl und öde, nur in einem Grunde hinter ihr einiges Grün. Die Berge bestehen aus Gemeng von Schiefer und Quarz. Auf einem der Hügel sind ganze Lager des schönsten und reichsten Eisensteins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz: Nachrichten

London, März.

(Fortsetzung.)

Carlisle's Weltansichten.

Auf diesem Wege kommen Carlisle's Ansichten wenigstens in viele Hände, und obgleich sie häufig, im Einzelnen, wie im Ganzen, als ein Buch mit steten Klagen erscheinen und selbst den besten Kopf sich über seine Gedrängtheit beklagen, so fällt doch nicht die ganze Saat auf unfruchtbares Land; manche Geister unter uns fruchten noch etwas Besseres als der trockenen Philosophie eines Locke oder Malton, und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo man auch in dem Intelle

lectuellen England dem Gemüthe sein Recht wird widerfahren lassen. Das Letzte, was aus Carlyles Feder erschienen, ist ein Aufsatz unter dem Titel: Characteristics, in dem letzten Stück des Edinburgher Review, wozu Hopes Wort über den Ursprung und die Ausflüchte des Menschen und H. Colegeils Vorlesungen über die Philosophie der Sprache und des Wortes Veranlassung gegeben haben. Sein Thema ist der ärztliche Aphorismus: der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke, was er denn auf dem sittlichen Zustand des Menschen, so wie auf den gesellschaftlichen der Nationen anwendet, kurz, er ist, wie der Leser leicht sieht, ein Mystiker. „Der vollkommenste Zustand des Menschen,“ sagt er, „in dem er allein als gesund erscheint, ist, wenn er, glaubend und hoffend, seine Pflicht erfüllt, ohne zu fragen, wie und warum; der Zustand der Krankheit dagegen, wenn er über sich und seine Verhältnisse in und zu der Welt nachgrübelt, und statt zu wirken, Systeme baut. Alles Edle und Große geschieht bewußtlos und in der Stille; was sich laut ankündigt, ist gehaltlos und geht schnell vorüber.“ Unsere Zeit erweist ihm demnach nothwendig als eine Kranke und unser Thun und Treiben darin von wenig Werth; indessen ahnt er eine nahe Wiedergeburt, die den Menschen noch einmal mit sich selbst versöhnen soll. Von den äußern Uebeln, an denen die Welt jetzt leidet, sagt er unter Andern: „Der Reichtum hat sich in Massen angehäuft, und gegenüber, streng geschleiden, liegt die Armut, auch in allzugroßen Haufen, gleichsam zwei Kräfte an entgegengesetzten Polen. Die Götter dieser Unterwelt sitzen hoch auf glänzenden Thronen, weniger glänzlich als die Götter Epicurs, aber eben so träge und ohnmächtig, während das grenzenlose menschliche Gewühl sich in Unwissenheit und Hunger, und in furchterlicher Wuth zu ihren Füßen tummelt, Eisene Landstraßen mit ihren vom Fener beschleunigten Wagen vereinigen alle Enden des Landes; Häfen und Dämme und zahllose Flotten machen das Meer zu unserem gehorsamen Lastträger; tausend Arme, von Fleisch wie von Metall, mühen sich siegreich, vom Gipfel des Berges bis in die Tiefen des Schachts und die Riffe des Meeres, rastlos, ohne Unterlaß in dem Dienste des Menschen, und doch hat der Mensch nichts davon. Er hat diesen Planeten, seine Wohnung und sein Erbe, sich unterthan gemacht, aber sein Sieg bringt ihm keine Früchte. Entsetzlich, das Schauspiel! im Zeitalter der höchsten Kultur kämpfen neun Zehntel der Menschen auf der niedrigsten Stufe des wilden, ja fast des thierischen Lebens, kämpfen — mit dem Hunger! Länder sind reich, blühen in beispiellosem Wohlstande, aber die Menschen in diesen Ländern sind ärmer als je an innerer und äußerer Abnutzung, an Glauben, an Erkenntnis, an Geld, an Brod.“ Er meint, zur Zeit, wo der Mensch mehr behandelt als untersucht habe (also nicht nur im Mittelalter, sondern auch in den griechischen, römischen und jüdischen Heidenzeiten), sey er besser und glücklicher gewesen, so wenig er verkenne, daß es auch damals zu tragen und zu kämpfen gegeben; aber damals habe der Mensch doch den Glauben gehabt, als Waffe gegen das Uebel. Das Uebel liege eigentlich darin, daß die Last gebrochen, die Kraft, sie zu tragen, verloren sey, daß der Schmerz sich nicht durch freies Streben Luft schaffen könne, daß wir die Arbeit haben, es uns aber an Lust dazu fehle. „Der Glaube stärkt uns für alles Mühen und Dürben; mit dem Glauben vermögen wir Alles und dürfen wir Alles, und das Leben selbst ist tausendmal dafür geopfert worden. Das ist am Ende der Jammer des jetzigen Menschen, daß er sich von den Rädern des Jaggerautwagens gequetscht fühlt, und doch weiß, daß Jaggeraut kein Gott, sondern ein tochter Obje ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

New York, Ende Februar.

Der neue Cagliostro. (Ostendacher Proll.)

Das deutsche Publikum wird sich noch eines gewissen räthselhaften Individuums erinnern, welches in Ostendach unter dem Namen eines Barons Proll lebte, von Seiten der barmhädtigen Regierung unvermuthet aufgehoben und in eine Untersuchung verwickelt wurde, von deren Resultate, wie ich mich erinnere, wenig mehr ins Publikum kam, als daß dieser Proll mit vieler Aufzeichnung behandelt und endlich wieder freigegeben worden sey. Die letzte, zur Publizität gelangte Nachricht über denselben berichtete den Verkauf seines Hauses, wobel er großen Verlust erlitten haben soll; und seine Abreise von Ostendach mit einem Gefolge von etwa vierzig Personen beiderlei Geschlechts, die sich seine Anhänger nennen, nach Bremen, wo er sich im Monate Juni des vorigen Jahres auf dem Schiffe Juno, Kapitän Zengstake, einschiffte. Das ehrfurchtsvolle, furchtvolle und geheimnißvolle Verhältniß, in welchem seine Anhänger zu ihm zu stehen schienen, fiel schon in Bremen, wie uns versichert wird, um so mehr auf, als sein Aeußeres durchaus nichts Ehrfürchtiges bietendes zeigt, und er nichts weniger als geschaffen scheint, Menschen von einiger Vernunft zu beherrschen. In seinen Reden war wenig Zusammenhang, wohl aber viel Dünkel zu bemerken. Unter andern soll er verschiedne geäußert haben, er wolle in das Land sich begeben, „wo religiöse und sinnliche Freiheit herrsche.“ War diese Aeußerung nicht sogleich zu verstehen, so ward sie denen klar, die Gelegenheit hatten, in dem beengten Raume des Schiffes das Treiben dieses losen, heuchlerischen, betrügerischen und betrogenen Witschens zu beobachten, und das Resultat war, daß dieser Baron Proll, der hier den Namen Graf Leon annahm, und dem von seinen Anhängern auf geheimnißvolle Weise ein noch höherer Rang zugesprochen wird, so daß einige ihn für den Fürsten Hohenlohe halten, ein grober Betrüger ist, welcher seine Anhänger an dem Gängelbände roher Sinnlichkeit führt. Diese größtentheils abgelebten Wüstlinge und verschrobenen, halb verrückten Romanbelbinnen belügen und betrügen sich wieder unter sich selbst mit beispielloser Unverschämtheit und Leichtgläubigkeit. Es schien deutlich, daß besagter Baron Proll seinen Aufwand in Ostendach, wenn auch nicht Anfangs, doch wenigstens in der letzten Zeit nur mit dem Vermögen seiner Anhänger, die es ihm als Gemeingut anvertraut hatten, bestritt. Seinen Entschluß, Europa zu verlassen, mag weit weniger die Behandlung, die ihm von der barmhädtigen Regierung zu Theil ward, wie er und seine Anhänger vorgaben, veranlaßt haben, als der Umstand, daß die Mittel im gemeinschaftlichen Topfe, in welchem der neue Cagliostro die Gelder unter gewissen Ceremonien sammelte und untereinander rührte, und die nach seiner Angabe unberührt bleiben sollten, wohl sehr geschwunden seyn mochten und seine neuen, goldbedeckten Stempel an der Leinwand der religiösen und sinnlichen Freiheit hängen bleiben wollten. Nicht im Stande, den gewohnten Aufwand auf dem vorigen Schauplatze noch lange fortzusetzen, mochte er wohl für das Beste gehalten haben, sich noch mit Ehren zu entfernen und in ein Land sich zu begeben, wo er wohl hoffen konnte, Leute zu finden, die an seine Lockspeise besser gewöhnt wären, und seine alten Anhänger, so weit entfernt vom Vaterlande, noch lichter an sich zu fesseln. Diese festeren Bande wurden bereits auf dem Schiffe geschlungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Der Spottvogel.

Der Europäer, der früher die Nachtigall behercht und bewundert hat, wie sie, geduckt in den Schatten des Eibbaumes, ihre nächtliche Hymne aufstimmt, kommt von seiner Bewunderung gänzlich zurück, wenn er den ausschließlich in Amerika wohnenden Spottvogel hört, wenn die Töne seines Liebesgesanges aus dem Laube der Magnolie von Louisiana mit dem gewaltigen Stamme und der ungeheuern, sich nimmer entblätternden Krone bringen. In diesen Nerven steht man Weintranken und den indischen Jasmin, in einander verschlungen, sich um kräftige Baumstämme winden, sie überragen, krönen und in Gewinden niedersinken; balsamische Wohlgerüche erfüllen die Luft. Ueberall Blumen, reisender Wein, hochrothe Doldentrauben, ein lauer, berausender Dunstkreis; es ist, als hätte die Natur, gedrückt von der Last ihrer Schätze, einmal Halt gemacht, um dieselben aus ihrem Schooße über dieses gesegnete Land auszusühten. Blüht der Wanderer nach oben, so sieht er auf einem Baumaste den weiblichen Spottvogel ruhen. Um ihn schweift, leicht wie ein Schmetterling, in schnellem Fluge das Männchen, schwebt auf- und abwärts und wieder aufwärts, die feurigen Augen ohne Unterlaß auf das Weibchen gebettet und den Gegenstand seiner Liebe mit dem Kopfe begrüßend. So oft er sich gen Himmel emporschwingt, beginnt er seine Freudenhymne von Neuem. Sein Vogelgesang in der Welt ist melodischer, und brillanter zugleich, als dieser. Der Spottvogel beginnt nicht, gleich der Nachtigall, mit langen melancholischen Seufzern, vielmehr intonirt er mit Leidenschaft und Kraft, und modulirt und vervielfältigt dann im Verfolge sein Lied mit unglaublicher Kunst, indem er sich bemüht, Nachahmungen der sanftesten Naturtöne, des Rauschens der Blätter, des Gesanges des Hänflings, des Riesels der Bäche, mit seiner eigenen musikalischen Komposition zu verschmelzen. Es ist aber dieser im Fluge ausgeführte Gesang nur erst ein Vorspiel. Wenn er sich endlich auf den Zweig, der seine Gefährtin trägt, niedergelassen hat, werden seine Töne zwar weniger brillant, aber markiger, gewählter. Bald verläßt er seinen Standort wieder, schwebt von neuem bald hinab, bald hinauf, sieht sich rings um, als wollte er sich versichern, daß seine Ruhe durch kein feindseliges Wesen bedroht sey, schlägt mit den Flügeln, und seine abgemessenen Bewegungen in der Luft gleichen einem lustigen Tanze. Endlich pflanzt er sich wieder neben das Weibchen hin und gibt ihm als Schlußstück des großen Konzerts eine ganz vortreffliche Parodie der Melodien, der Mundarten, des Schreiens und Pfeifens aller andern Vogelgeschlechter. Da glaubt man den Hänfling, das Nebhubu und die Cule zu hören, dann wieder das Schnattern der Ente und das Glucksen der Henne. Endlich gebietet eine Art von Seufzer, ein trauriger, halb erklickter Ton, der sich aus der Kehle des

Weibchens vernehmen läßt, dem Spottvogel Stillschweigen und lockt ihn näher zu der Gefährtin hin. Nun sind sie ein Paar, durchflattern als solches gemeinschaftlich die Luft und denken darauf, sich häuslich niederzulassen. Gewöhnlich wählen sie ihren Aufenthalt in der Nähe eines bewohnten Hauses. Sie wissen, daß dies dem Hausmann Vergnügen macht, und kein Vogel ist weniger scheu, als der Spottvogel. Bald haben der Feigen-, Orangen- und Birnbäum die zu Erbauung der Nester erforderlichen Materialien geliefert, und das mit dürren Zweigen, Blättern, Glash, Baumwolle ausgelegte kleine Gebäude ist an einer Stelle, wo zwei Nester gabelförmig aus einander laufen, bald fertig. Fünf Eier werden in das weiche Lager niedergelegt, und dem Männchen bleibt kein anderes Geschäft, als zu singen, für die Sicherheit der Seinigen zu sorgen, und darum die Schlangen, Raben und Raubvögel von seiner kleinen Besingung fern zu halten. So vergehen hiezu zehn Tage; dann fliegt die junge Brut aus, scheidet von den Eltern und sorgt selbst für ihr Fortkommen.

Briefe aus Griechenland.

Von Zblers.

(Fortsetzung.)

Auf einem heitern ionischen Berge erhebt sich die alte Stadt, von der neuen durch freies Feld und den unten leer gebliebenen Raum des Berges, noch mehr durch Sitte und Neigungen getrennt. Sie ist ganz von Griechen des lateinischen Ritus bewohnt, hat ihren eigenen Bischof, ihre abgesonderte Verwaltung, und die während der Revolution hier unten an ihrem Ufer und Hafen zusammenströmenden Anseher waren bei der Abneigung der Lateiner gegen sie genöthigt, sich zum Theil mit Gewalt in den Besitz des Bodens zu setzen, den sie mit der neuen Stadt bedeckten, und die widerstrebenden Insaßen, denen dieses Gebiet übrigens zu nichts diente, mit Flintenschüssen in ihre Burg zurückzuweisen. Jetzt hat sich das ausgeglichen. Die Hauseigentümer haben den Grundeigentümern den Boden entweder abgekauft, oder verzinsen ihn, und die Ländereien sind so im Werthe gestiegen, daß auf einmal die ehedem ganz verarmten Lateiner durch die Industrie ihrer neuen Insaßen fast ohne Ausnahme wohlhabend, und reich, dadurch aber mit ganz andern Gesinnungen gegen sie erfüllt worden sind. Das Innere der Stadt ist auch hier, gegen die Hitze des Sommers und um den Raum zu sparen, so eng, daß in keiner Straße auch nur ein Karren fahren könnte. Die Waaren werden von dem Ufer in die nahen Magazine auf den Schultern getragen.

Die Einwohner haben in ihren Manieren viel Euro-

päpſtlich; die meiſten ſind Kaufleute und in Europa ge-
weſen, nicht ohne eine ſogar umfaſſende Bildung, klug
und unternehmend zugleich, und ſehnen ſich mit wahrer
Verlangen nach einer Regierung, die Vertrauen ver-
dient und Beſtand hat. Daß ſie noch keine helleniſche
Schule außer der mit wechſelſeitigem Unterricht haben,
iſt Schuld der Regierung. Sie hatten 50,000 Piaſter
zu dieſem Zwecke durch freiwillige Beiträge beſammen,
wollten durch eine Handelsſteuer jährlich die nöthige
Summe in einem Maße aufbringen, daß ſie die beſten
Lehrer berufen und würdig belohnen könnten, für Häuſer,
Apparate, Bibliotheken ſorgen, fanden aber bei dem
Präſidenten, der äußerlich ſich zufrieden zeigte, im
Grunde aber keine Schule, außer den des wechſelſeitigen
Unterrichtes, wollte, ſo viel Schwierigkeiten, Förmlich-
keiten und Klauseln, daß ſie am Ende es ganz aufgaben.
Auf gleiche Weiſe hat er die Schulen in Livadien und
andwärts hintertrieben, und den Einwohnern von Argos
die Gemeindefapitalien, welche ſie dazu beſtimmten, un-
ter dem Vorwande, ſie verzinſen zu wollen, in den öffent-
lichen Schatz gezogen, in dem ſie mit den Zinſen verſiegt,
oder vielmehr an ſeine Kundschafter und Werkzeuge ver-
ſchleudert worden ſind. Die Aeufferung, die ich neulich
in einem europäiſchen Blatte von ihm in Beziehung auf
Reichtum geſehen habe, iſt vollkommen beglaubigt, aber
nur halb. „Schon jezt, ſagte er, wiſſe arm und unwiſſend ſind,
machen ſie mir ſo viel zu ſchaffen; was ſoll es mit dieſen
Menſchen erſt werden, wenn ſie reich und unterrichtet
ſind?“ Armuth und Unwiſſenheit, *πρωχαιοι και ἀνομια*
war das Erbtheil, das er Griechenland zugeſchrieben hatte,
nämlich ein ſolches beſchriebenes Maas von Befiz und
Kenntniß, daß an eine Selbſtſtändigkeit nicht zu denken
war, und er hat ſein Prinzip mit eiferner Stimm bekannt
und mit eiferner Faust durchgeführt. Ich las neulich die
Artikel des guten Conard über die vortrefflichen Anſtal-
ten für Ackerbau, Wohlthätigkeit, Verkehr und Unter-
richt, die er in Griechenland zurückgelaffen. Conard iſt
durch die guten Seiten des Mannes gleich mir getäuſcht
worden; in Griechenland ſelbſt Augen- und Ohrenzeuge
dieſer heilloſen Wirthſchaft, würde auch er mit Schrecken
aus ſeinem Traum erwacht ſeyn, denn alle jene Anſtal-
ten ſind nichtig und Trug. Die Straſſe, deren er ge-
denkt, geht nicht bis Argos, ſondern bis nach der Moie-
rei des Präſidenten, drei Viertel Stunden von Nauplia,
und er war gewohnt, täglich Abends dahin zu fahren.
Das Waiſenhaus iſt ein Aergerniß in Anlage und Ver-
waltung, und ein Gradol des innern Verderbens; die
ſogenannte Centralschule in Megina hat drei Lehrer, zwei
der griechiſchen Sprache, die Grammatik treiben und
mit ihren Schülern noch nicht zur Leſung der Dichter
durchgedrungen ſind, und einen der Mathematik, der
Arithmetik und etwas Geometrie weiß. Das Studium

der franzöſiſchen Sprache, welches jungen Leuten doch
den Zugang zu einer neuen Literatur geöffnet hätte, iſt
von ſeinem Bruder, der in den Fußſtapfen des Vorgän-
gers wandelt, abgeſtellt worden, und die Schule zeigt in
ihrer kurzen und bettelhaften Exiſtenz das in der Ge-
ſchichte der Bildung einzige Phänomen, daß die auf ihren
erſten Ruf aus allen Theilen von Griechenland zusa-
menſtrömende, talentreiche und lernbegierige Jugend ſich
förmlich gegen die Behörde durch feierliche Eide vor dem
Altare der Panagia verſchworen, weil man ihr die Mit-
tel des Unterrichts verweigerte. Sie gaben ſämmt-
lich die Zuſicherung, die Schule nicht eher wieder zu
betreten, bis man die nöthigen Lehrer angeſtellt und ih-
nen einen zweckmäßigen Unterricht zu geben entſchloſſen
wäre, und lieber in ihre Heimath umzulehren. Nur
mit Mühe, durch ſchlechte Künſte, durch Einkerkelung,
Verſolgung und Schrecken gelang es, einen Theil derſel-
ben von ihrem Entſchluffe abzubringen, und dadurch, daß
man damals den Lehrer des Mathematiſchen und des
Franzöſiſchen anſtellte. Doch ich kann in dieſem Thema
nicht fortfahren, ohne mit steigendem Unwillen erfüllt
zu werden; ich will mir den ſchönen Frühlingstag nicht
verderben, der eben mit einem goldſtrahlenden Morgen
über das ſchimmernde Meer in mein Fenſter hereinſch-
tet, und lieber zu Gott beten, daß er dieſes gute, wil-
lige, wäſſige, talentvolle Volk und dieſes ſchönſte aller
Länder, welche ſeine Sonne beſcheint, durch eine väter-
liche, verſtändige Regierung beglücken und einer beſſern
Zukunft entgegenführen möge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Ende Februar.
(Beſchluß.)

Der neue Eagliſtro. (Offenbacher Proſt.)

Mit dem weiblichen Theile der ganzen Geſellſchaft ſollen
dieſer Betrüger in noch näherer Verbindung zu ſtehen. Zwei
Heirathen wurden zur See geſchloſſen; eine zwiſchen ihm
und einer Demoifelle H., welche in Frankfurt ihrer Ebnis
heit wegen bekannt war, und auf ſeine Veranlaſſung
wurde unvermuthet die Verlobung eines andern Paars proſtra-
mirt, welches vorher immer nur ſtarke gegenseitige Abneigung
gezeigt hatte. Das Brautpaar war ein vor ſeiner Abreiſe
neu geworbenes Individuum, Namens R., der ſich im Groß-
herzogthum Heſſen eine Zeit lang als nicht anerkannter ame-
rikanischer Konſul umhergetrieben hatte, und eine frühere
Anbängerin Sr. Durchlaucht, Demoifelle Z. aus Frankfurt.
Eine andere Schloſterin dieſes neuen Heilandes ſtarb unter-
wegs an Lungenkrankheit und nervöſen Zuſällen, an welchen
letztern ſämmtliche Mitglieder mehr oder weniger zu leiden ſpiel-
ten oder ſcheinen wollten, ſo daß ſogar obenbeſagter R., ein
baumſtarker Mann, nervös ſeyn wollte. Auch ein Schloſter
bliebte ſich auf dem Schiffe, indem mehrere der jungen Wai-
sen mit dem Oberhaupte unzufrieden waren und ihre Wiſſig

laut werden ließen, sich in Newyork von ihm zu trennen und ihr ihm anvertrautes Vermögen zurückzufordern. Sie erhielten aber in Newyork jeder 8 Thaler, um sich während ihres dreitägigen Aufenthalts Vergnügen zu machen, und schienen wieder befriedigt. Der Beduigam R. hingegen, welchem die Leitung der Reise und anderer Angelegenheiten übertragen war, erhielt eine kostbare Ausstattung und führte nach drei Tagen die ganze Gesellschaft weiter nach Albany, wo Sr. Durchlaucht 100 Thaler an die dortige Gesellschaft zur Unterstützung armer Deutschen und noch einige andere Summen zu wohlthätigen Zwecken gab, und von da ging der Weg ins Innere des Landes, zum Orte der bekannten religiösen Seite des württembergischen Bauers Rapp, da, wo die Staaten Newyork, Ohio, Pennsylvania und Illinois zusammenstoßen. Hier kaufte sich die Gesellschaft einige Güter, wahrscheinlich vom Reste des verüberbrachten Vermögens, das, wie hier verlautet, nur aus 12.000 Thalern bestand. Beide Sektenhäupter sind bereits in einige Collision gerathen, und ein amerikanisches Blatt, der Beaver Republican, berichtet Folgendes unter dem 15. Januar: „Graf Leon und Rapp. Diese hohen Personen sind in kurzer Zeit in Streit gerathen. Es scheint, der Graf hat eine neue Konstitution eingeführt, welche allen Gliedern der Gesellschaft, die sie unterzeichneten und Rapp verlassen, das Privilegium erteilt, sich zu verheirathen. In Folge dieses unterzeichneten an hundert junge Männer aus Rapp's Gesellschaft sogleich die Konstitution des Grafen und markirten letzten Donnerstag durch die Straßen von Economy, *) geführt von einem Offizianten des Grafen (R.). Die Zeit muß entscheiden, wie sich die Verhältnisse entwickeln werden. Wir hoffen, in wenig Wochen mehr darüber berichten zu können.“

Ich werde nicht ermangeln, dem deutschen Publikum den Verlauf dieses Handels mitzutheilen; ich glaube, dadurch nützlich zu werden, weil die Gesellschaft hier angab, daß noch manche Anhänger zurück seien und in diesem Jahre nachkommen werden; von diesen, wenn es sich so verhalten sollte, dürfte sich doch Mancher durch meinen Bericht zurückhalten lassen.

*) Für die Leser, die noch nicht damit bekannt sein sollten, bemerke ich noch Folgendes. Economy heißt ein kleiner Flecken, von deutschen Ansiedlern bewohnt, welche eine eigene religiöse Sekte bilden, deren Hauptcharakter große Freiheit des Umgangs zwischen beiden Geschlechtern ist. Ein ehemaliger württembergischer Unterthan, Rapp, ist das Oberhaupt derselben und führt das ganze Gemeinwesen, das auf dem Grunde vollkommener Gleichgültigkeit beruht. Alle Erzeugnisse des Bodens werden in gemeinschaftliche Lagerhäuser gebracht, und dagegen erhalten alle Mitglieder ihre Bedürfnisse jeder Art in gleicher Quantität und Qualität von Rapp, der auf dem Wege des Handels die Agrikulturprodukte zu Gelde macht und den wahrscheinlichen Ueberschuß, ohne Rechnung anzulegen, aufbewahrt und zum Theil wieder zum Ankauf neuer Grundbesitzungen für die Gesellschaft verwendet. In dieser Sekte sind keine festen Betrachter üblich, und durch Einführung derselben, mit Beibehaltung des beliebigen anderweltigen Umgangs, scheint nun der neue Sekten das Schisma hervorgebracht zu haben.

London, März.

(Beschluß.)

Uebersetzung der Briefe eines Verstorbenen, H. W. Schlegel.

Der Verfasser verzweifelt indessen nicht; er sieht vielmehr nicht nur ein besseres Sein sich in fernere Zukunft aus dem Wust von Wissenschaft und Spekulation emporringen, er er-

blickt schon Spuren davon in der jetzigen Zeit, in Deutschland in der höhern Literatur, in Frankreich, wo jugendliche Geister vermaßen sagen: „kommt, wir wollen uns eine Religion machen.“ und in England, dem lieben Altengland, welches immer etwas Apaties haben will, im Gesetze hysterischer Weiber, in Kreuzbannereien und andern Gaben des heil. Geistes. Der ganze Artikel, von dem ich Ihnen hier nur einige Steine als Muster des Baues zugeworfen habe, verdient ins Deutsche übersezt zu werden, nicht als wenn dergleichen Gedanken und Ansichten für uns Deutsche neu wären, sondern als schlagender Beweis, wie die von unserm Heros so oft ausgesprochenen Wahrheiten und Träume im Stammeswandten, befreundeten England Wiederhall finden, wo bisher dergleichen Stimmen sich fast nie erhoben, oder überhört wurden.

Dasselbe Blatt der genannten Zeitschrift enthält auch (wie fast alle unsere Zeitschriften) eine Kritik der „Briefe eines Verstorbenen“, welche hier von Mrs. Austin, der geistreichen Frau des Professors John Austin, unter dem Titel: Travels of a German Prince, so vorzüglich übersezt werden sind, daß das Westminster Review sogar auf den Gedanken verfiel, es sey eigentlich seine Uebersetzung, sondern das Werk eines in Hannover lebenden jungen Irlands. Die Zeitschriften spotten des Prinzen wegen seiner Sentimentalität und des schlechthinigen Unverstandes, da er nicht ein Paar Adler über seinen Kopf wegfliegen sehen kann, ohne seines Wappens zu gedenken; alle tadeln seine Geschwätze als falsch, die ihn verleitet, ohne Schonung selbst Personen preiszugeben, welche ihn aufs Gastfreundliche aufgenommen, so wie seine unbedingten Ausfälle gegen die Religion des Landes. Auch nimmt man es unserm Goethe übel, daß er, der doch nie selbst in England gewesen, den Prinzen wegen seiner genauen Schilderungen des Landes belobt, da solche doch offenbar häufig irrig und mitunter durch Parteilichkeit entstellt sind. Seine Nachrichten von den höhern Ständen sind wohl im Ganzen richtig, aber von dem Kern der Nation, dem Mittelstand, weiß er nur wenig Wahres. Seine Aufsätze über jene aber haben gewiß auf Jahre hinaus vornehmlichen Reisenden in England das Spiel verborgen.

Gegenwärtig ist H. W. von Schlegel bei uns und findet allenthalben die ehrenvollste Aufnahme. Der Hauptzweck seiner Reise soll die Herausgabe einer Flugschrift über einen Gegenstand der indischen Literatur seyn, welche französisch abgefaßt und in Gestalt eines Briefes an Sir James Mackintosh gerichtet ist; er soll aber noch keinen Verleger gefunden haben, was, besonders in diesem Augenblick, wo Cholera und Politik alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gar kein Wunder ist.

L o g o g r i p h.

Mit ff ist's Karrikatur;
Du äfftest uns damit, Natur!
Mit A gibt es Andre nie;
Es ist: Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie;
Mit mm ein lebend'ger Brunnenn,
Aus dem des Lebens viel genommen;
Jedoch mit r, da reunt herum
Er, du, ich, sie, und weiß nichts drum.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Literatur herrschte bis zu seiner letzten Stunde, und Weimar war sein Hof. Man hätte nur hören sollen, mit welcher Hochachtung hier sein Name genannt wurde; sein Haus war eigentlich der Tempel, das Palladium der kleinen Stadt. Weimar ist der letzte Ueberrest der kleinen deutschen Hauptstädte des achtzehnten Jahrhunderts, und es hätte in Goethe, eigentlich religiös sorgsam, auch die letzte Spur des großen Säculums der Literatur. Weimar war für Goethe gemacht, wie das Fußgestell für die Statue; sie konnten gar nicht besser zu einander passen. In Weimar lebten noch die Sitten, die Ideen, der Ton des achtzehnten Jahrhunderts; es war eine Stadt aus einer andern Zeit, und hier lebte auch ein Mann aus einer andern Zeit. Ja, Goethe gehört nicht dem neunzehnten Jahrhundert an, diesem bewegten, leidenschaftlichen Jahrhundert, in dem man sich für Ideen schlägt und dafür stirbt; er ist der Mann des achtzehnten, der Literatur im vollen Sinne des Wortes, dem Politik ferne liegt, der nach der Sache an sich wenig fragt, dem die Form über Alles geht; er ist der Künstler, in dem das philosophische Element zurücktritt. Er setzt sich nicht, wie Voltare, zur Aufgabe, einer Idee den Sieg zu verschaffen, er verfolgt kein Ziel im Interesse der Menschheit: Goethe besingt eine Idee so gut als die andere; in seiner Einbildungskraft spiegeln sich, wie von der Fläche eines klaren Sees, alle Wolken ab, die am Horizonte des menschlichen Geistes vorüberziehen, alles, was der Mensch denkt und fühlt. Alterthum und Mittelalter, Freiheit und Gewalt, Glaube und Ironie, Alles ist ja schön, es ist die Welt, und so besingt es denn Goethe in seiner unübertrefflichen Sprache. Er ist groß, er ist allseitig, wie die Welt, allerdings; aber Gott, der die Welt regiert, hat einen Gedanken, der sie zur Einheit macht und einem Ziele entgegenfährt; Goethe hat, glauben wir, keinen obersten Gedanken und keinen Zweck. Was hat er wirken wollen? was hat er gewirkt? auf welches Ziel in Kultur und Politik hat er die Literatur seines Vaterlandes gerichtet? Auf keines. Die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hat die Revolution von 1789 hervorgebracht; diese war ihr letztes, ihr schönstes Werk. Zu welchem Ereigniß, zu welchen Institutionen hat wohl die deutsche Literatur den ersten Anstoß gegeben?

Goethe äußerte gegen mich, das Talent, das er für sich in Anspruch nehme, bestehe darin, daß er bei seinen Studien, in seinen Büchern beständig die neue Idee, den neuen Punkt zu suchen und zu finden wisse; es sind dies seine eigenen Worte. Mit diesem richtigen, geistreichen Urtheil sagte er just, was ich behauptete. Er ist neu in Allem, weil er in Nichts sich zum Voraus entschieden hat; nie gab es wohl einen Kopf, der weniger systematisch, aber auch nie einen, der selbstständiger und vielseitiger gewesen wäre.

Goethes Tod ist nicht bloß ein literarisches Ereigniß; er bezeichnet für Deutschland den Schluß eines ganzen Zeitraums und den Beginn eines neuen. Goethe endet mit der literarischen Aera seines Vaterlandes, im Augenblick, wo seine politische beginnt. Die Literatur, welche mit Goethe zu Grabe geht, war das großartige Gebilde des Geistes der Vielseitigkeit und der Vereinzelnung, der seit langer Zeit Deutschland vorzüglich charakterisirte und ihm auch seine politische Gestaltung gab. Jetzt lebt und webt ein anderer Geist in Deutschland, der Geist der Einheit. Die alte Literatur stirbt mit Goethe, just da dieser neue Geist zur Herrschaft gelangt. Wie in Frankreich schon seit längerer Zeit, so tritt jetzt auch in Deutschland die Freiheit der Presse an die Stelle der Literatur; der Gedanke Aller tritt an die Stelle des Gedankens Einzelner. Unter solchen Verhältnissen ist also Goethes Tod gewissermaßen ein politisches Ereigniß; mit ihm schließt sich urkundlich ein Zeitraum, ein neuer hebt an, und das alte Deutschland, das längst in seinen Grundfesten wankt, erleidet dadurch einen neuen Stoß. Goethe todt — damit ist wieder eine seiner Herrlichkeiten dahin, und eine seiner größten.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Adler an den Ufern des Mississippi.

Wenn der Reisende zur Herbstzeit, in den Tagen, wo die Vögel zu Tausenden aus dem Norden entfliehen, um sich mehr der Sonne zu nähern, in seinem Rahne über die Gewässer des Mississippi hingleitet, und an den beiden Ufern des Flusses einander gegenüber zwei Räume erblickt, deren Wipfel alle übrigen überragen, so schlage er die Augen auf. Auf den Gipfel eines dieser Räume hat sich der Adler gepflanzt. Sein Auge funkelt in der Augenhöhle und scheint zu brennen, wie Feuer. Er betrachtet aufmerksam die ganze Wasserfläche; auch bestet sich sein Blick öfters auf den Boden; er harrt und beobachtet. Jedes Geräusch, das sich vernehmen läßt, macht ihn aufmerksam. Der Damhirsch, der leise an dem Laubwerk hinstreift, bleibt von ihm nicht unbeachtet. Auf dem Baume gegenüber hat sich der weibliche Adler als Schildwache aufgestellt, und sein in kurzen Zwischenräumen sich wiederholendes Geschrei scheint den Mann zur Geduld zu ermahnen. Dieser erwiedert die Mahnung durch Flügelschlag, durch ein Vorwärtsbeugen des ganzen Körpers und durch ein Getreische, dessen gellender, schneidender Ton dem Gelächter eines Wahnsinnigen gleicht; dann richtet er sich wieder empor. Unterdessen sieht man alle Arten von Enten, Wasserhühner und Trappgänse in geschlossenen Gliedern die Flucht ergreifen. In Eile trägt der Strom sie von bannen,

ſie ſind aber eine Beute, die der Adler verſchmäht, und dieſe Verachtung rettet ſie vom Verderben. Doch jetzt bringt ein Ton, den der Wind leiſe über den Strom herträgt, in die Ohren der Lauschenden. Er klingt dumpf und rau, wie ein Werkzeug von Kupfer. Es iſt dieß der Geſang des Schwans. Das Adlerweibchen benachrichtigt den Mann durch einen aus zwei Noten beſtehenden Ruf, und der Adler beginnt am ganzen Leibe zu zittern. Zwei, drei beſtige Schnabelhiebe auf ſein Gefieder ſind die Vorbereitung zu ſeinem Raubzuge. Mittlerweile kommt der Schwan, gleich einem Fahrzeuge herangerudert, den ſchneeweißen Hals vorwärts geſtreckt, das Auge ängſtlich funkelnd. Langſam gleitet er, ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer, vorwärts. Ein Kriegsgelächel läßt ſich vernehmen, und ſchnell wie der Blitz verläßt jetzt der Adler ſeine Warte. Der Schwan erblüht ſeinen Feiniger, ſenkt ſeinen Hals, beſchreibt einen Halbzirkel und bewegt ſich in der Todesangſt nach allen Richtungen, um dem Verderben zu entriuen. Dieß könnte er einzig, wenn es ihm gelingen ſollte, unterzutun. Der Adler aber ahnet die Liſt und zwingt ſeine Beute, außer dem Waſſer zu bleiben, indem er ſich fortwährend unter dem Vogel zu halten weiß und ſich in ſeinen Bauch oder unter ſeine Flügel einzubaden droht. Dieſe ſehr gut berechnete Maßregel verfehlt ſelten ihren Zweck. Der Schwan fängt an kraftlos und milde zu werden, und alle Hoffnung zur Rettung verſchwindet. Mit ſeinen Klauen verſetzt ihm der Adler einen Schlag unter den Flügel und drängt ihn in ſchiefer Richtung ans Ufer. Nicht ohne Entſetzen iſt man Zeuge von dem durch ſolche Gewandtheit und Liſt errungenen Siege. Der Adler tanzt nun auf ſeinem Opfer, haßt ſeine ehernen Waffen tief in das Herz des ſterbenden Schwans ein, ſchlägt mit den Flügeln und erhebt ein Freudengeheul, indem er ſeinen Kahlkopf gen Himmel reckt und ſeine von Stolz flammenden Augen ſich blutroth färben. Das Weibchen hat ſich jetzt ebenfalls herzugemacht; gemeinſchaftlich wenden ſie den Schwan um, reißen ihm mit dem Schnabel die Bruſt auf und ſättigen ſich mit dem hervorquellenden, noch rauchenden Blute.

Der nordamerikanische Grünspecht.

Alle Vögel von Nordamerika ſind in ihren Liebesangelegenheiten eiferſüchtig. Die einzige Ausnahme macht der goldgeflügelte Grünspecht. Audubon hat für dieſe ſchwärmernden Edelente der Wälder, als für die liebenswürdigſte, ſchöner als jede andere gefiederte Vogelart, eine beſondere Vorliebe. „Ich habe,“ erzählt er, „nicht ſelten ganze Tage in der Geſellſchaft dieſer kleinen geflügelten Weſen zugebracht; man kann ſich nichts Lebendigeres und Luſtigeres denken. Wenn ſich von den Wipfeln vermoderter Bäume herab die Stimme des

Grünspechts vernehmen läßt, ſo wird ſein Ruf von allen ſeinen Kameraden erwidert. Dann ſieht man mehrere, auf ein einziges Weibchen Jagd machende Männchen umher flattern, auf und abſchweben und unzählige, ſeltſame Schwenkungen vornehmen, welche ſich vollkommen mit einem komiſchen Ballette vergleichen laſſen. Die Bewerber thun damit der Schönen ihr Verlangen kund, ſich ihr angenehm zu machen und ſie zu amüſiren. Ganz friedlich und ohne die mindere Spur von Eiferſucht oder Haß ſtrecken ſich die ſchön gefiederten Tänzer um den Preis ihrer muntern Spiele, um die Gefährtin, welche des Siegers Eigenthum werden ſoll. Von Baum zu Baum, von Gebüſch zu Gebüſch wiederholen ſich dieſelben Komplimente. Oft ſieht man zwölf, dreizehn Tänzer die kleine, noch unentſchieden ſcheinende Koſette umflattern, und jene Spiele dauern fort bis zu dem Augenblicke, wo ſie ſich für einen der Rivalen entſcheidet, was ſie dem Begünſtigten, indem er bei ihr vorbeipaffirt, durch einen Griff mit dem Schnabel zu erkennen gibt. Augenblicklich fliegen dann alle übrigen Brautwerber fort, um eine andere Schöne aufzuſuchen, und das Paar bleibt beiſammen. Bald handelt es ſich um eine bequeme Wohnung für den neuangehenden Haushalt. Gemeinſchaftlich gehen ſie darauf aus und wählen ſich im Walde einen leicht auszuſehenden Baumſtamm. Wechſelweiſe wird von dem Manne und dem Weibchen durch Hiebe mit dem Schnabel die kleine Höhlung, welche ſie beide ſammt ihren Jungen aufnehmen ſoll, hergerichtet. So oft unter den Schnabelhieben des einen von beiden ein Stück Holz davonfliegt, ermangelt das andere nicht, ſeine Freude darüber durch einen nicht eben lauten, aber gelenden Schrei zu erkennen zu geben. Iſt endlich der Bau des Neſtes vollendet, ſo gewährt es ein wahres Vergnügen, zu ſehen, wie die zwei Vögel nach allen Richtungen Baum auf und ab klettern, an jedem Aſte den Schnabel weſen, ohne alle Gnade die Rothkehlchen und andere Vögel verſagen und Ausflüge in die Ferne unternehmen, um Ameiſen, Larven und Käfer aufzuſuchen. Zwei Wochen nur, und es ſind ſechs weiße und wie Kryſtall durchſichtige Eier in das eheliche Neſt niedergelegt. Die Grünspechte brüten in jeder Jahreszeit zweimal, und das fröhliche Geſchlecht vermehrt ſich in den Wäldern von Amerika auf ſo ungeheure Weiſe, daß man keinen Spaziergang machen kann, ohne ihr durchdringendes Geſchrei und den Widerhall ihrer in die Baumrinden hackenden Schnäbel zu hören.

Die Eulen der neuen Welt.

In Betreff dieſer übelberüchtigten Vogelart finden ſich durch die Schilderungen unſers Naturforſchers mehrere auf derſelben laſtende Vorurtheile widerlegt. Man ſtellt die Eule als einen ſtupiden, melancholiſchen, alles

Scherffins ermangelnden Leidenvogel dar. Man weist ihm auf den Gräbern seinen Platz an und verjagt ihn mit Steinen, wenn er es wagt, sich im Tageslicht zu zeigen. Im gemeinen Leben pflegt man zu sagen: finster wie eine Eule, düster wie eine Eule. Nach Audubon's Erzählung ist in Amerika unter den zahlreichen Eulenarten nur eine, die schwarzschmabelige, von melancholischem Temperament; sie verdient aber deshalb keine Verunglimpfung, sondern vielmehr Theilnahme und Mitleiden, indem das arme Thier so gut als blind ist und den Spieren zu seinem Erbtheil erhalten hat. Was aber die ihm verborgenen Arten betrifft, so hat Shakespeare dieselben ganz richtig bezeichnet, wenn er sie die lustigen Vögel nennt.

„Einmal,“ erzählte Audubon, „als ich mitten in den Wäldern kampfte, wurde ich zu wiederholten Malen von einer Eule derjenigen Art besucht, welche jenes schallende, langgezogene, so sonderbar klingende Gelächter auszustossen pflegt. Mein Feuer verschonte den Vogel nicht, er näherte sich hüpfend, blinzelte mich an, wiegte den Kopf rechts und links, und bei seinen sonderbaren eckigen Bewegungen mußte man an jene hölzernen Drahtpuppen denken, die mit Kinnlade, Händen und Füßen mancherlei komische Gebärden machen. Wenn der Himmel sich umwölkte und Regenwetter einzubrechen drohte, so wurden seine Bewegungen noch rascher und mannigfaltiger, seine Halsfedern sträubten sich empor und wickelten den Kopf wie in eine Halskrause. Sein Gelächter wurde gellender als je, und sein *Wah! Wah!* drang in die verborgenen Winkel des Waldes und erregte die Aufmerksamkeit seiner Kameraden, deren Ruf das Echo zu dem seinigen bildete. Bei diesem unharmonischen Lärm, dieser seltsamen Lustigkeit wurde einem zu Muthe, als werde ein außerordentliches Fest im Reiche der Eulen begangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karnevalsfreuden.

Ueber den diesjährigen Karneval hat sich der den Belustigungen blugegebene Theil der Bevölkerung von Paris (und dieser Theil ist wohl der zahlreichste) eben nicht zu beklagen gehabt. An Lustbarkeiten hat es diesmal sicher nicht gefehlt. Von den Tänzen des Corps diplomatique habe ich schon in einem frühern Schreiben Meldung gethan. Seitdem wurde, wie in den vorigen Jahren, ein großer Ball zum Besten der Armen im Opernhaus gegeben, und diesmal kostete der Eintritt wiederum ein Goldstück, das heißt 20 Franken. Es gibt aber in Paris der Personen, denen ein Goldstück für einen glänzenden Ball eine Kleinigkeit ist, so viele, daß der Ballsaal ganz voll wurde und die Armen wiederum über 100.000 Franken bekamen. Freilich gibt es auch der Armen eine fürchterliche Menge, und jeder hat schwerlich so viel bekommen, als ein Tänzer erlegt hat. Man hatte aber dieses Jahr Ursache, über die Gesellschaft zu klagen, die sich zu dem großen Ball versammelt hatte. Es fielen einige Unordnungen

vor und sie betrug sich nicht so geistig, wie man es von Leuten, die ein Goldstück am Eingange erlegen, hätte erwarten sollen, zumal da die königliche Familie dem Feste beiwohnte, also mehr Aufwand als gewöhnlich verlangt werden konnte. Seit langer Zeit fanden die gewöhnlichen Opernbälle nicht in dem besten Rufe. Es pflegten sich auf denselben eine Menge von verdächtigen Mädchen einzufinden, und diese verleibeten den ehrbaren Frauen das Vergnügen. Diefelbe Unannehmlichkeit findet übrigens fast auf allen öffentlichen Bällen in Paris statt. Der jetzige Operndirektor Beron, dessen geschickte Leitung ich bereits in meinem vorigen Schreiben Gelegenheit gehabt habe, zu rühmen, hat nun die Opernbälle wieder in Aufnahme bringen wollen, und darnach, als ein in Paris probates Mittel, den Eintrittspreis verdoppelt, also von fünf oder sechs Franken auf zehn gesetzt. Der jetzige König hat, als er noch Herzog von Orleans war, sich das Verdienst erworben, die langen Bogengänge des Palais royal von den Abends darin umherwandernden Dürren zu säubern. Vielleicht wird man einst Doktor Beron nachahmen können, daß er die Opernbälle von ihnen gesäubert habe, obgleich es hier freilich größere Schwierigkeit hat und die Verleibungen mancher falschen Waare mit durchheilen. Mehrere andere Theater, als die komische Oper, das Odeon, Porte St. Martin, hatten ebenfalls ihre Bälle, alle mit sehr bunter und gemischter Gesellschaft. Bei dem Restaurateurs Kottel, bei dem sich auch bekanntlich ein Theil der Deputirtenkammer an gewissen Tagen zu versammeln pflegt, wurden Bälle zu 20 Franken gegeben, also nur für die Reichen; aber auch hier lief manche zweideutige Schöne mit unter. Bei Hofe ist diesen Winter mehr getanzt worden, als während der ganzen Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X., die beide, wie es scheint, dem Tanze nicht hold waren. Was man unter heftigen Leuten versteht, ist unter der jetzigen Regierung gleichmäßig unbekannt, und wie wohl es nicht mehr so bunt bei Hofe aussieht, wie im ersten Jahre, so ist doch Niemand, der in der Gesellschaft ein wenig hoch steht, mit seiner Familie von den Lustbarkeiten in den Zuhlerien ausgeschlossen. Eine bloße Offiziersstelle bei der Bürgergarde, die doch im Grunde wenig bedeutet, berechtigt dazu. Es wäre auch nicht räthlich für Ludwig Philipp, zu vergessen, daß er ein Bürgerkönig ist und dem Volke, nicht aber seiner Abkunft den Thron verdankt. Am Faschingdienstage giug ich gerade vor den Tuilerien vorüber, als der barocke Zug des fetten Oskan im Schloßhofe der königlichen Familie seine Aufwartung machte. Ein Fischweib wollte in den Hof dem Zuge nachdringen; die Schildwache wies sie aber sachte zurück. „Ey, seht doch,“ rief sie aus, „Ludwig Philipp will die Fischweiber nicht mehr in den Schloßhof hineinlassen! Im August 1830 ließ man uns wohl zu.“ Die Leute gingen lachend vorüber. Das Weib sagte dies eben nicht erbost, sondern vielmehr in gutem Humor, und was sie sagte, war richtig. So sind aber die Könige; sie vergessen, was sie dem Volke schuldig sind, oder vielmehr ihre Umgebung bringt ihnen die Meinung bei, es sey gefährlich, dem Volke nahe zu bleiben, und allmählig werden sie von demselben entfernt. Stehen allein und hören nicht mehr die Stimme der öffentlichen Meinung. Ludwig Philipp hat nun zwar zu viel Verstand, als daß er nicht fühlen sollte, wie wichtig es für ihn ist, die Gewogenheit des Volkes, dem er seinen Thron verdankt, zu erhalten zu suchen. Aber seine Nachfolger werden vielleicht thun wie manche andere Königsöhne, wofern sie nicht besonders wohl beraten werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

regelmäßig verglastes Fort nach allen Seiten von hohen Bergen umgeben u. s. w. Auch sind andere Umstände, von denen später die Rede seyn wird, mit solcher Meinung — zuerst aufgestellt von J. Snelcar und weiter ausgeführt durch G. Mackenzie, theilweise auch von Sibbert angenommen — im Allgemeinen unverträglich. Nur in einzelnen Fällen kann man jener Vermuthung Raum geben. So liegt z. B. im Kirchsprengel von Anwoth in der Grafschaft Kirkcubright auf dem Gipfel eines Berges unsern Castle of Cardoneß ein Fort, dessen Mauerwerk, aus Ebonschiefer aufgeführt, nur theilweise und sehr oberflächlich verglast und geschmolzen erscheint; möglich, daß hier, bloßer Zufall, Feuer zu häuslichen Zwecken angezündet, oder als Signal bei Annäherung von Feinden, die Umwandlung des Gesteins bewirkte.

Diese Ueberbleibsel einer Befestigungsweise, die wohl für eine der ältesten gelten dürfte, welche in Schottland Brauch gewesen, bestehen, wie solches bereits angedeutet worden, im Allgemeinen in einem starken, aus Steinen aufgeführten Wall, der, nach den verschiedenen Zwecken, einen kleinern oder größern Raum umschließt. Vermittelt künstlicher Stuth verband man die Steine mit einander; denn es finden sich die Mauern theils so vollkommen geschmolzen, daß die vorhandenen Trümmer Massen groben Glases ähnlich sehen, theils sind die einzelnen Steine in geschmolzene Materie versenkt und ganz von derselben umschlossen. Leichter zugängliche Stellen der auf Berggipfeln erbauten Festen sieht man durch Außenwerke geschützt. Häufiger werden diese Forts auf Höhen mit steilem Gehänge getroffen, Höhen, welche eine weite Aussicht über nachbarliche Thäler, oder über tiefer liegendes Land beherrschen, und an denen Kriegsstraßen vorbei führen. Einige dieser Festen liegen selbst auf Felsenspitzen. Zu manchen dieser Burgen führen Wege, von unten hinauf in Felsen gehauen; schlangenartig winden sich dieselben oft über siebenzig Fuß weit, so daß man die sonst unersteiglichen Höhen bequem erreichen kann. Daß diese Wege Werke der Kunst sind, ist außer Zweifel. Ungefähr in der Mitte eines solchen in Felsen gehauenen Berges, zur Feste von Craig Phadric führend, findet man einige ungeheuer große Steine in Lagen, worin sie nicht geblieben seyn würden, wären dieselben von oben herabgestürzt; offenbar war ihre Bestimmung, bei feindlichen Angriffen in den Weg gewälzt zu werden, um ihn zu schließen und den Hügel unersteiglich zu machen. Der Weg, ohne welchen die Höhe an dieser Seite unzugänglich seyn würde, mißt zehn Fuß in der Breite und ist beinahe eben so tief. Manche Festen, wie z. B. die eben genannte, zeigen nur stellenweise verglaste Mauern; da, wo die Höhe durchaus unzugänglich ist, fehlt die Verglasung. An besonders leicht zugänglichen Orten haben die

Mauern meist mehr Dike; nicht selten findet man einen ungeheuern Steinwall von verglastem Material, beinahe vierzig Fuß stark. Viele Trümmer dieser Festen sind ganz unter Alluvialablagerungen begraben und bei den meisten kann man sich nur durch die Fundamente über ihre vor-malige Beschaffenheit belehren. Spuren erlittener gewaltsamer Zerstörung sind hin und wieder unverkennbar; indessen haben Zeit und Witterung auch das übrige gethan. Von wenigen dieser Burgen erhielten wir, was ihre innere Einrichtung betrifft, genauere Schilderungen; so u. a. von der auf dem Gipfel des Knoctfarrill, unweit Dingwall, südwärts vom Strathpefferthale in Ross-shire. Anderson erläuterte seine Beschreibung durch eine bildliche Darstellung, welche indessen bloß als Ungefährtes gelten kann, da die Reste ergänzt sind. Nach Cardoune hat der durch verglaste Mauern umgrenzte Raum 120 Fuß Länge auf 40 Fuß Breite. An beiden Enden findet man Außenwerke. Eine Reihe kleiner Wohnungen scheint den besetzten Raum umgeben zu haben. Die Reste zweier Brunnen sind im Innern zu sehen (Erscheinungen, welche die meisten verglasten Forts auszuweisen haben). Eine Oeffnung in der Mauer dürfte zum Behuf einer Zugbrücke gedient haben.

Hervorragende Mauern solcher Festen unterscheidet das Auge leicht, zumal aus einiger Ferne. Dieß ist u. a., wie Tytler berichtet, bei Craig Phadric der Fall. Ihre Bauart hat das Eigenthümliche, daß sie nicht senkrecht aufgeführt sind, sondern mit nach unten beträchtlich zunehmender Stärke; einige haben genau die Neigung des Bodens, der sie trägt. Nicht sehr glaubhaft scheint übrigens die Behauptung, daß mit jener Bauart nur die Absicht verbunden gewesen, die zum Verglasungsprozeß erforderlichen Holzstöße leichter errichten zu können, um eine kräftigere und mehr gleichförmige Wirksamkeit des Feuers auf alle Mauertheile zu bedingen.

An einige der alterthümlichen Ueberbleibsel knüpfen sich Sagen. In den Kirchspielen Rhymie und Essie in Aberdeenshire sieht man Trümmer solcher verglasten Burgen, und die Traditionen von blutigen Schlachten, welche auf den nahen Feldern vorgefallen, haben sich bis jetzt erhalten. Ein großer Stein, mit Hieroglyphen versehen, soll zum Andenken jener Kämpfe gesetzt worden seyn. Die Festen scheinen aus der Zeit vor Ankunft der Römer abzustammen, ehe der Gebrauch des Wirtels bekannt war, und man dürfte mit dieser Befestigungsweise fortgefahren haben, bis Jakob VI. zum Thron gelangte. Eine der größten Ruinen der Art, in Lord Rae's Country gelegen, einen Thurm — von fünfzig Yards im Umfang, der Höhe nach bei weitem nicht mehr ganz erhalten — bekannt unter dem Namen Dun Dornabilla, läßt die Sage vom schottischen König Dorna-

billa erbauen, welcher 255 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Star (*Icterus mutatus*) von Baltimore.

Dieser Vogel, der in großer Anzahl und am liebsten in den Obstgärten nistet und brütet, und daher auch der Star der Obstgärten genannt wird, ist von überaus sanfter, argloser Gemüthsart, und zeichnet sich aus durch die ungemeine Kunst, womit er sein Nest baut. In der Regel wählt er die äußern Aeste von Obstbäumen, um seine kleine Behausung an denselben aufzuhängen. Das Nest selbst gleicht von außen täuschend einem Gewebe von Menschenhand. Eine Dame von meiner Bekanntschaft, erzählt Audubon, in deren Gesellschaft ich einmal diese wundervolle Arbeit betrachtete, fragte mich, nachdem sie das kunstreiche Gewebe eine Zeitlang bewundert hatte, in vollem Ernste, ob es nicht möglich wäre, diese Vögel stricken zu lehren. Das nicht über eine Unze schwere Nest hat die Gestalt einer Halbkugel, ist außen drei Zoll hoch, vier Zoll breit, und die innere Höhlung mißt zwei Zoll im Durchmesser. Ich löste eine der die äußere Hülle des Nestes bildenden Fasern ab; sie war dreizehn Zoll lang und vier- und dreißig Mal zwischen andern Palmen durchgeschlungen. Das Innere des Staarenestes ist mit Wolle oder mit den baumwollartigen Theilen des Saamens der abendländischen Platane ausgelegt, und durch die Art, wie diese beiden Substanzen behandelt werden, bildet sich ein festes und zugleich elastisches Kissen. Um diese Art von Hängematte vor Sturm und Wetter zu verwahren, werden von verschiedenen Punkten der Mündung des Nestes Grashalme, als eben so viele Ankerstiele, nach den zunächst liegenden Aesten hingeworfen und mit solcher Kunst an dieselben befestigt, daß ich nie ein solches Staarenest selbst durch den stärksten Wind habe herabwerfen sehen. Hat aber der Orchard Starling keinen, einigermaßen bequem gelegenen Obstbaum gefunden, und sieht er sich genöthigt, zu einer Trauerweide seine Zuflucht zu nehmen, dann erzeugt sein Genie ein eigentliches Wunderwerk. Ich selbst war von der Angst Zeuge, welche unter diesen Umständen das unglückselige Staarenpaar peinigt. Mehrere Tage lang ist es damit beschäftigt, den Baum näher zu untersuchen, und scheint nach den Klagebitten, die es ausstößt, einen Familienrath berufen zu wollen. Das Gebände des Nestes, obgleich aus denselben Materialien, gewinnt nun ein anderes Aussehen. Es wird bedeutend länger, das äußere Gewebe wird elastischer gemacht und weniger straff zusammengezogen. Das überaus Zweckmäßige dieser Maßregel ergibt sich daraus, daß, da die

Aeste, von welchen das Nest herabhängt, oft zwölf bis fünfzehn Fuß lang sind, und daher den Windstößen weniger Widerstand zu leisten vermögen, bei einer andern Einrichtung durch das Hin- und Herschwanken leicht die Eier oder die Jungen herausgeworfen werden könnten. Als geschickte Baumeister wissen die Staaren alle örtlichen Vortheile zu benutzen. Die von der Weide herabhängenden Zweige werden in Büschel gruppiert und mit Grasshalmen zusammengebunden, ganz wie ein Korbmacher zu Werke gehen würde, um ein kegelförmiges Körbchen zu flechten. Solcherge- stalt vereint und geschickt zusammengebunden, dienen die Zweige dem Neste zur Stütze, während ihr dichtes Laubwerk dasselbe vor Sturm und Ungewitter schützt. Ich habe die beiden, so eben beschriebenen Arten von Nestern vor mir liegen, und mir scheint nicht sowohl die bei dem Baue derselben angewandte Kunst, als die Intelligenz Bewunderung zu verdienen, welche die Form des Nestes der Lokalität anpaßt. Jener innere Trieb zu so zweckmäßigen Vorkehrungen ist wohl etwas mehr, als was man gewöhnlich Instinkt nennt.

J m: T h a l e.

Es rauschen die Wasser, es knarret die Säge,
Es tönen des Hammers gewichtige Schläge;
Es dampfen die Höhen, es leuchtet der Strahl
Der sinkenden Sonne dem Wandrer durch's Thal.

„O sag' mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
„Dann wieder dein Stochen, als wärst du gebrochen?
„O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
„Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!“

Es rauschet das Wasser: „zu mir stürze nieder!
Ich fühle den Schmerz der ermatteten Glieder!“
Es knarret die Säge: „die bau ich ein Haus,
Da ruhest du zur froheren Wanderung aus!“

Da wandelt und singet durchs Wiesengefilde
Der lächelnden Mälerin schlankes Gebilde;
Wie glänzt ihre Wange, wie spiegelt ihr Blick
Das Gold der gesunkenen Sonne zurück!

Es dunkeln die Höhen, im Wandrer wird's helle,
Es trocknet der Thränen verzehrende Quelle;
Es pochen die Hämmer: „Herz, schlage frisch zu!
Am liebenden Herzen nur findest du Ruh!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Von, Müty.

Verfall des Handels und der Industrie. Wollschand.

Zweierlei war es, was vergangenes Jahr unser ganzes inneres und äußeres Leben aufregte, und Eins davon wird wohl noch lange ein chronisches Leiden bei uns bleiben, an dem die Kunstverständigen zwar viel mediciniren und probiren, aber es nicht heilen dürfen. Ich meine den Verfall unserer Industrie und des darauf gegründeten Handels. Warum wundert man sich darüber? warum findet man diesen Verfall

unbegreiflich? Bei uns in Lyon wiederholt sich jetzt nur, was vor einigen Jahrhunderten in Italien geschah. Durch den aristokratischen Druck der venetianischen Regierung gingen die Seidenfabriken in Venedig zu Grund und dieser Gewerbszweig zog sich hierher, wo er lange blühte und unermessliche Summen eintrug. Nach und nach haben auch unsere Nachbarn gelernt; in Deutschland, in der Schweiz und in England sind gute Seidenfabriken entstanden; sie konnten ihre Erzeugnisse wohlfeiler liefern, als wir in Lyon; ist es also zu verwundern, daß unsere Fabrik seit Jahren unter dieser immer größer werdenden Konkurrenz leidet? Diesem Leiden abzuhelfen, gibt es nur ein einziges Mittel, und dadurch werden unsere Seidenfabriken schnell wieder emporkommen, ja noch bedeutender arbeiten als je: liefern wir unsere Seidenzeuge in Gewebe und Färbung eben so gut und geschmackvoll, wie bisher, und geben wir sie wohlfeiler als unsere Konkurrenten. Können wir dies mehrere Jahre aushalten, so ruhen wir wenigstens alle schweizerischen und deutschen Seidenfabriken und haben dann unser ehemaliges Monopol auf dem Kontinent wieder; können wir es aber nicht aushalten — und dies ist eben der Fall — so wundern wir uns nicht über den immer zunehmenden Verfall unser Gewerbestreibes, der in der neuesten Zeit durch die Auswanderung so vieler geschickten Seidenarbeiter nach Deutschland und in die Schweiz noch mehr gelitten hat.

Schon vor zwei Jahren, bei gänzlicher politischer Windstille, war oft Unruhe und Unzufriedenheit bei unsern Arbeitern, die nicht factsam beschäftigt waren und nicht genug verdienen konnten. Dieser beunruhigende Uebelstand nahm aber seit den Jubeltagen lawinenartig und in dem Maße zu, wie seit dieser Zeit der Bestellung und der Arbeit weniger wurde. Im Januar vorigen Jahres fielen schon drohende, erneutenartige Anstöße vor, bei denen: *du pain ou du travail!* geschrieben wurde; aber auch damals schon war zu bemerken, daß die nothleidenden Arbeiter von sogenannten Agitatoren oder Aufstiefern angetrieben und nach Maßgabe ihres Schreies und sonstigen Geberdens bezahlt wurden. Zur Unterstützung der arbeitslosen Arbeiter war schon früher viel geschehen, nun glaubte man, bei den drohenden Symptomen noch mehr für sie thun zu müssen. Es bildeten sich Ausschüsse zur Sammlung und sachkundiger Vertheilung von Beiträgen; viele Hunderte fanden an den Banarbeiten von Perrache einiges Verdienst, für andere wurde durch den Ueberschuß der vielen theatralischen Vorstellungen, Bälle und Konzerte gesorgt, die à l'instar de Paris auf einander folgten und bei denen lächerliche, marktweiserische Anständlungen nicht gespart wurden. Darüber konnte man jedoch leicht wegschauen, kamen doch durch diese Festlichkeiten gar manche tausend Franken zur Unterstützung der Armen ein, die außerdem nicht wären vergegeben worden. Ergreifend war, was einige Mitglieder des Hülfsausschusses über die Vertheilung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Gelder bekannt machten. „Bei unserm Geschäft,“ sagten sie in ihrem Bericht, „fanden wir in den verlassenen Quartieren der Stadt, unmittelbar neben Pallästen voll Ueberfluß und Luxus, tiefes, herzzerreißendes Elend, jedoch nicht allein bei den unbeschäftigten Seidenarbeitern, sondern bei Arbeitern jeder Profession. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man den Mangel an Arbeit für die einzige Ursache der Verarmung und des Elends dieser Leute halten wollte. Drei andere Ursachen wirken hier noch zusammen. Zuerst die Lotterien, diese schändliche, verführerische Schlinge, welche die Regierung ihrem Volk stellt, sie aber mit Blumen bestreut, auf daß die Leute, die Ibränen und die Blutlecken nicht sehen, die daran stehen; ferner die indirekten Abgaben, die den Armen zehnmal härter treffen als den Vermittelten und Reichen; endlich das Pfandhaus, das,

trotz seines frommen Namens (*mont de piété*) und seines Scheins von Mitleid und Milde, doch nichts weiter ist als eine Geldspeculation der Regierung, die dabei ungeheuern und sichern Gewinn hat. Zu all diesem Unglück kommt noch ein größeres, nämlich die trasse Unwissenheit dieser Leute, wodurch sie in all ihren Fehlern, Irrthümern und Mißgriffen noch mehr bestärkt werden. Und doch wirft man gewöhnlich den Arbeitern vor, wenn sie arm und häßlich sind, sie seien leichtsinnig und handeln ohne Vorsicht. Dies ist eine harte, grausame Ironie. Ganz mit demselben Recht könnte man einem Blinden vorwerfen, er sehe nicht, oder einem Tauben, er höre nicht. Wo und in welcher Schule soll denn der Arbeiter Vorsicht, Maß und Besonnenheit lernen? Die Regierung und die bürgerliche Gesellschaft bekümmern sich ja nur um ihn, wenn sie ihn taxiren und besteuern wollen. Der Reiche und Wohlhabende lernt Alles, was er will, der Arme aber nur, was er kann. Nun ist aber unser gesellschaftlicher Zustand in Frankreich so erbärmlich, daß er nichts weiter als das Handwerk lernen kann, das ihm einmal Brod verschaffen soll; und doch haben wir bei diesen Armen hier und da Gefühle und Grundsätze angetroffen, die Unterrichteten, Gebildeten und Reichen große Ehre machen würden. Einem Familienvater hatten wir eine Karte zu Brod gegeben; am folgenden Morgen brachte er sie uns zurück und sagte: „meine Frau hat Arbeit gefunden, darum will ich die Unterstützung nicht behalten, die dadurch einem Bedürftigeren entzogen würde.“ Ihr Leute aus der großen Welt, leben Viele unter euch, die „genug“ rufen, wenn sie mit Gold überhäuft sind? Viele dieser Armen haben unsere Unterstützung nur mit Gerbrethen angenommen und weil wir ihnen keine Arbeit verschaffen konnten. Die Wenigsten nur empfingen sie als eine ihnen schuldige Gabe. Eines Umstandes müssen wir hier besonders gedenken. Auf unserm Armenverzeichnis waren viele Portiers oder Hausmeister angeführt, und zwar aus großen, von oben bis unten bewohnten Häusern, die überdies reichen Leuten gebörten. Da nun jeder Hausbewohner und Miethmann für den Unterhalt des Portiers außer seiner Miete etwas abgeben muß, und dadurch diese Leute neben ihrer freien Wohnung ein gutes Auskommen zu haben konnten, so glaubten wir, sie seien mit Unrecht und aus Begünstigung in den Armenlisten aufgeführt, und nahmen uns fest vor, in dieser Beziehung sehr streng zu seyn. Aber was mußten wir sehen! Unter allen Armen und Nothleidenden Lyons sind die Portiers der großen, von unten bis oben bewohnten Häuser die Unglücklichsten und verdienen am meisten Mitleid. Die Stuben, oder vielmehr die Kammern, welche ihnen die Hauseigentümer zur Wohnung angewiesen haben, sind größtentheils eng, dunkel, feucht, ohne Lust und über dem großen Reservoir gelegen, wo die Abtritte hineingehen und Sommer und Winter unerträglichem Gestank verbreiten. Als Menschen ererbieten wir, in diesen verpesteten Kammern Menschen, Brüder zu finden, ganze Familien ohne Feuer, Licht, Betten und Brod. Noch höher aber stieg unser Unwillen und unsere Empörung, als wir erfuhren, daß die reichen Hauseigentümer an diesen Unglücklichen noch gewinnen wollen, indem sie ihnen nur ein Weniges von der für den Portier bestimmten Abgabe der Miethleute lassen; manche nehmen sieben, bis acht hundert Franken für sie ein, geben dem armen Portier aber nur hundert davon, wobei sie ihm noch die Ausgabe für die nöthigen Besen auflegen.“ Dies geschieht in der zweiten Stadt des wegen seiner Civilisation, seiner Sitten, seiner freien Institutionen und seines Wohlstandes hochgerühmten Frankreich; es darf da geschehen, und die liberale Regierung hat kein Wort hineinzureden. (Die Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

von der alten Zeit, von den Geschlechtern seiner Jugend, und fand in mir einen aufmerksamen, willigen Zuhörer; daher wurden wir auch bald sehr gute Freunde. Laruche stammte von einem der ersten Pflanzler in Louisiana, der mit Lazarpe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herübergekommen war und die Kolonie am rothen Flusse gründete half. Der Vater meines Freundes, ein reicher Pflanzler, hatte ihn in seiner Jugend zur Erziehung nach Paris geschickt. Nach sechs Jahren hatte er sich den Ton und die Manieren der eleganten Stadt so ziemlich angeeignet und kam nun zurück, um seine Bildung in einer ganz andern Schule zu vollenden. Er vertauschte die seidnen Beinkleider gegen die berbe Lederhose, lernte die ungeheuern Ströme beschiffen, mit den Indianern handeln und sprechen, Reuten aufleben und dresiren, die wilden Landpferde zureiten, das Reich bei Fackelschein in lärmender Lust jagen und den Bären und den wilden Panther erlegen.

Mein Freund lud mich oft zu einem Spazerritte ein, und es lief dabei wohl ein wenig Eitelkeit mit unter, damit er sich als guter Reiter vor mir zeigen konnte. Wir ritten gewöhnlich zwei muntere, leichte andalusische Pferde mit vorspringenden Andern und Augen, welche Feuer sprühten wie die einer Andaluserin. Welch herrliche Ritte machten wir im schönen Oktober! Dieser Monat ist überall in Nordamerika prachtvoll. Wir setzten über die blutrothen Fluthen des rothen Stromes und stiegen über die herrlichen Ebenen zwischen ihm und der Washita... Doch über diesen von Gottes Hand gepflanzten Gärten vergesse ich, daß der Schauplatz meiner Geschichte am westlichen Ufer des rothen Flusses liegt.

Ich ritt eines Tags mit meinem alten Gastfreunde dem Rio Honda zu, einem kleinen Flusse, der sich in tiefem Bette durch düstere Wälder schlängelt, und der einst die Grenze des Landstriches bildete, auf den die Spanier Ansprüche machten. „Hier,“ sagte Laruche und wies auf einen Weiler, an dessen Ufer sich die Weide mit Pfirsichblättern wiegte; „hier ist der spanische See, und nicht lange, so sind wir in der alten spanischen Stadt Adapes, zehn Meilen von Natchitoches. Es ist dies das alte, vielbestrittene Gebiet, wo sich die französischen und spanischen Kolonien begegneten und beide Völker neben einander Niederlassungen gründeten.“ Etwas weiter streckte mein Begleiter den Arm aus und sprach: „Hier liegt Adapes; die Einwohner sind ein guter Schlag von Leuten, einfach, gastfreundlich, bigott und unwissend; habt aber auf eure Peltsche mit dem silbernen Knopfe Acht; sonst möchtet Ihr sie leicht nicht mehr nach Hause bringen.“ Ich sah einen Haufen großer Dauerhäuser, deren roher Bewurf von Lehm und Stroh häufig abgefallen war, so daß man die rohen Balken sah, aus denen sie gebaut waren. Die Einwohner saßen vor ihren

Thüren oder trieben sich müßig in der Straße umher; denn es war einer der herrlichen Herbsttage, an denen man es in dem Hause nicht aushalten kann. Wir ließen uns in ein Gespräch mit ihnen ein; sie sprachen bloß spanisch, wenn ich aber die stark ausgeprägten Züge sah, wie sie als charakteristisches Merkmal der Ureinwohner zukommen, und die schwarzen stolzen Augen bei Manchen, so erwartete ich jeden Augenblick auf Professisch angeredet zu werden. Laruche machte mich auf die kleine, mitten im Dorfe liegende Kirche aufmerksam. „Seht,“ sprach er, „sie hat nicht weniger als vier Glocken; zwei oder drei sind zertrümmert, und so verkünden sie denn an Festtagen die öffentliche Freude durch das gräßlichste Geklingel, das Ihr in eurem Leben gehört habt. Innen an den Wänden befinden sich eine Menge greulicher Schildereien von samösen Heiligen, zu Ruh und Frommen der Gläubigen. Merkt sie wohl, die Kirche, denn Ihr sollt zu Eisk eine Geschichte davon hören.“

Wir verließen das Dorf und seine trägen Bewohner und besuchten auf dem Wege nach Natchitoches eine hübsche Baumwollensplanzung, auf welche mich mein Freund besonders aufmerksam machte. Das Wohnhaus des Eigentümers mit drei spitzen Giebeln, gleich einer großen Laube; die mit gelblichem Stucc bekleideten Wände schimmerten durch die dunkeln Kronen der Catalpa und das zitternde Laub der Ehlia. Daneben lagen die bequemen, aus Eypressenholz gebauten Hütten der Neger und die jungen Wollköße von der Pflanzung sprangen und lärmten davor. Mein Begleiter hielt sein Pferd an und wies mir zwei schöne Epromoren neben einander; sie waren noch nicht völlig ausgewachsen, aber ihrem schönen Holz und Laub nach mochten sie einmal ungewöhnlich groß werden. Mein Freund gab mir zu verstehen, mit diesen beiden Bäumen habe es eine eigene Verwandtschaft. „Es sind Denkmale einer reinen, zärtlichen Liebe aus der guten alten Zeit,“ sprach er, legte dabei die Hand aufs Herz und machte dazu ein so sentimentales Gesicht, als ein Franzose nur immer machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Fortsetzung.)

Ob die verglasten Festen Werke von Menschenhand, oder ob sie als vulkanische Ueberbleibsel zu betrachten seien, darüber waren die frühesten Beschreiber sehr im Zweifel. Denn wiewohl der Boden in unmittelbarer Nähe vieler solcher Forts keine Zeichen vulkanischen Ursprungs erkennen ließ, während bei aufmerksamer Betrachtung die Spuren der Kunst sehr augensällig waren, so blieb man dennoch im abgelaufenen Jahrhundert eine Zeitlang ge-

neigt, in ihnen die Reste vorzeitiger Feuerberge zu ahnen, welche von rohen Völkerschaften benutzt worden, um sich Zufluchtsorte gegen wilde Feinde zu schaffen und Vertheidigungsstellen zu gewinnen. Ja man ging selbst so weit, von Massen aus Geschieben bestehend zu träumen, die vom Meereshoden durch Feuer emporgetrieben worden, welches Feuer sodann oben ausgebrochen sey und Schmelzungen veranlaßt habe. (!) Vulkane, die verglaste, einen bestimmten Raum einschließende Mauern empor-treiben, gehören zu den Ausgeburten einer ganz jägel-losen Phantasie; man kann Behauptungen der Art nur die Witte'sche Hypothese zur Seite stellen, nach welcher die Pyramiden Egyptens Basaltauswürfe sind, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch vulkanische Mächte aus den Tiefen emporgehoben wurden. Es war na-mentlich Er o s s i e, der jene sonderbaren Vermuthun- gen in einer, der Edinburger gelehrten Gesellschaft im Jahre 1780 eingesandten Abhandlung vorzu- tragen sich erlaubte; aber von Pennant wurde die Meinung zuerst ausgesprochen. Auch Ch. West hatte ähnliche Ansichten. In Täuschungen und Verwechselun- gen befangen, schloß man, daß Vulkane früher ungemein häufig in Schottland gewesen seyen. Man wählte sich in solcher Meinung unterstützt durch gewisse Umstände, welche mit den Festen in Verbindung stehen, in der Re- gelgestalt einiger Berge und Hügel, die sie tragen, u. s. w., wobei übrigens unbeachtet blieb, daß die verglas- ten Massen sich sehr verschieden zeigen von dem, was man Lava zu nennen gewohnt ist. Möglich, daß auch nur die Schwierigkeit, eine andere Erklärung für das Verscharen zu finden, durch dessen Anwendung die seltsa- men Mauern hervorgebracht worden, jenen Glauben veranlaßte. Barrington, einer der Vertheidiger des möglichen vulkanischen Ursprungs der Festen, stellte u. a. die Einrede, daß die Verglasung, wenn dieselbe künstlich gewesen, und um als Bindemittel zu dienen, bewirkt wor- den wäre, doch wohl von den Eingebornen auch für ihre Häuser und Hütten benutzt worden seyn dürfte, kurz, daß die Anwendung der so kostspieligen Befestigungswese sich nicht auf die Mauern der Forts beschränkt hätte, deren man sich vielleicht im Laufe eines halben Jahrhunderts nur einmal bediente. Allein eine solche Einrede ist we- nig haltbar; in jenem Zeitalter der Wildheit und des Blutvergießens, in welches wohl die Erbauung der ver- glasten Burgen fällt, waren die Kriege nur zu häufig; auch widerstreitet eben das Kostspielige der Bauart Bar- rington's Aeußerung geradezu. — Ferner hat man ge- gen die absichtliche, durch Kunst hervorgerufene Vergla- sung eingewendet, wie es nicht wohl denkbar sey, daß gewöhnliches Feuer so mächtige Wirkungen habe hervor- bringen können. Bei Brenn- und Schmelzöfen, in de- ren Raum gewaltige Hitze herrsche und die zum Theil

aus nicht weniger leichtflüßigem Material erbaut seyen, sehe man die Wandungen nur auf unbedeutende Tiefe verglast; wo Häuser abgebrannt, werden keine solche Wirkungen beobachtet; bei der großen Feuerbrunst zu London, 1666, wo so viele Gebäude zerstört worden, habe man nichts von Verglasungen; ähnlich denen der schotti- schen Forts, wahrgenommen u. s. w. Die angeregten Zweifel sind indessen von geringem Belang; denn die ge- wählten Beispiele zengen nicht gegen die möglichen und wahrscheinlichen Wirkungen eines Feuers auf besonders ausgewähltes Material, wenn die Gluth so lange unter- halten wird, bis man den vorgesezten Zweck erreicht hat. Bei verständigen Forschern mußten indessen bald Zweifel rege werden gegen so sonderbare Annahmen. Wer mit der Natur des Landes vertrauter ist, wird für die Art und Weise, wie die eigenthümliche Befestigungskunst erfunden worden, so wie für die Ursachen, die später den Verlust der Entdeckung herbeigeführt, leicht eine genügende Er- klärung finden.

Schottland hatte, zur Zeit der Erbauung jener Burgen und Mauerwerke, deren Trümmer und beschäf- tigen, noch seine Urwälder und in ihnen großen Ueber- fluß an Holz. Später, nach allmähliger Zerstörung der Waldungen, und ehe man den Torf zur Feuerung benutzen lernte, mußte es schwieriger werden, zureichendes Brenn- material zu finden; so kam die Befestigungsart außer Brauch und nach und nach ganz in Vergessenheit. Daß die Dänen keine Kunde davon gehabt, ergibt sich aus Nachstehendem als sehr glaubhaft. Jene Nation machte, wie bekannt, mehrere Jahrhunderte hindurch Einfälle in Schottland. In einem der Kriege be- mächtigten sich die Dänen des halbinselförmigen Fel- sens, ungefähr vier Meilen von Elgin in Murray- schire, gegenwärtig unter dem Namen Bro'ughed bekannt. Sie besetzten die Höhe mit Mauerwerk, dem jede Spur eigentlicher Verglasung fehlt; wohl aber sieht man die Steine an der Außenseite der Mauern gebrannt, mürber, ungefähr von der Beschaffenheit man- cher Ziegel. Sollten nicht die Dänen hier einen misslun- genen Versuch gemacht haben, die Erfindung der ver- glasten Forts nachzuahmen? Uebrigens beschreibt Le- goulx de Clair eine Bauart, deren man sich in Hindostan bedient, und die wohl am meisten mit den verglasten Festen übereinstimmen dürfte. Man errichtet Mauern aus Ziegelthon, umgibt sie mit einem Mantel, mit brennbarem Material gefüllt, und läßt nun die Feuerung so lange dauern, bis die ganze Mauer festge- brannt ist.

Geognostische Untersuchungen waren zu Aufklärung der Sache durchaus nothwendig, Erforschung der Gesteine, aus welchen die Mauern bestehen, und der möglichen Aenderungen, welche dieselben durch Feuereinwirkung er-

waren, da wurden sie bröcklich und leicht zerreibbar gefunden, theils auch rissig, wie jene, die in den bekannten rheinischen Mühlsteinen (verschlachte Basalte von Niedermendig) vorkommen. Granitische Fragmente tragen Spuren von, in höhern und geringern Graden erlittenen Glühungen und Frittungen. Sie sind durchaus den Trümmern solcher Gesteine vergleichbar, welche man um Le Puy im Belay in Basaltgebilden und in ihren Schlacken eingehüllt findet; sie treffen mit der Beschaffenheit granitischer Massen überein, die man beim Aufsteigen nach dem Puy de Dôme in Auvergne von basaltischen Schlacken umhüllt sieht. Snelßfragmente von kleinerm und größerm Volumen, gleichsam schwimmend in den Schlackenmassen (namentlich in den Trümmern von Craig Phadric, unweit Inverness), sind mehr und weniger umgewandelt, allein nach ihrem Schiefergefüge noch deutlich erkennbar. Sie entsprechen in ihrem Verhalten den Snelßbruchstücken, welche die basaltischen Laven des Deniseberges bei Le Puy einschließen, und den Snelßgebilden an der Strlet, am Fuße des Spegartes, wo Durchbrüche von Basalten stattgefunden. Trümmer von Schiefen der Transitionzeit, gegläht, gebogen, gefrittet, überglast, geschmolzen, zeigen sich durchaus so, wie dieselben in den basaltischen Schlacken der Eifel so häufig beobachtet werden. Besonders wichtig sind endlich die prismatischen Gestalten eingebackener Sandsteinbrocken, welche sich in vielen Mauern verglaster Burgen finden. Sie bezeugen das Ausgedehnte der Wirkung des Processes durch denkwürdige Formverwandlungen, verbunden mit Entfärbungen und andern Phänomenen, wie man sie an so vielen Stellen zu sehen gewohnt ist, wo Sandsteine durch Basalte begrenzt werden, dergleichen in Hochöfen u. s. w.

Das Einwirken der Hitze in allen ihren verschiedenartigen Abstufungen ist demnach an den Mauersteinen der schottischen Burgen durch die Aenderungen, welche sie erlitten, recht auffallend wahrzunehmen. Manche Mauern zeigen die augensälligen Spuren starker Gluth ungefähr zwei Fuß weit. Nach und nach verlieren sich die Merkmale erlittener feuriger Umwandlung und zuletzt erscheinen die Steine ganz unverändert.

Was den Verglasungsprozeß selbst betrifft, so dürften die Mauern, in zweckgemäßer Weite, mit einem Erd- oder Rasenwall umgeben, der Zwischenraum mit Brennmaterial angefüllt und Füllung und Verbrennung so oft wiederholt werden konn, bis die Absicht erreicht war. Das mehr unvollkommene Gebranntseyn der obern Mauertheile erklärt sich leicht, und es ist eine Annahme wie diese überhaupt weit wahrscheinlicher, als die Behauptung, daß man bloß Holzstöbe gegen die errichteten Trockenauern gesetzt und abgebrannt habe. Manche an-

dere Vermuthungen scheinen noch weniger zulässig. Williams, ein englischer Bergwerksingenieur, welcher schon 1777 im schottischen Hochlande einige der seltsamen Ueberreste entdeckte und untersuchte, hatte die Ansicht, es seyen, in paralleler Entfernung, Wälle von Erde u. s. w. errichtet worden, um das Brennmaterial zwischen denselben aufhäufen zu können; nun seyen die Steine in das Feuer hineingeworfen worden und man habe, so wie das Eingebachte genugsam geschmolzen gewesen, immer neues Material hinzugethan. Diese Meinung glaubt er dadurch bestätigt, daß weder Steinmassen von beträchtlicher Größe in den Mauern vorkommen sollen, noch daß man irgend eine regelmäßige Lage bei den einzelnen Steinen wahrnehme u. s. w. Uebrigens hat Williams wesentliche Verdienste um die Sache (obwohl seine Ideen anfänglich so wenig Beifall fanden, daß kein Buchhändler den Verlag der Abhandlung zu übernehmen wagte). Er war einer der Ersten, welcher die verglasten Festen für Werke der Kunst ansah, und auf seine Veranlassung wurde ein Durchschnitt durch den Gipfel des Knoxfarke gemacht, so daß genauere Betrachtung der dortigen Mauertrümmer möglich war.

Einige hatten die Meinung, das Feuer sey von Stelle zu Stelle bewegt worden, d. h. man sey damit weiter gerückt, so wie der Bau vorschritt. Auch Tottlers Ansicht erscheint höchst zweifelhaft. Er glaubte nämlich, man habe im Umfang der Festen Doppelreihen von Pallisaden gesetzt, nach der Art, wie Palladio die *maniero rompinta* oder *a cassa* schildert: in die Quere seyen Baumzweige gelegt und der Zwischenraum mit Holz und mit Steinen verschiedener Größe erfüllt worden. So sey leicht ein Festungswerk von gewisser Stärke entstanden, das durch eine schwer zugängliche Lage noch größere Sicherheit erbleit. Gelang es dem angreifenden Feinde bis zum Wall vorzubringen und ihn anzuzünden, so mußte ein beträchtlicher Brand entstehen, und die vorhandenen Ueberbleibsel erscheinen als Folgen desselben. Allein mit einer solchen Annahme stehen die beobachteten Thatsachen in offenbarem Widerspruche.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelheirat.

(Fortsetzung.)

Diesmal machte der Alte weit mehr Umstände als gewöhnlich; ich mußte seinen Chateau-Margaux, seinen Medoc, seinen Lafitte kaufen, denn diese Pfanzer halten sich immer einen hübschen Vorrath von alten Weinen, und er forderte mich auf, ihm in einem Glas Champagner Bescheid zu thun. Nie hatte ich ihn bei so guter Laune

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyons, März.

(Fortsetzung.)

Die Lyoner Festungswerke.

„In Kriegsjahren,“ sagt unser Maire Prunelle weiter, „ist es noch schlimmer; da kommen Feuerbrände, Hungerdunst und alle unvermeidlichen Folgen einer Belagerung oder einer Einnahme mit Sturm. Dies haben wir in Lyon 1793 erfahren, wo die Stadt mit so viel Ruhm, aber auch mit so viel Opfern eine Belagerung ausblieb, von der jeder erwachsene Lyoner seinen Kindern erzählt hat. Daher kommt es, daß Alle bei dem Gedanken an eine Befestigung ihrer Stadt erschauern und sie wie ein großes Unglück betrachten, das uns schon unter der Restauration bedrohte; denn damals war schon die Rede davon, auf der Höhe von Fourvières eine große Citadelle anzulegen. Wäre sie damals zu Staube gekommen, so hätten ihre Kanonen gewiß bei den stürmischen Wablaufstritten 1822 und bei dem Aufstand der Lyoner gegen die Julibordonnanz 1830 auf die Stadt geschossen. So eine Citadelle mit zwei bis dreitausend Mann Besatzung setzte auf jeden Fall die Stadt allem Kriegsunglück aus. Ob die Citadelle kapitulirt, kann die Stadt zehnmal vom Feind genommen und vom Feind wieder genommen werden; Feuerbrände entstehen durch die Bomben des einen und des andern, die Plünderung und Zerstörung wüthet, und wenn endlich der Friede kommt, so ist die Stadt indessen ein Schutthaufen, eine traurige Einöde geworden. Napoleon selbst erkannte die traurige Lage besetzter Städte, darum ließ er die Citadelle von Mailand schleifen, weil die Stadt bei den häufigen Kriegen in Italien immer der Belagerung und Zerstörung ausgesetzt sey. In der neuesten Zeit ist und Antwerpen eine fürchterliche Warnung. Im Frieden wie im Krieg sind Festungswerke den Industrie- und Handelsstädten sehr schädlich. Immermehr gehen sich die Sebaner Fabriken aus der Stadt aus und werden außerhalb derselben angelegt; Roubaix hat sich auf Kosten Lilles erhoben. Befestigte Städte gehen immer feindliche Belagerungen und Belagerungen an, und während sie dauern, geht der Gewerbleiß von bannen, um gewöhnlich nicht wieder zu kehren. Dies ist in Lyon mehr zu besorgen, als in andern Fabriksstädten, denn hier sind die Arbeiter nicht in großen Fabrikgebäuden vereinigt, sondern sie arbeiten häufig zu Haus auf ihren eigenen Webstühlen. So ging es bei der Belagerung von 1793. Eine Menge Lyoner Seidenarbeiter zogen damals weg in die Schweiz, besonders nach Zürich, das damals keinen einzigen Webstuhl hatte, jetzt aber 15.000 besitzt, d. h. gerade so viel, als Lyon vor 1789 hatte. Jetzt wäre aber dieser Verlust für Lyon noch größer, weil man indessen in allen Ländern Europas die Bedeutung unserer Industrie hat einsehen lernen und Alles thun wird, um unsere Arbeiter anzuziehen. Dadurch würde nicht einmal eine andere französische Stadt gewinnen, sondern nur das Ausland. Lyons Ruin zieht aber den Ruin aller Departements nach sich, wo Maulbeerbäume wachsen und der Seidenbau getrieben wird. Die Lyoner Seidenfabrik ist auch an sich nicht unbedeutend für Frankreich, denn aus der Stadt allein wird für neunzig Millionen Franken ausgeführt. Der Besitz einer Festung, einer Genledirection wäre ein schlechter Ersatz für den Ruin eines solchen Fabrikstands.“ Nachdem der General Fleury seine ersten großen Projekte zur Befestigung der eigentlichen Stadt auf bringende Vorstellungen aufgegeben hatte, wollte er sich doch nicht von dem Besitz und der Befestigung der Croix-roussé-Mauern abbringen lassen, bis der Lyoner Municipalrath und der Maire Prunelle in obigem

Schreiben dem Kriegsminister die Gefährlichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Projekts mit unwiderleglichen Gründen bewiesen und Alles vorerst beim Alten blieb, zumal sich die Wahrscheinlichkeit des Kriegs immer mehr verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Wohlthätigkeit und Stand der Staatsschuldenscheine.

Es ist mit einem Male eine angebreute Stille und Gleichgültigkeit in unserer politischen Stimmung eingetreten. Nach einer peinlichen Spannung, täglich einer Wetterexplosion gewärtig, ist es, als legten wir nun mitten in der Meeressille eines tiefen Friedens. Nicht einmal ein Seufzer aus Polen bringt mehr herüber, und die Franzosen in Ancona scheinen nicht mehr als wie ein Schattenspiel an der Wand. Unerwartet fest stehen unsere Papiere, und der Carneval war, mit Ausnahme der öffentlichen Feste, seit langem Jahren nicht so belebt. Man jagte nach dem Genuß, sich von den Entbehrungen während der Cholerazeit zu erholen; die Faschingzeit, noch halb und halb verlängert von Staat und Stadt, wurde desto eifriger von den Familien aufgegriffen. Ein Raum herrschte bei uns darin nicht; aber eine Sucht nach Lust und Zerstreuung hatte sich, sicher gegen die fromme Erwartung derer, welche von der göttlichen Zucht predigt, auch solcher bemächtigt, die sonst nicht darnach fragen. Es ist, als wie im tiefen Frieden;“ der segensreiche Friede selbst ist es nicht. Es ist nichts Behagliches, Empfundenes, es ist eine Abspannung, die zu der Genußsucht führt. Man denkt nicht weiter, da man von dem langen Denken, aus dem nichts herauskam, müde ist, und man hofft, daß es sobald nichts Neues geben wird. Eine seltsame Hoffnung!

Der Stillstand der Staatsschuldenscheine ist wirklich etwas Wertwürdiges. Seit einem Quartal haben sie sich kaum um Viertelprocente von ihrem Standpunkte zwischen 94 und 93 verrückt, während es nun in West und Ost steigen oder sinken. Selbst ein Markt, demzufolge künftig die Kauktionen von Rentbeamten nicht mehr in Staatspapieren, sondern in barem Gelde angenommen werden sollen, hat dem Kredit jener nicht im entferntesten erschüttert. Einerseits stehen sie als Vierprozentige im Verhältnis zu den ausländischen Fünfprozentigen schon jetzt zu hoch, andererseits soll ihr Kredit durch paral liegende Millionen, um nöthigenfalls anzukäufen, künstlich gesichert werden. Börsenerschütterungen fanden also nicht statt, konstitutionelle oder absolutistische Revolutionen gab es nicht, Streitigkeiten, wer in unsere Akasemie kommt oder nicht, interessieren das Publikum so wenig, daß es kaum weiß, wer in der Akademie ist, die Cholera ist vorüber und Don Pedro und Don Miguel fesseln kaum mehr als ein fernes Schattenspiel die Aufmerksamkeit. Sie mußte sich daher andere Gegenstände suchen. Es gab viele Feuer in Berlin; unsere Erziehungsanstalten sind aber zu gut, als daß aus den vielen Feuerbränden ein großer Brand geworden wäre. Steffens ist nach Berlin berufen, ob als Professor der Physik oder der Philosophie, und wer das Geld zahlt, ist nicht klar; aber Steffens ist weder eine Konstitution, noch eine Sängerin oder Tänzerin, hat daher auch (wenigstens im Augenblick) keinen Anspruch, die Conersationen zu füllen. Selbst das Bonmoi über die beiden neuen Justizminister, die man „Christina und Ritta“ (nach dem siamesischen Zwillingpaare) nennt, verscholl, ohne der Christina, oder der Ritta, oder allen beiden etwas zu schaden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 13. April 1832.

— Ich lieb', ich lieb' und Liebe schwer;
Der liebe die Dame, und sein Händchen der.

Chateaubriant.
Der Liebe Müß' umsonst.

Die Doppelheirat.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, von der ich spreche, war Therese Vaccard, die Tochter eines Franzosen, der eine Spanierin aus Madrid geheiratet hatte, das hübscheste Mädchen im Dorfe. Therese war ganz Französin, ein höchst liebenswürdiges Geschöpf; ihr Vater hatte ihr eine hübsche Menge Phrasen aus seiner Muttersprache eingeprägt, er nahm sie auf seinen Besuchen bei den französischen Pflanzersfamilien mit sich, und der gute Baltazar hatte sie lesen gelehrt. Mit sechzehn Jahren war sie eine Waise, ohne Vermögen und lediglich auf die Gastfreundschaft der Nachbarn verwiesen. Nicht weit vom Dorfe wohnte ein junger Franzose, der aus den großen Ebenen der Avopelles, ein Paar hundert Meilen weiter abwärts am rothen Fluß, wo er Hirte gewesen, eingewandert war. Müde, andern Leuten ihr Vieh und ihre Pferde zu hüten, nahm er sein Erspartes, wanderte in den Kanton von Ratchitoches, kaufte ein Paar Hufen Land und ließ sich mit seinem alten Vater und einer Schaar blühender Geschwister in einer schlechten Hütte häuslich nieder. Richard Lemoine, damals zwanzig Jahre alt, war einer der hübschesten Bursche in der Provinz, trotz seines Lederschwammes aus den Prairien. Er war von normännischem Stamme, hatte blonde Haar, blaue Augen, eine frische, lebendige Farbe, trotz des Klimas, breite Schultern, proportionirte Glieder, zwei herbe germanische Zähne,

freien Anstand und eine gerade, kräftige Sprache. Im Wändigen eines Pferdes that es ihm sogar hier, wo die Reiter zu Hause sind, selten einer gleich. Er lernte Theresen kennen. . . „Und verliebte sich in sie,“ rief ich, meinen Wirth unterbrechend. „Und verliebte sich in sie,“ fuhr er ruhig fort, „und Therese liebte ihn wieder; der junge Mann machte seine Werbung, und Therese erholte sich Rath bei Baltazar Polo.“ — „Ei ja, meine Tochter,“ sprach der gute Pfarrer, „von ganzem Herzen. Der junge Mann ist nicht reich und Du bist arm; ihr seyd aber beide brav und fleißig; Ihr habt einander lieb, ich weiß es nicht anders, und so will ich Eurem Glück nicht im Wege stehen.“

Zur nämlichen Zeit reiste in der Stille noch eine, vielleicht nicht so zärtliche, aber respektablere Liebchaft zwischen einem Paare von reiferem Alter und in bessern Glücksumständen. Erinnert Euch der gut unterhaltenen Pflanzung, die ich Euch heute Morgen gezeigt, und des hübschen Hauses mit den zwei jungen Sycomoren davor. Dort lebte zur Zeit, wo sich meine Geschichte begab, Madame Labédoyère, die kinderlose Wittwe eines reichen Pflanzers, deren vierzigstes Jahr berannahrte. Sie war eine Anglo-Amerikanerin, die Labédoyère als ein armes, aber hübsches Mädchen, und das etwas auf sich hielt, aus einer unserer Städte am atlantischen Ocean hieher an den rothen Fluß gebracht hatte, damit sie seiner und seines Hauswesens wahrnehme, während er sich nur mit seinen Schwarzen zu schaffen machte. Der gute Mann entdeckte

wohl bald mehr Regierungstalent an ihr, als ihm lieb war; aber nach einem kurzen Versuche, die Fäden wieder in die Hand zu bekommen, wobei er sich überzeugte, daß er mit seinem Weibe ungleich besser auskommen werde, wenn er ihr freie Hand lasse, ergab er sich auf gute Art, wie es unserer Nation eigen ist, in sein Schicksal, trug das sanfte Joch der Ehe mit preiswürdiger Geduld und war durchaus ein exemplarischer Ehemann. So verfloßen zehn Jahre, da gab der Ruf in eine bessere Welt meinem Freund Labédopère seine Freiheit wieder, und ich hoffe, es ist ihm dort der Lohn für seine Geduld geworden. Acht Jahre lebte so Madame Labédopère einsam im Wittwenstande, als einzige Erbin der bedeutenden Besitzungen ihres Mannes. Aus dem Mädchen mit dem niedlichen, verschämten Gesicht war eine herrliche Matrone geworden mit breitem Antlitz, finstern, buschigen Brauen und schwarzen Augen, welche das Niederschlagen längst verlernt hatten; die zierliche Spytbide hatte sich stattlich arrondirt, und der leichte, schwebende jugendliche Gang hatte dem stolzen, feierlichen Schritt einer Herzogin Platz gemacht.

Die Dame hatte ihr Auge auf einen alten reichen Franzosen geworfen, der zwei, drei Meilen von ihrem Hause, und noch weiter von dem Orte wohnte, wo Richard Lemoine sich mit seinen bejahrten Eltern und ihrer zahlreichen Nachkommenschaft niedergelassen hatte. Monsieur Dulac war ein kleiner Mann von sechzig Jahren, ein eingefleischter Hypochonder, grämlich und reizbar über alle Massen; der vornehmste Zug in dem gelben, verwilteten Gesicht war die stark hervortretende Unterlippe, und beständiger Rißmuth sprach aus dem Jucken der niedergezogenen Mundwinkel. Ein solches Inventarstück konnte nun für Madame Labédopère, wie sie war, lediglich nichts Anziehendes haben; aber sie fand es nachgerade langweilig, bloß ihre Dienerschaft unter der Zucht zu halten, und wie sie denn ein geschicktes Weib war, schmeichelte der Gedanke, einen Wilden, wie Monsieur Dulac, zu zähmen, ihrer Eigenliebe. Sie kam daher dem Herrn mit ausnehmender Artigkeit entgegen, erkundigte sich mit der zartesten Aufmerksamkeit nach seinem Befinden, erteilte ihm guten Rath bei seinen Beschwerden, schickte ihm Leckerbissen aus ihrer immer gut versehenen Küche, und wenn sie zusammenkamen, hatte sie die lieblichsten, sanftesten Worte für ihn. Sein gewöhnlich finsterner Blick erhellte sich dann und bekam den schwachtenden Ausdruck des Katers. Der Plan der Dame gelang: das Herz des alten Franzosen ging in die Schlinge; er bedachte, wie hoch er bei seiner zunehmenden Gebrechlichkeit die Pflege und die erweiternde Gesellschaft einer so lieben Freundin, einer so vortrefflichen Haushälterin, wie Madame Labédopère, anzuschlagen habe. Er lernte ein Paar galante Phrasen auswendig und bot seine Hand

an, die denn auch, nach einiger Hererei und den gebräuchlichen Gemeinplätzen über einen für eine Frau so hochwichtigen Schritt, angenommen wurde.

So war also zwischen unserm respektablen Paare und unsern jungen Liebenden Alles in Richtigkeit; sie gingen ihrem Schicksal entgegen und Baltazar Polo, den Alt und Jung auf viele Meilen in der Runde lieb hatte, sollte die Paare einsegnen. Beide Liebchaften hatten sich zur Herbstzeit entwickelt, und bereits war der kalte Januar verfloßen; die Februarregen machten die Wege grundlos und schwellten die Ströme so sehr an, daß man vor der schönen Jahreszeit nicht wohl an die Hochzeit denken konnte. Der traurige Regen ließ endlich nach und die Märzsonne ging auf. Der März ist hier zu Land ein schöner Monat, mag er bei Euch noch so unfreundlich seyn; er bringt recht schöne Tage, sanfte, laue Lüftchen; allerdings kommt nicht selten ein Regenguß und ein furchtbares Gewitter dazwischen, aber die Vegetation ist schon herrlich, alles blüht in Wald und Feld. Ihr habt noch keinen Frühling in Louisiana gesehen; ich kann Euch versichern, es ist der Mühe werth, deshalb ein Jahr hier zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Beschluß.)

Ein anderes, von Maculloch untersuchtes, verglastes Fort, ist das von Craig Phadric, auf einem Hügel im Norden von Inverness. Die Feste scheint mit doppelten Ringmauern umgeben gewesen zu seyn; die innere war sehr hoch und stark, die äußere niedriger. Der eingeschlossene Raum hat etwa 75 Yards Länge und 30 Yards Breite. Craig Phadric ist eine kegelförmige Erhöhung, das östlichste Ende des Bergrückens bildend, welcher den Loch Ness auf der Nordwestseite begrenzt. Der Hügel besteht aus Krümmergesteinen, deren Unterlage primitive Gebilde ausmachen. Der Unterschied in der Verglasung der Mauern von Craig Phadric im Vergleich mit denen von Du Mac Siochain, durch die Verschiedenheit ihres Materials bedingt, ist augenfällig; wie denn überhaupt nicht zwei solcher Forts im Stärkegrade der Verglasung einander vollkommen gleich gefunden worden; ebenso erstreckt sich bei einigen Burgen die Verglasung erstaunlich weit, während sie bei andern so unbedeutend ist, daß man die Spuren mit Mühe auffuchen muß.

Auf der kleinen Insel, genannt Burret Island, in dem Kyle of Bute finden sich die Trümmer einer verglasten Feste, wovon Smith die erste Nachricht

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

fertigkeit in Wien, zu welcher Rolle sie in Berlin bestimmt wären. Wirklich kommt auf ihr Theil keine Schuld; sie wollten gewiß so wenig Tagelöhner und Nobler sein, als das, wozu eine gewisse Berliner Pruderie sie auch zu streuen für überflüssig hielt. Sie kamen darin gewiß unschuldig her, und nur das hohle Bedürfnis des Egoismus hat sie mit den Attributen angeschmückt, über die sie selbst am meisten lachen mögen. Da sind es jugendliche Grazien, anmuthstrahlende, jungfräulich züchtige Tänzerinnen so hohen Ranges, von so schmerzlicher Erfindungsart, daß noch ihnen selbst eine Tagelöhnerin nichts machen würde u. s. w. Um alle dem ist nun nicht mehr, als daß sie eben gute Tänzerinnen des zweiten Ranges sind, ziemlich wohlgebaut und — das spricht am meisten für sie — nicht mehr prädecenten, als Tänzerinnen zu seyn. Uebrigens legen sie nicht mehr auf den Fingern der Aurora, und thun sehr wohl daran, alles Reelle, was unter dem Weibbrauch zu ihnen aufsteigt, mitzunehmen und zu sammeln für die Zeiten, die ihnen nicht gefallen werden. Ob alles erschöpft worden, was der Egoismus unserer Zeit für Tagesdramen dieser Art erfunden, will ich nicht behaupten, denn der menschliche Egoismus ist groß und der Berliner noch größer in dergleichen Dingen, und als die Sontag hier war, glaubte man schon, es sey alles erschöpft; aber mehr ist geschehen, und mehr hat man sich lächerlich gemacht, als bei irgend einer frühern Opferung. Das Jung und Alt dabei gleich thätig war, läßt sich nicht sagen, denn das Alter hat bei diesen Triumphzügen in Berlin immer den Reigen geführt. Zahllose Thränen sind ihnen nachgeweint worden, unter denen die des Theaterfassensvorstandes nicht die unbedeutendsten sind; denn wenn Jemand nichts von ihnen gewonnen hat, ist es das Theater. Es wird nur eine gewisse Summe für das Verandagen ausgegeben, und was die Geschwister Eiler eingebracht, ging in den leeren Theaterabenden halbwegs verloren, von den Indes brah gelegten, theuer salarirten Kräften der Einheimischen zu schmelzen. Doch selbst die Balletdarstellungen waren nicht immer besetzt, und die natürliche Apathie bei so ganz Christlosem steigt denn doch häufig über die künstliche und mit allen Mitteln forcierte Begeisterung. Man spricht von einem dauernden Engagement beider Tänzerinnen hier. Das wäre vielleicht das beste Mittel, um den Berlinern zu zeigen, wofür sie sich begeistern haben. Denn einmal, was wir besitzen, reißt uns nicht, und dann ist es ebenso ausgemacht, daß wir gewöhnlich nur das gewinnen, was vielleicht einmal ausgezahlt war. Von der Landplage des Ballets hat das Berliner Theater übrigens so bald keine Erbsung zu hoffen; die einzige Kur ist hier Uebersättigung.

(Der Beschluß folgt.)

Von, März.

(Beschluß.)

Die Quellen von Frankreichs Unglück.

Ehe ich diese Bemerkungen über die ernstlichen Gegenstände unserer öffentlichen Lebens schreibe, will ich noch einige Worte über unsere Industrie und unsern Handel im Allgemeinen beifügen, deren sich seit dem Anfang von 1831 eine Art von Starrkrampf bemächtigt hat, der nach der kurzen Fieberkrise im vorigen November von Neuem einzutreten droht. Man sagt sich seit länger denn einem Jahre: die Zeit wird all diese Wunden heilen; alle Revolutionen lassen solche Störungen nach, wie gerecht und mäßig sie auch seyn mögen. Immer sind sie von Erschütterung des öffentlichen Credits, von der Verschließung des sauren Geldes und von der daraus hervorger-

henden Lähmung der Industrie unzertrennlich. Allerdings über sich in der Natur alle heftige Bewegung in Stillstand und Ruhe auf; warum dauert denn aber bei uns in Frankreich die Erschütterung noch immer fort? warum will sich der vulkanisch von einander gerissene Boden nicht schließen, warum will nicht Grün auf der Lava wachsen? Zwanzig Monate sind nun seit den Julikereignissen verfloßen, und doch ist die Sorge noch lange nicht von uns gewichen. Im Gegenbild, die Unruhe und der Mangel an Vertrauen ist noch sehr peinlich. Wohl hat England nach Vertreibung der Stuarts in politische Beziehung noch vierzig Jahre gelitten, aber seine moralische Kraft und sein Handel hoben sich gleich nach jenem Ereignis kräftig und mächtig. Dies ist jetzt nicht so in Frankreich. Warum wohl? Weil es uns an aller moralischen Kraft fehlt, und weil ohne diese selbst die beste Regierung keine Basis, keine Zukunft hat, geschweige denn eine unzuverlässige, aus der Botschafter hervorgegangene. Der Handelsstand zählt jetzt in Frankreich eine Menge wohlthätiger und unterrichteter Männer; es fehlt ihm weder an Kenntniß, noch an gutem Willen, für des Landes Wohl zu wirken; ein großer Theil von Frankreichs Reichthum liegt in seinen Händen, dadurch und durch seine intellektuelle Bedeutung hat er großen Einfluß auf die letzte Revolution gehabt, er ist dem ganz zugethan, was durch sie entstand, und doch kann ihm die Regierung nicht aufhelfen. Es sind seit anderthalb Jahren eine Menge der angesehensten Häuser zu Grund gegangen und ungeheure Summen wurden dabei verloren. Der Gewerbefleiß hat in allen Fabriksstädten unendlich gelitten, in Mülhausen, St. Etienne, Tarare und Rouen, am meisten in Lyon. Allerdings wirkten dabei eine Menge äußerer Umstände zusammen: die Ungewißheit über Krieg und Frieden, Mangel an Bestellungen aus den durch eigene Revolutionen aufgeregten Ländern; rechnen wir dazu die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Leute selbst bei den unflüchtigsten und widersprechendsten Nachrichten von Paris und vom Ausland. Die traurige Hauptursache liegt aber in dem Mangel an Vertrauen in den gegenwärtigen Bestand der Dinge. Nicht die gegenwärtige Regierung ist daran schuld, denn in vieler Beziehung handelt sie klug und kräftig, sondern das mächtig und immer neu aus dem Innern herankommende Gefühl: kein kleines oder großes Gemeinwesen kann bestehen ohne moralischen Halt. Dieser aber geht der Nationalrepräsentation, den unwissenden, halb bestochenen, halb von wilden Leidenschaften getriebenen Kammern so gut ab, wie der fürchterlichen, hyberartigen Oligarchie. Es ist das Gefühl, an einer Pyramide zu hängen, die auf der Spitze steht und wo Alles, ohne dieses Eingeben in die Natur des Menschen und des Staats, nur mit dem Augenblick und für sein Gebot lebt. Instinkt der Klugheit, ihren traurigen Zustand zu fassen, haben die Franzosen genug, aber nur Wenige besitzen die Kraft, sich die Ursache davon einzusehen, denn sie müßten dann sagen: der Bau unsers ganzen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens ist auf Sand gegründet, er kann nicht bestehen, so viel Schönes und Klingendes wir auch darüber sagen und oft wiederholen, und er wird nicht bestehen. Viel Wahres und Ergreifendes haben darüber die St. Simonisten ausgesprochen, leider aber mischten sie so viel Unreifes und Unsinniges bei, daß die guten Kräfte davon erdrückt wurden und nicht aufgeben können.

Beilage; Literaturblatt Nr. 39.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 14. A p r i l 1832.

Es ist das Volk der Säbne
In seiner Stadt Paris;
Es treibt ein reiches Wiäben
Und führt ein reiches Aräben,
In aller Welt Verdriß.

Wäert.

Meine Landleute in Paris.

Langsam zieht eine Reihe von Weibern und Kindern aus der schmutzigen Vorstadt St. Denis nach dem Boulevard. Einige derbe Bursche folgen träg; lautschreiend läuft ein suchender Mann ihnen nach, die eine Hand geradehin angestreckt, als wollte er die Langsamern damit erreichen, die andere Hand beschäftigt, mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzustreichen. Die Andern wandern ruhig fort und brummen eine Antwort, ohne sich umzusehen. Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerksam und stellen sich zur Seite, um den Zug vorbei zu lassen. Der schreiende Kerl hat sich nun zu den andern gesellt und hört nicht auf, zu schelten und zu suchen. Ich sitze da auf einem gemieteten Stuhle und lese den National; plötzlich werde ich aufmerksam auf die Fremden, die mir schon aus der Ferne als solche erschienen waren. Es sind „die süßen Töne der Sprache von oo,“ die ich vernehme, mein Gesicht legt sich in die freundlichsten Falten, denn ich höre: „Hans und Käthe u. s. w.“ oder träume ich etwa? Nein, es sind ehrliebe Schwarzwälder, die ihr schönes Land verlassen, um über den Pariser Boulevard und den Ocean ein Plätzchen in einem Urwalde zu suchen, das sie einem Panther oder Wilben streitig machen müssen, einen Fleck, worauf sie sich ein Hättchen bauen können. — Das müssen ruhm- oder gewinnsüchtige Leute sein, würde man sagen, wenn man es nicht besser wäste.

Die guten, einfachen Leute, die genügsamen, arbeitssamen Süddeutschen, welchen Gefahren werden sie Trost bieten müssen, welchem Elende werden sie sich preisgeben sehen! Die Männer werden zu der schwersten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Kosten der Ueberfahrt abzuverdienen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil diese im tiefuntersten Raume schwachten. Die Armen! solchem Elende entgegen zu gehen, und als Vorwule dieser Plagen durch zwei Reihen spottender Badauds durchwandern zu müssen! „Ce sont de véritables allemands!“ hörte ich die Gaffer sagen, als wären ihnen schon oft falsche sürchte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, so gut wie die Franzosen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper, etwa wie sich der Huf des Bretagner Pferdes zum lustigern des Normanns verhält; und statt der vielgestaltigen, buntschweifigen französischen Casquets trugen Jene gestricelte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unformlichen Hut. Die Weiber hatten sehr schwere lange Röcke an und konnten daher nicht vogelartig, wie Franzöfinnen, einhertrippeln, sondern schleppten sich vielmehr, als wären ihre Beine gefesselt, gleich Baugesangenen auf dem glatten Trottoir dahin. Ihre Jacke war sehr kurz, daher erschien der obere Theil ihres Körpers ganz außer Verhältniß klein gegen den untern. Auf dem Hinterkopfe, fast in den Nacken geschoben, trugen sie gepolsterte Mützen, ähnlich den Füllhüten der Kinder; am Busen einer jeden

stimmerte aber ein silbernes Kreuz, das Erbstück des Hauses, das seit vielen Geschlechtern am Halse der Töchter hängt. Die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich so in Ehren halten.

Meine realischen Deutschen blieben unsern von mir stehen und kauften einen Kamm. Im Kreise ringsumher stellten sich die Franzosen, die großstädtischen Pariser, und machten ihre Glossen. Sie, welche die tollsten Fragen, die barocksten Masleraden täglich auf ihrem Boulevard zu sehen bekommen, konnten sich nicht satt wundern über diese Handvoll Auswanderer. Ein Mensch, der sich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abenteuerliche Mütze zusammengelegt hatte, die er schief auf dem Ohre trug, und deshalb von Niemanden ausgelacht wurde, hatte so wenig *Savoir vivre*, daß er den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut bespöttelte. Ein anderer, in plumpen Holzschuhen und ohne Strümpfe, betrittete die breiten Messingschnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden. Ein altes schmutziges Weib, mit stiegenden Haaren und einer zerdrückten, zerrissenen Dormeuse, sagte in absprechendem Tone, als wäre sie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „in der That, diese Hauben stehen den Frauen ganz artig; sie sehen darin menschlicher aus, als wenn sie so schwarze Kappen tragen, die ihnen das Ansehen von Fledermäusen geben.“ Der Kamm war gekauft und die Deutschen zogen ihres Weges weiter. Der alte Schwarzwälder Bauer, der früher so geschrien und gestucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm eines der jungen Weiber bei der Hand, vielleicht war es seine Tochter, und ging mit ihr an der Spitze des Buges. „Tiens,“ rief ein Sassenjunge, „der Deutsche führt seine Dame.“ — „Er gibt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine niedliche Blumenverkäuferin, die im Geben einen Strauß band und den Zwirnsfaden vom Munde herabhängen hatte. „Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaisers,“ brummte ein *vieux brave* mit einem Stelzfuße mir zu, der mich für einen Franzosen halten mochte; „dort muß man diese Leute sehen. Ein abscheuliches Land! Schlechte Wege, daß die Kanonen stecken bleiben, nichts als *pommes de terre*, viel Schmutz und lauter Deutsche!“ — „Nicht möglich!“ rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengasse, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Spötter zu bekümmern.

Die Doppelheirat.

(Fortsetzung.)

Wir waren also im März; die Pflanzler fingen an, die Baumwollen- und Maisfelder zu bestellen; Abends schweiften die Irrlichter über die Ebene, der Kornelkirsch-

baum entfaltete seine dichten weißen Blüthen, die hochrothen Büschel des *Bouton rouge* sprengten ihre Winterhülle, die Azalea, der gelbe Jasmin und tausend andere Blumen, die Ihr sehen sollt, wenn Ihr bis zum Frühjahr bei uns bleibt, blühten lustig an den Ufern der Ströme und durchwürzten die Wälder, und die Wiesen färbten sich purpurroth von ihren Frühlingsblumen. Der Frühling ist die Jahreszeit der Projekte und Hoffnungen; Menschen, wie Vogel, denken da daran, sich eine Hütte zu bauen und eine Lebensgefährtin zu wählen; wen Krankheit oder Alter raschen Schritts dem Grabe entgegenführt, baut da Lustschlösser auf lange Jahre hinaus, und mir selbst mit meinem grauen Kopfe wurde es in der frischen, jungen Natur, in der elastischen Frühlingsluft oft nicht anders zu Muthe, als sollte ich ewig leben.

Je höher die Sonne stieg, je lauer der Wind wehte, je grüner der Wald sich färbte, desto zärtlicher wurde Dulac; er sah dem Tage der Hochzeit mit Ungeduld entgegen und drang in die Wittwe, sein Glück nicht länger hinauszuschieben. „Ach! Geliebteste,“ sprach der Alte mit zitternder Fistelstimme, „pflücken wir die Blumen des Lebens, bevor sie welken!“ So dringendem Verlangen konnte die Wittwe nicht widerstehen, und sie willigte ein, daß ungesäumt zur Hochzeit geschritten werde. Zur selben Zeit ungefähr, wo sich dieser zärtliche Auftritt begab, drang Richard Lemoine seinerseits in nicht so gewählten Ausdrücken, aber nicht minder zärtlich in die hübsche Therese, ihre Verbindung zu beschleunigen, und war eben so glücklich. Aber das Ende des Karnevals rückte heran, nur noch zwei, drei Tage, so traten die Fasten ein, während welcher die Hochzeiten in der katholischen Kirche verboten sind. Ich habe oft daran gedacht, wären die Bräuche unserer Kirche hier in Louisiana angewandt worden, man hätte die Fasten einen, zwei Monate im Kalender weiter vorgeschoben; doch ich bin kein Gottesgelehrter und mag über so heilige und feyerliche Dinge nicht *raisonniren*. Auch unsern Verliebten fiel dieß nicht ein; alle aber meinten, bis nach den Fasten könne man nicht warten, und es bliebe demnach nichts übrig, als vor denselben Hochzeit zu machen. Es war aber wahrhaftig nicht anders, als ob alle Wittwer und Wittwen im Sprengel Natchitoches beschlossen hätten, vor Ablauf des Karnevals wieder zu heirathen. Eine ganze Menge Paare, von allen Nationen, Altern und Farben, wollten in der Kirche zu Abaves vom guten Baltazar getraut seyn, und noch lange sprach man hier zu Lande von diesem Jahr und nannte es nur das Hochzeitjahr.

„Weißt Du wohl, Richard,“ sprach Therese zu ihrem Bräutigam, als er ihr ankündigte, daß die Hochzeit Tags darauf seyn sollte, „weißt Du, daß Vater Polo übermorgen, am letzten Karnevalstag, um 4 Uhr Morgens anfangen und bei der Frühmesse Alles trauen will, was

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

men operiren. — Für dieses Thema gibt die Geschichte des Berliner Colosseums gute Materie. Das kolossale Gebäude stand da und blieb leer. Der Berliner Wig erhob sich dagegen. Der Unternehmer aber kämpfte mit verwandten Waffen; er ließ sich eine treffliche Schrift dafür aufsetzen, deren Argumente das Berliner Gewissen rührten. „Wo soll das Gedelken herkommen,“ sagt er, „wenn schon vor dem ersten Tage der Eröffnung die allgemeine Frage: darf man auch räkiren, sich dort sehen zu lassen? von der Medisance erfunden und von Mund zu Mund verbreitet wurde? — Wie soll ein Vorurtheil bekämpft werden, welches, gleich einem Luftgebilde, unverwundbar ist und mit dem Selbstgespräch: „es schickt sich nicht,“ alles in Schreden setzt, ohne je eine Erklärung zu geben, was denn eigentlich das Unsichtliche sey? Werfen wir diese prüde Bedenklichkeit bei Seite und blicken wir die Sache unparteiisch an, so wird kein Ausstoß bleiben. Alle andern groß. u. Städte geben uns ein gutes Beispiel in dieser Beziehung: der Pariser Elegant scheut sich nicht, einen Salon zu besuchen, wo auch mitunter ein Duorlet sein verre d'eau sucré trinkt. Wien, Hamburg, Amsterdambam haben ihre Langsäle und Kaffeegärten, wo die höchsten Herrschaften sich unter die fröhliche, aus allen Ständen zusammengesetzte Menge mischen. Nur Berlin kennt das, was man Volksleben nennt, kaum dem Namen nach; jeder Ertel isolirt sich, jeder klagt über Mangel an Vergnügen, und keiner ist aufrichtig genug, zu sagen, was eigentlich Noth thut. Zwanzig Orte, welche vor etwa fünfzehn Jahren sehr besucht waren, stehen nun leer, oder sind der Hefe des Volks anheimgefallen, eben weil häßliche Ueberhebung einiger Klassen sie für jeden anständigen Besucher mit dem Bann belegte. Die Suacht, für einen Vornehmen zu gelten, zog die Mittelstände Schritt vor Schritt den großen Tonangebern nach, welche eben so wieder vor jenen zurückwichen, bis sie zuletzt nur hinter ihren eigenen Mauern sich vor aller Bestätigung mit den Noturiers sicher hielten. So blieb denn der Intoleranz das Feld frei, und die Erfahrung zeigt, wie weit sie ihre Eroberungen ausdehnte. — Das beste Beispiel gibt das Theater: sonst ging jeder anständige Mann, welcher jedoch seine Ausgaben streng berechnete, ins Parterre; als dieses von der Mode proscribirt wurde, mußte Alles, was nicht anständig werden wollte, ins Parquet flüchten, so daß dieses das Parterre bis auf ein Winkelchen beschränkte, wofür denn aber auch oft genug die Plätze des Parquets leer stehen und dem aufgeblähten Dünkel hinreichend Raum lassen.“ — Diese sehr wahren Argumente wirkten. Man schämte sich, daß man bisher falsch vornehm gewesen, man wollte daß vornehm, wenigstens für den Augenblick, werden, die Gutmüthigkeit reflektirte, welche ungeheure Kosten der Mann im Vertrauen auf den Beistand der Berliner für das Vergnügen derselben aufgewandt, und die leeren Hallen füllten sich von Vergnügungslustigen oder solchen, die es für Pflicht hielten, vergnügt zu scheinen. Das, was bezweckt war, ist es freilich nicht, daß sie ist Berlin nicht der Ort, aber das Colosseum flortet doch für den Augenblick. Es fehlt nur an geschickten, das Volk lenkenden Leitern, um den entzündbaren Sinn auch für das Bessere aufzuregen. In mancher Beziehung ist es früher gelungen. Was Zelter zum Beispiel zur Erhaltung des Sings für die große, alte Musik durch Begründung der Singakademie gewirkt, dürfte noch in vielen andern Kreisen versucht werden. Jetzt ist es der eigentliche tiers état, die gewerbetreibende Bürgerklasse, auf die spekulirt werden muß. Sie allein hat Geld und noch gesunden Sinn. Ich sage noch; denn schon droht eben die frivole Lust, welche die entwürdeten Sinne unserer höhern gesellschaftlichen Klassen be-

herrscht, auch ihrer sich zu bemächtigen. Das Streben nach Bildung regt sich in unsern wohlhabenden Bürgern; mancher Handwerker ist dem Kunstverein beigetreten, mancher Kaufmann legt Gemäldesammlungen an, bei den Stadtverordneten wird die und da eine patriotische Stimme laut, die Gewerbeschule blüht, es fehlt nur eine Leitung, eine Anweisung zu gemeinnützigen, großen Unternehmungen, während der Uebertritt aus den Gewölben und Werkstatt an die Papiersbörse, zum Ballet und zu Rossini freilich keiner Anleitung bedarf.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 81:

Alle. Alle. Umme. Ure.

R ä t h s e l.

Vou Feen habt ihr als Mädchen oder Knaben
Ein mannes Märchen jüngst mit Lust gelesen,
Ihr wißt von Lampen auch mit Wundergaben,
Und andern fabelhaften Zauberwesen;
So laßt von einer Fee mich jetzt erzählen,
Sie war Scheberzaden zwar bekannt;
Doch unter Feen hatte sie zu wählen,
Drum hat sie diese Fee dem Sultan kaum genannt.

Sie lebt noch jetzt, und hält in ihren Händen
Die Zauberlampe mit so bunten Bildern,
Daß meine Verse kaum ein Ende fänden,
Wollt' ich davon den ganzen Reichtum schildern;
Doch Eines ist vorämlich zum Erkennen:
Wenn Poesie euch oft im Weinen äbt,
Und Phantasie wie Liebe quält mit Launen;
Die Fee hat euch noch nie mit einem Bild betrübt.

Sie wandelt nur auf Erden, um zu trösten,
Mit Freudenbildern lindert oft sie Schmerzen,
Sie weilet gerne, wo die Noth am größten,
Die Armensten, Schwächsten mag sie liebend heizen;
Und wenn ein reines Aug die Bilder schaut,
Und sich in ihrem Anblick froh verlor,
So sprang oft, eh' ein neuer Morgen graute,
Aus ihrer Zauberlamp' ein lebend Bild hervor.

Es fiel dem seligen Träumer in die Arme,
Und weckt' ihn froher aus dem frohen Traume,
Da wußt' er nichts mehr vom zerfloßen Harne,
Da pflückt' er Früchte von dem Lebensbaume.
Reint ihr, daß denn der Glückliche freundlich danke?
O nein! alsbald vergessen ist die Fee;
Doch wirrt ihr Wohlthun nicht in enger Schranke,
Der Unbanl thut ihr, längst gewohnt, nicht weh.

Sie weiß, daß nach der jetzt verschmähten Gabe
Die Glücklichen doch bald mit Sehnsucht schauen,
Sie weiß, daß ihr vom Reime bis zum Grabe
Die Menschen oft ihr Liebste anvertrauen;
Nur ist sie leider! nicht ganz zuverlässig,
Mit manchem Bilde necht euch bloß die Fee;
Drum sey für sie auch euer Zutraun mäßig;
Doch, wen sie ganz verließ, der rufe dreimal Weh!

J. G. W.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 16. April 1832.

Man weint die Welt, und sollen wir nicht weinen?

Goethe.

Epilog zu Tasso

am 27. März 1832 gesprochen auf dem Weimarschen Hoftheater

o n

G. Durand, als Tasso.

Zerbrochen — — ja, zerbrochen und entschunden —
Wach unser Steuer ist's, — — wie sprech' ich's aus? —
Rebet wohl ein Wort, wie schmerzlich tief empfunden,
Aus voller Brust das Innerste heraus? —

Ja, nah't Euch nur *), in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüst're nicht'ger Flor und Graus —
Ihn, den wir wähten ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

So war's kein Traum, was plötzlich uns erschreckte,
Wie Donnerschlag in friedlich stiller Nacht,
Aus stolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Es trifft der Blitz, des Hauses Stütze kracht,
Zusammenstürzt das Dach, das schützend deckte,
Und des Geschickes furchtbar strenge Macht
Verkündet laut die tragischste der Lehren:
„Das Leben muß im Tode sich erklären.“

*) Aus dem Hintergrunde traten bei diesen Worten die Prinzessin und Leonore mit übergeworfenen Trauerschleiern; in der Mitte Alphonso, langsam hervor, während neben den Koulissen das gesammte Theaterpersonal in altitalienischem Trauertostüm sich aufstellte.

O goldne Zeit, wo bist du hingeschwunden,
Da unsre Hand ihm heitre Kränze wand,
Da jeder sich in ihm erst selbst empfunden,
In seinem Blicke Muth, Gelingen fand, —
Ihr unvergesslich einzig schönen Stunden,
Wo er zu kühnem Streben uns verband,
Mit seines Geistes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engsten Raum gegründet?

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselfeinen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang,
Und freisten Stand, doch mit gemessnen Tritten,
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Da ward der heilig enge Bund geschlossen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genossen
Auf's neu der Welt und uns zunächst gewann.
Welch frisches Leben war uns da erschlossen,
Nun Freund um Freund stets Edleres ersann,
Das Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe,
Des Schaffens Lust empfangen höh're Weihe.

Dem früh Geschied'nen folgte unfer Sehnen,
Der ältere Freund — er bändigte den Schmerz,
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach er ihn aus, enthüllte uns sein Herz,
Dem Leben nun sich wieder zu versöhnen,
Umpanzert ihm die Brust ein dreifach Erz,
Und dem erstarrten, thatensrischen Willen
Muß nun Natur den Durst des Wissens stillen.

Die Jahre flieh'n — ihm sind sie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer schön'rem Ziel,
In ew'ger Jugend fühlt er sich berufen
Und flatter stets wird ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild, es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Bestreben gilt ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfrische, ringen,
Sieht er im Keim ein künftiges Gelingen.

So nah't des goldnen Tages Jubelfeier,
Und Fürstenhuld umkränzt des Freundes Haupt;
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüthe nicht geraubt,
Es erbt es fort, es weicht des Sängers Leber
Der Fürsten Ruhm, an die er liebend glaubt:
Von vier Geschlechtern sieht er sich ermuntert,
Umpflügt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie ist mir nun? — Kann ich es wohl umfassen,
Was solch' ein Leben, weltbedeutend, sagt:
Gedrängt zu großen, überreichen Massen,
Klingt Licht und Ruhm, wohin sein Blick getagt!
Nein, keine Trennung — wir sind nicht verlassen,
Er lebt und fort, so wahr die Sonne tagt,
So lang sie leuchtet, wird es nie vergessen,
Was er uns war, und daß wir ihn besessen!

Ja heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menschen menschlich schön gewaltet,
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht, was sich aus ihm entfaltet,
Und immer lichtverklärter, ätherheller,
Wird, was die Macht des Genius gestaltet:
Nur sein Erscheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit bestehen!
Friedrich von Müller.

Die Doppelheirat.

(Fortsetzung.)

Die Kasse, auf welchen die Gesellschaft hergekommen
war, von Schwarzen gehalten oder an Pfähle und junge
Bäume gebunden, stampften, wieherten und knirschten

auf ihren breiten spanischen Säumen, als wollten sie die
Herrschaften vor dem anziehenden Ungewitter warnen.
Water Polo sah, oder vielmehr bedeuteten ihm die Freunde
der Brautleute, er habe keine Zeit zu verlieren, wenn
die Neuvermählten unbegossen nach Hause kommen sollten.
Er trat also eilends zwischen die beiden Reihen, verrich-
tete im Sehen rasch die heilige Handlung und übergab,
nach der Landessitte, jedes Frauenzimmer, sobald er ihm
den Trauring an den Finger gesteckt hatte, den Freunden
ihres Gemahls, welche sie nach Hause zu geleiten hatten.
Monsieur Dulac und Richard Lemoine saßen neben ein-
ander, und gegenüber Madame Labédoyère und Therese
Paccard. Beide Frauenzimmer trugen Mäntel, und
mehr brauchte es nicht, damit ein so zerstreuter und
kurzsichtiger Mann, wie Baltazar Polo, sie verwechselte.
Er steckte Dulacs Ring an Therese Paccards Finger, und
Madame Labédoyère erhielt Richard Lemoines Ring, und
eingemummt, wie sie des Sturmes wegen waren, über-
gab er jede feierlich den vermeintlichen Freunden ihres
Gemahls. Er überantwortete Madame Labédoyère Ri-
chards Verwandten, und diese setzten sie auf ein hübsches
Pferd, das der junge Mann aus den Noyelles mitge-
bracht, und fort ging es in raschem Schritt, ein Paar
Geschwister des Bräutigams hintzudrein. Therese
ward auf einen kleinen Klepper gesetzt, einen sanften
Paßgänger, den Dulac eigens für seine Wittwe gekauft
hatte, und ritt ab in Begleitung eines alten Pflanzers,
eines Betters von Dulac, eines alten Negers zu Pferd
und eines halben Duzends anderer Personen, welche
dem Zuge zu Fuß nachtrabten. Der furchtbare Wind,
das Losen des Waldes und die große Eile, da man vor
Ausbruch des Gewitters das Haus erreichen wollte, mach-
ten jedes Gespräch unmöglich, und es fiel rein nichts
vor, wobei die Verwechslung hätte entdeckt werden
können.

Therese langte am vermeintlichen Orte ihrer Bestim-
mung an, just als die schwarzen Regenwolken die ersten
schweren Tropfen fallen ließen. Beim ungewissen Tages-
licht, denn die Sonne ging zwar auf, aber das immer
drohender aufsteigende Gewitter hüllte Alles noch in Däm-
merung, traten ihr die Mauern des Gebäudes, vor dem
man hielt, nach der Vorstellung, die sie sich von Richards
Hütte gemacht, viel zu stattlich entgegen, und nach den Bäu-
men und Gesträuchen havor, die im Winde schwankten
und seufzten, mußte dieß ein alter Wohnsitz seyn. Doch
Therese hatte nicht Zeit, sich lange zu besinnen, und über
der Eile, unter ein Obdach zu kommen, kamen ihr die
Bedenklichkeiten aus dem Sinn. Ihr alter Begleiter
half ihr mit mehr Gewandtheit, als seine steife Haltung
vermuthen ließ, vom Klepper, der Neger hatte indessen
die Thüre geöffnet, und so war Therese rasch unter Dach
gebracht. Sie wurde von einem halben Duzend Neger

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

schwächten, ihrem eigenen Geiste durch ein geniales Paradoxon eine Folie unterzuschieben glaubten; dem alten, schwachen Edwen seine Edweningenenden absprechen, mochte Manchem thüm erscheinen; sich am Todten vergreifen, wäre nur geschnackelt.

Gerichtes Tod war, wie ihn sich Jeder, dessen Blicke in der Nähe oder Ferne mit Liebe an den Träumern des Gewaltigen hingen, gewünscht. Ja als notwendig gedacht hatte, ruhig, friedlich. Der Geist der sonst so mächtigen Lebenskraft verzehrte sich in der Reaktion gegen ein salarballisches Uebel, und so entschlief er in seinem Lehnstuhl, nachdem er sich noch bis wenige Stunden vor seinem Tode geistig beschäftigt hatte. Ein einziger starker Athemzug — dies war der einzige Kampf. In diese gewaltige Natur zu bestehen hatte, der Kopf blieb aufrecht, seine Fackel — ein Ende, dessen Würdig, der es verstanden, so gut zu leben.

Ergreifend war der Anblick, als sich die Bewohner Weimars und der Umgebung um die Leiche drängten, welche, das Haupt mit dem Lorbeer gekrönt, mehrere Stunden in der geschmückten Stube des Hauses aufgestellt blieb. Fast keine Spur vom Todeskampf zeigte sich in den nur schwächer hervortretenden Zügen, welche sich Jeder in diesem feierlichen Augenblick noch einmal einzuprägen bemüht war. Diese Männer, welche, ernsten Angesichts, feuchten Auges, die Bahre umstanden, waren kein schwelender Pöbel einer Hauptstadt, der die Apotheose für seinen Helben verlangt; es war gleichsam eine Handvoll zufälliger Abgeordneter des großen deutschen Volks, dessen Gemüth des groß-portischen Reiches eines Pantheons nicht bedarf.

Um 4 Uhr Nachmittags den 28ten begann die Beisetzung. Die sterbliche Hülle des Dichters wurde der Hofordnung gemäß so behandelt, als ob er dem Fürstenbause selbst anvertraut hätte. Der vorige Großherzog hatte auf dem neuen Gottesacker eine geschmackvolle Kapelle und unter derselben die Fürstengruft anlegen lassen; hier ruhten bereits Schillers Ueberreste neben denen seines fürstlichen Eigners und der Großherzogin Louise, als auch Goethe baselbst die würdigste Ruhestätte fand. Den Leichenzug eröffnete der Oberhofmarschall v. Spiegel, den Großherzog selbst vorstellend, der, den schwarzen Einbräuden zu entgehen, nach Eisenach gereist war; der Geheim Referendar trug die Ordensinsignien, sämtliche Collegien, eine Deputation der Universität Jena, Studierende aus Jena und Halle, das Theaterpersonal und die Hofkapelle, eine große Anzahl Bürger von hier und aus der Umgegend schlossen sich an. Am dem vor der geöffneten Gruft niedergesetzten Sarge sprach der Oberhofprediger, Dr. Köber, kräftige, geistreiche Worte. Vor und nach der Einsenkung wurden sodann von der großherzoglichen Hofkapelle und dem Sängerkor folgende Dichtungen gesungen:

I.

Kaht fahren hin das allzu Flüchtliche?
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Ewige,
Berewigt sich in sabbner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unfrem zweitem Vaterland;
Denn das Beständige der Irdischen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

II.

Ruhe sanft in heiligem Frieden.
Freund und Fürsten trenn gefeilt!
Solchem Dasein war's beschieden,
Fortjubiliden Volk und Welt:
Ewig lebst Du uns hierieden,
Nam' und Wirkung bauern fort.
Ruhe nun am stillen Ort,
Hier verehrt und selig dort.

Nach Beendigung des Schlussgesangs übergab der Herr Gehelinerath und Kanzler von Müller den Sarg dem Herrn Oberhofmarschall, Freiherrn v. Spiegel, mit den Worten: „Des Großherzogs königliche Hoheit haben, im Sinne Höchster Verewigung, glorreichen Herrn Vaters, beschlossen, die irdische Hülle des Herrn Staatsministers von Goethe in die fürstliche Gruft aufnehmen und neben Höchster eigenen Ahnen beisetzen zu lassen, auf das für Mit- und Nachwelt auf die ausgezeichnetste Weise beurkundet werde, wie hohe Achtung und Liebe Weimars durchlauchtigsten Fürstenbause dem treuen, verdienstvollen Staatsdiener, dem erhabenen Weisen und dem unsterblichen Dichter widmete, welcher der Schwund seines Jahrhunderts war. Dort soll er ruhen zur Seite des geistverwandten Schiller, und so die heiligen Namen Carl Augusts und Louises frommes Lobtenopfer empfangen.“

„Indem ich im Namen der trauernden Familie Ihnen, hochverehrter Herr Oberhofmarschall, diesen Sarg, der die ehrwürdigen Ueberreste umschließt, hiermit feierlich übergebe und Ihrer schirmenden Obhut anvertraue, sey es verchamt, die tiefgefühlte, dankbarste Ehrfurcht auszusprechen, mit welcher der erhabene Beschluß Seiner königlichen Hoheit die Goethe'sche Familie und alle die geliebten Freunde und Verehrer des großen Mannes erfüllen muß, dessen Hintritt wir betrauern. Preis und Segen dem ruhmvollen Fürstenbause, welchem Verdienste und Tugenden für die höchste Würde der Menschheit gelten! Wie (zu der Versammlung gewendet) werden nun von diesen heiligen Reliquien, aber unsere Liebe und unsere Sehnsucht bleiben ihnen für ewig zugewendet.“

Noch einmal, Deutschland braucht kein Pantheon, kein Westminster: bei Hannover ruht Leibniz, bei Regensburg Kreyler, an der Däse Kant, Klopstock zu Ditzsen, Wieland zu Osmansstadt, jeder einzeln, aber jeder dem ganzen Deutschland angehörend; nur hier an der Ilme hat dasselbe Schicksal, das die beiden größten Deutschen zu Zeitgenossen gemacht und auf ihrem Lebenswege zusammengeführt, sie in einem Mausoleum vereinigt, und zwischen beiden hat sich ein weiser, guter Fürst trefflich gebettet, und, indem er sich selbst ehrete, in diesem Denkmal für alle Zeit ein sprechendes Symbol aufgestellt von deutscher Art und Weise.

Die Bühne blieb bis zur Beisetzung geschlossen; am 27. wurde die Todtenfeier durch Aufführung des Tasso und Declamation eines vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog^{*)} begangen; die Wahl fiel naturgemäß auf Tasso, in dem die Einwohner Weimars so manche zarte Anspielung auf die Zeit finden, wo der hiesige Hof in mancher Rücksicht dem Hofe von Ferrara glich. Die Feier war schön in jeder Hinsicht, und so gab denn die Bühne, auf der der Dahingegangene einst durch Rath und That so manches Muster für deutsche Dramatik geschaffen, ihren Schwestern ein Vorbild zu einem würdigen Lobtenopfer für den Unsterblichen.

*) Wir stellen diesen Epilog in der heutigen Nummer zu Anfang mit.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 17. A p r i l 1832.

Wenn nun wohl nur Eine frey,
Das wird erst ein Hauptspas seyn.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Doppelheirat.

(Fortsetzung.)

„Da muß ich sehr um Vergebung bitten, Madame,“ erwiderte Monsieur Dulac; „mich haben Sie heute Morgen geheirathet; da ist ja mein Ring an Ihrem Finger, der Ring meiner Großmutter mit den schönsten Diamanten in der Kolonie und der artigen Devise: jusqu'à la mort; nun, mit dem Tod soll es, denke ich, gute Weile haben, wenn ich nur den verdammten Husten loswerden kann. Ah, Prinzessin! es mag uns beiden dünken, es sey hier eine Verwechslung vorgegangen, und doch kann Alles ganz vernünftig seyn, ja ich glaube gewiß, es ist so. Der gütige Himmel hat uns für einander bestimmt; allerdings dachte ich eine ganz andere Person zu heirathen, aber die Vorsehung beschloß es anders und ich unterwerfe mich ihrem Willen in Freude und Demuth. Sie sollen sich, denke ich, über ihren Rathschluß so wenig zu beklagen haben, als ich; wir sind, ich glaube es zuversichtlich, für ein langes, glückliches Leben verbunden, und das Band der Ehe ist, wie Sie wohl wissen, unauflöslich. Ja, Madame, es ist etwas viel zu Ernstes um die Ehe, als daß man leichtfertig davon sprechen dürfte; dieß denken Sie wohl auch, nicht wahr?“

Hier machte ein heftiger Anfall von Husten Monsieur Dulacs Sermon ein Ende, und Therese, welche in den Stuhl zurückgesunken war und das Gesicht mit ihrem Tuche bedeckte, überließ sich jetzt ganz ihrem Schmerze.

Der Alte versuchte Alles Mögliche, um sie, wie er es nannte, mit ihrem Schicksal zu versöhnen, und sein Freund, der alte Pfanzler, stand ihm getreulich bei. Er brachte ihr die Hochzeitgeschenke, welche für die schöne Wittwe bestimmt gewesen waren, Halsbänder, Bracelets und eine Menge andern Schmucks; er ließ sich weitläufig darüber aus, wie angenehm seine Wohnung, wie beträchtlich seine Pflanzung sey, in welchem Ueberfluß sie leben, wie gut sie es bei ihm haben werde; er versprach, ganz für sie zu leben, in Allem ihren Willen zu erfüllen, und am Ende gab er zu verstehen, Richard wisse wohl recht gut, was es mit dem Handel für eine Bewandniß habe; alles sey ohne Zweifel mit der Wittwe abgeredet gewesen, und die Treulosen freuen sich jetzt im Stillen, daß ihnen der seine Streich gelungen. Dieses letzte Grund, dessen Wahrheit auch der alte Vetter bezeugte, wirkte, wo alle übrigen fruchtlos geblieben waren. Wie konnte Therese den Worten zweier, dem Anschein nach so ehrwürdigen Alten Glauben versagen? Die bedrängte Schöne trocknete die Augen, ließ sich endlich bewegen, dem reichen Schmuck, den der alte Liebhaber ihr vorstellte, einen Blick zu schenken, und zuletzt gar zum Ehrenplatz an der wohlbesetzten Tafel führen.

Allermittelt war die Wittwe von dem häßlichen, leichten Thiere, das Richard selbst für seine Schwestern dressirt hatte, rasch an den Ort ihrer Bestimmung getragen worden. Es ging so schnell, daß sie den Wolken, welche über ihren Häuptern zogen, voranzueilten schien.

und obgleich Richards Wohnung bedeutend weiter von der Kirche entfernt lag als Dulacs, so brauchten sie kaum längere Zeit, als letzterer. Wie staunte die Dame, als sie das Haus betrat! Das Zimmer, in das man sie führte, war mit schlechten Brettern gedeckt, und an der Hinterwand that sich ein ungeheures Kamin auf, in welchem ein Paar Eppressenäste glommen; das nackte Gebälke der Decke war vom Rauch geschwärzt und die Möbeln bestanden in ein Paar alten Kisten, einem halben Duzend Schemel und zwei plumpen Lehnstühlen. Ein junges Mädchen mit fliegenden blonden Haaren nahm ihr den Mantel ab, und wie sie nun in blühenden Diamanten und dem Kleid von rauschender Seide dastand, verneigte sich unwillkürlich ein altes Ehepaar, ein sechzigjähriger Graubart mit einem Ledermantel, und ein schwächtiges, zehn Jahre jüngeres Mütterchen, mit einer groben weißen Baumwollenhaube und einem kurzen blauen Kattunrock, und das Mütterchen konnte mit Komplimenten gar nicht fertig werden. „Was das eine schöne Dame ist!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Was für eine alte Frau hat Richard genommen!“ flüsterte das blonde Mädchen einem ihrer Brüder zu.

Während dessen bläute die gestrenge Dame mit unaussprechlicher Geringschätzung ringsum, und ihre schwarzen, stolzen Augen sprühten Flammen, als sie den schweren Lehnstuhl zurückstieß, den man ihr anbot. „Wo bin ich?“ rief sie; „warum führt man mich hieher? Dies kann nicht das Haus meines Gemahls seyn; man bringe mich sogleich zu meinem Gemahl!“ — „Wo ist meine Frau?“ sagte Richard, der eben eintrat. „Wer ist die Dame?“ — „Deine Frau ist's,“ sagte einer der Brautführer; „der Pfarrer hat uns die Dame übergeben.“ — „Und eine schöne Dame ist's,“ setzte Richards Mutter hinzu; „ich sehe dafür, im ganzen Land ist keine schönere.“ — „Ich bin nicht eure Frau,“ sprach Madame Labédoyère und sah Richard fest und stolz ins Gesicht. „Ich will zu meinem Gemahl; ich bleibe keinen Augenblick länger in der erbärmlichen Hütte.“ — „Ihr habt Recht,“ erwiderte Richard, „Ihr seyd nicht meine Frau. Ich habe eine jüngere geheirathet, und Gott sey Dank, eine viel hübschere; aber Ihr müßt hier bleiben als Unterpand, bis ich die meinige wieder habe. Es muß da eine abscheuliche Verwechslung vorgefallen seyn; Ihr wollt zu eurem Mann, ich will mein Weib, meine Therese; ich sage Euch, Ihr sollt nicht aus diesem Hause, bis ich sie wieder habe.“ — „Ach! ich merke schon,“ sagte Richards Mutter, „da hat dem armen Baltazar sein Auge einen schlimmen Streich gespielt; er hat Dir die unrechte gegeben.“ — „So soll er mir die rechte wieder schaffen,“ erwiderte Richard. „Wie kommt der alte Narr dazu, mir meine Therese zu stehlen, und mir die schöne Dame da, wie Ihr sie nennt, auf den Hals zu laden, die wahr-

haftig meine Mutter seyn könnte? Aber ich will hin zu ihm, er soll mir mein Weib herausgeben, oder ich will nie wieder den Fuß in einen Steigbügel setzen. Brüder, habt ein Auge auf die Dame mit ihren Steinen und Gläsern, und laßt sie nicht fort, bis ich wiederkomme.“

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre, ohne des Regens zu achten, der frommweise gegen die Scheiben schlug. Vergebens rief ihm die Mutter nach, er werde sich in dem Sturme den Tod holen; er warf sich auf sein Pferd und sprengte nach dem Pfarrhaus von Abaves. Seine Verhandlung mit Baltazar Polo war von kurzer Dauer; der gute Mann suchte ihn Anfangs zu überzeugen, daß er sich unmöglich geirrt haben könne; er sey seiner Sache ganz gewiß, er habe jedem Frauenzimmer den ihr zugehörigen Ring an den Finger gesteckt. Aber diese Beweisgründe machten Richard vollends wüthend; er fragte den Pfarrer, ob er meine, Jedermann sey so kurzsichtig wie er, und könne eine Frau von vierzig Jahren von einem achtzehnjährigen Mädchen nicht unterscheiden. Baltazar fragte nun den jungen Mann, ob er wisse, wie der Mann heiße, den die Dame in seinem Hause hätte heirathen sollen, weil ohne Zweifel Therese aus Versehen in das Haus desselben gebracht worden sey. Davon wußte nun Richard keine Spibe; er hatte in der Eile vergessen, sich darnach zu erkundigen, und wußte auch nicht, wie die Dame hieß. Da ihm übrigens Baltazars Wink einleuchtete, so beschloß er, wieder heimzureiten und bei der Matrone Erkundigung einzuziehen.

Ehe er indessen das Dorf verließ, ging er in das Haus, wo sich Therese bisher aufgehalten, um zu fragen, ob man nichts von ihr wisse; man hatte, seit sie in aller Frühe im Hochzeitleid aus dem Hause gegangen war, nichts von ihr gesehen, noch gehört. Er lief in die Kirche, denn leise stieg die Hoffnung in ihm auf, sie könnte noch dort seyn. Er fand nichts als den Sakristan und die kalten, grämlichen, härtigen Heiligengesichter an den Wänden, die auf seinen Jammer höchst gleichgültig herabbläueten; auch die Virgen de los dolores war noch ganz in ihren alten Schmerz versenkt, aber für das schreckliche Unglück, das sich eben begeben, hatte sie kein Mitgefühl. Er kam fast in Versuchung, die abscheulichen Malereien herabzureißen. Er setzte sich wieder auf und kam, durchnäht bis auf die Haut, wieder zu Hause an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Graben des Bernsteins.

Ein junger Posener, der früher in Genf studierte, Ignaz Melzyński, theilt in der Genfer Bibliothèques universelle die folgenden Beobachtungen über das Graben des Bernsteins mit.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Die Bernsteinstücke sind indessen in der Schichte durchaus unregelmäßig zerstreut. Sie enthalten bekanntlich nicht selten, zum Theil sehr gut erhaltene Insekten.

Schließlich noch etwas, das ich aus dem Munde der Bernsteingräber habe: kommt man durch eine an Bernstein reiche Schichte so tief hinab, daß man auf Wasser stößt, und läßt nun die Grube eine Zeitlang offen, so schwimmt das Wasser kleine Bernsteinstücke in beträchtlicher Menge her. Da ich nie sehr reiche Schichten gestroffen habe, so konnte ich mich von der Richtigkeit des Faktums nicht selbst überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Ein Justizmord.

Obgleich die französische Gesetzgebung große Vorsicht gebraucht hat, um den Unschuldigen zu schützen und die Gerichte vor Uebereilungen zu bewahren, so fallen doch zuweilen Dinge vor, welche die Gesetzgeber nicht vorhergesehen hatten und die zu himmelschreienden Ungerechtigkeiten Anlaß geben könnten, ohne daß es möglich wäre, denselben vorzubeugen oder sie wieder gut zu machen. Eines dieser Ereignisse beschäftigt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums, und ist in diesen Tagen wieder zur Sprache gekommen. Vor ungefähr dreißig Jahren nämlich wurde ein Raub an einer Diligence auf der Landstraße begangen; die Räuber machten sich davon. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ein gewisser Lesurque als verdächtig verhaftet wurde. Als dieser mit den beraubten Personen confrontirt wurde, glaubten sie in ihm einen derjenigen zu erkennen, welche die Diligence angegriffen hatten. Vergebens behauptete er seine Unschuld; die Zeugen waren wider ihn; er konnte auch nicht beweisen, daß er im Augenblicke des Straßenraubs sich anderswo aufgehalten habe; im Gegentheil war aller Anschein wider ihn, und somit nahmen Geschworne und Richter seinen Anstand, ihn für schuldig zu erkennen; er wurde zum Tode verurtheilt und, obgleich er bis zu seinem Tode feierlich auf seiner Unschuld bestand, hingerichtet. Erst mehrere Jahre nach seinem Tode begab es sich, daß ein Verbrecher, Namens Dubodq, der wegen anderer Verbrechen gerichtet wurde, gestand, er habe den Straßenraub begangen, welcher den unschuldigen Lesurque auf's Blutgerüste geführt hatte. Leider gleich letzterer dem Verbrecher sehr und deshalb hatten die Zeugen, die ihn natürlich nur kurze Zeit vor Augen gehabt, gar nicht gezweifelt, Lesurque sey der Mann, der den Straßenraub begangen. Dieses geschah unter der Napoleonschen Regierung. Man sollte nun glauben, bei der Entdeckung eines so ungeheuren Vergehens, das einem Unschuldigen das Leben gekostet und seinen Namen mit Schande bedeckt hatte, habe sich die Regierung geschämt und keinen Augenblick gesäumt, ihren Irrthum wieder gut zu machen, so weit es noch thunlich war. Der unschuldige Lesurque hatte sein Leben verloren; für ihn war keine Vergütung mehr möglich; allein er hatte eine Wittwe und Kinder hinterlassen. Diesen konnte man Genugthuung geben. Man hatte Lesurque nicht allein zum Tode verdammt, sondern ihn auch gezwungen, die

geraubten Gelder, die, wie man behauptet, sich auf eine halbe Million Franken beliefen, aus seinem Verwundgen zu ersetzen. Dieses Blutgeld, sollte man meinen, habe die Regierung sogleich am Tage nach der Entdeckung des fahrenden Irrthums der Familie wieder zurückerstattet, um ja nichts mehr damit zu thun zu haben; aber nichts von alle dem ist geschehen. Es sind ungefähr zwanzig Jahre seit der Entdeckung von Lesurques Unschuld verstrichen, und unter keiner der Regierungen, die einander abgelöst, hat die Lesurquesche Familie die geringste Vergütung erhalten können. Der Grund davon liegt erstlich in der fast allen Regierungen anlebendem Heuglichkeit, wenn es auf ungewöhnliche Schritte ankommt, wofür die Gesetzgebung nichts vorgesehen hat, und zweitens in dem Mangel eines Gesetzes, worauf sich die Familie stützen konnte, um Gerechtigkeit zu verlangen. Nach der französischen Gesetzgebung sind die von den Gerichten ausgesprochenen und vom Kassationshofe bestätigten Urtheile unwillkürlich. Der Monarch kann wohl die Verurtheilten begnadigen, aber den Urtheilspruch kann er nicht zurücknehmen; er muß seine Vollziehung erhalten, wenn keine Begnadigung erfolgt. Ebenso bleiben die durch den Urtheilspruch verordneten Geldbußen, wenn sie einmal der Staatskasse anbelingefallen sind, in derselben, und Niemand kann sie zurückfordern, weil Niemand, wie gesagt, den Urtheilspruch ändern kann. Daher kommt es denn, daß die Lesurquesche Familie bisher keine Vergütung erhalten hat. Die Regierung antwortet: kein Gesetz befiehlt, einen fälschlich Angeklagten und Verurtheilten von der ihm angethanen Schande zu befreien und die ihm abgenommene Geldbuße aus der Staatskasse zu ersetzen. Hier ist also, wie man sieht, summum jus summa injuria. Läßt sich etwas Empfindlicheres denken, als dieses vorgeschätzte Unvermögen der Regierung, das abscheuliche, an dem unschuldigen Lesurque begangene Unrecht wieder gut zu machen? Wie, ihr habt einen Unschuldigen auf's Blutgerüste geführt, euer entsetzliches Irrthum ist klar bewiesen, und ihr wißt die unglückliche Familie mit der kalten Antwort zurück, die Gesetze schreiben nichts vor für den Fall, der sich hier ereignet hat? Wenn kein Gesetz da ist, um der so entsetzlich beleidigten Unschuld einigen Ersatz zu verschaffen, warum verleiht ihr euch nicht, die Lücke auszufüllen und den gesetzgebenden Kammeren ein besonderes Gesetz vorzuschlagen? Warum bringt ihr nicht eine besondere Maßregel für dieses ganz besondere Ereigniß in Vorschlag? Der begangene Irrthum fällt den Richtern, der Jury, der Regierung, dem ganzen Lande zur Last; warum vereinigt sich nicht alles, um der beklagenswerthen Familie einigen Ersatz zu verschaffen, der immerhin geringe ausfallen würde gegen den ungeheuern Verlust, den sie erlitten, gegen den tiefen Kummer, den sie so lange ausgestanden hat? Da nun leider von der Regierung, oder vielmehr von den verschiedenen Regierungen, die auf einander gefolgt sind, nicht das Geringste in dieser Hinsicht gethan worden ist, obgleich sich alle freisinnigen Blätter, die oft die einzigen Beschützer und Vertheidiger der Unschuld sind, der Lesurqueschen Familie mit Wärme angenommen haben, und obgleich auch in den gesetzgebenden Kammeren die Bittschriften dieser Familie der Aufmerksamkeit der Regierung empfohlen worden sind, so hat sie so eben wieder einen Schritt gethan, um endlich dem gegen sie begangenen himmelschreienden Unrechte ein Ende zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 18. A p r i l 1832.

Wie soll ich denn dein Freund nun seyn,
Du Franzmann voll von Eiß?
Und süß' ich's doch durch Witz und Weis,
Daß du mein Erbfeind bist.

Mäfer.

Die Liberalen.
Eine Scene aus dem Volksdrama unserer Zeit.

Franzose und Deutscher
(in einem Kaffeehause am Rheine.)

Franzose.

Herr Bruder, nicht so traurig! angestoßen!
Der guten Sache Sieg im deutschen Land!
Baut nur auf uns! wir reichen euch die Hand
Mit Muth und Treu' im Kleinen, wie im Großen;
Weht nur erst Frankreichs Fahne hoch am Rhein,
Dann glaubt Herr Bruder wird's viel

Deutscher

— schlechter seyn.

Franzose.

Was spricht ihr da? Gedent der Julltage!
Sie flochten euch zuerst den Freiheitskranz.
Durch Frankreich nur stieg eures Schildes Wage;
Auf uns nur ruht des Ruhmes höchster Glanz.
Nach Deutschland treibt uns für die gute Sache,
Herr Bruder, nichts, als nur allein

Deutscher

— die Sache.

Franzose.

Seid ihr gescheut? — Das große Volk der Franken
Will Rettung bringen euch von eurer Qual,
Und wie? Ihr nennt euch selber liberal,
Und könnt im heiligsten Vertrauen wanken?
Die Freiheit so die große Nation
Nach Deutschland trägt, heißt

Deutscher

— Contribution.

Franzose.

Wie lächerlich! heißt Licht, Vernunft und Wahrheit;
Parole d'honneur! berichtet seyd ihr schlecht.
Euch blendet noch vergang'ner Zeiten Narrheit,
Mit Frankreichs Fahne kämpfte stets das Recht;
Denn ha! es hält, soll mich der Teufel holen!
Dem Deutschen Wort und Treue wie

Deutscher

— dem Polen.

Franzose.

Eh bien, ich seh's, ihr hegt ein schlecht Vertrauen.
Doch sagt, auf wen wollt ihr in jed'ger Zeit,
In dieses Meinungskampfes wildem Streit,
Auf wen den Sieg für eure Freiheit bauen?
Nichts kann aus eurer langen Selbstehaft
Befreien euch, nichts, als die

Deutscher

— eigene Kraft.

Franzose.

Ein stolzes Wort. Doch möchte ich drauf schreiben,
So denkt die Masse nicht im deutschen Land.
Sie wird, wie einst, auf Frankreichs Stimme hören,
Und steh'n wie nur erst an des Rheines Strand,
So strömt sie uns auch zu mit gleicher Liebe,
Und wir empfah'n wie früher

D e u t s c h e r

— deutsche Liebe.

F r a n z o s e.

Das nenn ich grob, Herr Bruder! Doch, auf 'Euer!
So fühl und urtheilt heute, wie mir scheint,
Kein Liberaler, der es ehrlich meint;
Ihr predigt wahrlich eine schlechte Lehre.
Wer heut zu Tage also sprechen kann,
Der ist, erlaubt es mir, ein

D e u t s c h e r

— deutscher Mann.

Und wahrlich, hört's, ihr Herrn von Süd und Norden:
Auch bei dem Deutschen ist es Tag geworden.
Nicht Russe, noch Franzose fern und nah
Soll ungestraft sein Vaterland betreten.
Gerüstet steht in Gauen und in Städten,
Mit neuer Kraft die alte Löwin da.
Europa beb'! Es brüllt Teutonia.

G. A. Wallis.

D i e D o p p e l h e i r a t h.

(Fortsetzung.)

Das schreckliche Unwetter, das Madame Labétopères Brautstaat zu Grunde gerichtet oder doch ihre Toilette in große Unordnung gebracht hätte, ließ sie ihre Haft in Richards Hause ziemlich geduldig ertragen. Richard sah sie bei seiner Zurückkunft mit umwölkter Stirne im Lehnstuhl sitzen, den sie endlich doch angenommen hatte, und fand seine Mutter und Schwestern an ihren gewöhnlichen Geschäften, nur etwas stiller als sonst; denn der herrliche Ton der Fremden und die Pracht einer Kleidung, wie noch nie eine unter dem niedrigen Dache gesehen worden war, hatten sie in Respekt gesetzt. Die Betrachtungen, welche die Dame bei sich anstellte, fielen nichts weniger als zu Richards Nachtheile aus. fand er Therese wieder, so entging ihr ja Monsieur Dulac nicht; bekam er sie nicht wieder, nun — Richard war ein stattlicher, junger Mann, und damit konnte sie sich über den Verlust von des alten Herrn Vermögen wohl trösten; er war arm, allerdings, aber sie war ja reich genug, und sie meinte am Ende, sie würde mit ihm nicht so schlimm fahren. Richards erstes Geschäft war, die Dame zu fragen, wie sie helfe und mit wem sie in der Kirche habe verheiratet werden sollen; man hielt Familienrath und die stolze Wittwe geruhte, auch ihr Wort mitzusprechen. Es wurde endlich beschlossen, Richard solle sich mit seinem Vater zu Dulac begeben und die junge Frau, welche ohne Zweifel aus Versehen in sein Haus gebracht worden, zurückverlangen; habe die Expedition den gewünschten Erfolg, so solle Madame Labétopère, anständig zu ihrem respectablen Liebhaber eskortirt werden. Nicht lange, so

machten sich der Alte und sein Sohn auf den Weg. Der Vater war nichts weniger als ein gewandter Reiter, und so kam Richard jeden Augenblick weit voraus, bis ihm der Vater zurief, er solle warten. Dulacs Haus lag just auf der entgegengesetzten Seite von der Kirche zu Abayes, und es war somit sehr weit hin. Vergeblich stellte der junge Mann dem Vater vor, wie sie, wenn sie so fortritten, sehr spät hinkommen müßten. „Du weißt wohl,“ erwiderte der Alte, „daß ich die zehn letzten Jahre her nie hinter zu Pferde war, und Dein alter Vater wird doch wohl nicht noch den Jockey machen und den Hals brechen sollen. Nun, kannst Du Dein Pferd nicht zur Ruhe bringen? Halt es an und bleibe mir zur Seite!“

Wie lang wurde dem armen Richard der Weg! Sie kamen indessen an Dulacs Hause noch vor der Dämmerung an. Der Regen hatte aufgehört und das zarte Roth des leichten, dunstigen Gewölkes verkündigte für den morgenden Tag schönes Wetter. Sie pochten an die Thüre; ein Neger öffnete und fragte, was sie am Hochzeitstage des Herrn herführe? „Und wer ist seine Frau?“ rief Richard schnell. „Eine sehr schöne, ganz junge Dame,“ antwortete der Schwarze in seinem creolischen Französisch; „der Herr hat sie heute Früh mitgebracht.“ Richards Blut stockte, als er dies hörte; er hatte nicht den Muth, weiter zu fragen, aber sein Vater übernahm das Geschäft. Der Neger berichtete, die Braut sey ein hübsches Frauenzimmer von etwa achtzehn Jahren; er habe sie Therese nennen hören, sie sey aus dem spanischen Dorfe Abayes, sie habe Anfangs sehr geweint, jetzt sey sie aber munter und guter Dinge. Richards Gefühle bei diesen Worten lassen sich nicht beschreiben. „Fort!“ rief er seinem Vater zu; „ich sehe schon, Therese hat mich betrogen!“ Der Alte ließ ihn warten und sagte, zum Neger gewandt: „Ich muß Deinen Herrn sprechen.“ — „Das kann nicht seyn,“ erwiderte der Schwarze; „der Herr hat ausdrücklich befohlen, Niemanden vorzulassen.“ — „Was kann nicht seyn?“ rief mit einer Donnerstimme der alte Louisianer, dessen Blut nachgerade für seinen Sohn in Wallung kam; „fort, und sage Deinem Herrn, ich muß ihn sogleich sprechen.“

Der Schwarze ging, und alsbald erschien an einem Fenster des obern Stocks Monsieur Dulac und fragte in grämlichem Tone, was zu Diensten stehe. Der alte Lemoine gab ihm zu erkennen, warum sie hier seyen, sprach von der Verwechslung, die vorgegangen, und sagte, Richard verlange seine Braut zurück und sey bereit, Monsieur Dulac die Dame zuzuführen, welche er habe heirathen wollen. — „Verwechslung!“ erwiderte Dulac; „nichts weniger! Ich bin mit der Hochzeit zufrieden, wie sie ausgefallen ist, und kann auch im Namen der jungen Dame erklären, daß sie nichts dagegen einzumenden hat. Sie ist meine Frau, die Ehe ist kirchlich geschlossen, und

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

und, bei der völlig eingeschwundenen Lebenskraft noch gesunde Glieder erblickt. Es sind die Zweige eines alten Baumes, welche die Erde wieder berühren und, neue Wurzeln schlussend, irgendwo anders die Nahrung suchen, welche ihnen der verwitterte Stamm nicht mehr zutommen läßt. Alle Operationen von außen, Inoculationen und dergleichen helfen nicht, sie machen das ganze Gebäude nur monströser. Man verlangt nach Lustspielen, solchen, die keine Ansprüche machen bei Darstellern und Zuschauern, bei Jenen an die Phantasie, bei diesen an den Verstand. Was so glatt weg geht, nicht gegen die Sitten und die Politik verstößt und dem gemeinmenschlichen Fassungsvermögen erträglich bleibt, ist willkommen. Daneben will man auch keine Wiederholungen von schon Dagewesenem, womit es freilich nicht allzustreng genommen wird. Lustspiele von dieser Beschaffenheit will man haben, um zwischen den Ballets dem Publikum doch etwas, was man so nennt, Geistiges zu bringen. Wie das zu leisten, gehört in die Geschäfte des Wunderbaren. Die alte Quelle aus Paris ist, seit die Politik sie getrübt hat, für uns so gut wie versiegt; Raupach hat mehrere wichtige Piezen zur räthnehmen müssen, weil sie hohen Orts eben deshalb Anstoß gegeben; so dreht sich denn Alles um Armseligkeiten. Es geschieht nichts zur Aufmunterung, und so ist man zufrieden mit dem Leidlichen. Einer Weissenthurn „des Malers Meisterstück“, Löpfers „Freien nach Vorschrift“, nach dem französischen „Dominique“ (das phantastischste noch) und Holbeins „Doppelgänger“, das waren die Matadore auf einer Bühne, wo Iffland, Schröder, Koenig, Fänger einst mit solcher Leichtigkeit und Präcision gegeben wurden, daß alles Karneyante der fünf langen Acte in Munterkeit aufging. Von Raupach wird eben eine neue Hohenstaufentragödie, die zweite aus der Geschäfte Friedrich II., erwartet. Zum Raupach'schen Parados reicht unsere Kunst noch aus. Es wurde auch viel vorherbesprochen, der „Orbello“ nach der neuen Kaufmann'schen Uebersetzung aufgeführt, eine verständige Aufführung, wie man sie von so gebildeten, reflektirenden Schauspielern erwarten durfte; Shakespeares Orbello war es indes nicht.

Das Königsstädtische Theater, das, jeden Monat am Rande des Verderbens, immer noch auf mysteriöse Weise gehalten wird, verliert jährlich fast alle die alten Mitglieder, welche seine Entstehung und seine Blüthe miterlebt. Schmeleka, trotz seinen Jahren, mit einer noch nicht erschöpften vis comica, der in seinem Genre treffliche Buffobassist Spitzeder, mit seiner Frau, der Sängerin Wio, der Komiker Rösicke, die talentvolle tragische Liebhaberin Mad. Herold u. a. verlassen mit einem Male das Theater, man meint, mehr aus Laune des zeitigen Theaterinhabers, als aus Plan und Nothwendigkeit. Ralmand soll gastiren, kann aber in seiner Person, die sich schwerlich hier wird für immer festbannen lassen, nicht ein ganzes abgehendes Personal ersetzen, und ebensowenig wird und kann der Fremde in Norddeutschland durch einen Zauberschlag eine neue Bühne schaffen. Die Sängerin Hahnke, eine königliche Erscheinung, steht eigentlich dort allein, eine Satire, ob mehr für diese oder für die königliche Bühne, welche sie verschmäht hat, will ich nicht entscheiden.

Bei der außerordentlichen Armut an Neuem und Eigenthümlichem ist eine merkwürdige Erscheinung ein Drama von Holtei, betitelt: „Ein Trauerspiel in Berlin“, offenbar angeregt durch die Shakespearesche Yorkshires Tragedie. In der geschickten dramatischen Bewickelung und Entwicklung eines Kriminalfalles, der indessen eblere Affekte anregt, als die aus der Verwechslung des Meis und Dein entspringenden, bringt der Verfasser die baare, nackte Wirklichkeit des Berliner Küchen- und Straßenlebens auf die Bühne. Ad-

hinnen, Bediente, Holzbocker und Eckenleder zu Helben] eines Trauerspiels zu machen, war gewiß ein höchst mißliches Unternehmen. Hier konnte die mangelnde schöpferische Kraft sich hinter seinen schönen Worten und Versen verstecken, mit Tiraden ließ sich seine Lücke verdecken, wo das Gefühl keine Worte findet; der Holzbocker, der nicht die aller naturgetreueste Sprache redete, fiel, wo ein König noch hundert Mittel hatte, sich zu halten. Das Wagstück ist jedoch gelungen. Die Fabel war zu glücklich erfunden und mit Benutzung aller dramatisch erlaubten Mittel zur Spannung durchgeführt; auch tragen die dramatische Personae so durch aus dem Stempel des Lebens und der Natur an sich, daß von Seiten der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit den Autor kein Vorwurf trifft. Dagegen bleibe es immer zweifelhaft, wenn vom Kunst auf diesem Theater die Rede wäre, ob diese je erlaubte, die genannten Personen zu ihrem geadelten Kreise zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Mängel der Gesetzgebung.

Da gerade die Pairskammer mit der Verbesserung des Strafgesetzbuchs beschäftigt ist, so hat der Anwalt der Lesurquesen Familie eine Schrift an diese Kammer gerichtet, um zu bewirken, daß eine besondere Verfügung zu Gunsten der vom Gerichte verurtheilten, hernach aber unschuldig befundenen Personen eingerückt werde. Es ist freilich schlimm, wenn man in einem Gesetzbuche den Fall vorhersehen muß, daß ein Unschuldiger wie ein Verbrecher bestraft werden kann; allein irren ist menschlich, und besser ist es, ein freimüthiges Geständniß der menschlichen Schwäche abzugeben, als dem Familien der unschuldig Verurtheilten den Weg zur Erlangung einer billigen Vergütung zu verbauen. Die Erfahrung beweist ja nun, daß solche Fälle wirklich vorkommen, so wie vor wenig Jahren etue andere Erfahrung gezeigt hat, daß nach der jetzigen Gesetzgebung zuweilen ein wirklicher Verbrecher ungestraft bleiben kann, obgleich das Gericht von seiner Schuld völlig überzeugt ist. Als nämlich der berühmte orléansische, polemische Schriftsteller Paul Courier auf seinem Landgute zu Beres ermordet worden war, warf man Verdacht auf einen seiner Diener und zog ihn vor Gericht. Da man ihm aber nichts beweisen konnte, so wurde er freigesprochen und entlassen. In der Folge schwang ein Bauernmädchen aus, sie habe mit ihrem Geliebten sich im Gethirge befunden, als P. Courier ermordet wurde, und jenen Diener von hinten auf ihn schießen sehen. Sie mußte ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Der Diener selbst gestand, daß er an dem Morde seines Herrn Theil genommen habe; allein er war einmal freigesprochen, und da, wie gesagt, nach den französischen Gesetzen die Urtheilsprüche unvollerrückbar sind, so konnte er nicht einmal wieder vor Gericht gezogen werden, sondern ging frei umher, indes seine Mitschuldigen gerichtet wurden. Läßt sich etwas Ungereimteres denken? Als allerdings ist es wichtig, daß der Ausspruch der Richter als unveränderlich betrachtet werde; allein man sollte doch glauben, daß in einem Falle, wie der eben angeführte, ein Richterpruch nicht als ein Draht verehrt werden dürfe. Alles dieses beweist, daß im französischen Straffodex, obgleich er vor andern Gesetzbüchern ähnlicher Art manche Vorzüge hat, doch noch Mängel sind, die eine Abänderung verlangen. Keine Regierung thue sich zu viel auf ihre Gesetze zu gute; wollte man sie genau prüfen, wie manche Lücken und Mängel würde man entdecken? Glücklich jedoch ist das Land, wo eine freie Presse und eine freie Tribüne die Verbesserungen allmählich angeben und bewirken können!

Dg.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April 1832.

Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Goethe.

E p i l o g
zum Andenken Goethe's
v o n
L. L i e d.

Gesprochen in Dresden nach Darstellung der Iphigenia von Goethe,
den 29ten März 1832.

• • •

Mad. Mevius, Herrn Carl und Emil Devrient und Herrn Pauli.

Symphonie zum Egmont von Beethoven, dann hebt sich der Vorhang wieder.

K a r l D e v r i e n t.

Seit jener trüben Stunde,
Als uns zuerst erscholl die Trankertunde,
Nicht töne Fülle mehr der Lehr' und Lieder
Vom hochgeweihten Munde

Des weisen, edlen Sängers; daß hernieder
Zum Staube die Heroenbildung steigt,
Und ewig nun die holde Lippe schweigt; —
Welch Herz, das nicht im tiefsten Grunde
Erschüttert ward, wie in die dunkle Nacht
Eingeht die hohe Kraft, dem Tod erliegt
Der Held, der in der Götterrüstung Pracht
So kühn als ein Unsterblicher gesteht! —

M a d. M e v i u s.

Nicht nur Germaniens Gau'n, auch ferne Zonen,
Sie fühlen, was das deutsche Land verloren,
Wo irgend Menschen, Denker, Künstler wohnen,
Die sich Unsterbliches zum Ziel erkoren, —
Ihr Vorbild, Lehrer, Freund und hoher Meister
Schied lächelnd zu dem Chor verklärter Geister.

E m i l D e v r i e n t.

Was die Geschichte heutz, was Forscher denken,
Die Kräfte, die in Weisheit Völker lenken,
Was die Natur in ihrer Werkstatt schafft,
Der Erze Sang, des Erdgeists Wunderkraft,

Am Aether hoch der Wolken Wandelung,
So wie in Tiefen der Gedanken Flug: —
Das Unsichtbarste selbst war ihm vertraut,
Dies hat im klaren Spiegel Er erschaut,
Der Farben süßes Dämmerpiel und Leben,
Hat sein begeistert Auge kund gegeben:
Daß Wald und Fels, Meer, Erde, Luft und Licht
Auf sein Geheiß ward Weisheit und Gedicht.

K a r l D e r i e n t.

Wer wagt, den tiefen, reichen Geist zu messen?
Apollo's und der Musen Liebling steht
Er da, der größte seiner Zeit, vollendet,
In seiner hohen riesigen Gestalt.
Zwei Riesen nur sind ihm verbrüder't noch,
Der hell'ge Dante, dessen Wunderbarke
Im Einklang mit den Himmelschören rauscht,
Und jener britt'sche Geist, der überstarke,
Der Goethe's Jünglingsmuth entzündete: —
Die drei Giganten reichen über Zeiten
Und Land und Meer sich brüderlich die Hand,
Ihr Aug' umstrahlt im Herrscherblick die Welt.
Sie stehen, die höchsten Alpen, klar im Blau,
Mit reinem Demantglanz das Haupt umleuchtet,
Daß Pilger dort und hier die Wege finden:
Sestirne sind sie, die auf welttem Meer
Durch dunkle Nacht dem Schiffer ewig strahlen,
Daß er die sichern Pfade finden mag.

M a b. M e v i u s.

Begeisterung ihm und Muse war die Wahrheit,
Das Finst're des Gemüths zur Schön' und Klarheit
Erhob sein Lied, so rauschte rein und helle
Der volle Ton noch heut, so wie die Welle
Im hohen Feldgranit einsam entspringt,
Prophetisch bis zum Thal hernieder klingt. — —

Der Vorhang hebt sich. In Wolken steht man auf erhöhter
Bühne in der Mitte die Büste Goethes, getränkt von Egmont
und einem Genius, der Eldrasen, den Nachruhm und die Frei-
heit andeutet, rechts Lasso und die Prinzessin Leonora, vorn
Faust, auf der andern Seite Oth von Verklungenen und
Elisabeth.

Lasso, der Seher, hochbegabt, will innen
Des Lebens Kron' und Seligkeit gewinnen,
Und kennt doch nicht den Genius, der ihn krönt,
Und seines Herzens Blume sanft verschönt;
Verdüstert ruft er selbst den finstern Mächten,
In aufgeregter, wilder Leidenschaft
Wird Wahnsinn nun und Ohnmacht Geist und Kraft,
Und er verfällt des Schicksals dunklen Mächten;
Des Dichters Leid und Liebe, Qual und Lust,
Verstehn, erleben wir in eigener Brust.

K a r l D e r i e n t.

Dort Oth, der rechtlich gute, freie Mann,
Der häuslich Brave, Unterdrückte schützend,
Im Kampf mit Kläg'rer, doch zweideut'ger Zeit,
Künften erliegend, die ihm sein Verhängniß
Verderbend flechten aus dem Helldemuth,
Dem edlen Troß, redlichem Widerstand,
Verschmäh'n der Klugheit, eigenmüth'ger Lüge,
Aus Tugenden, die ihm in frühern Jahren
Zum Helden adeln, Ruhm und Glanz ihm schenken. —

Es liegt ein holder Schimmer zart und weich
Um unser Daseyn: aus Ergebung, Dulden,
Genuß im Maas, Entsagen und freiwil'ger
Beschränkung ist der Wunderhaag gepflanzt.
Im Innern hegt er Glanz, der Liebe Blumen,
Der Frömmigkeit und Milde sanftes Grün,
Des Mitleids, der Zufriedenheit, des Fleisches
Heilvolle Pflanzengärten, süß betäubend.
Zerbrochen hat den Zauberring, den Götter,
Im höchsten Rath versammelt, selbst geschmiedet,
Faust, — einsam steht, verlassen der Titane,
Der nicht den Staub des Irdischen essen wollte,
Und dem Vernunft nicht gnügte, Glaub' und Wissen;
Er reißt in Ueberkraft die unbewusste
Und fromme Unschuld wild in seinen Sturz;
Zu groß, ein Mensch, zu klein, ein Gott zu werden,
Ist ihm statt farb'ig duffend grüner Erde
Auf lange Bahn und Aberwisch sein Haus.

L. P a u l i.

Ein frohgeganter, menschlich edler Held
Erliegt mit seinem Volk der Tyrannei:
Egmont, den Liebe, Freiheit, Nachruhm, Dank
Des Volkes kränzt, in Einem Bilde alle,
So schön verschlungen, daß zu sondern kein.
Des Dichters hohe Weisheit hat verkündet,
Was Freiheit sey, Gehorsam, Fucht und Volk,
Was nie der Fürst, auch für den besten Zweck
Erstreben soll, was nie das Volk, auch selbst
Im Recht ertroßen darf, was nie verweigern. — —
O würde nicht im wilden Kampf der Zeit,
In der oft Leidenschaft, Verwirrung, Hader
Das sinn'ge Wort der Weisheit überschrei'n,
Der Milde, Gottbegeisterte verschmäh't,
So sprach' aus diesem Lied Eintracht und Liebe. —
In diesem Wettersturm, der Frühlingnähe,
Vielleicht auch Unheil, Schmerz, Verderben kündigt,
Ist Er entwichen, Er, der fester Kraft,
Wie der Magnet, die Irrenden geführt.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

eher, als bis er nach drei Jahren, so viele Mühe sich auch die lebenswürdige Therese gab, ihm das Leben zu fristen, zu seinen Vätern versammelt ward. Er hinterließ ihr die Hälfte seines Vermögens und zwei Kinder, welche die andere Hälfte erbten.

Was die Dame betrifft, mit der sich Richard wohl oder übel hatte verbinden müssen, so gelang es ihr, trotz aller Anstrengung, nicht, sich mit ihm in das Verhältnis zu setzen, das nach ihrem System zwischen Mann und Frau bestehen mußte. Richard wollte durchaus seinen Eltern ein gemächliches Leben verschaffen und seine Schwestern anständig erziehen lassen; die Dame ihrerseits bewies ihm gleich hartnäckig, daß daraus nichts werden könne. Der Mann trug den Sieg davon, aber erst nach langem, täglich wiederholtem Janke mit seiner jätlichen Hälfte. Dieser vergebliche Kampf um die Oberherrschaft zehrte an ihrem Leben; sie schwand zusehends hin, starb nach einer fünfjährigen Ehe und hinterließ ihrem Mann gleichfalls zwei Kinder.

Ihr errathet nun leicht, welches ein Ende die Geschichte nimmt. Richard und Therese wurden nun endlich doch ein Paar, und sie ließen sich in der kleinen Kirche von Adapes von meinem braven Freund Baltazar Polo einsegnen, und nie läuteten die alten Glocken lustiger als zu dieser Hochzeit. Baltazar war ein wenig mehr auf seiner Hut als sonst; denn er hatte geschworen, zum zweitenmale wolle er keinen Mißgriff begehen, so weit menschliche Vorsicht davor behüten könne. Die Hochzeit war am hellen Mittag beim schönsten Wetter, und der Pfarrer trug eine ganz neue concave Brille, die er sich ausdrücklich dazu von Neuorleans hatte kommen lassen.

Das würdige Paar ist mit mir alt geworden. Es lebt auf der schönen Pflanzung, welche einst Madame Labédorère gehörte, wo ich Euch diesen Morgen die beiden hübschen jungen Sycomoren vor dem Hause gezeigt habe. Die Kinder aus der ersten Ehe sind im Besitze der bedeutenden Güter ihrer verstorbenen Eltern, und Lesmoine und seine Frau leben im Kreise ihrer eigenen Kinder in glücklichem Alter, arbeitsam und zufrieden. Vor ein Paar Jahren lehrte ein französischer Botaniker, der das Land bereiste, bei ihnen ein und zeigte ihnen unter andern Curiositäten, wie das Blatt der Sycomore im Blattstiel die Blattknospe des folgenden Jahres enthält. Richard meinte, es sey dies ein Sinnbild ihrer beiderseitigen ersten unglücklichen Ehe, welche den Keim ihres gegenwärtigen Glücks und Wohlstands enthalten habe. So erklärten sie denn die Sycomore für ihren Lieblingsbaum und ließen zwei gleich große junge Sycomoren vor ihre Thüre pflanzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Der Berliner Dialekt auf der Bühne.

Die Berliner Volkssprache hat etwas durchaus Abstoßendes. Wie sie jetzt in den Berliner Straßen, und wohin sich die Bildung von daher erstreckt, gesprochen wird, ist sie nicht einmal etwas Reines, im Volke Gebornes. Der Brandenburgische Bauer spricht ein völlig anderes Deutsch als der Berliner Straßenläufer. Der Jargon hier, durch Angely wohl zuerst auf die Bühne gebracht, hat mit dem Plattsdeutsch, das dem märkischen Dialekt zum Grunde liegt, wenig oder nichts mehr als die Weichheit gemein; er ist nur ein Abwurf der Sprache der Gebildeten, voller Abstraktionen, und jüngst erst hat er, meist von den Adepten selbst her, durch die Lokalpossen, Dettamationsstücke, Parodien, Judensohns meist viele Worte, Ausbrüche und Redensarten zurückgehalten, die nun freilich auch wieder in die Köchensprache übersgegangen sind. Dies Gebräu von Sprachschwärmern, Wortverdrehungen, Tonversetzungen, schynwitschen Redensarten, wirklichen Bonmots und ekelhaften Spässen heißt Berlinisch; wenn es nicht jetzt zur lebenden Sprache würde, so könnte man es lernen wie eine tode, denn vor zehn Jahren war es noch unbekannt. Diesen, zur Hälfte künstlich gemachten Jargon wieder auf die Bühne versetzen, ihn dort einbürgern wollen, halte ich für einen so von der Wahrheit abführenden Weg, als den spanischen *estilo culto*, nur daß der letztere doch hübsch klang, das Berliner Idiom aber abscheulich. Man hat es in den Lokalpossen gebildet, weil man glaubte, es müßte so seyn, aber die Lokalpossen selbst sind darüber zu Grunde gegangen. In das bürgerliche Trauerspiel, wenn ein solches Genre zu Stande käme, würde ich es nun und nimmer aufnehmen. Und wenn es auch gälte, nur ein großes Spiegelbild des Lebens zu liefern, wie es ist, so würde man dadurch der Wahrheit um keinen Schritt näher kommen. Eben so wenig ist es dieser Jargon, was das Glück des Stücks gemacht hat. Es verdankt dies einem edlen, weislichen Charakter (die Dienstmagd Dörte), welcher von der Gattin des Dichters mit wirklich künstlerischer Meisterschaft gespielt wurde. Frau von Holtei, eine Schauspielerin von vielem Talente für ihr Fach, hatte durch die ihr nicht angemessene Spielart, welche sie in DarinStadt betreten, demselben geschadet; diese Rolle restituirt sie wieder in dem vorigen Rufe und als Liebling des Publikums.

Es könnte wie eine Fabel, als wir, in der ersten Zeit unserer Furcht, einige Wochen nach dem Aufhören der Cholera in Petersburg von dort hörten, es sey, als habe sie nie da geherrscht. Dieser Zustand von Sorglosigkeit oder Gedankenlosigkeit ist nun auch bei uns eingetreten, und in Wien soll er noch ausgesprochenere seyn. Man empfindet nicht mehr ihre Wirkungen, man sieht nichts von Folgen, man kann sich überreden, es sey eine Fabel, daß sie da war. Die größere Noth in den untern Klassen, die Brod- und Gewerbslosigkeit ist nur die Frucht der politischen Ungewißheit. Was bedeuten die Opfer von noch nicht 2000 auf eine Bevölkerung von 100 bis 300.000! Man erinnert sich ihrer nicht anders, als wären sie an der oder jener Krankheit gestorben. Nur daß man auf den Straßen nicht mehr rauchen darf, wird empfunden; eine Revolution ist aber darum nicht entstanden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 20. April 1832.

Stande dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

Goethe.

Meines Onkels Bibliothek.

Um meine Ferien recht zu nützen, hat mir mein Onkel gerathen, Grotius zu lesen, damit ich dann Pufendorf u. s. w. lesen könnte. Darum stehe ich auch bei guter Zeit auf, gehe an meinen Tisch, setze mich, schlage die Beine übereinander und mache das Buch auf. Was geschieht nun aber? Nach kaum einer halben Stunde fangen meine Augen an, nach links, nach rechts abzuschweifen; Anfangs an den Rand des Quartbandes: hier kratze ich einen Fleck im Papier heraus, blase ein Haar weg, oder löse höchst vorsichtig und sanft einen kleinen Strohhalm ab; sodann geht es an den Deckel meines Dintenfasses, auf dem es eine ganze Menge Curiosa gibt, mit denen ich mich der Reihe nach abgebe. Endlich werfe ich mich in meinen Lehnstuhl zurück, strecke die Beine aus und kreuze die Arme über dem Kopf; in dieser Stellung muß ich beinahe immer ein kleines Lied psfeln, während ich etwa einer Mücke zusehe, welche an den Fensterscheiben auf- und absummt. Fühle ich, daß mir nachgerade die Glieder einschlafen, so stehe ich auf, mache die Hände in den Taschen, ein Paar Sänge durch das Zimmer, bleibe endlich am Fenster stehen und schlage den Wirbel auf der Scheibe, was ich vortrefflich verstehe; da fährt ein Wagen vorbei, oder ein Hund bellt, oder es gibt auch gar nichts; kurz, ich muß hinaus sehen, mache das Fenster auf — ist es einmal so weit, so weiß ich schon, daß ich lange nicht mehr wegkomme.

Das Fenster! Ja, hier ist der wahre Zeitvertreib für den Studenten; für den fleißigen Studenten nämlich, der weder in Schenken geht, noch mit Langenichtsen verkehrt. Der brave junge Mann! er ist die Freude seiner Eltern, so geordnet, so fleißig, und seine Professoren, die wissen, daß er sich weder auf Spaziergängen herumtreibt, noch durch die Gassen galoppirt, noch spielt, meinen, es müsse etwas aus ihm werden. Er aber kommt nicht vom Fenster weg.

Er — nun ja ich, ohne Ruhm zu melden, bringe hier meine Tage zu, und fast möchte ich behaupten — ja wirklich, nie habe ich bei meinen Professoren, nie habe ich bei Grotius und Pufendorf den hundertsten Theil von dem gelernt, was ich hier profitire.

Aber auch hierzu, wie zu Allem, kommt man nur nach und nach. Anfangs ist es bloßer gedankenloser Müßiggang: man blüht gen Himmel, bläst eine Feder hin und her, betrachtet eine Spinnweb, oder späht auf eben gewissen Pflasterstein. Man bringt ganze Stunden damit hin, je nachdem die Sache Bedeutsamkeit hat. Ich scherze nicht, was ist ein Mensch, der dies nicht durchgemacht hat, was wird aus ihm? Ein materielles, rein positives Geschöpf, ohne einen Funken Vorse, ein Wesen, das den Lebenspfad hingehet, ohne stille zu stehen, ohne sich umzusehen, oder einmal einen Sprung rechts oder links zu machen, ein Automat, — der von der Geburt zum Tode läuft, wie ein Dampfwagen von Manchester nach Liverpool. Ja, der kontemplative Müßiggang

ist ein notwendiges Ding, wenigstens einmal im Leben, besonders so ums achtzehnte Jahr, wenn man der Schule entlaufen ist. Der über den Büchern vertrocknete Geist lebt da wieder auf, er macht Halt, sich umzusehen, sich zu orientiren; sein erborgtes Leben liegt hinter ihm, er schließt sich an, sein eigenes zu beginnen. Ein ganzer Sommer, so verlebt, ist sicher nicht zu viel, wenn es sich von gründlicher Bildung handelt; ja zu einem großen Mann gehört wohl noch mehr als einer: Sokrates lungerte — ich weiß kein anderes Wort — Jahrelang, Rousseau bis zum 40sten Jahr, Lafontaine sein Lebenlang. Und doch wird, meines Wissens, diese Methode in keinem Erziehungsbuche empfohlen. Während bei diesem süßen Nichtsthun die Sinne sich unschuldig beschäftigen, gewöhnt sich der Geist zuerst an Ruhe, dann erwacht allmählich der Sinn für Beobachtung; er geht stufenweise, unbewußt immer weiter, lernt classificiren, coordiniren, generalisiren, und so ist er am Ende von selbst zu der philosophischen Methode gelangt, welche Bacon vorschrieb und die Newton praktisch ausübte, da er eines Tags, wo er in seinem Garten lungerte und einen Apfel vom Baume fallen sah, das Gesetz der Schwere entdeckte. Der Student an seinem Fenster findet nun zwar just das Gesetz der Schwere nicht, aber mittelst eines ganz ähnlichen Processes strömt ihm, während er auf die Straße sieht, eine Menge von Ideen zu, die, ob an sich neu oder alt, gleichviel, für ihn wenigstens neu sind und den offenkundigen Beweis liefern, daß er seine Zeit genützt hat. Und diese Ideen reiben sich nun in seinem Gehirn mit den alten erborgten, und der Konflikt erzeugt neue Ideen. Ja wahrhaftig, der junge Kopf arbeitet wirklich auf diese Weise, und so die Zeit zu tödten, ist eine löbliche Arbeit.

Obgleich es nun, streng genommen, nicht mehr als eines Strohhalms bedarf, um mit Nutzen müßig zu seyn, so gehe ich doch viel weiter, denn aus meinem Fenster übersehe ich wirklich unendlich viel. Gegenüber ist das Hospital, ein unermessliches Gebäude; da geht nichts hinein, nichts heraus, was mir nicht Tribut bezahlte; bei allem, was vorgeht, denke ich mir die Absicht und male mir die Entwicklung aus; und ich habe dabei eine vortreffliche Kontrolle in der Person des Portiers, denn sein Gesicht ist ein wahres Buch für mich, in dem ich tausenderlei über die Menschen und ihre Verhältnisse lese. An nichts studirt man wohl die künstlichen Unterschiebe, welche das gesellige Leben erzeugt, besser, als im Gesicht eines Portiers; es ist ein vortrefflicher Spiegel, in welchem, nach allen Graden, kriechende Demuth, die Dienstbeflissenheit mit der Protektionsmiene, oder brutale Geringschätzung vorüberziehen, je nachdem es den vornehmen Direktor, den untergeordneten Beamten, oder den armen Zümling abspiegelt.

Wir gegenüber im Hospital, etwas höher, sind die

Fenster eines Saals. Vom Platz aus, wo ich arbeite, sehe ich die dunkle Decke; zuweilen erscheint der finstere Krankenwärter hinter den Scheiben und sieht auf die Straße. Steige ich auf den Tisch, so bringt mein Blick weiter hinein in den Schmerzraum, wo Leiden und Tod zwei lange Reihen von Betten umschweben. Ein trauriger Anblick! aber nicht selten fühle ich mich dazu getrieben, und dann heftet sich mein Blick und meine Phantasie mit regem Interesse an das Kopfkissen eines Sterbenden; ich blättere entweder zurück im Leben, das zur Reize geht, oder vorwärts gegen die Zukunft, die sich aufthut, und schwelge in der Begehrtheit, die der Gedanke an das Mysterium der menschlichen Natur in der Seele herausbeschwört.

Links, unten in der Straße, liegt die Kirche, öde, verlassen die Woche über, Sonntags voll Menschen und frommer Gesänge. Auch hier achte ich darauf, wer hinein, wer heraus geht; auch hier baut und schafft meine Phantasie, aber mit weniger Sicherheit; ist doch hier kein Portier, und wäre auch einer da, was hätte es? denn der Portier hält sich ausschließlich an den Noth; was darüber ist, dafür ist er blind, taub und stumm, und sein Gesicht sagt rein nichts mehr. Was mich aber an den Kirchgängern interessiert, das ist die Seele; leider steckt nun diese unter Noth, Hemd und Haut; oft ist sie sogar hier nicht zu finden und ergeht sich anderswo während der Predigt. Hier gilt es also zu raten, zu vermuthen, anzunehmen und wieder aufzugeben, und dieß paßt so gut in meinen Kram, als irgend sonst was; denn just das Zweifelhafte, das Unbestimmte ist die Seelenspeise des Lungerers.

(Die Fortsetzung folgt.)

A m e r i k a n i s c h e S i t t e n .

Die Vereinigten Staaten von Amerika, wir mögen sie nun als den Schauplatz betrachten, worauf ein großes politisches Problem gelöst werden soll, oder als einen Zufluchtsort für die, welche die alte Welt nicht zu ernähren vermag, oder als das Land, wo, unter eigenen Umständen, die europäische Kultur sich eigenthümlich entwickeln wird, müssen dem Weltbürger immer anziehend seyn. Zwar haben seit Kurzem viele das Land bereist und seine Menschen und Institutionen mannigfach beschrieben; Männer und Frauen, Fürsten, Edelleute, Gelehrte, Kaufleute und Handwerker, Engländer, Franzosen und Deutsche haben schnell hinter einander ihre Stimme darüber laut werden lassen, und doch ist unsere Wissbegierde nicht befriedigt, dennoch sind wir überzeugt, daß bei der merkwürdigen Verschiedenheit des dortigen Lebens von dem unsrigen, in unserer Kenntniß noch manche

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

eine Engländerin, scheine zu glauben, sie werde unsere Sachen vergiften, als wenn sie eine Negerin wäre. Auch verließ mich dieses junge Frauenzimmer in kurzer Zeit, weil ich ihr nicht Geld genug vorschreiben wollte, um sich ein selbened Kleid für einen Ball anzuschaffen. Ein anderes Mädchen in meinem Dienste fühlte sich gekränkt, weil sie in der Küche essen sollte, als oft gar nichts und weinte Tagelang.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, April.

Der pfälzliche Charakter.

Mit Recht wird dies Land das Paradies Deutschlands genannt, sowohl wegen seiner hohen Fruchtbarkeit, der herrlichen Erzeugnisse seines Bodens, als wegen seiner seltenen Naturschubelken. Ueppigkeit, lachende Heiterkeit ist sein Hauptcharakter. Dies, oder doch ein verwandtes Gepräge scheint die Natur auch seinen Bewohnern aufgebracht zu haben. Heiter, gesellig, redselig, rührig, gewandt, anständig, das Schwere leicht nehmend, vielleicht zu leicht — diese Epitheta bezeichnen den Grenz Nachbar Frankreichs. (Es ist hier nämlich zunächst von der linken Rheinseite die Rede.) Ernst, Tiefe und Beharrlichkeit gebören zu den Ausnahmen. Auch die Bildung der Pfälzer trägt im Allgemeinen jenen Charakter; mehr praktisch als ideal, mehr brillant als tief, erscheint sie ganz als das Eigenthum des heitern und durchaus geselligen Rheinbewohners. Es gibt vielleicht keinen Landstrich in Deutschland, in dem so viel gesprochen und so wenig geschrieben wird. Dazu scheint nun der tägliche Genuss des edeln Lebenssaftes am meisten beizutragen. Wie er zur Geselligkeit einladet und die Zungen löst, so scheint er die Hand zu lähmen, die zur Feder greift, und ist überhaupt allem einsamen, nachdenklichen Studien nicht hold. Beschaufliche, Gräßler, Melancholische, von Zweifeln Gedrückte, Kopfdänger, Metecen muß man in der Pfalz nicht suchen. So hat auch neuerdings in Deutschland so allgemein verbreitete Pietismus hier wenig oder keine Jünger, selbst nicht unter den Geistlichen gefunden, wiewohl man sonst dem Neuen nicht abhold ist. Die Beweglichkeit des rheinpfälzischen Volks zeigt sich auf eine merkwürdige Weise in seiner Tracht. Während der nachbarliche Elsäßer auf dem Lande, schon so lange Franzose durch Politik, ernst, steif, ungelent, aber dabei mehr innerlich lächlig, am Alten haftet und in seinen ledernen, kurzen Beinhelbern und seinem eckigen Schläpphut derb genug austritt, ist die Tracht des luftigen, puscheligen, beweglichen Pfälzers eine immer fortgehende Nachahmung der städtischen Art, sich zu kleiden. Der Landbewohner sieht hier weder wie ein Bauer, noch wie ein Städter aus; er sucht aber bei seinem Hochmuth eine Ehre darin, es dem Städter so viel möglich gleich zu thun. Deshalb heißt hier auch jeder Bauer, der nicht gerade Tagelöhnerdienste thut, „Herr.“ Mit diesem Titel ist man ungemein freigebig. Nirgends fühlt sich der Bauernstand mehr, nirgends tritt er lechter auf, nirgends ist er mehr gewichtig, aber vielleicht auch nirgends so unangenehm lässig wie hier. Der Elsäßer hat die Sittenensfalt früherer Jahre weit mehr bewahrt. Bei ihm fühlt man sich auf dem Lande, und alle Umgebungen sprechen dafür. Der Luxus und das halbstädtische Wesen des Pfälzer Bauern wecken ein ganz anderes Gefühl. Ernst, Thätigkeit und Beharrlichkeit sprechen sich, wie gesagt, nicht eben aus, wogegen die Gastfreihelt nirgends so unbeschränkt und mit so vieler Gütemüthigkeit geübt wird; wahrlich ein schöner, in unserer Zeit immer selte-

ner werdender Zug. Der Elsäßer, deutsch in seiner ganzen Art zu sein, mehr als er weiß und vielleicht will, ist Franzose de coeur. Der Pfälzer (und vielleicht mit ihm alle Bewohner des linken Rheinufer) ist ohne allen Patriotismus guter Deutscher, wenn er gut regiert wird, und, unter gleichen Umständen, wohl ein noch besserer Franzose.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Die Censur.

Die große Ordensausstellung an die Choleraärzte ist noch nicht erfolgt; man meint, sie werde ganz unterbleiben. Dagegen werden bei Denunciationen über die Sorglosigkeit, ja Pflichtvergessenheit unserer Medicinalbehörden immer mehr; die in Altenburg darüber erschienene Schrift hat großes Aufsehen gemacht, wenn sie gleich nicht öffentlich hier hervortreten darf. Man behauptet, unsere medicinischen Häupter haben nie einen Cholerafranken mit Augen gesehen. Mehr als antimose Beschuldigungen wirkt übrigens der Vergleich mit dem, was von dem wissenschaftlich gebildeten und praktisch thätigen Merzlen in Königsberg in Preußen in aller Stille geschrieben ist. Die Königsberger Cholerazeitung hat noch jetzt einen wissenschaftlichen Werth, indes die beiden hiesigen, die officielle und die sogenannte Oppositionszeitung, noch während ihres Bestehens zu Makulatur wurden.

Es hatte Monatslange Vorstellungen und Intriguen gefolgt, bevor es erlaubt wurde, einige treffliche Aufsätze aus jenem Königsberger Blatte — redigirt unter dem Schutze der Regierung, des Oberpräsidenten — in die hiesigen Zeitungen zu bringen. So stand es, so steht es mit unserer Censur. Es gibt hier brave Leute, welche sie noch jetzt eine liberale nennen, und wohlthätig — weil sie uns von dem befreit, was Birthe's Tribune und die andern unterdrückten Blätter zu Tage brachten. Der Unterrichte ist der Meinung, daß der von jenen acceptirte liberale Sinn, auch bei völlig freigegebener Presse, hier kein Organ fände. Das verbannt Altpreussen seinen Schulen, seiner Bildung. Ueber die gedachten Blätter ist hier Liberal und Nichtliberal ziemlich einer Meinung. Nichtsdestoweniger kann Niemand mit dem Instand unserer Censurverwaltung sich zufrieden geben, so lange dies Heer von Rücksichten, denen ein armer Censur unterworfen ist, durch kein Gesetz gebändigt ist, und wo ist der Colonel, der ein solches Gesetz sich zu geben getraute? Wir sehen seinen „Wilhelm Tell“ auf der Bühne, weil unsere Berggötter sich empören könnten, keinen „Egmont“, vermutlich, weil wir zur Londoner Konferenz gehören, denn als nächste Blutverwandte der Draciner müßten wir ihn eigentlich geben; wir fürchteten lange Zeit die „Stimme von Porrick“, weil es den Fischern von Colberg und Rügenwalde in den Sinn kommen könnte, Masaniello zu spielen. Dito meint man, „Robert der Teufel“ sey anstößig, weil darin von einer Prinzessin die Rede ist, welche keinen Thronfolger bekommt, und ebenso, raunt man sich zu, werde von nun an kein Graf auf der Bühne angenommen, worin ein Graf einen Korb bekommt. Dies sind einige von den Rücksichten, welche unsere liberale Censur bestimmen. Was helfen da Gesetze? Kammer's Schreiben hat, wenn auch nicht gebessert, wenigstens vorsichtilig gemacht. Man hüte sich mehr vor offensbaren Mißgriffen. Aber so lange nicht wenigstens das bewirkt wird, daß ein Censur nur nach Untersuchung durch Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt werden kann, ist seine Aussicht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 21. A p r i l 1832.

Wo schmachtet sich die Feuchtheit nicht ein,
Und Schärmer, die ihrem Vortheil traut?

Goethe
nach Voltaire.

A m e r i k a n i s c h e S i t t e n .

(Fortsetzung.)

Worüber die Reisende am meisten klagt, das ist der allgemeine Mangel an Verfeinerung. „In den zwei Jahren, sagt sie, welche ich mich in Cincinnati aufhielt, sah ich weder einen Bettler, noch einen Mann, der reich genug gewesen wäre, um seine Anstrengungen zur Vermehrung seines Vermögens einzustellen; somit ist jede Biene im Korbe eifrig beschäftigt, den Honig von Hybla zu sammeln, den man gemeinlich Geld nennt; weder Kunst, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, noch Vergnügen kann sie davon abziehen.“ Dies mag wahr, und für eine vornehm erzogene Engländerin höchst unerfreulich seyn; aber begäbe sie sich in England unter die honigsammelnden Klassen, so würde sie wahrscheinlich, bei weniger Wohlstand und Genuß, dasselbe endlose Streben nach Besitz und beinahe dieselbe Beschränktheit in Betreff der höhern Bildung finden. Wo es, wie in England, Hummeln gibt, die sich von der Arbeit Anderer ernähren, und Millionen, die um des lieben Brodes willen bereit sind, allen Lüssen dieser Hummeln zu dienen, kann die Verbesserung nicht wohl ausbleiben. Das ist aber zu bedauern, daß in Amerika die Weiber durchaus keinen Einfluß haben; die Männer gehen nur ihren Geschäften und rohen Gelagen nach, und die Frau, welche, aus Mangel an Dienstboten, unter der häuslichen Arbeit erliegt, wird meistens allein gelassen, oder sie muß zur Gesellschaft ihres

Geschlechtes, oder endlich zur Gesellschaft der Geistlichen ihre Zuflucht nehmen, welche, nach unserer Reisenden, die einzigen Mannspersonen sind, welche den Weibern die zarte Achtung widmen, die ihnen gebührt. Hieraus entspringt denn aber das Uebel, daß diese Geistlichen einen allzugroßen Einfluß auf die weiblichen Gemüther üben und dieselben häufig zum fürchtbarsten Fanatismus verleiten, während die Männer in Sachen der Religion sich höchstens leidend verhalten.

Dieses bringt uns auf ein wichtiges Kapitel des Wertes, doppelt wichtig in diesem Augenblicke, wo die Frage so häufig aufgeworfen wird, ob es nicht besser wäre, die Kirche ganz vom Staate zu trennen. In den Vereinigten Staaten ist dieser Plan nun schon über vierzig Jahre in Ausführung; und obgleich nicht zu zweifeln ist, daß am Ende das Resultat weit erfreulicher seyn muß, so läßt sich doch von dem, was jetzt dort vorgeht, abnehmen, welche Krise wir wohl durchzumachen hätten, wenn der Plan auch bei uns durchgesetzt würde. In den Städten befinden sich Schaaren von Predigern, die, um ihre Kundtschaft zu vermehren, zu den empörendsten Marktschreiereien ihre Zuflucht nehmen; auf dem Lande dagegen, wo die Wohnungen weit aneinander liegen, ist oft gänzlicher Mangel an Gotteshäusern und geistlichem Unterricht. Die Sektarien in den Städten sind zahllos wie der Sand am Meer; jede hat ihre eigene Hierarchie, und immer ist derjenige das Haupt derselben, welcher am kräftigsten auf die Leidenschaften zu wirken versteht.

Und muß sich Jeder zu einer dieser Sekten bekennen, sonst heißt er kein Christ. Auf dem Lande dagegen, besonders in den westlichen Staaten, hat das Volk keine Gelegenheit, sich zu erbauen, außer den sogenannten Camp-Mootings, welche die Reisende als schreckliche Saturnalien beschreibt. Nicht viel besser aber scheinen die Revivals (Wiedergeburt) in den Städten zu sein. Außer den Episcopalen, Katholiken, Unitariern und Quäkern, sind diese Wiedergeburt bei allen Sekten im Brauch. Die Geistlichkeit dieser Sekten zieht Hausenweise zu gewissen Zeiten durch die Städte der Union; sie quartieren sich meistens bei ihren Glaubensgenossen ein, und jeden Abend, der nicht im Gotteshaus zugebracht wird, widmet man sogenannten Andachtsübungen, die man aber sonst überall Gesellschaften nennen würde. Da wird gegessen, getrunken, gebetet, gesungen, Beichte gehört und belehrt. Von diesen Wiedergeburt wird Wochenlang vor ihrem Anfang gesprochen; denn da es in den westlichen Städten keine Theater gibt, und Klubs und Spaziergänge nicht gebräuchlich sind, so bleibt die Kirche der einzige Ort, wo die armen Weiber ihren Fuß zeigen können, und diese Wiedergeburt, mit dem ewigen Kirchengehen, der Anwesenheit so vieler fremden Geistlichen u. s. w., machen wahrhaft Epoche in ihrem einförmigen Leben. Folgende Scene, welcher unsere Reisende bei einer solchen Gelegenheit in einer presbyterianischen Kirche beiwohnte, wird den Lesern einen deutlichen Begriff von dem religiösen Treiben in dem seltsamen Lande geben.

„Es war im Sommer; der Gottesdienst, dem wir auf besondere Empfehlung auzuhören wollten, fing aber erst in der Dämmerung an. Die Kirche war hell erleuchtet und zum Erstickten voll. Wir sahen drei Priester neben einander auf einer Art von Bühne stehen, welche sich, mit schönen rothen Vorhängen geschmückt, ohngefähr in der Höhe einer gewöhnlichen Kanzel an der Stelle des Altars erhob. Wir setzten uns in einen Stuhl dicht bei dem die Bühne umgebenden Geländer. Der in der Mitte stehende Priester betete; das Gebet war übertrieben leidenschaftlich und die Ausdrücke anstößig, gemein; hierauf wurde ein Lied gesungen, und ein anderer Priester trat vor, um zu predigen. Er zeigte viele Beredsamkeit, aber eine Beredsamkeit gräßlicher Art. Er beschrieb mit abscheulicher Genauigkeit die letzten Momente des erlöschenden Lebens, und malte sodann das allmähliche Werk der Verwesung nach dem Tode mit eckelhafter Wahrheit aus. Auf einmal aber fiel er aus dem bisherigen ruhigen, beschreibenden Ton in ein gellendes Geschrei des Entsetzens; er beugte sich vorwärts, als blicke er nach etwas am Fuße der Kanzel, und theilte uns dann mit, was er in dem Abgrund erblickt, der sich vor ihm zu öffnen schien. Es war dieß ohne Zweifel ein höchst glücklicher Einfall, um die Beschreibung der Hölle anschaulicher zu

machen. Da kamen alle Bilder, welche Feuer, Flamme, Schwefel, geschmolzenes Blei, glühende Zangen, die unter denselben zuckenden Nerven und Sehnen zu bleten vermochten. Der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirne, die Augen rollten ihm im Kopfe, der Mund schäumte und aus allen Zügen sprach ein Entsetzen, wie er es nur immer hätte fühlen können, wenn das Beschriebene wirklich vor seinen Augen vorgegangen wäre; es war eine vortreffliche Darstellung. Endlich warf er einen schwachtenden Blick auf seine beiden Kollegen, als wolle er ihnen andeuten, daß er erschöpft sey, und setzte sich nieder, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. Als bald standen die beiden andern auf und stimmten ein Lied an. Es dauerte mehrere Sekunden, ehe die Gemeinde, wie gewöhnlich, mit einfallen konnte; alle Gesichter waren blaß vor Entsetzen. Als das Lied zu Ende war, stellte sich einer in die Mitte und fragte die Zuhörer in einem schmelzenden, süßlichen Ton, ob, was ihr geliebter Bruder gesagt, ihnen auch aus Herz gegangen sey; ob sie die Hölle meiden wollen, die er ihnen gezeigt? Kommt denn,“ fuhr er fort, indem er die Arme nach ihnen ausstreckte, „kommt und versprecht es uns, und wir wollen Euch Jesum zeigen, den lieben Jesus, der Euch davon erlösen soll. Aber Ihr müßt zu ihm kommen! Ihr müßt Euch nicht schämen, zu ihm zu kommen! Heute Abend noch sollt Ihr ihm sagen, daß Ihr Euch seiner nicht schämet; wir wollen Euch den Weg bahnen, wir wollen die Bank frei machen, worauf reuige Sünder sich setzen mögen. Kommt denn, kommt, auf die Bank der Reue, kommt! kommt! kommt!“

(Der Beschluß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Gerade aufwärts, zwischen den Dächern sehe ich den Himmel, bald blau, unergründlich tief, bald grau; mit Wolken umschleiert. Durch dieses Stück Himmel sehe ich in Rapport mit der äußern Welt, mit dem Raum, mit der Unendlichkeit; es ist ein großes Loch, aus dem ich, das Kinn auf den Arm gestützt, Blick und Gedanken hinausweisen lasse. Bin ich müde vom hohen Flug, so lasse ich mich wieder nieder auf die Dächer. Da habe ich vorzüglich mit dem Wolke der Katzen zu thun, die vorne im Jahr sich mager und miauend umbertreiben, und fett und träge sich in der Augustsonne lecken. Unter dem Dach kommen die Schwalben mit ihren Jungen; was ist da nicht Alles zu sehen! Ankuft im Frühjahr, Abzug im Herbst, ewiges Auf- und Abfliegen, Suchen und Heimbringen für die schreiende Brut. Ich kenne sie sammt und sonders, sie kennen auch mich, und mein Kopf verschwendet sie so wenig mehr, als der Topf mit den Kapuzinerblumen am Fenster unter mir.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

ähnliches System beginnt sich mehr und mehr zu verbreiten. Indem neue Einwanderer, die keine Güter kaufen können, von den großen Landwirten Grundbesitz für erblichen Zins, so wohl an Naturalien als Geld, erhalten. Die Interessen der genannten beiden Aristokratien sind aber wieder verschieden. Die Aristokratie des Nordens will die Bevölkerungszunahme begünstigen, um ihre vielen unbekanntem Gründe kultivirt zu sehen. Agrikultur kann sich nicht heben, so lange nicht an ihrer Seite eine hinlängliche Anzahl Menschen besteht, die, andern Beschäftigungen ergeben, die Produkte der Agrikultur, welche sich nur in der Winterzeit zum Handel in die Berne eignen, zu verzehren und zu bezahlen im Stande ist. Diese Klasse bilden die Industrietreibenden. Das Klima, die Unzulänglichkeit des Bodens in den nördlichen Staaten mit dem in Europa machen diese vorzugsweise zur Aufnahme europäischer Einwanderer geeignet. Ihre Zahl zu vermehren, bedarf die Aristokratie dieses Theils des Landes Vermehrung der Industrie, und sucht diese durch einen epocheweise immer gesteigerten Zolltarif zu bezwecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, April.

(Beschluß.)

Der pfälzliche Charakter.

Wie leicht verläßt der unpatriotische Pfälzer sein Vaterland. Niemand ist weniger an die Scholle gebunden als er. Er befinnt sich heute, und in drei Wochen schwimmt er mit seiner Familie auf dem Ocean, um nach Amerika auszuwandern. Keine Provinz Deutschlands zeigt so viele Auswanderer, nicht aus Noth, denn der eigentliche Armen gibt es hier wenige, sondern aus Caprice, aus Beweglichkeit.

Wenn die Erschelung des Pietismus und die Bewegungen in der religiösen Welt den Pfälzer unangefochten ließen, weil sie sich seinem Wesen nicht assimilirten, so mußte die politische Aufregung der neuern Zeit hier desto lauter widerklingen. Es ist bekannt, daß die Prediger der Freiheit und Gleichheit zu Anfang der französischen Revolution am Mittelrhein die eifrigsten Anhänger, namentlich auch unter der Geistlichkeit fanden. Die Julirevolution hatte dieselbe Folge, und zwar, als man kaum wieder zu Athem gekommen war von dem lauten Jubel, den man dem bayerischen Königs paar während seines Triumphzugs durch Rheinbairern geleist. Volens Untergang fand wohl nirgends so laute Theilnahme, seine irrenden Schritte nirgends so herzliche Aufnahme, wie bei dem ohnedies so gefälligen und gastreichen Pfälzer. Es war nicht zu verwundern, daß, als vor einiger Zeit zwei Doktoren der politischen Philosophie ihre ambulanten Katheder in diesem Lande aufschlugen, ihren antimonarchischen Vorträgen der lauteste Beifall ward. Und doch ist von Seiten der Regierung seit des Königs Aufenthalt in den Rheinlanden nicht viel geschehen, was ihm die Herzen hätte entfremden können. Freilich die Mauth macht nirgends beliebt, aber Viele haben sie ausdrücklich begehrt, und die Grundsteuer ist seitdem um mehr als ein Viertel vermindert worden. Dazu sind die Fruchtpreise jetzt ausnehmend hoch und es wird etwas gewonnen; vermehrter Wohlstand macht sich überall bemerklich, und der Vorbereitungen zu Bauten ist kein Ende. Selten hat man dies in der Ausdehnung gesehen, wie gegenwärtig. Das Jahr wird eine ungemaine Regsamkeit des Lebens entwickeln, und schon hat es begonnen. Unter diesen Umständen dürfte es schwer werden, die angeklagten Tausende von Armen zur Beschäftigung der freien Presse zusammen zu finden. Dazu

ist der Kern der Bevölkerung, nämlich die wohlhabendern Gutsbesitzer (und dergleichen sind nicht wenige), nicht für diese Dinge. Man will ruhigen Besitz, Genuß und Wehrung seines irdischen Theils; dazu stehen im Augenblick viele Wege offen, und so denkt man wahrlich an nichts weniger, als zum Besten der ultra-liberalen Presse seinen Hof auf Spiel zu setzen oder gar seine Haut zu Markt zu tragen. Der Mensch lebt freilich nicht vom Brod allein; aber doch zunächst vom Brod, und wenn er sich irdisch amthun kann, wenn er etwas vor sich bringt, wenn er seine Mühe belohnt sieht und auch noch etwas übrig hat, wenn er dabei auch seines Glanzes ledig darf, d. h. wenn er in der Ausübung seiner Religionspflichten nicht gehindert wird, so sind freilich noch nicht alle Bedingungen eines vollendeten Daseyns erfüllt, allein die Hauptquelle der Revolutionen ist verstopft; wenigstens der Deutsche will keine; hiezu ist er zu besonnen und zu billig.

Auflösung des Räthfels in Nr. 90:

hoffnung.

E h a r a d e.

1. 2.

Wir sind ein lustiges Witschen,
 Nie kommt an die Stirn uns ein Witschen,
 Wir lagern, die zahmen und wilden,
 Und fröhlich auf Plummengesilden;
 Durch's steinste der Thoren zu schlüpfen,
 Selbst schwerere Lasten zu läpfen,
 Um unserer Adnigln Bette
 Zu tanzen in lustiger Bette,
 An Menschen das Räthseln zu rätheln,
 In unserem Golde zu wählern,
 Das fällt uns mit Wennegefühlen.
 Nun ratbet! — ach, ratbet nicht dienen,
 Wir können mit Henig nicht dienen,
 Wir leben im Reiche der Geister,
 Um Mitternacht sind wir Meister.

3.

Ich bin so beweglich an jenen,
 Wie danken sie drockliche Szenen?
 Bin eine lebendige Stäbe,
 Zu allerlei Diensten euch nütze,
 Bald doppelt, bald vorne wie hinten
 Als Paar, bald vielfach zu finden;
 Doch hält man nicht viel von den Gaben
 Bei denen, die vielfach mich haben,
 Gräbt schon man von Marmor mich aus,
 Das ist für die Künstler ein Schmaus.

1. 2. 3.

Mich haben die Künstler der Alten
 Noch werther als Marmor gehalten,
 Mich haben zu Salomons Tagen
 Schon reichere Schiffe getragen;
 Als fürchtbare Waffe geboren,
 Bin jetzt ich zu Bällen erstoben;
 Von 1. 2. stamm' ich nicht her,
 3. bin ich nicht. — Ach! das ist schwer!

J. G. W.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M o n t a g , 23. A p r i l 1832.

— Liebe!
Du Muth, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinns! ernster Täubtel!
Eines wachen Schlaf! dein eigenes Widerspiel!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Da muß man nun wissen, daß ich bei meiner Arbeit am Fenster nicht ganz beim Allgemeinen stehen geblieben bin. Seit mehreren Tagen beschäftigt ich mich vorzugsweise mit einem Gegenstande, der den übrigen gewaltig viel von ihrem Reize nimmt. Vom frühen Morgen stehe ich auf der Lauer, von zwei Uhr an pocht mir das Herz, ist sie vorüber, so ist mein Tagwerk gethan. Ob es so wurde, war es mir nie eingefallen, daß ich allein sey; und war denn nicht Alles beisammen, ich und der Onkel, und der Bach in der Straße, und die Schwalben, Alles in der Welt? Jetzt fühle ich mich so allein, so ganz allein; nur gegen drei Uhr wird Alles lebendig in mir und außer mir. Ich habe erzählt, wie süß mir sonst die Stunden dahinschwanden; jetzt kann ich weder etwas, noch nichts thun; es ist soweit gekommen, daß neulich eine große Feder langsam eine Spanne weit von meiner Nase herumwirbelte und es mir nicht einmal in den Sinn kam, sie wegzublasen, und der Art könnte ich noch Manches anführen. Dafür träume ich wachend; ich bilde mir ein, sie lenne mich, winkle mir lächelnd zu, ich gefalle ihr; oder ich suche Mittel und Wege, etwas für sie thun zu können; ich komme mit ihr zusammen, wir sind auf einer Reise, ich nehme sie in meinen Schutz, sie stüchzet sich in meine Arme; ich gäbe Alles darum, wären wir beisammen in einem finstern Walde, und es kämen

wilde Räuber, und ich schlug die Räuber in die Flucht, würde aber schwer verwundet für sie.

Doch es ist Zeit, mit der Sprache heranzugehen; aber wie dies beginnen? Mit Worten läßt sich das Kolort, in welchem das Mädchen erscheint, bei dessen Anblick und das Herz zum ersten Male pochte, nimmermehr malen. Also nur soviel: jeden Tag gegen drei Uhr trat sie aus einem benachbarten Hause, kam die Straße herab und ging unter meinem Fenster vorüber. Sie trug ein blaues Kleid, ein so einfaches Kleid, daß es Niemanden unter andern blauen Kleidern, die vorübergingen, aufgefallen wäre; mir ebensowenig, hätte ich nicht gefunden, daß es sich mit ganz eigenthümlichem Reiz an die jungen Glieder schmiegte, und über diesen jugendlichen Wuchs schien mir nur wieder das liebe bescheidene Gesicht eine Glorie auszugießen, und vom Gesicht kam ich wieder auf das Kleid: hundert Meilen in der Runde, von des ersten Schneiders Hand konnte es keines geben, das mir besser gefiele. So lange auch das Kleid in meinem Gesichtskreis war, lachte die Welt, und war es verschwunden, so suchte ich ein blaues Kleid auf der Straße, um recht selig zu träumen.

Am Tage nun, von dem ich spreche, sah ich sie wie gewöhnlich kommen; schon war sie nahe bei meinem Fenster, schon schätzte ich mich an, ihr bis an die Ecke nachzusehen, und in Gedanken noch weiter, da wandte sie sich und trat in den Hausgang gerade unter mir. Darüber erschrak ich so, daß ich mit dem Kopf zurücksuhr, als

wäre sie geradewegs in mein Zimmer getreten. Ich besann mich und dachte nicht anders, als sie werde durch das Haus in die hintere Straße gegangen seyn, da gingen in des Onkels Bibliothek die außerordentlichen Dinge vor, die mich, wie erzählt, fast außer mir brachten. Was! mit dem Onkel spricht fiel Ich strengte mein Gehör aufs Heuferste an, um ein Wort zu erhaschen, da stürzte auf einmal die Welt, an der ich lustig baute, wieder zusammen. Die Leiter rollte, ich hörte, wie der Onkel sprechend hinauffstieg und vernahm — ich irrte mich nicht — das Wort Hebräisch aus seinem Munde. Also mit Niemand als mit irgend einem Doktor, einem Orientalisten, hatte der Onkel zu schaffen; denn wie kämen das Mädchen und Hebräisch zusammen! Ich war sehr ärgerlich, trat maschinenmäßig wieder an das Fenster und sah zerstreut in das Blaue. Aber mir gegenüber standen im hellen Sonnenschein, am selben Ring angebunden, zwei Esel und philosophirten; nach einer kleinen Weile kam dem einen ein Gedanke, was ich am kaum sichtbaren Finken seines linken Ohres wahrnahm; er reckte den Hals und zeigte dem andern jählich sein altes Gebiß; dieser erwiderte freundlich den Gruß, und nun kratzten sie sich gegenseitig den Hals mit so brüderlicher Liebe, so köstlicher, wohlthätiger Hingebung, daß ich nicht anders konnte, das Mitgefühl machte mich zum Dritten im Aleeblatt. Es war dieß der erste Genuß der Art, seit ich anders zu thun hatte; es gibt aber auch Situationen, deren Naturalität so unwiderstehlich wirkt, daß sie der Seele ihre süßesten Gedanken entführt. Ich genoß immer behaglicher, da schwebte auf einmal ein blaues Kleid aus dem Hause; sie war es; ha! rief ich unwillkürlich. Das junge Mädchen hob den Kopf just so weit, daß ihr schönes Auge vor den Rand ihres Hutes trat, und ihr Blick durchdrangte mich, gleich einem Blitz, mit Schaam, Bewirrung und Seligkeit. Sie erröthete und ging weiter. Ein Windhauch, ein Strohhalm, der rauscht, jagt in diesem Alter — und dieß macht es ja so liebenswürdig — die Röthe in die Wangen; aber wegen meiner war sie roth geworden; das dünkte mir etwas ganz Besonderes, ein Glück des Himmels; damit hatte sich Alles anders gemacht, ganz anders; war doch nun zum ersten Male etwas zwischen uns vorgefallen.

Aber meine Freude dauerte nicht lange; denn ich besann mich: als sie sich auf mein Ha! umwandte, sah ich da, mit offenem Munde, starrem Auge, nicht aus wie ein Stimpel, dem der Hut ins Wasser fällt? Der Gedanke, einen Eindruck der Art müsse ich auf sie gemacht haben, peinigte mich entsetzlich. Was meint ihr aber wohl, daß sie unter dem Arm trug? Einen Oltavband, in Schweinsleder gebunden, mit silbernen Klammern, den ich hundertmal in des Onkels Zimmer da und dort hatte liegen sehen. Ich hatte das Buch nie eines Blicks ge-

würdigt, und jetzt, da es ihr Arm faßt an die Häfte drückte, schien es mir das Buch aller Bücher. Da ward es mir zum erstenmal klar, daß ein altes Buch zu etwas nütze seyn kann. Weiser Onkel, der du dein Lebenlang welche gesammelt, und ich Tropf, daß das gebenedeite Buch — und ich wußte nicht einmal, was es war — nicht mein gehörte!

Sie ging quer über die Straße auf die Thüre des Hospitals zu und sprach ein Paar Worte mit dem Portier, der sie, wie es schien, kannte und ihr just so viel Protektion angedeihen ließ, daß sie es wagte, hineinzugehen. So sehr mich der Grobian ärgerte, so erfaß ich doch zu meiner Freude daraus, daß das Mädchen meiner Gedanken weder so reich, noch so vornehm war, daß ich mich der Wänsche, die jetzt nachgerade ernstlich in mir aufstiegen, vor mir selbst zu schämen gehabt hätte. Es machte mich sehr glücklich, daß ich sie so nahe bei mir wußte, denn ich hatte gefürchtet, sie bis morgen zu verlieren. Ich braunte vor Begierde, zu wissen, was sie bei meinem Onkel zu schaffen gedacht, was sie im Spital suchte. Aber für jetzt seffelte mich der Wunsch, sie wieder herausgehen zu sehen, an das Fenster; doch endlich brachte mich die einbrechende Nacht um diese Hoffnung, und ich ging nun eilends zum Onkel hinauf.

Er hatte bereits seine Lampe angezündet und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit eine Flasche, die eine bläuliche Flüssigkeit enthielt. „Guten Abend, Julius,“ sagte er, ohne sich stören zu lassen; „setze Dich, ich bin sogleich fertig.“ Ich setzte mich, voll Ungeduld, denn eine Frage schwebte mir beständig auf den Lippen, und betrachtete die Bucherammantung; so sah ganz anders aus als sonst; mit Respekt betrachtete ich die Ohrwürger, die Brüder desjenigen, den sie unter dem Arm getragen. „Ich habe da . . .“ fing der Onkel an. „Ei, Julius, Du weißt noch nicht . . .“ — „Nein, Onkel.“ — „Du hast Dich bei einem jungen Mädchen zu bedanken, das bei mir . . .“ Mit diesen Worten ging er an seinen Tisch, und das Herz pochte mir laut in der Brust. Erkehrte sich um; „rathel!“ sagte er, als wollte er mich überraschen. Was konnte ich rathen? „Sie hat von mir gesprochen?“ fragte ich mit bebender Stimme. „Das wäre was Rechtes!“ erwiderte der Onkel und machte ein listiges Gesicht. „Nun, Onkel, ich bitte Sie!“ — „Sieh! da ist Dein Pufendorf wieder!“ Ich fiel aus den Wolken und suchte innerlich auf Pufendorf, der diesmal, Respekts halber, für den Onkel herhalten mußte. „Ich suchte ihr ein Buch,“ fuhr er fort, „und da fand ich das andere, das ich schon verloren gegeben. Ein liebes Kind, wahrhaftig, sie ist mir lieber als ein halbes Duzend Drinet Professoren.“ Nun, der Meinung war ich auch, und dieses Wort schonte mich wieder ein wenig mit dem Onkel aus. „Sie liest Hebräisch wie ein Engel!“ Ich wußte nicht,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newport, März.

(Fortsetzung.)

Amerikanisches Zollsystem. Deutschlands Handelsverhältnisse.

Die Grundbesitzer des Südens können für ihre Schimpfe und Wäber auf eine einwandernde Bevölkerung nicht zählen, da das Klima für Europäer zu ungesund ist. Diese werden noch auf Jahrhunderte lang ihre Güter nur durch eine Bevölkerung von Sklaven und nach und nach assimilirter Eingeborener anbauen lassen können, und theilen also in dieser Hinsicht das Interesse der nördlichen Grundbesitzer nicht. Sie beziehen ferner durch Vermittelung des Handels die Lebensmittelbedürfnisse jeder Art entweder aus dem Ausland, aus Europa, oder aus den nördlichen Staaten; sie bedürfen derselben aus verschiedenen, nicht hieher gehörigen Ursachen in einem Verhältnis, zu welchem die europäische Consumtion keinen Maßstab geben kann. Der hohe Zolltarif, der im Durchschnitt alle Waaren um 40 pCt. verteuert, ist also für sie eine drückende Last, und Herabsetzung desselben ihre Lösungswort, das sie unter Jacksons Fahne versammelt. Eine nicht minder starke Parthei, die denselben Zweck im Auge hat, ist der Handelsstand der nördlichen Staaten, besonders der Städte Boston, Salem, Newport, Philadelphia und Baltimore. Dieser sieht einer Vergrößerung seines Reichthums, einer Erleichterung seiner Operationen nach dem südlichen Theile Amerikas, nach West- und Ostindien entgegen, wenn eine Erniedrigung der Zölle bewirkt werden sollte. Obgleich sich dagegen wieder eine Parthei findet, deren Interesse inländische Industrie begünstigt, so scheint dennoch jene den Sieg davon tragen zu müssen. Es geht dieses aus dem öffentlichen Ausspruch Clays hervor, mit welchem er sich, um den Präsidentenstuhl zu erringen, beide Partheien geneigt machen will. Er heißt: Die bestehenden Zölle auf Artikel, die aus fremden Ländern eingeführt und nicht in den Vereinigten Staaten erzeugt werden, sollen künftig aufgeschoeben werden, welche bloß herabgesetzt werden sollen auf Seide und Wein. Dessenbekanntnis ist im Originale unmissverständlich sophistisch und hinterlistig gestellt, *) wodurch er der Hauptparthei, welcher er dient, zu nützen hofft, indem gerade die Zölle auf Artikel des höhern Luxus aufgehoben und die auf den Consumtionsartikeln der mittlern und untern Klassen lastenden fortbestehen würden. Andererseits möchte er dadurch ebenfalls die nördliche Aristokratie günstig stimmen, weil die Zölle auf die in den Vereinigten Staaten erzeugten Waaren nicht aufheben, gerade so viel heißt, als sie alle fortbestehen lassen, indem bereits fast Alles, wenn auch noch so schlecht, hier fabricirt wird. Wie dem auch sey, so steht immer zu erwarten, daß in diesem Lande eine Herabsetzung der Zölle stattfinden wird. Wir haben nun hierüber genug gesprochen, mehr als das Interesse deutscher Leser erfordern möchte, denen wohl wenig daran liegen mag, wie hier zu Lande die Selbstsucht operirt und die Partheien sich bilben, und erwähnten diese Verhältnisse nur, um zu zeigen, daß die Menschen, so wie noch Wieses in diesem sogenannten glücklichen Lande, um nichts besser sind, als in kultivirten europäischen Staaten.

*) That the existing duties, upon articles imported from foreign countries, and not coming into competition with similar articles made or produced within the U. States, ought to be forthwith abolished, except the duties on wines and silks, and that they ought to be reduced.

Jeboch lassen sich Betrachtungen hier aufklopfen, die bei deutschen Lesern, bei solchen, die das Beste ihres Vaterlandes wollen, und bei Regierungen, die ihre Aufgabe lösen möchten, mehr Interesse erregen dürften. Das Glück und die Ruhe, die Moralität und Kultur einer Familie hängen vorzüglich vom verhältnismäßigen Stande ihrer pecuniären Mittel ab; ebenso ist es bei den Staaten. Vor Allem geht den Menschen Speise und Obdach, das Uebrige wird sich finden. Europa leidet nun im Allgemeinen an innern Uebeln, deren Quelle, in England liegend, nur durch den politischen Sturm dieses Landes verstopft werden kann. Das von England, wie von allen seinen Nachbarn bestohlene Deutschland, leidet an allgemeiner Dürftigkeit, an Zerrüttung seiner Finanzen, woraus fast allein die allgemeine Aufregung entspringt. Halten wir das Bild seines jetzigen Zustandes gegen das einer Zeit, wo Deutschland, in jeder Hinsicht die erste Nation Europas, geschachtet und gefürchtet, reich und mächtig, über alle Völker hervorragte, so erscheint uns als der wichtigste Unterschied folgender. In jener Zeit war es ein einziger Staatenbund und gehörte so ziemlich Einem Willen, wenigstens in seinen Beziehungen nach Außen; zu jener Zeit hatte es das, woraus für Staaten alles Heil entspringt, Uebergewicht in Industrie und Handel — und jetzt liegen diese unter der Last der englischen Fesseln darnieder und schleppen sich nur mühsam dem vorausreitenden England nach. Diese Hauptmomente werden zu berücksichtigen seyn, wenn Friede, Glück und Ruhe in Deutschlands Gauen, Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern wieder hergestellt werden soll. Aus der Vereinigung der Interessen, welcher mehrere deutsche Regierungen und Volksvertreter mit lobenswerthem Eifer entgegen streben, mag auch Einstigkeit in der Politik leicht sich bilden, welcher Vereintigung der Kräfte auf dem Fuße folgen muß. Belebung der Industrie und des Ahrivhandels würde sofort dadurch zwar erleichtert, aber noch nicht gewonnen seyn, zu einem Uebergewicht darin aber noch weniger Hoffnung sich zeln. Hierzu ist noch mehr erforderlich, namentlich aber Auffuchung von Abzugsquellen, Bildung von entferntern commercieell-politischen Verbindungen. Noch ist Deutschland nicht einig, in seinen noch weniger in seinen politischen. Da aber die Vereinigung hegt werden darf, dieses schöne Ziel noch erreicht zu sehen, so wird es nicht unweckmäßig seyn, auf die Mittel hinzuweisen, welche dazu führen könnten.

Der politischen Einigung geht als Grundlage die commercielle voraus, für deren Begründung und Ausbildung man jetzt thätig ist. Sind die Fesseln des innern Handels einmal abgestreift, so wird sich die Industrie bald ins Gleichgewicht stellen und sofort mit vereinigten Kräften nach außen wirken können. Die bisher herrschende Meinung, daß die deutsche Industrie nicht im Stande sey, mit England zu konkurriren, fängt an; als ein Irrthum erkannt zu werden, und der Grund derselben zeigt sich auf auswärtigen Märkten recht augensällig. Der deutsche Gewerbfleiß hat in manchen Gegenden ein höher noch von keinem Konkurrenten bestrittenes Uebergewicht, leider aber nur in unbedeutenden Artikeln und immer nur durch eine unbegreifliche Wohlfeilheit, die auf Kosten der Qualität gewonnen wird, so daß deutsch, wohlfeil und schlecht oft als Synonyme gelten. In Sachen des großen Verbrauchs schleppt sich der deutsche Handel mühsam nach, obschon England und Frankreich nicht im Mindesten voraus sind in dem, was die Fabrication selbst betrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 24. A p r i l 1832.

Ich gleiche, Herr, dem nächtlichen Gestirn,
Das auf der dunkeln Bahn, die du es fñhrt,
Von einer Seite Himmelstharheit strahlt,
Und auf der andern ruht in Todesnacht.

Lamartine.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Wårnberger.

Es ist mir vor einiger Zeit widerfahren, daß ich in einem großen und dichten Walde, unter vielleicht tausendjährigen Eichen und himmelhohen Föhren, wie sie die Lausitzen, wo sich dieß ereignete, hier und da noch aufzuweisen haben, von einem ganz ungewöhnlich heftigen Gewitter und Sturm überfallen wurde. Nichts glich der furchtbaren Pracht dieses erhabenen Schauspiels, welches dadurch noch imposanter wurde, daß das Unwetter ganz unvermuthet, aus fast blauem Himmel hervorbrach, und mit Kräfte der Natur veroffenbarte, welche ich vor der Innigkeit dieser eigenen sinnlichen Erfahrung nicht zu ahnen gewagt haben würde. Zwar hatte eine fast dreiwöchentliche, immer klare Augustsonne die Augen mit Feuer getränkt, indeß war gerade dieser Tag selbst wohl heiter, aber doch nicht eben brüderlich heiß, als sich gegen Abend plötzlich am Westhimmel, wohin ich eine Aussicht durch den Wald hatte, zwei kleine, weißgraue Wölkchen zu bilden anfangen, die erst unbeweglich schweben, dann allmählig zusammen fließen und ein drohendes Aussehen annehmen. In einem Nu war nun der ganze Himmel mit einem Wolkensstore bezogen, der Tag ward, wie durch Zauberei, in finstere Nacht verkehrt, der Donner krachte mit einer Gewalt, wie ich sie nie erlebt, über meinem Haupte, und Bliz und Regen flossen in ganzen Fluthen auf mich herab. Nichts erschien mir aber schreckender,

als ein ganz besonderes Brausen, welches, gleichsam sprachartig, durch die höhern Luftregionen tobte und den Sturm ankündigte, der in demselben Augenblicke hereinbrach. Er durchriß den Wald in einer geringen Breite, in der Richtung von Nordwest nach Nordost, außerhalb welcher ich mich zu meinem Glück, geschützt überdieß durch eine Vertiefung in einer Hügelkette, befand, und streckte in dieser Richtung und Breite mit unwiderstehlicher Gewalt Alles *) zu Boden. Die stärksten und ältesten Eichen und Buchen wurden theils ausgerissen, theils zerknickt, wie man einen dürren Strohalm durch einen Fingerdruck entzwei bricht, und ganz große Baumwipfel sanden sich nachher hingeschleudert vor meinem Versteck; aus dem ich mich nur mühsam wieder herauswand.

Diese Erfahrung, ich gestehe es, hat mich zuerst von dem engen Gesichtspunkte, die Natur nur von der mathematischen Seite aufzufassen, abgelenkt, und ich fragte mich in meiner Höhle, eben so bestürzt als entzückt über das graufenvoll-prächtige Schauspiel, welches unter meinen Augen aufgeführt wurde: worin besteht das eigentliche Wesen dieser furchtbar-herrlichen Natur, und welcher lebendigen Gewalten bedient sie sich als Agenten zur Ausführung ihrer erhabenen Zwecke? In der That ist unser beständiges, zu enges Zusammenleben mit der Natur nicht dazu gemacht, unsere Sinne für ihre tiefsten

*) Das Ausbleiben an diesem Sturm lebt noch im Gedächtniß der Theilhaftigen. R.

Schelmnisse aufzuschließen; wir befinden uns, von unserm ersten Eintritt in das irdische Daseyn an, in so ganz vertrauter Nähe bei ihr, daß wir mehr zum Uebersehen als zum Sehen der Naturerscheinungen geschickt gemacht werden; und die Natur muß zuweilen in so ungewohnten Tönen, als das oben erwähnte, dem Sturm vorangegangene Brausen war, zu uns reden, um das abgestumpfte Ohr zu neuer Aufmerksamkeit anzuregen. Wenn es möglich wäre, uns aus einer andern Existenz unmittelbar und sogleich in die Mitte der irdischen zu versetzen, ohne uns erst durch das Medium der Kinderjahre gehen zu lassen, während welcher wir mit der Sinnenwelt gleichsam verwachsen, so würden wir an der Natur Seiten wahrnehmen, für welche wir, im Zustande unserer Verwöhnung, so zu sagen gar kein Organ mehr besitzen. Ich gehe aber, seit dem Tage der Beobachtung jenes großen Naturphänomens, noch weiter, indem ich behaupte, daß das All der uns umgebenden Natur durch die uns verliehenen fünf Sinnorgane überhaupt gar nicht erschöpfend aufgefaßt werden könne, und daß also viele Naturereignisse, obwohl sie sich unmittelbar unter unsern Augen zutragen, dennoch von uns nicht wahrgenommen werden, weil uns das eigenthümliche Instrument zu dieser Perception mangelt. Gleichwie ein Blindgeborener vom Licht, von den Farben, kurz von dieser ganzen Seite der Natur gar keinen Begriff hat, und sich, wenn ihm das Sehvermögen plötzlich verschafft wird, gleichsam in einer ganz neuen Welt befindet, eben so hat die Natur unzweifelhaft noch unzählige andere Seiten, die von uns gar nicht bemerkt werden, eben weil uns das neue Auge, welches gerade zu dieser besondern Wahrnehmung geschickt wäre, noch ganz gebricht. Da wir Blinde, in jener erstern Bedeutung, täglich vor unsern Augen sehen, so frage ich, welche Gründe wir haben könnten, an einer Blindheit in der letztern Bedeutung des Wortes zu zweifeln?

Im Gegentheil gibt es Beweise genug für die Richtigkeit dieser Vermuthung, und die magnetische Hellsichtigkeit z. B. zeigt unwiderleglich, daß in den Tiefen des Menschen schon die Anlage zu einem Sinne der Wahrnehmung desjenigen vorhanden ist, was sich von dem natürlichen Auge abgewendet befindet und demselben vollkommen fern liegt. Wenn aber dergleichen vorübergehende Zustände des Durchdringens sonst unerreichbarer Gegenstände schlechterdings nicht ganz geläugnet werden können, so sind wir berechtigt, die Möglichkeit einer dauernden Begabung mit solchen oder ähnlichen Vermögen, d. h. die Denkbareit sinnlicher Organe anzunehmen, welche uns in unserm gegenwärtigen Zustande noch fehlen und sich auf eine Nachseite der Natur beziehen, die uns, dieses Mangels wegen, unzugänglich ist. Man meint, um noch zu einem andern Beispiele in

diesem Bezuge meine Zuflucht zu nehmen, daß der Hund, welcher, mit der Nase auf der Erde, die Spur seines Herrn Meilenweit verfolgt, dieß lediglich durch einen gesteigerten Geruchssinn bewirkt. Betrachtet man aber die dabei vorkommenden Umstände genauer, so wird vielmehr offenbar, daß dieses Thier von einem eigenthümlichen sinnlichen Vermögen unterstützt wird, dessen Organ zwar auch die Nase zu seyn scheint, welches aber von dem menschlichen Geruchssinne ganz verschieden seyn muß. Es ist also unzweifelhaft eine bloße Selbsttäuschung des Menschen, wenn er sich, vermittelt der ihm in seiner jetzigen Ausrüstung verliehenen sogenannten fünf Sinne, mit der ganzen Natur in Rapport wähnt; und man darf es, wie wir behauptet haben, im Gegentheil als ganz ausgemacht ansehen, daß die uns umgebenden natürlichen Dinge Eigenschaften besitzen und Vorgänge darbieten, welche von unserm Geiste ganz unbemerkt bleiben, weil er keine Instrumente zur Beobachtung derselben besitzt. Ich bezeichne dasjenige, was uns, wegen dieses Mangels eigener Sinne dafür, von der Natur verborgen bleibt, mit dem, wohl nicht unpassenden Ausdruck der Nachseite der Natur. Das Gefühl dieses Mangels geeigneter neuer Sinne, um einen Naturvorgang nach allen seinen innern und äußern Beziehungen aufzufassen, kann sich bei demjenigen, der bei der Beobachtung der Natur gewissenhaft zu Werke geht, bis zur Angst steigern. Wenn man z. B. mit einer Elektrisirmaschine experimentirt, und, um stark zu elektrisiren, nun gezwungen ist, eine Kette an das Reibzeug zu hängen und dieses dadurch mit der Erde zu verbinden; wenn man am Erfolge sieht, wie sich dadurch das Zufließen elektrischer Materie augenblicklich bis in das Ungeheure verstärkt, und doch vom eigentlichen Wie? schlechterdings Nichts gewahrt wird, da die Kette von dem durch sie auswärts fließenden Strome von Electricität unmittelbar auch keine Spitze zeigt: so besällt einen — wenigstens ist es mir so gegangen — das drückendste Gefühl des Mangels eines besondern sinnlichen Vermögens zur Wahrnehmung desjenigen, was die Kette hier aus dem Erdboden aufnimmt und leitend zum Reibzeuge fortführt. Der Vorgang ist so nahe und scheinbar so handgreiflich; ein Theil davon wird mit den Augen, welche wir besitzen, so vollständig ergriffen; aber ein anderer Theil bleibt uns sinnlich unzugänglich, und wir ahnen mit Bestürzung, daß uns ein verfeinertes, höher organisirtes, anderes Auge gebricht, um auch diese, und verborgen bleibende Seite des Phänomens zu durchdringen. Das Unbegriffene und für uns Unbegreifliche des Vorganges fällt also in die Nachseite der Natur.

• Vielleicht gilt das, was ich hier von der Electricität gesagt habe, in einem noch höhern Sinne vom Lichte, diesem wichtigsten und ersten Agenten unter den unwäg-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

er nicht mit der Miene eines Mannes, der sich anschickt, gesammelte Gedanken zu verarbeiten, und zog ab.

Es mochte gegen Mitternacht seyn. Ich war allein mit meinen Gedanken, ganz versunken in sie, da fuhr ich über dem Rollen der Leiter oben zusammen und schlief bald darauf ein. Ich war sehr unruhig, tausend Bilder, welche mit dem Gegenstande meiner Gedanken nichts zu schaffen hatten, durchkreuzten sich in meinem Gehirne; endlich verschwammen diese Gestalten, ich wurde ruhiger, und als ich später wieder Träume einstellten, traten sie in ganz anderem Gewande auf. Mir träumte, ich ergebe mich in einem stillen Gehölze; ich war krank, aber ruhig dabei, und mein ganzes Wesen schwamm in einem unbeschreiblichen, süßwehmüthigen Gefühle. Anfangs war ich ganz allein, nichts in der ganzen Umgebung erinnerte an das gewöhnliche Leben; ich war ich, aber schön, herrlich, mit allen Vorzügen begabt, die ich mir im Wachen wünsche. Ich hatte mich sehr müde unter einem Baume niedergesetzt; da war eine unbekannte Gestalt mit wehmüthig ernstem und doch freundlichen Zügen zu mir getreten; allmählich war sie mir immer bekannter geworden — endlich war sie es, meine geliebte Jädin. Auch sie erschien ganz so schön, so einzig — kurz, wie ich sie mir im Wachen male, und sah mich freundlich an; sie sprach nichts, aber ihr Blick durchdrang mich mit einem unaussprechlich süßen Gefühl. Ich sah, wie ihr liebliches Haupt sich zu mir niederbeugte, ich fühlte ihren süßen Athem, endlich hatte ihre Hand die meinige gefunden; meine Gedanken wurden unruhiger, die Bilder fingen an zu verschwimmen, Gestalt um Gestalt zog rasch vorüber, und am Ende sah ich nur das Gesicht des Onkels, der meine Hand gefaßt hatte, um mir den Puls zu fühlen, und mich, über das Bette hingebeugt, durch seine Brille betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, März.

(Fortsetzung.)

Englands Gegenwart und Amerikas Zukunft.

Der einzige Vorteil, den die Industrie Englands und Frankreichs, besonders Englands besitzt, beruht auf den Combinationen der administrativen Gesetze zum Vortheile ihres Handels, wie Ausfuhrprämien, Einfuhrverbote, welche erstere der Industrie die auf ihr ruhenden notwendigen Staatslasten jeder Art vergüten, sobald sie ihre Produkte dem Auslande verkauft. England, welches in einer nicht sehr fernem Zeit fast gar keine Industrie besaß, begann, beunruhigt durch seine geographische Lage und durch manche Gesetze der weisen Elisabeth und Cromwell, sich den Zwischenhandel oder Seetransport im Uebergewicht anzueignen, wobei ihm der Verschluß deutscher Manufakturen im Tausche gegen die Produkte der neuen und alten Welttheile die wesentlichste Hülfsmittel war. Durch den Handel schuf es sich die Kapitalien und Verbindungen, mit denen es später seine eigene Industrie gründete, indem es die fremde nach und nach auf die Seite schob und entbeh-

ren lernte. Einmal das Uebergewicht besitzend, konnte es leicht auf die öffentliche Meinung, auf den Geschmack in allen auswärtigen Marktplätzen so einwirken, daß es in dieser Hinsicht der Leitdamme so vieler Nationen ward, und sich bald zum Gesetzgeber und Beherrscher der Meere aufwarf. Doch alles hat seine Licht- und seine Schattenseite, seinen Anfang und sein Ende. Während England nach außen so schöne Verhältnisse gewann, untergrub es durch Fehler, die jene Rasse, welche das Staatsruder anschließend führte, beging, sein inneres System, so daß das Gebäude seinem Sturze vielleicht nahe ist, und wie das gigantische Venedig des atlantischen Meeres auf einem so demüthigen Standpunkt herabsinken sehen werden, wie das des adriatischen Meeres. Eine andere Nation wird an seine Stelle treten, und welche diese seyn wird, kann nicht lange zweifelhaft bleiben.

England kann, wenn nicht als der Erfinder, doch als der Verbesserer der Segelschiffahrt angesehen werden. Mit dem, was die Entdeckung des neuen Weges nach Indien dazu beitrug, ward durch jene Verbesserung die Welt auf einen tiefern Maßstab gebracht, der Schauplatz des Weltverkehrs auf den engen Grenzen des adriatischen und des mitteländischen Meeres auf den Vereinigungspunkt der Atlantis mit den europäischen Gewässern, auf die englische Rasse verlegt. Gleiche Ursachen äußern gleiche Wirkungen. Durch die Erfindung der Dampfschiffahrt ward die Welt noch näher zusammenge- schoben. Die Ehre dieser Erfindung, so wie wesentlicher Verbesserungen im Bau der Segelschiffe gebührt den Amerikanern der Vereinigten Staaten, und betrachtet man dabei die geographische Lage und Bildung ihres Landes, die Ausdehnung ihrer Küste, den Reichthum ihres Bodens, so kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß diese Nation in die Fußstapfen Englands treten muß und das Verhältniß ihrer Macht im demselben Maße über die Englands wachsen wird, als alle Verhältnisse des Weltverkehrs durch so viele Umstände, wie namentlich durch die Entdeckung eines fünften Welttheiles, bereits vorbereitet worden sind.

Bereits richtet sich das Streben dieser Nation fast ausschließlich auf den Seehandel, wie früher Venedig und Holland. Was den Engländern ihre nun abgestorbenen schottischen Hochwälder zum Schiffbau waren, das sind die unermesslichen Wälder von Amerika im Süden und Norden dieser Wölfe in einem weit größern Verhältnisse. Schon sind die amerikanischen Schiffe siegreiche Nebenbuhler aller seefahrenden Nationen; schon sind sie in den Nüancen des Geschmacks, der Mode und der Bedürfnisse die Gesetzgeber für den ganzen Süden der sogenannten neuen Welt, dem sie Kleidung und Geräte liefern; sie sind willkommen in den Häfen der neuen, noch unumändigen Republikens Amerikas, wie in denen der alten russischen und türkischen Monarchie. Auf Afrika haben sie festen Fuß gefaßt und sind die begünstigten Geschäftsfreunde Chinas und Indiens überhaupt, sogar während dieses noch unter englischem Einflusse steht, dem es sich bald entwinden wird. Diese Handelsverbindungen kann nun Norbamerika nicht durch seine eigenen Manufakturen unterhalten, denn die hiesige Industrie ist, so viel auch in Europa davon gehalten wird, noch eine Fabel und wird es noch auf Jahrhunderte seyn, da hier noch so lange Hände und Kapitalien fehlen werden. So lange dieser Zustand dauert, sind die Amerikaner nur auf den Zwischenhandel mit den Manufakturen anderer Nationen angewiesen, gleich England in frühern Zeiten, und werden mit den Nationen, welche sich in commercieeller Hinsicht mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten wissen, den Vortheil theilen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 25. A p r i l 1832.

Nach weg, was deinen Lauf fñhrt!
Nur sein höher Streben!
Ob er singt und ob er aufdert,
Muß der Dichter leben.

Goethe.

G e i s t e r b a n n .

Mein Kritiker schwebt hoch und theuer:
Im Garten meiner Poesie
Sob' er ein gräßlich Ungehener,
Das Taggespenst, Philosophie.

Zwar bin ich selbst nicht ganz unschuldig;
Dst hab' ich mich nach ihm geseht,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
Und wenn es sprach, oft nicht geyäht.

Nun aber ist mir's selbst verdrießlich,
So oft der Geist vorüberhuscht,
Und Verse, die sonst wohl erspreßlich,
Mit dürrer Knochenhand verpfuscht.

Obwohl entsprossen einem Manne,
Der klar in's Geisterreich geschaut,
Ist leider mir vom Geisterbanne
Kein Sterbenswörtchen anvertraut.

Doch will ich Eines jetzt versuchen,
Denn mich erfasst ein heil'ger Zorn:
Erscheint der Geist — ich will ihm fluchen
Mit Sprüchen aus dem Wunderhorn.

Dem Griesgram soll ein Kind frebenzen
Des Hass's schäumenden Vokal;
Ich will mit Ostens Rosen kränzen,
Wenn er hereintritt, das Portal.

Mit Rosenöl will ich ihn sprützen,
Ob er nicht schaudernd flieht davor,
Und endlich ihm die Narrenmützen
Mit Schellen werfen über's Ohr.

Der Unfug muß ihn doch verjagen!
Wismuthig schleicht er fort und lauscht,
Bis er vernimmt in fernem Lagen:
Daß nun der Freude Fest verrauscht.

Ein Stündchen noch mit mir zu kosen,
Sey ihm zum Schlasse gern erlaubt;
Ich schüttle dann die letzten Rosen,
Doch ohne Reue, mir vom Haupt.

Gustav Pflzer.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnbergger.

(Fortsetzung.)

Mühevollte Versuche und Messungen haben und zwar das Maas und Verhältniß der Lichtwirkungen, seine Verbreitung nach geraden Linien, die Geseze seiner Durchstrahlung und Brechung, seiner Spaltung in farbige Strahlen u. s. w. bis auf einen solchen Grad der mathematischen Genauigkeit kennen gelehrt, daß wir uns schmeicheln dürfen, das Licht von dieser seiner mathematischen Seite ziemlich genau zu begreifen; die eigentliche phy-

stallische Seite des Lichtes aber ist und immer verborgen, und muß und wird es uns nothwendig so lange bleiben, bis wir uns bei Erneuerung unserer Existenz mit dem uns in unserer gegenwärtigen körperlichen Ausrüstung mangelnden Organ versehen finden, welches uns zur Beobachtung und Auffassung dieser zweiten Seite der Lichtnatur geschickt macht. Was aber ist das Licht eigentlich? so fragt man sich mit einiger Bestürzung, nachdem man geraume Zeit auf Betrachtung der mathematischen Seite dieses wunderbaren Wesens verwendet hat. Die meisten Physiker haben, zur Beantwortung dieser Frage, eine besondere Materie des Lichtes, einen Lichtstoff angenommen, welcher, in Bewegung kommend, die Erscheinungen des Lichtes bewirken soll. Das Licht, behaupten sie, ströme, als etwas Materielles, aus den selbstleuchtenden Körpern aus, und werde von den dunkeln, undurchsichtigen zurückgeworfen. Lichtstrahlen seyen die Wege der aus den leuchtenden Körpern ausgehenden Theilchen, oder, wie sich dies beim Eintritte des Lichtes durch eine kleine Oeffnung in das verfinsterte Zimmer zeigt, die in einer geraden Linie liegenden, erleuchteten Lufttheilchen. Durchsichtige Körper seyen solche, welche diese Lichtmaterie ungehindert durch ihre Substanz durchgehen lassen; nur die Phosphore nehmen aus dem sie erleuchtenden Licht Lichtstoff in sich auf, welcher unter gewissen Bedingungen wieder von ihnen entlassen werde.

Anderer Naturforscher dagegen machen die Lichterscheinungen von zitternden oder schwingenden Bewegungen eines Stoffes abhängig, dem sie den Namen Aether beilegen, und der, nach ihnen, im ganzen Weltraume verbreitet seyn soll; und die neueste Naturphilosophie endlich, welche die gesammte materielle Welt auf den Dualismus zweier Naturkräfte: die Dehnkraft und die Anziehungskraft zurückführt, findet es nicht nur unnöthig, einen besondern Stoff des Lichtes anzunehmen, sondern selbst unstatthaft, sich das Licht als etwas Materielles zu denken. Sie betrachtet dasselbe vielmehr — und ich mag die Erhabenheit dieser Hypothese wenigstens nicht herabsehen — „als das Höchste in der ganzen sichtbaren Natur, nicht, wie die Stoffe unserer Erde, auf diese kleine Sphäre beschränkt; ein belebendes Gemalgut nicht nur unseres Sonnensystems, sondern auch anderer Sonnensysteme, deren Sonnen wir, eben vermöge ihres Lichtes, noch in den tiefsten Tiefen des Himmels entdecken: noch nicht Materie, sondern die freie Dehnkraft, welche durch die Anziehungskraft noch nicht zur Materie beschränkt ist.“ Allein man kann, wie sich der Veteran unter den deutschen Naturforschern, der verewigte Fischer zu Berlin, ausdrückt, mit Recht zweifeln, ob eine jener Vorstellungsarten das physikalische Räthsel des Lichtes gelöst habe. Das innere Wesen der Naturkräfte kennen wir nicht; dem menschlichen Geist ist

nur vergönnt, die Gesetze mühsam zu erforschen, nach welchen der unbegreifliche Urheber alles Daseyns den Kräften der äußern und innern Welt zu wirken geboten hat. Es ist also, auch in Betracht der physikalischen Natur des Lichtes, gar wohl denkbar, daß es für dessen innere Wirkungswelt gar keine Vorstellungsart in unserem Kopfe, gleichwie für den sinnlichen Theil der Auffassung dieser Wirkung kein Instrument im Umfange unserer sinnlichen Vermögen gibt. Dies fällt also für uns wiederum in die Nachtseite der Natur, und man ahnet, selbst nach so wenigen Hinweisen, bereits, daß diese Nachtseite von einer größern Ausdehnung sey, als der sinnlich verwehnte Mensch auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, und vielleicht die uns zugängliche Tagseite an Umfang, wie an Tiefe, unendlich übertreffe.

Nichts scheint uns, um zunächst bei den Hauptäusserungen: Elektricität, Licht, Wärme, Magnetismus, stehen zu bleiben, mittelst welcher sich das Vorhandenseyn einer großen Grundkraft in der Natur offenbart, natürlicher und einfacher, als daß ein Ofen, in welchem Feuer angemacht ist, erwärmt wird und uns diese Wärme mittheilt. Man hat das so unzählige Male gesehen und empfunden, und ist dadurch mit dem Vorgange so vertraut geworden, daß es vielen Lesern fast wunderbar vorkommen wird, wenn ich darin noch etwas Wunderbares finde. Allein auch außerdem spielt die Wärme, die wir ursprünglich durch eine eigenthümliche Empfindung kennen, welcher wir in ihren Hauptabstufungen die Namen: Hitze, Wärme und Kälte beilegen, eine der wichtigsten Rollen in der Natur. Durch ihre Verminderung erstarren fast alle tropfbaren und selbst viele ausdehnbaren Materien; durch ihre Vermehrung verflüchtigen sich umgekehrt fast alle tropfbaren und selbst viele festen Körper; ohne ihre Wirkung würde kein Organismus, kein Leben in der Natur seyn. Der Gebrauch, welchen der Mensch, außer dem einzelnen oben angeführten Beispiele, im Allgemeinen von der Wärme zur Befriedigung seiner natürlichen und künstlichen Bedürfnisse macht, ist so mannigfach und von so unendlicher Wichtigkeit, daß wir, wenn uns das Vermögen, diese Naturkraft zu beherrschen, entzogen würde, zu der thierischen Unvollkommenheit herabsinken würden. Kann es mehr Aufforderungen geben, diese große Naturkraft in ihrem Wesen erforschen zu lernen? Gleichwohl aber entzieht sich die eigentliche Ursache der Wärme wiederum allen unsern Sinnen. Einige Naturforscher suchen diese Ursache in einer eigenthümlichen Erschütterung der kleinsten Theilchen der Körper; andere dagegen nehmen eine eigene Materie an, welche sie Wärmestoff nennen; und die Naturphilosophie endlich macht die Wärmerscheinungen, nach Analogie dessen, was oben vom Licht gesagt worden ist, von der Dehnkraft abhängig, die schon anfangs, an den Körpern zu haften, und dieselben

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Sogleich lief ich an das Fenster; hinter den Scheiben verwandte ich kein Auge vom Ende der Straße, wo sie erscheinen mußte; ich zitterte vor ängstlicher Erwartung. Aber zu meinem Schreck wurde ich gewahr, daß ich meine Anrede nicht mehr ganz inne hatte, und indem ich mich eilends überhören wollte, warf ich die einzelnen Stücke so wunderbar im Kopfe durcheinander, daß ich fast außer mir kam vor Verwirrung. Ich war verloren, und mir wurde so gräßlich angst, daß ich zu pfeifen anfing. Da schlug es zehn Uhr; ich hoffte, wenn einmal zehn Uhr vorüber sey, werde sie heute nicht kommen, und zählte die Schläge; endlich schlug der zehnte, und mir wurde schon wieder leichter — da erschien ein blaues Kleid. Sie war's! mein Herz pochte ungestüm, meine Anrede flog vollends davon. Mein einziges Gefühl war jetzt der innige Wunsch, sie möchte wegen etwas Anderem ausgegangen seyn, und ich harrete in unansprechlicher Angst, ob sie vor dem Hause vorübergehen oder zur Thüre einleuken werde. Bei jedem ihrer Schritte, je nachdem er meine Hoffnung zu bestätigen oder zu vernichten schien, wurde mir anders zu Muthe, und ein Umstand vorzüglich war ein großer Trost: sie ging auf der andern Seite des Kinnsteins. Aber auf einmal macht sie einen Schritt darüber — sie kommt! Ich hatte völlig den Kopf verloren und lief zur Thüre, um mich davon zu machen; aber im Vorzimmer hörte ich sie bereits auf der Treppe — ich mußte ihr begegnen, ich blieb stehen. Da wurde die Glocke an der Thüre des Vorzimmers angezogen; es schwamm mir vor den Augen, und ich lief in die Bibliothek zurück, fest entschlossen, nicht aufzumachen. Zum zweiten Male ertönte die Glocke; es war mir, als sollte ich in den Boden sinken; ich stand auf, setzte mich, stand wieder auf; ich horchte, ob sie sich nicht entferne, aber da erschreckte mich ein anderer Ton: ich hörte den Onkel in meinem Zimmer unten gehen. Der Gedanke, von ihm mit dem Mädchen überrascht zu werden, brachte mich vollends außer mir, und so entschloß ich mich, der Gefahr entgegenzugehen, statt sie zu erwarten. Ich ging also leise zurück, damit es scheine, als komme ich gerade aus der Bibliothek, hustete, ging festen Schritts auf die Thüre zu und machte auf. Ihr liebes Gesicht trat mir im Halbdunkel des Treppenhauses entgegen; „ist der Herr Doktor zu Hause?“ fragte sie.

Dies waren die ersten Worte, die ich von den Lippen der schönen Jüdin hörte. Ich kann sie noch hören, so zauberisch klang diese Stimme in meinen Ohren. Die Frage war durchaus nicht verwickelt; ich aber erwiderte nichts, jedoch keineswegs aus List, wandte mich links nach der Bibliothek um, und sie folgte mir. Ich ging, ohne mich umzusehen, bis an des Onkels Tisch vor; ich wünschte ihn noch weit weg, so bange war mir auf den Augenblick, wo ich ihrem Blicke begegnen sollte. Endlich

sah ich sie an; sie erkannte mich und wurde roth. Wo war meine Rede? hundert Meilen weit! Ich stand, röther als sie, schweigend da; endlich fühlte ich, daß es so nicht fortgehen könne, und fing an: „Mein Fräulein —“ damit war es aus. „Ich wollte nur —“ sagte sie; „ich komme ein andermal wieder, da er nicht hier ist.“ Sie verneigte sich flüchtig und ging, und ich stand so erbärmlich da, daß es mir nicht eher einfiel, sie zu begleiten, als bis sie schon an der Schwelle der Bibliothek war; jetzt folgte ich ihr rasch; sie war verlegen, ich auch, und da wir im dunkeln Vorzimmer beide zugleich die Thüre aufmachen wollten, rührte ich an ihre Hand, und ein süßer Schauer lief mir durch den Körper. Sie ging, ich blieb allein — in der Welt.

Kaum war sie weg, so war auch meine Anrede ganz wieder da. Wie linksch, wie albern, wie unverzeihlich dumm hatte ich mich benommen! Ich war sehr ärgerlich auf mich; wußte ich doch damals noch nicht, daß diese Verlegenheit, diese Unbeholfenheit auch eine Sprache ist, welche die Weiber recht gut verstehen, und sich ungleich schwerer nachmachen läßt, als jede Consprache. Jetzt dachte ich an den Ausdruck ihres Gesichts, an ihre Verwirrung, an ihren Blick, und war schnell nicht mehr so ganz unzufrieden. Eben wollte ich an's Fenster treten, um sie hinausgehen zu sehen, da hörte ich die Thüre aufmachen. Kaum hatte ich so viel Zeit, auf des Onkels Bett zu springen und mich hinter den alten grünen Vorhängen zu verstecken. „Wie, wie, mein schönes Kind, was Sie da sagen“ — „Ein junger Mann, Herr Doktor, ich kann Sie versichern.“ — „Ein junger Mann! hier! Wie unverschämt! Wie sah er aus?“ — „Er sah aus — nicht unverschämt, Herr Doktor.“ — „Und doch... das ist zu arg, sich hier einzuschleichen..“ — „Vielleicht ein Bekannter von Ihnen.“ — „Ich, mein Nefse; wer sollte es sonst seyn?“ — „Ich glaube wohl, er war es,“ sagte sie leise und schlug die Augen dazu nieder. „Der da unten im Zimmer? und eben komme ich von ihm her — und kennen Sie denn meinen Nefsen?“ — Eine Pause, eine ewiglange Pause trat ein. — „Sie werden roth, schönes Kind. Nun, wenn der, den Sie hier trafen, so brav, ja auch nur so artig war — aber woher kennen Sie ihn denn?“ — „Da unten, unter diesem Zimmer wohnt er? Denselben jungen Mann, den ich hier traf, habe ich zuweilen dort am Fenster gesehen.“ — „Unmöglich, liebes Kind. Meinen Nefsen haben Sie wohl am Fenster gesehen, ja, da liegt er den ganzen Tag; aber hier konnte er nicht seyn, der arme Julius, und warum nicht, das will ich Ihnen sagen. Gestern Abend gegen neun Uhr war der tolle Bursche in seinem Zimmer, ich weiß nicht auf was Alles, hinaufgklettert; wozu, daraus konnte ich nicht klug werden; ob es vielleicht drüben im Spital etwas zu sehen gab — ich weiß es nicht.“ — Hier wurde das Mädchen immer verlegener und drehte den Kopf ge-

gen mich zu, um dem Dunkel den Purpur zu verbergen, der ihre Wangen überflog. — „Auf einmal höre ich einen entsetzlichen Lärm, laufe hinab, und finde ihn am Boden; ich mußte ihn zu Bette bringen, und da ist er noch. Aber wer weiß? vielleicht mochte Jemand anders — wenn man so hübsch ist — Nun, nun, nicht so verlegen! lassen wir das; ein andermal schließe ich meine Thüre. Sie bringen mir mein Buch wieder? Nun, was sagen Sie zu dem Text? Legen Sie es nur her und warten Sie einen Augenblick; ich will — warten Sie.“ Damit ging er in ein Cabinet, das an die Bibliothek stieß. Ich zitterte, denn dieses gewöhnlich geschlossene Cabinet hing mit meinem Zimmer durch eine kleine Treppe zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnbergger,

(Fortsetzung.)

Wunderbarer, vielleicht bloß weil wir seltener damit umgehen, stellen sich uns noch die Erscheinungen des Magnetismus dar. Man habe ein kleines Stück Eisen und etwas Eisenseilspäne bereit; im natürlichen Zustande werden beide Materien nicht die mindeste Wirkung auf einander hervorbringen. Jetzt bekreibe man das Stück Eisen bloß ein oder zwei Mal mit dem Pol eines Magnets, so wird dasselbe augenblicklich eine Anziehungskraft auf die in seine Nähe gebrachten Eisenseilspäne äußern; ja diese werden nunmehr gegen dasselbe aufspringen und fest daran hängen bleiben. Eine unsichtbare Kraft ist aus dem Magnete in das Eisen übergegangen, durchdringt es und macht es fähig, anderes Eisen an sich zu reißen und fest zu halten; ohne daß das sterbliche Auge den mindesten Grund dieser unplötzlichen Veränderung in der Natur des Eisens, oder nur eine Spur einer solchen Veränderung in seiner Gestalt, seinem Ansehen u. s. w. zu entdecken vermögend wäre. Ich will die Leser mit den verwickelten Hypothesen, welche die mechanische und philosophische Naturlehre zur Erklärung dieser magnetischen Erscheinungen sowohl, als der oben vorgetragenen elektrischen anbietet, nicht ermüden. Soviel aber ist gewiß: etwas ist anders in der Beschaffenheit des zum Magneten umgewandelten Eisens geworden; und gleich wie wir ein moralisches Vermögen besitzen, welches uns von der Rathwendigkeit einer solchen vorgegangenen Veränderung überzeugt, eben so muß es ein, uns jedoch noch mangelndes sinnliches Vermögen zur Wahrnehmung des materiellen Grundes dieser Veränderung geben. Der Sinn gebriecht uns nur noch dafür; und weil wir verwehrt sind, dasjenige als nicht vorhanden zu betrachten, was wir mit

unsern fünf sogenannten Sinnen nicht erfassen, so halten wir uns berechtigt, da auf eine Nichtveränderung zu schließen, wo diese Veränderung doch nur für uns nicht wahrnehmbar ist. Das sterbliche Auge erwartet eine neue Organisation, um in dieses Geheimniß der Nachtseite des Magnetismus einzudringen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß uns die Vorsehung auf den Standpunkt der technischen Benutzung dieser vier Naturkräfte gestellt hat, ohne uns zu gestatten, einen einzigen tiefern Blick in ihr innerstes Wesen zu thun. Wir haben vollkommen gelernt, Wärme und Licht für die raffinsten Bequemlichkeiten des Lebens anzuwenden; die Electricität wird in den Händen des Arztes ein Mittel zur Begewigung der hartnäckigsten Krankheiten, und die Magnetnadel leitet uns über den spurlosen Ocean; aber wir wenden diese Potenzen, so zu sagen, blindlings an, und die Natur reißt uns die Dinge hin, nicht um sie zu kennen, sondern um sie zu brauchen. — Was soll damit gesagt seyn? Die Beantwortung dieser Frage führt uns in eine noch düsterere Region der Nachtseite der Natur, zum Conflict des Menschenlebens, für welches Befriedigung des physischen Bedürfnisses die Hauptsache ist, und des Geisteslebens, welches sich dagegen in reinerer Speculation über das Bedürfnis erheben kann. Wenn es noch einer Garantie für ein einstiges geistigeres Leben bedürfte, so ist sie unzweifelhaft im Mißverhältnisse zwischen den Richtungen und der innern Gewalt des Forschungstriebes und der Seringsfügigkeit ächt wissenschaftlicher Ausbeute enthalten. Der höhere Theil jener Richtungen kann unmöglich objectlos seyn, und ihre Befriedigung also, da sie hier nicht erlangt werden kann, muß über dieses Leben hinausfallen.

Es gibt in der Natur gewisse Progressionen, deren Gesetz längst erkannt ist, ohne daß sich der Grund der dadurch gegebenen Anordnung bis jetzt hätte ermitteln lassen, und deren Geheimniß also auch in die Nachtseite der Natur fällt. Zu diesen Progressionen gehört namentlich die Zahlenreihe, durch welche die Entfernung der Planeten von dem Centralkörper des Systems, der Sonne, ausgedrückt wird, und welche nach ihrem Entdecker, dem deutschen Astronomen Wurm in Stuttgart, das Wurmsche Verhältniß heißt. Setzt man nämlich die mittlere Entfernung des Merkurs von der Sonne = 1, so ist die Entfernung der Venus von der Sonne = 1 + 3, die der Erde = 1 + 2.3, des Mars = 1 + 4.3, der Asteroiden = 1 + 8.3, des Jupiter = 1 + 16.3, des Saturn = 1 + 32.3, und des Uranus endlich = 1 + 64.3. Der Grund dieser Progression der Entfernungsweiten, in welchen die Allmacht den Planeten, welche zugleich mit der Erde um die Sonne kreisen, ihre Bahnen angewiesen hat, steht kaum zu vermuten; aber es ist dem menschlichen Verstande gelungen, die *Patronie* zu entdecken,

die das Entfernungsgefes ausdehnt, und zum techalichen Gebrauche für die Wissenschaft ist schon dieß von unendlicher Wichtigkeit gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Erster Brief.)

Auch Württemberg hat die orientalische Feindin, welche uns jetzt leider zwischen zwei Feuer zu nehmen scheint, im vorigen Jahre durch medizinische Inauguren recognosciren lassen, und die erste Frucht der Beobachtungen unserer in die österrreichischen Staaten gesandten Ärzte ist so eben erschienen. (Die epidemische Cholera, von Dr. C. K. Giffasser.) Was an dieser Schrift zunächst auffällt, ist die Klarheit der Darstellung, die Freiheit von medizinischem Aberglauben und die Einfachheit des Gesichtspunktes, aus welchem die Cholera physiologisch betrachtet wird. Diese Vorzüge führen uns in Versuchung, nach dem Todegang des Verfassers eine physiologische Skizze der Cholera zu entwerfen, welche einerseits diejenigen, welche bisher die verschiedenen Ansichten über die Natur der Krankheit verfolgt haben, mit den neuen im Werke enthaltenen Ideen und Beobachtungen bekannt macht, andererseits Jedem, der vom Organismus des thierischen Körpers und vom Spiele des seltsamen Wesens, Lebenskraft genannt, auch nur eine oberflächliche Kenntnis hat, ein faßliches Bild jener Krankheit gäbe, die vielleicht einst in der Geschichte unserer Kenntnisse von der Lebenskraft einen wichtigen Abschnitt bezeichnet. Wir dürfen voraussetzen, daß die Phantasie der Leser durch die täglich wiederkehrenden Beschreibungen von den fürchterlichen Symptomen der Krankheit langsam abgestumpft ist, um ohne Entsetzen einen Blick in das innere Räuberwerk der Maschine zu werfen, welche durch jenes feindliche Prinzip in ihrem Gange gestört und nur zu oft zum Stillstehen gebracht wird. Es ist bekannt, daß die medizinischen Uhrmacher bei ihren Reparaturen nicht weniger als einzeln sind, welche Jeder es eigentlich ist, die das Steigrab des Lebens heimen, und daß ihre Versuche nur zu oft an Grobshandeln erinnern, welche ein Schiffschonometer zu repariren hätten. Wenn wir daher im Folgenden den Prozeß der Cholera skizziren, so ist damit nur gesagt, daß er uns, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, so und nicht anders am plausibelsten erscheint.

Den Hauptstamm der ganzen Krankheit bildet das sogenannte sympathische Nervensystem, und der erste Eindruck der äußeren Krankheitsursache geschieht auf dasselbe. Dieses System des menschlichen Körpers besteht aus Nervennoten, die unter einander durch Zweige zusammenhängen, und wovon die größten, bedeutendsten im Bauche liegen. Man hat dies selbst mit einzelnen Gehirnen verglichen und namentlich das große, den Lesern der Gebirge von Provoost wohlbekannte, Sonnengeflecht, das hinter dem Magen liegt, das Bauchgehirn genannt. Es geben nämlich von demselben, wie von dem Gehirn, Nervenzweige aus, welche in die Substanz der meisten Eingeweide eintreten. Unter dem Einflusse dieses eigenthümlichen Nervensystems kommen nun diejenigen Verrichtungen des Körpers zu Stande, wodurch die von außen auf-

genommenen äußeren Stoffe zu thierischer Materie verarbeitet werden, also der Ertrag und das Wachstum der letztern bewirkt und endlich das unbrauchbar Gewordene wieder auszuscheiden wird. Man hat es daher das vegetative Nervensystem genannt und es damit demjenigen entgegengesetzt, das im Gehirn und Rückenmark wirkt, und durch welches die sogenannten sensiblen Verrichtungen erfolgen, nämlich die willkürlichen Muskelbewegungen, die Perceptionen der äußeren Sinne, die Empfindung. Die wichtigsten Funktionen des Körpers, die unter dem Einflusse des sympathischen Nervensystems vor sich gehen, sind die Erzeugung der thierischen Wärme, die Verwandlung des schwarzen Blutes in rothes, durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft in den Lungen, die Ernährung der Theile, endlich die Secretion, oder Bildung von thierischen Säften, die entweder zu weiteren Zwecken im Körper verwendet werden, wie die Galle, der Speichel, oder als Schlacke ausgeschieden werden, wie der Schweiß u. s. Das vermittelnde Organ, gleichsam das Werkzeug zu diesen Verrichtungen, ist das System der Blutgefäße, das zu allen Theilen eine belebte Flüssigkeit, das Blut, führt, welches theils das Material für die Secretion und Ernährung hergibt, theils verbrauchte Stoffe wieder in sich aufnimmt. Durch diesen organischen Stoffwechsel, besonders aber durch den Prozeß, der in den Lungen aus schwarzem Blut rothes macht, wird die thierische Wärme, welche bekanntlich in den inneren Körpertheilen einen sehr hohen Grad erreicht, jedem Augenblick neu entwickelt.

Alle genannten Verrichtungen gehen an den Endpunkten des Gefäßsystems vor sich, d. h. da, wo die vom Herzen ausgehenden, sich immer seiner verzweigenden Gefäße sich umbiegen, um wieder zum Herzen zurückzukehren. Man nennt diese Stelle, die aber, wie man sich beim leichtesten Nachdenken sofort überzeugen kann, allüberall im Körper ist, ihrer Beinheit wegen, das System der Kapillargefäße. Da nun das eben beschriebene sympathische Nervensystem in seinen feinsten Zweigen vorzugsweise die feinsten Verzweigungen der Gefäße begleitet, so erscheint es als eigenthümliches Nervensystem der Gefäße und als Träger der die Ernährung und die Absonderung vermittelnden Nervenkraft.

Fassen wir nun die Cholera in ihrem ausgesprochenen Bilde ins Auge, so finden wir, daß gerade die Verrichtungen aufgeschoben sind, welche im feinsten Gefäßsystem unter Einfluß der sympathischen Nerven vor sich gehen. Die thierische Wärme ist verschwunden; nicht bloß die äußere Haut ist eiskalt, sondern auch die Zunge, der Athem. Die natürliche, eigenthümliche Schwellung der Haut, in Folge des freien Blutumlaufs und der Ernährung, welche eben besonders dem lebenden Körper vom toden unterscheidet, ist verschwunden; das Gesicht ist eingefallen, die Züge treten scharf hervor, die Finger und Zehen sind runzlicht; das Blut wird in den Lungen nicht gerichtet, das Blut der Schlagadern ist schwarz, wie das der Blutadern; daher fehlt auch die natürliche rötliche Färbung der Haut, Gesicht und Hände sind bleigrau, schwarzblau; das Blut, das aus der Ader fließt, ist beerartig. Die Absonderung der eigenthümlichen Stoffe, welche der gesunde Körper periodisch oder fortwährend ausstößt, ist suspendirt; die Haut transpirirt nicht, die Ausleerungen des Darmkanals zeigen weder Stuhl, noch Galle; der Kranke hat keinen Speichel, keine Tränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Erschrocken schweigt die blasse Maid,
Ein Schauer sie durchfliegt;
Und fest in ihrem Herzeleid
Hat sie die bange Köpfelein
An meiner Brust geschmiegt:

Sag' an, wie ist, mein Liebchen! dir
Dies Fingerlein bekannt?
Von ihm erzähl' ein Märchen mir,
„Weiß nicht, man hat's nur immer
Goldfingerlein genannt.“

Hab' Acht, ich deut' es dir, hab' Acht,
Du süßes, liebes Kind!
Für goldne Ringlein ist's gemacht:
Gieb mir die Hand, ich stecke
Mein Ringlein dran geschwind.

Nun läßt Uradne dich in Ruh
In meinem treuen Arm;
Und bald, o bald erzählest du
Die Mär vom kleinen Däumling
Im Kinderstübchen warm!

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Arnberger.

(Fortsetzung.)

Ich finde in einer Abhandlung, welche der unsterbliche Kant schon vor vielen Jahren und lange vor Entdeckung der Asteroiden *) über die Naturgeschichte und Theorie des Himmels geschrieben hat, des obigen Wurmischen Verhältnisses der Planetenentfernungen auch schon erwähnt; da aber, wie gesagt, die Asteroiden damals noch nicht entdeckt waren, und in der Entfernungreihe also dem fünften Gliede $4 + 3.3$ kein Weltkörper entsprach, so macht bereits der Königsberger Weltweise auf diese Lücke aufmerksam und prophezeit, daß in derselben einst ein Planet aufgefunden werden werde, dessen Umlaufszeit um die Sonne beiläufig fünfhalb Jahre betragen müsse, wie sich dies Alles nunmehr so glänzend bestätigt hat. Das Faktische im Gesehe der Welt veroffenbarte sich hier also wiederum dem menschlichen Geiste, um ihm zur Entdeckung des entsprechenden Sinnlichen zu verhelfen; aber die höchsten und letzten Gründe dieser

*) Man bezeichnet, wie ich auf diese Veranlassung erinnern will, mit dem Namen Asteroiden die vier kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta, welche in dem Zeitraume von 1801 bis 1807, durch Piazzi, Olbers und Harding, zwischen Mars und Jupiter entdeckt wurden, und die sich in so wenig verschiedenen Abständen um die Sonne bewegen, daß man anzunehmen versucht gewesen ist, sie haben ursprünglich ein planetarisches Ganzes ausgemacht.

kosmischen Anordnung entziehen sich unserer Intelligenz und fallen für uns in die Nachtseite der Natur. Wenn wir uns einst auf dem Standpunkte befinden werden; vielleicht von einer andern, höhern Lebensstufe aus, mehrere Sonnensysteme mit einander zu vergleichen, die verschiedenen Massen der Centalkörper und die verschiedenen Entfernungsgefesse der Trabanten zu kennen, und den gegenseitigen Einfluß davon genauer zu beurtheilen, so wird uns auch der Sinn für diese astronomische Progression aufgehen, und wir werden uns mit einem Vermögen zur Ergründung desjenigen ausgerüstet finden, was uns jetzt als undurchdringlich erscheint.

Auffallend erscheinen, bei dem sichtbaren Streben nach möglichster Raumbenutzung, welches die Natur überall zeigt, allerdings die, für unsere Einbildungskraft ganz ungeheuren Aetherklüfte, welche jeden folgenden Planeten von dem vorangehenden trennen, und welche, wie wir aus der obigen Progression ersehen haben, immer weiter ausfallen, je mehr wir uns der Grenze des Systems nähern. Venus, der zweite Planet unseres Systems, ist vom ersten desselben, dem Merkur, sieben Millionen Meilen, Uranus aber, der vermeintliche äußerste Planet, vom Saturn, dem vorletzten, zweihundert Millionen Meilen entfernt. Man kann also die, mit dem obigen Progressionsgefesse in Verbindung stehende Frage nicht unterdrücken, welche Gründe die Natur gehabt haben möge, um zwischen Saturn und Uranus einen fast dreißig Mal größern Aetherraum scheinbar unbenutzt liegen zu lassen, als zwischen Merkur und Venus? Zwar könnte hierauf zum Theil damit geantwortet werden, daß unzählbare Kometen, den freien Raum zwischen den Planeten überhaupt in allen möglichen Richtungen durchstreifen, und daß dieser Raum also keineswegs ganz unbenutzt bleibe. Doch ist damit der Zweifel wegen der Nothwendigkeit eines so viel größern Durchgangdraums für Kometen zwischen den entfernteren Planeten nicht gelöst, und es muß vielmehr noch ganz andere, geheime Bedingungen dieser merkwürdigen Verschiedenheit geben. Wir haben nicht einmal einen Begriff davon, ob und welche Rapporte zwischen den verschiedenen planetarischen Atmosphären und dem sie begrenzenden Aetherocean stattfinden, und dieser Theil der Konjekturalastronomie fällt für uns bis jetzt obflig in die Nachtseite der Natur. Mit einst vervollkommenen Sinnen werden wir den Wechselbezug zwischen ätherischen und atmosphärischen Prozessen, die Wirkung des Aethers auf Lichtdarstellung und Fortpflanzung, und die daraus fließende Nothwendigkeit begreifen lernen, den entfernteren Planeten, nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, einen größern umwogenden Aetherocean anzuweisen. Etwas Wahres ist gewiß in der Idee eines solchen Wechselbezuges zwischen Aether und Atmosphäre, wenn dieser Bezug auch von uns noch nicht sinnlich

aufgefaßt werden kann: denn dem menschlichen Geiste ist das merkwürdige Vermögen gegeben, durch wissenschaftliche Übung den Besitz eines verfeinerten sinnlichen Instruments gleichsam zu anticipiren. Es gibt ein Auge in uns, welches das entsprechende schärfere äußere Auge nur erwartet, um alsbald in die Tiefen des Universums einzudringen, und unsere zukünftige Ueberraschung wird an Fremdartigkeit verlieren, weil sie durch diese Übung gleichsam vorbereitet wird.

Unter den Wandern des Himmels, zu welchen wir von den Wandern unserer irdischen Existenz aufgestiegen sind, und für welche es uns an erschöpfender Einsicht gebricht, scheint der Ring des Saturn, als eine Erscheinung, von der unser ganzes Planetensystem kein einziges weiteres Beispiel aufzuweisen hat, einen ausgezeichneten Rang einzunehmen. Man denke sich um den ganzen Äquator der Saturnskugel, welche unsere Erdkugel an Größe fast 1000 Mal übertrifft, einen, in der Entfernung von fast 6000 unserer Meilen, ganz frei schwebenden Ring von ungeheuren Dimensionen, gleichsam eine in dieser Höhe über die Saturnatmosphäre geschlagene, von keinerlei Pfeilern unterstützte Brücke, auf welcher sich also der Weg durch das ganze, den Saturn umwogende Aethermeer machen ließe. Die Breite dieser Ringbrücke beträgt Tausende von Meilen, und ihre Länge, wenn man sich den Ring ausgestreckt denkt, gar über hunderttausend Meilen. Gebant scheint dieses Pfeilerfreie Gewölbe aus dem nämlichen Material zu sein, wie die Saturnskugel selbst, und auch die übrige Beschaffenheit erinnert an planetarische Natur, indem man bergähnliche Erhöhungen, Vertiefungen, welche die Idee unserer Thäler erwecken u. s. w. darauf wahrgenommen hat. Der Flächeninhalt dieses bewundernswürdigen Saturnringes ist aber im Vergleiche zur Oberfläche seines Planeten so bedeutend, daß man sich gezwungen sieht, eine Relation zwischen den Bewohnern des Saturn und jener unermesslichen Ringebenen anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

So war ich denn allein mit ihr, so hatte sie denn, auf ein Paar Momente wenigstens, keinen Zeugen als mich. Ein überschwengliches Glück! es war mir nicht anders, als würde ich damit ihr innigster Vertrauter, und in ihren Tugden, ihrer Stellung, ihren unbedeutendsten Gebärden las ich tausenderlei, dem ähnlich, was in mir vorging. Süße, selige Augenblicke, wo die lieblichsten Bilder meines Traums mir verwirklicht entgegenstrahlten! Zum allerersten Male sah ich sie so in der Nähe und konnte mich ganz an ihrem Reize weiden. Warum kann

ich sie in diesen Zeilen nicht schildern, wie ich sie sah! Ihr liebliches Bild trat doppelt jung und frisch aus dem Rahmen von Staub, Gelehrsamkeit und Alterthum. Sie war eine ganze Weile stehen geblieben, jetzt setzte sie sich an das Fenster in den Lehnstuhl des Onkels, legte die Wange in die niedliche Hand und sah nachdenklich, schwärmerisch gen Himmel; ein Lächeln, wie ein leiser Hauch, schwebte um ihre Rippen. Endlich bliete sie nachlässig in den Folianten, von dem der Onkel vorhin aufgestanden war; allmählich aber wurde sie aufmerksam, und auf dem lieben Gesicht, das sich mit Purpurgluth übergoss, malte sich immer steigendes Interesse. — „Ich hab's!“ rief auf einmal der Onkel innen; sie stand auf, bliete aber fortwährend in das Buch, bis er wieder im Zimmer war.

„Da ist's, und es hat Mühe gekostet. Nehmen Sie es, weil Sie so hübsch Hebräisch lesen; das andere hat mehr Werth für mich, des Textes wegen; dieses ist in Saffian gebunden und schlägt sich besser für Ihre Händchen; hier, und denken Sie dabei zuweilen an den alten Doktor.“ — „Sie sind sehr gütig, lieber Herr. Ich nehme das hübsche Buch und werde Sie nicht vergessen, sollte ich Sie auch nicht wieder sehen.“ — „Sie fürchten sich wohl vor dem Nessen?“ sagte der Onkel lächelnd. „Ei, da vergesse ich, daß der da unten — nun, leben Sie wohl, auf Wiedersehen.“

Er begleitete sie. Im Nu war der Foliant, in dem sie so aufmerksam gelesen, in meiner Hand; glücklicherweise hatte der Onkel die Thüre des Cabinets offen gelassen; ich laufe hinein und hinab in mein Zimmer. Ein Paar Augenblicke, so ist das Buch in Sicherheit gebracht, die Puppe bei Seite geschafft, und kaum bin ich auf dem Bette, so kommt der Onkel herein. „Wie, schon auf?“ fragte er. „Wann bist Du aufgewacht?“ — „Schlag zehn Uhr.“ — Bei diesen Worten verklärte sich des Onkels Gesicht ordentlich; es freute ihn, daß ich wieder wohl war, noch mehr aber, daß dabei die Wissenschaft einen Sieg davon getragen; er fuhr in feierlichem Tone fort: „Jetzt will ich Dir sagen, Julius, was es bei Dir war: eine Hemicephalalgie.“ — „Meinen Sie, Onkel?“ — „Ich meine nicht, Julius, ich weiß es, weiß es gewiß; ich bin um kein Jota von Hippokrates abgewichen. Durch den Sturz ist bei Dir das kleine Gehirn erschüttert worden, und in Folge davon ist die Gehirnhaut in krankhafte Thätigkeit gerathen. Und weißt Du wohl, wie ich Dich traf? Puls sehr beschleunigt, Blick starr, Delirium. Daher zur Ableitung ein Pflaster auf —“ — „O Onkel, stille davon, und sagen Sie es keinem Menschen.“ — „Das Pflaster leitet ab, es geht besser darauf; das Delirium hält indessen noch an; darum den kühlenden Trank —“ — „O ja, Onkel.“ — „Du schläfst ruhig darauf.“ — „Herrlich habe ich geschlafen, Onkel!“ — „Ganz wie vor-

bergesagt, wie es prophezeit war: von nach Mitternacht bis zehn Uhr Morgens; und nun bist Du in der Recon-valescenz.“ — „Gesund bin ich.“ — „Nein, nein, vor einem Recidiv haben wir uns sehr zu hüten. Du ver-hältst Dich ruhig und ich verordne Dir noch etwas. Vor Allem Ruhe, und arbeite heute nicht; versprich es mir.“ — „Ganz gewiß nicht.“

Raum war er fort, so machte ich mich über den Fo-llanten her; aber da war ich in einer neuen, nicht ge-ringen Verlegenheit. Das Buch hatte zweitausend Sei-ten, und in der Eile hatte ich vergessen, die Stelle, welche mich interessirte, zu bezeichnen. In diesem Laby-rinth sollte ich suchen! Ein Gedanke darin, ein Wort vielleicht fiel ihr auf, und dieses Wort soll ich aus einer Million Worte herausfinden! Aber unumwiderstlich war mein Drang, es herauszubringen; es war mir nicht an-ders, als hinge mein Schicksal daran. Ich machte mich ans Werk; wie ewig studirte ich! Hätte mich der On-kel gesehen, oder nur mein Professor, er hätte gesagt: „Nicht zu hitzig, junger Mann! allzuviel ist ungesund.“ Es war eine alte Chroniksammlung, Heldenthaten und Liebesgeschichten, heraldischer Wust, Pfand- und Kauf-briefe, ein Gemengsel, ganz in des Onkels - Geschmack. Indessen fand ich Manches, das auf uns beide passen konnte, doch nicht mehr und nicht weniger als auf jeden andern. Er war ich etwa zur zweihundertsten Seite gekommen, da kreischte der Stuhl, die Leiter rollte, es wurde sehr unruhig in des Onkels Zimmer; nichts ge-wisser: während ich unten studirte, verlor er oben seine Zeit mit Suchen. Da kam mir ein Gedanke, und ich ging hinauf zu ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Physiologische Studie der Cholera.

Wir sehen gerade die Verrichtungen des feinsten Ge-fäße begleitenden Nervensystems aufgehoben, und müssen wohl eine eigenthümliche Verstimmung desselben für die Ursache dieses Zustandes ansehen. In welchem Zustande befinden sich nun aber die Gefäße selbst? An der Hand fühlt man keinen Puls, öffnet man eine Ader, fließt das Blut nicht und muß sbrinlich her-:zgedrückt werden. Sind die Blutgefäße etwa lahm, weil sie das Blut nicht mehr fortbewegen? Gewiß nicht; die Gefäße sind im Gegen-theit in einem sehr aktiven Zustand, im Zustand von aus-haltendem Krampf; die feinsten Gefäße thun nicht nur ihre Schuldigkeit nicht, sondern sie enthalten gar kein Blut, weil dieses durch den Krampf nach innen in die größern Stämme derselben gedrängt ist. ~ Krampf als Ursache der angegebene-n Erscheinungen ist im Leben wie im Tode zu deutlich aus-gesprochen, als daß man daran zweifeln könnte. Schon der erste Anblick eines Cholera-kranken drängt einem die Ueberzeu-gung auf, daß ein aktiver Zustand zu Grunde liegt; denn die kalte, eingefaltene Haut ist nicht schlaff, weich, leblos,

wie bei einem Ausgehenden oder einem Greise, sondern verb-angespannt, wie bei einem Menschen, der der kalten Luft ausgesetzt ist. Nicht selten ist das Gesicht des Tobten weit weniger entseht, weit mehr gerundet, als das des Kranken war, und es rührt dies ganz natürlich daher, daß sich der Krampf im Tode selbst hat.

Ueberall findet man nach dem Tode in den vorzugweise unter dem Einfluß des sympathischen Nervensystems stehenden Eingeweiden Con-traktion vorherrschend; die eigentliche Substanz der Lungen, der Leber, der Nieren, des Herzens, der Zunge, des Darmkanals ist blutleer, nur die großen Ge-fäße strotzen von schwarzem Blut; und dieses krampfhaft ver-schlosseneyn der feinsten Gefäße, die in ihrer Verschlin-gung eben vorzugweise die eigenthümliche Substanz jener Eingeweide bilden, erscheint als die nächste Ursache der wich-tigsten Erscheinungen der Cholera.

In merkwürdigem Kontraste mit dem Zustande der ebeno- genannten Eingeweide sind nun dagegen diejenigen Nervenorgane, welche, wie oben gezeigt, einen Gegensatz mit dem vegetativen Nervensystem bilden, nämlich Gehirn und Ri-ckenmark, im Zustande von Blutüberfüllung; in der Höhe des letztern findet man sogar immer Stellen von ausgetrete-nem Blut.

Außer den Krankheitserscheinungen, welche der Krampf des Gefäßsystems hervorruft, kommen nun aber andere vor, die mehr zuweilen aus der Verstimmung des sympathischen Nervensystems hervorgehen und eine Aufreizung eigenthümli-cher Art in demselben, besonders in seinen Centraltheilen des Bauch andeuten. Dahin gehört die besondere Erdrung des Gemeingefühls, die so charakteristisch für die Krankheit ist. Die seltsamen Gefühle von angstvoller Bestimmung bei ruhigem, gleichbrünftigem Athem, von innerer Gluth bei Eiskälte der Oberfläche, von dem bestigsten Durst bei feuchter, kalter Zunge, fließen aus Einer Quelle, nämlich eben aus jener spezifischen Nerven-aufreizung, über deren eigentliches Wesen wir schon deshalb nichts wissen können, weil uns der Prozeß, der im gesunden Nervensystem vorgeht, noch immer ein Räthsel ist.

Das sympathische Nervensystem, als eigenthümliches Ner-venssystem der Gefäße, erhält nicht nur die in den feinsten Enden der Gefäße vor sich gehenden Verrichtungen der Wär-meerzeugung, der Drydation des Bluts, der Ernährung und Absonderung von Säften in ihrem regelmäßigen Gange, son-dern unter seinem Einflusse erhält sich auch an jeder Stelle der Gefäße das Blut in seiner normalen Mischung. Mit der krankhaften Veränderung nun, welche jene Nerven in der Cholera erleiden, geht auch im Blut ein merkwürdiger Pro-zeß vor sich. Daß die Drydation des Bluts in den Lungen gehemmt ist, und daher in den Schlagadern so gut als in den Blutadern schwarzes Blut fließt, haben wir schon bemerkt. Es tritt nun aber auch eine Scheidung seiner flüssigen von seinen festen Bestandtheilen ein. Das Blutwasser wird in den Darmkanal ausgeschieden und bildet eben die charakteristi-schen Ausleerungen in der Cholera, die festen Bestandtheile dagegen bleiben in den Adern zurück; daher ist das Blut dick, fließt, wenn man zur Ader läßt, träge, geronnen her-aus und setzt gar kein Blutwasser ab. Neue Ausleerungen sind von den Ausleerungen in andern Krankheiten, z. B. bei gewöhnlichen Diarrhöen, durchaus verschieden; denn sie ent-springen keineswegs durch die gewöhnliche Absonderung der Schleimhaut der Gedärme — und eine gewöhnliche Diarrhöe besteht lediglich in einer Steigerung dieser Absonderung — son-dern durch unmittelbares Ausweichen aus den Gefäßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

eine Ausnahme macht, gleichwie der, darum so eben von uns hervorgehobene Saturnring dagegen das einzige Beispiel eines solchen Ringes in der ganzen zweiten Gruppe ist, und die verhältnißmäßige Kleinheit; die hervorstechenden Charaktere der zweiten Gruppe dagegen sind die, wahrscheinlich allgemeinere zehnstündige Rotationsperiode, welche, in Verbindung mit den so viel längern Umlaufzeiten um die Sonne, einen ganz andern Lebensprozeß zu bedingen scheint, die streifige, ganz eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre, die Menge der begleitenden Monde, die überwiegende Größe u. s. w. Höchst merkwürdig erscheint aber der Umstand, daß die Entfernung des Merkurs, als des ersten Gliedes der ersten Gruppe, von der Sonne eben so oft in der Entfernung der Asteroiden, die wir als Uebergangsglied bezeichnet haben, von der Sonne enthalten ist, als wiederum diese letztere Entfernung in der Entfernung des Uranus, des Grenzgliedes der zweiten Gruppe und des ganzen Systems, von der Sonne. Wir ahnen, daß dieser zweiten arithmetischen Harmonie, gleich der oben nachgewiesenen, eine Nothwendigkeit zu Grunde liegt; wir sind aber unvermögend, in diese Nacht der Natur eindringen.

Eben so wenig reichen unsere Sinne in das Detail der planetarischen Einrichtung, welche jene zweite Gruppe von der ersten unterscheidet. Soviel scheint gewiß, daß schon die überwiegende Größe der Weltkörper dieser zweiten Gruppe, von denen z. B. Jupiter unsere Erde an Oberfläche 120 Mal übertrifft, ganz andere Lebensformen bedingt. Berge, Bäume, kurz, was dort dem Boden entsteigt, vielleicht selbst Häuser und Palläste, werden, dem Gesetze der Eurythmie gemäß, in dem nämlichen Verhältnisse kolossaler und grandioser seyn müssen; das Jupiterweltmeer, wenn man sich so ausdrücken darf, wird das Weltmeer der Erde über hundert Mal an Ausdehnung übertreffen, und die Flotten und übrigen Transportmittel müssen dieser Analogie angemessen seyn. Aber unsere Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich von diesem Allen einen anschaulichen Begriff zu machen; und wenn wir eine allgemeine Ahnung vom Charakter des Ganzen haben, so fällt das Detail für uns in die Nachtseite der Natur.

Allein mehrere andere, wenn gleich sehr einfache Betrachtungen dienen dazu, die Unbegreiflichkeit des eigentlichen Natur- und Lebensverhältnisses auf jenen Grenzplaneten unseres Systems für uns noch anschaulicher zu machen. Saturn und Uranus namentlich erscheinen, bei ihrer großen Entfernung von der Sonne, und bei ihrem zahlreichen Mondgesolge, neben der Gravitationsabhängigkeit von der ersten, in Bezug auf den letztern Umstand schon wieder mehr als selbstständige Centralkörper; und der Einfluß der Sonne, als leuchtenden und wärmenden Körpers, aus so großen Weiten, vermindert sich in

dem Maße, als dieser Charakter von Selbstständigkeit dadurch noch hervorstechender wird. Es müssen also, hinsichtlich auf Licht und Wärme, diese großen Hauptbedingungen alles Lebensprozesses, für beide Planeten Anordnungen getroffen seyn, welche den verminderten Einfluß des Sonnenlichtes und der dadurch erzeugten planetarischen Wärme kompensiren, und ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich den entferntern Planeten eine Kraft, aus sich selbst Licht und Wärme zu entwickeln, belege.

Bei dem Jupiter werden diese Anomalien noch durch einen besondern Umstand vermehrt, welcher zwar auch für die beiden eben betrachteten Planeten, jedoch nur in geringerem Maße, eintritt. Wir haben nämlich oben gesehen, daß die Oberfläche des Jupiters die Oberfläche der Erde mehr als 120 Mal übertrifft, woraus folgt, daß die ganze Kugel des Jupiters über 1300 Mal größer ist, als die Erdkugel, oder, was eben so viel sagt, daß man, abgesehen von der Dichtigkeit des Stoffes, aus der Jupiterkugel 1300 Erdkugeln schneiden könnte. Dieser so sehr überwiegenden Größe obnerachtet, schwingt sich aber Jupiter, wie angeführt, in zehn Stunden um seine Ase, während die so viel kleinere Erde dazu vierundzwanzig Stunden, also mehr als doppelt so viel Zeit braucht. Ein Punkt des Jupiteräquators schwingt demnach, wie man durch eine leichte Rechnung findet, mit einer beinahe dreißig Mal größern Geschwindigkeit, als ein Punkt des irdischen Äquators; und es müssen daraus Einflüsse, besonders Gegenwirkungen der Schwerkraft entstehen, von denen wir uns, mit unsern Sinnen und dadurch gebildeten Vorstellungen, gar keinen deutlichen Begriff machen können.

Auch die Art des Gegensatzes zwischen Tag- und Nachtleben auf den Planeten mit nur zehnstündiger Rotationsdauer liegt, wie man bei näherer Beschäftigung mit diesem merkwürdigen Umstande bald findet, ganz über unsere Begriffssphäre hinaus. Die ganze Lebensform muß dadurch verändert werden; und wahrscheinlich sind auf jenen so abweichend organisirten Planeten Tag und Nacht gar nicht in dem Sinne Einschnitte, wie bei uns, sondern das Leben hat dort einen, von diesen Einschnitten unabhängigen Charakter von Permanenz, der mit der Ausgedehntheit der Lebensoperationen, welche durch die Ausgedehntheit der Oberflächen dieser Planeten bedingt wird, in einem richtigen Verhältnisse steht. In allen diesen Schlüssen ist nichts Gewagtes, und ich habe das, der Konjekuralastronomie zugängliche, Feld sorgfältig von dem Nachtgebiete der Natur getrennt, auf welchem unsere Logik anfängt illusorisch zu werden.

Aber freilich verläßt die einmal aufgeregte Phantasie ungern das reizende Gefilde, auf welches sie, behutsam vorbeistreichend bei der eigentlichen Nachtseite der Natur, an dem Bande jener Schlussfolgen einer kühnen Konjek-

turalastronomie geführt worden ist. Die oben angeordnete Doppelrolle, welche die Planeten Jupiter, Saturn und Uranus spielen, indem sie, ohne sich dem Gravitationseinflusse der Sonne entziehen zu können, andererseits doch auch wieder ein selbstständigeres planetarisches Leben entwickeln, scheint eine Erhöhung und Vervollkommenung ihres ganzen Zustandes anzudeuten, welche durch die Menge der untergeordneten Monde noch deutlicher angekündigt wird. Jupiter hat bekanntlich vier Monde, Saturn deren sieben, und Uranus höchst wahrscheinlich noch mehrere; und es ist nicht anzunehmen, daß ein so zahlreiches Gefolge dienender Weltkörper zweiter Ordnung einem Centralplaneten beigeordnet sey, dessen ganze übrige Organisation so großen Anstrengungen der schaffenden Natur nicht entspräche.

(Der Beschuß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Der Onkel war wirklich in der schrecklichsten Unruhe wegen seines Buchs und lief suchend von einer Ecke in die andere. „Gestohlen, Julius! Alles ist hin! Das Buch ist unschätzbar, gar nicht mehr zu bekommen, und ich war auf dem Punkte — die Stelle lag vor mir — jetzt ist meine Autorität zum Henker! O Albanus! Du sollst also Recht behalten!“ — „Unmöglich! Da muß man — wie — und wo war denn die Stelle im Buch, Onkel?“ — „Weiß ich's? Drei Jahre sich mit der Bulle quälen, und am Ende Alles zu Wasser werden sehen!“ — „Bulle? was für eine?“ — „Unigenitus!“ — „Unigenitus? Das ist wirklich schauerlich! und was stand denn an der Stelle?“ — „Die Bulle war citirt mit einem Varianten, der sonst nirgends vorkommt.“ — „Sonst nichts?“ — „So, meinst Du, dieß sey nicht genug? Ich gäbe Alles in der Welt um die Seite! — Aber das Buch muß her,“ fuhr er fort; „nur Ein Mensch kann mir den Streich gespielt haben, und ich muß von ihr herausbringen, wer der Kerl ist, der Follanten stiehlt; fort!“ Und der gute Onkel setzte seine Perrücke und den kleinen dreieckigen Hut auf, nahm sein altes Rohr, und ging. Ich sogleich wieder hinunter in mein Zimmer. Um das böse Wort nicht zu verlieren, sagte ich immer vor mich hin: Bulle Unigenitus; Unigenitus, murmelte ich, indem ich das Buch durchblätterte! Unigenitus! Da ist es, in großen Buchstaben. Lateinisch! o weh! Seltdem konnte ich das Lateinische, das mich allerdings vorher nicht sehr angebrochen hatte, gar nicht mehr leiden. Ich blickte indessen von der Bulle, welche auf der zwei-

ten Seite in der Mitte anfang, herüber auf die erste, und was las ich?

„Die Herrschaft Leuzburg kommt an das Haus derer von Horst durch das Ehebündniß zwischen Junker Matthias und Hedwigen von Ehlengen.“

„Unser Junker war von Gott Amorn noch niemals heimgesucht worden. Nun begab es sich aber, da ihm der Flaum um Mund und Rinn zu sprossen begann, daß er auf St. Jörgentag zuallererst im Schloßhof Fräulein Hedwigen ansichtig ward, und wie es denn damalen ein gar schmauch, aumuthig Fräulein war, entbrennete er alsogleich in Liebe zu ihr, dergestalt, daß er keinen andern Gedanken mehr hatte bei Tag und Nacht, und es ihm fast die Nachtruß entzichete. Maassen er aber in Sachen der Galanterie ohn all Erfahrung und Wissenschaft war, wußte er sich keines Rathes, wie er sollte an sie kommen. Der Junker war mit Herren seines Alters gar ausgewetzt und begagirt, so aber das Fräulein um den Weg war, wunderbar erschrocken und fast ungeschickt. Maassen ihm aber die Lieb allzulebe zusetzte, faßete er sich ein Herz, da er in Erfahrung gebracht, daß das Fräulein bei der Frau Großmama aufwarten solle, und stellte sich in das Vorgemach mit einem magnifiquen Blumenstrauß, Willens, damit die Einleitung zu weiteren galanten Explicationen zu treffen. Und bevor das Fräulein kam, war er wacker und fest gewillt, seinen Strauß pferlichst zu präsentiren; da er aber Fräulein Hedwigen kommen hörte, schmiss er den Strauß unter den Tisch, als ob er ihm die Finger verbrennete, und war verduzt und sprach kein Sterbenswörtlein, und war nicht anders anzusehen als ein Bediente, so man ob einem Schelmstück attrapiret. Da Fräulein Hedwig den jungen Herrn ansichtig ward und den Strauß unter dem Tisch, war sie erschrocken und ward roth über und über, und beide Herrschaften sahen einander an, roth wie zwei Feldadigelein, und sprachen nichts. Da kam die Frau Großmama und fragte: „Was macht ihr hier ic. ic.“

Das las ich, las es hundertmal; ich war außer mir vor Entzücken; denn verglich ich diese naive Historie mit dem, was ich auf dem Gesichte meiner Jüdin gelesen, so war kein Zweifel mehr: meine Schüchternheit, meine Unbedolfsenheit hatten ihr nicht mißfallen, und aus ihrem Gespräch mit dem Onkel ging ja auch hervor, daß ich ihr am Fenster aufgefallen war. So hatten wir uns denn verstanden, so war ich also tausendmal weiter, als ich gemeint, und konnte dem Zuge meines Herzens folgen; war ja doch die Hauptschwierigkeit, der erste Schritt, beseitigt.

(Der Beschuß folgt.)

Die Weltgeschichte.

Ein großer und ein ernster Dichter lehrt:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —

Ein kleiner und ein lustiger Dichter spricht:

Sie ist ein altes, ganz kurioses Pferd,

Das vorwärts stets, doch Schritt für Schritt nur geht,

Nach jedem Schritt ein Weilschen stille steht;

Ein Pferd, das, wenn's die Dummheit rückwärts lenkt,

Sich häumt und dreht und rückwärts vorwärts drängt,

Und wenn die Thorheit zu Carriere es best,

Gleich schent und bockt und auf den Sand sie setzt.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Physiologische Etüde der Cholera.

Es gibt Organe im menschlichen Körper, in welchen ein solcher Prozeß von unmittelbarer Auscheidung von Wasser aus den Blutgefäßen immer stattfindet. Es sind dies die sogenannten serösen Häute, dünne, glatte, durchsichtige Membranen, welche die meisten Eingeweide von außen überziehen; dahin gehört z. B. das Bauchfell, das einen geschlossenen Sack vorstellt, der mit seiner äußeren Fläche die Baucheingeweide und Bauchwände überzieht, mit seiner innern die Wand einer freien, glatten Höhle bildet; im nämlichen Verhältnis steht der Herzbeutel zum Herzen, das Rippenfell zu den Lungen. In diesen sackförmigen, glatten Höhlen der serösen Häute wird nun im gesunden Zustand ein Dunst ausgeschieden, im kranken Zustand aber häufig wirklich tropfbare Flüssigkeit, oft in sehr großer Menge: so bildet sich die Bauch-, die Brust-, die Herzbeutelwassersucht. Diese Auscheidung auf den serösen Häuten ist nicht das Produkt von Drüsen, wie die Sekretion der meisten andern Säfte im Körper; denn jene Häute haben lediglih keinen drüsigen Bau; sondern sie geschieht unmittelbar aus den Blutgefäßen, wiewohl diese auf denselben so fein sind, daß sie nur noch die farblosen Bestandtheile des Bluts führen. Etwas Ähnliches erfolgt nun in der Cholera auf der Schleimhaut des Darmkanals. Diese ist nicht, wie im gesunden Zustand, als 's flaches Organ thätig, sondern hat den Charakter einer serösen Haut angenommen, und was in der Wasserucht langsam in einzelnen geschlossenen Höhlen geschieht, geschieht in der Cholera mit fürchterlicher Schnelligkeit in der ganzen großen, offenen Höhle des Darmkanals. Diese Ansicht wird durch den Leichenbefund durchaus bestätigt; denn nicht nur hat der ganze Darmkanal ein Ansehen, aus dem man schließen muß, daß seine unzähligen Drüsen, wie alle andern drüsigen Organe im Körper, während der Krankheit unthätig waren, sondern er zeigt in seiner ganzen Beschaffenheit mehrere merkwürdige Analogien mit jenen serösen Häuten. Auch die Ausleerungen selbst in der Cholera widersprechen dieser Ansicht durchaus nicht: sie haben die größte Ähnlichkeit mit dem Blutwasser; sie sind farblos, geruchlos Wasser, in welchem weiße Flocken, wie von geronnenem Eiweiß, schwimmen; das Blutwasser aber besteht größtentheils aus reinem Wasser, in dem einige Salze und Eiweißstoff aufgelöst sind. Unwillkürlich denkt man bei dieser Scheidung des Bluts in seine flüssigen und festen Bestandtheile an einen polarischen,

dem, was bei den elektrischen und galvanischen Erscheinungen beobachtet wird, ähnlichen Prozeß. Ueberhaupt kommen in der Cholera manche Erscheinungen vor, welche überraschende Ähnlichkeit mit den Wirkungen der Elektricität zeigen. Die Kranken haben häufig von Anfang ein Gefühl von Kitzeln und Nadelstichen in den Gliedern, das sich in Entzündungen von den Fingern und Zehen, wo es anfängt, in den Körper fortsetzt, ferner von Zuckungen bald hier, bald dort, wie wenn die Zelle den Conductor einer Elektrisirmaschine berührt; von Schlägen und Stößen, denen ähnlich, die durch Entladung einer Leydner Flasche hervorgebracht werden; die Muskelkrämpfe, welche eine so große Rolle in der Cholera spielen, erinnern an die Zusammenziehungen, welche der an die Muskeln applizierte Galvanismus hervorbringt. Ist nicht die durch die Anreizung im Innern und die gewaltsame Zusammenziehung von außen, durch die Blutandrängung im Gehirn und Rückenmark, und den Blutmangel an der Peripherie des Gefäßsystems im übrigen Körper gesetzte Gleichgewichtsführung einer elektrischen Spannung ähnlich, einer Andäusung des elektrischen Fluidums auf Einem Pol? Wenn eine Leydner Flasche zu stark geladen wird, so entladet sie sich plötzlich von selbst; so tödten die tödtlichsten Formen der Cholera rasch durch Schlagfluß; andernseits ist die Lösung des Krampfes bei der Genussung der Herstellung des elektrischen Gleichgewichts durch Näherung beider Pole entsprechend. Erwähnen ferner nicht die plötzlichen Ausleerungen, die nichts anderes sind, noch seyn können, als das von den festen Theilen des Bluts geschiedene Wasser desselben, an die plötzlichen Gurgeln bei Gewittern? Jene entleerten Flüssigkeiten enthalten weiße Flocken; der Galvanismus bringt eine Gerinnung des Eiweißes im Blutwasser zu Flocken hervor; der auf einem Isolirschwamm elektrisirte Mensch hat ein Gefühl von Beengung in der Herzgrube, ähnlich dem, welches den Cholera-kranken quält, und dergleichen ließe sich noch manches anführen. Diese Analogie, obgleich sie uns für jetzt weder in der Kenntniß der Natur der Krankheit, noch in ihrer Behandlung um einen Schritt weiter bringt, ist auf jeden Fall höchst merkwürdig und wird im Verhältnis, als sich unsere Kenntnisse, einerseits von der Lebenskraft, andernseits von der Natur der Elektricität erweitern, immer bedeutender werden.

Wir schließen hier, um im nächsten Artikel von einem Hauptpunkt in der Cholera, von der Rolle, welche Gehirn und Rückenmark in derselben spielen, Rechenschaft zu geben, und die eigentliche Natur der Krankheit zu besprechen.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Ausführung der Charade in Nr. 96:

Elfenbein.

Charade.

(Zweifelbig.)

Das Erste wie das Zweite
Sie helfen beide gehen;
Kommt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen;
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten;
Wie bröhlen seine Klagen!

J. G. M.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Herr Pfarrer, ach, Herr Pfarrer mein!
 Ach, rathet mir, dem Schwachen!
 Ich soll nicht fürder ruhig seyn,
 Und weiß doch nichts zu machen.
 Treu hab' ich Weib und Kind ernährt
 Bisher mit meinen Besen,
 Nur vor der eig'nen Thür gelehrt,
 Und bin content gewesen;
 Und jetzt soll ich mit Rath und That,
 Am Abend und am Morgen,
 Für Land und Leute, Volk und Staat,
 Für ganz Europa sorgen?
 Dafür ist ja die Obrigkeit;
 Die ließ ich ruhig schalten,
 Und über Raum und über Zeit
 Den lieben Herrgott walten.
 Der theilt der Menschen Gaben ein,
 Melcht Jedem seine Spende. —
 Was würden das für Besen seyn,
 Die ein Minister hände?
 Und pfuschen soll in's Regiment
 Ich dummer Besenbinder?
 Da hätt' es mit dem Staat ein End',
 Mit meinem Haus nicht minder.
 Kein Mensch, der seine Sinne hat,
 Kann das von mir verlangen;
 Nein, nein! von keinem Zeitungsblatt
 Ist solch Gebot ergangen.
 Ich mein' vielmehr, der Küster kann,
 Just so wie wir, nicht lesen,
 Und bleib ein stiller Bürgermann,
 Und binde meine Besen.

Ludwig Robert.

Meines Onkels Bibliothek.

(Beschluß.)

Vor allem schrieb ich mir die theuern Zeilen genau ab; dann schlug mir das Gewissen, wegen der Unruhe, die ich dem Onkel verursacht; ich trug, so lange er noch fort war, das Buch hinauf und steckte es zwischen andere hinein, so daß er glauben konnte, er habe es selbst verlegt. Ich schloß mich nun in mein Zimmer ein, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können, in deren Gesellschaft ich mich jetzt so glücklich fühlte. Tausendmal ließ ich das Erlebte an mir vorübergehen und suchte ihm immer wieder eine neue Seite abzugewinnen; endlich hatte ich genug, ließ das Vergangene liegen und dachte an die Zukunft; denn Vereinigung mit ihr war von nun an mein einziges Lebensziel.

Ich war achtzehn Jahr alt, Student, ohne Vermögen, ohne weitere Aussicht, als was ich von der Güte meines Onkels zu erwarten hatte; aber alle Schwierigkeiten ebneten sich; ließ es mir doch der hohe Muth, den das erste mächtige Liebesgefühl einflößt, an tausend Hilfsmitteln nicht fehlen. Meget Ehrgeiz, ein unbestimmtes Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung erhoben mich in meinen eigenen Augen und machten mich meiner geliebten Judin würdig; ich reichte ihr endlich die Hand und bot ihr damit ein ihrer würdiges Loos. Dann kam es mir aber wieder, wie weit entfernt ich noch von diesem glänzenden Ziele sey, und dann wünschte ich, sie möchte recht arm, verlassen, ohne Familie seyn, so daß ihr die Verbindung mit mir auf jeden Fall willkommen seyn müßte; die verächtliche Miene des Portiers fiel mir wieder ein und war mein einziger Trost.

Es war Sonntag; die Glocken riefen die Andächtigen in die Nachmittagskirche, und der feierliche Klang goß Ruhe in mein Herz. Nicht lange, so verwob sich der Kirchengesang und der Orgelton mit meinen Träumen, und endlich war ich unter den Andächtigen, die Geliebte an meiner Seite; glücklich, selig; wir saßen mit einander in dasselbe Buch, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange; ungetrübtes Glück war unser Loos in dieser, unser beider Hoffnung in jener Welt. — Aber eine Judin in der Predigt? Ach! an die Predigt dachte ich nicht!

Ich bin seitdem längst wieder auf die Erde niedergelommen, und Verstand und Vernunft, die strengen Lehrmeister, haben mich mit der Wirklichkeit nur gar zu gut bekannt gemacht. Mit allem, was sie mich lehrten, brachten sie mir keinen Genuß, auch nur einen Augenblick, wie ihn jene himmlischen Gefühle gewährten. Warum sind diese Stunden so kurz! warum lehren sie nimmer wieder!

Wie sie hieß, wo sie wohnte, in der ich jetzt einzig lebte, ich wußte es nicht, und harrete so am Montag mit wachsender Ungeduld der Stunde, wo sie gewöhnlich erschien; sie kam nicht. Dienstag, Mittwoch vergingen; sie kam immer nicht. Ich erfuhr, der Kranke, den sie gepflegt, sey seit zwei Tagen gestorben. Am Freitag war ich eben beim Onkel, da brachte ein Unbekannter ein Paket. „Nach auf, Julius,“ sagte der Onkel. Ich öffnete es: das in Cassian gebundene Buch war darin. Auf dem innern Umschlag standen die Worte: „Wenn ich sterbe, soll man dieses Buch Herrn Doktor * * * zurückgeben, von dem ich es habe.“ Weiter unten stand: „Will der Herr Doktor mir eine Freude machen, so gibt er es seinem Nessen zum Andenken an das Mädchen, das er in der Bibliothek gesehen hat.“

„Wenn sie stirbt!“ rief ich; „sie! sterben!“ — „Das arme Kind!“ sagte der Onkel; „was mag ihr wohl zugestoßen seyn!“ — „Wo wohnt sie, Onkel?“ — „Komm,

wir wollen mit einander noch ihr leben.“ Im Augenblick waren wir auf dem Wege; es regnete, die Straße war fast ganz leer; als wir um eine Ecke wandten, sahen wir einige Leute; der Onkel hielt an. „Was ist's?“ fragte ich; „gehen wir nicht weiter?“ — „Armer Julius, es ist zu spät!“ Eben wurde sie begraben; vor zwei Tagen war sie an den Pocken gestorben.

Gleich den andern Tag nahm ich meine Beschäftigung am Fenster wieder auf; aber wie öde, wie schaal war die Welt! wie voll mein Herz und wie leer! Mein einziger Freund, meine einzige Gesellschaft war das kleine Buch, und hatte ich jene Zeile gelesen, so schnürte mir die Wehmuth die Brust zusammen, bis die Thränen flossen; dann war mir leichter. Doch ich hatte noch einen Freund, den Onkel. Ich sagte ihm Alles und fand in seinem Herzen nur Nachsicht und Güte. Er nahm sanftigen Antheil an meiner Trauer, ohne sie wohl ganz zu verstehen, und wenn ich Abends so düster war, rückte er seinen Stuhl neben den meinigen, und so saßen wir schweigend da und dachten beide an sie; da sagte er dann wohl, der gute, liebe Mann: „Ein so verständiges Kind — und so hübsch! — und so jung!“ und ich sah eine Thräne in den grauen Augenwimpern glänzen. Outer Alter! längst bist Du nicht mehr, aber Dein liebes Bild verwebt sich mit meinen süßesten Erinnerungen und läßt, wenn ich meiner Jugend gedenke, kein bitteres Gefühl in mir aufsteigen als Wehmuth!

Die Zeit, die große Trösterin, war auch mir hülfreich: ich fand die Ruhe wieder, fand andere Freunde — solche nie mehr; mit ihnen sagte ich der Jugend Lebewohl.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Arnberger.

(Schluß.)

Die allgemeine Voraussetzung einer Vollkommenheitszunahme der Planeten mit zehnständiger Rotationsperiode und größerer Trabanzahl hat sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch das Detail dieser abweichenden Einrichtungen für irdische Sinne und Vorstellungen in die Nachtseite der Natur fällt. Die Schwierigkeit einer solchen Vorstellung für uns wird noch durch den Umstand vermehrt, daß jene Planeten bekanntermaßen aus einem lockeren Stoffe, als unsere schwere Erde geformt sind; und es ist uns nach diesem Allen unmöglich, einen deutlichen Begriff z. B. von einer Nachtlandschaft auf dem Jupiter zu haben, über welche vier Monde ihr zitterndes Licht ergießen, und welche mit größern, aber auch ätherischem Gewächsen geschmückt ist. Aber die Ahnung hat uns, geleitet von astronomischen und teleologi-

sehen Schlüssen, doch auf einen vervollkommeneten planetarischen Standpunkt erhoben, obwohl wir genöthigt sind, die Farben zur Detailanschmückung aus unserer sinnlichen Umgebung zu wählen.

Nicht weniger als dieses Detail der Natureinrichtungen auf den Planeten von zehnständiger Rotationsperiode, fällt für uns die eigentliche physische Beschaffenheit und die Bestimmung der Kometen in die Nachtseite der Natur. Geht man in der Geschichte dieser höchst merkwürdigen Himmelskörper zurück, so findet sich zunächst, daß seit den ältesten Zeiten astronomischer Ueberslieferung bis jetzt beinahe vierhundert Kometen beobachtet worden sind, eine Zahl, welche indes noch viel bedeutender ausfallen würde, wenn die ältern Astronomen mit bessern Instrumenten versehen gewesen wären. Allein es läßt sich außerdem durch sehr einfache Betrachtungen darthun, daß dies ein kaum nennenswerther Theil der in unserm Sonnensystem wirklich vorhandenen und zu demselben gehörigen Kometen sey. Denn man beweist leicht, daß die Zahl derjenigen dieser Himmelskörper, welche ihre Sonnennähe noch innerhalb der Mercurbahn erreichen, schon über sechshundert steigen müsse; und nimmt man nun, wofür Alles spricht, an, daß die Kometenbahnen nach allen Richtungen symmetrisch durch den Himmelsraum vertheilt seyen, so folgt aus leichtem geometrischen Sätzen, daß mehr als 400,000 Kometen noch innerhalb der Uranusbahn ihre Sonnennähe erreichen. Zuverlässig aber ist der unendliche Raum, welcher die Grenze unsers Sonnensystems von dem nächsten Sonnensystem trennt, auf eine ähuliche Weise mit Kometen besetzt, und unter dieser Voraussetzung steigt ihre Anzahl in die Millionen.

Wir haben daher wahrscheinlich Unrecht, wenn wir die Planeten als die Haupttheile sowohl unsers als jedes andern Sonnensystems betrachten, und es erscheint vielmehr sehr glaublich, daß im Gegentheil die Kometen die wichtigste Rolle darin spielen. Ganz unlängbar wenigstens ist, daß sie die Bestimmung erfüllen, eine Art von Verbindung zwischen den nächsten Sonnensystemen zu unterhalten, und man muß daher annehmen, daß die Umlaufzeiten mancher dieser Himmelskörper von ganz außerordentlicher Dauer sind. Schon der schöne, große Komet von 1811, der noch in unser aller Erinnerung lebt, braucht zur Vollendung seines Umlaufs um die Sonne über 3000 Jahre, und er würde vielleicht das Hundertfache von Zeit dazu anwenden müssen, wenn er die Grenze des nächsten Sonnensystems wirklich erreichen sollte. Da diese Himmelskörper hiernach also während eines Theils ihrer Umlaufzeit der Sonne, welche wir als Quell von Licht und Wärme für das ganze System betrachten, sehr nahe kommen, und im andern dagegen sich unendlich weit von ihr entfernen können, so müssen

ste, vermöge ihrer Naturbeschaffenheit; von den Licht- und Wärmeeinflüssen des Centralkörpers noch viel unabhängiger seyn, als wir dies eben von den Planeten mit zehnstündiger Rotationsperiode behauptet haben, und vielleicht die Quelle beider Stoffe in sich selbst enthalten. Zu dieser Vermuthung sind wir noch durch Schlüsse berechtigt; aber weiter führt uns die Kette derselben in diesem Besuche kaum. Die eigentliche physische Natur der Kometen, die Möglichkeit ihrer Bewohnbarkeit durch denkende und genießende Wesen, der Zweck, den sie, dies wirklich angenommen, für ihre Bewohner durch Ueberführung aus einem Sonnensysteme in ein zweites erfüllen, welche Hypothese vielleicht einen der reizendsten Gesichtspunkte gewährt, den die ganze Astronomie für die Phantasie überhaupt aufzustellen hat: das alles sind Dinge, die für uns gänzlich in die Nacht der Natur fallen, von welcher wir uns also, nicht bloß bei den meisten Naturereignissen auf unserm kleinen Planeten selbst, sondern auch angelangt an den Grenzen zweier Weltssysteme, umringt finden. Der rechte Blick in diese „Nachtseite der Natur“ kann uns, wie gesagt, nur im Besitze neuer und vervollkommener sinnlicher Vermögen zu Theile werden, und das schöne Licht der Mathematik ist allein doch nicht gewaltig genug, um sie völlig zu durchdringen. Zu dieser ganzen Kette von Betrachtungen und zu diesem Schlüsselfructate bin ich durch das zu Anfang dieser Skizze erzählte Abenteuer im Walde geleitet worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sachsen, April.

Goethes Tod, ein Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks.

Goethes Ableben ist ein Ereigniß, das in der ganzen Haltung und Entwicklung der deutschen Nation sich mehr und mehr als epochemachend darthun wird. So lange er lebte, hatte alles Lächliche und Edle in ihm den sichtbaren Mittelpunkt, von dem ununterbrochen Geist und Wärme ausströmte. Freilich wollten die kleinen und ärmlichen Seelen, welche der Reich und Dunkel beherrscht, schon lange mit suffisantem Lächeln zu verstellen geben, der große Mann habe sich überlebt, sein Alter zeige die Schwächen des Alters, und was von ihm ausgehe, sey schon längst seinen frühern Organismen unanständig oder gar ihrer unwürdig; aber sie wagten dieses unwahre, läghastige Gerwäsch nicht laut und öffentlich anzubringen, und zitterten vor dem Augenwinke des Helden, den sie für geschwächt ausgeben wollten. Jetzt aber glauben Reich und Mittelmaßigkeit gutes Spiel zu haben, und kommen aus ihren Löchern schon dreister hervor, der Jakobus verpöbel und der Aristokratempöbel, denn beide schlochte Hausen hatte er von Jeder gegen sich, die Brecken und die Heuchler, die rohen Plumpen und die zerstückten Schwutzburr. Aber sie sollen nur kommen, die bezugslosen, feigen, Numpfsinnigen Anarchisten! Alles, was Deutschland Lächliches, Würdiges und Edles hat, wird vor wie noch um seinen Namen veret-

nigt bleiben, wird die von ihm gegründete Bildung fortführen, die entgegengesetzten Bestrebungen aber zum Heil des Vaterlandes niederhalten. Der Kampf, der in dieser Hinsicht entsieben kann, läßt keine Möglichkeit eines zweifelhaften Ausgangs; aber ein Kampf ist möglich, und das ist der Unterschied der Zeit nach Goethes Tode von der Zeit während seines Lebens. Auch wird die Einheit und der nähere Zusammenhang in diesem Kampfe hieweilen vermißt werden, er wird einzeln gegen Einzelne, vielleicht nach vielen Seiten zu führen seyn, aber darnach nicht weniger siegreich ausfallen. Wir werden es uns zur Pflicht machen, auf diese Bewegungen aufmerksam zu seyn, und die Wandlungen, die sich in der literarischen Schmeckart und den Urtheilen der Nation ergeben, von Zeit zu Zeit darzulegen. Nichts Größeres und Edneres hätte und zum Anfange unserer Einrealisirung dargetreten werden können, als das edle, mächtige Wort *Spelling*, der, selbst einer unserer Gebieter, dem beimgegangenen Großen ein würdiges und unzerstörbares Denkmal gesetzt hat. Jetzt wäre es auch wohl der wahre Zeitpunkt, die *Testimonia auctorum* vollständig zu sammeln und abzuschließen, welche über den Dichter von seinem frühesten Auftreten bis zu seinem Ableben bei uns und im Auslande so vielfältig erschienen sind, und unter welchen die gelehrtsten und gehaltvollsten Blicke, die reichsten Kommentare zu seinen Werken und zu seinem Leben, in jedem Fall aber die Zeugnisse einer langen Stufenfolge literarischer Bildung sich entfalten.

Warnhagen und Alfred Nicolovius hatten solche Sammlungen unternommen, und besonders die letztere hätte wohl verdient, fortgesetzt und vollendet zu werden, wozu freilich ein Umfang von vier Bänden nicht zu groß dünken dürfte. In Bezug auf diese Sammlungen sey es uns hier erlaubt, dem Worte *Spelling* das Wort eines andern Edlen zuzugesellen, der schon vor mehreren Jahren sich gleichermäßen würdig und anerkennend bei solcher Gelegenheit also vernehmen ließ: „Nichts konnte für den Heros unserer Literatur, aber zugleich für das deutsche Volk ehrenvoller seyn, als diese Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweist, daß von seinem ersten Erscheinen bis zum späten, schönen Abende seines genialischen Lebens der große Dichter sich immer gleich und die Nation seiner würdig immer geblieben ist. Es ist herzerhebend, zu sehen, daß es eine Vortrefflichkeit gibt, die über den Reich, so wie über einen jeden Bewerfer der Zeit den Sieg davon trägt, das Allgemeingültige auch manchmal das Allgemeingeltende ist, und daß der Mann, der die Vielseitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutschen Genius am besten repräsentirt, auch von der ganzen Nation als ihre immer sich verjüngende Ehre und ihre unsterbliche Zierde anerkannt und gepriesen werde.“ Und so, wie dieses schöne Wort Ansellons, dessen Mittheilung uns glücklich vergnügt ist, vorläufig schon es ausgesprochen, soll es auch fortan bleiben und sich bewähren, zur Freude aller Braven, zum Verdruß und zur Schmach aller bornirten und eiteln Schwächlinge.

Aufsatz der Charade in Nr. 102:

Radschub.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 44 u. Monatsreg. April.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

„Die traulich mit dem Bruder stets getheilt,
Nimm Urne mich, in gleiches Nichts versenkt!
Weil nur, bei Ihm zu seyn, mein Heimweh heilt,
Und, wie ich weiß, nichts mehr die Todten trakt.“ *)

So tauchte, trunken von Elektra's Weh,
Der Nime Polus in der Trauer Nacht;
Die Athener, Fürsten auf der See,
Sie widerstanden nicht der Täuschung Macht;

Mit ächter Wehmuth sahn sie weinend an
In seiner Hand den thränenfeuchten Krug,
Zur Wahrheit schaffte um den hohlen Wahn
Das Leid, das er in jede Seele trug.

Wie aus der klaren Himmelsträume Lust
Der Sturm das Meer empört in schnellem Lauf;
So regte diese Klage in jeder Brust
Des heil'gen Mitleids hohe Wellen auf.

Die Männer, die, bewehrt mit Schwert und Schild,
Nach der verlassnen Stadt nicht umgeschaut —
Ihr Auge ward, bei solcher Trauer Bild,
Von edlen Thränen reichlich überthaut.

Doch ging zu Ende bald das ernste Spiel;
Dem heitern Leben wich ein künstlich Leid;
Elektras Klage selbst auch fand ihr Ziel —
Drest erschien und löst' ihr Trauerkleid.

Der Nime nur — der Schooß der Urne barg
Des Sohnes Asche, den er jüngst verlor,
Die er, zu stacheln seinen Schmerz, vom Sarg
Zu grausenhafter Qual, gesucht hervor.

Des edlen Volkes ungeheure Gunst
Erkaufte wohlfeil nicht erlogner Schmerz;
Er brachte dar als Opfer seiner Kunst
Selbstmörderisch sein blutend Waterberg.

Nur um Elektras mitgefühltem Gram,
Brach ungestüm des Volkes Wehmuth aus;
Er aber ging, tieftrauernd, wie er kam,
Bewundert heim in sein — verwaistes Haus.

*) Aus Sophokles Elektra. Vers 1126 ff.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.
Brlese an zwei Freundinnen in Stuttgart.

E r s t e r B r i e f.

Märzberg, den 1ten April Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Le-
benshimmel seither nie die gleiche Bahn verfolgten, und
sich gerade dann am meisten durchschnitten, wenn sie
vorgaben, in dem Kerne eines und desselben Mittelpunk-

tes zu wurzeln, so hat jetzt der Zufall vereint, was
sonst nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können
Sie wirklich entscheiden, ob ich meine Ausflucht eine
Reise aus der Heimath, oder eine in die Heimath seyn
lasse? Wußten Sie doch nie, wie die Hirten vom Mäd-
chen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können
Sie auch jetzt nicht wissen, ob ich abgereist bin, weil
ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereist bin, weil
ich wiederkomme. Welche Diskretion! Ich läugne es
nicht, Sie haben die Verlegenheit davon, ich aber einen un-
schätzbaren Vortheil. Sie wissen, daß das Leben eine
Reise ist, daß also auch umgekehrt die Reise dem Leben
gleich. Sie wissen, daß der Ausgang der Sonne schöner
ist, als der Untergang. Denn kann nicht die Hoffnung
auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuschung beruhen,
kann sie wirklich nicht einmal ausbleiben? Keine Reise
ist uninteressanter, als die in die Heimath, weil nichts
gewisser ist, als daß man sie wiederfindet, weil die
stürmende See einen höhern poetischen Reiz hat, als
der ruhige Hafen. Die Portugiesen wissen das längst
und nennen die Spitze Afrikas nur dann das Vorgebirg
der guten Hoffnung, wenn sie nach Indien segeln, dann
aber das stürmische, wenn sie heimkehren. Wenn eine
Reisebeschreibung drei Bände enthält, so finden Sie
in den beiden ersten die Hin-, im letzten die Herreise.
Gesezt nun auch, ich reiste wirklich nach Scythien zu-
rück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlands,
so sagte ich es Ihnen nicht einmal, weil ich für meine
Schicksale Ihrer gütigen Aufmerksamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt seyn, daß ich Ihre
schwesterliche Einleit gern in zwei Theile sonderte. Den
einen, den dunkellockigen, schwarzgängigen, nannte ich
die Malerische, den andern, den blondlockigen, bland-
gigen, die Poetische. Zwar klagten Sie darüber, und
wollten nicht nach Fakultäten unterschieden seyn, aber
jetzt beweise ich Ihnen die Wichtigkeit meiner Unterschei-
dung durch die Frage über meine Heimkehr; denn ich
seh' es ja, schöne Louise, schon haben Sie den Homer in
der Hand, und deuten triumphirend auf die Odyssee,
worin freilich alles poetische Interesse in des göttlichen
Dulders langer, irrselliger Heimfahrt liegt. Aber haben
Sie denn jene Fastenpredigt vergessen, die ich jüngst
über die Verhältnisse der Poesie und Politik in Ihrer
holdseligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin
meine gesetzmäßige Gesinnung mit einem unerhörten
Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anstand nahm,
für unsere Zeit das auch als unpoetisch zu erklären, was
den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung und des civilisir-
ten Anstandes entgegenhandle? Bewies ich nicht, daß in
den goldenen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden
nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man sich den kun-
digen Dienern der Fürstlich Turen- und Carlschen Postler-

pedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unsre bekannten Wanderlieder wahre Bagabundenlieder seien und die Handwerksbursche dann aufhören, poetisch zu sein, wenn sie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wissen das Alles noch! Sie sehen also ein, daß von einem poetischen Schimmer, der sonst über Rückfahrten ausgegossen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede sein kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Postgeld zahlt, wo man präcis um 6 Uhr sich einfinden muß und dem Postillon selbst dann nichts geben darf, wenn er sich mit Höflichkeit ein kleines Geschenk anbittet. Gut, historisch geben Sie mir Recht, aber das Poetische wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetische der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, ist eine Reise episch, aber eine Reise im Eilwagen ist lyrisch-episch. Denken Sie doch an Pindar, den wir ja Tagelang im Urtext zusammen studirt haben. Worin lag für uns der himmlische Zauber seiner Gesänge? In dem Pomp der Worte? in den kühnen Fügungen und Bildern? in der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Er war uns schön, weil er beschrieb, während er zu empfinden schien; weil er erzählte, während man den Strom seines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuschung ist Pindar groß: er gibt vor, Lyriker zu sein, und dichtet doch Epen. Aber er beklaut, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergessen; er deutet an, und hat Alles gesagt. Wir sehen seine Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß sie wie jene auch untergehen würden, wußten wir ohne den Dichter. Sondern Sie daher meine Heimath nicht von den duftigen Thälern und Nebenbügeln, durch die ich seit her in so schönen, holden Tagen mit Ihnen lustwandelte, wie jene beiden im Paradiese.

Aber auch Sie, süße Auguste, werden mir Beifall winken, werden mir erlauben, Ihr Rabenhaar an meine heißen Lippen zu bringen. Sie haben von vornherein mit mir dieselbe Meinung, weil Sie die Malerische sind. Würden Sie je den Titanenkampf so darstellen, daß die Riesen auf der Spitze des zusammengethürmten Pelion und Ossa thronten, nicht so, daß sie ihn erst zusammen-trüben? Wer ist schöner, jener Christus, der am nächsten Sonntag unter Palmen und Hosianna auf dem Füllen einer Eselin in Jerusalem einzuziehen wird, oder jener, der am zweiten Osterfeiertage von seinem Auferstehungs-orte nach Emmaus wandelt? Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleons Uebergang über die Alpen darstellend. Welcher Mißgriff, wenn der Künstler den Helden dorthin gestellt hätte, wo er einige Figuren wirklich angebracht hat, am niedersteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die steile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor sich sieht und nicht erschrickt, nicht aber der, der sie schon überwunden hat.

Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich selbst hassen!

Des Demokritus Schwester lachte, die Schwester des Heraklitus weinte, als aus der Tiefe des großen Grabens meine schwebenden Grüße aus dem Postwagen wie Himmelsblumen an Ihr freundliches Fenster ragten. Es lag schon eine Thräne in ihrem Kelche, — Morgenthau — Sie küßten sie weg und riefen einmal über das andere: Briefe! Haben Sie nicht gesehen, wie ich mir die Ader öffnete, um anzubenten, mit meinem Herzblute werde ich sie schreiben? Und noch hab' ich hler kein Auge zugehan, (obschon die obern und untern Augenlieder schon oft zu streiken anfangen) sondern schreibe wie mit Hieroglyphen die Geheimnisse meines Herzens und Kopfes nieder. In diesen freien Raum zog ich mich aus der dampfen Kerkerluft des Postwagens zurück, und streckte nur zuweilen aus meinem Gehäuse die langen Fühlhörner, ob ich nichts fände, das ich mit magischen Chiffern beschreiben und Ihnen senden könnte. Nur Papier hab' ich gefunden, und zwar das, was ich selbst mitgebracht; den Schwung mußten mir die eigenen Federn, die Spitze die eigene Messerlinge geben. Bis vor die Thore Nürnbergs hab' ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Nebenbügel hingedichtet, wo ich nur Sandsteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erschrocken und katholisch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinsah und das Quadrat des Wagenfensters mit mystischem Lichte erhellte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Cholera.

Als die Cholera noch weit von uns entfernt war, durften wir hoffen, daß, falls sie uns einmal heimsuchen sollte, sie doch hier in einem sehr gelinden Charakter auftreten werde. Hatte man nicht schon die Bemerkung gemacht, daß sie, je mehr sie sich von ihrem ursprünglichen Sitze entfernte, desto schwächer werde? man meinte, die Krankheit werde sich in den östlichen Gegenden abmatten, besonders in denjenigen, wo sie mit aller Kunst der Arzneiwissenschaft werde bekämpft werden; man erwartete sie auf ihrem regelmäßigen Gange von Deutschland aus. In Deutschland starb sie aus, und nun konnte man hoffen, daß sie süßlich auch nicht weiter vordringen werde. Einige bildeten sich ein, schon der Rhein werde eine Art von Schutzmauer gegen das Eindringen des schrecklichen Uebels werden, und da die Menschen beständig aus zufälligen Umständen falsche Schlussfolgerungen ziehen, so haben einige ganz ernsthaft behauptet, Holland seye von der Cholera verschont geblieben, weil man dort viel Thee trinke; also müsse man beständig Thee trinken, um das Uebel abzuwehren. Das Geschick will es aber nun einmal, daß der sonderbare Gang oder das Springen der Cholera alle menschlichen Berechnungen über den Haufen wirft. So ereignete es sich, daß die Krankheit in Deutschland zwar aufhörte, aber plötzlich in England zum Vorschein kam. Dieser unerwartete Umstand brachte in Frankreich große Verstärkung hervor. Zuvor hatte man einhertmaassen an die gute Wirkung der militärischen Sperrlinien geglaubt. Die

Truppen müssen auf dem Festlande zu so vielen Unterdrückungen dienen; man war ernstlich der Meinung, sie könnten auch die Cholera unterdrücken. Dieser Glaube oder Wahn, der schon durch andere Umstände schwankend geworden war, fiel aber ganz darnieder, als sich die Seuche plötzlich in England kund that; denn wenn sie vom Festlande auf eine Insel hinüberspringen konnte, so war nichts im Stande, sie zu hindern, von der Insel wieder aufs Festland hinüberspringen. Lächerlich ist es, daß jüngst in einigen deutschen Verordnungen noch von dem „Einschleppen“ der Cholera die Rede war: also meint die Obrigkeit bis zur heutigen Stunde, daß diese Krankheit sich schleppen läßt? Eine fürchterliche Springerin ist sie; aber eingeschleppt wird sie gewiß nicht. Die französische Regierung hätte nun sogleich die wirksamsten Mittel ergreifen sollen, um alles aus dem Wege zu räumen, was beim Einschleppungsstande Schaden und die Seuche unterhalten und verbreiten konnte. In den Regierungsbüchern wurde viel Besens gemacht von einigen unbedeutenden Maßregeln, die man dieserhalb ergriff; im Ganzen geschah aber wenig, und die von den Armen bewohnten Stadttheile blieben so ungesund als sie vorher waren; auf den Fall eines unvorhergesehenen Ausbruchs der Krankheit wurden gar keine Vorkehrungen getroffen, oder doch nur äußerst geringe. Jedoch war man so klug, Ärzte nach England zu schicken, wie man deren nach Polen, Rußland und Preußen geschickt hatte. Als man hörte, daß in England die Cholera nur die unmäßig oder ganz elend lebenden Volksschichten ergriff, folgerte man daraus, daß, wenn sich in Frankreich die Cholera verbreiten sollte, man nicht sehr daran leiden werde, da das französische Volk nüchtern und mäßiger lebt, als das englische Matrosenvolk. Bei der Nachricht von dem Ausbruche der Seuche in London ward man schon besorgter; jedoch beruhigte man sich wieder, als man erfuhr, daß auch hier Unmäßigkeit und Elend die Krankheit beförderten und verbreiteten. Mit diesem Troste lebte man, ging in die Theater und Gesellschaften, und vernachlässigte nicht das Aerg, als plötzlich am 27ten März in Paris die schreckliche Nachricht sich verbreitete, die Cholera sey in einigen Stadttheilen ausgebrochen; vielleicht war sie schon einige Tage zuvor in der Stadt zum Ausbruche gekommen, allein man konnte noch daran zweifeln, ob es die asiatische Cholera sey. Nun griff das Uebel mit schrecklicher Schnelligkeit um sich; die sorglosen Pariser wurden wie aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt; zwar hatte man Anfangs Ursache zu glauben, nur Unmäßigkeit und Unsauberkeit bieten dem Krankheitsstoffe Nahrung dar, und wer ordentlich und häßlich lebe, werde hier so wenig als in England davon befallen werden. Dieser Glaube setzte sich sogar bei dem Pöbel fest, und da er die Reichern gesund bleiben sah, bildete er sich hier, wie in andern Ländern, wo die Cholera ausgebrochen war, ein, man habe ein geheimes Mittel gebraucht, um seiner Tod zu werden; von diesem Gedanken ging er aus, um nun gar das Vergiften seiner Speisen und seiner Getränke zu erwidern, und daher entstanden die verzweifeltsten Ausbrüche seiner Wuth und seines abgeschmackten, aber schrecklichen Argwohn's gegen alle, die nur den geringsten Anschein hatten, als ob sie mit einem Vergiftungsplane umgingen. Er betrug sich wie toll und rasend während zwei ganzer Tage lang; da aber mittlerweile die Seuche fürchterlich um sich griff, und, an kein Vergiften mehr zu denken war, so legte sich die Wuth des Pöbels eben so schnell, als sie entstanden war, und machte stiller Ergebung Platz. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß dieser Wahn des Vergiftens, dieser blinde Haß gegen Ärzte und Apotheker sich in so manchen großen Städten, wo die Cholera ausgebrochen ist, gezeigt und zu denselben traurigen Ausritten Anlaß gegeben hat; noch auffallender wird diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß sie eben so bei der

schwarzen Pest im Mittelalter Statt hatte. Auch hier träumte das Volk von Vergiftung und rächte sich an Unschuldigen. Nur fehlte es damals an Polizei, an Menschlichkeit. Hier in Paris brach die Wuth so schnell aus, das Volk fiel mit solchem Ungestüm über einige Unglückliche her, daß sogar die Nationalgarde, obgleich sie so geschwind als möglich herbeieilte, das Ermorden von 4 oder 5 Personen nicht verhindern konnte. Einige andere wurden glücklicherweise dem wüthenden Pöbel entzissen. Vielleicht war es wirklich vorgekommen, daß einige Truntenbolde, nachdem sie aus der Schenke getreten waren, von der Cholera befallen worden und starben. Das Volk konnte glauben, sie seyen vergiftet worden, und in der That war unter solchen Umständen das Getränk Gift geworden; aber so wollte es der Pöbel nicht verstehen. Anfangs konnte dieser noch zweifeln, ob wirklich eine die Menschen hinräufende Seuche vorhanden sey. Dieser Zweifel wurde aber leider bald gehoben; denn überall fielen Menschen krank darnieder. Die Hospitäler konnten die Menge der herbeigebrachten Kranken nicht mehr fassen; es mußten in der Eile neue Hospitäler angelegt, und in jedem Stadtwinkel Anstalt zu schleuniger Hülfe für die Kranken gemacht werden. Von den ärmeren Klassen ging die Seuche zu den reichern über, und zuletzt konnte sich keiner mehr für sicher halten. Die Session der beiden gesetzgebenden Kammern war ihrem Ende nahe; fast täglich fehlten mehrere Pairs und Deputirte, welche die Seuche aufs Krankenlager geworfen hatte, und mehrere davon fanden nicht wieder auf. Nun kündigten die Zeitungen täglich das Hinscheiden berühmter oder doch bekannter Männer an. In Paris konnte die Königl. Familie nicht wie in andern Hauptstädten auf einem einsamen Schlosse wohnen und sich dort von Soldaten umringen lassen. Das würde für Feigheit angesehen worden seyn, und man würde gemurrt haben, wenn der vom Volke gewählte Abalg nicht auch dessen Schicksal theilt und sich derselben Gefahr, wie alle Bürger, ausgesetzt hätte. Uebrigens war man auch von der Unmöglichkeit der sogenannten Sperrelinien allzusehr überzeugt, als daß man daran gedacht hätte, auch nur eine einzige zu bilden. Die Cholera überspringt die Sperreordens, und Feldlager vermögen sie nicht zurückzuschrecken. Der Todten waren so viele, daß die sogenannte Beerdigungs-Administration nicht Leichenwagen genug liefern konnte, um die Todten alle fortzuschaffen. Einige dieser Wagen nahmen auf ihrem Wege 3 — 6 Leichen auf; die Bürger mußten selbst ihre Freunde und Verwandten beerdigen. Zuletzt hat man große Wagen perfertigt, welche zur Nachtzeit die Leichen aus einer Straße oder aus mehreren abholen und sie zum Gottesacker führen. Und während die Menschen nun so hinwelkten, und sogar bleibenden, die von der Seuche verschont blieben, Anfälle von den Symptomen derselben verspürten, blieb der Himmel stets heiter, der Frühling rückte mit all seinem reizenden Gefolge heran, die Vegetation entwickelte sich, die Luft war rein, und man hätte glauben sollen, Paris müsse sich in dem besten Gesundheitszustande befinden. Es hatten sich gleich Anfangs eine Menge Menschen davon gemacht, besonders solche, die in Paris-blos zu ihrem Vergnügen sich ausblieben. Die später Abreisenden kamen nicht alle gut weg; fast täglich sprechen die Zeitungen von Leuten, welche aus Paris in der Provinz angekommen und dort von der Cholera angegriffen worden waren; bei mehreren war sie auf der Reise selbst ausgebrochen, obgleich sie Paris gesund verlassen hatten. Wie läßt sich dies erklären? Ueberhaupt hat sie uns begreifliche Art, wie die Seuche um sich greift, etwas fürchterliches, welches auf die Einbildungskraft wirkt und manche aus bloßer Furcht aufs Krankenlager wirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Cenci. Bald darauf machte man in Neapel und dann in Rom vier Mitgliedern der Familie des Verstorbenen den Prozeß; erst nach monatlängem Verhör und Foltern wurde über sie die Todesstrafe ausgesprochen.

Es war der eilfte September des Jahres 1599. Auf dem Thurne von San Francesco schlug es langsam fünf. „Schon brummt's fünf, Bruder Marco, und noch will die Sonne ihr rothes Gesicht nicht über dem Hügel zeigen.“ — „Ich wollte, sie schiene heute gar nicht.“ Diese wenigen Worte sprachen zwei Geiseler von der Bruderschaft der Wundmale, von denen einer mit beiden Händen einen langen, in ein Kreuz sich endigenden hölzernen Stoc hielt, von welchem ein schwarzes Tuch in Gestalt einer Fahne flatterte, auf dem Schädel und Todtenknochen in weißer Farbe dargestellt waren. Der andere hielt mit der rechten Hand einen kleinen silbernen Kessel, und drehte in der Linken unruhig einen Weibswedel. Beide waren in ein dunkelfarbiges Oberkleid mit Kapuze gekleidet, das um die Lenden mit einem Stricke gegürtet war, an dem ein Rosenkranz mit derben Körnern hing; die Kapuze war über den Kopf gezogen und die Augen schauten aus zwei Löchern hervor; nur Hände und Füße, nackt und von der Morgenfrische geröthet, sahen aus den breiten Falten des schwarzen Gewandes. Diese beiden Gestalten, aufrecht und unbeweglich an den Seiten der Kirchthüre, glichen zwei Schatten am Eingange eines einsamen Ortes der Trauer.

Und Trauer war wirklich überall. Die Pforten des Tempels waren geöffnet, aber kein Zelken verkündete, daß man einen Gottesdienst feiern werde. Kein Glockenklang hatte die Gläubigen bei Tagesanbruche zum Gebete gerufen, keine Kerze verbreitete ihr Licht vor dem Altare, kein Diener des Herrn stimmte fromme Gesänge an, kein andächtiger Priester verrichtete das Opfer. An jenem Morgen hatten bloß die vierzig der Misericordia den traurigsten aller Kirchendienste zu feiern: vom barmherzigen Gott für vier zum Tode verurtheilte Opfer Verzeihung zu erbitten. Nicht lange, so wurde jene ernste, feierliche Stille vom Geräusch vieler Fußtritte und dem Gemurmel von Stimmen unterbrochen, die wie Wellen an die dunkeln Wände der Kirche schlugen. Sie und da in den Bänken im mittlern Schiff der Kirche sah man wie durch einen Nebel dunkle Gestalten mit weißen Kapuzen schwanfen, sich endlich in zwei lange Reihen ordnen und wie eine Leichenprozession sich der Pforte nähern. Nun vernahm man den Ruf: „Vorau mit dem Kreuze,“ und das Kreuz mit der Fahne erhob sich und ward die Fagade der Kirche entlang getragen, auf die es einen verschwommenen, flüchtigen Schatten warf.

Eben als dieser schauerliche Zug sich in Bewegung setzte, streifte der erste Strahl eines röthlichen Lichtes wie ein Blick an der weißen Wand des Hauses des Herrn.

Die Sonne erschien über dem Hügel gegenüber mit jenem düstern, dunstigen Scheine, der dem Himmel Roms und Afiens eigenthümlich scheint. Das plötzliche Licht blendete die Brüder der Misericordia: der eine hielt die Hand vor's Gesicht, der andere zog die Kapuze über die Augen, und ein dritter senkte den Kopf. Wer sind die Weiden, welche den Zug beschließen und so langsam gehen, daß es ist, als wünschten sie allein zu bleiben. Ihre Gesichter sind unbedeckt und der Morgenstrahl wirft auf sie den röthigen Schein, den die Zeit wohl schon längst von den Wangen gejagt hat? Der eine trägt das Ordenskleid des heil. Franciskus; eine ärmliche, nufbraune Kutte mit einem Strick umgürtet, ein Kreuzifix von rothem Holze, einem Rosenkranz, auf der Brust einen langen, grauen Bart. In seinem bleichen Gesichte funkeln zwei lebhaft blaue Augen, voll Andacht, voll reiner, heiliger Liebe. Der andere scheint ein Mann von etwa vierzig Jahren, einer jener Männer, die viel gedacht, viel gelitten; seine hohe Stirne ist gefurcht, seine Augen tiefliegend; der Ernst in seinem Blick würde schrecken, wenn die sanften, gutmüthigen Züge des Gesichts nicht stille Heiterkeit, Vertrauen, Hoffnung einflößten. Er trägt Doktorleidung: das lange Kleid von schwarzer Seide ist mit einem Kragen von weißem Spitzenzeuge geschmückt und vorne offen. Er trägt weder Mantel, noch Degen, noch andern Schmuck, als einen Demantring an der rechten Hand, in der er ein schwarzsamtnes Barett hält. Sein Haupt ist kahl, und er geht in ernstem, ruhigem Schritte einher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Z w e i t e r B r i e f.

Nürnberg, den 9ten April Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar stieß da hervor, wo bisher nur welcher Milchsaum am Winde geflattert hatte. Das Gesicht schrumpfte wie eine getrocknete Frucht zusammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkapplein vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erschrecken, ich erschraack auch. Aber der Schreck währte nicht lange und ich beruhigte mich. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um ebensoviel Jahre älter werde, um gleichsam die in Nürnberg schlummernden Genies des Mittelalters nicht zu erzürnen. Inzwischen bot man mir einen Spiegel — und welches Zauber-spiel! Ich war nicht nur wieder jung, wie ich Sie verlassen habe, sondern noch um zehn Jahre jünger geworden, es schien, als wär' ich so eben der Schule entlaufen. Mein langes Haar wallte wie in blonden Locken vom Scheitel herab, mein Noek war so sonderbar kurz, mein Halskragen

so ungewöhnlich lang geworden, daß ich unwillkürlich in meine Rocktasche greifen mußte, um nach meinem altdeutschen Liederbuche zu suchen. Ich fand es nicht, weil es — wie ich mich nun dessen wohl erinnerte — von meinen Lehrern vor Jahren confiscirt, und zu den Alten der Mainzer Kommission geschlagen wurde. Aber was ich fand, war ein Reißzeug, Farbenplatte, und besonders ein Dußend schöner, weißer Hemdkragen. So wollt' ich in Nürnberg, in das poetische Mittelalter, einzutreten. Und siehe da! kaum war ich in die Ringmauer eingetreten, so öffnete sich die alte Marthakirche, und in feierlichem Zuge wallfahrte die deutsche Literatur im funfzehnten Jahrhundert herauf. Guldne Ketten trugen die Herrn um den Hals und hatten lange, weiße Oberröcke am Leibe, an den Saumenenden mit Fels verbrämt, und trugen Kappen und das Haar à l'enfant frisiert. Und Einer hielt vorn am Zuge ein sonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, sah aus, wie ein Irrgarten, das nannten sie den Poetensteig, oder die Tabulatur, und konnten es nicht ansehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monstranz. Jeder aber trug noch ein besonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meisterton, eine besondere Gesangsweise bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmetröhre, ein Dritter einen Strohhalm, dieser einen Fuchs, Jener einen Bielfraß, und ein Letzterer einen Pantoffel, je nachdem sie nur ihre Tonart benannt hatten. Dabei spielten sie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als sey Apollon göttlicher Dichtersaule über sie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt der Zug, von der Kirche unserer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte später ein Quarré von Marktbuden hinprophezeit, und wo sie im Jahre 1832 gewiß aufstehen werden. Unzähliges Volk war versammelt. Endlich schmetterten Trompeten, und oben auf dem Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiser Maximilian hervor, umgeben von seinen Reichgenossen und Räten, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirckheimer. Der Kaiser zog ein Papier aus der Tasche und las allem Volk eine Rede über den altdeutschen Kunstgeschmack, über die Sinnigkeit und Jungigkeit der deutschen Malerei und Skulptur vor, gerade wie sie noch nach Jahrhunderten von einem künstlerischen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'sche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden sollte, nach einer alten Weissagung, die schon in den ersten, aber von Tarquinus verbrannten sibyllinischen Büchern gestanden haben soll. Da hört ich neben mir Jemand wie ein Kind schluchzen, ich sah mich um, und konnte nicht recht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mit, als säß' ich im Hanauer Theater, wo ich zum erstenmale ein Schauspiel, benannt: „Hans Sachs“, mit meinen Augen gesehen habe. Und der da weinte, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs, oder der

Schauspieler, der ihn damals darstellte, oder der Professor Deinhardstein in Wien. Endlich erwacht' ich aus meinem Traume, als mich ein Jude mit jener unendlich widrig-liebend-würdigen Miene fragte, ob ich nicht Lust zu handeln hätte? Die Täuschung hatte mich so frappirt, daß ich wirklich Lust bekam, und dem Manne all die Schriften verkaufte, die mich in Nürnberg's Mystiken einweihen sollten. Darum, meine Freundinnen, kann ich Ihnen auch nur so wenig berichten, muß Sie auf die Quellen verweisen und um gütige Rücksicht bitten. Nur an einen Ort will ich Sie begleiten, auf den Zwinger, wohin es mich mit Sturmwehen trieb. Denn schon wieder wurden die alten Zeiten in mir neu, ich hörte die Geister der Bergangenheit durch die Sprachröhre der Jahrhunderte mir zurufen: steige dort auf jene Höhe und sammle die Blätter zu einem Lorbeerzweig, den einst ein Würdiger dir winden wird! Nun habe ich mir auf der Akropolis alle nur möglichen Erinnerungen an die Nürnbergschen Burggrafen angesetzt, graphisch und architektonisch, und glaube, den preussischen Staat, dem mich die Götter einverleibt haben und den man bis jetzt nur philosophisch erklärt hat, bald auch auf poetische Weise beleuchten zu können. Denn auch dir, Berlin, naht die Zeit altdeutscher Erinnerung, und wenn dich bis jetzt nur noch bunte Glasfenster an der Wilhelmstraße geziert haben, so dürften dich, aus Ironie gegen die steinernen Helden des siebenjährigen Krieges, gerade auf dem Wilhelmplatz solche Institutionen an die Hohenzollern mahnen, wie in München die Arkaden an die Wittelsbacher.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die sieben Kurfürsten, die einst aus Erz über dem Portal der Frauenkirche standen und eingeschmolzen und verkauft sind; an ein Kloster, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jetzt auf Pfand leihet; an einen Thurm, in den man Räuber einsperrt; an den Begründer Nürnberg's, den Kaiser Nero. Denn von Nero ist der Name der Stadt herzu-leiten, der sie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Cholera. Unglück einiger Theaterunternehmer.

Die Pariserinnen pflegen sehr zarte Nerven zu haben; man kann denken, welchen heftigen Eindruck der physische Ausbruch eines so schrecklichen Uebels auf sie gemacht hat. In einer großen Hauptstadt, wo die Menschen so gedrängt beisammen wohnen, ist man an manche physische Uebel gewöhnt; aber eine so verheerende und so schnell abtödtende Seuche, wie die Cholera, war seit Jahrhunderten hier nicht erschienen, und nur zu den Pestzeiten hat man etwas Ähnliches erlebt. Der Pariser ist von Natur heiter und lebensfroh, und nimmt die Widerwärtigkeiten des Lebens auf die leichte Hand; seitdem die Cholera wüthet, verläßt ihn doch seine Lust

zum Schwert, zum erstenmale wird er ernsthaft und nachdenkend. Und wie könnte es auch anders seyn? Fast jede Familie hat einen Verwandten zu betrauern; manche haben ihre Freunde, ihre Gönner, ihre Beschützer verloren; jeder muß auf seiner Hut seyn, daß er sich nicht durch eine Unvorsichtigkeit an den Rand des Grabes bringe; die Unmöglichen werden müßig, die Aufwallenden gelassen, die Ausgeweiserten führen einen ordentlichen Lebenswandel. An den äußeren Enden der Stadt, nach den Barrieren, erblickt man häufig Leichenbegängnisse, obschon die meisten zur Nachtzeit oder Morgens in der Frühe stattfinden. Im Innern der Stadt ist jedoch kaum zu merken, daß eine Seuche wüthet, die täglich über 3 — 500 Menschen weggräbt; hier ist das Gewühl zwar nicht so groß als sonst, da Manche abwesend sind, Manche in ihren Wohnungen bleiben; allein nichts kündigt hier dem Auge die Spuren der Verwüstung an. Auf dem Handel ist der Einfluß der Cholera leider nur allzu merklich; die Apotheken und Kräuterbuden werden fleißig besucht, aber in den andern Buden herrscht eine traurige Stille; die Fremden, welche sonst so viel Geld zu Paris in Umlauf setzen, bleiben weg; die Schauspielhäuser, deren Zahl sich über die Maßen vermehrt hat, sehen leer aus, und schon hätten mehrere geschlossen werden müssen, wenn die Regierung, welche die Zerstreung der Gemüther im Schauspielhause für zuträglich ansieht, ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre. Dennoch müssen sie arbeiten, als ob sie des Zuspruchs des Publikums sicher wären, denn sonst würde es ganz ausbleiben. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, ein Publikum zu zerstreuen und zu vergnügen, welches die Sichel des Todes auf allen Seiten Menschen wegmähen sieht, und man hat keine große Lust am Bühnenspiel, wenn man den Tag über fast von nichts als von Kranken und Todten hat sprechen hören und besprechen muß, am folgenden Tage auch zu Bette zu liegen. Einige Theater hatten sich schon vor dem Ausbruche der Cholera nicht halten können und daher aufgehört zu spielen. Diese waren das Nouveautés-theater auf dem Odeonplatze, das Odeon, ehemals das zweite Nationaltheater, und dann die komische Oper, die auch unter einer neuen Leitung sich keinen Monat anfrecht halten konnte, so daß der neue und mit so großen Kosten erbaute Saal nun leer steht und die Sänger sich in alle Welt zerstreut haben. Dem reichen Boursault hat die Leitung beinahe eine Million Zusatz gekostet, weshalb er genöthigt ist, sein schönes Haus in Paris, seine prächtigen Treibhäuser und seine Gemäldesammlung zu verkaufen. Die Zeitungen hatten angekündigt, Rothschild habe das schöne Gut Boursaults an sich gekauft. Der Handel war wirklich im Gange, ist aber nicht abgeschlossen worden, und nun werden die einzelnen Besigungen wahrscheinlich an die Meistbietenden verkauft werden. Boursault war ehemals Schauspieler, und ist ein Abkömmling des in der französischen Literatur als dramatischer Dichter bekannten Boursault. Da er ein unternehmender Mann war, so nahm er die Spielhäuser und die Reinigung der Straßen in Pacht. Diese beiden Dinge paßten wohl zusammen, und man pflegte zu sagen, Boursault habe den gesammten Unflath der Hauptstadt in Pacht. Da ihm das Geld nur Mittel, nicht aber Zweck seyn sollte, so benutzte er den so leicht erworbenen Reichtum dazu, um sich ein schönes Eigenthum in einer einsamen Straße von Paris anzulegen, und hier unter den um sich her versammelten Schönheiten der Natur und der Kunst sein Alter ruhig und vergnügt zuzubringen. Seine Gemäldhäuser wurden als die schönsten von Paris gerühmt, und auch seine Gemälde gebrauchten zu den vorzüglichsten Privatsammlungen. Unglücklicherweise für ihn blieb er aber seinem Vorsatze nicht treu, sondern ließ sich in einem Alter von 80 Jahren verleiten, ein Thea-

ter zu dirigiren. Bieleicht war dies ein Ueberrest der Neigung zum Romblantenleben, womit er seine Laufbahn begonnen hatte. Er übernahm also die komische Oper, behielt die Direktion kaum zwei Jahre lang, und, wie gesagt, dieser Einfall kostete ihm beinahe eine Million und zwangt ihn nun, sein so schön angelegtes Eigenthum, in welchem er seine Tage ruhig und angenehm zu beschließen hoffte, zu veräußern und sich aufs Land zurückzuziehen. Das Nouveautés-theater ist schon ziemlich lange geschlossen; auch hier hat sich ein reiches Eigenthümer, Namens Langlots, welcher es sich in den Kopf gesetzt hatte, ein Theater bauen und leiten zu wollen, zu Grunde gerichtet, und zwar noch schlimmer als Boursault, denn doch immerhin noch Vermögen übrig bleibt. Das Odeon-theater hat nimmer auskommen können, und mehrere Direktoren haben sich daran vergebens versucht. Es ist das einzige große Theater der Vorstadt St. Germain und des ganzen fünften Beineufers; dennoch hat man dasselbe fast nie mit Zuschauern füllen können; freilich ist es auch zu groß für das jetzige Bedürfnis; denn da es so manche Theater in Paris gibt und die schauende Menge also sehr zerstreut wird, so bedarf es keiner großen Theater mehr wie sonst, da nur ein Halbdutzend Schauspiele vorhanden waren; nun steht aber ein großer Schauspielsaal, wenn er nur zum Viertel oder zum Drittel gefüllt ist, traurig aus. Man hat nicht gar weit vom Odeon nentlich ein kleines Theater errichtet, oder eigentlich eine ehemalige Kirche in ein Schauspielhaus umgewandelt; hier spielt jetzt eine Truppe Boudevilles und dergleichen kleine Stücke, wie sie das heutige Publikum liebt und wie sie fast auf allen kleinen Theatern in Paris gegeben werden. Natürlich hat die Cholera auch auf die Schauspielbühnen Einfluß gehabt und ihre Thätigkeit gehemmt. Einige sollen sogar davon gekauert seyn, um in einem gesunden Klima die Zeit, da sich wieder Boudevilles werden dichten lassen, abzuwarten. Rossini gehört zu denjenigen, welche mit der Cholera nicht haben in Einer Stadt wohnen wollen, und in der That wäre es höchst zu bedauern gewesen, wenn die abscheuliche Krankheit den Verfasser so vieler reizenden Opern ergriffen hätte. Auch den kleineren Tageblättern scheint seit dem Ausbruche der Cholera der Witz auszugehen; und da überall nur von Hospitälern und Kranken die Rede ist, so fehlt es ihnen an Stoff zum Schwertzen; sogar die Baronin von Beauverès, welche durch den Proceß wegen der Nachlassenschaft des Herzogs von Bourbon so berühmt geworden ist, und die den Journalisten seitdem zu äußerst heißenden Anspielungen auf die zweifelhafte Todesart des Prinzen Anlaß gegeben hat, wird fast vergessen. So hatte man sie auf einem Karrikaturbilde in einem Faschingsaufzuge als Türkin mit einer Schnur in der Hand abgebildet, und was die Sonne bei den Türken sagen will, ist bekannt. In dem noch wenig bekannten Journal Tyrtée, das sich auch bisher noch wenig bemerkt gemacht hat, findet sich folgendes Epigramm auf dieselbe Person:

Je ne sais pourquoi l'on s'étonne
Quand on voit certaine baronne
En certain lieu si fréquemment,
Le fait est facile à comprendre;
Puisqu'elle a pendu son amant,
C'est qu'elle aime les gens à pendre.

Dies geht ein wenig über die poetische Freiheit; da jedoch die certaine baronne nicht namentlich angeführt wird, so entgehen die Verfasser und Herausgeber einer gerichtlichen Verfolgung.
(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Durch Analogie und Deduktion hatt' ich eine Dame, die mir über Tische gestern zur Seite saß, vom Segentheile zu überzeugen gesucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberschrift las: „Interimstheater.“ Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieses Interim belehrt. Man wollte damit die einstweilige Benützung eines fremden Lokals bezeichnen, seitdem das alte haufällig und dem Einsturz nahe schien. Diese Interimsstreikigkeiten hätten mich fast wieder in's sechszehnte Jahrhundert zurück veretzt.

Das interimistische Theater liegt an der Regnitz, an einem der am meisten poetischen Flüsse Deutschlands, an der Hippokrene des siebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüst sah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt, und warum nicht? Wie würde ein Orpheus so weltberühmt geworden seyn, wenn es keine Löwen und Hyänen gäbe, die sein Gesang hätte bändigen können. Das alte Theater soll auf den Grund einer Scheune errichtet gewesen seyn, welchen Ursprung ich mir literarhistorisch erkläre, denn unstreitig ist Nürnberg so aufs Theater gekommen, wie Thespis auf den Karren, wie Susrion in die Dorfschänke Griechenlands.

Endlich wollen Sie etwas von der theatralischen Leistung selbst hören. Ich zögere, das gestern gegebene Stück zu nennen, weil wir uns dann Alle schämen müssen, ich meine wegen einer Unterlassungssünde. Man hat uns nämlich an jenem Abende, als Fidelio's Haus die Silberglocke ihrer lieblichen Stimme ertönen ließ, vergebens im Hoftheater gesucht, und diesen Fidelio gaben sie gestern Abend hier. Sie wissen, ein Schalk gibt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, so kann ich darüber schon etwas weitläufig werden. Glauben Sie an musikalische Schabbelolinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spralllinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein süßer Circumflex, aber der Inhalt des Stückes ist schauerlich, höchst schauerlich. Denken Sie sich eine Welt voll aufgelöster und nicht aufgelöster Diffe, nanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieser Grabesnacht die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir sehen den Raub der Freiheit, und hören ein Nachtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, sie tödten ihn nicht, sie sind zu schwach, zu gemüthlich, sie lassen ihn langsam hinschmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, Jemanden umzubringen, hält es sogar für einen schönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proklamirt, man betet zu Gott, Alle sind nun frei, und selbst die Tyrannen werden — aber was geb' ich denn an? Hab' ich Ihnen, schöne, aber schwächterne Louise, nicht an Eidesstatt geloben müssen, nie mich mit Politik zu befassen? Haben Sie mich in

Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die frommen Leute wohnen, und die Hügel- und Bergpartei herrscht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Hab' ich nicht auf Ihr dringendes Ersuchen meinen Namen und das gefährliche Motto von der Subscriptionsliste des Rheinbaderschen Vereins gestrichen, und erklärt, daß ich für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe? Wie mich diese Besorgniß immer so sehr entzückt hat!

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e C e n c i .

(Fortsetzung.)

Die beiden Erbkinder der Elenden, der Gefallenen, schienen in eifriger Unterhaltung begriffen; hören wir, was sie sprachen, während sie langsam durch die engen Straßchen wandeln, die zum Ponte Sowellia führen. „Meint Ihr, ehrwürdiger Bruder Luca,“ sagte der Doktor, „meint Ihr wohl, so frühe der armen jungen Seele im Todeskampf beistehen zu müssen, die im Morgenroth des Lebens schon zum Niedergang bestimmt ist, zum schmerzlichen Niedergang, für den es keinen Morgen auf dieser Erde gibt?“ — „Gottes unerforschlicher Wille geschehe, Doktor Prospero.“ — „Und doch, wer hoffte nicht noch vor sechs Tagen Alles von der Gnade dessen, der in dieser Welt der oberste Diener Gottes ist, welcher nicht den Tod des Sünder's will, sondern daß er lebe und Buße thue? Es schien, er wolle wenigstens des Lebens der jüngsten Glieder des Hauses Cenci schonen.“ — „Vielleicht,“ erwiderte der Mönch, „wollte Gott selbst nicht diese Gnade. Vielleicht stand in seinen Beschlüssen geschrieben, daß ein großes Beispiel gegeben werden solle. Die Schlechtigkeit der Zeit ist groß, mein Bruder; noch ist die Asche eines von Watermördern getödteten Greises nicht kalt, und schon erstach vor wenigen Tagen ein Mädchen aus vornehmer Familie die Mutter; selbst die Jungfrauen, diese leuchtenden Töchter des Herrn, scheinen, vom Teufel geblendet, nach Blute zu dürsten, und ach! nach welchem Blute!“ Der Mönch erhob die Augen gen Himmel, aber bald senkte er sie wieder und zwei Thränen flossen über seine bleichen Wangen.

„Es ist nur zu wahr,“ antwortete Doktor Prospero; „wäre nicht in diesen Tagen der Muttermord der Signora Barbara vorgefallen, so hätte Beatrice vielleicht ihre Augen in dieser Nacht nicht zum letzten Male geschlossen. Du Arme, bald wird dein Schlummer ein ewiger seyn.“ — „Dann erleuchte deine Seele das Licht des Herrn und ruhe im Frieden, Unglückselige! Amen.“ — „So geschehe es, mein Vater,“ fiel der andere ein. „Und bleibt das Bewußtseyn, unsre Pflicht erfüllt, für eine arme Gequälte

gesprochen und gebeten zu haben.“ — „Wenn sie schuldlos wäre!“ — „Das weiß Gott allein.“ — „Und weißt du es nicht, glaubst du es wenigstens nicht, da du sie doch so eifrig verteidigt hast?“ — „Mein Vater, ich würde sie noch einmal verteidigen, aber wieder mit der schwachen Kraft des Menschen, der nicht in die Geheimnisse des Herzens bringt, sondern nur nach äußeren Zeichen urtheilt; aber diese sprechen mir alle zu Gunsten der jungen Cenci.“ — „Und was sagte der heilige Vater, als du dich aus freiem Antriebe erbotst, sie zu verteidigen?“ — „Anfangs unterbrach er mich zornig mit den Worten, es wundere ihn weniger, daß es in Rom Clende gebe, die einen Watermord begehen könnten, als daß sich Sachwalter zu ihrer Verttheidigung fänden. Mein Vater glorreichen Andenkens, *) setzte er hinzu, hätte nie für einen solchen Fall gesprochen. Und ich antwortete ihm demüthig, ich sey nicht Verttheidiger von Watermördern, sondern Vormünder der Armen und Sachwalter der Gequälten; dieß sey meine Sendung, diese wolle ich mit der Festigkeit eines Richters, mit der Würde eines unbefleckten Gewissens erfüllen. Diese meine freimüthigen Worte machten auf die christliche Seele des heiligen Vaters Eindruck, so daß er mir mit Güte und Aufmerksamkeit zuhörte, und mein vier Stunden langer Vortrag ihn nicht zu ermüden schien.“ — „Dieser Vortrag allein, Farinaccio, wird dich berühmt machen. Deine Gründe, tief, scharf, eindringend, haben den Schleier gelüftet. Du hast die Cenci entschuldigt, aber genügte der Gerechtigkeit Entschuldigung?“ — „Sie genügte der Menschlichkeit, Bruder Luca, und diese ist oder sollte doch stets unzertrennliche Gefährtin der Gerechtigkeit seyn. Sage mir, wenn ein Geschöpf, schwach und zart wie ein Blütenstengel, gepeinigt, gedrängt von einem Werruchten, der sich ihren Vater nannte, aber nichts als ein Ungeheuer war, ein Opfer seiner Gewaltthätigkeit und Nachstellungen, in jenen Fehltritt verfällt, den die Tochter des Patriarchen, welchem Gott die ungehorsame Gattin in eine Salzsäule verwandelte, nur in der Trunkenheit begingen; wenn ein solches Geschöpf in einer an den, welcher die Bedrängten schützen soll, gerichteten Schrift sich aus den Klauen dieses Ungehens zu retten sucht, wie vor Jahren ihre ältere Schwester gerettet ward, aber keine Antwort erhält und Niemand kennt, der sie schützen kann oder mag; wenn diese Unglückliche, oder besser, diese Verzweifelte, vom blinden Wahnsinn des Abscheus ergriffen, es zugibt, daß das böse Wesen, das sie erniedrigte, das sie vor Gott und den Menschen beflechte, zerstört werde, wer will da den ersten Stein wider sie aufheben?“ — „Ich nicht,“ ant-

wortete der Mönch, „gewiß nicht ich, der Verkünder der Sanftmuth und Liebe; wohl aber die menschlichen Richter, die Rächer eines Watermords, der nicht zu augenblicklicher Verttheidigung, sondern nach überlegtem Plane begangen worden, nicht mit einem von einer rasenden Hand geführten Eisen im Versuche, die unbefleckte Tugend zu retten, sondern mit dem Dolche erkaufter Mörder, begangen in unseligem Hasse von vier Menschen, die gleiches Blut und gleiches Leiden hatten. Gott, Gott der Güte, vergieb ihnen!“ — „Hätten ihnen auch die Menschen vergeben, die seit Monaten auf vier Clende Martern und Qual gehäuft! Nur die Folter, mein Vater, erpreßte von den verzerrten Lippen der zweiten Gattin Francesco Cencis und ihres nicht fünfzehn Jahre alten Sohnes Worte der Schuld. Sabest, bewunderst du nicht die unerschütterliche Standhaftigkeit Beatricens, der einzigen Beatrix?“ — „Arme Märtyrin! hätte sie doch gesprochen! Ich weiß, daß sie mehrmals auf die Folter gespannt wurde, aber ihrem Munde entfloß nie ein Wort weder der Anklage, noch der Verttheidigung. Ein großes Geheimniß, eine schreckliche Offenbarung liegt in ihrer Seele verschlossen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mal.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Zweiter Brief.)

Sehr wichtig ist es, sich einen Begriff von der Rolle zu machen, welche Gelehrn und Rückenmark in der Cholera spielen. Wie wollen bei dieser Gelegenheit Einiges anführen, was zur Erklärung des physischen und moralischen Verhaltens des Kranken dient.

In den höhern Graden der Cholera liegt der Kranke ruhig auf dem Rücken, oder wirft sich von einer Seite zur andern, oder kauert sich zusammen. Seine Unruhe ist oft sehr groß; ein unerträgliches Gefühl von Hitze, von Angst und Durst martert ihn, er wirft die Decken weg oder macht Versuche, das Bett zu verlassen, fällt aber auf dasselbe zurück oder in der Nähe zu Boden; er senkt tief und stößt eigene hohe Jammerthöne aus. Das Gesicht hat ein schläfriges, betäubtes Ansehen und den Ausdruck von Angst, Verzweiflung und tiefem Leiden; die liefliegenden Augen haben einen eigen thümlichen Glanz und sind zuweilen ganz oder halb geschlossen, so daß nur das Weiße sichtbar ist. Der Geist des Kranken befindet sich indessen — und dies ist auf den ersten Anblick sehr auffallend — qualitativ durchaus nicht gestört; nur die höhern Geisteskräfte schlummern; er bestimmet sich wenig um die Außenwelt, seine Umgebungen, seine Familie, da er bloß mit dem Eindringen seines Gemeingefühls beschäftigt ist; zuweilen hat er eine Ahnung des Todes, die er mit Bestimmtheit ausspricht. Er beantwortet alle Fragen mit vollem Bewußtseyn und Aufmerksamkeit; er schlägt, selbst wenn er mit geschlossenen oder verdrehten Augen daliegt, dieselben auf leichtes Auslösen auf, schließt sie aber sogleich wieder, wenn er mit seiner Antwort zu Ende ist.

Unter den ersten Symptomen der Krankheit tritt nicht

*) Der Vater des damals regierenden Pabst Clemens VIII. war Eusebio Nicobrandini von Siena, ein zu seiner Zeit berühmter Rechtsgelehrter.

(Fortsetzung.)

Margat projektirte Entschleppung der Cholera.

festen Schwindel, Ohrensausen, Eingenommenheit des Kopfes auf, und dies beobachtet man besonders bei den leichteren Fällen. Dagegen bleibt häufig der Kopf von Anfang durchaus frei; ja gerade bei den ebsartigsten Fällen, wo die übrigen Symptome gleich von Anfang sehr stürmisch auftreten, erreicht das Uebel oft seine größte Höhe, ohne daß der Kranke das Geringste im Kopf klagt. Der Kreislauf zwischen Herz und Gehirn — und dies ist ein vorzüglich zu beachtender Punkt — geht ununterbrochen fort; die Kopfschlagader klopfet immer noch kräftig, wenn auch der Puls am Handgelenke gänzlich verschwunden ist und aus der geöffneten Ader am Arm kein Blut mehr fließt. Diese Fortdauer des Blutumlaufs im Gehirn steht nun offenbar mit der verhältnißmäßig geringen Störung der Geistesfunktionen und der durch die Nerven des Gehirns im Körper unterhaltenen Thätigkeiten im Zusammenhang. Die Sinne des Kranken zeigen keine Abweichung vom natürlichen Zustande; er sieht, hört, riecht, schmeckt; die Stimme ist zwar sehr schwach, aber nie ganz unterdrückt; die Brust athmet ruhig, gleichförmig; der Athem kann mit Leichtigkeit tief gezogen werden; das Schlingen geht vollkommen gut vor sich, die eiskalte Zunge ist beweglich, wie im gesunden Zustand. Alle diese thierischen Verrichtungen kommen nun aber vorzugsweise unter dem Einflusse von Nerven zu Stande, welche vom Gehirn unmittelbar ausgehen. Daß das Bewußtseyn und damit die spezifische Verrichtung des Gehirns nicht gestört ist, haben wir schon gesehen. Aber das Gehirn ist, wie schon erwähnt, mit Blut überfüllt; in so weit nun seine Funktionen noch gestört sind, rührt dies eben von dieser Ueberfüllung her, welche als rein mechanische Folge des Krampfes erscheint, der die vom sympathischen Nervensystem versetzten Gefäße gefesselt hält, und somit als eine ganz sekundäre Erscheinung anzusehen ist.

Das Rückenmark ist, gleich dem Gehirn, mit Blut überfüllt, nur noch weit stärker, wie denn überhaupt dieses Organ einen viel bedeutenderen Einfluß auf die ganze Krankheit hat. Die schmerzhaften Muskelkrämpfe, welche eine Hauptqual des Kranken ausmachen, kommen gerade in solchen willkürlichen Muskeln vor, die ihre Nerven vom Rückenmark erhalten, nämlich vorzugsweise in denen der Glieder, zumweilen auch des Rumpfes. Das Befallenseyn des Rückenmarks ist in vielen Fällen, und gerade in den sehr rasch verlaufenden, nächste Ursache des Todes, indem durch die Ueberfüllung mit Blut plötzlich ein Schlagfluß dieses Organs eintritt.

Die Krankheit zeigt in ihrem Verlaufe mehr oder weniger deutlich geschiedene Abschnitte oder Stadien. Das erste Stadium, das des Anfalls, geht entweder alsbald in Genesung über, oder es macht einem höhern Grade der Krankheit, dem krampfhaftesten Stadium, Platz, in welchem der beschriebene Gefäßkrampf und seine Folgen, die Kälte, die Pulslosigkeit, die blaurothe und bleigraue Färbung der Haut, das spitzige, entstellte Gesicht am stärksten ausgesprochen, die Krämpfe am anhaltendsten sind. In diesem Zeitraum stirbt der Kranke entweder unter Fortdauer dieser aktiven Zustände, oder auch des vollen Bewußtseyns und eines ruhigen Athems, an Rückenmarksschlagfluß, oder diese Periode der Krankheit geht in das Stadium der Lähmung über, wo einige Hantwärme und etwas Puls zurückkehrt, aber ohne daß die eingesunkene Haut sich wieder hebt und natürlicher färbt, und wo denn der Kranke unter den Erscheinungen von Gehirn- und Lungenlähmung, mit den gewöhnlichen Symptomen eines Nervenfiebers, also mit Bewußtlosigkeit und Abweln stirbt; — oder endlich geht auch das Stadium des Krampfes in das der kritischen Bewegung (Reaction) und in Genesung über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die kleinen Journale bringen beständig la baronne mit dem Zeitwörter hängen und aufhängen in Verbindung. Darin besteht der ganze Witz, den sie über die berühmte und reichgewordene Erbin des Herzogs von Bourbon aussprechen; aber freilich läßt sich kein herberer und schlagenderer auffinden. In einer andern Zeit würde man sehr über einige lächerlichen Vorfälle, wozu die Cholera Anlaß gab, gekostet haben; allein daran dachte man diesmal nicht. Ein Herr Margat erbot sich auf großen Anschlagzetteln, in einem Luftballon aufzusteigen, um die Luft in der höhern Region zu untersuchen, was, wie er meinte, jetzt von großer Wichtigkeit seyn könnte; hatte er doch einmal ein Stück Fleisch mit hinauf genommen und hatte es mit einer Menge kleiner darauf sitzenden Insekten herunter gebracht. Könnte er etwas Nebenliches diesmal bewirken, so war ja dadurch bewiesen, daß wir die Cholera abscheulichen Insekten Schuld geben müssen, welche jetzt die Luft anfüllen, und dann käme es nur darauf an, den Raum nicht aufzusperren, auch nichts mit Insekten Befallene zu verschlucken und diese geringfügigen Gase zu vertilgen. Margat forderte, wenn ich nicht irre, das Publicum zu Subscriptionsen auf, damit er die wichtige Entdeckungsreise in die Luft unternehmen könne. Die Leute hatten aber so viele Plage auf der Erde, daß sie nicht daran denken konnten, einen Gesandten in den Luftregionen zu beschicken. Andere Leute, und zu diesen gehörten mehrere Aerzte, hatten den Einfall, die Luft (denn nur an diese konnte man sich halten, da sie offenbar alle Schuld bei der Cholera trug) gewaltig zu erschüttern, und schlugen daher vor, alle Kanonen in Paris zu lösen, alle Glocken zu läuten; man denke sich den Lärm, den das Lösen des großen Geschüßes, verbunden mit dem Läuten aller Glocken, hervorgebracht haben würde; gewiß wären manche Kranke vor lauter Schrecken und Angst gestorben; dies wäre die unmittelbarste Wirkung der vorgeschlagenen Maßregel gewesen; jede andere Wirkung würde höchst problematisch geblieben seyn. Sonst fehlte es hier so wenig, oder vielleicht noch weniger als in andern von der Cholera heimgesuchten Städten an Marktweibern, welche allerlei unsehbare Hülsen und Heilmittel gegen die Genesung anzubieten hatten, und aus der Angst und der Leichtgläubigkeit der Leute guten Vortheil zogen. Auch die St. Simonisten sind bei der allgemeinen Bedrängniß etwas zu vorlaut gewesen. Gerade zu der Zeit nämlich, als die Cholera anbrach, setzten sie ihr sonderbares System von der Nothwendigkeit der feinsten Luftarten in Umlauf. Sie behaupteten nämlich, man müsse für die arbeitende Klasse wöchentliche Luftarten veranstalten, damit sie in ihrer Arbeit ermuntert und erheitert werde, was, wie man sieht, mit der zu Harmonie im Nordamerika gangbaren Lehre vom Nutzen des Lärms übereinstimmt, kraft welcher dort am Sonntage statt des Gottesdienstes ein Ball gegeben wird. Jedoch kündigte neulich der St. Simonist, der Vater, das heißt der Herr Infantin, werde nach wie vor seine Kinder, das heißt die St. Simonisten, um sich versammeln; nur werde, wegen der allgemeinen Bedrängniß, nicht getanzet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

bleichen Gesichtern las man nichts als den Kampf der Gefühle, und ihr trüber Blick bestete sich auf den Boden. Bald darauf erscholl der Ruf: „die ersten dreißig der Misericordia sollen sich zu den Kerker des Justizhofes begeben. Nur die letzten zehn sollen bleiben und hier in den Pallast treten.“ Diese Worte wurden von derselben zitternden Stimme gesprochen, die in San Francesco den Befehl zum Ausdruck gegeben hatte. Die Vierzig trennten sich sogleich, und nur die letzten zehn mit Bruder Luca und dem Abvokaten traten in den dunkeln Vorfaal des Pallastes Savella.

In diesem Pallaste, oder eigentlich zu sagen, in diesem großen Kerker befanden sich die zweite Gattin Francesco Cenci's und seine zweite Tochter, die junge Beatrice. Arme Beatrice! Du lagst auf einem Bette, in einer düstern Kammer, in welche das Licht bleich, wie dein Gesicht, herabfiel. Wer dich zum ersten Mal so gesehen hätte, in dem weißen Gewande, auf das ärmliche Lager gestreckt, die blauen Augen geschlossen, der hätte in seinem Herzen gesagt: Schlafe Vice, träume die roßigen Bilder deiner zwanzig Jahre; es ist die schöne Zeit der Träume — aber hätte er gewußt, daß dies dein letzter Morgen war, er hätte dich geweckt, um dir zu sagen: Erwache, erwache, Unglückselige, deine Stunden sind gezählt: der Herr ruft dich zum letzten Gebete. Aber Beatricens Schlaf war tief und ruhig. Wenn die Seele schon die ganze Bitterkeit des Todeskampfes geschmeckt hat, wenn sie sich schon in den himmlischen Gedanken der Religion gesammelt, wenn sie gesteht und gebetet, wenn sie vor dem Bilde des Trösters, des Erlösers geweint, lange geweint hat, so ist sie erschöpft. Dann ist der Schlaf der Sieg der ermüdeten Natur, er ist der Vorwurf jenes unkörperlichen, unaussprechlichen Daseyns. So schloß die junge Cenci.

Schon standen in der kleinen Kammer zu Füßen ihres Lagers, die innigste Theilnahme im Gesichte, Bruder Luca und der Sachwalter; schon brannten auf dem Bettschemel in einem Winkel vor dem Bilde des Gekreuzigten zwei Wachskerzen, und davor knieten und beteten ein frommer Mann und eine alte Wärterin: schon hatten diese vier eintige Sterbegebete mit leiser Stimme hergesagt, nachdem Bruder Luca das Gemach mit dem geweihten Wasser gesegnet; und noch schlummerte Beatrice. Da, beim Silberklang eines Glöckchens, das einer der beiden Kuleenden bewegte, öffneten sich die Augen der Armen zitternd, wie ein unsicherer Lichtstrahl, und eine Stimme, silberner als jener Klang, hauchte von den noch halbgeschlossenen Lippen die Worte: „heilige, schmerzreiche Jungfrau, Stärke, schütze mich!“ Und bei diesen Worten hob sich zuckend ihre Brust, wie von innerem Schauer bewegt, sie hob sich bald auf dem Lager und warf einen irrten Blick ringsum. Ihre Seele lehrte langsam von einer

Verzückung zurüd, die nicht von dieser Welt war. Da erhob Bruder Luca seine Rechte und besprengte sie mit dem geheiligten Wasser. „Erhebe Dich,“ sprach er, „erhebe Dich, Seele des Herrn, und strecke Deine Arme aus zu dem, der Dich geschaffen, zu dem, der Dich erlöst hat; bete bei seinen Wunden, bete, und Du wirst Erbbürgung finden.“ Beatrice faltete mit jungfräulicher Andacht die Hände und blickte starr auf das Kreuz, welches das Gewand ihres Trösters schmückte, während sie den englischen Gruß her sagte. Hier auf setzte sie sich einen Augenblick auf das Lager und sprach, sich zu den Anwesenden wendend: „Ich danke Euch für Euren menschenfreundlichen Beistand, Gott und die heilige Jungfrau werden Euch belohnen.“ Und sie bestete auf jedem einen Blick, der zu dem guten Mönche zu sagen schien: Du verschonest mich mit dem, der mir das Leben schenkte; und zu ihrem Verteidiger; und Du entschuldigst mich vor den Menschen — und zu den beiden alten Dienern: und Ihr wart die Pfleger meiner ach! nur zu stürmischen Jugend.

Nach einer Pause neigte das Mädchen das bleiche Gesicht zum Mönche, mit den Worten: „Verzeihung, Vater, wenn ich mich noch einen Augenblick mit irdischen Dingen beschäftige, es wird das letztemal seyn“ — und sprach dann zum Sachwalter: „Seht dort auf dem Tische das von mir beschriebene Papier, nehmt und bewahrt es. Ich habe meinen letzten Willen darin niedergelegt. Von den zweihundert-fünzigtausend Scudi, welche meine Aussteuer ausmachen sollten, werden hunderttausend armen erdmischen Mädchen zu demselben Zwecke dienen; die übrigen hundert-fünzigtausend hinterlasse ich der Kirche San Francesco, damit man den Bau beendige und einige Messen für mich lese. Ich habe auch Euer gedacht, meine armen, meine lieben — Margarethe und Tobias“ — und damit gab sie den beiden ein Zeichen, aufzustehn und ihr die Kleider zu bringen, welche sie für diesen Tag gerüstet hatte. „Dies wird,“ fügte sie hinzu, „der letzte Dienst seyn, den Ihr mir zu erweisen habt.“ Die Diener kleideten sie in stummer Trauer, während Prospero das Papier nahm und that als lese er darin, um seine stürzenden Thränen zu verbergen, und der Mönch mit leiser Stimme nach seinem Ritual Gebete her sagte.

Der Anzug, den Beatrice anlegte, war von ihr selbst am Tage zuvor geordnet worden. Er bestand aus einem Oberkleide von aschgrauer Seide, wie es die Nonnen tragen, um den Leib hatte sie einen leinenen, an der linken Seite zusammengebundenen Gürtel, die Brust umschloß ein einfaches Schürkleid von silberfarbener Seide, am Halse rund geschnitten; sie trug weder Handschuhe noch Strümpfe, und an den Füßen nichts als ein Paar Pantoffeln von gewöhnlichem Holze mit ledernem Besatz. Das lange blonde Haar, das in unzähligen Locken über die

Schultern hinab fiel, ließ sie abschneiden, wie es Sitte ist bei den Jungfrauen am Tage, wo sie vor Gott das feierliche Gelübde ablegen, allen irdischen Eitelkeiten zu entsagen. In dieser einfachen Kleidung bereitete sie sich dem strengen Willen, der menschlichen Gerechtigkeit Folge zu leisten, dem, der eine gefallene Seele ihrem himmlischen Schöpfer wiedergibt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.
(Fortsetzung.)

Lassen Sie uns von Nürnberger Land sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Wertwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf, und die Hand so wonnevoll an's Herz, als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervortretens schenkte! „die gütige Nachsicht, welche u. s. w. wird mich ansichern, meine schwachen Kräfte u. s. w.“ In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und rast statt des profaischen; Er ist edel das poetische *com licentia*; er es ist. Sie, lose Schadensfrohe, hätten darüber gelacht; aber die Nürnberger lachten nicht. Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Vizarro, vermutlich der Principal der Gesellschaft. Auf dem Zettel hießen die Herren alle Herr, er nannte nur schlichtweg seinen Namen, gleichsam: Ihr kennt ihn ja, er ist es, ja er! Entschuldig war der Mann, nicht bloß nach Noten; denn er schrieb Beethoven vor; aber so blutgierig that er, wie ein Rehgerhund. Wenn die Franzosen den Marat auf die Bühne bringen, so sollten sie sich diesen Mann verschreiben. Auch Chöre sangen in dem Stück — aber schon die Beschreibung der Art, wie sie sangen, würde Ihr musikalisch gebildetes Ohr beleidigen.

Das Innere des Theaters war eben auch interkuriosisch. Damen saßen zahlreich versammelt. Da muß ich mich über meinen sonderbaren Idengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen ansehe. Sie erinnern sich wohl noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philosophen und Arzt J. B. Erhard mit einander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, theilten Sie Ihre Bestimmungen, und überließen mir das schwierige Geschäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Collision kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte Erhard die Tugend seiner Nürnberger Frauen nicht auf ihre Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte

er zum Herzen kommen, und seiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menschheit mit demselben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguste, als Materische, nannten ihn einen Menschen, der, wie manche Leute, keine Farben, sondern nur die grauen Umrisse der Gestalten sehe, wahrhaft einen Steinbruch mit schwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louise, als Poetische, hielten sich daran, daß er, gleichviel für was? doch geschwärmt habe; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken gesprochen habe, von seiner Entzündungsunfähigkeit, daß er über die Kälte gegen die Menschen heiß wurde. Sie erinnern sich, daß ich damals lange schwieg, mich endlich räusperte und eine Predigt hielt, deren Salbung die Guddigen nicht verspottet haben. Es war ein Langes über Sentimentalität, gegen die ich eifere und die meine Erbsünde ist, über Menschenbildung, Wilhelm Meister und Werther's Nankingbeinkleider, über eine verunglückte Liebe, wo ich erst erziehen und dann lieben wollte. Ich mußte den Nürnbergerinnen in's Gesicht, und oft in ein hottes, anmuthiges, lachen, wenn mir wieder der Band einfiel, den Erhard auf dem Bühl unter Frauenzimmern auf Leben und Tod errichten, und aus diesen Schönen ergäzen wollte. Kann etwas mehr kontrastiren, als Rousseau und Nürnberg? Erhard war eine deutsche Uebersetzung Rousseaus, aber eine Bossische.

Meine sonstigen Bemerkungen über Nürnberg fast nur mein Zeichenbuch. Ueber die Bewohner der Stadt hab' ich in sechs- und-dreißig Stunden erstaunenswerthe Resultate gewonnen, die ich in einer künftigen Topographie des deutschen Charakters einmal bekannt machen werde. Die Nürnberger fahren dabei gewiß gut, und sollte mir vielleicht etwas Hartes, z. B. über Gasthöfe, entfallen, so weiß ich, daß man in Nürnberg keinen denkt, ehe man ihn nicht hat. Das Posthorn ruft, mein Herz jauchzt, leben Sie wohl, meine Freundinnen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai /

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Der Art der Genesung, wie sie in den verschiedenen Perioden der Cholera erfolgt, ist ganz vorzüglich geeignet, auf das Wesen derselben Licht zu werfen. Die Erscheinungen der Recuperation sind ganz andre, je nachdem sie aus dem ersten Stadium der Krankheit, dem des Anfalls, oder aus dem zweiten, dem krampfhaften, erfolgt. Das Hauptzeichen der eintretenden Besserung, der Lösung des furchtbaren, die Krankheit eigentlich konstituierenden Krampfes, ist das Wiedererscheinen der Galle im den vorher durchaus farblosen Auslassungen. Tritt nun aber diese Lösung des Krampfes bald, schon im Stadium des Anfalls ein, so erscheint zugleich ein reichlicher Schweiß; im krampfhaften Stadium das gegen erscheint zwar die Galle noch reichlicher, und ihr Er-

schweuen ist noch bedenklicher, aber die Haut bleibt trocken, ohne allen Schweiß. Je leichter die Krankheit, je weniger dieselbe vorgerückt war, desto eher tritt Schweiß unter den kritischen Erschütterungen auf; war aber Haut und Zunge kalt, der Puls verschwunden, das Gesicht stark entsetzt und weißlich, so geschieht die Genesung vorzüglich nur unter Wiederherstellung der Gallenabsonderung und überhaupt der natürlichen Sekretionen des Darmkanals, mit Rückkehr des Kreislaufs des Blutes im ganzen Körper, der Wärme und natürlichen Schwellung der Haut, aber ohne alle vermehrte Thätigkeit der letztern. In wenn auf der Höhe des krampfhaften Stadiums, so wie in der Periode der Lösung, ein warmer Schweiß erscheint — der dann meistens klebrig und nicht allgemein ist — so stirbt der Kranke gewöhnlich nach wenigen Stunden.

Die meisten Schriftsteller über die Cholera haben bisher an, daß sich die Krankheit in allen ihren Zeiträumen vorzüglich, ja fast allein durch Schweiß entscheide. Unser Verfasser hat an Kranken, welche auf der Höhe der Krankheit genasen, nie Schweiß, als Rettungsmittel der Natur, beobachtet; und wenn man bedenkt, daß, je heftiger die Krankheit befallen hatte, die Entmischung des Blutes und damit die Armut an wässerigen Bestandtheilen desto stärker war, wird man dies sehr begreiflich finden. Das Blut gibt das Material zu den Sekretionen her, also auch zum Schweiß; dieser besteht aber bei weitem zum größten Theile aus Wasser; sollte nun der Organismus einen Stoff verschwenden, der ihm gerade abgeht, und den er erst wieder zu ersetzen bemüht sein muß?

Der Prozeß der Genesung geschieht also durch allmähliche Lösung der furchtbaren innern Nervenauflösung und des Gerüstkrampfes. Die fieberhaften Krankheitsstadien entscheiden sich sanftlich durch Krisen, d. h. die Natur stößt durch irgend ein Sekretionsorgan eine krankhafte Materie aus, welche sich von der natürlichen Absonderung des Organs abspaltet und gewissermaßen unterseilet, und reinigt dadurch gleichsam den Körper. In diesem Sinne nun kann man in der Cholera nicht wohl von Krisen und von kritischer Entscheidung sprechen; die Sekretionsorgane leeren, wenn sich jener Krampf löst, nur ihre natürlichen, bisher zurückgehaltenen Stoffe; keine krankhaften Produkte aus. Schon dieser Umstand entfernt bei der Cholera den Gedanken an ein Contagium im engeren und eigentlichen Sinne; wir besprechen dieses Verhältnis bei der Frage über die Art der Verbreitung der Cholera.

In der Periode der Reaktion entwickeln sich nun nicht selten schlimme Nachkrankheiten, welche oft dem der Erythrae entnommenen Kranken zur unheilvollen Charobdis werden. Und diese Nachkrankheiten, unter denen eine Art von schleimigem Nervenfieber die Hauptrolle spielt, haben manches Eigentümliche; indessen ist von hier, wenigstens für die Phantasie des Beobachters, gleichsam das asiatische Element der Krankheit verschwunden; man befindet sich wieder auf osteuropäischem Boden, wo man nach der alten Weise raisonnieren und die alten Theorien spielen lassen kann; wir verfolgen daher die Cholera auch nicht auf dieses Gebiet und machen nur noch, ehe wir von der Behandlung sprechen, auf einen Punkt aufmerksam. So furchtbar, so schauderregend die Krankheit ist, so wenig ist sie ekelregend. Was bei andern Krankheitsarten den Ekel vermittelt, das sind eben die krankhaften, mehr oder weniger riechenden Sekretionen; in der Cholera sind aber, wie wir gesehen haben, alle natürlichen Sekretionen suspendirt und die wildernatürlich entleerten Flüssigkeiten haben rein keinen Geruch. Es ist daher ein gutes Zeichen, wenn sich im Zimmer eines Cholerafranken ein unangenehmer Geruch zu entwickeln beginnt; es deutet dies an, daß mit

dem Wiedererschweuen der Hautausdünstung und der Galle in den Ausleerungen, das Gleichgewicht der Kräfte sich wieder herzustellen beginnt. Zu bemerken ist ferner, daß auch die Leiden bedeutend langsamer als andere in Säuln übergehen. (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Enfantin, Obervater der St. Simonisten.

Dieser Vater Enfantin ist noch der einzige Stoff, der den kleinen Tageblättern etwas zu Wasser gibt. Sein Aufruf an die Frauen hat sie besonders beunruhigt. Es fehlt ihm, wie es scheint, an einer Frau, an einer starken Frau, welche den Mut hat, die Rolle des Obervaters mit ihm zu theilen und an der Spitze der St. Simonisten und St. Simonistinnen zu stehen. Allein vergebens bemühte er, er liebe die Frauen recht innig und wolle sie aus ihrer Knechtschaft befreien, ihre Befehle zu befolgen, sie auf die Stufen höherer Wesen erheben; keine Frau stellte sich bisher ein, um vom Obervater Enfantin auf die erhabenen Stufen des St. Simonismus erhoben zu werden; keine wollte von ihm zur Herrin beschränkt werden. Man wohnt seinen wöchentlichen Abendgesellschaften bei, trank seine Limonade, ad seine Kuchen, tanzt etwas weniges nach der Weise seiner Musikanten; aber dabei blieb es, und bis dato steht der Obervater noch immer traurig und verlassen da. Die St. Simonisten haben in der letzten Zeit so dunkel und mystisch von der Liebe und von der ehelichen Verbindung gesprochen, daß den Damen bange bei diesen Herren geworden ist und sie Vorbehalt gegen die heimlichen Ausfälle hegen, die sie wohl im Stillen führen könnten. Fast hat es das Ansehen, als ob die St. Simonisten geneigt wären, gewisse Lehren einiger gnostischen und andern Sekten in Hinsicht der Ehen in Ausübung zu bringen, und wohl hauptsächlich dieserhalb hat sie der königliche Anwalt des Verstoßes gegen die morale publique beschuldigt. Jedoch wird dieser Vorwurf vor Gericht schwerlich Stich halten können; denn ihre Lehren in dieser Hinsicht haben die St. Simonisten so dunkel ausgebräutet, daß die Spitzfindigkeit eines königlichen Anwalts nöthig ist, um ein Vergehen darin zu finden. Außer der Frau scheint auch das Geld in der St. Simonistischen Kirche anzukleben, und obendrein hat sie einen Prozeß, da der Herr Claude Rodrigues von dem Vater Enfantin gerichtlich die Rückgabe einer Menge von Dingen, als Geld, Rechnungsbüchern u. s. w., verlangt. Auch zur Herausgabe des unentgeltlich vertheilten Globe fehlte es an dem nöthigen Gelde; jedoch hat so eben eine St. Simonistin angekündigt, sie wolle ein Vierteljahr lang die Kosten der Herausgabe der Stellen, unterdessen werde der Himmel schon Rath schaffen. Vater Enfantin muß wohl seiner Rolle etwas müde geworden sein, denn er kündigt im Globe an, heute, nämlich am Charfreitage, „an welchem der göttliche Sender alle Sklaven befreit habe,“ wolle er, Enfantin, die Welt und den St. Simonismus sich selbst überlassen und sich mit vierzig Jahren auf eine der Anhöhen neben Paris zurückziehen, um dort in der Einsamkeit über die Mittel, das Glück der Menschheit zu befördern, nachzudenken. Wahrscheinlich ist dies eine honeste Art, um sich aus der Sache zu ziehen; denn so angenehm es auch ist, der Obervater der St. Simonisten und St. Simonistinnen zu sein, so hat es doch seine Unannehmlichkeiten. In religiöse, finanzielle und gerichtliche Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar aus bloßer Liebe zu der Lehre Henri Saint-Simons, und noch obendrein den Spott eines Figaro und anderer kleinen Tageblätter ertragen zu müssen.

D. g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Es klagst du wohl, ich kann es lesen
In deinem Trauerangezicht;
Doch sie sind hin, die dein gewesen,
Um große Lobte klagt man nicht;
Einst haben Sänger hier bewundert
Die Ahnen, deines Stammes Hier,
Nun steht im neunzehnten Jahrhundert
Des Entels Sänger wieder hier.

Der Entel, den ich nenn' im Sange,
Er lebt, den Ahnen wohl verwandt,
Steht fest im wirren Zeitendrange,
Und reicht den Besten nur die Hand,
Den Besten nicht, wie sie die Kehle
Noch manches stumpfen Sklaven nennt,
Rein, Männern, denen ganz die Seele
Vor Luft, der Welt zu nützen, brennt.

Die Erd' ist neu, das Volk ist mündig,
Gerettet ist des Menschen Werth,
Wiel sonst Gerahmtes heißt uns sundig,
Und Klein, wornach wir heißt begehrt;
Der Geist der Zeit, die Zeit der Getter,
Die Herrschaft der Vernunft erschien,
Und der ist groß nur, der ein Meister,
Dem, ihr zu folgen, ganz verlieh'n.

Ihr folgt der Mann, der uns gesegnet,
Der große Fürst aus deinem Stamm,
Manch Ungethüm, das ihm begegnet,
Schwellt gegen ihn den Unionskamm;
Doch klüger vor und immer kühner
Ringt nach dem goldnen Preis er hin,
Denn herrlich lohnet ihren Diener
Vernunft, die behre Königin.

Sie lobnt mit Achtung, mit Vertrauen,
Und theilt den Menschenorden aus,
Sie hilft ihm einen Himmel bauen
Inmitten in sein irdisch Haus,
Sie weit ihn, wenn er krank, zu warten,
Sie lächelt weg, was ungluckschwer,
Und pflanzt einen Liebesgarten
Voll ew'gen Frühlings um ihn her.

Ihr fragt, so daucht mir, lust'ge Geister,
Ihr Bürger der versunk'nen Welt:
„So ist der Entel, dieser Meister,
„Wohl ein gewalt'ger Kriegesheld?“
Er ist's, besonnen und verwegen,
Doch sinnt er nicht auf blut'gen Mord,
Den Helden macht nicht nur der Degen,
Den Helden macht nun auch ein Wort;

Ein Wort der Rachtelieb' und Milde
Vom Herzen an des Volkes Herz,
Ein Wort, bewehrt mit starkem Schilde,
Sefugt aus Wahrheit, nicht aus Erz,
Ein Wort, wie viele er gesprochen,
Ein Wort, das Tausende beglückt,
Ein Wort, das Ketten hat gebrochen,
Und alten Unrechts Macht zerstückt.

Ein solches Wort — wo sind die Klingen,
Die solchen Siegs sich je erfreut,
Wer wagt's, die Fahne noch zu schwingen,
Wo solch ein Glück die Lippe bent?
Heil ihm! und mög' ihn nichts ermatten,
Und kein Mißlingen mach' ihn kühl,
Ihr, seiner Ahnen heil'ge Schatten,
Stärkt ihn, zu bringen an sein Ziel!

Ich ruf' es, und die Mauer klingen,
Im Innern bebt das morsche Haus,
Und, wie aus hundert Kehlen, dringet
Ein dumpfer Jubelruf heraus;
Die Sonn', die Nebel schon unquillet,
Dringt wieder vor mit hellrem Schein,
Wirft ihren Strahl herauf und hullet
In Purpur die Ruinen ein.

D i e G e n e k

(Beschluß.)

Nachdem das Geschäft des Ankleidens vollendet, sagte Beatrice mit fast freudiger Ruhe und Heiterkeit des Geistes zu den Dienern und dem Anwalte: „Ich grüße Euch, geliebte Seelen, ich grüße Euch zum letzten Male; erinnert Euch meiner und betet bisweilen für mich.“ So sprechend, gab sie ihrer Margarethe einen Kuß, verabschiedete mit der Hand ihren guten Tobias und dankte mit einer Neigung des Hauptes dem Doktor. „Vielleicht,“ sprach da der Letztere, seinen Schmerz unterdrückend, „vielleicht sehen wir uns wieder; meine Hoffnung ist nicht erloschen.“ Das Mädchen schüttelte bei diesen Worten den Kopf, wie Jemand, der Alles aufgegeben und sich nur noch seinem Schöpfer anbefiehlt. In diesem Augenblicke vernahm man die ersten dumpfen Töne einer Glocke, die auf einem entfernten Thurme gelutet ward, und eine nahe kleinere Glocke im Pallaste Savella selbst antwortete; dieser Ton verkündete, daß in einer oder zwei Stunden die Verurtheilten sich zur Piazza di Ponte begeben sollten; er vernichtete jede Hoffnung des Doktors, der mit erstarkter Stimme nichts sagen konnte, als: „Ich begleite Euch, Beatrice, auf dem Wege des Schmerzens, den Ihr bald zu gehen haben werdet,“ worauf er mit Margarethen und Tobias das Gefängniß verließ.

Nach zwei Stunden, während welchen Beatrice und der Mönch im Kerker allein blieben, wurde durch den Schließer geöffnet, und sechs Brüder der Misericordia traten ein, die Verurtheilte abzuholen. Unter diesen war auch der Advokat, welcher das Gewand der Geißeler angelegt hatte. Er faßte Beatricen bei einem Arme, an der andern Seite unterstützte sie Bruder Luca, und so ward sie eine enge Treppe hinab in die Vorhalle des Pallastes geführt. Dort traf sie mit ihrer Leidensgefährtin zusammen, die gleichfalls ein Nonnenkleid von schwarzer Seide ohne Verzierung trug. Sie umarmten sich; Beatricens Stiefmutter weinte, nicht so das Mädchen. Sie schien ganz dem Gedanken an die unendliche Barmherzigkeit Gottes hingegeben; die Erde mit ihren Schmerzen, mit ihren Klagen lag schon hinter ihr. An der Schwelle angekommen, vernahm sie ein Geschrei wie Freudenschrei. Es war das Volk, das bei Lesung einer Urtheil, wodurch dem jüngern Bruder der Cenci Gnade verkündet ward, in lautes Jauchzen ausbrach. Beatrice, bei diesem Lärm zusammenschreckend, fragte den Mönch, was geschehen sey. „Euer Bruder ist begnadigt,“ antwortete dieser. „Giacomo?“ — „Nein, der jüngste, der noch nicht fünfzehn Jahre alt ist.“ — „Armer Bernardo,“ seufzte das Mädchen, „so bleibst Du denn allein übrig, für uns alle zu beten! Die heilige Jungfrau sey gelobt!“

Der Trauerzug, der die drei Opfer zum Tode geleitete, war durch die Straße Savella gezogen. Voranritt ein Haufe von Bewaffneten, die mit Gewalt durch die von allen Seiten herbeiströmende Menschenmenge einen Weg bahnten. Hinter diesen kam die große schwarze Fahne der Misericordia und sodann mit brennenden Kerzen zwanzig Brüder, die den Rosenkranz beteten; dann zu Fuße zwischen zwei Dominikanern Beatricens Stiefmutter; sie selbst folgte zwischen Bruder Luca und Farinaccio. Hierauf kamen wieder zwanzig Brüder der Misericordia, das Miserere singend, und endlich Giacomo Cenci, der zum Tode verurtheilt war. Kaum hatte der Zug die Ecke des Pallastes Savella hinter sich gelassen, so wurde er eine Zeitlang durch einen traurigen Vorfall aufgehalten. Ein am Rand eines Daches befindliches Fenster war voll von Zuschauern, die, sich drängend und stoßend, ein großes Becken von Majolica, das auf dem Dache stand, mitten in die Straße hinabwarfen. Es fiel dem armen Bruder, der neben dem Kreuze den Eimer mit dem geweihten Wasser trug, auf den Kopf. Er wurde aus dem Gedränge hinweggeschafft; der Hirschkäbel des Unglücklichen war zerschmettert, und nach wenigen Stunden verschied er unter den Eröstlungen der Religion. Der Arme schien denselben Morgen eine Ahnung gehabt zu haben; daß die Sonne, die ihm so spät aufzugehen schien, ihm nicht mehr untergehen werde, und so geschah es auch.

Die Piazza di Ponte war ringsum von Schaugerüsten umgeben: Herren, Prälaten, Arme, Frauen, Männer, Greise, Kinder — Alles hatte die Neugier herbeigezogen, Zeugen des blutigen Schauspiels zu seyn. Die Wittwe Francesco Cenci litt zuerst. Als alles zum zweiten Opfer bereitet war, meldete man es Beatricen. Das mutthige Mädchen hatte den weiten Weg vom Gefängnisse zum Plage mit freiem, edelm, fast majestätischem Schritte zurückgelegt. Bei ihrem Erscheinen rief Alles: „Beatrice! sieh! sie ist stark und mutthig, wie eine Märtyrin!“ und das Wort: Märtyrin, flog von Lippe zu Lippe und erregte ein dumpfes Gemurmel. Daß solche Schönheit, solche Jugend blühschnell geopfert werden sollte, schien der Menge, welche diesem grausen Schauspiel wie einer theatralischen Vorstellung betwohnte, kaum wahrscheinlich. Freudig vernahm Beatrice die verhängnißvolle Kunde. Sie fragte die sie umgebenden frommen Brüder, ob ihre Stiefmutter als Christin gestorben sey, dann kniete sie vor der Fahne der Misericordia und sprach mit einem Tone, in welchen sich ihre ganze Seele ergoß, folgende Worte: „Jesu, du vergoßest dein köstliches Blut für Alle und für mich! erlöse mit einem Tropfen deines Blutes das, welches ich jetzt vergießen werde!“ Dann erhob sie sich schnell, küßte das kleine Kreuz des Bruders Luca, band ein Marienbild von ihrem Nacken los, küßte auch dieses und gab es ihrem Reichthiger. Sodann drückte sie Prospero Farinaccio die Hand und erstieg allein und mit Anstand die Treppe des Gerüstes. Eine Minute darauf vernahm man ein allgemeines Wehgeschrei; es war, als versänke der ganze Platz. Zwei Uhr war's nach Mittag; die Sonne brannte wie Feuer, und ihre Strahlen stachen tödtlich mehr denn dreißig Personen, welche wenige Tage darauf unter Qualen starben. Zwei mit Menschen überladene Schaugerüste stürzten zusammen und erschlugen mehrere Menschen; andere kamen unter den Rädern der Wagen um, welche wilde Verwirrung in das Menschengewühl brachten. Man sollte dem Hingange dreier Opfer betwohnen, und grub mehr als fünfzig das Grab U.

So starb Beatrice Cenci im Alter von zwanzig Jahren, sie starb, ohne von dem Verbrechen, das man ihr aufbürdete, das Mindeste bekannt zu haben. War sie schuldig oder schuldlos? Wer ihr engelschönes Bildniß betrachtet, das Ghibos göttliches Talent geschaffen, weiß nicht, wie er an ihre Schuld glauben soll; wir, die wir den Prozeß dieser Unglückseligen und Farinaccios Vertheidigung aufmerksam durchgesehen, antworten, was er dem Bruder Luca auf seine Frage erwiderte, ob er sie für schuldig halte: „das weiß Gott allein!“

*) Die Umstände dieser Geschichte sind einer handschriftlichen Chronik entlehnt, die von einem Augenzeugen herrührt und sich in der Bibliothek Reina zu Mailand vorfindet.

Korrespondenz: Nachrichten.
Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Etappe der Cholera.

Wenn wir etwas von der Behandlung sagen, so kann unsere Absicht nicht seyn, das medizinische Labyrinth zu betreten, das, obgleich die Cholera vielleicht der Kavalier seyn mag, von dem sich einst ein leitender Faden für die Medizin abwindet, vorerst durch diese Krankheit noch verworrenere geworden ist. Wir bleiben bei den allgemeinsten Grundsätzen stehen, welche bis jetzt Vernunft und Erfahrung gutheißen, und verweilen vorzugsweise bloß bei denen Stellen der Behandlung, welche den gebildeten Laien, der ein Gesammtbild des Feindes zu bekommen wünscht, um ihm desto unerschrockener in's Auge sehen zu können, zunächst interessiren. Der oberste Grundsatz wird wohl immer bleiben, daß bei der Behandlung die Prozesse, welche die Natur selbst zur Heilung vornimmt, zur nächsten Richtschnur dienen müssen. Die nächste Ursache der Krankheit ist, wie wir gesehen haben, eine eigenthümliche Verstimmung des vegetativen Nervensystems des Körpers, das vorzüglich im Unterleibe wurzelt, und in Folge derselben Schwelbung der flüssigen von den festen Bestandtheilen des Bluts, Zurückdrängen des Bluts in die größern Stämme der Gefäße und in die Substanz des Gehirns und Rückenmarks. Die Kälte, die Pulslosigkeit, das eingefallene Gesicht, die Unthätigkeit der Excretionsorgane, die schwebende Schwäche der Lebenskraft dürfen — und dies ist ein Hauptpunkt — nicht zu dem Schluß verleiten, als ob Schwäche, Lähmung die Grundursache der heftigen Zufälle sey; es ist vielmehr, wie wir gesehen, ein höchst activer Zustand, Spannung, Krampf im ganzen Körper. Daher ist eine reizende Behandlung im Allgemeinen durchaus naturwidrig. Die Krankheit entscheidet sich, wie wir bemerkt haben, auf ihrer Höhe nicht durch Schweiß; daher sind die stürmischen Mittel zur Erzeugung eines Schweißes sicher nicht der richtige Weg zur Heilung. Ueberhaupt ist alles stürmische Eingreifen, alles Metztern der Natur schädlich. Dabzu gehören die Dampf- und heißen Bäder, große Gaben von Opium, heftige Hautreize, wie das Glüh Eisen, das Abbrennen von Belugelst auf der Herzgrube u. s. w. Diese Mittel sollen durch einen physischen starken Eindruck eine rasche Lösung des Krampfes bewirken; aber die Natur löst den Krampf nicht rasch, wenn sie Genesung herbeiführt, sondern allmählig. Gesezt auch, solche Mittel hätten in einzelnen Fällen sich wirksam gezeigt, so müssen sie, wenn die Wirkung nicht eintritt und der Krampf fortbesteht, durch die heftige Reizung, welche sie hervorbringen, die Lähmung beschleunigen. Man bedenke, daß das Nervensystem in einer ungeheuren Spannung begriffen ist; Mittel, welche dasselbe heftig erschüttern, ohne die Spannung zu überwinden, müssen eben dadurch nothwendig die Wirkung der letztern steigern; sie müssen hier durch Ueberreizung Lähmung oder durch Druck des Bluts auf Rückenmark und Gehirn Schlagfluß herbeiführen. Die heftigsten Fälle treten so fürchterlich stürmisch auf, daß die Kranken schon in den ersten Stunden den Stempel des unabwendbaren Todes tragen. Hier hat das Gleichgewicht der Kräfte einen so heftigen und zugleich so raschen Stoß erlitten, daß eine glückliche Heilung nur durch eine gleichfalls rasche Lösung möglich wäre. Diese tritt aber nur mit dem Hubs angleichenden, Tode ein. Es wird nimmermehr gelingen, ein Mittel aufzufinden, das diese rasche Lösung mit Erhaltung des Lebens bewirken könnte; diese Fälle stehen durchaus über der Kunst.

Von der eigentlichen Behandlung haben wir nur ein Paar Hauptpunkte heraus. In der ersten Periode der Krankheit wirkt der Arzt nothwendig zunächst auf Umstimmung des

Nervensystems und Hervorrufung der unterdrückten Hautthätigkeit hin. Ein unbestreitbar vorzügliches Mittel ist hier die Aderlässe, so lange der Puls noch erhoben und die Temperatur der Haut noch wenig gesunken ist. Man sieht unter diesen Umständen oft sogleich nach der Aderlässe einen allgemeinen warmen Schweiß ausbrechen und den Kranken genesen. Die Wirkung besteht nicht bloß darin, daß durch Verminderung einer bereits zur Störung gelangten Blutmasse der Kreislauf erleichtert wird, sondern hauptsächlich auch in dem Einfluß auf das verstimmete Nervensystem; der Aufreizung in demselben wird dadurch die Nahrung abgeschwitten und der Gefäßkrampf gebrochen. Je weiter die Krankheit vorgeschritten ist, desto zweifelhafter wird die Wirkung des Blutlassens, und bald verbletet es sich von selbst, weil das dicke Blut aus der geöffneten Ader nicht mehr fließt. Im Zustande der Lähmung, wo, wie wir gesehen haben, der Puls zuweilen wieder eintritt, ist es durchaus schädlich. Sehr wichtige Mittel sind gleich im Beginn der Krankheit auch die Senftitelge. Je höher die Krankheit steigt, desto mehr sind äußere Gegenreize auf der Haut zu Befreiung der innern Theile anzuzeigen; man legt ihrer daher immer mehrere und größere auf Bauch, Baden, Arme, Brust, Nacken, Hände und Füße. Sie machen einen allmählig steigenden, lange anhaltenden Gegenreiz, ohne durch zu großen Schmerz die Unruhe des Kranken zu vermehren und Ueberreizung des Nervensystems fürchten zu lassen. Hat die Aderlässe guten Erfolg, so ist häufig nichts mehr zu thun, als die Hautaussäuberung durch die gewöhnlichen Mittel, aromatischen Thee, warme Bedeckung, zu fördern. Geht aber die Krankheit dennoch ihren Gang fort, dann öffnet die Medizin ihre Pandora'sche Kiste, und von da werden die Angriffspunkte der Strategen so complicirt, inwieweil auch so widersprechend, daß man dem Laien in der Medizin nicht zumuthen kann, mehr davon zu verstehen, als ein Musketier von den Bataillereproben des Chevalier Folard. Die vornehmsten instrumenta belli des Arztes, dessen Schrift uns zu dieser Etappe Anlaß gegeben, sind im ersten Stadium Ipecacuanha, im zweiten Kampher, und wenn er sie nicht übermäßig rühmt, am wenigsten Vanaceen daraus macht, so spricht dies nicht gegen die Mittel, sondern nur für seine Unbefangenheit und Aufrichtigkeit. (Die Forts. folgt.)

R ä t h e l.

Mit meinen Augen,
Deß bin ich froh,
Sah ich — die Seele,
Ihr fragt: wie so?

Ja sah sie wirklich,
Es war kein Traum,
Verhält vom Reibe
Des Lichtes kaum,

Sie lebte, schwebte,
Sie nahte mir,
Mein Auge küßte
Sie mit Begier.

Nicht fern vom Reibe
Thut euch mein Mund
Auch dies Geheimniß
Der Liebe kund.

So spricht, wie heißt es,
Das Lichtgewand,
Worin mein Auge
Die Seele fand?

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

schreibt und mit parfümirtem Wachs siegelt, bleiben jetzt ungeschrieben; Alles, Alles, was sonst die Poesie ihres Lebens gewesen war, erschien ihr jetzt schaal und ekel. Wie leidend war sie, wie bleich! und nächtern den ganzen Tag, und doch hübsch, sehr hübsch!

Paganini! mit welchem Entzücken hatte er sie voriges Jahr erfüllt! und jetzt mag sie ihn gar nicht sehen! Vorgestern trat er auf; er läßt sich hören, in dieser Pestzeit, der schwarze Mann. Der finstere Dämon mit dem gesenkten Haupte, den flatternden Haaren, dem geknickten Körper, er ist wieder da und saßt wieder seine Geige an mit der kalten Bluth, die so einzig ist bei ihm. Paganini steht wieder vor unserer Kranken, stürmt, senft, lacht, weint wieder; sieht er nicht aus wie ein schlammigtes Reptil, dem Flügel wachsen? seine langen Finger strallen sich an die Saiten; sein breiter Fuß wurzelt am Boden, sein erhabener Blick bestet sich auf die Note, die er in seiner Seele liebt; er ist und bleibt die seltsamste, die erhabenste Kreatur unserer Zeit! Und das Alles in der Pest, am Charfreitage, zu einer Zeit, wo wahrhaftig über ein Kleines das Christenthum — fehlt es und doch sonst an aller Poesie — wieder ein moralisches Bedürfnis werden könnte! Wie interessant! Aber all dieß rührt diesmal unserer Kranken kaum an das Herz, an dieses sonst so bewegliche Weiberherz.

Sie hatte einen Arzt, wie man ihn so für gewöhnlich hat, einen Hausfreund, aufmerksam, gefällig, äußerst geduldig, der seine Kranken recht herzlich bedauert, und wenn sie weiblichen Geschlechts sind und einen weissen runden Arm haben, den Finger gar lange auf dem Puls liegen läßt. Man beschloß aber, nicht den gewöhnlichen Arzt rufen zu lassen, sondern einen Doktor von der großen Sorte, der laut spricht und kurz angebunden ist, der auch mit strengem Blicke mustert und den Puls, wenn es anginge, mit dem Stocknoß fühlte. Es kommt vor, daß dieser Blick, vor dem sich der eurige senkt, dieser Ton, bei dem auch das Wort im Munde erstirbt, dieser Wille, der euch gebietet, gesund zu seyn, dem Kranken sehr gut bekommen. Einen solchen schwarzen Doktor also berief man zu unserer Kranken, bei welcher ihr gewöhnlicher Blonder mit seinen süßen Worten nichts ausgerichtet hatte.

Der schwarze Doktor kam gravitätisch angerückt und setzte sich vor die zitternde und bebende Kranke hin. Er betrachtete sie von Kopf bis zu den Füßen mit kaltem, ernstem Blick, als wäre ihm ein so zerlicher Wuchs, ein so kleiner Fuß, ein so schöner Kopf etwas Alltägliches; dieser Blick sagte der hübschen Kranken deutlich, daß diesmal ihr Reiz über den Mann, der sie ansah, nichts vermochte, daß sie ganz und gar in den Händen des Arztes war; sie fühlte dieß, und ihr wurde entsetzlich bange. Mit einer Stimme, die lauster klang, als sein

Blick vermuthen ließ, fing der Doktor an: „Madame, Sie haben die Cholera noch nicht; wenn Sie aber Ihre Nerven so schalten lassen, wenn Ihre Brust lange so fortarbeitet, stehe ich für nichts.“ Mit diesen Worten machte er Niene, aufzustehen; die Kranke stieß einen lauten Schrei aus und er setzte sich wieder. Nach einer Pause nahm er von Neuem das Wort, und sprach lange, und sagte Dinge, von denen die arme Frau zwanzigmal hätte den Tod haben können, wenn der Schander so leicht tödtete; aber er war ein sehr gelehrter Mann und wußte, was er sagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.
Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Vierter Brief.

Baireuth, den 10ten April.

Diesen Brief an mein strahlendes, seefahrtlenkendes Dloskurinnenpaar hab' ich eigentlich nicht geschrieben, sondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felsenstücke, die zu beiden Seiten der so eben von mir besuchten Straße aufgethürmt lagen, hab' ich einen Buchstaben geschrieben. Die Dinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondenschein, und die Feder selbst mein einsamer, in die Klause meines Kopfes und des Postwagens verschlossener Gedanke. Wie ein hämmernder Sturm kam ich mir in diesen Steinmassen vor, das Wiergespann Ihrer schönen Augen bildete das Grubenlicht, und die Gedanken, die ich zu Tage förderte, waren jene beschriebenen Felsen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenschrift zu schreiben, Sie aber sie zu lesen verstünden. Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei dieser Hieroglyphenschrift verweilen, wenigstens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerbursche erklären wird als die feinsten Perleulettern, mit denen man auf Staatsschuldscheinen zu drucken pflegt, daß, wer sie nachzufälschen sich unterstünde, zu Festungs- und Karrenstrafe und zu Staupenschlag verdammt werde. Drum hab' ich auch von dem hiesigen Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch die Baireuth so berühmt geworden ist, nichts sehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen seyn: ich habe sie nicht sehen mögen. Ich liebe diese Monrepos, Pantaissies, Bellevoes nicht. Angenehm mögen freilich solche Gegenden und Aussichten zu nennen seyn, nur gefallen mir die Menschen nicht, die sich in ihnen entzückt haben. Denken Sie sich einen kleinen, dicken Mann, der mit seinem Püderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht.

Denken Sie sich ihn in einem sahlgroßen Ledrock mit langen Schößen und weiten Taschen, kurzen Ärmeln und Manschetten und silbernen Knöpfen, und unter'm Arm bemerken Sie gefälligst jenen steifklebenen Regenschirm, die Spitze nach vorn, den Stiel nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt? Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sey. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelch: das sieht dem kleinen Auge des kleinen Mannes die Thränenröhre auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines seiner diversen Gefühle, und klopft damit, bis er vor Wehmuth zerfließt. Jetzt naht er sich einem Hügel. Hören Sie die Inschrift, die dort zu lesen ist:

Es wird hier Jedermann gebeten,
Die Berge und Hügel nicht noch zu treten;
So unhöflich wird doch Niemand seyn,
Und stecken gar die Felsen ein.

Auf eine grünfarbige Bank setzt er sich nieder und sieht hinein in des lieben Gottes liebe Natur und der Menschen Kunst, sieht zu seinen Füßen grünes Gras, Vergißmännlein, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wiesen sich schlängelt, und auf diesen Wiesen die malerischen Gruppen der Viehheerden, und die Schäfer blasen auf der Flöte, und weiße Wolken schäffeln ziehen am Himmel, und unten springen die Lämmer zum Tanze, und eine Lerche wirbelt in den Lüften, und die Hüte der Schäfer haben grüne Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer, und holt aus der Tasche Eulzers Theorie, um die ihn jetzt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit auch ordentlich zu untersuchen. Vielleicht werden Sie, meine Freundinnen, das Alles nicht so bemerken, und meine heutige Phantasie für hellsehend halten, aber ich weiß nicht, was es Vision oder Wirklichkeit, auf dem großen Markt in Batreuth kam mir das Alles so bestimmt vor die Augen, daß mich mein Postillon lange vergebens fragte, ob ich denn hier bleiben wolle? Ich erklärte ihm nun aber, und schwur's bei den drei Statuen, die den Marktplatz zieren, daß ich gesonnen sey, weiter zu fahren: denn ein Scotche, ein Wilder sey gegen Rousseau'sche Cartessen unempfindlicher, als die Achtung, die jener Weise für die Hottentotten und meine Landsleute empfindet, zu gebieten scheint. Der schwarzblaue Bursche verstand mich wohl nicht, Sie aber errathen, was ich sagen wollte. Erklärten Sie doch einst zu meinem Entzücken, Sie wollten jene Stunden nie vergessen, wo wir auf der Solitude den Abelard und Heloise lasen und ausstachen. Schon damals kamen wir auf die gerühmte Lustblöße unserer Fürsten, und beschloßen, bei einem lustigen all-

gemeinen Volkstage überhaupt auf die Ausrottung der Thränenweiden und Trauerpappeln anzutragen. Doch hören Sie meinen Rath, auch hierin vorsichtig zu seyn; denn selbst der Patriotismus der Deutschen ist sentimental; würde man unsern Mangel an Gefühl für das Mührende nicht auch als Mangel an Vaterlandsliebe auslegen? Wird man nicht einst gar diejenigen strafen als Feinde des Vaterlandes, die als Freunde desselben die Deutschen gezüchtigt haben mit den Waffen der Wahrheit und des Witzes? O! kommen Sie, wir lassen Batreuth hinter uns.

Alte und moderne Eregeze.

Ein Vielein hat Gottes Sohn getragen;
Was will uns der bescheidne Einzug sagen?
Gott kann auch die Verachteten und Schwachen
Zu Trägern seines Götterthumes machen.

*

Damit sich Niemand am Palmesel stoße;
Die Esel des Orients sind schöne, große,
Achtbare Thiere, muthig und lebendig,
Daß, drauf zu reiten, Jesu wohl anständig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Der Improvisator Pradel.

Eugene de Pradel gab uns neulich in einer Privatgesellschaft Proben seiner Improvisationskunst. Er ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der schon mehrere Jahre lang in Paris sowohl, als in der Provinz sich öffentlich und privatim in dieser Kunst hören läßt, worin er keine Vorgänger gehabt hat. Der Trieb zum Improvisiren scheint bei ihm vor mehreren Jahren durch die Anwesenheit italienischer Improvisatoren angeregt und erweckt worden zu seyn. Er versuchte es Anfangs, aus dem Gedächtnisse einige hundert Verse über ein aufgegebenes Thema zu dichten. Bald gelang es weiter und wurde so schön, mit den Italienern in die Wette ganze dramatische Stücke zu dichten. In der Privatgesellschaft, worin ich ihn vor einigen Tagen hörte, hatte man eine Menge von Herren und Damen eingeladen, und Pradel setzte sich an, uns den ganzen Abend zu unterhalten. Man hatte für ihn ein kleines Brettergerüst errichtet, worauf er ganz allein das noch zu dichternde Trauerspiel darstellen sollte. Man gab ihm die Ermordung des Herzogs von Guise auf König Heinrich III. Befehl zur Aufgabe; er hat sich einige Minuten Bedenkzeit aus, wählte sich die Personen, die in dem Stücke aufzutreten sollten, und bald darauf begann er in drei Vortheilungen eine Reihe von Auftritten darzustellen, welche folgerichtig und historisch das tragische Ende des Oberhauptes der Ligue herbeiführten. Die Anlage des Stückes war einfach; die Auftritte bestanden nur aus Dialogen, das Ganze war, so zu sagen, nur das Gerüst oder das Skelett einer Tragödie, allein doch nicht unbefriedigend. Die Verse

Koffen freilich nicht mit der Fülle heraus, wie bei den inspirirten Italienern, und waren auch nicht so wohlklingend; die italienische Sprache bietet dafür Hülfsmittel dar, welche der französischen fehlen. Der italienische Dichter braucht nur einige Worte zu nehmen, und er müßte ungeschickt seyn, wenn er an dieselben nicht bald einen ganzen Satz anreihen könnte. Allein die französische Sprache besitzt wenig Inversionen. Die Redetheile müssen nach einer bestimmten Ordnung konstruirt werden, und die großen alexandrinischen Verse erfordern ein strenges Metrum. Es ist wahrlich etwas Wunderbares, solche Verse aus dem Stegreif zu dichten, und dieses Wunder wird noch erstaunenswürdiger, wenn der Dichter nicht allein die Verse, sondern die ganze Handlung eines Trauerspiels erfinden soll. Pradel theilte jeden Aufzug in drei oder vier Gesänge ab. König Heinrich III. will sich des Herzogs von Gulse entledigen, dessen Einfluß ihm lästig wird. Er unterredet sich mit einigen Hofleuten, um zu sehen, ob sie geneigt seyen, ihm einen Liebedienst zu erweisen und den Herzog aus dem Wege zu schaffen. Unter andern wendet er sich an den tapfern Erillon; dieser weist den Vorschlag eines Mordens mit Verachtung ab; aber auf dem Schlachtfelde und in jedem offenen Kampfe ist er bereit, für seinen König Leben und Gut hinzugeben. Dieser Austritt war sehr gut ausgeführt. Pradel sprang zur Rechten und zur Linken, um wechselseitig den König und den Edelmann darzustellen, was sich bei dem tragischen Stoffe doch etwas possitlich ausnahm. Heinrich findet endlich einen feilen Hofmann, der sich zu dem Mordmorde will brauchen lassen. Auch bei dem herrschaftlichen Herzoge von Gulse führte uns der Dichter ein und entwickelte in einer edeln Sprache die politischen Gesinnungen dieses Oberhauptes und die Pläne seiner Partei. Im dritten Aufzuge will der Herzog von Gulse bei dem Könige eintreten; der Mörder hält ihn unter verschiedenen Vorwänden auf und zeigt sich sehr geschmeidlich gegen den mächtigen Gulse; dieser antwortet verächtlich auf die Reden des glatzäugigen Hofmanns, welcher ihn auf einmal anfaßt und ersticht; Gulse hält noch einen Monolog, ehe er verschleidet, und König Heinrich erscheint zuletzt, um seine Freude darüber auszudrücken, daß er von seinem größten Feinde befreit ist. Als Trauerspiel betrachtet, würde eine solche Komposition, wenn sie gedruckt würde, sehr maager und dürftig erscheinen; aber als Improvisation ist sie gewiß ein schönes Wagstück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Mal.

(Fortsetzung.)

Physiologische Ethik der Cholera.

Zum Schluß noch einige praktische, allgemein interessante Bemerkungen.

Besondere Berücksichtigung erfordert auf der Höhe der Krankheit die große Eibung des Gemeingefühls, nämlich die aus Einer Quelle strömenden Gefühle von Durst, eigentümlicher Angst und Beklemmung, und innerer Hitze. Man muß dem, zu was diese Gefühle den Kranken treiben, auf einen gewissen Grad nachgeben, die Gefühle mit Vorsicht besänftigen und befriedigen. Geschleht dies nicht, so wirkt die durch hervorgebrachte psychische Aufreizung und Anstrengung höchst nachtheilig auf die Krankheit zurück und befördert die Lähmung. Dies ist um so begreiflicher, da eben jene Störungen des Gemeingefühls die nächsten Ursachen der Krankheitsursache selbst sind, nämlich der Verstimmung des sympathischen Nervensystems. In dieser Beziehung kommt besonders die Stillung des Durstes in Betracht: der Kranke sieht um

kaltetes Wasser, er verschlingt es mit Heftigkeit und hat wenigstens augenblickliche Befriedigung. In Wien wurde die Anwendung des Eises zu einer Methode erhoben; man wandte es theils innerlich an, theils zu Reibungen der Haut, theils als Eißwasser in Klystieren. Die Eißreibungen haben sich zwar in manchen Fällen als ein kräftiges Mittel gezeigt, um die Wärme der Haut zurückzuführen; doch sah unser Arzt auch solche Folgen davon, und hält sie im Allgemeinen für entbehrlich. Eißklystiere sind, wie alle zum Zwecke des Stopfens der Ausleerungen angewandten Mittel, verwerflich. Dagegen gehört das Eis, innerlich gereicht, zu den wichtigsten Mitteln in der Cholera. Im Beginn der Krankheit gibt man es nicht; der Durst ist noch nicht so heftig und zum Zweck des Schweißtreibens sind hier schleimigte Getränke und aromatische Thees förderlicher. Aber im zweiten Stadium gibt man dem Kranken jede halbe Stunde ein Stückchen Eis von der Größe einer Haselnuß in den Mund; er läßt es gewöhnlich zergehen und schluckt das kalte Wasser; in der Zwischenzeit reicht man etwa alle Viertelstunden 3 — 4 Eßlöffel voll kaltes Wasser. Man darf das Trinken nicht der Willkür des Kranken überlassen; er ergreift das Gefäß und leert es bis auf den Grund; auf die angegebene Weise aber schadet das Trinken nicht; ja das Eis und kalte Wasser scheinen wirklich auch die Nervenaufrichtung unmittelbar zu dämpfen.

Die äußern Erwärmungsmittel sind insofern zweckmäßig, als eine Hervorrufung der Hautthätigkeit die Lösung des innern Leidens erleichtert; zu Anfang der Krankheit sind sie ohnehin als schweißtreibende Mittel notwendig. Aber hier ist wieder daran zu erinnern, daß der psychische Zustand des Kranken die höchste Berücksichtigung verdient. Jede Anreizung desselben hat nachtheilige Folgen; man habe sich daher, besonders bei vorgerückter Krankheit, vor zu starker künstlicher Erhitzung; man muß den Kranken mit den Erwärmungsmitteln so wenig als möglich beschäftigen. Man legt Federbetten oder wollene Decken auf den Kranken, an die Füße einen in ein Tuch geschlagenen erhitzten Backstein, auf den Bauch erwärmte Tücher, an die Unterschenkel mit heißem Wasser gefüllte Reiche oder Säcke mit heißer Asche. Der Wärter muß den Kranken, wenn er sich entblößt, bedecken, aber niemals Zwangsmittel, wie Riemen u. dgl., anwenden.

Warme Bäder sind beschwerlich, anstrengend, werden leicht durch Erkältung nachtheilig, und scheinen auch nicht viel zu wirken. Trodene oder mit aromatischen und geistigen Mitteln gemachte Reibungen zu Hervorrufung der Hautthätigkeit — ein Mittel, zu dem man früher allgemein großes Vertrauen gehabt — fand man in den österreichischen Staaten entbehrlich; es ist ungleich besser, der Kranke bleibt ruhig und zugedeckt liegen. Dagegen sind bei schmerzhaften Krämpfen der Glieder Reibungen mit Kamferspiritus zu Linderung der Schmerzen sehr wirksam.

Weniger als in jeder andern Krankheit gilt in der Cholera der Satz, daß die ärztliche Hilfe desto glücklicher ist, je früher sie kommt. Im ersten Stadium sind, die heftigsten Fälle ausgenommen, bei denen dieses Stadium fast ganz wegsäße, fast alle zu retten, im zweiten im Allgemeinen die Hälfte, im ausgebildeten Grade — selner.

Einige Gedanken und Beobachtungen über die Art, wie sich die Cholera von Mensch zu Menschen mittheilt, geben wir in einem dritten und letzten Artikel.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

würdig, wie diese Namen zu Deutschlands Heilquellen kommen; denn der Besitzer der vorhin genannten Badentdeckung in der Gegend von Eschenau ist ein Gräflicher Namensverwandter des bekannten Unbekannten. Um jener Thatsache auf den Grund zu spähen, hab' ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu studiren und zu forschen, ob denn der Ahnherr des Hauses, Herr Rüdiger von Vechlaren, nicht irgendwo in einer metallurgischen Beziehung erwähnt wird. Ist die Reise zum Egel vielleicht gar nur eine Badereise der Niflungen und Burgunden gewesen? Sollte die Lachmannsche Hypothese, daß die Niflungen Gnommen sind und Dämonen, sich in Mineralwasser auflösen? In der That, die Vechlaren stammen nicht aus Deutschland, sondern aus Arabien, vermuthlich — dem steinigten. Rüdiger war der erste deutsche Diplomat in Hunnischen Diensten. Ueberall schreitet er zur Vermittlung der Extreme ein, versöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrene Klugheit des Verstandes, und Egel, der den stüchtigen Araber in seinen Schatz aufnahm, bedient sich seiner am Liebsten zu Gesandtschaften und ähnlichen diplomatischen Aufträgen. Man sieht, daß hier die Baberlurbeziehung durchaus nicht fehlt, und staunend über die Divinationsgabe des Verstorbenen (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht stehen?) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abstammung gern ein. Daß mir aber Juden zu dieser Anerkennung die entfernteste Veranlassung gegeben haben, ist ein Uebelstand, dem sich nun schon nicht abhelfen läßt. Möge der Verstorbene darin einen Fingerzeig der Nemesis wahrnehmen, die uns den zur Hilfe sendet, den wir bekriegen wollen! Nach Frauenart sind Sie, meine Freundinnen, unversöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nie vergeben, daß er ein plebejisches Hey Hey gerufen hat hinter unserm modernen Moses, der auf dem Montmartre (im monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos Hauptumleuchtet steht, in das gelobte Land der Freiheit und noch degletten konnte, es aber selbst nicht betreten darf und von den Engeln eufam begraben wird. Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berühmte Geruchscene zwischen dem Juden und dem Fürsten gelesen hatten, und Sie, Auguste, riefen unwillig aus: des Fürsten Wappenvogel ist nicht mehr der Adler, sondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftsteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu seyn. Ach! wo läßt sich diese Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutschen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt gibt, gilt nur für Franzosen. Daß es vom Wichtigen zum Groben nur einen halben, vom Geistreichen zum Frivolten nur einen Viertel, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern,

der auf ihm prangt, gar keinen Schritt gibt, gilt nur für uns Deutsche! —

Die Geschichte, als Trösterin in der Cholera.

(Fortsetzung.)

„Madame,“ so sprach der Doktor ungefähr, „Sie müssen sich ein für allemal beruhigen. Was seit einem Monat hier vorgeht, ist betäubt, allerdings; aber Sie sind ja in der Geschichte bewandert. Der Pesten, der großen Pesten ist kein Ende in der Geschichte. Wir brauchen gar nicht weiter zurückzugehen als auf Thucydides: im Jahr 429 vor Christi Geburt brach zu Athen eine Pest aus; Athen war ein klein Paris, Madame, und da ging es denn her wie hier: lauter Poeten, die verstummten, Archonten, die wackten und schafften, und Weiber, die Angst hatten. Eine abscheuliche Pest! Neun Tage hatte der Kranke zu leiden, und was das Furchtbarste war, alle moralischen Bande löste die Seuche auf: die Straßen waren besäet mit Leichen, der Sohn stieß den Vater aus dem Hause, der Sklave warf den Herrn aus dem Bette; die gräßliche Seuche dauerte drei Jahre; sie raffte Perikles dahin, nachdem sie ihm beide Söhne, die Schwester, alle die Seinigen geraubt. Beruhigen Sie sich also, Madame: die Cholera hat bei uns die Familiend Bande nur noch enger geknüpft; kein Sohn ist vom Bette des Vaters gewichen, kein Diener hat den Herrn verlassen; der Herr Präsident des Ministerraths stirbt nicht und sein Sohn war gestern wieder außer Gefahr.“ Aber die Dame zitterte ärger als je und beruhigte sich nicht.

„Madame,“ fuhr der schwarze Doktor fort, „wie oft wurde Rom von der Pest verheert! das erste Mal stand es kaum hundert Jahre, und, sehen Sie, trotz dem ist es die erste Stadt in der Welt geworden. Von allen Seiten laufen die Ratifikationen in Paris ein; der Seidenhandel hat sich in St. Orlanne bedeutend gehoben, der Kampher wird mit Gold aufgewogen; beruhigen Sie sich, in Paris ist mehr Leben als je.“ Aber die Dame beruhigte sich nicht. Er ließ indessen nicht nach, stellte den Stuhl zwischen die Beine, stützte das Kinn auf die Hände und fuhr fort: „Von der Christlichen Zeitrechnung an kann man die Pesten vollends nicht mehr zählen. Im Jahr 65 nach Christus sah Nero die Pest kommen, und wie er denn ein großer Liebhaber vom Schauerlichen war, empfing er sie würdig, wie später die große Feuersbrunst. Die Einfälle der Barbaren, die in jener römischen Welt gar kein Ende nehmen, bringen jedesmal die Pest mit. In Paris tritt sie zu allererst im Jahr 540 auf; zwei Jahre darauf ward Konstantinopel von einer Seuche heimgesucht, welche 5000 Menschen täglich weggraffte, und diese Pest dauerte fünfzig Jahre. Seit Marseille steht,

kannte man dort früher das mal des ardons; der Kranke bekam erst einen ungeheuren Frost, dann eine fürchterliche Hitze, und starb. Von den Pocken und dem Ausfall sage ich gar nichts. In früherer Zeit traten nun all diese Uebel oft in ungefunten Städten zusammen auf; da war für nichts gesorgt, keine Ordnung, keine Aerzte, von Keilichkeit, von Polizei keine Rede; die Seuche plumpete recht eigentlich auf einen dichtgedrängten Menschenhaufen herab. Jetzt haben wir große Aerzte, die Chemie macht reißende Fortschritte, die Straßen werden zweimal des Tags gesäubert, wir haben das Chlor und desinficirende Mittel aller Art; wir haben weiße Wäsche und Sie, Madame, haben ein gesticktes battistenes Schnupftuch, das nur viel zu stark riecht; lassen Sie sich von der Kammerfrau ein frisches Tuch geben, Madame, und beruhigen Sie sich.“ Die Dame warf ihr in Kampher getränktes Schnupftuch weit weg, nahm ein anderes und beruhigte sich nicht.

Da der Doktor sah, daß sie noch bleicher war, als zuvor, fuhr er fort: „Ha! wenn Sie erst die Geschichte von China läsen! Bedenken Sie, Madame: im Jahr 1232 gingen in fünfzig Tagen neunmalhunderttausend Särge aus einer einzigen Stadt. Hundert Jahre später ging auch von China die allgemeine Pest aus, der schwarze Tod genannt, auch der große Tod. Ja, das war eine schöne, eine großartige Pest! In wunderlichen Sprüngen, lust wie die Cholera, kam sie herangezogen und dezimirte die Menschheit. In Paris raffte sie achtzigtausend Menschen weg, und darunter Johanna von Burgund, die Gemahlin Philipps von Valois, und seine Schwester, die Herzogin von der Normandie. Die einzige Grafschaft Arignon verlor hundertzwanzigtausend Einwohner. Italien, das schöne Land, wurde nach allen Richtungen verheert: Florenz, Rom, Genua stiegen in das Grab. Petrarca, dem die Welt die italienische Sprache verdankt, mußte es erleben, daß die schöne Laura, die er ein wenig allzuviel besungen, dahingerafft wurde. Gräßlich war es! Ganze Städte starben aus, ganze Erndten wurden nicht eingebracht, weil es an Armen fehlte; den Juden gab man Schuld, sie vergiften die Brunnen, und schlug sie todt, wie hier vor wenigen Tagen der Pöbel, dumm, sinnlos, wie er ist und immer war, ein Paar Unschuldige ums Leben gebracht hat. Es war ein Entsetzen, als sey das Ende der Welt da; man behauptete, die Krankheit theile sich durch den Blick mit; haben Sie davon einen Begriff? Zur selben Zeit aber bildete sich in dem mit Leichen besäeten Italien eine lustige Bruderschaft. Man lebte in Sans und Brans, kränzte sich mit Blumen, sang den lieben langen Tag, und Abends erzählte man sich Geschichten, Liebesgeschichten besonders; Boccac hat sie bekanntlich gesammelt und eine schauerliche, meisterhafte Vorrede dazu geschrieben. Machen

Sie es wie die Florentiner, Madame; zu Trinken will ich Ihnen gerade nicht ratben, auch das Singen mögen Sie bleiben lassen; aber Geschichten müssen Sie lesen. Eben hat ja Herr von Balzac welche herabgegeben; sie sind noch schädlicher als die Boccac'schen; eilen Sie also, Madame, so etwas darf man nur während der Cholera lesen. Ist sie wieder abgezogen, so müssen Sie diese Geschichten heimlich lesen. Also die contes érolatiques des Herrn v. Balzac zur Hand genommen, und beruhigen Sie sich.“ Aber die Dame war bleich, wie Petrarca, als er Lauras Tod erfuhr, und beruhigte sich nicht.

„Wahrhaftig, Madame,“ hob der schwarze Doktor wieder an, „wenn ich Sie so traurig, so entsetzlich niedergeschlagen sehe, so möchte ich Ihnen die Seuche wünschen, welche im Jahr 1575 in Holland ausbrach, den sogenannten St. Johannstanz. Die Befallenen wurden eigentlich närrisch ausgelassen; sie liefen halbnackt, tanzend und singend durch die Straßen; auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen war nichts als Tanz und Gesang. In Deutschland war es ebenso: ganz Deutschland tanzte, und hier hieß es der Weistanz. Das nenne ich mir eine vernünftige Tollheit; was Ihnen im Kopf steckt, ist rein unvernünftig.“

Und da sich die Dame nicht beruhigen wollte, fuhr der schwarze Doktor fort: „Wissen Sie wohl, daß im fünfzehnten Jahrhundert der trouso galant einen mit der eifigen Faust bei den Eingeweiden packte und umbrachte, wie man die Hand umdreht? In Paris kamen die Wölfe aus den Wäldern in die mit Leichen besäeten Straßen herein; zu Rouen fraßen die Hunde die verlassenen Kinder. Im selben Jahrhundert, dreißig Jahre später, brach zu Florenz die Pest aus, welche Macchiavel so schön beschreibt, und wieder dreißig Jahre später wüthete die Pest in der Gascogne. Lesen Sie die herrlichen Klagen des Herrn von Montaigne, wie ihn der Jammer aus seinem Scepticismus herantreibt! Ueberall, in Wirthshäusern, auf Märkten und Straßen hörte man nichts als: der ist todt, jener hat sich davongemacht, der ist im Spital. Aber der gute alte Herr hielt aus, blieb standhaft und tröstete sich, so gut er konnte; machen Sie es auch so, beruhigen Sie sich.“ Aber das Beispiel des Herrn von Montaigne machte auf die Dame eben keinen großen Eindruck und sie beruhigte sich nicht.

(Der Besatz folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Goethe und Hegel.

Nur die Theater erregen bei uns ein gewisses gemeinsames Interesse; nur hier kann sich die Stimme des Volkes geltend machen, freilich nur billigend, denn Zeichen des Tadels und Unmuthes sind auch hier verpönt. In diesem Sinne

habe ich es Recht, das freundliche oder betrübte Nationalgefühl alle auf der Bühne Organe finden, die zum gesammten Volke reden. Billigung bedeutet darum gewiß die Absicht des Hrn. Erf. Goethes Lob durch eine Darstellung zu feiern. Hätte nur eine würdige Ausführung dieser Absicht entsprochen. Wer mit dem Somers, den selbst das längst erwartete, bang gefürchtete Ereigniß in uns erregt, an jenem Abend das Theater besuchte, und die Gewalt und Fülle des Dichters lebend mit der Macht und dem Reichthum des Weltlebens in dem letzten fünfzig Jahren still in sich vorübergehen ließ — denn in Goethe ist beides untrennbar — wer so gestimmt in den Tönen der Musik und den Worten des Gedichtes Anklänge seines Gefühls erwartete, in dem konnte jene sinnwidrige, aber schmachtige Zusammenstopfung des Hrn. von Hottel, jene satirischen Allegorien und nichtssagenden Bilder, welche man sonst wohl belächelt oder bemitleidet hätte, nur Ekel und Widerwillen erregen. Konnte denn in Berlin, wo Schiller eine seiner würdigen Feiern fand, nichts, so ganz und gar nichts bei Goethes Tod geschehen? Dachte die Bühne gar nicht daran, daß man dem größten dramatischen Dichter mindestens einen Nachruf schuldig sey? Und wo konnte es würdiger geschehen als hier, wo zwei der ältesten Freunde des Verehrten, beide voll des tiefsten Kunstgefühls, Humboldt und Zelter, ihre Mitwirkung bei der Anordnung nicht versagt haben würden? Man sagt, der Vorschlag zu einer Feier sey allerdings gemacht, jedoch mit der Antwort abgewiesen worden, es sey kein Grund vorhanden für eine solche Apotheose. Meint man, durch die Verblüderung einer Feier, in der man sich nicht den Dichter ehren sollte; der allgemeinen Verehrung des Volkes auch nur den kleinsten Abbruch thun zu können? Nicht das Volk hat die Heroen zum Olymp gehoben, in eigener Kraft schweben sie sich hinauf zu den himmlischen Sphären der seligen Götter; aber das Volk hebt und staut und verehrt sie.

Stirbt der Erbe, so fallen die Gelehrten über ihn her. Erst Hegels Lob haben sich Stimmen und Stimmchen des Ungelehrten über ihn hören lassen, und Warschau's Fall wird durch deutsche Russenlieder gefeiert. Herr Weise in Leipzig hat gleich nach Hegels Tod eine Schrift über Hegels Philosophie und seine (Weise's) Differenz davon herausgegeben; als Antwort erichten von Göschel ein Werk „über den Muthwillen des Gedankens“, voll Schwärze und Speculationen; nur gibt sich der Verfasser oft zu sehr der Seite des Gefühls hin. Aber ein anderes schätzerhaftes Werkchen eines Münchener Philosophen hat den sonderbaren Umweg eingeschlagen, um mit Hegel anzubinden, sich scheinbar gegen einen Retrolog in der hiesigen Staatszeitung zu wenden. Der Philosoph sucht nun zwei Punkte zu erörtern, 1) daß Hegel für die weitere, selbstständige Entwicklung der Philosophie seit Kant nichts gethan habe, 2) daß dies Verdienst allein dem Manne des Jahrhunderts, Carl Th. Friedr. Krause, früher Privatdozenten zu Göttingen, jetzt zu München, zuzuschreiben. — Solchen Behauptungen entspricht würdig die Art des Beweises, welcher darin besteht, daß, außer einer ganz falschen Angabe des Charakters der Hegelschen Philosophie, einige Bruchstücke aus Krause's Leben erzählt und zwei Duzend Bücher, welche dieser geschrieben, aufgezählt werden. Dabei zuletzt Ausfälle auf Hegels Privatleben und Verdächtigungen desselben und seiner Schüler, als fertiger Knechte. Wie weichen den ersten Punkt, als die Sache gar nicht berührend, von vornherein ab, bemerken aber für den zweiten, daß wir dem Münchener Philosophen raten würden, Hegels Metaphysik zu studiren, oder, rücksichtlich der Schüler, Ganz Revision der preussischen Gesetzgebung.

(Der Beschlus folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Pradel. Der Mnemotechniker Paris.

Um an einer solchen Improvisation Vergnügen zu finden, muß man seinen Augenblick vergessen, mit welcher großen Schwierigkeiten der Dichter zu kämpfen hat und was es für eine außerordentliche Aufgabe ist, eine Reihe von Dialogen und eleganten Versen auf der Stelle zu machen, und zwar so, daß dieselben alle zu einem tragischen Ziele wirken. Leider kann der Dichter die Mühe, die ihm diese schwierige Arbeit kostet, nicht ganz verbergen, und dies stört den Kunstgenuss der Zuhörer. Nach dem Trauerspiele, oder was er so nannte, ging Pradel zu einer gefälligeren Gattung von Improvisationen über, Er verlangte nämlich, die Gesellschaft solle ihm Worte geben, von welcher Art sie immer seyn möchten, wenn sie nur nicht denselben Begriff ausdrückten. Man gab ihm das erste mal vier, das zweitemal acht Endworte, und in einer Minute hatte er eben so viele Verse, wovon sie die Endreime ausmachten, gebichtet. Das letztemal gab man ihm zwölf Worte. Sogleich dichtete er ein Duzend Verse dazu, nachdem er sie beliebig geordnet hatte; sie waren heitern Inhalts und betrafen den Dichter Piron. Aber nun machte er sich anheischig, zwölf andere Verse darüber zu dichten, und zwar diesmal von unten nach oben und in einer ernsthaften Gattung; er hielt auch sogleich sein Versprechen und gab zwölf Verse über die fürchterliche Cholera, die eben angefangen hatte, in Paris zu wüthen. Zuletzt hat er sich von der Gesellschaft beliebige Worte aus und machte sogleich kleine Lieder darüber, die er auch alle bald absang und worunter einige sehr witzig oder lustig waren. An diese letzten Gattungen sollte er sich halten und die tragischen Versuche aufgeben, die doch nimmer ganz befriedigend ausfallen können.

Einige Tage nachher kündigte Herr Nimé Paris eine öffentliche Sitzung an, die zur Eröffnung seiner Lehrstunden über die Mnemotechnik, das heißt über die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, dienen sollte. Er will nämlich in fünfzehn Stunden diese Kunst lehren, und hatte daher das Publikum zusammenberufen, um ihm einen Begriff von derselben beizubringen. Nimé Paris trägt dieselbe schon seit einigen Jahren vor; ich hatte aber noch keine Gelegenheit gehabt, ihn zu hören. Diesmal versäumte ich nicht, der in den Zeitungen ergangenen Einladung zu folgen, und dadurch habe ich denn wieder einen Wundermann kennen lernen, der vielleicht noch erstaunenswürdiger Dinge verrichtet, als der oben erwähnte Dichter Pradel. Meine Erwartung wurde jedoch insoweit getäuscht, als ich nichts von dem Charakter der M. Parisischen Lehrmethode erfuhr. Ich hatte gehofft, er werde uns diese Methode auseinandersetzen, ihre Bestandtheile zeigen und uns sagen, auf welchen Grundsätzen seine Mnemotechnik beruhe. Hievon aber verlautete kein Wort, und ich bin nicht geschwehrt aus der Sitzung gekommen, als ich hingegangen war. Man vertheilte unter die Zuhörer einen großen gedruckten Bogen über die Mnemotechnik. Hier hoffte ich doch einige Auskunft zu finden, um in den Stand gesetzt zu werden, auch den Lesern des Morgenblatts etwas von dieser Kunst mittheilen zu können; aber auch hierin fand ich mich getäuscht. Der gedruckte Bogen enthält sehr viel über Mnemotechnik, belehrt aber keineswegs über die Grundsätze. Die öffentliche Sitzung war dazu bestimmt, nicht die Ursachen, sondern die Wirkung, nicht die Mittel zur Kunst, sondern die Ergebnisse derselben zu zeigen; und diese Ergebnisse wurden nicht von den Schülern, sondern von dem Lehrer selbst dargelegt; er zeigte durch persönliche Proben, wie weit er es durch künstliches Nachdenken im Wissen gebracht habe.

(Der Beschlus folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Da haßt' ich: köstlicher noch ist, als rasten,
Leicht aber's goldne Leben hinzustreifen
Und göttlich frei zu seyn von seinen Lasten.

R e i f e.

Swar pflücket man die goldne Pomeranze,
Die man in ferne Länder will versenden,
Eh' ganz sie reif, mit sorgsam leisen Händen,
Noch unberührt vom stärksten Sonnenglanze.

Auch mag ein Krieger, wenn der Liebe Pflanze
Zu langsam keimt und schon die Rasten enden,
Den Kuß der ungeschäl'ten Lipp' entwenden,
Eh' er verschlungen wird vom Waffentanze.

Doch übersättigt nur vom Sonnenstrahle,
Ergleichen in Hesperien die Trauben
Ihr dunkelrothes Blut in die Vokale;

Nur vollgerelltes Lieb erfreut die MUSEN,
Und an der Liebe Gottheit darfst du glauben,
Nur wenn sie zu zersprengen droht den Busen.

Die Geschichte, als Erdsterin in der Cholera.

(Beschluß.)

Mit den Seuchen im Süden war nun der Doktor fertig und führte jetzt seine Kranke aus Frankreich weg in den Norden. „Moskau verliert hunderttausend Seelen im Jahr 1713, hunderttausend Seelen im Jahr 1770. Entsetzt fled die Barin aus der Stadt, der wüthende Vöbel ermordet den Erzbischoff Ambrosius in seiner Kirche, die Pestkranken brechen aus den Spitälern und plündern die Stadt; man schlägt sie mit Knuten todt; das sind Pesten! beruhigen Sie sich also, Madame! Und dann unter der Regentschaft die Marceller Pest! Marseille schandert noch darob. Denken Sie sich die bleifarbigten Leichen unter dem glühenden Himmel, denken Sie sich ein ganzes Volk in Hungernoth; denken Sie an den Chevalier Roze, an den heiligen Bischof Belzunce! Vierzigtausend Menschen starben innerhalb der Mauern von Marseille, sechs- und neunzigtausend in der ganzen Provence. Beruhigen Sie sich also, Madame, beruhigen Sie sich! — Und Scordut, und Epydus, und gelbes Fieber, und die ansteckenden Krankheiten alle, die man bekommt, man weiß nicht wie! Ein riechender Atom aus der Levante, ein Vogel in der Luft — mehr braucht es nicht; es reicht Ihnen einer lächelnd die Hand — flugs haben Sie die Pest. Aber die Cholera ist nicht ansteckend; also beruhigen Sie sich, Madame, beruhigen Sie sich. Paris hat nun einmal wieder einen Tribut zu bezahlen, und mit nächstem Monat wird die Sache völlig in Richtigkeit kommen. Beruhigen Sie sich, die neue Welt ist darin ungleich besser daran als die alte. Von der Er-

bauung der Stadt Rom bis auf Augusts Regierung zählt man in Italien drei- und dreißig Pesten in 732 Jahren! Von der Christlichen Zeitrechnung bis zum Jahr 1680 sind sieben- und neunzig große Epidemien über Europa gekommen; im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts ist die Pest vierzehn Mal erschienen, im folgenden Jahrhundert drei- und acht Mal. Alles ist kraftloser geworden in Europa, sogar die Pest; die Cholera ist eine vier- und zwanzigständige Unpäßlichkeit gegen jene Plagen. Also beruhigen Sie sich, Madame, beruhigen Sie sich!“

Mit diesen Worten stand der schwarze Doktor auf und ging, ohne der Dame weiter ein Wort des Trostes zu sagen. Er war einer von denen, welche die kleinen Leiden, die uns so unendlich viel zu schaffen machen, kalt lassen, die für die kleinen Krankheiten, an denen wir so herzlich krank sind, kein Mittel haben; die Pest im Großen, das war seine Sache, bei einem bloßen Nervenzusatz wurde ihm unbehaglich und nur im Hospital fühlte er sich wohl. An dem Tag war er vollends schlecht zu sprechen: in den Hospitälern waren dreitausend Betten vakant. Ein wunderlicher Doktor!

Das Gute hatte aber sein Besuch, daß die Dame überzeugte, wie wenig Gefahr verhältnißmäßig bei den Weltplagen in neuerer Zeit ist, und daß ihr dadurch klar wurde, wie vielen Dank sie dem andern Arzte schuldig sey, der so viel Theil nahm an ihrem Leiden. Sie sagte die wirklich ein wenig und ließ ihren gewöhnlichen Arzt rufen. Er kam; er hörte sie so geduldig an, erkundigte sich so theilnehmend nach Allem; er fand sie krank, allerdings sehr krank, meinte aber, noch sey nicht Alles verloren. Zum Anfang der Kur verordnete er ihr ein Bierstel von einem gebratenen Hubu und ein Glas Zuckerwasser vor Schlafengehen, und stellte sie vollkommen wieder her.

Ein schwarzer Doktor ist vortrefflich für das gemeine Volk, ein blonder Doktor ist ein unentbehrlicher Mann für den Einzelnen, für ein Weib besonders. Brouffais Vorlesung über die Cholera ist etwas für Aerzte, Laien sollen daraus wegbleiben. Jeder muß nach seinen Umständen behandelt werden: mit Blutegeln und Kampher die rechten Kranken, die eingebildeten mit Trostgrüben; und darnach geben wir auch nicht, wie andere Blätter gethan, Brouffais Vorlesung.

Was aber unsere hübsche Dame betrifft, so weiß sie schon, was sie thut: ist einmal ihre Gesundheit, d. h. der öffentliche Gesundheitszustand wieder ganz befriedigend, so stattet sie ihren beiden Ärzten einen Besuch ab; aber zum schwarzen Doktor geht sie, wenn sie gewiß weiß, daß er nicht zu Hause ist; den andern wünscht sie wirklich zu sprechen, und trifft sie ihn nicht an, so hinterläßt sie ihm ihre Karte, worauf die Worte stehen: „ihrem Tröster;“ und in der Zeit, in der wir leben, gibt es kein höheres Lob für einen Arzt.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Sechster Brief.

Hof, den 11ten April.

Soll ich Sie, oder mich anklagen? Der Inhalt meiner Briefe aus Nürnberg ist bekannt geworden, kurz nachdem ich die Stadt verlassen habe. Auf Kuriersperden und kürzerem Wege ist mir eine außerordentliche Deputation des Magistrates vorangesprengt, und hat mir hier im Hofhause zur Stadt Brandenburg einige gelinde Vorwürfe gemacht. Esieß, ich hätte einen Juden in die Stadt gebracht, da Israel doch schon vor einigen Jahrhunderten aus Nürnberg nach Jerth vertrieben sey. Aus poetischer Lizenz hätte ich ihm sogar die Erlaubniß gegeben, einen kleinen Handel an detail zu etabliren. Dennoch wolle man darüber nicht so sehr klagen, als über die geringe, scheinbar geringe Achtung, mit der ich vom Nürnberger Theater gesprochen hätte. Dafür müsse Strafe seyn. Dort, wo ich gesündigt, solle ich auch Buße thun, nicht durch Widerruf, sondern durch öffentliche Bekanntmachung eines Beschlusses, vor dem alle Uebelwollenden verstummen dürften. Hören Sie also! Zu Ruh und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Festspiele zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Dukaten. Da haben Sie den offiziellen Theil meines dießmaligen Briefmoniteurs. Der private ist nur für uns bestimmt, und besteht in einem Jammerruf und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O! Die Klage gilt jener Fluth von Pinfeldramen und Scherzluftspielen, die eine so wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlassen wird; der Aufruf aber ist an uns drei gerichtet, die ich hiemit auffordere, selbst aus Werk zu gehen, den Strickstrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldenen Lorbeerkränzes zu denken. Wir sind zwar darüber einverstanden, daß die Feder in der Hand eines Frauenzimmers nichts Liebenswürdigeres ist, aber die Krankheit unserer Zeit ist die Selbstironie; wer wehrt uns also, und selbst zum Strichblatt unserer Laune zu machen? So lange halten die Menschen noch immer etwas auf sich, bis sie sehen, wie wenig es andere kleidet. Lassen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck zusammentreten und gemeiniglich an einem Aristophanischen Lustspiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe siegt, während unsere Konkurrenten nur positiv streiten werden. Sie; Louise, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Auguste, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unsern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, sondern in

ihrer Zusammenstellung. Man wird es den Thronen ansehen, daß sie von Augusten veranlaßt, von Louise gezeichnet und von mir beschrieben sind. Die Fühlende zeigt das Gold in dem Schachte, die Schildernde bringt es ans Tageslicht und der Darstellende prägt es zu Dukaten aus, zu hundert, also für jeden 551. Es leuchtet ein, daß wir den Kunstenthusiasmus zum Thema unserer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunstheim von Ebnen oder von Farben aufbauen, und nach dem Muster der Alten einen Chor in unser Stadt einführen, etwa aus Pinseln oder Meißeln bestehend. Ich denke es mir so: Als Prolog tritt die Idee auf, spricht über den Zusammenhang der Gottheit und Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erste Halbchor. Die Pinsel tanzen um den Altar der heiligen Ecclia und singen dabei Friedrich Schlegels Idem zur christlichen Kunst ab. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzt um die neun Statuen der Mäsen und recitirt Sätze aus Winkelmanns Geschichte der Kunst. Sie geraten in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, schlichten will. Es ist Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgenuth auf die Wanderschaft zieht. Er gibt den streitenden Partbeien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinseln, eine ähnliche, etwa Heiligenstadt. Die Intrigue muß folgende seyn: Zur Erbauung dieser Städte und zur Einrichtung des Gemeinwesens bedürfen die Ebnen derselben Mittel, wie die Mäsen; doch wissen sie davon nicht, und bauen in der Meinung, Verschiedenes zu bauen, ein und dasselbe. Der neckende Dämon der Intrigue ist die Poesie, und die Baubedürfnisse sind z. B. die schiefe Richtung des Halses, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenscheine, die langen Haare, alles allegorische Figuren, die mit einem mäßigen Wize eingeführt werden müssen, d. h. nicht als Kunstrequisite, sondern als Helden eines für sich bestehenden, vom Ganzen völlig unabhängigen Dramas, etwa eines bürgerlichen Trauerspiels oder eines romantischen Schaubergewaldes, wie uns noch zu besprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einsicht, daß Pinsel und Meißel unter Leitung des poetischen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das ist denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und Bischof müssen sich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Ebnen einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das letzte Experiment kann die Meisterschaft eines Maschinenkrämers, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch diesen schwachen Umriß für meinen Plan wünsche gewonnen zu haben. O, entziehen Sie sich seiner Ausführung nicht! Louise, schicken

Sie mir Sentiments, und Sie, Auguste, Situationen!
Ernten wir doch Lorbeere und Dornen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Mnemotechniker Paris.

Pradel verfuhr bei seinen Proben, wie weit er es durch künstliches Nachhelfen im Wissen gebracht habe, folgendermaßen. Er hatte einige tausend Data von merkwürdigen Begebenheiten, Erfindungen, die Angaben der Höhen großer Berge, die Bevölkerungsstabellen der Städte Frankreichs und dergleichen mehr drucken lassen, und vertheilte die Blätter im ganzen Saal umher, der gedrängt voll war. Man wurde von allen Seiten her Fragen an ihn gerichtet, die er alle richtig beantwortete. Eine dieser Fragen betraf das Verhältniß zwischen der Peripherie und dem Diameter eines Kreises; die Antwort war in 128 Decimalzahlen ausgedrückt. Der Mann sagte die 128 Zahlen nacheinander her; in der Mitte machte man ihm bemerlich, er übergehe eine oder zwei Ziffern; nun begann er bei einer gewissen Ziffer wieder und kam glücklich zu Ende. Er war erdültig, nach Belieben die dreißigste, fünfzigste, neunzigste Ziffer dieser ungeheuren Zahlenreihe anzugeben, und gab sie auch wirklich an. Ich weisse, daß Nic de Mirandola, welcher vor einigen Jahrhunderten in Italien öffentliche Theses de omni scibili hielt, nicht so viel Sachen im Kopfe hatte, als dieser Aimé Paris. Daß man Verse, Gespräche, Sprache u. s. w. behalten kann, begreife ich sehr wohl; wie man aber 128 Ziffer so genau dem Gedächtnisse einprägen kann, daß man die Stelle jeder Ziffer kennt, dies übersteigt, ich muß es gestehen, meine Begriffe. Ich bekam eine wahre Ehrfurcht vor diesem Wundermann und hätte sie ihm bezeigen mögen; allein es war nicht möglich, bis zu ihm zu bringen. Er sprach sehr geläufig und war sogar witzig in seinem Vortrage, so daß es schien, als ob bei ihm das Gedächtniß die andern Geistesfähigkeiten nicht ersäufte hätte. Dabei war er so gefällig, daß er sich erbot, die ganze Nacht dazubleiben und auf alle Fragen zu antworten, falls die Zuhörer mit den abgelegten Proben noch nicht zufrieden wären. Die abgelegten Proben waren aber so glücklich, daß man ein verstockter Ungläubiger seyn müßte, um noch Zweifel zu hegen. Der Lehrer gab sich außerordentliche Mühe, zu beweisen, daß keine Charlatanerie mit unterlaufe und daß es hier um kein Witzschreierkunststück zu thun sey. Es ist schlimm, daß ein Lehrer zu solchen Beweisen genöthigt ist; aber freilich wird auch mit der Wissenschaft so viel Charlatanerie getrieben, daß, wenn in Paris ein Mann etwas Außerordentliches verkündet, er wohl thut, wenn er zuvor beweist, daß er das Publikum nicht zum Besten haben, noch betrügen will. Indessen bleibt, trotz aller Bemühungen des Hrn. A. Paris, doch noch ein Zweifel zurück. Es fragt sich nämlich: hat dieser Mann sein außerordentliches Gedächtniß der von ihm erfundenen oder vervollkommenen Lehrmethode zu verdanken, oder besitzt er etwa dieses Gedächtniß von Natur? Ich wäre geneigt; das letztere zu vermuten; denn daß ein so besonderes Gedächtniß das Werk der Kunst seyn sollte, scheint mir schwer zu glauben. Wahrscheinlich, eine Lehrmethode, die einen so außerordentlichen Erfolg hätte, wäre eine Wundermethode, und mit den fünfzehn Lektionen des Hrn. A. Paris könnte man der Jugend sechs bis acht harte Studienjahre obdillig ersparen. Hätte der Lehrer seine Schüler

auftreten lassen und an diesen öffentlich bewiesen, daß ihr Gedächtniß nicht minder akkumfaffend ist als das seinige, und daß es nur durch seinen Unterricht so vollgepfropft worden ist, so hätte man leichter an die Wunder seiner Methode glauben können. Aber da nur er allein persönliche Beweise geliefert hat, so habe ich keine andere Ueberzeugung aus der öffentlichen Sitzung mit davon getragen, als daß Herr Aimé Paris ein wunderbares Gedächtniß besitzt, und daß dieser Mann, wenn er wollte, der größte Gelehrte der Welt seyn könnte; er brauchte ja nur fleißig zu lesen. Ich muß noch bemerken, daß er zuletzt eine große Menge weißer Zettel unter die Zuhörer vertheilte und sie bat, darauf zu schreiben, was ihnen gut dünkte. Sätze in französischer oder fremder Sprache, Zahlen u. s. w. Er wollte hernach die Zettel sammeln, durchlesen und dann alles, was darauf stehe, hersagen. Da diese Probe nothwendig lange dauern mußte, so habe ich das Ende derselben nicht abgewartet, bin aber überzeugt, daß er sie eben so gut bestanden hat, als die vorigen, und eben dies läßt mich vermuten, daß A. Paris von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt worden ist. Wie sollte er ein künstliches Mittel anzuwenden im Stande seyn, um auf der Stelle eine Menge so eben gelesener Druckstücke wieder herzusagen? Dg.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Literarische Notizen.

Die Stelle Hegels wird, so hören wir, doppelt besetzt werden durch Heinrich Ritter, bekannt durch seine Geschichte der ältern Philosophie, und durch Gabler zu Bayreuth, bekannt als Verfasser der philosophischen Propädeutik. Es scheint überhaupt jetzt Prinzip bei Erledigung einer bedeutenden Stelle, die Geschäfte zu theilen und sie zweien zu übertragen. Divido et impera!

Die Russen, oder Polenlieder des Geheimenraths Stegemann zeigen keine sehr hohe Gesinnung und wenig Poesie. Es sind Reflexionen des Verstandes, in poetische Sprache gehüllt, der leichteste und jetzt gewöhnlichste Abweg der russischen Poesie. Auch die frühern Gedichte des Verfassers leiden an diesem Fehler, wenn auch der Gegenstand damals ihn mehr ergriff, ihm mehr aus dem Herzen kam. Dem russischen Kampfe gegen Polen mag man verständigungsdiplomatisch eine gerechte Seite abgewinnen können, eine poetische begeisterte nimmermehr, selbst wenn man um ein gut Theil mehr Dichter wäre, als Stegemann es ist.

Wiederholt ist in unsern Blättern noch nie des Programms einer Erwählung gesprochen, durch welches die Vorlesungen halbjährig von Obach angekündigt werden. Das diesmalige ist deshalb von allgemeinerem Interesse, weil es einen Betrug aufdeckt, durch welchen französische Gelehrte die Historiker und Antiquare aller Welt mystifizirt hatten. Obach erweist nämlich ganz evident, daß mehrere für die Geschichte höchst interessante Inschriften in Malta angefertigt worden sind, um die Conjecturen des Marquis d'Urban über alte Geschichte zu bestätigen.

Die Akademie, welche sich neulich schon durch die Wahl von sieben neuen Mitgliedern verstärkt hat, wählte in ihrer gestrigen Sitzung mehrere ausländische ordentliche Mitglieder; man nennt die H. H. Lobed in Abnigsberg, J. Grimm in Göttingen und Letronne in Paris; außerdem Schelling und Cousin, welche früher zugleich mit Hegel vorgeschlagen und verworfen waren. Hr. Graff und Hr. Brandis in Bonn sind zu Korrespondenten ernannt. B.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

mein Taschengeld auf drei Wochen voraus geben mögen, um ein kleines dünnes Talglicht neben meinem Bette.

Ich war sonst ein beherzter Bursche, auch vor Gespenstern hatte ich keine Furcht, aber vor Würgengeln. Meine Träume im Schlafen oder Wachen waren fürchterlich. Es war eine stürmische, regnerische Nacht. Es heulte in den Schornsteinen, und die Dachziegel flogen. Mitunter hörte ich das Heulen, Beten, Singen, oder was es war, der Juden von drüben. Meine Decke lastete auf mir wie ein Alp, meine Brust wollte springen, ich fühlte: jetzt kommen die Würgengel. Durch die enge Gasse tief unter mir rasselte es; stöhnend und lustend schlurste es die Treppe herauf. Mit einem Male waren sie auf den Dächern, und kletterten oder schwebten wie Mondschläger über die Dächer. Der Sterbende richtete sich ächzend auf. Seine stieren Augen sahen sie kommen, ob sie schon Niemand sah, seine magern, gelben Hände baten dringend die Umstehenden, daß sie dicht um ihn stehen bleiben möchten. Sie versprachen es ihm, und doch wandten sie sich vor Schmerz um, ihre Thränen vor ihm zu verbergen. Da war es um ihn geschehen, denn wie ein Blitz waren die Würgengel über ihn gekommen, und als die Angehörigen sich umblickten, lag er kalt und todt.

Ich wachte vor dem Todeschrei, der mir in die Ohren gellte, auf und hörte es voll drei Uhr schlagen. Der Regen goß draußen in Strömen und ich war in Schweiß gebadet. Was waren alle Schrecken der Novembernacht gegen die Schrecken des Traumes! Ich zog mein blaues, schweres Deckbett über die Ohren und schlief bis weit in den Tag, und, als ich aufstand, war nichts zu hören, als daß der Rabbiner die Nacht gestorben sey, wie die Klageweiber an seinem Bette heulten, wie man die Leiche anspuce, verfluche und von all den gräßlichen Ceremonien, welche bei einem orthodoxen Judenbegräbniß vorgenommen werden. Jeder Kunde und jeder Besuch bei meiner Schneiderfrau erfuhr Wort für Wort alle Umstände des Todes haarklein und wohl zehn Mal mußte ich es hören: „Schlag drei Uhr haben ihn die Würgengel geholt.“ Auch der Sekundaner hatte kein Herz zu fragen, was sie damit meine; allein von der Zeit an veränderten sich meine Vorstellungen von den Würgengeln. Aus den bössfüßigen Teufeln wurden nun grundhäßliche alte Judenwetteln und was mir von widerwärtigen Zügen, von spitzen, gekrümmten Nasen, vortretenden Kinnern, triefenden Augen an den Trödlerinnen meines Judenviertels aufstieß, verschmolz sich zu dem neuen Bilde.

„Mit Vergunst, Euer Excellenz,“ unterbrach Etienne den General; „sollten die Würgengel bei den Juden ein bloßes Phantom seyn?“ — „So ich mich aus meinen Kinderjahren entsinne,“ bemerkte ein anderer Offizier, „existirte bei den jüdischen Familien unserer Stadt, welche

ein Mitglied durch den Tod zu verlieren hatten, eine sehr natürliche Furcht vor ihnen; denn es sollten keine Gespenster seyn, vielmehr lebendige, alte Frauen, welche die Verpflichtung haben, jedem Sterbenden, ehe er stirbt, die Gurgel zuzubrühen, seys aus Aberglaube, oder ihm die letzte Agonie zu ersparen. Diese Frauen, wie zu vermuthen steht, häßlich und alt, sind darauf geschworen, Gott weiß bei wem, es ist ihre religiöse Pflicht. Sie wachen und lauern nun, wo sich ein Todesfall nähert, und sind bei der Hand, ehe man sich verfährt, gleich den Ibrigen im Traume. Unter aufgellärten und begitterten Juden lauft man ihnen gern vorher die Verpflichtung ab, in andern Familien bewahren und hüten die nächst Angehörigen ihre Sterbenden; aber die teuflische Hartigkeit, mit der die Unbolde hinter den Thüren und Vorhängen lauend oder unter Verkleidungen ins Krankenzimmer schleichen, die Familie doch überlisten, ist das Gespensterhafte.“ — „Sind Sie von Ihrer Erklärung überzeugt?“ fragte der General. „Ich habe es nie anders gehört.“ — „Hören sagen, Herr Kamerad!“ — „Es ist so lange her, daß ich bestimmtere Auskunft nicht zu geben vermag.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Siebenter Brief.

Hof, den 12ten April.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der gestrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzenbach. Mein Auge weidete sich an den fernem, dunklen Bergstreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem die Prachtfedern kleiner, weißer Silberwölkchen sich wiegten. Junges, frisches Gras streckte behutsam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf sie fallen würden. Ein weißer Gegenstand, den ich in der Ferne erst für einen schneeligen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, er flatterte und bewegte sich, ich trat hinzu, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich zwei Briefe finde, die einst dem glücklichsten Bewohner dieser Gegend gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgerissen, nur die Orter, von wo sie ausgestellt, waren noch lesbar. Ich schick' Ihnen die Abschrift beider Briefe, die Originale werd' ich wie Reliquien verehren.

I.

L. und A. an Jean Paul.

Stuttgart

Warum mußte auch den Griechen ihre *Pythia* ein Weib sein? Wir hätten Dich, edler Mann, so gern seinen heiligen Priester genannt, dessen Heiligtume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weisen Spruch Deines gottbegeisterten Mundes zu hören. Wir haben Dich deshalb zum Schiedsrichter einer zwischen uns streitigen Frage erwählt, — weil Du in dem Gerichtshofe, vor dem sie gehört, heimisch bist, und Dein Advokatennamt nicht Deines Gewinnes wegen übst, sondern um andern ihn zu verschaffen. Ja noch mehr! Du sollst ordentlich einen Familienprozeß entscheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben. Nicht die ruhmwürdige Verlassenschaft *Porikos*, seine Tugenden und Schönheiten, sollst Du geerbt haben, so daß, wenn man ihn, so auch Dich liebt, sondern auch die Schulden, die er bei vielen noch anstehen hat, wirst Du ehrenhalber bezahlen müssen. Wir erklären uns deutlicher. Zwei Schwestern sind über den Satz des empfindsamen Reisenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verschiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich über den Satz selbst, sondern über einige Folgerungen, zu denen er uns Veranlassung gab. Höre den Sachbestand, nicht wie er gerade ist, sondern wie er jetzt vorliegt, und gib Deine Entscheidung! Die ältere Schwester kennt keinen tieferen Forscher in den Geheimnissen der weiblichen Seele, als Jean Paul: die Jüngere widerspricht, und hofft dennoch von der Unparteilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele sey eine Art Kommunalseele, eine Art Gemeingeist, und bekennt sich damit zu jenem poetischen Pantheismus, der, wie Sterne in der vorhin angezogenen Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erst die Welt liebt. Weder der Abend- noch der Morgengewächse gleiche diese Seele, sondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterschied der Frauen läge nur in der Art, wie sie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Tullen tragen, und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt sie fort — sind alle dieselben, sie lieben sich daher auch unter einander nicht, weil sie im Grunde dann sich selbst lieben müßten, und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charaktere tragen. Das ewige Sittengesetz: Erkenne dich selbst! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur so, daß sie die Fehler und Tugenden nicht in sich, sondern in andern aufsuchen, und sich selbst bessern, indem sie andere loben oder tadeln. Diese Ansicht ist die Deine, sie zieht sich wie Goldgeäder auf Deine Schriften. Der letzte Versuch rührt noch im-

mer von derselben ältern Schwester her; die jüngere ist so lädlich, diese Ansicht den einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Verlen in dem labenden Weine Deiner unsterblichen Schöpfungen, aber Verlen, die auch Lust gebildet sind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum hassen, weil sie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, sagt sie, ist ihr Liebedelement, sondern der Verstand. Nur durch die Formen unserer gesellschaftlichen Lebens werden sie verblindert; eine wunderbare Fülle mannigfacher und untereinander durchaus entgegengelegter Charaktere zu entfalten. Sie hält diesen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, sondern für die tiefe Ansicht eines erweisbaren Verhältnisses. Sie erschrickt vor den weiblichen Gestalten, die Deine Phantasie dem Leser vorführt, und bekennt, daß sich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer spiegelt. „Entsetzlich! — schrieb sie gestern in ihr Tagebuch — man hält uns Weiber nur für eine Raucherglocke, die die Männer berge, wenn sie sich aus der Tiefe des Lebens löstliche Verlen zu ihrem eitlem Schmucke holen.“ Nun ist dies unsere bescheidene Frage: Haben wir uns in der Auffassung Deiner Meinung geirrt? Bist Du im Stande, sie einer Prüfung zu unterwerfen, und wenn Du vor Dir selbst nicht bestehst, sie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wolltest, kannst Du für Deinen Anschlag dann entscheidende Gründe anführen? Verzeihe den lästigen Fragerinnen, die selbst den Muth besäßen, wenn Du zauderdest, Dich auf den Seberdreifuß zu stellen, wie Alexander die sträubende *Pythia*! O, sie wünschen Dir ja so viel Lebenssonnen als Lebendtage, und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu lassen! Versag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

Trost aus der Statistik.

Gottlob! daß einsam Deutschlands Thron!
Die Cholera war' jetzt im Reiche schon,
Nun ist sie doch dem Vaterland noch fern,
Sie muß noch durch die Länder vieler Herrn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai

Untersuchung der Cholera. Ein vom Himmel gefallener Stein.
Vor einigen Wochen haben die hiesigen Physiker die Luft von zwanzig oder dreißig verschiedenen Lokalitäten in der Stadt und Umgegend chemisch untersucht, ob sich nicht etwa im Allgemeinen oder an gewissen Orten eine Anomalousie zeige, welche über das Wesen der Cholera einigen Aufschluß zu geben vermöchte. Man hat aber in der über den Krankenbetten im Hotel-Dieu und in der über den Windmühlen auf

dem Montmartre schwebenden Luft, in Ost, West, Nord und Süd von Paris unveränderlich die nämlichen chemischen Bestandtheile der Atmosphäre gefunden. Die Chemiker freuen sich, daß eine der glänzendsten Entdeckungen, die Unveränderlichkeit der Luft, sich aufs Neue bestätigt hat; die Laien, die es vorher nicht wußten, wissen nun, daß die Physik, was die organischen Verhältnisse der Erde betrifft, noch ganz im Finstern tappt, und die Romantiker in der Naturwissenschaft improvisiren um jeden Preis ein lustiges Prinzip eines Wesens, das es wagt, die Hauptstadt der civilisirten Welt, wenigstens auf ein Paar mal vierundzwanzig Stunden, zu einer Stadt des Mittelalters zu degradiren. — Es legte in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. April Cagnard-Latour einen kleinen Stein vor. Der sollte vor Kurzem vom Himmel in den Hof seines Hauses, rue du rocher, gefallen seyn; dabei soll sich ein donnerähnliches Geräusch haben vernommen lassen, das aber nicht vom Herrn selbst, sondern von seinem Bedienten gehört worden ist. Der Stein unterscheidet sich von den gewöhnlichen Meteorsteinen durchs aus: er enthält weder Chrom, noch Nikel, wie sonst, aber — und dies ist der Hauptpunkt — Kupfer. Das Hauptmetall, das nach den bisherigen Beobachtungen in den Meteorsteinen vorherrscht, ist bekanntlich Eisen, und auch in den organischen Stoffen, in den Gewächsen, im Fleisch und Blut der Thiere hat man bis vor Kurzem von eigentlichen Metallen nur Eisen gefunden, welches Metall somit nach den Physikern in den meteorischen Prozessen wie im Organismus eine bis jetzt zwar räthselhafte, auf jeden Fall aber sehr bedeutende Rolle spielt. Seit einiger Zeit wollen nun aber Chemiker in manchen Gewächsen Kupfer gefunden haben, und die französischen Chemiker Berussas und Chevreul haben auch in Fleisch und Fleischbrühe die Anwesenheit dieses Metalls nachgewiesen. Daran erinnert nun der Finder des oben erwähnten Steins und hält die Entdeckung des Kupfers in seinem Meteorstein für höchst bedeutsam. Längst ist der Gedanke ausgebrochen worden, der sehr natürliche Gedanke, die Cholera könnte von einem in der Luft verbreiteten Gifte herrühren. Der besagte Meteorstein soll nun geradezu darauf hinweisen, daß die Luft gegenwärtig mit einem Kupfermiasma verunreinigt ist, das wie ruathmen und das somit in das Blut kommt. Damit erklärte sich auch vortreflich, warum die Cholera da, wo Wasserstoffgas in großer Quantität verbrennt, in London und im Palais royal zu Paris, auffallend milde aufgetreten ist. — Der fragliche Stein ist leicht zerreiblich, braungrau, an einer Stelle wie verkohlt; er sieht ziemlich aus wie ein Stück Sandstein, und mehreren Akademikern will es behnken, es sey nicht anders, als Lüne der Stein gerade aus den Steinbrüchen von Fontainebleau. Chevreul, der selbst Akademiker und anwesend ist, erklärt, Berussas und er haben allerdings in Dorschfleisch und in verschiedenen Arten von Fleischbrühe Kupfer entdeckt. Nun habe er aber an Fleisch, das er selbst von einem frisch geschlachteten Thiere genommen, die Versuche wiederholt und bis jetzt wenigstens kein Kupfer gefunden. Nach dem Chemiker Sargo solle auch das Getreide Kupfer enthalten; er, Chevreul, habe zweihundert Weizenkörner sorgfältig aus den Ähren gezogen und in denselben keine Spur von Kupfer entdeckt; möglich, daß er seine Versuche an einer zu geringen Menge Getreide angestellt habe. Der Physiker Arago bemerkt noch, daß die von Chevreul in Fleisch und Fleischbrühe gefundenen Spuren von Kupfer so unbedeutend seyn, daß sie auf die Gesundheit der Menschen, welche jene Substanzen genießen, lediglich keinen Einfluß haben können. Die Akademie läßt jetzt den vorgelegten Luftstein untersuchen, und wie werden die Leser mit dem Resultat bekannt machen.

London, April.

Angriffe auf die Kirche.

Die Angriffe auf die Kirche nehmen eher zu, als ab; selbst Zeitschriften von einigem Werth halten es nicht unter ihrer Würde, der alten, leider etwas abgelebten, Mutter dann und wann eine Schlaufe anzuhängen. So beantwortet z. B. das Monthly Magazine (welches, beiläufig gesagt, wieder ultra-liberal geworden ist) die Frage: auf welche Grundsätze die irländische Kirche gebaut? mit folgenden Sätzen, die wir als Probe dieser Gattung von Big mittheilen. 1) Eine Gemeinde ist für die Existenz einer Kirche durchaus nicht notwendig. Der gemeine Glaube, daß eine Geistlichkeit Laien vorantsetze, ist ganz irrig. 2) Gesezt aber, es gebe Laien, so hat deren Anzahl durchaus keinen Einfluß auf das Einkommen der Geistlichen, und es ist also ganz in der Ordnung, wenn jene sich zu diesen wie Hunderte zu Tausenden verhalten. 3) Eben so wenig darf man in dieser Hinsicht den Wohlstand des Landes in Betrachtung ziehen, und es ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß der Pfarrer Rebraten speist und Burgunder trinkt, während das Volk sein Leben kaum mit Kartoffeln und Seegras fristet. 4) Das Wohl der Gemeinde darf nur dann in Betrachtung gezogen werden, wenn es mit dem Behagen des Pfarrers bestehen kann. 5) Das Hauptgeschäft des letztern ist die Schaffsur. 6) Die Laien haben nur eine Obliegenheit, nämlich die Geistlichkeit mit den Gütern des Lebens zu versorgen; alles Uebrige sollte der Obhut der Geistlichen überlassen bleiben. 7) Der Spruch: Man kann nicht Gott und Mammon zugleich dienen, ist eingeschoben und von keiner Autorität. 8) Der Spruch: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, ist unrichtig übersezt; sollte heißen: Dem Pfarrer gebührt der Zehnte. 9) Ein Pfarrer mag, wenn es ihm beliebt, in seiner Gemeinde leben; aber es steht ihm frei, solches zu thun oder zu lassen. Kann er ja doch zu Neapel oder Bath eben so gut für seine Seelen sorgen, als in seiner Pfarre. 10) Vereinigung mehrerer Pfarren läßt sich zwar nicht buchstäblich aus der heiligen Schrift rechtfertigen, ist aber ganz im Geiste derselben. 11) Obgleich es in England an 26 Prälaten genug ist, um über 7000 Pfarrer die Aufsicht zu führen, so folgt daraus doch keineswegs, daß 1200 Pfarrer in Irland nicht 22 Bischöfe zur Aufsicht bedürfen. Bisbümer sind herrliche Gaben, man kann deren nie zu viel haben. 12) Dieselbe Regel läßt sich auf Decanten, Pöbste und andere Würdenträger anwenden. 13) Bischof (episcopus) bedeutet einen, der die Uebersicht hat; er kann daher auch sehr leicht die Religion selbst ganz übersehen. 14) Eine Kirche ist nur wahrhaft groß als streitende Kirche, d. h. wenn sie von 30.000 Musketen und einer verhältnißmäßig starken Artillerie gedeckt ist. 15) Ein Prediger des Heils zeigt sich daher auch nie anständiger, als wenn er an der Spitze eines Reiterhaufens in seine Herde einhaut. 16) Es thut einer protestantischen Staatskirche gar keinen Eintrag, wenn das Volk selbst nicht protestantisch ist. 17) Je weniger ein Volk geneigt ist, den Zehnten zu entrichten, desto kräftiger muß man es dazu zwingen. 18) Je weniger eine Staatskirche in Achtung steht, desto notwendiger ist sie; denn würde sie allgemein geliebt, so würde das Volk im Allgemeinen auch fromm seyn, und dann bedürfte man ihrer gar nicht. 19) Nichts ist geeigneter, die Religion zu fördern, als wenn sich die Geistlichkeit durch strenges Eintreiben des Zehnten recht verdacht macht. 20) Endlich muß man nie vergessen, daß Nationen da sind, um Staatsbedrper zu erhalten, nicht diese um jener willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Der Würgengel.

(Fortsetzung.)

„Ich habe auch dunkel davon gehört,“ fuhr der General fort. „Indeß wird die Sache durch Erkundigungen darüber nicht heller. Fragen Sie einen aufgeklärten Hebräer, so lächelt er, und ein orthodoxer Anhänger des Talmud schweigt. Auch weiß ich nicht, was minder gespensterhaft ist, wenn wir einen weiblichen Würgengel, einen Abgesandten des Todes annehmen, oder häßliche, alte Leichenfrauen, die in affrosem Aberglauben, eine Imitation der israelitischen Würgengel unter Pharaos Egyptern, herumzuschleichen, bei den Sterbenden sich eindrängen und sie erdroffeln, ehe sie ihr Sterbegebet beendet haben. Die Polizei schon dürfte diese Engel nicht dulden.“ — „Herr General glauben also in der That an jene andern Würgengel, so über den Lebenden hinschweben und ihre Opfer sich auswählen?“ — „Wer, mein Freund, sollte nicht glauben, der ein Paar Bataillen mitgemacht hat? Wenn ich wußte, die Armee stehen sich gegenüber, morgen greifen wir an, und ich legte mich nun am Abend, in den Mantel gehüllt, den Kopf auf dem Sattel, schlafen, dann sah auch ich, der ich kein Talmudist bin, die Würgengel auf den schrägen Mondstrahlen herabschweben und über die halb im Schatten verhüllten Schläfer wegsteigen, und die Stirnen deren Küsse, die morgen Abend liegen sollten, um übermorgen nicht wieder aufzustehen.“ — „Dergleichen Würgengel werden auch andere mit Ihnen gesehen haben. Es ist eine poetische Allegorie.“ — „Nicht ganz, mein Vetter. Meine Würgengel umarmten sehr bestimmte Personen. So war für mich schon vor der fatalen Affaire bei Görlitz Winterfeld gezeichnet — und was sage ich erst von Schwerin!“

Man wurde aufmerksamer. Die Zuhörer rückten näher, und es war so still, daß man die leisen Kohlenflämmchen im Kamin spielen hörte. Der Spott, der hie und da auf den Lippen der Zuhörer geschwebt, machte immer mehr einer ernsten, ja ängstlichen Stimmung Platz, je unbefangener der General fortfuhr, der seinem Ruf als besonnener Mann und Spötter noch in nichts vergeben hatte.

„Sie müssen nicht glauben, meine Freunde, es sey ein angenehmes Gefühl, voraus zu wissen, daß Jemand sterben muß. Aber hätte ich meine Wissenschaft von mir abgeschüttelt, oft machte ich mich selbst über mich lustig, verspottete mich, gab mir Mühe, meine Ahnung zu Schanden zu machen. Allein es half nichts; je mehr ich dagegen anstrebte, um so schlagender wurden die Beweise dafür. Und nun zumal ist das Gefühl ein herbes, wenn ich das baldige Abscheiden eines nähern Bekannten, ja eines Freundes vorausfühle.“ Ein Blick aus seinem ernsten Auge fiel dabei, zufällig oder mit Absicht, auf den Wirth. „Aber, theuerster Freund,“ sagte dieser, „wie drückt sich diese Ahnung bei Ihnen aus? Lesen Sie

auf dem fremden Gesichte einen Zug, der Tod bedeutet? Dann möchten Sie sich doch oft täuschen; der Weltmann hat so viele Mittel, seinen Miene einen feinen Empfindungen widersprechenden Ausdruck zu geben.“ — „Nein, mein verehrtester Graf, meine Kennzeichen sind ganz besonderer und sehr bestimmter Art. Ich gebe gern zu, daß meine Phantasie sich darin täuscht; seltsam bleibt es nur, daß es bisher noch immer eintraf.“ — „Sie beruhigen uns schon,“ sagte der Graf, „wenn Sie uns die Versicherung geben, daß Ihre Kenntniß nur partiell ist, Sie also nicht von Jedermann voraus wissen, ob und wann er sterben muß.“ — „Davor behüte mich der Himmel!“ fuhr der General fort. „Meine hellsehende oder ahnende Kraft kommt immer nur periodenweise und ängstigt mich dann oft so sehr, daß ich gewiß bin, ich hielte es nicht aus, wenn sie immer dauerte. Doch um wieder zur Sache zu kommen, so habe ich Ihnen zu sagen, daß sie anfing mit dem Tode jenes Rabbiners. Ich verfiel in ein hitziges Fieber und träumte während vierzehn Tagen vom nichts als grundhäßlichen Judenweibern, die um mein Bett herumgaulerten, sich auf mein Kopfkissen setzten, mir das Deckbett fortzriffen, unter dem Bett vorkrochen, die Arznei einrührten, und was der tollen Phantasiebilder mehr waren. Ich war, wie ich nachher erfuhr, gefährlich krank gewesen; indeß meine gesunde Natur kämpfte siegreich mit den Würgengeln, und seitdem hatten sie mich bis gestern Nacht aus dem Spiele gelassen.“

„Bis gestern Nacht?“ fragte man erstaunt. Der Wirth rückte vom Erzähler ab, aber sein Auge haftete desto fester an seinen Lippen. „Dann haben Sie also keine Ahnungen gehabt seit Ihren Schuljahren?“ — „Versuchen Sie wohl, mich selbst hatten sie mit ihren eladenden Umarmungen, oder wie Sie es nennen wollen, verschont, desto öfter erschienen sie mir als Boten für andere.“ — „Und versuchten Sie niemals, die andern zu warnen?“ Der General zuckte die Achseln. „Kennen Sie das Schicksal der Cassandra? Man würde den preussischen Obristleutnant seltsam angesehen haben, der den Tag vor der Görlitzer Affaire vor die Fronte getreten wäre und den General Winterfeld gebeten hätte, sich zu schonen, die weil er geträumt, daß denselben ein Würgengel umhalst. Uebrigens geschah es nur selten, daß die Erscheinung mir den Tod solcher distinguirten Leute anzeigte.“

Der Graf schien beruhigter: „Doch sind Sie uns noch immer eine eigentliche Beschreibung Ihrer Gespenstererscheinung schuldig.“ — „Sie sollen Alles hören, was ich weiß. Eine geraume Zeit, nachdem ich für meine Person mit Ihnen gerungen, ließen mich die Gespenster in Ruhe. Ich kam von der Schule zur Armee. Die Exercitien ließen nicht viel Muße zu, um Geister zu wittern. Die wenigen ersten Vorfälle sind mir dunkel, oder ich hielt sie für bloße Träume. Erst als mich das grassir-

rende Lazarethfleber im schlesischen Kriege hart darnieder warf, wurde ich bald nur allzu lebhaft an sie erinnert. Der Würgengel sey in der zum Lazareth umgeschaffenen Kaserne geschäftig, hieß es; er klopfte Tag und Nacht an die Thüren. Je länger, je schwerer ich darniederlag, um so deutlicher verwandelte sich die Metapher bei mir zu etwas Wesentlichem. Ich hörte den schrecklichen Engel umhergehen und verfolgte schlafend und wachend seine Schritte. Er ließ auf jenem Flügel nach und kam zu unserem Herdher. Als Inspicent kannte ich genau die Lokalität des Gebäudes, die Corridore, Treppen, die Stuben, Kammern, ihre Nummern, wußte auch zum Theil, wer darin lag. Er schlich stöhnend, ächzend die Hintertreppe herauf nach Nummer fünf. Ich fragte am Morgen, wer in der Nacht gestorben? „Der Feldwebel aus Nummer fünf!“ war die Antwort. Die nächste Nacht wurde es viel unruhiger; es drückte die Thüre auf von Nummer sechs, sieben und acht. Ein Offizier und zwei Gemeine, die darin lagen, trug man schon beim grauenenden Tage vor's Thor. Nun machte der Würgengel Sprünge; daß ich mich nicht etwa aus der Reihenfolge täuschen sollte, drang er den nächsten Abend in Nummer elf und fünfzehn ein. Seine Freunde fürchteten für einen schwer erkrankten Hauptmann, sie hatten von ihm um Mitternacht Abschied genommen, ihn verloren gebend. Ich mußte es besser: der nächtliche Schleicher war bei seiner Thüre vorbeigegangen und gegenüber eingetreten bei einem jungen Fähnrich, der schon in der Genesung, nächste Woche zur Armee abzugeben hoffte. Der Hauptmann genas, den Fähnrich trug man gegen Mittag hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

II.

Jean Paul an L. und M.

Hof

Jemand hat einmal gesagt, und irr' ich nicht, bin ich es selbst gewesen, es sey ein verflogener Schmetterling in den stillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke. Im Gegentheil, der Gedanke weht wie Tod und Grabesdäuer. Wenn eine Schönheit nicht aufhören soll, durch sich selbst schön zu seyn, so muß sie keine Folie haben. In der Algebra bejahen zwei Behauptungen, in der Aesthetik verneinen sogar zwei Behauptungen. Theils um meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Bruders- oder vielmehr Schwesterkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gelessen hat, doch steh' ich von ihnen noch immer soweit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch

Streitenden jenes obige Bild zurück und gestehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen wie kalte, leblose Marmorbilder gezeichnet habe. Die Frauen sind mir auf meinen Wanderungen durch's Leben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, aber nicht zu fassen verstehe. Die weiblichen Gestalten, die in meinen Schriften geschildert sind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser eigentlich seyn mußte, nur meine Willkühr ist. Mein Leben hat nur solche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich so wenig wurden. O! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum geritzt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefact, wie eine Krystallisation, die, einmal gebildet, durch sich selbst sich nicht wieder auflösen könne; diese blieb somit eine kalte Mumie, wie sehr ich sie auch mit Blumen und Kränzen behing. Ob ich nun der jüngern unter den feindseligen Schwestern allein Recht gebe? Nein, auch hierin *justo milieu!* Ich löse die materielle Ansicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meeresthien sind, und die spirituelle, nach der sie eine ewige Englerschelung vorstellen würden, in die praktische auf, die, von Illusionen sich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die Weiblichkeit ist eine leere Abstraktion, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Oktaven hoch und tief angeschlagenen Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwicklung gesetzt; nur die Weiber sollten nichts Weiteres seyn, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Zuchmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stehen. Variationsfähig sind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll. Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Priester und Richter bin, der Bundeslade nahetreten und opfern zur Versöhnung zweier Schwestern? Ein Theil fällt dem Priester zu: es sey die Bewahrung der alten Liebe. O! ich kann ohne diesen Himmelsthan nicht gedulden! Man liebt mich selbst bei meinen Fehlern, weil man sie für Tugenden hält; nun ich selbst eingesteh', daß es Fehler sind, soll man mich denn zu lieben aufhören?

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Die englischen Kolonien.

Man muß es den Engländern zur Ehre nachsagen, daß wenn auch der Handelsgeist die erste Triebfeder ist, welche sie in die Ferne und zur Anlegung neuer Kolonien treibt, der Fortschungsgeist sich bald dazu gesellt und das menschliche Wissen im Reiche der Natur wenigstens, immer erweitert. So stiftete z. B. der Graf Dalhousie im Jahr 1824 zu Quebec die literarisch-historische Gesellschaft, welche als Proben ihres Fleißes bereits zwei Bände ihrer Verhandlungen herausgegeben hat, wovon der letzte (im vorigen Jahre erschienen) eben vor mir liegt. Sie enthalten sehr interessante Nachrichten für den Naturforscher, Geographen und Philologen. Am anziehendsten für den Letztern ist eine Grammatik der Huronensprache, nach dem lateinischen Manuscript eines Missionsars ins Englische übersetzt.

A Sketch of the History of Van Diemens Land, welche so eben, nebst einer vortrefflichen Karte von J. Arrowsmith, von J. Bischoff, dem Hauptdirektor der Van Diemensland-Gesellschaft, herausgegeben worden, enthält eine reichhaltige Geschichte und Beschreibung der Insel, ihrer Bevölkerung und Produkte, ihres Handels u. s. w., womit jedoch die Leser des Morgenblatts nicht ganz unbekannt sind. Das Interessanteste darin ist die Geschichte der genannten Gesellschaft, welche im Jahre 1825 von der Krone ein Privilegium und um einen sehr geringen Preis 350.000 Acker Land zum ewigen Eigenthum erhalten hat, in dessen Besitz sie im dessen erst im Jahre 1827 kam. Sie hat zwar das Privilegium, dieses Land zu vermieten oder zu veräußern, Pflanzern Geld vorzuschießen u. s. w.; bis jetzt aber hat sie sich bloß auf die Schaf- und Viehzucht für eigene Rechnung gesetzt und nur so viel Land unter den Pflug gebracht, als für den Unterhalt ihres zahlreichen Gesindes nothwendig ist. Man hat zwar bereits Weizen aus dem fernem Lande nach London gebracht, welcher, seiner besondern Güte wegen, mit achtzig Schillingen pr. Quarter bezahlt worden ist; aber der Arbeitslohn ist dort so hoch, daß sich der Feldbau bis jetzt noch nicht lohnt. Da das Land sehr offen, trocken und dabei gut bewässert und voll fetten Grases ist, so veredeln sich die Schafe sehr schnell auf demselben, besonders da man die besten Rassen hingschickt hat. Nach dem letzten Bericht hatte die Gesellschaft etwas über 90 000 Pfund Sterling aufgelegt, besaß aber das für zwei große ökonomische Anstalten, nebst 934 Schafen, 561 Stück Rindvieh und 93 Pferden, und hatte bereits 9½ englische Meilen fahrbare Straßen mit vielen und langen öffentlichen Brücken gebaut. Ihre Kosten im vorigen Jahre beliefen sich auf 8800 Pfund; aber die in diesem Jahre zu erwartende Einnahme soll die Ausgabe ganz gut decken können, so daß man mit Zuversicht schon im Jahre 1831 für die Aktienbesitzer Vortheile erwartet. Die Gesellschaft mietet ihre Diensthoten um geringen Lohn auf sieben Jahre; sie können sich jedoch dabei etwas ersparen und nachher, wenn sie fernere dienen wollen, von den Pflanzern als Pflüger oder Hirten von 40 bis 60 Pfund des Jahres verdienen. Ein besonders anziehender Theil des Buches ist die zwischen dem Gouverneur der Insel und der Regierung in England geführte mehrjährige Korrespondenz über die Behandlung der eingebornen Wilden. Durch die Mißhandlungen, welche diese schicktern, aber listigen und heimtückischen Menschen seit vielen Jahren von entlaufenen Verbrechern im Innern, so wie von den Robbenfängern an den Küsten, besonders durch gewaltsame Entführung ihrer Weiber und Töchter zu erleiden hatten, zur

Bezwelgung getrieben, rathen sie sich jetzt an allen Weibern, die sie unbewaffnet überfallen können — denn selbst der größte Haufen soll sich nicht an zwei Bewaffnete wagen — durch Raub, Mord und Brand. Der Gouverneur und mit ihm die angesehensten Personen in der Hauptstadt bestien lange, sie durch Güte wieder zu gewinnen; wahrscheinlich aber hoben Einzelne den guten Eindruck, welchen die Bemühungen der Regierung gemacht haben mochten, wieder auf. Ein allgemeiner Streifzug, um sie ohne Gewaltthatigkeit auf eine Halbinsel zu treiben, wo man sie eingeschlossen zu halten hoffte, wenn man sie auch nachher mit Lebensmitteln und Kleidung hätte versehen müssen, sorglos fehl, und die fern wohnenden Pflanzern und Hirten blieben vor wie nach ihren Angriffen aufgesetzt, gegen welche die Regierung sie nicht hinlänglich zu schützen vermag. Doch ist es einem gewissen Robinson gelungen, ihre Sprache zu lernen und, da er unbewaffnet unter ihnen lebt, ihr Vertrauen so zu gewinnen, daß er die Hoffnung hegt, sie alle (er schätzt sie auf nicht mehr als 700 Seelen) unter seinem Schutze auf eine kleine Insel führen zu können. Auch hat man bereits auf der Gung Carrilage-Insel eine Niederlassung gearndet, wo diejenigen, welche sich von Robinsons Bereden lassen, gut aufgenommen werden. Den letzten Nachrichten zufolge scheint aber dieser menschenfreundliche Plan nicht im ganzen Umfang zu gelingen; es ist wieder, ohne daß die Regierung es verhindern kann, zu einem Vertilgungskrieg gekommen, wobei natürlich die Schwarzen den Kürzern ziehen müssen. Sie hatten eben erst einen Kapitän und einen andern angesehenen Kolonisten ermordet, und die Gährung war so groß, daß die Zeitungsschreiber es für nöthig hielten, die Kolonisten daran zu erinnern, daß die Schwarzen doch auch Menschen seien. Es handelt sich hier aber einmal von Selbsterhaltung, und wenn die Kolonisten nicht das sadue Land, welches für wenigstens fünfzig Millionen thätiger Menschen Raum und Fruchtbarkeit hat, verlassen und einer Handvoll Barbaren zurückgeben wollen, damit dieselben es bis zum Ende der Tage in thierischer Rohheit durchstreifen, oder auch eine andere europäische Macht Besitz davon nimmt, so müssen die Eingebornen zu Grunde gehen.

Da ich doch einmal von Kolonien schreiben, so danken mir es wohl manche Ihrer Leser in diesen Tagen, wo es so Vieles in Europa zu enge wird, wenn ich sie auch auf einige andere Kolonien aufmerksam mache. Die Kolonie am Schwannensfluß und auf der dortigen Küste scheint, trotz den mancherlei Schwierigkeiten, die sie allerdings finden mußte, die aber von der geduldeten tödlichen Erwartung und der Mißgunst unendlich übertrieben worden waren, festen Fuß zu fassen und sich mehr und mehr nach Nord und Süden hin auszudehnen, und da es sich findet, daß Neuholland bedeutende Flüsse und fast an allen Küsten guten Boden hat, so wird es wohl in Kurzem ganz von brittischen Kolonien umgürtet seyn. — Die Regierung unterstützt zwar keinen Auswanderer nach den Kolonien mehr mit Geld oder sonst auf unmittelbare Weise, auch wird kein Land mehr unentgeltlich abgegeben; aber sie hat in den Häfen von Quebec und Halifax Kommissarien angestellt, welche, um die Annehmlichkeiten vor Betrug zu sichern, denselben unentgeltlich mit Rath und That an die Hand geben; wenn dieselben Land suchen, erschaffen sie sofort, wie es in jedem Bezirk damit steht; wenn der Einwanderer nur Arbeit sucht, wird er dahin verwiesen, wo welche zu finden ist, und im Nothfall bei den öffentlichen Arbeiten angestellt, bis er etwas Besseres findet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. O. Holt'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

nun die Erscheinung mit Ihrer früheren Vorstellung überein, oder mit der letzten, oder wie sah das Gespenst aus, das Sie für den Bürgengel hielten?“ — „Kann man einen leeren Raum beschreiben, ein körperloses Wesen, das keinen Schatten wirft, keine Andeutung und, Sie werden mir glauben, auch keinen infernalischen Duft zurückläßt? Jetzt war sein Kopf hier, jetzt dort, ich sah, wie er das Bein hob, ohne daß ich das Bein sah, den Platz auf der Diele, wo der Fuß austrat, aber den Fuß nicht. Nicht die Federn von meinem Bett, auch nicht einmal die Luft bewegte sich. Was ich sah, oder nicht sah, ließ sich mit keiner Farbe, keinem Strich, auch nicht mit Worten wiedergeben. Aus dem Schreckgespenst des Knaben war ein Phantasma des Verstandes geworden, um so grauenhafter, als dieser selbe Verstand, es mit logischer Schärfe verfolgen konnte. Nur insoweit hing es mit den Sinnen zusammen, als meine Wahrnehmung niemals weiter als diese reichte. Als der Tod noch auf dem andern Flügel wüthete, war mir der Eindruck weit undeutlicher; ich hörte, ich sah es wohl hinschleichen, konnte aber nicht angeben, wo es bestimmt anklopfte, einkehrte; je näher für mich der Sterbende lag, um so deutlicher, bestimmter wurde die Wahrnehmung. Ich hätte auch gewiß in der Nacht gesehen, daß es meinen Burschen berührte; ihn küßte oder erdroffelte, wenn nicht der Schreck in dem Augenblick mich völlig besinnungslos hingestreckt hätte.“ — „Dann wäre es am besten,“ bemerkte Jemand, „um vor Ihrem nächtlichen Engel geschützt zu sein, sich so fern als möglich von Ihnen zu betten.“ — „Gewiß!“ sprach der General sehr ernst und starrte eine Weile vor sich hin, ehe er wieder anhub. „Nun vergingen mehrere Jahre, wo der Engel Niemand in meiner Nähe, oder doch nur gleichgültige Personen heimsuchte. Denn auch das muß ich bemerken, je näher der Sterbende mich anging, um so lebendiger war der Eindruck. Ich lag zu Ausbruch dieses Krieges in Magdeburg in Garnison. Woher es kam, daß in dem ganzen Hause dazumal bis auf den Portier unten Niemand wohnte, ist mir nicht erinnerlich. Meine Domestiken waren auch unten einquartiert, denn seit jenem Vorfall hatte ich, so weit sich das einrichten ließ, es gern, wenn Niemand in meiner Nähe schlief. Sie mögen begreifen, daß es etwas Feinliches hat, Zeuge so herzbrechender Besuche zu sein, die uns nicht gelten. Eines Nachts, als ich das Licht auslöschte, überkam mich aber doch ein Gefühl, wie wenn es besser wäre, ich hätte Jemand bei mir; denn im Schreibsekretär lagen einige Tausend Thaler Gold und anderes von Pretiosen, alles zum nahen Ausmarsch gesammelt. Indessen sind die Mauern des breiten Weges da, und ich bin nicht der Mann, der leicht Besorgniß schöpft. Ich schlief ein. Die Wetterfabne krächzte am Giebel meines Hauses, als ich aufwachte, und das, glaubte

ich, sey es, was mich geweckt. Allein nun hörte ich deutlich die Hausthür öffnen und zuschlagen. Es kam die Treppe herauf; das waren mir ja wohlbekannte Tritte, so geht kein menschliches Wesen. Es verweilte nicht in der ersten Etage; was sollte es da suchen, wo Niemand wohnte? Es schlurste die zweite Treppe herauf. Der Tod sucht nur das Leben; wer lebte außer mir auf dem Dache? und daß sich ein Gespenst bemüht, um den Tod von Mäusen anzuzeigen, kam doch wohl noch nicht vor. Sie mögen die Empfindungen eines Mannes begreifen, der also diesmal ohne Todesableiter ganz mutterseelenallein in seinem Bette lag. Was schildere ich Ihnen noch einmal, wie das Herzblut gerann, als es hustend vor meiner Thür stehen blieb und die wohlverschlossene und verriegelte ausdrückte. Ich wollte aufspringen, einen Kampf mit dem Bürgengel wagen; ich konnte kein Glied rühren, die Augen waren starr darauf gerichtet, und nun war es an meinem Bett; mit ausgestreckten Armen legte es sich über mich, wie man von Lieblingskissen sagt, die sich quer über den Hals der Schlafenden legen, vor lauter Liebe sie erwürgend. Es stöhnte, und ich sank zusammen.“

„Doch war die Willenskraft diesmal so mächtig, daß nach wenigen Sekunden die Sinne wiederkehrten. Es war fort und war doch keine Täuschung gewesen. Ich fühlte mich nicht krank, aber ich mußte doch, ich mußte folgenden Tages sterben. Meine Sekunden waren gezählt, der Tod sollte mich gerüstet finden. Ich sprang aus dem Bette, warf mich in die Kleider, den Säbel um, ihm doch auch als Kriegermann ins Auge zu schauen. Nun schellte ich: Licht, Leute, der Doctor mußte kommen; ich verhehlte ihnen nicht, daß ich den Tod in mir fühle, und überließ dem Arzt meinen Puls, um nach meiner Krankheit zu suchen. Die fand der gelehrte Medicus nun zwar nicht, allein meine Leute fanden statt dessen unter meinem Bette einen Kerl, einen entlaufenen Baugesangenen, der seinen Sergeanten erschlagen und es wahrscheinlich mit mir nicht anders würde gemacht haben, wenn mich der Bürgengel, der ihn zu suchen kam, nicht gewarnt hätte. Die Sache war bald in Wichtigkeit, man verfuhr nach Kriegsdrecht etwas summarisch, und er sah am Abend selbigen Tages die Sonne zum letzten Male untergehen. Sie können denken, daß mir seine Hinrichtung einige Beruhigung gewährte.“

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Achtzweites Brief.

Strenburg, den 13ten April.

Ein durch Bier, papier mache und geltende Censur ausgezeichnetes Ort. Oder interessiert Sie die Burg an

der Stadt, die auf Vorphyrfelsen gebaut ist, so und so viel Fuß hoch, auch viel Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Rauffung und Schwertententhalt, die wir alle drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beschäftigt ein anderer Gegenstand, ein ethnographischer. Ich suche nämlich schon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarkationslinie zwischen nord- und süddeutschem Charakter. Jetzt glaub' ich fast, daß ich sie dort hinsetzen muß, wo zum ersten Male ein Bologländer Bettelknabe mit dem Wagen nachließ und um eine geringste Unterstützung anhielt. In Schwaben und Franken geschah das nicht, und glauben Sie, nicht die Armut ist Schuld daran, sondern die gegen Norden zunehmende Dreifigkeit. Nirgend hab' ich die Jugend so verschämt, so zurückhaltend gefunden, als in Süddeutschland. Der Gegensatz der beiden Kammern im Herzen Europas, der viel angefochten und viel vertheidigt ist, liegt hauptsächlich in der Art der Erziehung, wie sie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu spät, hier zu früh reif. Dort kann man schon viel gelernt haben, ohne noch etwas sprechen zu können, hier hat man schon sehr viel gesprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Sechzehn- und Achtzehnjährige werden in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man sie anredet; hier unten sind die Buben von vierzehn Jahren schon weise, ja naseweiß. Die Seminar- und Klostererziehung verhindert die Jugend, selbstständig zu werden. Die fortwährende Aufsicht des Lehrers weist sie nur auf Gehorsam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, dieser alleinige Tempel der Erziehung, ist dem Knaben entrückt, und die Sehnsucht nach der Familie gibt seinem Geiste ein eigenthümliches Kolorit. Aus solchen Einflüssen läßt sich die poetische Stimmung der Süddeutschen erklären, die mit Unrecht ein Gesetz der Natur genannt wird. Hier unten fehlt die Aufsicht des Lehrers. Die Schüler schließen sich fester an einander an, der Korporationsgeist entwickelt sich oft bis zum gehässigen Gegensatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht so in die Ferne zurück. Die extreme Folge des süddeutschen Erziehungssystems ist Vedantismus bei den Stillen und Epikismus bei den Freieren, des Norddeutschen fast immer fade Leerheit und Unmaßung. Wären im Süden diese Ueberreste alter Sitte nicht so fest gewurzelt, wie sollte sich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einfluß einer so schönen, reizenden Natur noch so viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? z. B. in der Theologie und Philosophie jener alte, Mißerne Scholasticismus, die trockenste Orthodoxie? Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die frischen, jungen, Schöplinge der alten Stämme alle nach dem Norden hin ausschlagen. Der Ruf des Genialen, Geistreichen,

der dem Norddeutschen vorangeht, fährt sich allein auf die Stellen der süddeutschen Schulen zurück. Von oben her fährt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geschäftige Thätigkeit unsterblich werden. Dieser Wechselverkehr ist zwar naturgemäß, doch steht er zu einsam und in zu geringer Beziehung auf's Leben. Er bleibt immer nur bei den Anfängen und Exponenten, statt daß man schlagende, bedeutsame Resultate erwartet. Das Bindemittel scheint auch hier nicht das Erzeugniß der getrennten Elemente zu werden, sondern kommt von einer unerwarteten Seite her, von den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes. Aber wie verschieden selbst hierin noch die Erscheinungen sich geben, beweist z. B. der Freiburger und Altenburger Liberalismus. Ich würde die Nuancen dieses Unterschieds weiter verfolgen, wenn ich Sie mit so doktrinellen Diskussionen belästigen dürfte. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, zwar von Farben mit Ihnen zu sprechen, aber von jeder einzeln, von roth bei Rosen, von blau bei Veilchen, von weiß bei Lilien, aber nicht von dreifarbigem Verbindungen. Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht, weil es wieder an Politik erinnert und zuletzt fast wie Satire klingt. Wie ich eben sehe, ist es um Pleißer-Ärden sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trockene sey?

B e s c h r ä n k u n g .

Von Religion und Wissenschaft
Greif dir ein Stück heraus,
Und bilde dies mit ernster Kraft
Mit reinen Händen aus.
Wenn du's geglättet und geründet,
So gilt's dem Universum gleich,
Und wenn es dir das Herz entzündet,
So ist es auch dein Himmelreich.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Englische Kolonien. Literarisch. Das Königl. Kolleg.
In diesem Augenblicke sind Tausende auf dem Wege, um sich in den Canadas oder in Neu-Braunschweig niederzulassen, und darunter sehr viele Arme, für welche ihre Kirchspleite die Reisefosten bezahlen. Das Auswandern ist eine wahre Wuth geworden, so daß hier und da die Hälfte der Einwohner eines ganzen Dorfes auf einmal zum Wanderstab greift. Mitunter aber gehen auch gebildete Städter dahin, die sich lieber den Mühseligkeiten der Wildniß aussetzen wol-

ten, die ihnen aber doch sichere Aussicht auf endliche Verbesserung ihrer Familien bietet, als sich länger in der Heimath plagen, ohne andere Aussicht für ihre Nachkommen, als noch größere Plage. Unter denen, welche sich eben zur Auswanderung anschließen, befindet sich Lord Audley, ein nicht sehr beglückter Goetmann, der sich mit seiner Familie nach New Brunswick begibt, wo er 10,000 Acker Land an sich gebracht hat. Diese große Provinz, welche sowohl wegen ihrer Lage, als wegen der Güte des Bodens und der Reue der schiffbaren, fließenden Flüsse einst sehr bedeutend zu werden verspricht, fängt an, mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Ihr's erste jedoch scheint sie Arbeitern und Handwerkern, welche, bei sehr billigen Preisen der Lebensmittel, einen so hohen Tagelohn erhalten, daß sie in ein Paar Jahren sich ankaufen und bald unabhängige Bauern oder wohlhabende Städte werden können, mehr Vortheil zu bieten, als Kapitalisten, die sogleich Land zu kaufen wünschen. Denn erstlich ist alles gute Land so sehr mit Urwaldung überwachsen, daß es eine ungeheure und bei dem hohen Tagelohn höchst kostspielige Arbeit erfordert, dasselbe urbar zu machen, und zweitens fehlt es noch an Straßen, um durch die dicke Waldung zu gelangen. Auch ist der dortige Winter sehr lang und kalt; indessen soll das Land sehr gesund seyn. Die Provinz, welche wohl jetzt an 100,000 Einwohnern zählen mag, hat ihre eigene Verfassung und unabhängige Legislatur und steht unter dem Befehl eines Gouverneur-Lieutenants. Ein eben erschienenen Werkchen: *An Account of the Province of New Brunswick etc.*, by J. Baillie Esq., mit einer Landkarte (Louisbourg, Rivington) enthält alles Wissenswerthe darüber. Der Strom der Auswanderung geht indessen jetzt vorzüglich nach Obercanada, das unter allen brittischen Besitzungen in Nordamerika das wärmste Klima hat und auch sonst die meisten Vortheile zu versprechen scheint; auch ist der Preis der Ländereien dort so gesunken, daß eine Gesellschaft, welche zwei Millionen Acker von der Regierung für fünf Schillinge den Acker gekauft hat, jetzt sechszehn Schillinge dafür erhält.

Den Freunden der Geographie und des Seewesens dürfte die Notiz angenehm seyn, daß so eben hier unter dem Titel: *Nautical Magazine*, eine sehr gute Zeitschrift angefangen worden ist, welche, nebst Kritiken von Seereisen, alle Entdeckungen auf dem Meere aufnimmt. Die Geschichte der Auffindung des mit der Fregatte *Thetis* am Cap Frio bei Rio de Janeiro versunkenen Schiffs ist sehr lesenswerth. Von 800,000 spanischen Thalern sind 442,000 mit unsäglicher Mühe gerettet worden.

Die Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse setzt ihr *Penny-Magazine* mit vielem Glücke fort. Ohne polemischen Charakter, tritt es ganz leise an die Stelle der elenden Volksblätter, welche, im ewigen Kriege gegen alles Bestehende, immer nur niederreißen, ohne aufzubauen, und gibt dem Volke das, was es so sehr bedarf, Erkenntniß. Es thut dies entweder unmittelbar durch Geschichte, Beschreibungen physischer Gegenstände oder einfache Sittenlehre, oder auch mittelbar durch Hinweisung auf Bücher und andere Dinge, welche, auch dem Aermern zugänglich, umfassendere Belehrung zu geben vermögen, als ein Blatt von so beschränktem Raume. Auf diesem Wege wird die Freiheit gewiß besser gefördert, als durch hiesiges Anstreben gegen veraltete Mißbräuche; denn diese müssen, so wie die Schatten dem Lichte, am Ende, ja doch der Aufklärung weichen, wie in unsern Tagen in fast allen Ländern schon so Vieles gewichen ist, auch ohne Gewaltthätigkeit. Nur wollen viele ungeduldige Abspitze nicht einsehen, daß in der Weltgeschichte ein Menschenalter wie ein Tag ist, und alles nach ihrer eigenen kurzen Lebenszeit abmessend, meinen sie, es geschehe nicht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

wenn nicht alles, was sie sich als gut gedacht, auf einmal geschieht.

Man hat hier wenig mancherlei über Goethe gedruckt, doch meistens Uebersetzungen aus deutschen Journalen. Aus das *Athenäum* vom 14. April enthält in gedrängter Kürze einen Aufsatz über Goethes Einfluß, der ziemlich im Sinne Menzels ausfällt, dessen Urtheil auch im Eingange erwähnt ist.

Aus dem Bericht, der kürzlich den Inhabern von Mitteln am königlichen Kolleg vorgelegt wurde, ergibt sich, daß dasselbe bereits 767 Schüler zählt. Indessen sind darunter nur 66, welche ganz im Kolleg erzogen werden. In der mit dem Kolleg verbundenen Elementarschule befinden sich 162 Schüler; die Uebrigen widmen sich der Arzneiwissenschaft, der Rechtswissenschaft und der Philosophie. Im Ganzen verspricht die Anstalt guten Fortgang, wenn auch nicht in allen Fächern. Die Ausgaben des laufenden (ersten) Jahres hofft man bis auf einige hundert Pfund durch die Einnahme zu decken, die doch nur von einem Viertel des Unterrichtsgeldes herrührt (drei Viertel erhalten die Professoren). Die Einigkeit, welche bisher in dem Institut geherrscht hat, ist wirklich musterhaft; aber auch in der Londoner Universtität ist die Zwietracht verschwunden, weshalb auch diese Anstalt ohne Zweifel bald wieder aufblühen wird. Die Elementarschule, die man vor Kurzem dabei eröffnet hat, gedeiht über alle Erwartung; abermals ein Beweis, daß hier für's erste gute Schulen wichtiger waren als Akademien. Höhere Wissenschaften werden in England, außer von den ganz Reichen und Vornehmen, nur als Vorbildien getrieben, und dafür bieten für jetzt noch die alten Landesuniversitäten dem Studierenden die meisten Vortheile, besonders weil sie allein die Examen erteilen, welche in den meisten Fächern Bedingung der Anstellung sind. Wenn jene beiden Londoner Anstalten einmal Magister und Doktoren machen können, so werden sie schon häufiger besucht werden.

Aussung des Räthsels in Nr. 108:
Der Liebesblid.

R ä t h s e l

Millionen schöner Kinder,
Wer nicht blind ist, kann sie sehen,
Mancher braucht vor seine Thüre
Darum nicht hinauszu geben,
Haben heute mich gejaunert,
Weil von hundert kaum jeden
Ihres Lebens Ziel erreichen,
Und die sadnen neunzig andre
Waffen bald dem Tode weichen,
Fallen in den Schooß der Mutter,
Fast umsonst verlebte Leiden?
Und wenn ihr sie thünnet fragen,
Was sie denn der Welt genüget,
Wüßten sie doch nichts zu sagen,
Hätten bloß, von Duff umflossen,
Ewne Kleiderchen getragen.
Nein! sie thünnet doch sich brüsten,
Je ein Millontel Nestor
Euch, als Homberardisten,
Etwas Wachs und dieses Räthsel
In des Lebens kurzen Fristen
Ohne Reid geglaubt zu haben.

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Vom Theater stehen noch die bedeutendsten Reste, und am Kynthos, dem größeren Berge der Insel, eine cyklopische Gasse, die an Merkwürdigkeit und Großartigkeit denen von Tyrus vorangeht und an Alterthum gleichkommt. Der Wind war in Sturm übergegangen und unser Fahrzeug genöthigt, am Ufer der öden Insel zu übernachten. Am andern Morgen ward es durch den Muth und die Geschicklichkeit der Seeleute glücklich durch die brausenden Wogen nach Mykonos hindübergeführt. Diese Insel ist weniger gut angebaut als Tinos, hat aber auf den Abhängen schöne Fluren. Im Innern fanden wir Reste cyklopischer Tempel und in einer Kirche ein großes, noch zum Theil lesbared altes Mosaik eingemauert. In Mykonos haben wir auf einen Monat eine Feluke mit vier Mann um 600 türkische Piaster gemiethet und sind auf ihr am 12ten d. M. nach Ikaria hindübergefahren. Die Insel breitet sich lang und hoch, wie der Rücken eines Continentes, durch das Meer von Westen nach Osten hin, würdig, ihm den Namen des Ikarischen zu geben, ist aber durchaus raub, nur in einzelnen Höfen und Hütten bewohnt von Menschen, die im Zustande alter Armut und Raubheit mehr von althellenischer Sitte und Sprache erhalten haben, als vielleicht irgend ein Theil von Griechenland. Wir fanden an der Ostküste die Ruinen einer alten Stadt mit cyklopischer Burg, deren Schluß, ein gewaltiger Thurm aus großen Marmorblöcken, noch beinahe unversehrt erhalten ist, Salz- und Schwefelquellen von einer außerordentlichen Stärke und Hitze, neben ihnen eine schöne und große Höhle, so durchwärmt, daß ein Aufenthalt von fünf Minuten in ihr den Körper in vollen Schweiß versetzt, und nicht weit davon in einer Bucht, die den Namen Hieron erhalten hat, die Ruinen eines alten Tempels. Die Stärke des anhaltenden Nordes nöthigte uns, auch an dieser öden Küste zwei Mal zu übernachten; am 14ten d. M. hatte sich der Sturm gemäßiget, und wir segelten, oder vielmehr wir flogen in 3½ Stunde von Ikaria nach Samos hinüber, wo wir noch vor Mittag in dem großen und schönen Hafen von Vathy vor Anker gingen. Der österreichische Konsul nahm uns gastfreundlich in sein Haus auf. Vathy ist ein erst in der neuern Zeit gebauter Ort, den wir am folgenden Mittag verließen, um über die Berge nach den südlichen Gegenden und den Ruinen der Altstadt zu reiten, während unser Kail zwischen der Insel und der Küste von Asien nach demselben Orte hinsegelte. Dort fanden wir den Gouverneur der Insel, Herrn Logothetis, beschäftigt, auf den Ruinen der alten Burg des Polykrates eine neue zu bauen und mit Kanonen zu besetzen. Zum Behufe des Baues war die Gegend umher aufgegraben und eine große Anzahl Alterthümer, Säulen, Architrave, Inschriften, auch Reliefe zu Tage gefördert: Tempel, Hallen, auch das Rath- oder Stadthaus (Βουλευτήριον)

sind dadurch zum Vorschein gekommen, freilich in Trümmern, aber auch diese größtentheils von der schönsten Arbeit und unter den Inschriften mehrere höchst merkwürdig. Auch Herr Logothetis nahm uns in seiner polykratischen Burg gastfreundlich auf, und wir benutzten die folgenden Tage, die Ruinen der alten Stadt, die merkwürdigen Mauern der Burg, deren erstaunlicher Bau sich an sechs Stellen noch ganz erhalten hat, und die Reste vom Tempel des Herrn zu sehen, dessen einzelne noch emporragende Säule von hoher architektonischer Merkwürdigkeit und Schönheit ist. Das Kapital, welches früher noch vorhanden war, fanden wir leider in Trümmern, deutliche Spuren auch von dem Molo des Polykrates, dem verborgenen Gang, der unterirdisch aus der Burg nach dem Meere führt (der Ausgang ist hinter vorliegenden und großen Felsen fast unsichtbar). Die Wasserleitung, die er durch den Berg getrieben, suchten wir an der großen Quelle, welche sie zu fassen bestimmt war, auf und entdeckten zwei Brunnen ähnliche Oeffnungen, durch welche sie mit der Oberfläche in Verbindung stand. Sie war gleich den Cwassaren von Albano und Fucino, und am See Copals gebildet, ein Schacht, der durch jene Trichter sich nach oben öffnete. Eine ähnliche, wie wohl nach kleinerem Maaße, hat man bei dem Bau der Panagia in Tinos entdeckt.

Die Insel ist, nebst Patmos, Ikaria, Leros und Kalymnos, leider von Griechenland getrennt, und erwartet erst noch ihr Schicksal, denn sie sich zu unterwerfen wenig geneigt ist. Herr Logothetis scheint sie mit Mühsung und Einsicht, aber zu seinem Vortheile zu beherrschen.

Der Würegel.

(Beschluß.)

Man hatte mit verhaltenem Athem zugehört. Der Graf saß im Lehnstuhl mit unterschlagenen Armen; sein Auge musterte die Decke. „Wie der Mensch sich und andere durch Einbildungen quält,“ warf er hin, als wüschte er damit dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Ich stimme Ihnen von ganzem Herzen bei,“ erwiderte der General. „Man sollte sie schon aus der Armmensstube verbannen.“ — „Man hat wohl oft den Versuch gemacht, allein je strenger man verfuhr gegen die arme Einbildungskraft, um so ärger hat sie sich gerächt. Sie spielt dann so häufig am unrechten Ort einen Streich, da wo es alle Kräfte des Verstandes zusammen zu halten gilt. Wie mancher ausgezeichnete, große Mann arbeitet besonnen und klug Jahrelang nach einem Plane auf ein Ziel hin. Nun hat er den letzten Schritt zu thun, die Hand zu erheben, ein Wort zu sprechen, und plötzlich macht ihn die Bedeutung des Momentes besangen, seine Sinne sind umnebelt, er zaudert, wankt, der klare Blick ver-

läßt ihn, der Verstand faset; Alles war bisher berechnet, und nun läßt er es im wichtigsten, entscheidenden Augenblicke auf ein Ungefähr ankommen, er wartet auf ein äußeres Zeichen, er würfelt, zählt an den Knöpfen ab. Das kommt häufiger, als wir denken.“

Aber die Gesellschaft war durch die Mittheilungen noch nicht befriedigt. „Sie ließen vermuten, daß Ihnen selbst vorige Nacht etwas der Art begegnet.“ — „Mein Gott, haben Sie nicht genug von den Albernheiten gehört?“ sagte der General. „Sie sehen, es ist unserem Wirth nicht angenehm. Ein andermal — wenn Sie durchaus Lust haben. Nicht wahr, theuerster Graf?“ — „Doch nicht meinerhalben!“ fiel der Graf mit einer Miene ein, die Heiterkeit lügen sollte. „Ein Märchen muß ein Ende haben, erzählen Sie aus — vielleicht ist es ein lustiges. Des Menschen Pflicht ist es, seine Schwachheiten kennen zu lernen, um sie belächeln zu können.“ — „Das gebe der Himmel! Mir fiel damals freilich ein Stein von der Brust, allein lächeln konnte ich nicht, denn durch den Vorfall wurde nur mein Glaube bekräftigt. Vergangene Nacht — Sie können es mir bezeugen, Lieutenant Etienne, in welcher Stimmung Sie mich fanden, als Sie mir den Rapport brachten — ich hatte das Vorgefühl eines Vorgefühl, ungefähr wie damals in Magdeburg. Ich fürchtete mich, das Licht auszulöschen, das Eis an den Fensterscheiben schnitt mir grimmige Gesichter, der Ofen glühte und die Zugluft pufete aus den Wänden. Selbst mein Bett kam mir unheimlich vor, wenigstens der dunkle Alfen, und ich ersuchte den Lieutenant um den kameradschaftlichen Dienst, es mit mir in die Stube zu tragen.“ Etienne neigte sich, es bejahend. — „Sehen Sie nicht so finster aus, lieber Lieutenant. Ich muß Ihnen etwas wunderbarlich vorgekommen seyn. Es war einmal Stimmung. Ich wünschte allein zu seyn, ob ich mich doch gewissermaßen fürchtete; darum trieb ich Sie fort. Nachdem ich die Thüre verschlossen, die Pistolen mit gespanntem Hahne auf das Tabouret neben mein Bett gelegt, suchte ich zu schlafen. Einige Schneelawnen, die der Sturm vom Dach heruntertrieb und deren eine das Fensterbrett labirte, weckten mich wieder auf. Es war todtenstill. Da hörte ich das mir nur zu wohl bekannte Husten, die schlurfenden Knochenritte.“ — „In diesem Schlosse?“ — Der General nickte. „Sie kamen durch den Seitenthor, die steinerne Wendeltreppe im Thurme hinauf.“ — „Der Würgeengel?“ — „Ich täusche mich darin nicht mehr. Draußen hielt es still, es schauderte, als ob auch den Tod fröre. Die Thüre ging auf, es schritt — doch Sie erlassen mir die weitere Beschreibung.“

„Mein Vater, was ist Ihnen?“ rief die Comtesse. — „Nichts, liebe Eugenie, nichts,“ entgegnete der Wirth, sie von sich wehrend. „Weiter, weiter, Herr General.“ — „Meine Geschichte ist zu Ende.“ Der

General wollte aufstehen. Die stieren Blicke der Versammelten schienen ihn fest zu halten. „Und Sie waren bei wachen Sinnen?“ — „So gewiß als jetzt!“ — „Wie der Graf so bleich wird,“ bemerkte Jemand. — „Ist an meiner Vision etwas?“ sagte der General, „so können Sie, Herr Graf, für sich und die theuern Ihrigen unbesorgt seyn. Diesmal wenigstens konnte der schreckliche Besuch nur mir ganz allein gelten, denn selbst unter meinem Bett steckte Niemand, wie ich mich durch Augenschein davon zuvor überzeugt. Sonst schläft keine Seele in dem Thurme, und zwischen den Wänden steht doch wahrscheinlich — nur der Holzwurm.“ — „Verloren Sie nicht die Besinnung?“ fragte Jemand. Der Befragte antwortete etwas unwillig: „Ich bin ein Soldat, und ein Soldat muß jeden Augenblick auf sein Ende gefaßt seyn. Ich empfahl meine Seele dem Herrn über Leben und Tod, und stand auf, einige letzte Verfügungen zu notiren.“ — „Wann war das?“ fragte der Graf mit tonloser Stimme. Man sah ihn verwundert an. „Schlag zwei Uhr.“ — „Also, da schon?“ stöhnte er mit regungslosen Lippen. — „Ich habe da auch an Sie gedacht, theuerster Graf.“ — „An mich?“ — „Sie werden ein Andenken für Ihre edle Gastfreundschaft nicht verschmähen — für den Todesfall.“ — „Der Graf wird unwohl!“ rief man. „Wie verschwand der Würgeengel, wenn Sie die Besinnung beibehielten?“ fragte noch ein Neugieriger. „Er griff, mit einem Knie auf meiner Brust, über mein Bett weg nach der Wand, und Sie mögen aus diesem Umstande entnehmen, daß es diesmal wohl nur ein Alpdrücken war. Lassen Sie uns den Grafen beruhigen,“ setzte er halblaut hinzu.

Die Rücksicht kam zu spät. Der Wirth war aufgestanden, um am Arm seiner Tochter sich zu entfernen. Ein Schrei schreckte die Gesellschaft auf. Der Graf war, einige Schritte vor der Thüre, ohnmächtig niedergesunken. „Heiliger Gott, was ist das!“ Eugenie kniete neben ihm und hielt den Kopf des Vaters. Alles Unruhe, Sorgfalt, Bewegung; nur der General stand ruhig in dem Tumult und musterte die Dienerreihe, in die er die Spitze seines Spazierstokes steckte. „Es wird nicht so arg seyn,“ hörte ihn Etienne, der Eugenie beisprang, vor sich murmeln, wie es seine Art war. Der Graf erholte sich und konnte, vom Kammerdiener und Jäger umfaßt, das Zimmer verlassen. Als Eugenie ihm folgen wollte, zog sie ein sanfter Händedruck zurück. Der General flüsterte ihr zu: „Beruhigen Sie sich, schöne Comtesse. Ihr Vater wird nicht sterben.“

In Etienne sagte der General, als das Zimmer leer war, und des Lieutenants Blick ihn fixirte: „Haben Sie mich verstanden? Ich meine, der Graf wird nicht mehr hinter der Tapete horchen wollen, wenn Sie mir Rapporte bringen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Raupach's neue Hohenstaufen-Tragödie.

Raupach hat mit einer neuen Hohenstaufen-Tragödie debutirt. Die zweite aus Kaiser Friedrichs des Zweiten Leben, dessen Kampf mit seinem revoluirten Sohne, dem deutschen Könige Heinrich, umfassend. Der Gegenstand ist schon sonst auf die Bühne gebracht und die Handlung ist in sich so abgeschlossen und einfach, daß sie, geschickt gehandhabt, ein Interesse haben muß, auch nicht als historische oder spezielle Hohenstaufen-Tragödie gedacht. Der Kaiser, von neu angehenden Sorgen des fortgesetzten Kampfes mit dem Papste belungesucht, wird durch die Nachricht, daß sein Sohn in Deutschland gegen ihn aufgestanden, in Italien überrascht. Er schließt in der Eile durch seinen geschickten Kanzler Peter de Bineis Frieden mit Rom und erscheint alhier, wie ein König, unter den ausländigen Großen auf dem deutschen Fürstentage. Die deutschen Fürsten, die besten wenigstens, haben durch die Empörung nichts anderes gewollt, als ein Oberhaupt (Kaiser oder König) in Deutschland und nicht in Italien. Das haben sie durch Friedrichs Erscheinen, der ihnen dankt, daß sie so treu bei dem von ihm eingesetzten Sohne verharret sind. Die Empörung ist eben aus dem Daseyn dessen, dessen Nichtdaseyn sie veranlaßt, wie nicht minder durch Friedrichs majestätisches Auftreten, wobei Indessen für Theaterkritiker zu bemerken ist, daß die Ueberraschung des plötzlichen Erscheinens einer ferngegangenen, gefährlichsten Person im Augenblick, wo man von ihr spricht, sehr abgenutzt ist. Der Sohn Heinrich, der gar keinen andern, weder moralischen, noch juridischen, Grund für sich hat, als die fixe Idee, daß er Recht habe, muß sich gefangen geben. Aber der Wurm des eigenen hohlen Stolzes und eine giftige Biene in der Person eines Lombarden nagen an dem tugendhaften Entschluß der Unterwerfung. Im Eifer des Gesprächs, aufgeregt durch den Verdacht, daß der Vater seinem jüngern Bruder Konrad die Königswürde zugebracht habe, jährt Heinrich den Stahl gegen den Vater. „Du bist verloren,“ sagt der Lombarde, dessen jesuitisches Ziel aus väterländischem Interesse kein anderes ist, als Vater und Sohn auf ewig zu entzweien. „Du bist verloren, er kann Dir nie vergeben.“ Der wahnumdästerste, charakterlose Sohn läßt den Verführer gewähren. Der Kaiser soll Gift trinken, als Heinrichs tugendhafte Gattin, durch Tränmanbrufe des Gemahls gewarnt, ihm den Becher entreiht. König Heinrich geht mit dem wahnsinnigen Geständnisse: „Ich war rein bis auf diesen einen Fehl,“ zu ewiger Gefangenschaft nach Apulien. — Die Handlung hat, wie man sieht, ein rein menschliches Interesse, denn der Dichter noch das eines deutschen Familienstückes beizufügen gewußt. Die Gattin des Unglücklichen spielt als deutsche Hausfrau eine bedeutende Rolle; sie, zum Theil durch Kindertränen, bewegt den Gatten zur Unterwerfung. Sie schwört neben ihm als sein guter Engel, sie schützt ihn und den Kaiser vor Wuth. Daneben der Charakter des ritterlich galanten Vaters, in aller Ueberlegenheit der Würde und des Geistes über den Sohn; und es kann an ergreifenden Scenen, welche an poetische Bedeutsamkeit streifen, nicht fehlen. Nur der ganz hohle, bodenlose Charakter dieses letztern schmälert das Interesse von dieser Seite. Das Drama hat gefallen, es wurde sehr gut gespielt; ob indessen diese Effectscenen und das Familieninteresse genug seyn werden, ihm auf andern Bühnen Eingang zu verschaffen, steht dahin. Die Hohenstaufen selbst sind ziemlich außer Acht gelassen, wie denn der ganze Vorfall auch historisch nur eine Episode war, ein Zwischenspiel zu dem ernstern Kampfe, der dem geistreichen Kaiser von nun an bevorstand. Des Stoffs

fest, auch des dramatischen, in Friedrichs Geschichte ist zwar so außerordentlich viel, daß er zu mehr Dramen ausreichte, als der Dichter vernünftiger Weise beabsichtigen konnte; nichts desto weniger ist man verwundert, seine glänzende That, die fabelhaft friedliche Eroberung Jerusalems, ganz übergangen zu sehn. Allen Hohnpfeffern scheint Raupach auf die vorlezte Tragödie (oder vielmehr wird es die letzte) in Friedrichs Leben, auf den Abfall und Tod des Peter de Bineis, aufzusparen. Zum Charakter des Kaisers selbst, diesem größten Märtyrer der Geschichte, hat er Beiträge gegeben, aber auch nur Beiträge. In seiner Totalität ihn aufzufassen, ist überhaupt noch eine zu lösende Dichteraufgabe.

Immer wieder erneut sich die Frage, ob diese Raupach'schen historischen Dramen „was Gutes“ sind. Gut sind sie, weil sie der Jugend und Nichtjugend in anschaulichen Bildern die väterländische Geschichte vorführen; der Tertianer vergißt den Kaiser aus der deutschen Reihe nicht, den er hier auf dem Theater sehn lernte; gut sind sie, weil die Handlung logisch geschickt aneinander gefügt ist, gut, weil die Poesiesprache gut ist, gut, weil Raupach jetzt der einzige Dichter ist, der noch für die Bühne produciert, also der einzige, der dem Schauspielern Gelegenheit gibt, sich in der Tragödie zu üben, gut — doch mit den guten Eigenschaften soll es damit aus seyn und bestige, gewichtige Antidote gegen die Schwärmen des Gerichts. Sie sprechen im Namen der Poesie: „Wohl mag die Geschichte sich bedenken, wenn sie Lust hat, daß Raupach sie in allerliebsten Figuren auf Schürzenberger Bilderbänken zieht, zur Erbauung von Jung und Alt; aber was geht unsere ewige Mutter, die Königin Poesie, der Compensationsweid an! Was doch schon in dem Tertianer der Funke glüht, aber ihr Feuer soll nicht die Fackel seyn, bei dem der Schüler die Weltgeschichte lesen kann. Die Geschichte gehört unserer Patronin, und sie ist in der Geschichte von Kuberlinn; aber daß der Dichter sie in wohl gemessenen Jamben reden und schulgerecht die eine Handlung aus der andern entspringen läßt, macht die Wahrheit nicht wahrer und die Poesie nicht poetischer. Daß die Schauspieler, die keine Helden mehr darzustellen wissen, nun Heidenmasken erhalten, die leichter agirt werden, soll die Poesie, die eben nach Menschen verlangt, doch nicht zufrieden stellen? Die große Königin, deren Ritter in jedem Jahrhundert ugerufen ihre Farben tragen, ihre Banner wehen lassen, ihr zur Ehre, wird jetzt durch einen spanischen Reiter, der in schwerer Rüstung, auf einem Adergaul die Wüste durchschleicht, ihren Namen in die Munde, ihr Zeichen im Schilde, ihre Farben auf den Fäden; aber sie nicht im Herzen vertreten. Durch seine bunten Farben, durch seine Reittänze zehrt er dergestalt an der Aufmerksamkeit, daß sie müde ist, wenn der letzte Ritter kommt. Wie ein Spectulant, um Noth und Theuerung zu Wege zu bringen, läuft er auf, was von Stoffen da ist. Wie die Käsebläse, wenn der Hirt sie auf gute Weide läßt, den Rasen auf langen Strecken verderben, so plündert er die reiche deutsche Geschichte an Stoffen, und wo er gewelbet hat, da ist die Weide auf fünfzig Jahre ruiniert. Es mag dann keiner mehr, mit zarterer Hand an die rauh behandelten Helden zu gehen. So ist für die ächten Dichter auf Generationen hinaus die Geschichte der Hohenstaufen verdorben.“ Auf diese schwere Anklage der Anwälte der Poesie kann Raupach antworten: „Warum erscheinen nur Advokaten und keine Ritter für die Poesie? Bis diese Ritter kommen, wird der spanische Reiter den Platz ruhig behaupten gegen männiglich, der nicht fester zu Pferde, ist als er.“ Und er hat Recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Plötzlich da mit Angst und Wehen
Kommt ein Bote hergerannt:
„Deine Braut verhaucht ihr Leben
Unter wilder Feinde Hand!“
Schrecklich hat, wie Sturmesflügel,
Ihn das Unglückswort durchbraunt,
Und der Feldschlacht kraffe Hügel
Stalen aus der starken Faust.

Selbst hat er das Schwert geschwungen
Und gesprengt sein flüchtig Ross,
Während ist er eingedrungen
In der Feinde dichten Troß.
Schon mit ungezählten Leichen
Hat die Wahlstatt er erfüllt,
Bis ihn selbst, den Wundenleichen,
Eine tiefe Nacht umhüllt.

Als das Aug' er aufgeschlagen,
Freundlich da der König stand,
Führt, verschönt von Angst und Zagen,
Seine Tochter an der Hand;
Denn nur Feindes Lügen hatten
Jene Botschaft ausgestreut,
Während sie im Lorbeerschatten
Ihres Helden sich erseut.

„Sieg, mein Sohn! durch dich entkettet
Ist von Feindesjoch dieß Land!
Kron' und Reich hast du gerettet!
Nimm sie mit der Tochter Hand!“
Doch der Feldherr gramvoll wendet
Sich vom dargebotnen Blut;
Wie von Himmeldylan' geblendet,
Sinkt sein trüber Blick zurück.

„„Milde Richter meiner Thaten,
Bitter macht ihr meinen Schmerz!
Keinen Herrn hab' ich verrathen,
Weil sein Kind erfüllt mein Herz;
Um der Schlacht zu seyn ein Leiter,
Hast du mir den Stab vertraut,
Und ich, wie ein toller Reiter,
Suchte Rache für die Braut!““

„„Drum empfäng' ihn nicht so gütig,
Der die Feldherrnpflicht verletzt,
Der berauscht und übermüthig
Volk und Kron' auf's Spiel gesetzt.
Ich darf mit dem Sieg nicht prahlen,
Den behört so schudder Trug;
Dank mußt du dem Himmel zahlen,
Daf' er deine Feinde schlug.““

„„Ja ich muß mich ewig grämen,
Und des Hohnes bin ich werth!
Laß dein Kind den Schleier nehmen,
Weil ihr Ritter sich entehrt.““
Schon will er von seinem Schilde
Reißen ab den goldnen Schminck;
Doch der Königsgreis, der Milde,
Spricht mit ernstem Händedruck:

„Ja! wohl bist du ein Verräther,
Dein Geheimniß gabst du kund;
Aber solchen Uebelthäter
Nichtet nicht des Königs Mund.
Götter führten deine Sache,
Als du wanktest, schön hinans,
Und ihr Segen lösch die Rache,
Wie den Blitz die Sonne aus.“

„Soll mein Kind in Klosterwänden
Härmen sich ob deiner Schuld?
Wißt du nicht aus meinen Händen,
Nimm sie von des Himmels Huld!
Erst verschmähtest du Belohnung
Und Verzeihung nun dich kränkt;
Stücklich, wenn der Götter Schöpfung
Durch der Liebe Mund sie schenkt!“

„Büßen auch sollst du die Sünde:
Myrthe seffe deine Krast!
Meine Tochter, du verkünde
Ihm die strengste Kerkerhaft!
Einsam, von den Menschen ferne,
Soll ein Monat ihm vergehn,
Und statt Sonnenlicht und Sterne
Soll er nur dein Auge sehn!

G. V.

—
B r i e f e a u s G r i e c h e n l a n d.
Von Thiersch.
(Fortsetzung.)

Rüste von Milet, den 22ten Febr.

Wir sind am 18ten d. M. von Samos mit einem starken und günstigen Nordwind abgefahren und nach sechs Stunden glücklich an der Küste von Milet angekommen. Am Vorgebirge Mykale und seinem Schlachtfelde vorübergekommen, durchschnitten wir einen breiten Bais, dessen Hintergrund von den Anschwemmungen des Meeres erfüllt ist und reiche Fischereien bildet, während die Ferne des Festlandes sich in einem Kreise der schönsten Gebirge majestätisch ausbreitet. Mit erhebendem Gefühle betrat ich das Ufer von Asien, die Wiege der griechisch-ionischen Bildung. Wir waren südlich von Milet

nach einem Hafen gefahren, über dem der Ort Serontas (verdorben aus *Σερών*) neben und über den Ruinen eines alten kolossalen Tempelbaues gegründet ist. Schon aus der Ferne traten dieselben wie ein Bergücken mit zwei Anhöhen, die eine mit einer Windmühle, aus der Ebene empor. Sie übertreffen an Größe und Umfang, was ich bis jetzt gesehen: die Durchmesser der Säulen sieben Pariser Fuß, die Architrave zwei- und-zwanzig solche Fuß lang. Mit Mühe steigt man zwischen den schönen Friesen, Kapitälern, Reliefsen wie zwischen den Klippen steiler Gebirge empor. Eben so merkwürdig ist der Ort durch seine Inschriften, aus denen hervorgeht, daß wir uns in dem Heiligthum des Didymeischen Apollo (*Ἀπόλλων Διδυμεός*) und der Pythischen Artemis (*Ἄρτεμις Πυθία*) befanden. Vor dem Orte ist in der letzten Zeit durch Nachgrabungen eine ganze Reihe sitzender Frauenbilder, beinahe ganz in ägyptischem Style, zum Vorschein gekommen. Leider haben englische Reisende ihnen die Köpfe abgehauen und fortgeschleppt. An Inschriften, meist Psephismata, haben wir vierundzwanzig gesammelt. Am folgenden Tage ritten wir nördlich, die Ruinen von Palatia, dem alten Milet, zu erreichen. Wir kamen dort nach dreihalb Stunden mitten unter den Türken in einer Ebene an, die durch ihre Breite, Tiefe und gleichmäßige Ausdehnung in Erstaunen setzt. An den fernem Bergen beginnend und in einer Ausdehnung von drei bis vier Stunden bis an das Meer hervortretend, zeigt sie sich bald als das Geschenk eines Flusses, der ein tiefes, fettes und fruchtbares Erdreich aus dem innern Gebirge herabführt und den Meerbusen, der hier war, allmählig ausgefüllt hat, wie er noch daran arbeitet, im vorliegenden Meer südlich an der Küste herab, wohin sein Gewässer von den Nordstürmen getrieben wird, alle Buchten und Häfen zu verschlammen. Der Fluß selbst, von der Anhöhe gesehen, erscheint in einzelnen Silberblicken und Schlangentlinien bald da, bald dort: es ist der Mäander. Die Stadt selbst ist auch in ihren Trümmern ein Wunder: wenigstens 2000 Reste von Säulen ragen noch an ihren alten Stellen zwischen Haufen von Ruinen auf einer Fläche von mehreren Quadratmeilen empor; das Theater, hellenisch im innern Bau, römisch in dem Vorbau der Scene, ist noch größtentheils vorhanden. An Inschriften sammelten wir zehn, doch keine von großer Bedeutung: Zwischen diesen Trümmern, an denen noch der Name Palatia haftet, ist ein elendes türkisches Dorf eingeklinkt. Wir fanden in seinem Dats, der Stube, in welcher gegen Fremde die Gastfreundschaft angeübt wird, Kaffee, Abendessen und Nachtlager um ein Feuer mitten unter Christen und Türken, die der Abend hier zusammengebracht hatte. Jeder wird, ohne daß man auch nur fragt wer? woher? wohin? aufgenommen und verpflegt; doch liegt etwas Barsches, Herrisches und Wegwerfendes

in dem Benehmen dieser barbarischen Gastfreunde gegen die Christen, und wir waren froh, uns am andern Tage in *Ἄκτιος* und Seronta in christlichen Dörfern zu befinden. Die Türken besetzen nur die fruchtbarsten Thäler und überlassen die weniger ergiebigen den Christen zum Anbau, welche, nachdem die alten Bewohner in den letzten zehn Jahren fast alle vertilgt worden, sich aus den griechischen Inseln und Thrazien sammeln, und gegen Zahlung des Zehnten so viel Acker bauen, als sie wollen, denn Alles ist großherrliches Eigenthum; doch werden die Leute durch andere Abgaben stark niedergebeugt, und obwohl im Uebrigen jetzt Sicherheit genießend, sind sie doch bereit, mit guter Gelegenheit Asten wieder zu verlassen. Derselbe Zustand herrscht an der ganzen asiatischen Küste. Als wir, auf unser Schiff zurückgekommen, weiter gehen wollten, war der Boreas so stark geworden, daß er die Abfahrt unmöglich machte. Wir sind dadurch zwei Tage an dieser Küste über unsern Vorsatz aufgehalten worden, und haben sie benutzt, unsere Bemerkungen und Abschriften zu vervielfältigen und zu berichtigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai

Barthélemy und sein poetisches Journal.

Barthélemy gehört auch zu den jungen Dichtern, welche in der jetzigen Zeit ihre Befriedigung nicht finden und, unzufrieden mit sich und dem Schicksal, mühselos ihre literarische Laufbahn zu verlassen gesonnen sind. Bekanntlich sind Barthélemy und Méry zwei junge Freunde aus der Provence, die unter dem Ministerium Corbières und Villèles nach Paris kamen und sich hier durch ihre tüchtigen politischen Dichtungen bald einen großen Ruf verschafften. Sie haben im vorigen Jahre ihre Dichtungen aus jener Zeit, wovon einige mehrere Auflagen erlebten, gesammelt und mit einer Einleitung begleitet, worin sie die Schwierigkeiten gesehen, mit denen sie zu kämpfen hatten, als sie ihre ersten Satiren auf die damaligen Minister herausgaben. Als sie die *Witellade* wollten drucken lassen, hatten sie schon einen so fürchtbaren Namen, daß kein Verleger es wagen wollte, diese poetische Epistel herauszugeben. Ein armer Buchhändler wollte es auf's gute Glück versuchen; allein auch ihm ward bange, und er wollte lieber darben, als sich der Ministerrache anschauen. Die beiden Dichter mußten sich entschließen, ihr Gedicht auf eigene Kosten herauszugeben. Auch nicht einmal ein Drucker wagte es, dasselbe zum Drucke zu übernehmen; zuletzt fanden sie jedoch einen jungen und liberalen Drucker, der sich damit befaßte. Diese Epistel wurde glücklicherweise von den Ministern nicht verfolgt und fand großen Beifall. Aber eines ihrer folgenden Gedichte konnte einem Kriminalprozeß nicht entgehen, und Barthélemy, der zuletzt allein dichtete, wurde zu einer Geldbuße und zur Verhaftung verurtheilt. Die Julirevolution trat zum Glück für ihn ein und befreite ihn von der Verfolgung des Villignacischen Ministeriums. Nun schien für ihn eine goldene Zeit gekommen zu seyn. Anfangs war er mit dem Gange der Dinge zufrieden, wie so manche Andere. Als aber die Doctrinäre den Regierungswagen nach dem alten Wege, den die Restaurationsminister befahren hatten, stuzten

(Fortsetzung.)

Goethe und die Berliner.

Goethe ist todt, der Mann des untergegangenen Jahrhunderts, sagen die Einen (denen sogar der sonst besser bewanderte Journalist in Paris, St. Marc Girardin, es nachspricht), und die Morgenröthe einer neuen Dichtung muß für Deutschland andeuten. Goethe ist todt, die Blüthe, Frucht, der ganze Lebensbaum deutscher Poesie, sagen die Andern, und das ist die Medezahl in Berlin. Diesen scheint es mit der neuen Morgenröthe nicht viel besser, als mit der Hoffnung der Juden auf den neuen Messias; wie es denn auch zu drei Viertel Juden sind, die das neue Jerusalem in der deutschen Poesie predigen. Goethe gerade hat es nicht um die Juden verdient, daß sie ihn kreuzigen; aber sie dürfen den Propheten aus ihrem Volke nicht zu Schwanden werden lassen, und da es sich nicht mehr gut thun läßt, „unsern Moses Mendelssohn“ im Munde zu führen, klingt „unser Ehrne“ doch auch passabel. Goethe ist todt und an die neue Morgenröthe, welche die alte Kunstperiode todtschlagen muß, glaubt hier Niemand. Also ist Goethes Tod etwas Bedeutsameres als anderwärts, wo man an sie glaubt.

Goethe hat hier einen Freund, so alt beinahe als er selbst, den musikalischen Veteran Zelter (ein Briefwechsel Beider wird heraustrimmen). Er ist Mitarbeiter an den Hegelschen Jahrbüchern, er ist ein vornehmer Mann, muß also von der vornehmen Kritik gelobt werden, was und wie es vom ihm komme, er hat endlich jetztin auch mit Spontini korrespondirt und Spontini gelobt. Das sind so einige der Beziehungen zwischen Berlin und Goethe, wobei unsere sogenannten „Goetheforare“ nicht einmal mitgerechnet sind; es durfte also erwartet werden, daß Berlin an dem germanisch-europäischen Katastroph des Dichtersfürsten eine besonders imposante Figur machen würde. Dem ist aber nicht so. Es gibt hier andere Beylehungen, die diese Rücksichten wieder verbieten und da trennen, wo man eine Bindung erwartete. Goethe galt bei gewissen Liberalen Europas als Cassin des Absolutismus oder Feudalismus; man hat gemeint, mit seinem Tode werde das liberale Deutschland mündig werden u. dgl.; alles Dinge, die ihn, wo der Liberalismus verpönt ist, in Kredit bringen sollten. Der Organismus des Menschen bleibt aber ein Räthsel, Extreme begegnen sich, und eine Todtenfeier für den Dichtersfürsten, die Deutschland von dem offiziellen Berlin forderte, ist offiziell unterblieben. Dies ist Fastum, und die Zeit stellt so viel wichtige Probleme hin zum Lösen, daß es sich nicht lohnt, nach den abnormen Motiven dieses einen Fastums zu forschen. Jenseits der Spree, auf dem Theater, wo der Wiener Staberl zuweilen neben andern mehr oder minder humoristischen Buffos sich zeigt und von Goethe nichts erschauern war, als seine Mitschuldigen, sagte man dagegen die Idee auf, und weil das Theater so entfernt liegt, jenseits der Spree und eines alten Wallarabens, so drückte man ein offizielles Auge zu. Goethe mußte dort anders beklagt werden, als auf dem Theater der Melpomene. Man wollte nicht weinen, sondern lachen. Man argumentirte: Goethe hat den Jammer nie geliebt, auch darf Goethes Erinnerungstag und nicht bloß daran erinnern, daß er gestorben ist, sondern auch daran, daß er gelebt hat, und zwar so lange, und deshalb können und sollen wir froh seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

leuten suchten, trat Bartholemy wieder in die Opposition, obgleich er nun ganz andere Männer gegen sich hatte, als zuvor. Er hatte den Einfall, eine poetische Zeitschrift, oder vielmehr wöchentl. eine Epistel herauszugeben. Dieser Einfall war eben nicht der beste; denn ein Dichter, der sich so regelmäßig an sein Pult setzen kann, um zu dichten, kann unumgänglich stets begeistert seyn; die Eingebungen seiner Muse kann er nicht mehr erwarten, sondern muß sie auffuchen, und die Gegenstände, über die er dichten will, kann er nicht lange wählen, er muß sie nehmen, wie sie sich vorfinden. Nun gaben zwar die Weltbegebenheiten Anfangs Stoff genug. Der Parteilampf in Frankreich, die Wiederaufrichtung und der Fall Polens, Belgens Revolution waren Begebenheiten, welche der Muse eines politischen Dichters erhabene und kräftige Dichtungen eingeben konnten. Allein jede Woche fiel doch so etwas Großes nicht vor, und die Heimlich, so blieb die Zeitschrift oder die periodische Dichtung, mußte manchmal auf das schon vor ihr Geracht Bezogene zurückkommen, oder sich mit Gemeinplätzen begnügen. Der Dichter hatte jedoch den beharrlichen Muth, seine wöchentlichen Dichtungen ein Jahr lang fortzusetzen. Von nun an würde er aber wohl etwas verlegen angewesen seyn, den Kreislauf zum zweitenmale mit gutem Erfolge zu beginnen, jama! die Dichtung in dieser ganz historischen Zeit sich nur mit Mühe Eingang bei der Leswelt verschafft. Die Feindseligkeit der Minister wider ihn half ihm jedoch aus der Verlegenheit. Man hatte schon lange gesucht, den herben Angriffen des lähnen provenzalischen Juvenals Einhalt zu thun, ohne jedoch den Anschein zu haben, als ob man der Pressfreiheit zu nahe treten wolle. Man suchte daher einen Vorwand, und da es den Nachhabern niemals an einem scheinbaren Grund zu der Verfolgung eines Schriftstellers fehlen kann, so fand man auch bald einen solchen. Man behauptete nämlich, die wöchentlich erscheinenden Dichtungen oder Epistres Bartholemys seyen als ein Journal zu betrachten, und da nun nach dem bestehenden Gesetze die politischen Journale mit dem Stempel versehen seyn, auch Bürgschaft in Geld leisten müssen, so verlangte man Stempelgeld und Kaution von dem Dichter. Diese Forderung war kleinlich; allein das Geracht gab dem königlichen Anwalte Muth und Sprach, Bartholemy müsse Stempelgeld zahlen und Kaution leisten. Der Dichter hätte befehlungsgerathet seine Dichtungen fortsetzen können; er brauchte ja nur zu unbestimmten Zeiten dieselben erscheinen zu lassen und ihnen das Ansehen einer Zeitschrift zu benehmen, was sie ja auch nicht seyn sollten. Er gab aber das Unternehmen auf. Ewige freisinnige Blätter haben ihn als ein Schlachtopfer der ministeriellen Verfolgung bedauert. Das ist er nun wohl nicht. Was man ihm angethan hat, war nichts weiter, als eine armseliche Placerei. über die er sich leicht hätte erheben können. Allein Bartholemy hatte die Bemerkung machen können, daß das Publikum seinen Dichtungen nicht mehr die gleiche Theilnahme schenkte, wie unter dem Willkürlichen Ministerium, und daß das periodische Dichten keine gute Speculation ist. Er hat nun eine Reihe von großen Dichtungen über die Revolution: les douze journées, begonnen, worin sich seine jugendlich herbe Dichterkraft wieder ganz frei äußert. Aber auch dieses Werk, das zu einer andern Zeit großes Aufsehen erregt haben würde, wird jetzt bei weitem nicht so beachtet, als sein Talent verdiente. Wenn die Wirklichkeit so große Dinge vor unser Auge und Gemüth führt, und wenn die Cholera die Leser jede Stunde überfallen kann, so ist es ihnen wohl zu verzeihen, daß sie bei jeder Avellos nur zerstreut zuhören, und eher zu den Zeitungen greifen und Avels kulap ein wenig um Rath fragen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

hohem Alterthum, von den Evangelien eines mit reichem und gutgeschriebenem Kommentar, ein anderes mit den musikalischen Zeichen der griechischen Kirche, ebenso von griechischen Kirchenvätern; an beiden Gattungen, als an heiligen Dingen, hat man sich nicht vergriffen, sie auch nicht gebraucht, und so ist der alte Schatz ziemlich unberührt geblieben; das „heidnische“ ist zerstreut, zerschnitten; die Handschriften auf Baumwollpapier sind erst im letzten Jahrhunderte, weil sie von Motten stark angegriffen waren, von den Mönchen in den Ofen gesteckt worden, in dem sie ihr Brod backen; nur drei oder vier sind durch Zufall dem Untergange entklüpf, und den letzten bedeutenden Schatz, die schönste und beste Handschrift des Plato, hat erst in neuerer Zeit der Engländer Clarke dem Kloster entwendet, indem er einen untergeordneten Diener durch Bestechung bewog, das Buch unter die Brode zu legen, welche das Kloster nach altem Gebrauch ihm als Gastgeschenk nach dem Schiffe in einem geflochtenen Korbe hinabschickte.

Auch hier wurden wir vom Boreas belagert, doch verglügen die Tage unseres Aufenthaltes im Kloster, wo wir die erste Nacht blieben, in der Familie eines Verwandten von Dr. Wurob und bei andern neuen Freunden angenehm, belehrend in der Bibliothek und im Umgange mit dem erfahrenen und wohlwollenden Patriarchen, der am zweiten Morgen mit dem Demogeronten kam, mir den Besuch, den ich ihm gemacht, zu erwidern. Auch an Inschriften und Alterthümern hat die Insel Einiges geliefert, und gestern bin ich noch von Sr. Glückseligkeit (*μακαρίότης του*), wie die Patriarchen heißen, mit einer Sammlung schöner Alterthümer, Gefäße aus Gräbern, feinen Reliefs aus Ebon, egyptischen und griechischen Bronzen, zum Theil von großer Seltenheit und Schönheit, beschenkt worden. „Hier liegen die Dinge ohne Nutzen, ich weiß, daß sie Ihnen Freude machen und nützlich sind,“ so sagte er, als ich Bedenken trug, sie anzunehmen, und fügte noch anderes Freundliche bei, um meine Bedenklichkeit zu besiegen.

Die Bitterung ist fortdauernd sich gleich, der Himmel hell, die Kraft des Boreas groß, das Meer schäumend unter seinen Streichen, so weit es von unserer Warte herab im Kreis offen liegt, und wie mit einem weißen, frostigen Duff bedeckt, der Thermometer allmählig auf acht, sechs, drei Grade herabgegangen. Gestern Nacht hat es Eis in den Straßen gegeben, ein klar fest Menschengedenken unerhörter Fall; der Winter ist also nachgekommen und wir sind mitten in seine Stürme hineingerathen und von ihnen belagert, übrigens entschlossen und in der Lage, günstige Tage zur Uebersahrt nach den andern Inseln abzuwarten.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.
Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Neunter Brief.

Leipzig, den 13ten April.

Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen, wo man im Theater selbst dann noch pocht, wenn die Ouvertüre der Oper längst begonnen hat. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihr Thor herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Was sie nämlich in Leipzig ihr Thor nennen, ist erstens kollektiv als eine Mehrzahl von Thoren zu verstehen, sodann ist der bezeichnete Umgang eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seien die Mauern der Stadt; aber vielleicht ist der Ausdruck alte Ueberslieferung aus einer Zeit, wo er noch Sinn hatte. Den Auktal hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Weichen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — um's Thor herum, aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weshalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen hat. Ein gedruckter Fremdenführer spricht sogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir diese Wunder verschlossen. Eins aber glaub' ich nicht, daß jene Partien besonders von „melancholischen Denkern“ besucht werden sollen. Meines Wissens hat die Geschichte der Leipziger Dicht- und Denkweise eine solche Gattung niemals aufzuweisen gehabt. — So eben nannte ich da eine interessante Erscheinung, wie sie noch nicht existirt. Der Einfluß der Universitäten auf deutsche Kultur ist überhaupt ein lehrreiches Feld der Untersuchung. Vor einiger Zeit machten wir einmal Jagd auf deutsche Thorheiten, nannten Namen und mancherlei sonderbare Erscheinungen, die sich an jene anknüpften, bis zuletzt Jemand von uns bemerkte, daß wir feltamerweise die Folge unserer Universitäten zum Leitfaden unserer Untersuchung genommen hatten. Von Königsberg und Kiel hatten wir angefangen und waren, nur über Narrheiten sprechend, bis Jena und Leipzig schon heruntergekommen. Theophrast hat in seinen Charakteren einen Menschen geschildert, der in allen Dingen zu spät kommt, eine komische Figur. Leipzig hat dieselbe Art. Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte. Ein sonderbares Schicksal!

Die Allongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutschen älter, als die Zöpfe. Gottsched und seine Allongeperrücke waren für Leipzig noch immer das Modernste, als die gesunde Vernunft sich schon längst für Bodmer und die Zöpfe entschieden hatte. Welch ein Unterschied zwischen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottsched und seiner Kulmus'schen Ehehälfte auf der andern Seite! Aber als jene für Leipzig entscheidend wurden, da hatten Jacobi und Kant schon längst, jener in den Schichten des Gefühls, dieser in denen der Vernunft bisher unentdeckte Erzfelsen gebrochen. Man sind die Zeiten Kants schon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker“ hat sogar seine Terminologie ins Griechische überetzt (sein großes Verdienst!) Leipzig scheint sich in so vielen andern Dingen neu: in der Kirche ist es rationalistisch, in der Schule humanistisch, im Staate gesetzlich liberal, und wie alt ist all' dieses Neue! Hat sich je in Leipzig. Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat sein Genius dieß je zugelassen? Die deutsch-übende Gesellschaft nannte sich die Sörlischke, Lessing schrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erst in Zürich das werden, wonach er in Leipzig schon tendirte, mußte sogar noch später in Jena büßen, daß er nicht war, wie im sächsischen Konsistorio der Geringsten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob sich nicht eine Gallerie der ausgezeichnetsten Gelehrten, die seit Jahrhunderten seine Pflanzstätte gewesen sind, vorfände; aber die Gemäldeausstellungen sind unvollständig, und nach andern Gesichtspunkten, z. B. dem der Seelsorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätte ich einen Kommentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantastirt! Von der Stiftung der Universität hätte ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuspatkommen schon gleich in diesen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Universität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter sich ihn entreißen ließen. Leipzig lauschte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Universität in Bitterfeld sich nicht auf den Leipziger, sondern auf den Halle'schen Postwagen setzte. — Vom Theater kann ich Ihnen nichts erzählen, weil es geschlossen ist, einmal aus Mangel an Unterstützung, und zweitens läuten die Glocken schon den kommenden Palmsonntag ein; in der Leidenswoche herrscht Koulißensittlichkeit. Oder soll ich Ihnen von den weißen Binden der Kommunalgarden erzählen, von patriotischem Luxus, von Paraden, vom Schmutz des militärischen Gehorsams? Sie wälen mit der verneinenden Hand. Auch in die Umgegend können Sie mir schwerlich folgen; denn wir dürfen ohne die Wittläufigkeiten eines Erlaubnißscheines nicht wieder in die Stadt zurück. Wer trifft überall so

ehrliche Zorbüter, die mit dem Fremden folgendes lakonische Gespräch führen? „Sind Sie Fremder?“ — „Ja.“ — „Haben Sie einen Paß.“ — „Nein.“ — „Das ist gut; sonst würden Sie sehr viel Schwierigkeit haben.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Goethe's Todtenfeier in der Königsstadt.

Faust, der Goethe'sche, citirt zu der Erinnerungsfeyer an Goethe den alten Weimarschen Theaterzimmerer Liebling aus dem Grabe, und läßt ihn aus allen Dramen des Toten Szenen, die nichts positives Anstößiges haben, aufführen. Natürlich erscheint also kein Oigmont, aber Oby, Claudio, Jemp und Bätely, der Wirth, Alcest, Claudine von Villa-Bella u. s. w.; dazwischen die Musen, welche in Goethe's jähnen Xenien auf schlagende Weise dem tritteluben Herrn Kall und seiner Muse, Frau Prosa, auf deren Anslagen gegen den Dichter antworten, wovon hier einige Proben folgen, zur Erbauung und zum Beweise, wie der Selbige selbst seinen Gegnern zum voraus zu antworten gewußt.

Prosa.

Goethe war ein wilder, unabhängiger, übermüthiger Jüngling, der sich um die ganze Welt nichts kümmerte.

Melpomene.

„Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist Du brav, vergebens tüchtig,
Sie will und zähnt, sie will sogar und nichtig!“

Kall.

Da schrieb er denn ein Buch, welches ein großes Aufsehen machte, aber nur durch die Erbarmlichkeit der Menschen. Denn wie kann sich ein ruhiger, besonnener und verständiger Leser durch ein Buch irre machen lassen, welches von nichts handelt, als von der Liebe? — lächerlich!

Thalia.

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel
Wenn es die Liebe nicht vereint.“

Prosa.

Dann ließ er auch eine Menge Lieder flattern — wie kleine Blätterchen — so leicht — so flüchtig — so wertlos. Da ist kein Schwung, keine hohen Blüthen bris, keine erhabene Pracht. Da spricht er von den einfachsten Sachen und Ereignissen, manchmal reimt sich's, manchmal nicht — das ist doch keine Poesie?

Melpomene.

„Zuerst im stillen Raum entsprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort.
Wie es in Geist und Seel erklingen,
So halt's nach allen Seiten fort.“

Kall.

Und vor dem Publikum hat er nie Achtung gehabt, ihm niemals getuldet, sich seinem Geschmack nie gefügt. Er fragte nie darnach, ob man ihn verstand oder nicht. Er ams seinen Weg so stolz und vornehm fort, als wenn die Welt sein wäre. Ist das nicht höchst sträflich? Ist nicht das Publikum die Gottheit, die das Schicksal eines Dichters bestimmt? —

Liedling.

„Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Kumpfe wären!“

Frau Prosa.

Er war gefühllos und kalt; Alles wies er von sich zurück, was ihm un bequem war. Er bestim merte sich nicht um Gesellschaften und Eitel; er hielt keine Theekunden; er trennte sich von allherbstmännlichen Gebräuchen, wie man jetzt seine Raune war.

Elio.

„Wer will der Menge widerstehn? —
Ich widersteh' ihr nicht, ich laß' sie gehn;
Sie schwebt und weht und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.“

Prosa.

Und zu rühren war er gar nicht.

Thalia.

„Ein Mann, der Thränen streng entwehnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern schut und dröhnt,
Geh' ihm ein Gott zu weinen!“

Kall.

Nach war er ungläubig, irrreligiös?

Deiyoumene.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne thunt' es nie erbilden; —
Läß' nicht in und des Gottes eigne Kraft,
Wie thunt' uns Odessisches entzünden?“

Frau Prosa.

Er soll sogar nicht an Unsterblichkeit geglaubt haben, sagte mein Herr Beichtvater.

Elio.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn!
Kannst Du uns Deine Gründe nennen? —
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!“

Kall.

Viele seiner Arbeiten sind so flüchtig hingeworfen; man sieht recht, wie er uns Leser gar nicht der Mühe werth gehalten hat, sie auszufüllen. In den letzten Ausgaben stehen die fehlerhaftesten Verse und die lächerlichsten Stellen, wie in den ersten.

Thalia.

„Nur unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente,
Wie mühte denn die Rose blüh'n,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkundte?“

Frau Prosa.

Was mich nur freut, und was auch Ew. Wohlgeboren gewiß in Ihren Büchern vermerken werden, ist, daß er so wohl in seinen Kunstansichten und Leistungen, als auch besonders in seinem wissenschaftlichen Bestreben immer und zu jeder Zeit —

Liedling.

Offen gefunden hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Prosa.

Nein, Segner gefunden, wolle ich sagen, die ihn widerlegt haben.

Elio.

„Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt.
Sie haben meine Gedanken verborgen
Und sagen: sie hätten mich widerlegt!“

Kall.

Es hat auch nicht an geistreichen und witzigen Köpfen gefehlt, die mit Spott und scharfem Tadel gegen ihn im's Feld rückten. Aber auch da hat sich sein Hochmuth bewährt, denn er antwortete nie. Und es waren doch recht lustige Schwänke über ihn im Umlauf.

Deiyoumene.

„Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Nächstige,
Was man Dir auch sage!“

Thalia.

„Ueber Moses Leichnam stritten
Sollte mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten.
Kannten sie doch kein Verschonen?
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustel's-Geißler; —
Engel brachten ihn zu Grabe.“

Liedling.

„Nein, das wird mich nicht tranken,
Ich ach' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?“

Kall.

Ich werde jetzt die Hauptsache anbringen: Was wollen wir darauf erwidern, wenn ich behauptete, daß er unmoralisch ist?

(Pause.)

Gar keine Antwort? —

Liedling (zu Elio).

„So hoch die Nase reicht, da mag's wohl gehn;
Was aber drüber ist, das können sie nicht sehn.“

Es hat gewirkt, und mehr hat man wohl nicht gewollt. Die eingeschalteten Scenen aus den Städten des Dichters seien etwas zu lang aus. Als Veranstalter wird Herr von Holtei genannt, der in dieser Gelegenheitsarbeit abermals bewiesen, wiewohl ein merkwürdiges Talent er besitzt, den Moment zu fassen, und mit poetischem Gemüthe. Aber neben dem Ardienst, dem Lebendigsten, was er hinstellt, wie der das Jartgefühl Verleibigendes, aus einem Mangel an Tact hervorgegangen, der auch wieder an Holtei eigenthümlich ist. Er spielte selbst zu Ehren des Dahingegangenen dem Faust. Uebrigens hatte sich Alles beifert, zu dem Feste mitzuwirken, und selbst der General-Musikdirector von der Hofbühne hatte sein Riquartel und einen Festmarsch dazu arrangirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtseyn der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird Niemand als literarischmündig vom Staate angesehen; ja, in einigen Gegenden bleibt der Autor immer mundtobt, eine bewunderungswürdige Konsequenz des sogenannten väterlichen Regierungssystems, wo der Staat dem schönen Bilde der Familie gleicht.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maas. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, in dem Verhältniß des Hegelschen Außersich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krugs nicht höher, als vielleicht eine realkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschneiden, und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte, nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß sich der Werth der Bücher nach der gegenseitigen Zerfetzung ihrer Materien bestimme, ob sie siegen, oder besiegt werden, ob sie Recht oder Unrecht lehren. Denn man sieht leicht ein, daß in diesem Falle nicht die Philosophie, sondern die Kritik die Grundlage des Systems bilden würde, daß wir so auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung gerieten, und von den Dingen sprächen, nicht als ständen wir über, sondern mitten unter ihnen. Nein, das Maas der Literatur ist die Fülle der Negation oder Position, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein ist. Der bleibende Werth liegt in den Resultaten. Lösen sich diese in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, so hat ein solches Buch sein eigenes Urtheil, und sein nur ephemeres Interesse ausgesprochen. Die Gesetzgebung ist das Ziel des Oristes. Gesetze umstürzen, ist eben so leicht, als sie übertreten. Die alten verteidigen, oder die antiquirten durch neue ersetzen, das ist das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Instinkt denken Sie darüber schon längst ächt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Kontrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edle Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor

seiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Erlaß des Aufgeopferten seyn wird. Louise, verkünden Sie ihm die Republik, und wer Ihnen zuerst zufällt, das werden die ehemals entschiedensten Gegner des konstitutionellen Lebens seyn. Auguste, Sie haben soviel Anlage zur Demagogie, vernachlässigen Sie doch dies schöne Talent nicht! Wenn Sie erklärten, Ihre dunkeln Augen sollten hinfüro die fernglänzenden Urim und Thummim seyn, die ein ganzes Volk wie an das Unsichtbare, Himmlische bänden, Schaaren würden Ihnen nachlaufen, und unter ihnen solche, die von dem Ordnungsmantel ihres Königs sonst keinen Goldlaß würden gelassen haben.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des Gewichts. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in dem ersten zurückkehren.

Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Brochüren von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kommt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach seyn kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekanntesten Zwanzigbögner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preussischen Silbersechser dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Kopalen ist nicht das unmittelbare, sondern das spezifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja fünfzehn Bogen weniger, als in der Luft. Ich muß mich hüten, diese Bemerkung weiter auszuführen, weil ich zu warm, zu interessiert dabei werden könnte. Aber ich bitte Sie, wenn Sie vielleicht in einigen Wochen von mir eine sonderbare Zusendung erhalten, sich diese Notiz über die spezifischen Autoren ins Gedächtniß zurückzurufen. Nun aber-trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat, das hiesige Tageblatt. Auf der letzten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wieder sehen, holde M. . . .?“ läßt ein schmachtender M. einrücken, und Tags darauf heißt es: „das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M. . . .“ — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter“ läßt einrücken, wo man wohl die Drathpuppen tanzen könne, nach welchen sie die jetzt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne?

Und nun die Boshelt eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebenen Hausnummern, wo solche Drahtpuppen zu 1/2, 1, 1 Duzend zu haben seyen.

B r i e f e a u s G r i e c h e n l a n d.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Naxos, den 9ten März.

Am 29ten Februar hatten wir ruhigere Bitterung, und wir segelten mit guter Hoffnung ab, noch diesen Tag Naxos zu erreichen; doch gegen Abend kehrte der Sturm zurück und trieb uns südlich von Naxos nach der öden Insel Belussa, in deren guten Hafen wir während der Nacht einliefen, nicht ohne Furcht, auf die Klippen vor der südlichen Einfahrt zu gerathen. Am folgenden Tage dieselbe Stärke des Windes, während wir nach Naxos hinübersegelten. Er zwang uns, in der ersten Bucht an der südlichen Seite der Insel vor Anker zu gehen. Wie untersuchten die Gegend: sie war öde und menschenleer, hinter den Bergen, ein weiter und schöner Hafen, der Panormos, in den wir das Schiff gegen Abend hinüber brachten. Den zweiten Morgen, bei etwas mäßigem Winde, kamen wir um das nächste Kap, nicht weiter, am dritten wieder um etnes im Westen der Insel; die Gegend war überall gleich verlassen. An diesem Tage ging unser Vorrath aus, wir hatten weder Brod noch Wasser mehr, und der Nordsturm blieb in gleicher Stärke. Nachdem wir am folgenden Tage mit unsern letzten Eiern und Kaffee gesüßstück hatten, machten wir uns, vom Kapitän gefolgt, auf die Beine und durchzogen den ganzen Morgen über das westliche und einen Theil des nördlichen Ufers, um nach der Stadt zu gelangen. Nach Mittag kamen wir in eine schöne fruchtbare, mit Dörfern und Landstüben geschmückte Ebene; die Stadt lag in ihrem nördlichen Hintergrunde, um einen beträchtlichen Bergkegel hinangebaut, schimmernd in dem hellen Lichte des Tages. Wir kamen noch vor Abend dort ermüdet, nicht erschöpft an, nachdem wir noch über wenigstens fünfzig Gräben gesprungen waren. Von Asien kommend, unterlagen wir der Quarantäne. Der Gouverneur erließ sie aus Rücksicht auf mich, und weil wir von Asien aus lange unterwegs gewesen, und wir fanden in dem Hause, an welches wir empfohlen waren, die freundlichste Aufnahme und in seiner Pflege und Bequemlichkeit bald Erholung von den Mühseligkeiten unserer Fahrt, die uns mehr Unterhaltung, als Verdruß gemacht hatten.

Naxos ist zu zwei Dritttheilen so öde wie irgend eine Insel; ein Dritttheil ist durch fruchtbare Ebenen, wohlbewässerte Thäler und Gründe ein wahres Paradies hesperischer Gärten; aber auch hier die politischen Leidenschaften in gewaltiger Gährung, der Ausbruch, wie

überall, nur mit Mühe und vielleicht nur auf kurze Zeit aufgehalten, im Fall die Lösung nicht schnell kommt. An Alterthümern haben wir in dem Innern der Insel mehrere sehr Denkwürdige, an Inschriften aber wenig gefunden. Der Sturm hat seit gestern etwas nachgelassen. Mildert er sich die Nacht vollends, so wird unser Schiff das letzte Kap, hinter dem es fortbauend liegt, überwinden, hier einlaufen und uns nach Paros führen.

Agauza-auf Paros, den 17ten März.

Wie wir gehofft, hatte das Wetter sich gemildert; am frühen Morgen kam unsere Felake um das Kap herum aufsegelt, und wir waren kurz darauf nach dem gegenüberliegenden Paros unter Segel. Der Wind war Anfangs schwach, stark den Nachmittag, und wir kamen vor Abend, ehe er wieder bestig ward, glücklich in dem Hafen von Paroika, der Stadt von Paros, an; zu unserm Glück, denn die Nacht wüthete der Südwind mit Donner und Blitz so stark, wie der Nord je bei betterem Himmel gewüthet hatte. Auch hier gute Aufnahme in einem Hause, in welchem wir aber gleich Anfangs und Bezahlung unserer Bedürfnisse ausbedungen, eine reiche Erndte von Alterthümern (in der Burgmauer sind zwei alte Tempel, einer von kolossalen Verhältnissen, ganz eigentlich eingebaut worden) und an wichtigen Inschriften. Ein doppeltes, großes und schönes Psephisma war ich so glücklich, gleich bei dem ersten Besuche der Burg mit Hilfe eines Knaben zu entdecken, eines der merkwürdigsten über Markteinrichtungen, Kampf der Tragöden an den großen Dionysien, Feste der Dioskuren, Theogonien und öffentliche Gastmähler dabei. Es war verlehrt in die Mauer eingefügt und ward auf meine Veranstaltung und Unkosten herausgebrochen. Zwar fehlen alle Anfänge der zweiundsechzig Zeilen, aus denen es besteht, auch ist in der Mitte ein beträchtliches Loch und der Stein ist bei dem Herausbrechen in drei Stücke gegangen; doch habe ich bis auf zwei Stellen alles und, wie ich glaube, mit voller Sicherheit ergänzt, zur großen Freude der Parter, die sich mit vieler Selbstzufriedenheit in dem Besitze dieser wichtigen Urkunde ihres frühen Alterthums sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

F r a g e n.

Ich habe die Sterne gefragt: könnt ihr mir sagen,
Wann wird der Nebel endlich von mir weichen,
Wann darf ich meiner Sehnsucht Land erreichen?
Die Sterne blieben stumm auf meine Fragen.

Ich habe die Blumen gefragt: könnt ihr mir sagen,
Wird mir das Leben, statt von euresgleichen,
Nur immer Nesseln oder Dornen reichen?
Die Blumen blieben still auf meine Fragen.

Ich fragte die Vögel im Wald: könnt ihr mir sagen,
hat mein Gesang zu leisem Mitgeföhle
In irgend einem Herzen angeschlagen?

Da sang die Nachtigall: „Nein, deine Klagen
Sind nicht verklungen in dem Weltgewöhle,
Doch weil du Sänger bist, lern' auch entsagen!“

August Schuchler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Theater. Der Komiker Raimund.

Auf dem Konigsstädter Theater macht jetzt eine exotische Erscheinung Epoche: Raimund gastirt. Es darf nicht befremden, daß dieser ausgezeichnete Komiker zuerst selbst befremdete. Man fand nicht in ihm, was man erwartete. Man hatte von Raimund gehört, daß seine Komik alles uberbiete, was man bis jetzt gesehen. Nun hatten die Komiker in der Königsstadt mit ihren reichen Mitteln schon alles überboten, was sonst geboten wird, und nachdem sie die Schranken der Kunstgesez übersprungen und alle Stränge zerrissen, erwartete das verwöhnte Publikum in einem, der noch mehr seyn wollte, ein blaues Meerwunder. Statt dessen erscheint ein Schauspieler, nicht sonderlich von der Natur ausgerüstet, der in den Schranken des Erlaubten sich hält. Das war etwas Fremdes, Neues. Das Publikum sowiew, bis es sich daran gewöhnt hatte. Doch brauchte es nur drei Darstellungen des veruhmtesten Wiener, um nicht allein die Kritik, sondern auch die große Menge mit ihm zu versöhnen. Man singt an inne zu werden, daß, was hier bisher in der Art entzückte (wie reden vom Wiener Lustspiel), Spas war, und daß die Sache auch einen Ernst haben kann, eine organische Natur, einen Charakter. Der „Freimuthige“, der sich zuerst entschleden und eingehend über den Gast aussprach, sagt über seine erste Rolle im Diamant des Geisterkonigs: „Immer mehr arbeitete sich der Geist aus der unschuldigen Hülle heraus, immer deutlicher wurde die Charakteristik, immer sprechender die Wahrheit, immer wärmere seine Sprache, immer lebendiger sein Mienenpiel; es gelang ihm, mitten im Scherz zu rühren; so bewegt war der Ton, so jede Geste Wahrheit, Empfindung. Der Spas war über den Spas. Da liegt der Unterschied (zwischen den einheimischen Komikern und dem Gaste): Spasgeber machte Spas in der Rolle, recht köstlichen Spas, denn die ganze Sache war ihm Spas; Raimund wird sie Ernst, und der Ernst ist immer das Letzte, Höchste, auch in der Posse.“ — Raimund, als Komiker, vereint zwei Vorzüge, die man sonst gern getrennt denkt. Er ist in dem, was wir das große Komische nennen, ein so fein charakteristischer Mime, wie es der selige Iffland nur in seinem Genre gewesen. Da ist nichts vergessen, übersehen; das Galtchen im Belustig und auf der Stirn hängt zusammen, alles scheint bewußt, der Ton der Stimme ist vom Anfang bis Ende berechnet; wenn er den Mund uffnet, wenn er einen Blick wirft, es hat, eben wie es wirkt, seine bestimmten Motive. Und neben dieser ausgebildeten Charakteristik ist er doch der subtlandische Buffo, der ganz aufgegangen ist in seiner Rolle, der nicht mitspielt, sondern mitlebt, der, wie er mitlebt, auch mit dem Wesen, das er vorstellt, sterben würde, so ist er eins mit ihm. Das ist die Wahrheit in der Komik, die bei norddeutschen Komikern so selten gefunden wird. Sie wollen immer über der Sache stehen, das Un-

billiam merken lassen, daß sie sich eigentlich derselben schämen, gute Burget, geistreiche Leute sind, und es nur so mitmachen, weil sie dasir gut bezahlt werden und die Gallerie darüber lacht. Es gibt Schauspieler, welche das Stück, das sie spielen, indem sie spielen, verfluchen. Sie schweben daer iter auf ironischen Wolken, und lassen in jedem Worte merken, wie sie viel klüger sind. Auf diese Weise sind Raimunds sammliche Zauberstucke für die Idee des Dichters bei uns verdorben worden. Wir erfahren erst jetzt durch des Dichters Unwesenheit und Mitwirken, was damit gemeint war, und wie sie einen poetischen Ernst enthalten, der an und für sich schon fesseln kann. — Raimunds Vielseitigkeit thut sich schlagend in den Partikeln seiner Rollen dar, wo sie aus Tragisch schreifen. Eigentlich, wie schon bemerkt, liegt der Ernst allem seinem Thun und Treiben zum Hintergrunde, man kann aber beim höchsten Ernste auch lachen. Aber auch wo das Symbol mit der Gesinnung eins wird, wo der Schmerz klagt, wo er zur tragischen Hobe sich steigert, ist er Meister eines wahren, tief rührenden Tons. Unsere heutige Traads die gewahrt uns wenig Momente, wo die Wehmuth so grabelt und so zum Herzen dringend spricht, als in seinem Mischenlede, wenn er es singt. Und dabei ist alles Bittere, Unangenehme ausgeschlossen, nichts Hohles, Fernhergeholtes; aus dem Machsten, was Jeder begreift, hat er seine Elemente geschöpft, und mitten im allertiefsten Schmerz, den Jeder fühlt, denn er steht Jedem bevor, liegt eine Rathbarkeit, eine tragische Erhebung, die unsere tragischen Dichter Gott weiß wo suchen, aber selten finden.

So mit Raimund, wie er Epoche macht, auch eine neue Epoche für das zweite Theater beginnen wird, steht das hin. Es regt sich allerdings etwas, denn steht aber noch zu viel im Wege. Das verwöhnte Publikum müßte an etwas ganz anderes gewöhnt werden, und dazu ist nicht die Zeit. Das Hoftheater sucht für die schweren, empfindlichen Ladern sich zu rekrutiren. Koll aus Leipzig hatte gastirt und den besten Ruf, der ihm seit jangst vorausgegangen, in mehreren Rollen wohl bewahrt. Er ist ein Heldenspieler, der, mit gewaltigen Mitteln, nicht mehr auf den momentanen Effekt losarbeitet, und wird, bei gleichmäßig fortschreitendem Studium, es noch weiter bringen. Er soll engagirt seyn. Auch Carl Deyckert aus Dresden gefällt und wäre eine vortheilhafte Acquisition. Aber auch das Engagement der ersten Talente Deutschlands verschaffte diesem Theater noch nicht das, was ihm fehlt und es so tief unter viele Bühnen zweiten und dritten Ranges stellt. Ihm fehlt das, was den preussischen Staat unter den Hohenzollernschen Regenten geschaffen hat, eine monarchische Organisation, die einen Kopf und einen Geist hat. Dann käme auch die Seele, die mangelt.

Literarisch erscheint wenig. Die „Briefe des Verstorbenen“ hatten noch der als besserer Lesestoff. Der Roman „Cabanis“ von W. Alexts, von dem schon Proben mitgetheilt sind, wird erwartet, und kurste der erste seyn, der das ahere Vaterland und die vaterländischen Ideen des Altpreußen zum poetischen Gegenstand hat. Rumohrs „deutsche Denkwürdigkeiten“, von denen der vierte Theil kommen soll, führen in eine Zeit und in eine Gesellschaft zurück, nach der eben Niemand von heute verlangen würde, wenn sie nicht mit der ungemein feinen Behaglichkeit eines Weltmanns vorgetragen wären, der selbst noch einen Blick in jene Zeit geworfen, wo man einen Romulus um ein Nichts zog. Der geistreiche Rumohr hat übrigens Mae, seine Feder zu halten, um sie nicht mehr vertrauen zu lassen, als man damals wissen durfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

ganz Bestreung Beschäftigung haben, die sich besser für ihr Alter schiät.“ Als bald sandte er zu den geschicktesten Näherinnen und den reichsten Juweliereu von Grenada, und in Kurzem wurden den Prinzessinnen prachtvolle Kleider von Seide, von Gold und Silberbrokat, Shawls, Halbbänder von Perlen und Diamanten, reiche Ohrgehänge und Armbänder von unschätzbarem Werth überbracht. Alles umsonst: Im glänzendsten Puh waren die Prinzessinnen das eine Mal so traurig und niedergeschlagen als das andere Mal; sie glichen drei Rosenknospen, die, weil ein Wurm an ihnen nagt, matt die Häupter neigen.

Nun war der König mit seiner Wissenschaft zu Ende. Er hatte eine ungemein hohe Meinung von seinem Verstande und blickte in nichts irgend Jemanden zu Rathe gezogen. „Die Launen und Grillen dreier mannbarren Mädchen,“ so sprach er bei sich selbst, „sollen wahrhaftig dem feinsten Kopfe zu schaffen machen.“ Und so entließ er sich denn, sich für diesmal fremden Rath zu holen, und warf dieferhalb seine Blicke auf die weise Duenna. „Cadiga,“ sprach Mahomet, „ich weiß, Du bist das vernünftigste Weib, das die Erde trägt, und Niemand ist meines Vertrauens würdiger, als Du; deshalb habe ich Dich auch immer bei meinen Kindern gelassen. Laß sehen, wie wir Balsam gießen in ihre Wunden und ihnen Gesundheit und Lebenslust wieder schenken.“ Die Duenna gelobte blinden Gehorsam. Sie wußte besser als die Prinzessinnen selbst, wo es ihnen fehlte. Das alte Weib schloß sich demnach mit ihnen ein und suchte ihr Vertrauen zu gewinnen. „Lieben Kinder,“ sprach sie, „warum seyd ihr so traurig, so niedergeschlagen an einem so entzückenden Ort, wo Alles ist, was nur das Herz wünschen mag?“ Die Prinzessinnen hoben schwachtend die Augen gen Himmel und senkzten. „Nun, was wünschet ihr euch denn noch?“ fuhr Cadiga fort; „möchtet ihr den erstaunlichen Papagai haben, der alle Sprachen spricht und ganz Grenada mit seinem Geschwäze belustigt?“ — „Ach, Gott, nein!“ antwortete Prinzessin Zayde. „Soll man,“ fuhr die Duenna fort, „einen Affen auf dem Berg Gibraltar für euch fangen, daß er euch ergöze mit seinen komischen Grimassen?“ — „Ein Affe! pfui!“ rief Zorayde, „das Thier kann ich nicht riechen!“ — „Was meint ihr,“ sprach die Duenna weiter, „wenn man Casem kommen ließe, den berühmten mohrischen Sänger, der das ganze Harem des Königs von Marocco entzückt? Er soll eine Stimme haben, so sanft wie eine Weiberstimme.“ — „Vor diesen schwarzen Sklaven graut mir,“ flüsterte die schüchterne Zorayde; „und ich mag auch die Musik gar nicht mehr.“ — „O, mein Kind,“ erwiederte die Duenna, „so würdest Du nicht sprechen, hättest Du, wie ich, gestern Abend die drei spanischen Ritter singen hören, denen wir unter Wegs begegnet sind. Nun, Kinder, warum werdet ihr so bleich? Was kann euch so

unruhig machen?“ — „Nichts, nichts, gute Mutter!“ antworteten die jungen Mädchen verlegen. „Also denn,“ fuhr die Alte fort, „wie ich gestern am rothen Thurme vorüberging, sah ich die drei Gefangenen, wie sie von ihrer Tagesarbeit andrübten; einer hatte eine Fitter im Arm, der er himmlische Löhne entloakte, und die beiden andern sangen wechselseitig dazu; ihre Stimmen waren so süß, daß die Wächter sogar nicht anders anzusehen waren als wie Steinalbilder oder wie verzauberte Menschen. Allah möge es mir verzeihen, aber ich fühlte mich im Innersten ergriffen von diesem Gesang, der mich an das Land meiner Geburt mahnte. Ach! es ist kläglich! drei so schöne, so edle Ritter mit Ketten beladen, in schmachlicher Sklaverei!“ Bei diesen Worten rannen der empfindsamen Cadiga die Thränen aus den Augen. „Adantest Du nicht machen,“ sagte Zayde, „daß wir die drei Gefangenen zu sehen bekommen?“ — „Ja,“ sprach Zorayde, „ich denke, ein wenig Musik sollte mir gut thun.“ Die schüchterne Zorayde verlor kein Wort; aber sie schlang die Arme der Alten um den Hals und drückte sie jählich an sich. „Weh mir, weh mir!“ rief Cadiga; „was muhet ihr mir zu! Wenn das euer Vater erfähre, wären wir auf der Stelle des Todes! Von sehr edler Geburt sind die Ritter, allerdings! aber gleichviel! sie sind einmal Feinde unsers Glaubens, und ihr könnt und dürft nichts anders für sie fählen als Abscheu.“ Mädchen in diesem Alter haben einen Muth, den nicht Drohungen, nicht die größten Gefahren zu erschüttern vermögen; so brangen denn die Prinzessinnen mit den leidenschaftlichsten Bitten in Cadiga und versicherten sie mit Thränen in den Augen, sie werden sterben, wenn sie ihnen nicht willfahre. Was sollte die weise Duenna thun? Zwar war sie unbedingt dem König ergeben, aber sterben konnte sie die drei Prinzessinnen doch nicht lassen, und so ging sie denn stehenden Fußes zu Hussein Baba, dem Wächter der spanischen Ritter.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Franz I., Drama von Miss Kemble.

Viele Ihrer Leser wissen wohl bereits, daß diese Tage und ein neues Trauerspiel und ein neues Schauspiel gebracht haben, und zwar von ähstem Carot und Korn, nach der Manier von Shalespeare und Massinger. Das erste heißt Franz I. und ist von der Feder der bereits als Schauspielerin berühmten Miss Fanny Kemble; es soll von ihr in ihrem siebenbenten Jahre geschrieben worden seyn. Es gibt ein lebendiges Bild der Laster und Intriguen am wüthigsten französischen Hofe jener Zeit. Liebe und Haß sind die Hauptmo-

tive des Stückes, und der Tod hält reichliche Erndte. Louise von Savoyen, Adulz Franzens Mutter, liebt den Sonnenkel von Bourbon, und um ihn um sich zu haben und ihn in ihr Reg zu sehen, bewirkt sie seine Abberufung von der Regentschaft von Mailand. Bourbon aber liebt Margarethen von Balois (in der Geschichte Renée genannt) mit heiliger, reiner Liebe und wird eben so rein und herzlich von ihr geliebt. Louises Liebesbote ist der Spanier Garcia, der sich unter der Larve eines Adulzen am französischen Hofe wichtig zu machen gewußt hat, und als Beliquat der Königin das ganze Vertrauen dieser Fürin besitzt. Daß dieser aber eigene verderbliche Pläne im schwarzen Busen hegt, wird immer sichtbar. Bei einem Turnier verliebt sich Franz in die reizende Françoise de Foix, Lantrees Schwester; auch sie liebt den schönen Fürsten; aber das Pflichtgefühl siegt über die Leidenschaft: sie flieht die gefährliche Nähe des Monarchen und entschließt sich, die Braut des stürmisch Lebenden Laval zu werden, des Freundes ihres Bruders. Aber sie entgeht ihrem unglücklichen Schicksal nicht. Lantree, ihr Bruder, wird in Italien von Colonna schändlich in die Flucht geschlagen; Franz läßt ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Nun läßt er seine Schwester dringend bitten, ihn durch ihre Fürsprache beim König zu erlösen. Es gelingt ihr, aber mit dem Verlust ihrer Ehre. Inzwischen hat die Königin vergessens Bourbons Liebe zu erringen gesucht und sein Verderben geschworen. Sie hat es dahin gebracht, daß er im Gefängniß schmachtet und sein Leben bedroht ist, und nun schickt sie den König zu ihm, einen letzten Versuch zu machen. Der Spanier gibt sich ihm aber zu erkennen, berebet ihn, in seines Herrn Dienste zu treten, und verhilft ihm zur Flucht. Die Fürin, in ihren Lieblingshoffnungen getäuscht, ergibt sich desto leidenschaftlicher der Herrschaft. Da sie ihres Sohnes Liebe zu Françoise bemerkt und von derselben Gefahr für ihren Einfluß fürchtet, so befiehlt sie dem König, sie zu ermorden. Dieser zögert, bis er erfährt, daß sie Laval's Braut ist, den er glühend liebt. In der That erfährt er von dem zerknirschtem Mädchen, mit welchem Opfer sie ihres Bruders Leben habe erkaufen müssen, und als gleich darauf Laval erscheint, seine Braut heimzuholen, theilt er ihm mit giftigen Worten, in Gegenwart der Unglücklichen, die Geschichte ihrer Schande mit. Als Laval sich voll Vertrauen zu ihr wendet und sie bittet, den Schändlichen Lügen zu strafen, stößt sie sich den Dolch ins Herz. Der König und die Königin erscheinen, und Garcia erzählt triumphirend, wie alles dieses sein Werk sey: Laval's Vater habe seine Schwester verführt, und da derselbe durch den Tod seiner Rache entgangen, so habe er seinen vollen Haß dem Sohne zugewendet, und die Königin sey nur das blinde Werkzeug seiner Rache gewesen. Die wüthende Königin will ihn augenblicklich hinrichten lassen; aber ehe er weggeführt wird, enthüllt er vor dem schwachen Franz das ganze Maas ihrer Bosheit, und der König verbannet sie in ein Kloster. Hiermit schließt der vierte Act und auch das Stück selbst auf der Bühne. Der fünfte Act stellt Bourbons Neue über seinen Verrath gegen sein Vaterland dar und die Schlacht bei Pavia, worin Franz gefangen wird. Künstlerischer wäre es gewesen, diese wichtige Begebenheit in Franzens Leben besser ins Ganze zu verweben, da mit dem Tode der Françoise alles Interesse aufhört. Doch ist im Ganzen der Plan gut angelegt, die Charaktere sind kräftig gezeichnet. Der Versbau ist meistens harmonisch und die Sprache inunter wirklich poetisch. Indessen ist vieles erborgt und mit Phrasen aus Shakespeare, Redensarten, Flüchen und Ausrufungen, die durchaus veraltet und durch häufigen Gebrauch platt geworden sind, zum Uebel überladen. Als das

Werk einer so jungen Person, deren Geist von Jugend auf mit den Werken des großen Dichters genährt worden und welche die Welt nur aus Büchern kannte, mußte es wohl in dieser Hinsicht so ausfallen, und man bewundert das Genie, das unter solchen Umständen so viel leistete. Sie soll mit einem zweiten Trauerspiel beschäftigt seyn; denn obgleich das erstere auf der Bühne kein großes Glück gemacht hat (und auf ihr macht heut zu Tage nichts Glück), so ist es doch vom Publikum durchaus nicht ungünstig aufgenommen worden. Murray soll ihr 500 Pfund für das Manuscript gegeben haben und hat bereits vier Auflagen davon verkauft.

Das Schauspiel heißt der Bucklige (the Hunchbacked) und ist vom Verfasser des Virginius, Sheridan Knowles. Die Geschichte ist einfach. Master Walter, der Bucklige, ist der angeblliche Vormund Juliens. Diese flieht, mit Wissen des Vormunds, einen edlen Jüngling, Sir Thomas Elford. Die jungen Leute kommen nach der Stadt, wo das junge Mädchen, durch die Zerstreungen des vornehmen Lebens verführt, gegen ihren Liebhaber eine Kälte zeigt, die zwar ihrem Herzen fremd ist, aber zu einem Streite Anlaß gibt, der die Liebenden trennt. Juliens Liebe kämpft mächtig mit ihrem beleidigten Stolz; doch würde dieser sich leicht ergeben haben, wenn Elford sich hätte nähern wollen. Mit diesem aber ist eine große Veränderung vorgegangen: es hat sich ein näherer Erbe sowohl des Titels, als des Vermögens gefunden, die er bisher genossen, und als Bettler darf er nicht um Julen werben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels in Nr. 114:
Die Blüthen.

R ä t h f e l.
Nebst Auflösung.

Zum erstenmal Klingt's meist so schön,
Dit weck's ein guter Schmaus,
Freundschaft und Liebe soll's erhöhn,
Vertrauen spricht daraus.

Doch hat es lang und oft erdnt,
So wird's zuweilen grob;
Wem stets das Leben es verschönt,
Von dem verdient es Lob.

Der Herr, zu dem es sprach' ein Knecht,
Er jagte wohl ihn fort;
Ein Dichter aber hat ein Recht
An dieses stolze Wort.

Aus Einem Mund wär's Engelsdahl!
Wohl winkt's ein Stern mir zu;
Doch Licht ist schneller als der Schall,
Und o! Du bist es, Du!

J. G. W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

M O N T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 21. Mai 1832.

Zunächst möge ihr Verstand und Verstand bei den Spaniern finden,
aber in ihren Büchern und Institutionen sucht verglichen nicht.

Montesquieu.

Die spanischen Universitäten.

Die spanischen Universitäten verdienen wirklich so viele Aufmerksamkeit als irgend akademische Institute in Europa. Das geistige Bedürfnis der Zeit gab ihnen die Entstehung im Mittelalter, und ihre Gesetzgebung trägt durchaus das Gepräge dieser Epoche. Die Universität zu Salamanca wurde zuerst nach dem Muster der Hochschulen zu Coimbra, Paris und Oxford gegründet. Ihr Stifter, der große Alphons el Sabio, ließ hier Wissenschaften, Künste und Literatur lehren, wie sie im dreizehnten Jahrhundert die Mauren zu einem Grade herangebildet hatten, wovon das übrige Europa fast keine Ahnung hatte. Die Hochschule zu Alcalá wurde sodann vom Kardinal Cisneros gestiftet, und dieser Staatsmann mit der Consur trug in ihre theologische Organisation das volle Maas seiner herrischen Intoleranz und die anmaßliche Unfehlbarkeit der Inquisition über. Unter der österreichischen Dynastie erhob sich endlich als Nebenbuhlerin der beiden ältern Schwestern die Hochschule zu Valladolid und machte so das Kleblatt der universidades mayores voll, welche in Spanien in so ungemein hoher Achtung stehen und nach einander jeder Staatsgewalt Trotz geboten haben, die Inquisition allein ausgenommen.

Außer diesen drei vornehmsten Anstalten erhob sich eine vierte außerhalb Spaniens, die auch für eine Schule ersten Rangs galt; wir meinen das ausschließlich für Spanier bestimmte Kollegium, das der Kardinal Gil de Albornoz

an der Universität Bologna stiftete. Dieser Kardinal floh vor dem Borne Peters des Grausamen, der keine Gelegenheit vorbei ließ, wo er den Papst und seine Legaten demüthigen konnte, nach Italien und nahm sehr viele Gelehrte mit sich, welche, als sie später wieder nach Hause zogen, die Spitzfindigkeiten der italienischen Schule mitnahmen und auf der Halbinsel einheimisch machten. Die übrigen Universitäten, vier- und zwanzig an der Zahl, bestehend aus Mönchskollegien und Seminarien mit Universitätsprivilegien, heißen universidades menores oder Hochschulen zweiten Rangs, und wirklich stehen sie den drei großen Universitäten mehr oder weniger nach, nicht nur in Einfluß und literarischem Ruf, sondern auch in den Einkünften, in der Zahl der Lehrstühle und der Bedeutung der Grade, welche sie erteilen. Die Bedeutung der Grade richtet sich zum Theil darnach, wie viel sie kosten. So ist der Doktorsgrad auf der Universität Salamanca bedeutend theurer als in Sigüenza, verschafft aber auch ungleich mehr Ansehen.

Der Studienplan ist auf diesen Hochschulen von jeher fast durchaus derselbe geblieben. Die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, die Aufhebung eines andern, Wechsel in den Unterrichtsstunden, Erhöhung oder Verminderung der Gewalt des Rectors und der übrigen akademischen Behörden, Einführung eines neuen Compendiums — darum drehen sich so ziemlich die tausend und aber tausend Statuten, welche diese Korporationen vom ersten Jahr der Stiftung der Schulen an in ihre Register eingetragen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

glommen war, immer mehr an. Auf einmal aber wurde diesem telegraphischen Verkehr ein Ende gemacht. Verschiedene Tage vergingen, und die Gefangenen erschienen nicht im Graben. Umsonst setzten die drei schönen Prinzessinnen die Schwankenbälle zum Balkon hinaus; umsonst sangen sie wie trauernde Nachtigallen im Bauer, die Liebhaber zählten sich nicht mehr. Die weiße Cadiga ging auf Rundschau aus und kam nach kurzer Frist wieder mit strömenden Augen. „Ach! Kinder!“ rief sie, „Alles ist verloren! hängt immer eure Lanten an die Aeste der Weiden! Die drei spanischen Ritter haben ihr Lösegeld bezahlt und rüsten sich gerade zu ihrer Abreise. Aber die Freiheit, mir so etwas vorzuschlagen, mir, der besten aller Duennas! das werdet ihr gar nicht glauben wollen! Wie will ich mehr von spanischen Rittern hören?“ — „Nun, was ist es denn?“ fragte Zapde. „Denkt, Kinder,“ fuhr die Alte fort, „die Ritter drangen in mich, ich sollte euch bereden, daß ihr mit ihnen davongeht, und sie gelobten mit einem theuern Eide, sie wollen euch beirathen, so bald sie erst in ihrer Heimath wären.“ Bei diesen Worten schlug Cadiga das Gesicht in die Hände und machte laut ihrem Schmerz und Unwillen Lust. Unmöglich läßt sich die Gemüthsverfassung der drei Schwestern schildern; sie wurden einmal über das andere blaß und roth; sie sahen einander zitternd, in sichtlich Verlegenheit an; man sah wohl, Gefühle der verschiedensten Art stürmten durch ihre Herzen.

Cadiga geberdete sich indessen, als wäre sie höchst aufgebracht. „In meinem Alter,“ rief sie, „soll mir ein solcher Schimpf widerfahren, mir, der goldtreuen Dienerin!“ Endlich trat die älteste Prinzessin, welche in allem entschlossener war als ihre Schwestern, sachte zu der Duenna. „Ei, gute Mutter,“ sprach sie und aus ihren Augen zuckte dabei ein Hoffnungsstrahl, „wenn wir mit den Rittern fortgehen wollten, ließe sich die Sache machen?“ Bei diesen Worten hob die Alte den Kopf auf, hörte flugs auf zu schluchzen und wiederholte: „Ob es sich machen ließe? Allerdings; bereits haben die Ritter Huffeln Baba gewonnen, und alles ist mit ihnen verabredet. Wie kann mir aber in den Sinn kommen, euren Vater zu hintergeben, der sein ganzes Vertrauen in mich setzt!“ Und damit fing sie von neuem zu schreien und zu schluchzen an. „Aber uns,“ meinte Zapde, „uns hat der Vater niemals Vertrauen bewiesen; ja, auf Schloß und Riegel hat er vertraut und uns wie Gefangene gehalten.“ — „Das ist schon wahr,“ entgegnete die Alte, schnell beruhigt; „menschlich ist es von ihm, euch in diesem alten Thurm einzuschließen. Aber wie, könntet ihr eurer Heimath den Rücken kehren?“ — „Das Land, wohin wir gehen, ist es nicht unserer Mutter Heimathland? wohnt uns dort nicht die Freiheit? haben wir dort nicht, statt eines gestrengen Vaters, einen lieben, jungen Gatten?“ — „Alles

wahr,“ erwiderte Cadiga, „denn euer Vater war nichts anders als ein Tyrann gegen euch; aber,“ fuhr sie fort und brach von Neuem in lautes Schreien aus, „kann ich es über das Herz bringen, mich hier der Rache eures Vaters preiszugeben?“ — „Nein,“ antwortete Zapde; „kannst Du nicht mit uns davon gehen?“ — „Gern, recht gern,“ sagte die Duenna, „und ich will euch nur gestehen, Huffeln Baba hat versprochen, sich mitner auf der Reise anzunehmen, wenn ich euch begleiten wollte.“

Die zur Flucht laudersiehene Nacht brach an. Der Thurm der Prinzessinnen war geschlossen worden wie gewöhnlich, und ganz Alhambra lag in tiefem Schlummer. Gegen Mitternacht lauschte die kluge Cadiga an den Rändern des Balkons, der gegen den Garten ging. Huffeln Baba gab das verabredete Zeichen; da entrollte die Duenna eine seidene Strickleiter, befestigte das eine Ende an den Balkon, ließ das andere in dem Garten fallen und krieg hinab. Die beiden ältern Schwestern folgten ohne Zaudern, aber ihre Herzen pochten ungestüm. Nun war die Reihe an der jüngsten; sie zitterte an allen Gliedern, mehr als einmal setzte sie scheu den kleinen Fuß auf die Leiter und zog ihn alsobald wieder zurück. Je länger sie zauderte, desto stärker pochte ihr das Herz. Sie warf einen Blick in ihr Zimmer: hier hatte sie gelebt, wie ein Vogel im Bauer, allerdings; aber hier war sie doch in Sicherheit; wer sagte ihr, welche Gefahren ihrer harren in der weiten Welt, in die sie sich wagen wollte? Da dachte sie des Geliebten und setzte noch einmal den zarten Fuß auf die Leiter; aber das Bild des Vaters, den sie so verließ, schwebte ihr vor und sie zog ihn wieder zurück.

Wir verweilen nicht länger bei dem Kampfe dieses schuldlosen, dieses liebenden, schwärmerischen Herzens, das von der Welt so gar nichts wußte. Umsonst baten sie die Schwestern, herabzukommen, umsonst schalt die Duenna, umsonst suchte der Renegat unter dem Balkon; die schüchterne Jungfrau konnte zu keinem Entschluß kommen; einerseits fühlte sie den Zug der Liebe, andernseits schreckten sie die Gefahren zurück, welche ihr ihre Phantasie vormalte. Indessen wuchs die Gefahr mit jedem Augenblicke, der verstrich; die Stunden, deren Schritte aus der Ferne tönten, könnten sie leicht entdecken. „Warten wir noch länger, so sind wir verloren,“ murmelte der Renegat zwischen den Zähnen. „Prinzessin,“ sagte er etwas lauter, „herunter, schnell oder wir lassen Euch zurück.“ Noch einen Augenblick kämpfte es furchtbar in Sorabande; da plötzlich machte sie die seidene Leiter vom Balkon los und schleuderte sie in den Garten. „Entschieden ist's!“ rief sie; „jetzt kann ich nicht mehr stehen! Lebt wohl, geliebte Schwestern; Allah geleite, er segne euch! Lebt wohl!“ sagte sie noch

einmal leuchtend, und trat in das Stimmer gerde. Die beiden Prinzessinnen wollten durchaus die Schwester nicht zurücklassen; sie wollten noch länger warten, aber die Stunde war ganz nahe, der Menegat wurde jählig, und so ließen sie sich denn in ein Gewölbe ziehen.

Die Flucht der Liebenden ist vortreflich beschrieben; doch wir schließen.

Die Sage weiß nicht viel von Mahomet's Zorn zu berichten, als er die Entführung seiner Töchter vernahm. Nur dieses Einemal hatte er sich bei Jemand anders Rath's erholt, und er gab sich das Wort, dies solle ihm hinfür nicht wieder begegnen. Er wachte jählich über die einzige, ihm gebliebene Tochter, die um seines willen dem Geliebten nicht hatte folgen wollen. Es heißt indessen, die junge Prinzessin habe es bald im Stillen bereut, daß sie nicht gethan, wie ihre Schwestern. Oft sah man sie traurig auf die Zinnen des Thurms gehen, die schwachtenden Blicke nach den Bergen von Cordova gerichtet. Oft hörte man die Töne einer Laute einen Klagegesang begleiten. Sie starb jung, und nach der Volksfage wurde sie im Gewölbe unter dem Thurm begraben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mal.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Clifford tritt als Schreiber in den Dienst eines Grafen, und hat als solcher Julien, die in ihrem Unwillen sich entschlossen hat, eben diesem Grafen ihre Hand zu geben, Lies bestrafe von seinem Herrn zu überbringen. Die Scene, wo sie ihn zum erstenmale auf diese Weise wieder sieht, ist meist herbst gehalten; die Liebe des Weibes durchbricht alle Schranken, aber der Stolz des Mannes hält aus. So geht die Sache fort, bis Julie nicht länger das Spiel fortzusetzen vermag und dem Grafen erklärt, sie könne nicht die Seinige werden, denn sie liebe nicht ihn, sondern seinen Sekretär. Aber der Graf besteht darauf, daß sie ihr Versprechen halten müsse, und sollte es auch ohne Liebe geschehen. Da tritt der Puck Ilge auf, und es geht sich; daß dieser wegen seiner Mißthat statt einem jüngern Bruder nachgesetzt, aus dem väterlichen Hause verwiesen und des ihm gebührenden Erbes und Vermögens beraubt worden ist. Indessen hinterließ der unmarterliche Vater ein Testament des Inhalts, daß, im Fall der geliebtere Sohn ohne Erben abgehen sollte, der Bittliche in das Erbtheil wieder eintrete. Dieser Fall hatte sich nun ereignet, und da der Graf, von dem Daseyn eines solchen Erben nichts ahnend, als nächster Agnat von dem Erbtheil Besitz genommen hatte, so muß er sich jetzt bequemen, dem Master Walter alles wieder abzutreten. Daß dieser Juliens Vater ist und diese und Clifford ein glückliches Paar werden, versteht sich von selbst. Dieses Stück ist in Coventgarden mit vielem Beifall aufgeführt worden, besonders um der Merkwürdigkeit willen, daß der Verfasser selbst, obgleich kein sonderlicher Schauspieler, in der Rolle des Bittlichen zum erstenmal darin auftritt und Miß Remble die Rolle der Julie vortreflich spielt.

Nächsten Sonnabend spielt die deutsche Operngesellschaft, welche Mason für das italienische Opernhaus engagirt hat, zum erstenmal und zwar den besten Freischütz.

In der Literatur ist sonst nichts Bedeutendes erschienen, wenigstens nichts, das Aufsehen erregt hätte. Die *Altriva Tales* vom berühmten Schafher Hogg sind unterhaltend, aber auch nichts mehr. — Dr. Southey hat den dritten Band seiner *History of his peninsular war* (Krieg auf der Iberinschen Halbinsel) herausgegeben und damit das große Werk geschlossen, welches in Kurzem nur noch des letzten Theils wegen gelesen werden wird, bez es so vortreflich ausgefallen ist. Denn sowohl die Aufichten, als die Hilfsmittel des Verfassers sind zu einseitig, als daß es die mannigfaltigen, vielfach verwickelten Begebenheiten jenes Kriegs mit der gehörigen Unparteilichkeit erzählen könnte. Southey schwärmt für das Mittelalter; ein gläubiges Volk ist ihm daher eine so liebenswürdige Erscheinung, daß er gegen seine Fehler, ja Verbrechen zu nachsichtig ist, obgleich sein erschöpfte Sinn sonst das Obje geradezu beim wahren Namen nennt. Der Herausgeber der *Corus* hat dieser berühmte Mann von Kurzem auch eine Sammlung seiner vermischten Schriften unter dem Titel: *Essays moral and political*, herausgegeben. Southey ist nun schon gegen vierzig Jahre ein strenger Zerp, d. h. ein Mann, der das Volk verachtet und demselben keine Stimme in Regierungssachen zugestehet. Aber er ist dabei ein ehrlicher Mann und tief von der Uebersetzung durchdrungen, daß, wenn es die Sache der Aristokratie ist, zu regieren, sochtes nicht zum Besten ihrer Familien, sondern zum Besten des Ganzen geschehen müsse; weswegen er denn auch gegen viele Mißbräuche und das Verderben in Kirche und Staat mit tugendhaftem Unwillen zu Felde zieht. Auch würde man ihn bei aller Verschiedenheit der Ansichten doch achten müssen, wenn er sich nicht in allen seinen Schriften so bitter gegen seine politischen Gegner ausdrückte, er, der doch in seiner Jugend ein eifriger Republikaner war.

Ein Werkchen von Professor Parr über die englische Verfassung, unter dem Titel: *The Dogmas of the Constitution*, dürfte viele Leser in Deutschland anziehen, für die die englische Verfassung ein Gegenstand des Studiums ist. Der gelehrte Verfasser beweist darin ausführlich, was freilich schon hier und da gesagt worden (unter andern auch von mir selbst in deutschen Zeitschriften), daß diese Verfassung nicht, wie man glauben sollte, aus dem Könige, dem Oberhaus und Unterhaus besteht, aus drei Gewalten, die sich einander das Gleichgewicht halten, sondern daß seit 150 Jahren die drei Elemente des Staats, König, Adel und Volk, im Unterhaus allein ihre Vertretung finden und sich da, indem bald das eine, bald das andere überwiegt, das Gleichgewicht halten, weswegen denn auch seit 140 Jahren kein englischer König sich mehr des Veto bedient hat, und nur sehr selten die beiden Kammern in ernstliche Opposition gegen einander gerathen sind. Der König ist bei allem Prunk eines römischen Kaisers nichts mehr als erster Beamter der Nation, und hat eigentlich keine Macht, sondern nur Einfluß, mittelst seiner Minister, welche selbst wieder mit dem Unterhaus in Uebereinstimmung seyn müssen, wenn sie bestehen sollen. Ueber die Reformbill spricht er sich dabei nicht aus; erstens, weil es sich noch nicht voraussehen lasse, welche Wirkung die daraus entspringenden Veränderungen auf das Verhältnis zwischen Adel und Volk im Unterhaus haben würden, und zweitens, weil das Werkchen eigentlich aus einer Reihe von Vorträgen besteht, die er im vorigen königlichen Kolleg gehalten hat, und er den Lehrstuhl nicht zur politischen Kanzel machen wollte. Das Buch enthält dabei auch manche geistreiche Hinweisungen auf die Verfassung der Vereinigten Staaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 22. M a i 1832.

Die Ihr so schöne Weltbekantheit habt,
Habt auch ein Weibchen. Ja, Ehre, Herrschaft
Beglückt; zu lassen solche Gaten wäre
Wohl weit genug Euch fein und zart Erwisfen.

Shakespeare.

E p i s o d e n

aus der Novelle:

die Zerrißenen.

Von H. Sternberg.

I.

Der Herzog und Massiello blieben am Ende einer Reihe elender, halbverfallener Hütten, die von Fischern und Strandbauern bewohnt wurden, vor einer derselben, die ein wenig besser ausah, als die übrigen, Neben und Kopfen an. Eine alte Magd öffnete leise und leuchtete vorsichtig mit der Laterne in die Nacht hinaus; als sie den Herzog erkannte, wich sie demüthig zurück, die beiden traten gebüßt hinein, und hinter ihnen schloß sich die kleine Thüre wieder. Im Innern des ärmlichen Hütchens öffnete sich wider Erwarten eine Reihe, wenn auch nicht prachtvoller, doch auf das Zierlichste ausgestatteter Zimmer, die auf eine kluge Weise nach der Straße dem Auge verdeckt lagen und sich nur gegen den einsamen Hof, der sorgfältig verschlossen gehalten wurde, ausdehnten. Helle, glänzend gefärbte Wände prangten mit reizenden Pariser Wandgemälden, die tropischen Gewächse einer heißen Zone darstellend, nebst Badefcenen, wo schwarze afrikanische Schönen sich in silberhelle Gewässer tauchten. Ein mit Gold und Ketten geschmückter Armleuchter schwebte von der Decke nieder und warf das klare Licht von schlanken Wachskerzen auf die purpurnen

Sammetstessel und Divand, welche längs den Wänden in orientalischem Luxus aufgestellt waren. Große üppige Rosen und Asten hingen aus blühenden Krystallschaalen; passend vertheilt, ihre Blumenköpfe nieder, und über dem eleganten Pianoforte hing ein süßes Bild von Carlo Dolce, einen schönen Heiligen darstellend, dessen weichen Jünglingskörper blutige Märtyrerwunden mehr schmückten als entstellten.

Der Fuß des Herzogs schritt leicht und siegreich über die feinen persischen Teppiche hin; er war eben im Begriff, die Reihe der schönen Gemächer zu durchellen, um den Gegenstand seines Wunsches zu suchen, als dieser ihm schon aus einer Seitenthüre mehr entgegenzog, als trat. Ein helles, lächelndes Mädchen, das goldne Haar kunstlos auf den Nacken niederflatternd, das strahlende große Auge mit einer Freudenthräne gefüllt, warf sich mit entzückter Hast an die breite Brust des Geliebten; hinter ihr trat eine Dienerin ein, die sich mit Massiello, dem spaßhaften Musiker, auf das ceremoniöseste begrüßte. Das Fräulein hatte sich geschmückt, denn sie hatte um diese Stunde den Herzog erwartet, - doch ihr Fuß bestand darin, ungeputzt zu scheinen. Das Köpfchen, das sich an die Schulter des Fremden lehnte, trug weder Verlen noch Gold, sondern nur ein blaßes Rosenknospen, das kaum bemerkbar in dem hellgelben Haar sich verberg; der Rand des seidnen Gewandes lief ohne Garnitur von Spitzen oder Blumen um die Fülle des weißen Nackens und Halses herum, und nur, um den weichen Marmorglanz des

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Befolget werden sie immer entweder vom allgemeinen Fond der Universität oder von speziellen Stiftungen; sie haben das Recht, sich Stellvertreter unter den Baccalaren ihrer Fakultät zu wählen, die dann natürlich Kandidaten zum Lehrstuhle selbst sind.

Die Studenten wohnen gewöhnlich in Privathäusern. Sie müssen sich zwischen St. Lucia, dem 18. Oktober, und St. Catharina, dem 26. November, auf der Universität einstellen; nach dieser Frist wird die Matrikel geschlossen. Die Vorlesungen dauern bis in die Mitte des Sommers, zuweilen aber werden die Studenten auch schon nach Ostern entlassen, und sie haben überdies vierzehn Tage Ferien um Weihnachten. In allen Universitätsstädten gibt es Kollegien, in welche Pensionäre aufgenommen werden, und auch manche Mönche besuchen aus ihren Klöstern die Vorlesungen, wenn sie einen höhern Grad erhalten wollen, als den eines Baccalarens der freien Künste, der in den Klöstern selbst erteilt wird. Manche Rectoren sind hinsichtlich des Universitätskostums sehr streng. Es besteht aus dem Rock und dem schwarzen Mantel, wie sie die spanischen Priester tragen; den Studenten zeichnet aber der dreieckigte Hut aus. Der Student muß sich zweimal täglich in der Universität einfänden, Morgens und Abends; bleibt er vierzehn Tage lang aus, so geht er seiner Inscriptio verlustig; war er aber wegen Krankheit oder anderer legalen Ursachen abwesend, so muß er den cursillo mitmachen, oder den Ergänzungskursus, der nach dem Schlusse des allgemeinen Kursus eintritt. Auf den Universitäten in den kleinen Städten macht der Rektor mit seinen Alcazills jede Nacht die Runde in den Häusern, wo Studenten wohnen, wie die Patrouille die Posten in einer Festung visitirt, um sich zu versichern, daß die Studenten auf ihren Zimmern arbeiten; Sonntag und Donnerstag sind sie dieser Aufsicht überhoben, und an diesen Tagen halten sie ihre Gesellschaften (la tertulia oder la ronda) oder geben Serenaden, die aber nicht länger als bis neun Uhr dauern dürfen. Wer sich an andern Wochentagen mit der Guitarre, dem obligaten Instrument des spanischen Studenten, in der Straße blicken läßt, wird gestraft.

Ob die Schüler wirklich etwas lernen, darum kümmern sich die Professoren sehr wenig. Wenn der Student Vormittags und Nachmittags regelmäßig seine Vorlesungen besucht, so fragt der Professor nach nichts weiter, und stellt er sich, um zu graduiren, so ist das Examen eine bloße Formalität; daher weiß er, wenn er von der Hochschule abzieht, häufig so wenig als vorher. Da man in den großen Städten, wo Hochschulen sind, den Einzelnen unmöglich beaufsichtigen kann, so arbeiten hier die Studenten etwas oder nichts nach ihrem Gutdünken. Indessen haben die Theologen den Brauch, unter einander Akademien mit besondern Statuten und einem selbst-

gewählten Präsidenten zu bilden und sich nach den Unterrichtsstunden zu üben; bei den Medicinern ist es ebenso; die Juristen aber kommen nicht zusammen, und zwar bloß, um etwas Besonderes zu haben; denn zwischen den verschiedenen Fakultäten herrscht bedeutende Eifersucht. Die Juristen sind größtentheils aus guten Familien, und da sie ungleich unabhängiger sind, sehen sie auf die andern, besonders aber auf die Theologen, verächtlich herab, die sich meist zu gehorsamen Dienern der Mönche, ja der alten Weiber hergeben. Häufig sieht man sie mit Brod- und Gemüselörben für die Küche ihrer Herrschaften; Nachts tragen sie ihnen die Laterne vor und begleiten die jungen Herrn des Hauses, in dem sie unterhalten werden, in die Schule oder auf dem Spaziergang. Ihre Dienste werden nach einer Reihe von Jahren mit einer Dorfpfarre belohnt, welche ihre Herrschaften zu vergeben haben oder die sie ihnen durch ihren Einfluß verschaffen. Aus dieser Klasse von Studenten gehen manche als Seelsorger sehr achtungswürdige Priester hervor. Es gibt aber welche, die es noch viel schlimmer haben; dies sind diejenigen, welche von der Suppe und den Almosen leben, die täglich an den Thoren gewisser Klöster ausgetheilt werden. Diese unglücklichen Bursche besitzen nichts, als was sie auf dem Leibe tragen, und ihre Schulbücher, ja viele haben kein anderes Obdach, als die Vorhallen der Kirchen. Trotz dem wohnen sie regelmäßig den Vorlesungen bei, inscribiren, graduiren, bewerben sich um weltliche und geistliche Aemter, und machen häufig, ohne Empfehlung oder Vorschub irgend einer Art, durch ihr eigenes Verdienst ihr Glück. Sehr viele Studenten dieser Klasse ziehen von der Hochschule am Ende des Kursus ab, und man sieht sie in Banden von vier bis sechs mit ihren Guitarren, Studentenlieder (coplas estudiantinas) singend und bettelnd, durch das Land streichen. Sie nennen diese Lebensweise andar a la tona, und dieses Bagabundenleben hat solchen Reiz, daß sehr viele junge Leute aus achtbaren Familien etwas Besonderes darin suchen und sich der Tuna anschließen. Durch diese sonderbaren Sitten hat der spanische Student einen ganz eigenthümlichen Copus erhalten; er ist auch im Lande selbst der populärste Charakter, und für den Dichter und Romanschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube von Abenteuerern. Daher sagt auch Cervantes vom Wirth, der Don Quixote zum Ritter schlägt, er sey mas maleante que esudiante o page, schelmischer als ein Student oder ein Page.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Erinnerungen an die erste französische Revolution.

Der Vater Leusant, Belgischer Ludwig XVI. und seiner Zeit ausgezeichneter Kanzleirechter, hat ein Tagebuch

aus den ersten Zeiten der Revolution hinterlassen. Es ist an sich von keiner großen Bedeutung, aber immerhin interessant als ein Typus der Gesinnungen der königlichen Partei und ihrer unbegreiflichen Verblendung. Das Ganze wird hier nächstens im Druck erscheinen, und wir theilen in einem Ausguss, wo die neubelebten Hoffnungen der karlistischen Partei sich an die Zeiten erinnern, da die Umgebungen des unglücklichen Königs mit Sehnsucht in das Lager des Herzogs von Braunschweig blühten, ein Paar Städte mit, welche sich auf jenen Feldzug beziehen, der Ludwig vollends den Thron und das Leben gekostet hat.

31sten Juli 1792.

„Man hat an die Grenzen oder nach Soissons 12.000 Reugeworbene abgeben lassen. Ich habe Gelegenheit gehabt, auf mehreren Plätzen noch die großen, zum Beduße der Werbung errichteten Gerüste zu sehen; es sah aber sehr leer dabei aus. Als man zu Rouen bekannt machte, in welcher Gefahr das Vaterland schwebte, äußerte die große Mehrzahl des Volks keinen andern Wunsch, als daß die Oesterreicher und die Preußen kommen möchten. Ich habe heute einen Brief aus Brüssel von einer höchst achtungswürdigen Person gesehen; es heißt darin, unsere Armeen (das österreichisch-preussische Heer) setzen sich endlich in Bewegung, sie werden fürchtbar gesammelt. Unter anderm ist von einem Korps von 2000 Mann die Rede, deren Anblick schon Schrecken einflößt; sie tragen alle Härte, so lang wie die Karuziner; sie werden sehr wild und thun nichts als plündern; wehe, wer ihnen in den Weg kommt! — Das Manifest (des Herzogs von Braunschweig) steht jetzt in allen Zeitungen. Außerdem sollen gestern über zehntausend Exemplare davon verbreitet worden seyn. Das allgemeine Urtheil ist, es sey vorzüglich abgefaßt. Der Artikel über Paris (später wird mehr davon die Rede seyn) mag allerdings große Unruhe machen; sehr weit scheint sich indessen solche noch nicht verbreitet zu haben, und ich kann so eigentlich nicht sagen, welchen Eindruck das Manifest überhaupt gemacht hat. Man erzählt sich eine Anekdote vom Herzog von Braunschweig, welche einen Begriff davon gibt, welche strenge Mannsjucht er hält; er gab einem Sohn des Königs von Preußen Arrest, weil er zu spät auf seinen Posten gekommen war, und der Herr Graf von Artois, der sich für ihn verwendete, richtete nichts aus. Durch Feldherren der Art kommt in ihre Armeen eine Kraft, der die Soldaten der Freiheit schwerlich werden widerstehen können, und ich fürchte fast, das vierte Jahr der Freiheit möchte das letzte seyn. (1789. 90. 91. 92.)“

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Palgrave's Rise and Progress of the English Commonwealth habe ich zwar schon einmal erwähnt, das Werk verdient aber, als das wichtigste der Zeit, eine nähere Anzeige. Der Verfasser betrachtet die gesetzliche Verfassung des Landes als die Grundlage der politischen, indem, während in andern Ländern im Fortgang der Kultur die alte leontonische Freiheit überall erlosch, in England allein durch Aufrechterhaltung der Gerichtsstätten, welche sowohl in den sächsischen, als normannischen Dynastien im Brauche waren, ein Schirm gegen die Allgewalt der Könige aufgestellt wurde, unter dessen Schatten allein die politische Freiheit gedeihen konnte, welche England so lange ausgezeichnet hat. Zu zeigen, in

was diese gesetzliche Grundlage bestehe, wie es bei den Angelsachsen und den stammverwandten Völkern damit gewesen und wie sie sich in England allmählig gestaltet, ist der Zweck der Forschung des Verfassers. Er gibt allerdings zu, daß diese Jurisdiction, die in ihren Folgen so wichtig geworden, voller Fehler ist, die jeder unparteiische Beobachter bemerken muß. Da sind Gesetze, von denen manche älter sind, als der dunkle gotthische Saal, worin man sie erklärt, andere, die rasch entworfen, nur auf den Augenblick berechnet waren, der sie hervorgerufen, die man aber, trotz ihrer nachtheiligen Folgen und ihrer Tothheit, hartnäckig beibehält; Herkommen, welche ohne alle Rücksicht auf allgemeine Grundsätze entstanden und die man streng und gläubig Jahrhunderte lang befolgt, nachdem die ursprüngliche Genesis längst vergessen war; kurz, man würde in der Gesetzgebung vergebens sich nach Ordnung, Plan und Uebereinstimmung umsehen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann die Geschichte eines solchen merkwürdigen Schicksals menschlichen Willens und menschlicher Bedürfnisse nicht anders als höchst wichtig und interessant seyn, besonders wenn sie mit dem eisernen Fleiße und dem hohen Sinn durchgeführt ist, welche der Verfasser an den Tag legt. Doch findet sich darin nichts Entscheidendes über die in diesen Tagen so wichtig gewordene Frage, ob der geistliche Zehnte in seinem Ursprunge einzig zur Erhaltung des Pfarrers bestimmt war, oder ob damit auch die Kirche und die Armen des Orts erhalten wurden. Das Werk besteht aus zwei Quartbänden, geht aber nicht weiter zurück, als auf die angelsächsische Periode. Der erste Band enthält eine fortlaufende Geschichte, mit sehr bequem angebrachten Randglossen, während der zweite ganz den Urkunden gewidmet ist, meist in der Ursprache, und dieser dürfte für Manche der Nützlichste seyn, obgleich das meiste wohl von Grimm (dessen Rechtsalterthümer ich jedoch nicht zur Vergleichung bei der Hand habe) schon bearbeitet seyn mag. Palgrave ist stolz auf die Verfassungen, welche andere Staaten der englischen nachgeahmt haben, oder nachahmen suchten. Wie aber, wenn Professor Park nun wirklich Recht hätte und das sogenannte Gleichgewicht sich nur im Unterhause finde? Stehe sich alldann nicht aus dem Nichts, welcher die Theorie für die Praxis ansah, der Conflict zwischen den Gewalten erklären, welcher bereits in so manchen Staaten stattgefunden, und welcher, fortgesetzt, notwendig dem einzigen demokratischen Element das Uebergewicht verschaffen müßte?

Romane und Erzählungen gibt es die Menge. Eine der besten Erzählungen ist wohl the Contrast, vom Grafen Mulgrave, der sich schon durch die Romane Matilda und Yes and No einen Ruf erworben. Auch Stanley Buxton von Galt hat viel Verdienst, besonders in den Beschreibungen schottischer Charaktere, die alle nach dem Leben gezeichnet scheinen. Andere rühmen Henry Masterton, or the Cavalier, als ein gutes Zeitgemälde. Auch H. Smith hat sich aufs Neue in Erzählungen versucht, welche unter dem Titel: Tales of the early Ages erschienen sind; sie gehen bis auf die frühesten Tage der Britten und Römer zurück und sind unterhaltend. Am willkommensten sind jedoch die spanischen Erzählungen, welche unter dem Titel: The New Sketch-Book, the Alhambra, von Washington Irving, erschienen. Der Dylmesser (de Quincey) ist mit einer schwelgerischen Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege, Klosterheim genannt, aufgetreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 23. M a i 1852.

— Es soll mehr und mehr
Dein Rad und deiner Thaten Ehr
Aber leuchten und der Welt gefallen,
Und alsdann soll der Kaiser Kunst
Mit klarem Sinn und wahrer Kunst
Dein Lob von Ost zu West erschallen.

G. Rudolph Welterlin.

K o l o w r a t *).

Von des Berges Abhang nieder
Rollt des Fürstenwagens Rad,
Und zu stürzen in den Abgrund
Läuft Gefahr der Fürst Chromat;

Als aus seinen Treuen einer
Muth'gen Lauf dem Wagen naht,
Und ihn rettend vom Verderben,
In dem Schwunge hemmt das Rad.

„Stärkster, Treuester meiner Mannen,
„Sei gepriesen ob der That,
„Dein und deiner Edel Namen
„Laute künftig Kolowrat.“ **)

Glücklich war der Sinn des Namens
Für den Fürsten und den Staat,
Die Geschichte zeuget, daß er
Sich bis heut' bewähret hat.

Wann zu schnell der Wagen rollet,
Den der Meister nicht gerad,
Schwindelnd vom gewohnten Glack,
Lenkt verhängnißvollen Pfad;

Wann die Roffe wild sich bäumen
Vor zerborstner Felsen Saat,
Speiche knarret und schon klaffet
Der geschweiften Achse Rath;

Als bald zu des Wagens Rettung
Sich des Rades Wender naht,
Und im Laufe vom Verderben
Lenkt zum Ziele Kolowrat.

E p i s o d e n

aus der Novelle:

d i e Z e r r i s s e n e n .

(Fortsetzung.)

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch ein leises Klopfen, welches vom Saale aus sich hören ließ. Rastello war hingeschlichen, und als die Thür sich öffnete, sah ein breites, äußerst freundliches Gesicht herein und sagte: „Ist es einigen Fischern erlaubt, einzutreten?“ — „Aha!“ rief der Fürst, „da kommen unsere Freunde, nur herein!“ Die Thür ging jetzt weit auf und zwei elegant gekleidete Jünglinge und eine dicke Figur in der Kleidung eines Weltgeistlichen traten ein. Sie begrüßten die freundliche Wirthin auf das artigste, und der ältere von den jungen Männern, ein bildschöner, aber bleicher Jüngling, nahm den andern an der Hand, indem

*). G. Hornayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1828. S. 412, die Kolowrat.

**). Radwender ebend.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Großen Grabmal und die Grabmäler seiner Hunde, die einmal ein späterer Alterthumsforscher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den schönen Tempeln und Pallästen denke? Die Kunst, meine Leuren, ist ebenso sehr ein Werk der Begeisterung, als sie den Enthusiasmus bewirkt. Ein jeder Künstler hat Etwas befriedigen wollen, entweder seinen noch un- ausgesprochenen Drang oder sein künstlerisches Interesse. Griechen formten Tempel, weil sie die Götter in heilige Gemäcker stellen mußten, und wie sie gleichsam ihren eigenen Geist als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweisen die Unterschiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man sie nach ästhetischem oder psychologischem Gesichtspunkte trennen soll. Auch unsere germanischen Voreltern formten so. Die Schwärmer über Mystik und Symbolik altdeutscher Baukunst sind um so mehr zu tadeln, weil die Thatsache, um die es sich handelt, in der That wahr ist. Ludwig XIV. Zeitalter ist für die Mischung aller Künste entscheidend gewesen. Die schwebenden, känzelnenden Statuen scheinen nicht mit dem Meißel geformt, sondern wie von Luft komponirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöse Gleichmaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der sich der Künstler bildete, war das Studium. Dies soll es zwar immer seyn, aber wenn die Begeisterung keine vollständige ist, so muß sie eine philologische bleiben. Die Bauten Schinkels könnten in Berlin von den Professoren der Vestibül als Apparat zur Erklärung des Vitruv und Pausanias gebraucht werden. Aber die Baumeister Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen waren nicht nüchtern genug, sie schwärmten sogar und entzündeten sich. So ist ganz Versailles ein staunendes W! Da hat der Künstler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes, er setzt sich hin und zeichnet sie auf. Nun findet sich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Facade, daß sie durch ein wirkliches Haus noch unterstützt werden muß. Aus dieser Vorbereitung ergaben sich zwei Folgen, einmal die Armuth dieser Palläste, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch sehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektonischen Grundrissen, sondern nach niedlichen Kupferstichen gebaut sind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterscheiden, was des Künstlers Enthusiasmus ausgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzusetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, sondern in einzelnen, separaten Theilen. Während an Jedem immer Eines, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, sich findet, herrscht im Uebrigen die geistloseste Kategorie, die in der Kunst nur existirt, das gleichmäßige Fortschreiten in der Proportion. Die Consequenz der Proportion ist chinesisches Ge-

schmack, und ich muß gestehen, daß ich bei vielen Pallästen dieser Stadt an China erinnert wurde. Das Chinesische ist in der Potsdamischen Kunst so durchgreifend, daß sogar ein Haus, das in der That japanisch seyn soll, nicht im Chinesischen Style gebaut ist. Wolf, Friedrichs des Großen Liebling, hielt China für den besten Staat. — Zum Denken und Exercieren ist diese Stadt sehr geschickt. Man kann hier ziemlich abstrakt leben, und ich mache den Vorschlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philosophie, eine Kolonie von Denkern hieherzuführen, die man vielleicht eben so bereitwillig aufnimmt, als die russische Kolonie Alexandrowka. Als ich durch die Blochhäuser dieses Dorfes wandelte, dachte ich an den Weisen drüben auf Sanssouci, an die Schlachten bei Jorndorf und Kunersdorf, an Diebitch und an eben diese Kolonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen schon getadelt wird, daß man sie nicht geändert hat. — Durch die Einsamkeit Potsdams fliegen rothe und schwarze und schwarze Adler. Ueberall Helmlarven an den Häusern, aufgestürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, gestickt und geschmückt mit frommen Wünschen und militärischen Lakonismen. Selbst an meinen Ofen im Gasthose hatte sich ein Adler gesüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerdter. Oben stand die Sonne mit vier-und-zwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, sondern der Mond. In diese Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu lesen sind, die mir, einem unersahnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verursachten. Erst las ich: *non soli codit*, und übersezte, dieser allein (nämlich der Sonne) weicht Preußens Adler. Ich erschrad vor dieser Auslegung, denn der Preussische Staat ist ja das Land der Aufklärung, es sucht die Sonne und flieht die Finsterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Wilde gerade hinein. Ich glaub' auch, das Gegentheil ist richtiger: *non soli codit*, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und die Wahrheit ihm Wort halten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mal.

(Vortsetzung.)

Erinnerungen an die erste französische Revolution.

1sten August.

„Das Pariser Volk, sagt das Bulletin, äußert wieder Unzufriedenheit über das Manifest des Herzogs von Brauns- schweig, noch zu große Unruhe. Man behauptet, es sey nur der Vorläufer zu einem ausführlicheren Manifest, ja, der Ab-

geruht, ihm aus der Noth eine Tugend zu machen.“ —

„Du hältst nichts auf Dich, Pasquino; warum läßt Du Dich mit schmutziger Wäsche auf der Straße bliden?“ —

„Keine Wäscherin ist Fürstin geworden,“ erwiderte der unverschämte Kritiker, indem er auf die Schwester des heil. Vaters anspielte. Sixtus der Fünfte hatte einen Befehl zu Errichtung verschiedener öffentlicher Brunnen erlassen; gleich am folgenden Tage parodirte Pasquino das Dekret und schrieb: S. Q. Pontifex maximus u. s. w. Der Zuname blieb dem heil. Vater lange, und so gerne er auch den Urheber solcher unverschämten Spötereien geächtigt hätte, so schonte er noch den Liebling des Volks, Pasquino, den Censor, den letzten Repräsentanten der römischen demokratischen Opposition, der ihm selbst häufig die Stadtgeheimnisse verrath und ihm so Mittel an die Hand gab, die allgemeine Volkstimmung zu sondiren; denn in den Händen eines Mannes, wie Sixtus, wurde Alles zum Regierungswerkzeuge. Aber eines Tags warfen sich Jupiter und Alexander keine Späße, keine Concetti mehr zu. Auf jede Frage Marforios antwortete Pasquino in Versen, deren kräftige Sprache offenbar eine und dieselbe gewandte, scharfe Feder verrath. Sehr hohe Fragen kamen in diesen poetischen Pamphlets zur Sprache, und es wurde darin zum Volke im Namen seiner Rechte, zur Regierung im Namen der Vernunft und Gerechtigkeit gesprochen. Es war, als seien plötzlich aus den beiden alten Bildsäulen zwei Volkstribunen gesprungen; es war, als seien Gracchus und Marius mit dem Palladium und dem Banner erstanden, um die großen Erinnerungen des zweimal untergegangenen Roms heraufzubeschwören. Das Volk umstand in Haufen die beiden stummen Redner des neuen Forums, und hatte bereits die Schirren, welche diese giftigen Papiere, in denen der Pabst durchaus nicht geschont war, wegnehmen wollten, übel zugerichtet; bereits verbreiteten sich Abschriften in Menge im Publikum.

Sixtus wollte durchaus hinter den Urheber dieser Angriffe kommen und ließ bei Trompetenschall verkündigen, wer den Schuldigen ihm vorführe, solle zweitausend Pistolen erhalten. Niemand erschien. Da befahl Sixtus, alle Poeten in Rom, oder wer dafür galt, aufzugreifen und bis auf Weiteres in die Engelsburg zu setzen. Der Menge der Verhaftungen nach hatte wohl die ewige Stadt nie eine solche Masse von Lieblingen der Musen in ihrem Schooße gehegt. Manche protestirten laut gegen den Poetentitel, mit dem man sie so auf Gerathewohl beehrte; andere suchten geflüstert, aus Eitelkeit, ins Gefängniß zu kommen. Unter den Letztern befand sich Pandolfo Norsini, der, Dank seinem Geheimschreiber, ein gewandter Verseschmidt war; mit Stolz unterzog er sich in den Augen seiner Mitbürger dem Verdachte, jene letzten Poeten voll Kraft und Genie könnten von ihm herrühren.

Aber Sixtus dem Fünften gegenüber mußte man die Sucht, antik zu thun und den alten Römer zu spielen, etwas theuer bezahlen: den Schuldigen mußte er haben, und so wurden denn zuerst die Mittel der Sanftmuth und der Religion in Anwendung gebracht. Auf seinen Befehl verhörte man erst die Gefangenen und ließ sie dann belichten, ertheilte ihnen aber keine Absolution. Verhör und Belicht führten zu keinem Ziele, und so begab er sich denn in eigener Person in die Engelsburg und ließ die Angeklagten vor sich bringen, ertheilte ihnen aber nicht den Segen; sodann forderte er sie auf, den Unstunigen, der es gewagt, sich an der gedoppelten Gewalt zu vergreifen, die ihm von Gott und den Menschen übertragen, als Nachfolger Petri und der römischen Kaiser, freiwillig zu nennen. „Er ist unter euch,“ sagte er; „kennt ihr ihn, so nennt ihn, und die Thore dieser Burg öffnen sich vor euch. Ihr schweigt? — Nun denn, er nenne sich selbst, und zu den zweitausend Pistolen, die er sich durch dieses Geständniß verdient, verspreche ich noch, daß ihm am Leben nichts geschehen solle.“

(Die Fortsetzung folgt.)

E p i s o d e n

aus der Novelle:

Die Zerrißenen.

(Fortsetzung.)

„Die Leute aus dem Dorf,“ fuhr Robert in der Erzählung seines Traumes fort, „kamen mit Laternen, um in der Finsterniß des Morgens den Weg zur Kirche zu finden; als die verschlossene Thüre sie nicht einließ, schüttelten sie die Häupter; und ich sah mit Entsetzen in ihre blassen Gesichter. Man brachte eine Leiche, und mein Vater trat ans Fenster und rief: stellt, guten Leute, einen Todten nur hierher in mein Wohnzimmer; es lobnt nicht, ihn zu beerdigen, denn bald werden doch alle Todten auferstehen. Die Knechte gingen, und ich hörte, wie der Sarg mit dumpfem Geräusch im Wohnzimmer hingestellt wurde. Jetzt lehnte sich mein Vater weit zum Fenster hinaus und schnitt mit einem langen, blühenden Messer die Sonne und den Mond, die blaßroth am Horizont standen, vom Himmel ab und zog sie wie alberne, bunte Bilder ins Zimmer hinein. Ich erschrak bis zum Tode; jetzt war das kleine Licht, welches in unserer Stube brannte, das elyrische in der weiten, kalten, dunkeln Schöpfung; ein mitternächtlicher Sturm wehte ins Zimmer und drohte, es zu verlöschen; ich sah, wie mein Vater heftig zitterte. Er blickte mich starr an und schien in Erwartung eines mächtigen Ereignisses dazustehen. Jetzt verlöschte ein Windstoß das Licht, und in dem Au-

genblick hörte ich, wie die Leiche im Nebenzimmer in ihrem Sarge sich aufrichtete. Der Schreck, der mich befiel, war so mächtig, daß ich erwachte und lange nicht zur Besinnung kommen konnte. Wie groß war mein Entzücken, als ich die Sonne am Himmel stehen sah, wie sie ihre freundlichsten Strahlen zu mir aufs Lager sandte; wie hat mich ihr Anblick so erwärmt und beseeligt.“

Die Freunde hörten die Erzählung ruhig an und nur Eduard erwiderte: „Was mich betrifft, so stelle ich mir einen Weltuntergang weit großartiger vor; viel lieber will ich mit einem zerplatzenden Feuerball in die Ewigkeit hineinfliegen, als an einem kalten Wintermorgen verkümmern.“ — „Sie haben Recht,“ nahm der Abt das Wort, „auch mir geht es so; ist nun einmal unser armer Leib dazu ersehen, an jenem merkwürdigen Tage zu erfrieren oder zu verbrennen, so will ich doch das letztere gewählt haben. Das Feuer ist an und für sich schon Leben und Poesie; aus einer tüchtigen Winterkälte kann ich aber, trotz alles Grübelns und Deutens, keine nur einigermaßen dichterische Bedeutung herausfinden.“ — „Jeder muß auf seine Weise untergehen können,“ rief Robert, „so wie jeder auf seine Weise in den Himmel steigt; ich will nun einmal auf keine andere Art abhandeln kommen. Mir ist jenes Erstarren das finsternste Bild der Vernichtung; alles, alles schwindet — jeder die Seele wärmende Gedanke flieht — das Meer des Lebens erstarrt langsam, bis es endlich in seinen Grundtiefen bezwungen daliegt. Ich kann mir denken, daß in diesem schrecklichen Zustande der Gedanke an eine durch Feuer erzeugte Wein noch ein Labfal ist, daß die Seele dürstet nach Verzweiflung, ja daß die kälteste Resignation für sie noch zu warm ist, um sie zu fassen.“ — „Abscheulich,“ rief der Herzog, „und doch wahr! ist denn unsere Zeit mit ihren Wirkungen etwas anderes, als ein langsames, bis zum Herzen vorrückendes Erstarren?“ Eine lange Pause herrschte; der Fürst hatte sich am Kamin hingeworfen, sein Blick verfolgte die züngelnden Flammen; Eduard lehnte an der Harfe, auf welcher er, wie im Traume, einzelne Akkorde anschlug; auf einer Fußbank beim Herzog, das Köpfchen an seine Knie gelehnt, lag Johande. Am Himmel stand der Mond und glänzte im Fluge hinter flatternden Fetzen des zerrissenen Mantels der Nacht hervor; der Herbstwind warf die nackten Zweige des Baumes am Fenster an einander und zog in hohen Tönen im Kamin auf und ab. „Das Leben ist so arm,“ rief der Herzog, „und doch vermag eine liebliche Schwärmerin es reich zu machen!“ — Eduard sang das Lied vom König von Buhle. — „Ja, ja,“ seufzte der Fürst, „so möchte auch ich enden! Johande, prüfe Dich, Du gutes Mädchen, könntest Du wohl eben so handeln, wie jene Buhle?“ — „Noch mehr, noch mehr für Dich!“ rief sie, und ihr Lockenkopf

bob sich, die Füge ihres engelsschönen Angesichts im Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit zu enthüllen. Es lag auf ihrem Antlitz die stänliche Andacht eines Raphaelschen Engels, der vor einer Heiligen kniet. Der Herzog zog sie entzückt an sich, sein Auge flammte und Eduards Lied jubelte in hellen Tönen auf. „Du mein Geliebter, Du mein angebeteter König,“ lächelte das liebliche Kind weiter, „Du schönster unter den Männern, nicht wahr, Du bezahlst doch morgen meine Schulden? Neunhundert Gulden, mein Geliebter.“

Des Dichters Qualgeister.

Medische Geister spucken
Um mich beim Sonnenschein;
Schreib' oder les' ich, so gucken
Sie über die Schultern herein.

Sie lispeln, wie Heimgötter
Beim Mondenlicht:
„Da hast du ein Reimchen!
Mach ein Gedicht!“

„Ich muß bedauern —
Jetzt stört ihr mich!“
Sie sichern und lauern
In eine Ecke sich.

Kommen mir Gedanken,
Erhaben und reich —
Die bösen Ranken
Erhaschen sie gleich.

„Gib her uns die Ventel
Sie kommt uns gerecht!
Nicht gearbeitet heute!
Gejauchzt und gezeit!“

Dann halten sie Tänze,
Durch's ganze Haus
Blinden sie Blumenkränze
Und lachen mich aus;

In ihren Spielen plündern
Sie meine Stube und Kopf;
Ich kann nicht zürnen den Kindern,
Ich armer Tropf!

O. Pfizer.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 23. Mai 1832.

Man wäge mich, das will ich nicht vermehren;
Mein Verächlung hab' ich nicht verdient.

Goethe.
Terquato Lasso.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

Erster Artikel.

Der Mann, welcher als Pförtner einer neuen Zeit vor uns steht und aus seinen Tagen mächtiger und wohlthuernder in die unsrigen herüberträgt, als irgend einer seiner Zeitgenossen aus dem Sizelo de Louis XV., ja als irgend ein Franzose in irgend einer Zeit, J. J. Rousseau ist bisher der Gegenstand mehrerer unserer Darstellungen im Morgenblatt gewesen. Wir haben ihn inmitten seiner Zeitgenossen, ein anderes Mal in Verbindung mit den damaligen Frauen, und dann auch als Verwiesenen und Heimatlosen, Pflanzen suchend im Jura, dargestellt. Als Schlüsselstein dieser Bilder und als Ergänzung alles Früheren, wollen wir hier den vollen Senfer zeigen, wie er vor dem Urtheil seiner Mitlebenden steht, wie er sich in seinem häuslichen Leben und in seinem Tod zeigt. Wir wollen aber nicht die Aeußerungen seiner Widersacher, Voltaire, Diderot, Marmontel, Grimm, Holbach &c. wiederholen, von denen wir schon früher mehreres angeführt haben, sondern wir treten der Wahrheit und dem Recht viel näher, indem wir Männern wie Dusault, dem Prinzen de Ligne, Bernardin de St. Pierre, Gretry und Corancez zuhören, die mit Jean-Jacques in näherer Verbindung standen und deren Urtheil über ihn alles Vertrauen verdient, da sie nicht, wie jene Schöngelster, in ihrem sittlichen Leben gebranntmarkt sind.

Wir müssen in dieser Darstellung mit dem Ereigniß anfangen, das auf Rousseau und sein ganzes späteres Leben den traurigsten Einfluß hatte, mit seiner Verheirathung mit Therese Le Wasseur. Zwar verband er sich nicht auf gesellschaftliche und religiöse Weise mit ihr, aber doch durch eine Erklärung vor Zeugen, die ihm ganz eben so bindend schien, wie die förmlichste Ehe, er nannte auch von nun an das gemeine Geschöpf seine — Frau. Es ist dies in jeder Beziehung die dunkelste und räthselhafteste Stelle in seinem Leben. Rousseau lebte damals in Menquin, einem Hans bei dem Städtchen Bourgois im Dauphiné. Von hier aus schrieb er Theresen den merkwürdigen Brief, aus dem hervorgeht, daß er vielfache Ursache hatte, mit ihr unzufrieden zu seyn. „Ich bin,“ sagt er darin, „seit sechs- und-zwanzig Jahren unablässig bemüht gewesen, Sie glücklich zu machen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich bemerken muß, wie all' dieses redliche Bemühen nicht den erwünschten Erfolg hat, und daß es Ihnen nicht einmal Freude macht. Sie gefallen sich nicht allein nicht mehr bei mir, es kostet Ihnen auch sichtlich Ueberwindung, aus Gefälligkeit noch kurze Zeit zu bleiben. Alle Personen aus Ihrer Umgebung besitzen Ihr Vertrauen; ich allein, Ihr wahrer Freund, bin davon ausgenommen. Ich will viel Anderes nicht berühren, denn wenn man Jemanden nicht liebt, so mag man nichts von ihm hören und keinen Grund von ihm annehmen. Ich mag anfangen, was ich will, all' meine Mühe, all' meine Sorge ist vergeblich bei Ihnen. Ich

hätte nie daran gedacht, mich von Ihnen zu entfernen, wenn Sie mir nicht zuerst den Vorschlag dazu gemacht hätten. Sie sind dann oft auf diesen Gedanken zurückgekommen . . . Du wolltest mich verlassen und heimlich fortgehen, ohne daß ich wüßte wohin! . . . Ich verreise auf vierzehn Tage. Wenn mir indessen etwas zustößt, und ich nicht zurückkomme, so erinnern Sie sich des Mannes, dessen Wittwe Sie sind, und ehren Sie sein Andenken, indem Sie sich selbst ehren. Auf keinen Fall möge sich ein Mönch in Ihre Angelegenheiten mischen.“ Es ist einem sehr petalich, den edlen Jean-Jacques so zart und liebevoll zu einem Geschöpf sprechen zu hören, wie diese Therese. In demselben Brief rath er ihr noch, ja wohl über ihren Vorsatz — sich in eine Versorgungsanstalt einzukaufen — nachzudenken; er läßt ihr übrigens ganz freien Willen und versichert sie, es solle ihr nie an Etwas fehlen.

Leider besann sich Therese eines Bessern und verließ Jean-Jacques nicht. Mit der Drohung war es ihr auch wahrscheinlich nicht Ernst, sie langweilte sich nur in der Einsamkeit von Monquin, und als Versöhnungs- und Friedensbedingung ließ sie sich versprechen, daß er den Ort verlassen und wieder nach — Paris ziehen, vorher aber sie heirathen wolle. Rousseau hatte auch die unbeschreibliche und unbegreifliche Schwachheit, ihr in beidem nachzugeben, denn noch im August 1769 nannte er sie vor Cham-pagneur und Rossières seine Frau.

Endlich wurde nach Paris abgereist. In Lyon unterzeichnete Rousseau für die Statue Voltaires und sagte dabei: „da alle Schriftsteller das Recht hätten zu unterzeichnen, so glaube er, dieses Recht theuer genug erkauft zu haben.“ Er schrieb deshalb an la Tourette, Einsammler der Beiträge. Sein Brief erschien gleich darauf in den öffentlichen Blättern. Darüber wurde Voltaire unruhig; er schrieb also auch an Tourette und sagte unter andern in seinem Brief: „Ich fürchte sehr, daß die gens de lettres von Paris keinen Fremden bei der Subscription zulassen, denn es ist eine rein französische Galanterie, und die sich dazu entschlossen haben, sind alle Künstler oder Kunstfreunde. Der Herr Herzog von Choiseul ist an der Spitze der Unterzeichnung und wird es vielleicht nicht gern sehen, daß der Zeitungsartikel eine Wahrheit enthalte.“ Diese wenigen Zeilen charakterisiren ganz ihren Schreiber. Es wurmte Voltaire, daß Rousseau darum gerühmt werden solle, weil er an der Errichtung seiner Statue Antheil genommen; er wollte dies verhindern und suchte gleich den mächtigen Premierminister Choiseul hineinzumischen. Rousseau sollte in der französischen Literatur ein Fremder sein! Der Verfasser des Devin du village sollte nicht allein kein Künstler, sondern nicht einmal ein Kunstfreund sein!

Im Julius 1770 zog Rousseau zu Paris in die Rue

Platrière, in ein Haus, das einem Herrn Benant gehörte, der ehemals Spejereihändler gewesen war, sich aber nun zurückgezogen hatte und von seinen Renten lebte. Seine Frau gefiel Rousseau'n sehr wegen ihres gesunden Menschenverstands, ihrer Manieren und ihrer Freimüthigkeit. Darum besuchte er diese Familie oft, zumal die Benants auch in Belleville, wo er ein Zimmer gemiethet hatte, ein Haus besaßen. Die Frau Benant war übrigens weder jung noch hübsch, und da auch Jean-Jacques ziemlich alt, überdies schwächlich und kränklich war, so ist ein Liebesverhältniß zwischen beiden nicht wahrscheinlich. So viel ist aber gewiß, er ging oft hin.

Ortman sagt in seiner Korrespondenz von Rousseau, er sey damals viel in vornehme Gesellschaften gegangen. Ihm nach „hatte er seine Barackent mit dem armenischen Gewand abgelegt, er war galant und süßlich geworden; er ist auch bei Sophie Arnoud (nachherigen Madame de Genlis) mit einer Auswahl von Kleinmeistern und Hofleuten zu Abend.“ Diese Behauptung ist aber Grimmsch, d. h. hämisch und unwahr. Wir wissen von Frau von Genlis selbst, daß Rousseau nie zu Abend in Pariser Gesellschaften aß, sondern immer bald nach Haus ging. Zwar aß er bisweilen bei ihr zu Mittag, aber immer allein oder mit ein bis zwei genauen Hausfreunden. Als Beleg dafür kann eine Anekdote angeführt werden, die allgemein bekannt ist, und die in neuester Zeit Scride zu einem niedlichen Lustspiele gedient hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paquino und Marfio.

(Fortsetzung.)

Eine Zeitlang erwartete Sturm in ruhiger Haltung, aber mit zornglühendem Gesicht eine Antwort. Ungebuld und Grimm bligten aus dem grauen, stehenden Auge, das sich der Reihe nach starr auf jeden der Anwesenden festete, der dann, von Angst und Ehrfurcht ergriffen, sogleich auf die Knie sank und sich bekreuzte. Da es immerfort still blieb, schlen der furchtbare Priester sich einen Augenblick zu besinnen, und als die Hand, mit der er über das Gesicht fuhr, wieder weg war, fiel Allen die gänzliche Veränderung in seinen Zügen auf. Nach der Bewegung des halb gesenkten Augenlichs, nach den aneinandergepreßten Lippen, hätte man fast glauben mögen, ein heiterer Gedanke habe seinen Ideen auf einmal eine andere Richtung gegeben, aber die Bewegung seines Fußes deutete an, daß der Sturm noch nicht ganz beschwichtigt war. Doch nicht lange, so verwischte sich in den beweglichen, charakteristischen Zügen jede Spur von Zufriedenheit oder von Unwillen, und zurückblieb das demüthige, gottergebene Gesicht des Kardinals Montalto. Sein Auge

hatte allen Glanz verloren, und mit einbniger, schlep-
pender Stimme murmelte er die Worte: „Meine Kin-
der, Gott allein steht die Macht zu, die Gedanken der
Menschen zu durchdringen, er allein liest in den Herzen.
Ich, der Knecht der Knechte Gottes, ich vermag allein
durch rein menschliche Mittel die Wahrheit zu erfors-
chen . . . Morgen also zur Folter!“

Tags darauf waren die Folterknechte zur Hand.
Mit ihren Werkzeugen zum Schneiden und Dehnen in
den Händen, zogen sie zwei und zwei durch Rom dem
Monte-Cavallo zu, in gravitätischem Schritt, mit stol-
zen Blicken und strahlenden Gesichtern; sie sollten ja heute
unter den Augen des heil. Vaters selbst arbeiten. Wo
sie vorbeilamen, war Alles voll Bestürzung, und der
Volkshaufe, der ihnen nachzog, machte im Angesicht des
Quirinals schweigend, starr vor Entsetzen Halt. Nur ein
junger Mensch machte sich Platz durch die Haufen, setzte
sich in raschen Lauf, überholte die Henker und trat
vor ihnen unter den großen Säulengang.

Der Papst führte eben in der Kongregation des Ab-
lasses den Vorsitz. Nicht weit von ihm auf niedrigeren
Stühlen saßen der Kardinal Kämmerling, der Kardinal
Kanzler, der Kardinal Vikar, weiterhin, noch niedriger,
die übrigen Kardinele in großem Kostüm, zu ihren
Füßen ihre Schleppträger mit der Sontane und dem sel-
denen Mantel. Prälaten, geistliche und weltliche Theo-
logen, die zu der Beratung gezogen waren, standen be-
mühtig dahinter, der Aufforderung des Papstes, ihr Licht
leuchten zu lassen, gewärtig. Bereits waren verschiedene
Eingaben vorgenommen und darüber, was uns hier
gleichgültig ist, belaubend oder verneinend entschieden
worden, da that der Kämmerer in Eborhemd und Män-
telchen drei leise Schläge an die Thüre, öffnete sie sachte,
schlüpfte schüchtern hinter den Kardinalen herum, ging
auf den Papst zu, verbogte sich vor ihm und sprach ihm
leise ins Ohr. Sixtus stand auf. „Fürsten der Kirche
und Prälaten,“ sprach er zu der Versammlung, „lassen
wir für heute Breven und Ablassbullen. Ich ersuche euch
um euern Rath in einer nicht minder wichtigen Angele-
genheit, und erkläre euch, aus eigener Machtvollkom-
menheit, zur Konsulta. Ein Unbekannter ist vor der
Thüre, der mir den Urheber der gegen mich gerichteten
Pasquinaden angeben will; ich befehle, daß er vorgelassen
werde. Was die Angeklagten betrifft, so soll der Kar-
dinal Vikar an meiner Stelle und in meinem Namen
den Vorsitz bei der Folter führen, mit welcher man so-
gleich den Anfang zu machen hat. Auf je mehr Wegen
man in solchem Falle die Wahrheit zu erforschen sucht,
desto besser.“

Der Angeber wurde vorgeführt. Es war derselbe
junge Mann, der dem Zug der Folterknechte in den Pal-
last vorausgeeilt war. Vergeblich hätte man in seinem

Blick, vergeblich in seinen Mienen nach dem Brandmale
geforcht, das dem Auge die verworfene Seele des An-
gebers kundgibt; im Gegentheil, aus seinem ganzen
Wesen sprach Tugend und gesunde Geisteskraft. Der
geübteste Physiognomist, wenn er in diesem ausdrucks-
vollen Gesichte den Spuren der Leidenschaften nachforschte,
laß in den leichten Falten um den Mund, in den
hochgezogenen Augbraunen und der vorzeitig gefurch-
ten Stirne nichts als tiefes, lebendiges Gefühl und
einen sinnigen Geist. Er schien nicht ohne Verlegen-
heit und Scheu vor die Versammlung zu treten. Nach
der vom Kämmerer erhaltenen Weisung machte er beim
Eintritt in den Saal eine Kniebeugung, sodann eine
zweite in der Mitte, endlich, nach erhaltener Erlaub-
niß, näher zu treten, warf er sich dem Papst zu
Füßen. Sixtus ertheilte ihm den apostolischen Segen,
ließ ihm, wie es der Brauch ist, einen Rosenkranz re-
schen, und begann das Verhör in eigener Person. „Wie
heißt Ihr?“ — Er sagte es; aber sein Name ist nicht
zu unserer Kenntniß gekommen. — „Was seyd Ihr in
Rom? was ist Eure Beschäftigung? Das müssen wir
wissen, obgleich wir zum voraus geneigt sind, volles
Vertrauen in Eure Worte zu setzen.“ — Der Befragte
zauderte mit der Antwort; da erhob ein Prälat die
Stimme: „Der junge Mann ist Geheimschreiber bei
Signor Pandolfo Corsini, meinem Nachbar.“ — „Out,“
sprach der Papst, und zum Kämmerer gewendet: „Sig-
nor Pandolfo Corsini zuallererst auf die Folter!“ —
„Halt!“ rief der Angeber; „ich bin nur hier, um mei-
nem Herrn und seinen Unglücksgefährten eine Qual zu
ersparen, die keiner verdient hat; denn der Schuldige
— bin ich.“ Damit warf er ein Bündel Papiere zu sei-
nen Füßen. „Hier sind die Beweise: Satiren, Epigram-
me, Alles ist von mir, von mir allein; hier sind die
Originalien: Stellen durchstrichen, geändert, verbessert,
Alles von meiner Hand; keiner Seele hatte ich es ver-
traut; ich selbst habe Nachts die Abschriften unten an
Pasquinos Bildsäule geheftet. Dies ist die reine Wahr-
heit, ich schwöre es bei meinem ewigen Heil! Ob ich
Unrecht gethan, das weiß Gott; aber ich habe mich dem
Urtheil der Menschen unterworfen, und so möge ich
denn den Lohn meiner Thaten empfangen; denn die Ehre,
gemacht zu haben, was ich gemacht, will ich keinem
Menschen in der Welt lassen.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Mal.

Eurers Zeichenbegangniß.

Gestern früh ist Couler von einem halben Duzend der
ersten hiesigen Aerzte sectirt worden. Bei Oeffnung des Saks
beiß, der nach allen Durchmessern auffallend groß erschien,
konnten sich die Anwesenden nicht genug wundern über die

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 26. M a i 1832.

Wann ward der erste Kranz gewonnen?
Wann sog der erste Ball an' Ziel?
Wann ward der beste Tanz erfunden?
Und wann das lose Pfänderspiel?
Ach! wohl in fernem, fernem Tagen;
Die unsern Vätern's nie eracht.

Upland.

Das Fräulein von Windegg.
Romane.

Hoch von dem granitnen Thurm
Schaut der Jungfrau Geist zum Thal,
Nicht im Dunkel, nicht im Sturme,
In des Maitags erstem Strahl;
Eine Himmeloblume, glänzend
In des Frühlings Blütenbund,
Ihren Festpokal kredenzend
Jedem frohen Menschenmund.

„Weil ein Maitag mich entnommen
In den Mal der Ewigkeit,
Locht es mich, herabzukommen
Mit der frohen Blumenzeit,
Keiner Engel Hymnen hallen,
Keine Palmen lobnen hier;
Aber meine Nachtigallen,
Meine Rosen blieben mir.“

Sinnend schaut sie nach den Tiefen:
„Viele lehrten bei mir ein,
Die mit mir zum HELL entschliefen,
Sangen hell durch Thal und Hain;
Tranken Jubel sich und Stärke,
Wenn ich mit dem Becher kam;
Lobten süß der Lust, dem Werke,
Liefen keine Zeit dem Gram.“

„Aber einsam steh' ich oben
Mit dem alten Grafentrunk;
Niemand kommt mehr, ihn zu loben. —
Seyd zu stolz ihr für den Dank,
Für die Freude schon zu weise,
Für den Frühling schon zu alt,
Für ein herzlich Lied zu selte,
Für die Liebe gar zu kalt?“

„Fahret hin, ihr Freudelosen,
Bittet ab euch jede Lust;
Ueberschet meine Rosen,
Meiner Sanger keine Brust!
Daß sie nicht vergebens leben,
Nicht umsonst ihr Lied erwacht,
Muß ein Geist vom Himmel schweben,
Huldigen der frommen Pracht.“

Georg Kapp.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Mehrere Herrn von Hof, die Jean-Jacques durch-
aus kennen lernen wollten, drangen in Sophie Arnoud,
sie zum Abendessen mit ihm einzuladen. Sie schlug es
ihnen rund ab, weil sie zum Voraus wußte, daß Rouffran
nie darcin willigen würde. Die Herren ließen sich aber,
als achte Hofente, nicht abschrecken, und drangen immer

von Neuem in sie, ja sie drohten, mit ihr zu brechen, wenn sie ihren Wunsch nicht erfülle. Um nun diesen Bruch zu vermeiden, machte sie bei Rousseau einen Versuch; er war aber, wie sich voraussehen ließ, vergeblich. Doch als schlaues Mädchen erfaßte sie ein Kunstmittel. Der Theaterschneider hatte auffallende Aehnlichkeit mit Jean-Jacques, sie beschloß daher, ihm Rousseaus Rolle bei dem Souper zu übertragen. Sie ließ ihn kommen und kam bald in Folgendem mit ihm überein: er sollte eine runde Perrücke aufsetzen, ein kastanienbraunes Kleid ohne Kragen anziehen, ein langes, dickes spanisches Rohr in die Hand nehmen, kurz sich ganz so anziehen, wie Rousseau, überdies den Kopf ein wenig auf die Seite halten, vor Allen aber nie ein Wort reden; dagegen ist ihm Essen und Trinken vergönnt, so viel er mag, vorausgesetzt, daß er immer dabei schweigt; auf ein abgeredetes Zeichen soll er von Tisch aufstehen und fortgehen; dafür soll er reichlich bezahlt werden. Nun wurde der Tag festgesetzt und die Einladungen gemacht; es waren ungefähr zwölf Personen, lauter vornehme Herrn. Mademoiselle Arnoud wies dem Schneider seine Stelle neben sich an und hatte ihre Maßregeln so gut ergriffen, daß die Gäste schnell berauscht wurden. Der Wein sollte die Täuschung vollständig und die stumme Rolle des Pseudo-Rousseau noch natürlicher machen. Es ging aber nicht ganz nach ihrem Willen. In ihre Aufmerksamkeit konnte nicht verhindern, daß der Schneider viel trank. Bis gegen das Ende des Mahls erinnerte er sich jedoch immer an sein Versprechen und an den Befehl, stille zu seyn. Nun aber sprachen alle auf einmal, und diese Gelegenheit benutzte er nun auch, um mit zu reden. Es war ein Glück, daß die Gäste alle berauscht waren, denn sonst hätten sie sich gewiß über die Reden dieses Rousseau nicht wenig gewundert. Sophie wurde ganz angst. Einmal über das andere gab sie ihm das verabredete Zeichen, fortzugehen. Der Schneider that aber, als sähe er es nicht, und schenkte sich ein Glas nach dem andern ein. Endlich drohte ihm Sophie, sie werde ihn, wenn er nicht sogleich freiwillig fortgehe, durch ihre Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen. Dieß wirkte; er erhob sich und schwankte aus dem Eszimmer. Nun war's merkwürdig, die Herrn zu hören, wie sie sich ganz aufrichtig im Lob und Preis dieses Rousseau überboten. Alle bewunderten seinen Geist, alle fanden, er entspreche ganz der Vorstellung, die sie sich von seinem Wis und seinen Talenten gemacht hätten. In solcher Lächerlichkeit führen vorgefaßte Meinungen. Auch hatte Sophie die größte Mühe, bei diesem sich überbietenden Lob das Lachen zu halten. Endlich stand man von Tisch auf und ging in den Salon. Man hoffte Rousseau da wieder zu finden und bedauerte sehr, daß er nicht da war. Nach einigen Tagen sprach der Hof und ganz Paris von diesem Abendessen, und es sur-

strten eine Menge Mißworte und geistreiche Meinerungen, die Jean-Jacques bei Tisch gesagt haben sollte. Vor einigen Jahren lebten noch einige dieser Gäste, so wie die einst so schöne und liebenswürdige Sophie. Mehrere Wochen nach dem berühmten Souper erzählte sie dem vornehmen Herrn den Streich, und diese waren so klug, darüber zu lachen. Vielleicht hat Grimm den rechten Zusammenhang nicht erfahren. Vielleicht that er auch nur, als wisse er ihn nicht, um behaupten zu können, Rousseau esse bei Sophie Arnoud mit Hofleuten zu Nacht.

Jean-Jacques ging fast täglich in das Kaffeehaus, das jetzt seinen Namen trägt, oder in den Café de la Régence, um da Schach zu spielen. In beiden zog seine Gegenwart eine Menge Neugieriger an. Madame Bernant hatte eine Schwester, die in der Straße Verrierle einen Café hielt, aber schlechte Geschäfte machte; um Gäste anzuziehen, bat sie Rousseau'n, dahin zu gehen. Er that es auch, und die Menge folgte ihm dahin. Er verließ aber das Haus bald wieder, weil ihm einige junge Leute dort durch ihr Betragen mißfallen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maquino und Marfio.

(Beschluß.)

Sirtus der Fünfte, der Unverschämteste aller Priester, ließ gar gern seinen Gang in der Hand zappeln. Langgeübte Verstellung hatte ihn die Kunst gelehrt, seinen bittersten Verdruß zu verdecken, und so war es ihm denn ein Kleines, nachdem er in einem weitläufigen, sentenzenreichen Vortrag die Abscheulichkeit des Verbrechens ausgemalt, einen Hoffnungsfunkeln in der Brust des Unglücklichen zu wecken, damit ihn der Streich, den er auf ihn zu führen dachte, desto empfindlicher treffe. Er hatte sein heiliges Wort verpfändet, der Schuldige solle, wenn er sich selbst nenne, nicht allein die dem Angeber versprochene Belohnung erhalten, sondern auch sein Leben solle nicht gefährdet seyn. Die zweitausend Pistolen schlug der junge Dichter aus; das Leben, ja, das nahm er an; er hatte geglaubt, es zum Opfer zu bringen, entzückt ließ er es sich wieder schenken; ist es doch so schön, wenn man drei-und-zwanzig Jahre alt ist, doppelt schön, wenn einen die Zauber der Poesie umgaukeln, wenn einem Alles Liebe athmet, eine Seele blüht aus jedem Ding, wenn man den Worten der Männer glaubt und den Gesichtern der Frauen. Das Leben — als bekäme er es zum zweiten Male aus Gottes Hand, so entzückt nahm er es vom Priester; Thränen der Freude quollen aus seinen Augen, das stolze Herz schmolz hin in Dankbarkeit, ja fast in Neue. Edler Mensch! leichtgläubiger, hochberzigter Jüngling! du glaubtest an die Vergebung eines Prie-

streck! Schon blühte er besüßmt auf die unglücklichen Früchte seiner satirischen Ader, eben wollte er in die Kufe sinken, da begann Sixtus seinen fürchterlichen Spruch: „Das Leben habe ich verheißem, nimmermehr Straßlosigkeit. Des Hauptes eines Mörders oder eines Libellisten schonen und ihm dabel die Macht lassen, ferner Böses zu thun, hieße ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Zerhackt ihr eine Feder, zerbrecht ihr einen Dolch, und meint, damit sey genug geschehen? Sind dieß die wahren Werkzeuge des Verbrechens? Gibt es dergleichen nicht vollauf? Nein, der Geist hat hier gefrevelt, der Gedanke. Beraubt den Unseligen hier seiner Freiheit; seyd ihr damit gewiß, daß, was sein Gedanke Sträfliches hegt, nicht dennoch zur Aeußerung kommt? Also nicht den Menschen muß man einkertern, sondern den Gedanken. Ist das nicht auch eure Meinung?“ Ein Paar Stirnen neigten sich bejahend, aber der Papst, der slavischen Unterwürfigkeit seiner rothen Hüte gewiß, achtete nicht darauf und fuhr fort: „Wohl, so thun wir denn den Spruch, und er ist unwiderrufflich: die Zunge, welche die verläumberischen, schandwürdigen Verse wider uns sprach, werde ausgezilt mit dem Messer; die Hand, welche sie schrieb, die Hand, welche sie anheften half, werden abgehauen und an Vasquinos Bildsäule genagelt, und somit sey der Gedanke dieses Menschen, sey sein giftschwangerer Geist eine Waffe, die er nur gegen sich selbst lehren kann.“

Sixtus war aufgestanden; die Kardinäle sahen in stummem Entsetzen auf den fürchterlichen Mann, den sie sich zum Oberhaupt gegeben, hinten im Saale tauschten Prälaten und Gottesgelehrte püsternd ihre Gefühle aus; die einen warfen scheue, verstoßene Blicke auf den armen jungen Dichter; andere fragten sich bang, ob die gesetzlichen Formen beobachtet worden seyen, oder ob die Exekution öffentlich werde vorgenommen werden. Die dienstthuenden Kammerer liefen durch den Saal hin und her, erhielten Befehle und richteten sie aus, und während dieser dumpfen Pause hatte sich die Schreckensklunde durch die halboffene Thüre nach außen verbreitet.

Der Verurtheilte stand starren, stieren Blicks, es war, als hätte ihn der Schlag völlig vernichtet; kalter Schweiß strömte von seiner Stirne, seine Glieder zuckten. Jetzt warf er einen Blick um sich, als suchte er aus einem schweren Traume zu erwachen; er legte die Hände zusammen und brachte zuckend den Rosenkranz an die Lippen; plötzlich aber fuhr er damit an den Hals, raffte den leichten Mantel, der ihm über den Schultern hing, zusammen und wickelte sich fest darein, mit der Gebehrde eines Menschen, der auf einen Dolchstoß gefaßt ist. Eben stieg Sixtus die Stufen seiner Estrade herab, um sich zu entfernen, da scholl ein durchdringender Schrei, eine Wellenstimme, zu wiederholten Malen durch den Palaß.

Dieser klägliche, herzzerreißende Laut schien die ganze Versammlung mit Entsetzen zu durchschüttern; auch Sixtus stuzte und blieb stehen. Beim ersten Schrei erhob der junge Mann das Haupt; eine fürchterliche Blässe bedeckte sein Gesicht; er horchte eine Zeitlang auf die Stimme, die schwächer und schwächer klang; jetzt verstummte sie, da stampfte er wüthend auf den Boden und streckte die Hand gegen den Papst aus, als geböte er ihm, zu bleiben; in dem langen Blicke voll Zorn und Verachtung, den er auf ihn warf, las man, daß nun auch er seinen Fluch auf den grausamen Alten schleudern wollte; aber der furchtbare Drang der Gefühle hatte seine Organe gelähmt, die zuckenden Lippen vermochten kein Wort zu stammeln. Die Kardinäle hinter sich, ging Sixtus ruhigen, festen Schritts aus dem Saale, und der Unglückliche, überwältigt vom Sturme, der in ihm tobte, fiel bewusstlos in die Arme — der Henker.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Mai.

(Beschluß.)

Euliers Zeichenbegängniß.

„Bei den wissenschaftlichen Entdeckungen (heißt es in der von Arago am Grabe Euliers gehaltenen Rede weiter) selbst der höchsten Geister spielten immer Zufall und Glück eine Rolle. Das meinte Lagrange, wenn er, als er die ungeheure Anstrengung, mit der er seine ausgebreiteten mathematischen Arbeiten schaffen mußte, mit der unendlich kleinern Mühe verglich, welche vielleicht ungleich wichtigere Entdeckungen scheinbar gekostet hatten, wenn er da rief: „Wie glücklich war Newton, daß das Weltsystem noch zu entdecken war!“ Mehr als Ein Naturforscher mag im Lauf der Jahrhunderte bei Eulier dieses Wort unsers unsterblichen Mathematikers wiederholen, ohne daß dadurch der Ruhm unsers ertappten Mitbruders im Geringsten beeinträchtigt würde. Als Eulier die ersten Schritte auf der unermesslichen, unbetretenen Bahu wagte, die er seitdem durchlaufen, hatten eben zwei Männer von Genie, Gaussüre und Werner, der eine auf dem beschneiten Kamm der Alpen, der andere tief unten in den sächsischen Schwächen, aber den rein mineralogischen Theil des großen Problems der Erdbildung ihre Forschungen angestellt. Zur selben Zeit sammelten andere Beobachter die fossilen Reste organischer Körper zu Tausenden; aber diese Dinge alle wurden rein als Kuriositäten betrachtet und wanderten als solche in öffentlichen und Privatsammlungen. Euliers scharfes Auge wurde alsbald inne, welsch einen Schatz neuer Wahrheiten ihr Studium zu Tage fördern mußte; aber die Ueberreste der Thiere, die Knochen der Säugethiere namentlich, finden sich selten beisammen; sie sind untereinander geworfen, tausendfältig zerbrochen, und so muß denn der Forscher die Ordnung, das Geschlecht, die Art und die Größe der Individuen, welschen diese Trümmer angehörten, nach den kleinsten Bruchstücken zu bestimmen suchen. Dazu mußte eine neue Wissenschaft geschaffen werden, zu der vor Eulier kaum die ersten Elemente vorhanden waren, und so entstand jene wunderherrliche vergleichende Anatomie, welsche nach ihrem obersten Grundsatz, daß bei allen organischen Wesen die entferntesten

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 28. Mai 1832.

Du lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Du rillst, du bangst ringsum, und es
Schimmert und wankt ja, wohin ich blickte.

Hilderlin.

E P I S O D E N
aus der Novelle:

Die Zerrissenen
von A. Seerberg.

II.

Wieder war die Gesellschaft größtentheils in der Pfarrerhütte versammelt, da trat die Dienerin herein und meldete, es stehe im Vorzimmer ein kleiner verdrießlicher Mann mit einer spitzen, äußerst sauberen Nachtmütze; er habe kurz und ungeduldig befohlen, ihn zu melden. Die Gesellschaft trat neugierig zusammen, die Thüre ging auf und eine seltsame Figur mit rückwärts flatterndem Schlafrock eilte herein, bemächtigte sich eines Stuhles, bestieg ihn, und schloß leise räuspert und sich bückend, hob sie mit seiner Stimme zu sprechen an: „O meine Herrn, wenn Sie wüßten, wie krank ich bin! man beobachtet mich und hält meine arme kleine Person in einem weitläufigen Gebäude verschlossen; so weit ist es mit der Despotie des Übels gekommen: sie setzt die Zeit selbst gefangen, indem sie vorgibt, mich zu befreien. Ach, es ist etwas Vellagenswerthes um die Ehre, der Gott der Zeit zu seyn! Ja, Madame, lächeln Sie nicht, ich bin die Zeit. Eigentlich sollte ich Sie verzeihen, da Sie mein Kind sind, aber diese Untugend habe ich mir schon längst angewöhnt. Du lieber Gott, meine Kinder heutzutage schmecken erbärmlich schlecht; es ist eine grenzenlos fade Speise, die den besten Magen verdirbt. — Freilich, wäre

ich jung — ach damals, damals! Ach, Ach! das ist der Wurm — ganz im Geheim, lieben Freunde, ich bin alt, sehr, sehr alt. Sehen Sie dieses altgermanische blonde Lockenhaar, das unter meiner Mütze auf die Schulter herabwallt? es ist falsch und deckt meinen nackten Schmel, der sonst ganz erbärmlich frieren würde; der lederne Koller, den mir Ody von Berliningen geliehen; er ist nicht genug, die enge, kalte Brust zu wärmen; unter ihm trage ich eine Jacke von Flanell, die ich aber sorgfältig verstecke; den Wertherfrack ziehe ich manchmal noch darüber, ich liebe ihn, weil er so stark nach Pulver und Lebensüberdruß riecht. Uebrigens ist mein Geheim von der Studierlampe durch und durch gedörret, mein Körper hat allerlei seltsame Einbengungen und Auswüchse von den Ecken und Kanten des Schreibtisches erhalten, und die innern Theile sind vom beständigen Nachsichern jämmerlich zusammengewachsen. Ach, Madame, Madame, oft übersällt es mich wie der Tod, wenn ich daran denke, wie ich einst im alten Hellas als Jüngling ewige Hymnen absang, zu den Füßen Aspasiens lag, wie ich als Knabe Alcibiades an den Lippen des Sokrates hing, der so schön war, weil er so weise, wie ich in ausgelassener, finsterverwirrter Jugend den trunkenen Bacchus auf meinen Schultern durch den jauchzenden Sturm der mitternächtlichen Orgien führte. O Himmel, Himmel! und wie ich später an der Tafel des Mäcenas das beste Glas Wein in meinem Leben trank, und der alte Flaccus mir zur Seite mit lächelndem Munde, im Gefühl eines üppigen Lebens, die Reize ländlicher

Einsamkeit pries; wie mir als Antonius die ägyptische Kbnigin im afrikanischer Liebesguth die Wange bleich küßte; wie ich in stürmischer Jugendbrust als Hannibal dem völkermimmelnden Erdkreis Verderben schwur! Und später — Freunde, euer Auge wird feucht — ihr ahndet, wovon ich sprechen will — ach! von der Zeit meiner ersten Liebe. Die stürmische Jugend war vorüber; aus dem Orient, vom Grabe des Erlösers kam ich zurück, in meinem schwarzen Auge lag die dunkle, süße Elegie der Liebe, meine Wange war bleich, der Tod Jesu hatte einen finstern Schatten auf die Welt geworfen. Die üppige, feurige Blume der Sinnlichkeit schloß sich, eine heilige, ewige Mondnacht der Liebe ging über die Erde auf, und die Schatten gewaltiger, ernster gothischer Thürme fielen kalt auf die bunten Marktplätze des Lebens. Damals, Madame, damals liebte ich — hatte ein krankes, schwaches, doch unendlich liebenswürdiges Mädchen entbeert, es war meine eigene Seele. Kennen Sie, Madame, dieß seltsame Geschöpf? Die wahre Liebe zu ihr ist, wie jede Liebe, mit ewigen Schmerzen verbunden, doch diese Schmerzen sind süß. Nun trachtete ich nicht mehr nach den Genüssen meiner raschen Jugend, sondern saß die stillen Nächte bei meiner Liebe, sie in den Schlaf wiegend mit süßen Liedern; in den goldnen Gärten der Provence gingen wir tändelnd mit einander, an den Altären prangender Münster kielten wir mit einander, in den Minnehöfen bei den Sprüchen schöner Frauen, herrlicher Sängers wurde uns das Räthsel unserer eigenen Gluth klar, und in dem Zusammenklang göttlicher Harmonien, in den stürmischen Gebeten glühender Andacht, in Farben, Tönen, Frühlingsglanz und Todesgrauen schlug der goldne Kelch unsrer Liebesblume seine prangenden Blätter mit Gesang auseinander, und rante, von Sonnenglanz umtrüfelt, in den ewigen Himmel hinein! Ach, Freunde, vergebt, eine Thräne! o meine Jugend, meine Jugend! Seitdem, Madame, seitdem — es muß herans — bin ich alt geworden, die Geliebte auch. Wir heiratheten uns und bewohnen jetzt verschiedene Seiten. Wir arbeiten jetzt tüchtig an unserer Vervollkommnung — ach, was habe ich für Schriften und Schriftchen lesen müssen, Bücher, Bücher und immer Bücher! Dabei tönt mir oft in der Nacht bei der Arbeit das alte sehnsüchtige Lied meiner Jugend in die Ohren; es ist entsetzlich! mir wird dann so erbärmlich zu Muth, wie einer armen zergangenen Semmel in einer kaltgewordenen Kaffeetasse! Oh, oh! Ich klagte mein Leiden einem Arzte, der lächelte und sagte, er wüßte schon lange, daß die Zeit krank sey; er verbot mir das lange Nachtsitzen, die antiken Werckmaße, und gebot mir dagegen, von den neuen Tagblättern täglich ein Duzend zu mir zu nehmen. Meiner Frau geht's nicht besser; bei der treiben die Philosophen und Frommen ihr Wesen, und sie fühlt sich auch täglich kränker und gibt

in matter Leutseligkeit alles zu, was man von ihr verlangt. Ja, es ist Zeit, Freunde, es ist Zeit, Madame, daß wir endlich alle Schlafen gehen. Gute Nacht!

Die Gestalt stieg jetzt vom Stuhl und wollte entschlüpfen, doch sie wurde im Triumph wieder eingeholt. Man hatte Maffiello erkannt, und als er jetzt seine seltsame Kleidung näher vorwies, lachte alles, der Herzog am meisten.

J. J. Rousseau's häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zeitraum in Jean-Jacques Leben von 1770 — 1778 sind die Berichte der Zeitgenossen am anziehendsten, und wir wollen damit begnügen, was Dufault über sein Verhältnis und seinen Umgang mit ihm sagt. Wir legen wenig Werth auf seine Vorwürfe, denn die meisten widerlegen sich durch den Umstand, daß sie in Widerspruch mit sich selbst oder mit den Zeugnissen anderer ehrenwerthen Leute stehen, und dadurch wenigstens viel von ihrer Bedeutung verlieren. Er sagt am Ende seines Buchs selbst: „Ich habe Jean-Jacques dargestellt mit seinen Fehlern und Grillen, wie wir alle haben, wie mögen gelehrt oder unwissend seyn. Wer gerecht ist, wird nicht vergessen, daß ich einen Mann darstellte, der von der unwiderstehlichen Macht seines Genies aus seiner eigenen Spüre herausgedrängt wurde. Es wäre ungerecht, ihn nach seinem häuslichen Leben, nach dessen Sitten, nach seinen besondern Verbindungen und augenblicklichen Launen zu beurtheilen. Nur nach seinen unsterblichen Werken soll man ihn richten, denn ihrer Irrthümer ungeachtet, stellen sie Jean-Jacques neben Plato. Seine Inkonsequenz, seine Eigenheiten, Härten und unwillkürlichen Fehler, so wie die meisten Vorwürfe, die man ihm macht, werden vergessen oder man bedauert sie nur; was Schönes, Großes und Erhabenes an ihm war, wird immer in der Menschen Gedanken leben.“ Hören wir, was er von einem Mittagsmahl erzählt, das er Rousseau gab: „Man hatte sich bei guter Zeit versammelt. Jean-Jacques ließ nicht auf sich warten. Gott! wie liebenswürdig war er, ein Paar kleine Wolken abgerechnet, diesen ganzen Tag! bald heiter und ausgeräumt, bald erhaben. Nach Tische erzählte er uns einige der unschuldigsten und anziehendsten Anekdoten aus seinen Konfessionen. Mehreren von uns waren sie schon bekannt, er wußte aber seinen Erzählungen eine ganz neue Physiognomie und Bewegung zu geben, ganz anders, als im Buch. Ich glaube, Rousseau kannte sich selbst nicht, wenn er behauptete, die Natur habe ihm das Talent der Sprache und Beredsamkeit versagt. Zwar mag die Einsamkeit dieß Talent in ihm zurückgedrängt haben. In den Augenblicken freundlicher Hingebung aber, und wenn ihm nichts mißfiel oder an-

stößig war, überströmte es wie ein unüberstehlicher Waldbach. Wenn er sich in der Beredsamkeit geübt hätte, wenn er auf einer wahrhaft nationalen Rednerbühne aufgetreten wäre, so ist gar nicht abzusehen, wie weit seine Feuerseele und sein Reichthum an geistigen Mitteln die französische Beredsamkeit gebracht hätte. Wir sprachen viel über unsere jetzigen Schriftsteller. Abgerechnet manche Eigenthümlichkeit und Bizarrie in seinen Meinungen, charakterisirte er sie alle so richtig, so scharf und so geistreich; zumal mit einer Unparteilichkeit, die uns entzückte, und er schien damit auszusprechen, daß ihr Ruhm dem seinigen keinen Eintrag thue. „Montaigne,“ sagte er, „dieser erste Philosoph Frankreichs, ist unser Aller Lehrer und Meister. Ohne ihn hätten wir wahrscheinlich keinen Bayle und Montesquieu. Was war das für ein Mann, dieser Michel Montaigne! Neben der Naivetät, der Humntheit und Kraft seines unnahelichen Stils, sah er auch tief und weit.“ Als Rousseau von Voltaire sprach, der ihn doch auf so unwürdige Weise mißhandelt hatte, ließ er seinem vielseitigen, fruchtbaren und unerschöpflichen Talent volle Gerechtigkeit widerfahren. Von seinem persönlichen Charakter sagte er nur die merkwürdigen Worte: „Ich kenne keinen Mann in der Welt, dessen ersten Empfindungen, Eindrücke und Regungen schöner wären als die seinigen.“ Man machte ihn aufmerksam auf seine unter meinen Büchern der Reihe nach aufgestellten Schriften. Ihr Anblick bewegte ihn. „Ja,“ sagte er lebhaft, „ich finde sie überall, es ist gerade, als verfolgten sie mich. Was mir diese Leute für Leid und für Vergnügen gemacht haben!“ Darauf trat er zu den Büchern hin, schlug und strich sie, eins nach dem andern. Mit seinem Ewile ging er am ärgsten um, aber doch wie ein Vater mit seinem Kinde. „Wie viel durchwachte Nächte, wie viel Wein hat er mich gekostet, und warum? um mich der Wuth meiner Widersacher und Feinde auszusetzen. Dies seit seiner Geburt verfolgte Kind hat mich nie angelächelt, ich weiß auch nicht, welchen Weg es in der Welt genommen. Meine Heloise hat mir wenigstens angenehme Augenblicke verschafft, wiewohl man auch mit ihr schwächlich umgegangen ist.“ Dies lange Mittagessen schien mir ganz kurz, und immer war es mir, als hörten wir abwechselnd Plato und Lucretius.

An einer andern Stelle erzählt Dufault etwas von Rousseaus Mißtrauen Aublières nach, der freilich eine schlechte Bürgschaft für die Wahrheit ist: „Was läßt sich von einem Manne hoffen, der so stark vom Mißtrauen beherrscht wird, daß er sich vor seinem eigenen Hund fürchtet, weil das Thier ihn so oft liebkost und Rousseau deshalb glaubt, darunter stecke etwas. Jean-Jacques erzählte mir einmal selbst Folgendes: Ein Schwarm Sperlinge kam täglich an mein Fenster, um da die Brotkrumen zu fressen, die ich ihnen immer zu derselben

Stunde dahin streute. Da die wenigen Brosamen unmöglich für sie und ihre Kleinen hinreichen konnten, so sparte ich mir etwas von meinem täglichen Brod ab, um es ihnen zu geben. Hiernach durfte ich wohl glauben, daß wir die besten Freunde seien. Da irrte ich aber gewaltig; denn die Sperlinge sind um kein Haar besser, als die Menschen. Einmal, wo sie nach Herzenslust mein Brod picken, will ich sie streicheln. Da kam ich aber schon an. Schnell flogen sie alle auf einmal fort, als wäre ich ein Raubvogel. Ich wette, sie sind noch keine zwei Straßen weit von mir gewesen, so haben sie das Schlimmste von mir gesagt.“

So stolz auch sonst Rousseau war, so soll er doch nach Dufault zu Zeiten, freilich, ohne es zu wissen, von den Geschenken seiner Freunde gelebt haben, die ihn im Einverständnis mit Therese mit allen Bedürfnissen versahen. Jeder soll seinen bestimmten Lieferungsweig gehabt haben: einer die Lebensmittel, ein anderer den Wein, wieder ein anderer die Kleidungsstücke. Dies ist nur bis auf einen gewissen Grad wahr; denn die meisten Geschenke, welche ankamen, nahm Thereses Mutter für sich. Wenn aber Rousseau das Geringste davon merkte, so mußten die Geschenke zurückgeschickt werden, und er schrieb empfindliche Billets dazu.

Um Jean-Jacques zunehmende Selbstschwäche und Beschränktheit in seinen letzten Jahren zu belegen, erzählt Dufault auch einige Züge, die, wenn sie wahr sind, allerdings beweisen, daß Rousseau zu große Wichtigkeit auf sich, seine Stellung und seinen Einfluß in der Welt legte. So soll er bei dem Tod Ludwigs XV. lebhaft von Schmerz ergriffen worden sein und dabei zu seinen Freunden gesagt haben: „Nun wird aller Haß von dem verstorbenen König auf mich übergehen.“ Ein andermal soll er geäußert haben: „Aus meiner Stube höre ich auf hundert Meilen weit alle Intriguen und Verschwörungen, die gegen mich angesponnen werden. Es ist darauf und daran, daß man mich lebendig in einen Sarg legt. Korsika ist nur deswegen von Frankreich genommen worden, um meinen Ruhm zu schmälern, denn ich war im Begriff, ein Gesetzbuch für Korsika zu machen.“ Wenn diese Aeußerungen alle wahr sind, so geben sie nur einen neuen Beleg für die Wahrheit des Seneca'schen Satzes (*de tranquillitate animi*): *Nillum magnum ingenium sine mixtura dementiae.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mal.

Physiologische Etüde der Cholera.

(Dritter Brief.)

Die großen Widersprüche, welche wir noch immer in den Ansichten der Aerzte über die Frage herrschen sehen, ob die Cholera Ansteckungsfähigkeit besitze oder nicht, müssen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 29. M a i 1832.

In keinem Leben ist ein Mör Punkt,
Schwarz angemerkt, verdammt im Buch des Hinrichts.

Shakespeare.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

In diese Zeit fallen auch die Bemühungen der Marschallin von Luxemburg, um Rousseaus ins Findelhaus gegebenes Kind wieder ausfindig zu machen. Ueber diese so vielfach getadelte Handlung Jean-Jacques, welche wir bisher nicht berührten, wollen wir zuerst anführen, was er selbst sagt: „Sie (die Marschallin von Luxemburg) beauftragte ihren Kammerdiener, la Roche, alle möglichen Nachforschungen anzustellen, es war aber umsonst. Dieser ungünstige Erfolg wäre mir sehr schmerzlich gewesen, wenn ich das Kind von seiner Geburt an unter den Augen gehabt hätte. Hätte man mir wirklich ein Kind gebracht und mir dabei gesagt, es sey das meinige, so wäre ich immer im Zweifel gewesen, ob es wirklich mein, ob es nicht ein anderes, untergeschobenes Kind sey, und dieser ewige Zweifel hätte mir das Herz zusammengeschnürt; ich hätte das beseligende Vatergefühl nie gehabt, denn dazu gehört unausgesetztes Zusammenseyn mit dem Kind, wenigstens so lange es klein ist. Die lange Trennung von einem Kind schwächt und vernichtet endlich ganz die Vater- und Mutterliebe; ja eine Mutter wird ihr von einer Amme gekanntes Kind nie so sehr lieben, als das, welches sie selbst stillte, oder unter ihren Augen aufzog. Diese Bemerkung kann mein Unrecht in seinem Resultat verringern, sie erhöht es aber in seinem Ursprung.“

Ich begreife es recht gut, ich habe mir in der öffentlichen Meinung damit sehr geschadet, daß ich meine Kinder ins Findelhaus gab, und man kann dies leicht so wenden, als sey ich ein Rabenvater und als hasse ich meine Kinder. Dem ist aber nicht so. Ich entschloß mich nur gerade darum zu diesem Schritt, weil ich ohne ihn viel Schlimmeres für die Kinder vorausah, ein Daseyn, noch viel peiniglicher als mein eigenes; denn ich war außer Stand, sie zu erziehen, ich hätte sie also der Mutter überlassen müssen, die sie verzogen und verdorben haben würde, oder ihrer Familie, die gar Ungeheuer aus ihnen gemacht hätte. Ich schaudre, wenn ich daran denke. Was Mahomet aus Seid machte, ist nichts in Vergleich mit dem, was man in Beziehung auf mich aus ihnen gemacht haben würde.“ Und in einem Brief von 1770 an Madame B. sagt Rousseau: „Beklagen Sie diejenigen, welche ein eisernes Schicksal um solch ein Glück bringt, beklagen Sie sie, wenn sie nur unglücklich sind, beklagen Sie sie aber noch vielmehr, wenn sie Schuld tragen. Was mich betrifft, so werde ich, der Wahrheit nie ein Mantelchen umhängen und meine Grundsätze nach meinem Betragen einrichten. Nie werde ich die heiligen Naturgesetze und die Pflicht verläugern, um damit meine Fehler zu mindern. Ich will sie lieber abüßen, als verringern. Wenn mir die Verunft sagt, daß ich in meiner Lage nur gethan habe, was ich thun mußte, so glaube ich ihr weniger als meinem Herzen, das schmerzlich seufzt und ihr widerspricht.“

Korrespondenz: Nachrichten.

Bern, Mal.

Das Faulhorn im Berner Oberland.

Unter den Gebirgsgebirgen der Schweiz, die, wie der Rigli, Kulm, Weissenstein, Col de Balme und einige andere Berge, ein vorzüglich prächtiges, das Gefühl des Unendlichen und Unerteilbaren erregendes Schauspiel darbieten, ist der im Berner Oberlande, zwischen dem Grindelwaldthale und dem Becken des Brünnausflusses gelegene, bloß an die Schneekette angrenzende Gebirgsstock, das Faulhorn genannt, eine der bemerkenswertesten; merkwürdig schon darum, weil man sich auf seinem Gipfel, in einer Höhe von 8140' über dem Meere, auf dem höchsten bewohnten Punkt unsers Welttheils befindet und über 500' höher steht, als selbst auf dem 7548' über dem Mittelmeer gelegenen Kloster des großen St. Bernhardsberges. Das Faulhorn und die Reise dahin ist bis jetzt wenig beschrieben und sein hoch dominirender Gipfel, einzelne mehrvolle Gebirge, Botaniker, Geognosten u. s. w. ausgenommen, von wenigen bloß Reiseflügligen erstiegen worden. Die des Bergnützens wegen Reisenden, die Freunde herrlicher Fernsichten und so mancher Andere, dessen Wanderziel dahin geht, etwas Neues in seine Reiseskizzen aufzunehmen und dann sofort der Welt kund zu thun, wuchten im Voraus, daß in den Revieren des Faulhorns, nach mehrstündigem Steigen, keine Herberge, keine Hütte von Holz oder Stein, überhaupt kein Schirmdach gegen Regen, Sturm, Kälte und Schnee, weder auf der Spitze des Berges, noch in ihrer Nähe zu finden sey. Es war eine aufgemachte Sache, daß sich der Berg nicht anders als in Begleitung von wenigstens zwei, mit dem nöthigen Provisionen, so wie mit Holz zur Feuerung, mit Kleidungsstücken und andern Bedarfe beladenen Führern erstiegen lasse; daß, wer vom Faulhornkulle den Auf- oder Niedergang der Sonne schauen wolle, in den zwei Stunden weit entfernten Gemütheten der Bachalp, als der zunächst gelegenen Zufluchtsstätte, übernachten müsse, und daß bei unversehens eintretendem Regen, Schneeschauer oder Nebel der Wanderer lediglich zwischen einer schnellen Rückreise und einem vielleicht mehrtägigen Aufenthalt in einer jener kleinen, aber Bequemlichkeiten ermangelnden Gemütheten zu wählen habe. In jüngster Zeit nun hat in diesen hohen Bergrevieren alles eine andere Gestalt gewonnen, und ein dicht an der Grenze der Schneeregion, ganz nahe am Scheitel des Faulhorns und durch diesen von der Mittagsfette gedecktes, von errichtetes Wirthschaftsgebäude von freundlichem Aussehen, das schon jetzt, in seinen ersten Anfängen, alle billigen Erwartungen befriedigt, nimmt den Reisenden auf, der, ohne noch den ganz nahen Kulm erstiegen zu haben, schon aus den Fenstern der ihm angenehm überraschenden Herberge die klaren Uebersichten des Wetterhorns, der Schwes, und Bleibers, des Hülserhorns, der beiden Ciger, des Dreis- und Schwabhornes, nebst der Gletscherypyramide der Jungfrau, dieser Königin der Bernerischen Hochlande, überschauen kann. Da das Faulhorn völlig vereinzelt und als eine Masse von viel geringerm-Umfange, als die seiner gleichnamigen Nachbarn besteht und daher der Winterschnee sich an demselben weder so lange zu erhalten, noch so tief herabzusinken vermag, als an den ausgedehntern Gebirgsstöcken, so ist es den die höchste Anziehung von Europa in jenem Sommerhaufe an der Schwelle der Winterwelt Besuchenden gestattet, kaum fünfzig Schritte, von dem höchsten Kulm sich in einer, den Gerichten und bis jetzt, seiner Aussicht wegen, als einzig geprüften Aussichtspunkt um wenigstens 2500' übersteigenden Höhe, bei lichtvoller Sonnenstrahlung, auf demselben sanftes, grünendes Rasen zu lagern und an den aromatischen Däfern der, noch einma-

gen Flegen und Schafen ein köstliches Futter gewährenden Pflanzen zu vergnügen. (Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, Mal.

(Fortsetzung.)

Physiologische Ernye der Cholera.

Daß während des Herrschens der Cholera physisches Schweden über übertriebene Freude bei einem Menschen begibt einen Anfall der Cholera veranlassen kann, ist unläugbare Thatsache. Wiener Aerye namentlich bezugern, daß zu Anfang der Epidemie in Wien mehrere Personen, die sich schon in ihre Zimmer eingeschlossen hatten, beim Anblick eines Krankenträgers auf der Straße, oder wenn sie das wehliche, laute Klacken des Todtenwagens hörten, von solchem Schwere sen befallen wurden, daß sich im Augenblick die Symptome der Cholera bei ihnen einstellten. Gewiß nicht unwirksam zu Hervorbringung der Krankheit ist auch das Erkranken der Einbildungskraft über den eigenen körperlichen Zustand, das Hängen auf den Pendelschlag der Lebensuhr; und wenn einem solchen Menschen jedes zufällige Poltern im Rauche als der erste Schuß der Bedröge erwidert, welche den anrückenden Feind ankündigt, so läßt sich leicht denken, wie sehr durch eine solche Gemüthsverfassung die Empfänglichkeit für die Seuche gesteigert wird.

Die Wertheiliger der Ansicht, daß die Cholera eigentlich, persönlich ansteckt, legen besonderes Gewicht auf den Umstand, daß sehr häufig die Umgebungen, die Wärter eines Kranken, und in Einem und demselben Hause, in Einer Familie und verhältnismäßig viele Personen hintereinander erkranken. In solchen Fällen fehlt es namentlich im Beginn der Seuche an einem ergriffenen Orte selten. Sollten aber nicht, ganz abgesehen vom Wesen der eigentlich krankmachenden Ursache, nicht die eben besprochenen Verhältnisse eine große Rolle spielen? Wo finden jene physischen Uebel, Schwere, Anst, mehr Raum und Nahrung als in der ersten Periode der Seuche und im Schooße der Familien? Nachdem bei Annäherung der Seuche die Phantasie der Menschen von den schwärzesten Bildern befangen gewesen war, wirkt da nicht die Kunde von ihrem wirklichen Ausbruch erschütternd gleich dem Schmettern der Trompeten eines eindringenden Feindes und mordthätigen Feindes? Aber bei einem menschlichen Feinde reizt hier der Patriotismus, dort die Verweisung, die das Leben überer verkauft, hier der Drang, ein Lieblingsbesitztum zu verwahren, dort der Liebes, wenigstens das elende Leben zu fristen, die Gemüther aus der Erstarrung zur Thatkraft; der Gedanke an die Grisel Gottes, an Apyos Geschick, denen keiner entgeht, wirkt auf die unendliche Mehrzahl nur lähmend, schwächend. Und nun trifft einen im Kreise einer Familie der vergiftete Pfeil des Gottes und macht ihn in wenigen Stunden zur lebendigen Leiche; die Willkür übertrifft noch die Schwere der Einbildungskraft, Sorge, Trauer, Nachwachen — ist es da zu wundern, wenn der Gattin der Gatte, dem Kinde die Mutter auf dem Strohette folgt?

Es leuchtet ein, daß, wenn wir bisher bei diesen physischen Momenten stehen verweilt haben, dies nur geschehen ist, weil man bisher nicht genug Gewicht darauf zu legen schien; und wirklich könnte man fast vermuthen, die verhältnismäßig geringe Intensität, mit der die Krankheit in England, in Deutschland, in England und — Paris ausgenommen — in Frankreich auftritt, rühre zum Theil daher, daß die Witter, denen das Schwerebild der Krankheit seit Jahren vorkam, mit Grausen und Angst gesättigt und ihrer überbrüstig, die Receptivität für die Krankheit, sofern ihr Eindruck physisch ist, godeschritt verloren haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

M O N A T S B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 30. M a i 1832.

Da sah ich vor mir, lichterhell,
Ein Traumbild vom Dan der Welt,
Vom Anbeginn der Zeiten
Bis jetzt, vorübergehten.

Küster.

E p i s o d e n

aus der Novelle:

Die Bersiffenen.

IV.

Der Herzog hatte mehrere Gäste zu seiner schönen Jobande geladen. Baumeister, Tapezierer und Maler waren in der Stille versammelt gewesen, um das kleine Fischerwägen in der einsamen Gasse mit einem neuen verfeinerten Ausbau zu versehen, der der Bewohnerin verborgen blieb, so sehr die Neugierde das schöne Mädchen plagte, zu erfahren, was im Werke sey. Robert, Massiello, Ednard und der Herzog hatten gezeichnet, komponirt, gemalt und Pläne entworfen zu dem Feste, dessen eigentlicher Grund ein Erröthen auf Jobandens Wangen lockte, denn es galt, den Jahrestag zu feiern, wo der Herzog das schöne Kind von der Hand der Verschwiegenheit und Liebe sich antrauen ließ. Als der Herzog sich jene ersten Liebesmomente vergegenwärtigte, sah er seine Jobande mit einem so innigen Blick an, daß diese vor der Fülle von Seele erschrock, die in einer Männerbrust liegen kann; sie konnte nichts dagegen geben, als die gewöhnliche Declamation: Sonnenschein, blauer Himmel, Lächeln, rechts im Vorgrunde ein Grübchen; der Souffleur ihres kleinen Herzens lispelte die alten verbrauchten Worte hinauf. Der Herzog führte seine gepuzte Schwärze durch den Kreis der Gäste in jene bis jetzt verschlossenen Ge-

mäcker. Strahlende Helle goß aus bunten Krystalltulpen und weißen Lilien ihr Feuermere in ein sterliches Zelt, das von der Liebesgöttin geordnet, und hier und da mit einzelnen goldnen Pfeilen festgesteckt war. Es zeigte sich eine kleine Bühne und vor derselben saß Massiello mit zwei Musikern und blies eine sonderbare Musik ab, deren Komposition Lachen erregte, aber zugleich auch Verdruß und Aerger. Jobande freute sich kindisch, sie war über alle Beschreibung reizend. Massiello stieg endlich mit einem langen Schritt auf die Bühne hinauf, deren Vorhang sich gehoben hatte.

Man erblickte eine zauberhelle, prächtige Blumenlaube, wie sie so seltsam und herrlich nur aus der Phantasie ausblühen mag. Aus dem Boden empor stammten dunkle Feuerlilien in dichter Keppigkeit und bildeten gleichsam den Grund, hochgefärbte Rosenkelche schlossen sich an sie, und immer heller und geläuterter erschien die Gluth, bis sie in stets blasser werdenden Rosen, endlich in weißen Centifolien endete. Ein mächtiges Blumenaroma überströmte das Gemach beim Aufwallen des Vorhangs. Die Landschaft hinter der Laube zeigte ferne Bläue, eine einsame Pinie stützte sich, wie in Gedanken verloren, auf die Schultern einer breiten Eiche, ein Paradiesvogel zog schweren, langsamen Flugs fern und immer ferner in die Landschaft hinein. Jetzt flog ein schöner, geflügelter Knabe auf die Bühne, er trug eine Lyra im Arm und senkte sich im jauchzenden Entzücken der Jugend tief in die rothen Blumen und schwanlenden Rosenkelche hinein;

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Sie nur herein, ich weiß, was Sie wollen und was Sie suchen, ich habe nichts Verborgenes, selbst für Sie nicht.“ Diese Aeußerung versprach mir eine gute Scene für ein Lustspiel, ich trat also ein und sah den Topf am Feuer, *Moine Liebe*, sagte er zu *Eberelen*, hast Du das Eisen gefalzen? hast Du schon gelbe Näben daran gethan? und noch einige Fragen dieser Art. Es fiel mir durchaus nicht ein, wozu diese Fragen dienen sollten und was er eigentlich damit wolle. Da sagte er endlich: „Nun wissen Sie alle Geheimnisse meines Hauses, und mit all Ihrem Talent soll es Ihnen wohl schwer werden, darin etwas zu finden, was Ihnen einen Beitrag zu dem Lustspiel geben kann, das Sie jetzt eben schreiben.“ Rousseau dachte nicht daran, daß er mir eben einen trefflichen Zug dazu gegeben. Ich blieb ruhig und heiter und ging nicht von der Stelle, sein letztes Wort erwartend. Endlich sagte er zu mir: „Nun leben Sie wohl und machen Sie Ihren *Défant* fertig.“ — „Wie Sie befehlen. Aber um Vergeltung, lieber *Jean-Jacques*, muß man *Défant* oder *Déffiant* sagen? Herr *Domerque*, ein guter Grammatiker, macht mich ganz irre darüber.“ — „Wie's Ihnen beliebt, ganz wie es Ihnen beliebt; guten Abend.“ Ein anderer hätte sich nun vielleicht in Exclamationen, Protestationen und großen pathetischen Phrasen erschöpft. Von alle dem that ich nichts. Ich ließ *Jean-Jacques* reden und lächelte ihm Beifall zu, und als er fertig war, umarmte ich ihn, trotz seines Abwehrens. Aus Versehen drückte er mir die Hand, so daß ich noch nicht Alles verloren gebe. Sollte ich mich aber doch irren, so bin ich ganz darüber getrübtet. Machen Sie es eben so und sagen Sie mit mir:

*Je sais rendre au Sultan de fidèles services;
Mais je laisse au vulgaire adorer ses caprices.“*

Indessen sieht man doch in dieser leicht hingeworfenen Erzählung *Mulhières* schlecht verdeckten Aerger durch. So viel ist aber gewiß, der tiefühlende Rousseau konnte mit diesem Weltmann unmöglich in genauem Verhältniß stehen. Es wäre auch nur eine sonderbare Laune von *Mulhières* gewesen, wenn er sich ohne eine besondere Ursache zu einem auf dem Boden wohnenden, allen Umgang mit der Welt vermeidenden Sonderling gedrängt hätte. Diese Ursache war die herrschende Mode, welcher *Mulhières* slavisch und blindlings unterthan war und deren Dienst er Alles opferte. Als *Jean-Jacques* 1770 nach Paris zurückkehrte, war er der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, und die Pariser sprachen in allen Circeln von ihm; es gehörte zum guten Ton, ihn wenigstens zu sehen oder zu hören, ihm zu begegnen, wenn man ihn nicht dahin bringen konnte, die Thüre seines Bodenzimmers zu öffnen.

Auch dem *Prince de Signe* war damals viel an der Bekanntschaft mit Rousseau gelegen, und es glückte

dem lebenswürdigen und geistreichen Manne so gut damit, daß er *Jean-Jacques* selbst eine Freistätte auf seinen Gütern anbieten konnte. Der *Prinz* erzählt dies selbst auf eine sehr launige Weise. „Als *Jean-Jacques* (1770) aus seinem Exil nach Paris zurückgekommen war, zog er in ein Bodenzimmer *Rue Plâtrière*. Ich wollte ihn da auffuchen; als ich aber die Treppe des Hauses hinauffstieg, war ich noch nicht mit mir darüber einig, wie ich bei ihm eintreten und ihn anreden sollte. Ich dachte auch weiter nicht darüber nach, sondern überließ alles dem Instinkt, der mich gar oft besser geführt, als alles Ueberlegen. Darum trat ich kurzweg bei ihm ein und schien mich zu irren. „Was gibt's?“ fragte *Jean-Jacques*. — „Verzeihen Sie,“ war meine Antwort, „wohnt da nicht Herr Rousseau von Toulouse?“ — „Ich bin nur Rousseau von Genf.“ — „Ach ja, der große Kräutersammler; ich sehe es wohl; mein Gott, was für eine Menge Pflanzen und dicke Büchel sie sind lehrreicher als alle gedruckten.“ — Rousseau lächelte; zeigte mir eine lebende Pflanze, die, wenn ich nicht irre, ein Immergrün war, und alle die Kräuter, die zwischen Kolloblättern lagen. Ich gab mir den Schein, als bewundere ich diese im Grund ganz gewöhnliche Sammlung; er aber ging wieder zu seinem Schreibisch, setzte seine Brille auf und schrieb weiter, ohne mich anzusehen. Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner *Budringlichkeit*, und ersuchte ihn, mir wo möglich die Wohnung des Herrn Rousseau von Toulouse zu sagen. Da ich aber fürchtete, er möchte mir sie angeben und damit unser Gespräch für immer ein Ende haben, so fragte ich ihn: „Ist's denn wirklich wahr, daß Sie im *Noten* schreiben so geschickt sind?“ Hierauf stand er auf, holte mir mehrere längliche kleine Bücher und sagte, dabei: „Sehen Sie, wie das reinlich und nett geschrieben ist.“ Hierauf sprach er mir von der Schwierigkeit dieser Arbeit und daß er ein besonderes Talent dafür habe. — Die Verehrung für einen Mann wie Rousseau hatte mich schon beim Öffnen seiner Thüre seltsam ergriffen und hinderte mich auch, eine Unterhaltung weiter fortzusetzen, die, hätte sie länger gedauert, das Ansehen eines Spases, einer *Mystifikation* gehabt haben würde. Ich wollte nur so weit mit *Jean-Jacques* bekannt werden, daß ich bei ihm eine Art Paß oder Eintrittsbillet bekäme. Indessen sagte ich ihm doch, ich glaube, er habe diese beiden untergeordneten Beschäftigungen nur deswegen ergriffen, um damit das Feuer seiner brennenden Beredsamkeit zu dämpfen. „Ach,“ erwiderte er hierauf, „alle andern Beschäftigungen, die ich bisher vorgenommen, um, zu lernen und andere zu lehren, haben mir zu wehe gethan.“ Später sagte ich ihm, durch alle seine Werke gebe ein Grundsatz, mit dem ich vollständig einverstanden sey, nämlich über die Gefahr gewisser historischer und litera-

rischer Grundsätze für die Menge, oder alle diejenigen, welche sie nicht mit Ueberlegung auffassen und beurtheilen können. Darauf ließ er sogleich seine Musik und sein Immergrün, nahm seine Brille von der Nase und ließ sich in ein Gespräch über diesen Gegenstand mit mir ein, wobei er vielleicht noch mehr Geist entwickelte, als in irgend einer seiner Schriften, wo ihn oft die zu lange Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt, so wie das ausschließliche Nachdenken über einen und denselben Gegenstand von der Wahrheit abbringt. Endlich rief er mehrmals aus: „O, die Menschen, die Menschen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Etymologie der Cholera.

Es versteht sich von selbst, daß, man mag diesen moralischen Einfluß so hoch oder so niedrig anschlagen als man will, derselbe jedenfalls bloß eine Disposition bildet und die Frage nach dem, was eigentlich die Cholera zur Sende macht, was macht, daß sie von Ort zu Ort, von Mensch zu Mensch wandert, lediglich ungeklärt bleibt. Wenn wir oben behauptet haben, die Cholera stecke nicht an, so ließ dies nur so viel, sie verbreite sich nimmermehr durch die Prozesse im Organismus und auf den Wegen, wie diejenigen Krankheiten, welche die Wissenschaft, nach unserer obigen Definition, ansteckend nennt. Wer Mittheilung im Allgemeinen mit Ansteckung verwechselt, behält immer Recht; wenn er aber zugeben muß, daß man diese Mittheilung, welcher Natur sie nun immer sey, ob von Mensch zu Mensch, oder von der Erde oder aus der Luft auf den Menschen der Finste übersetze, nicht entgegen kann, so verliert der Streit für das Publikum alles praktische Interesse, und fällt so lange ganz in das Gebiet der Wissenschaft, bis es etwa dieser gelingt, den bei der Cholera thätigen Factor aufzumitteln und aus ihrer Schatzkammer einen Zauberstein dagegen zu holen. Daß, wie wir behauptet, die Cholera kein Contagium sey, dafür spricht bekanntlich schon die Art, wie sie sich, voll Eigensinn, voll schmerzbarer Launen, verbreitet. In keinem Orte, wo bisher die Cholera ausbrach, ließ sich die Einschleppung eines Giftes nachweislich nachweisen, wie dies bei ansteckenden Krankheiten häufig nicht schwer ist; auch dem Arzte, dessen Werk und zum Reizfaden bei gegenwärtiger Mittheilung dient, gelang es nie, einen Fall der Art zu beobachten, bei dem nicht Zweifel in Menge zurückgeblieben wären. Wenn die Seuche häufig auf Landstraßen und Kanälen vorwärtschreitet, so ist dies eben so oft nicht der Fall, und nach Mailand und Verona, nach Odhinnen und Prag ist sie keineswegs längs der Hauptrichtungen des Menschenverkehrs gekommen. Auch die im Volke herrschende Ansicht ist bei Entscheidung der Frage offenbar nicht ohne Werth: es geschieht wohl weit leichter, daß die Menae Ansteckung zu sehen glaubt, wo keine ist, als daß sie wirklich vorhandene übersteht, und bekanntlich hielt das Volk überall, wenn einmal die Seuche ausgebrochen war, dieselbe für nicht ansteckend. Es ist aber wohl erlaubt, auch aus der Natur der Krankheit Zweifel gegen ihre Ansteckungsfähigkeit zu erheben. Alle uns bekannten Contagien, und deren sind doch nicht wenige, sind Produkte einer eigenthümlichen, gesteigerten Thätigkeit in der vegetativen Seite des Organismus; mit andern Worten, bei allen ansteckenden Krankheiten findet ein fieberhafter, oder ein entzündlicher Prozeß statt, der die Quelle des Ansteckungsstoffes ist und am häufigsten auf der äußern Körperfläche sinnlich erkennbar sich darstellt; so ist es beim Scharlachfieber, bei den Masern, bei

Pocken, der Krätze, dem Milzbrand, zum Theil auch bei der Pest; auch bei dem ansteckenden Nervenfieber entwickelt sich ein Hautausschlag, und auch die Hundswuth ist immer mit entzündlich fieberhafter Aufregung verbunden. Die Cholera dagegen ist, wie wir gesehen haben, eine Nervenkrankheit; ihre Haupterscheinung ist Krampf; sie ist kein Fieber, zeigt in keiner Periode einen Entzündungsprozeß; zur Wiederherstellung des Gleichgewichts, zur Herbeiführung der sogenannten Krisen schlägt die Natur bei ihr einen völlig andern Weg ein, als bei den Fiebern; die Cholera hat im gewöhnlichen Sinne gar keine Krüsen, überhaupt sieht in ihr die Natur keine krankhafte veränderten Stoffe an, welche bei den ansteckenden Krankheiten eben die Träger des Contagiums sind.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Mai.

(Beschluß.)

Das Faulhorn im Berner Oberland.

Auf dieser Höhe können peregrinirende Dampfen und Jungfrauen die zarten Blüten der *Gentiana scaulis* und *glacialis*, der Saxifragen, Goldanellen und anderer feinen Gewächse zusammentuchen; die jungen Entomologen auf die Alpen-Sommerlinge Jagd machen, und ganze Wildschäfereien, an den Tagen aufgeschriebener Wollfeste, sich an den Kampf- und Schwingspielen des jungen Grindelwaldes, Lauterbrunnens und Brienzes Volkes nicht weniger, als an den wilden Springen und lustigen Tänzen der jubelnden Thäljugend erlaben. Was aber dieser in ihrer Art einzigen Stelle des Hochgebirges ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist ihre unmittelbare Nähe an der furchtbaren, vor dem Blicke des Bergfahrers, so zu sagen, ihrem ganzen Umfange nach liegenden Gletschermwelt. Wie der Wanderer auf der südlichen Abhänge des Badedausers beim Rosenau-Gletscher, oder am Fuße der Ortmsels-Reyenwand (oder auch an der Südfels des Gries-Gletschers) den einen Fuß zwischen herrliche Pflanzen und Blüten, den andern auf den Rand des Gletschers setzt, so blüht er auch hier, nach Süden gewandt, in ein ungeheures Dickicht hinein, aus welchem riesenhafte Gletscherbänne, mit ewigem Schnee und Eise belastet, in solcher Nähe gen Himmel starren, daß er glaubt, mitten unter ihnen zu leben und sie gleichsam mit Händen greifen zu können; und indes vor dem Eingang des Faulhorn-Sommerhauses die Sonnenwärme ihm Schweißtropfen auf dem Gesichte hervorlockt, sieht er, hier von diesem, dort von einem andern Gebirge, Massen von Lawinen, die Berg und Thal erschüttern machen, herabstürzen, und hört, unter dem Pfeifen der Murren, weit umher Staubwolken verbreitende Wetterlawinen, von dem nach ihnen benannten Horne, sich mit donnerndem Getöse der Tiefe zuwälzen. Die Durchschneidunglinie des Gesichtsreises vom Raulbornsaline dürfte in ihrer größten Ausdehnung von den Mythen (Kanton Schwyz) bis zu den Diablen (Unterwalden), von Nordost nach Südwesten 30 — 35, von Norden nach Süden aber, nämlich vom Raulhorn (Kanton Schwyz) bis zur Jungfrau (Bern, Oberland) etwa 40 Schweizerstunden betragen. Obwohl die mindeste Gefahr oder übermäßige Anstrengung läßt sich sowohl von Brienz und der Hölz-Schweiden, als auch vom Grindelwald aus, von letzterem Orte über die Holzmatte, die Bachs und Büschel, zu Pferde in vier Stunden auf den Gipfel gelangen. Eine umfassende Monographie des Raulhornes erscheint so eben bei E. A. Jeannel, unter dem Titel: Das Faulhorn im Grindelwald. Ein Topographisches und Panoramenbild, entworfen von mehreren Alpenfreunden und herausgegeben von J. J. Schweizer, Pfarrer in Trub, mit einem (3 2/3 langen) Panorama von Franz Schmid.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Mai 1832.

Raß mich wehren, Schatten! —
Nuch meinem Vaterlande fangen, Barden,
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr!

Klopstock.

Rede am Schillerfeste 1832,
gehalten zu Stuttgart von Professor C. F. Hopfner.

Die Blüten dieses Mai's fallen auf die Gräber der zwei größten deutschen Dichter. Ein ihnen im Tode noch freundliches Geschick hat sie abgerufen in der dichterischen Zeit des Jahres, wo die verjüngte Natur ihr Fest der Wiedergeburt und Unsterblichkeit feiert. Hiedurch wird unsere eigene Sehnsucht nach den großen Todten in wehmüthige Freude verklärt, und die Klage um ihren Verlust stört nicht die harmlose Feier des wiedererwachten Frühling's. Denn nur was Vergänglich's an ihnen war, hat die mütterliche Erde wieder zurückerwonnen, sie selbst, die unsterblichen Genien Schiller und Goethe leuchten, ein beglückendes Zwillingsgestirn, von den Höhen der Geisterwelt den spätesten Geschlechtern der Menschen.

Wie die Lieblinge der bessern Menschheit, so waren auch zu allen Zeiten große Dichter Lieblinge der Natur, deren sinniger Betrachtung sie ihre Herrlichkeiten am willigsten darbot, deren Brust sie mit Ahnung eines unendlichen, allverbreiteten, und dennoch geheimnißvollen Lebens erfüllt. — Eben jedoch um ihrer Vielartigkeit willen erscheint die Natur jedem Dichter, im Spiegel seiner Persönlichkeit, auch unter eigener Gestalt, und es sind oft die verschiedensten Afforde, welche die menschliche Phantasie der Harfe des großen Pan entlockt. So erfaßte auch Schiller die Erscheinungen der Natur mit

seiner seltenen Originalität, und drückte ihnen das Gepräge seines Geistes auf, kleidete sie in den eigenthümlichen Farbenton seines sinnigen Gemüths.

Hiefür zeugt denn nicht sowohl der bloße Gebrauch, den Schiller von der Natur gemacht, um aus ihr sinnvolle Bilder und Gleichnisse für das Geistige zu entlehnen, welche poetische Kunst alle andern Dichter üben, wie wohl Schiller auch hierin die Tiefe und Lebendigkeit seines Geistes bewundernswürdig gezeigt hat; vielmehr gilt es hier die Frage: von welcher Seite Schiller das Leben der Natur selbst aufgefaßt und, in dichterischer Eingebung, gleichsam als heilige Naturorakel kund gethan habe?

Fassen wir die, leider eben nicht zahlreichen Naturdichtungen Schillers unter einem allgemeinen Ueberblich zusammen, so möchte sich ergeben, daß Schiller vorherrschend und in ausgezeichnetem Maße Sinn und Gemüth hatte für das Elementarische der Natur, für das Unbegrenzte und Unwirkliche, das eben darum mit dem Geistigen die nächste Verwandtschaft hat, und wir erkennen hierin eine merkwürdige Uebereinstimmung mit Schillers eigener geistiger Natur, die immer aus Neue und von jeder Stelle der Sinnenwelt hinwegstrebte aus ihren beengenden Schranken nach jener Idealwelt, für die es keinen Raum gibt und kein Maas der Zeit.

Schon in jenem elegischen Liede (der Spaziergang), wo der Genius des Dichters betrachtend an Feld und Stadt, an den ungelünstelten Reizen der Natur und

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

früher, voll Kühner Kraft, alle Schranken des Endlichen verschmäht, und sogar den Urformen der Entwicklung alles Lebens, dem Raume und der Zeit, jegliche Erhabenheit abgesprochen hatte. Doch blieb Schiller auch hiebei sich selbst getreu, und nur was im sinnlichen Daseyn jenen erhabenen reinen Idealen wenigstens im Bild gleich, wurde Gegenstand seiner Liebe und Bewunderung. Zu jenen hoben „Firnem, die das Licht der Sonne zuerst begrüßt, wo die Jungfrau seit Ewigkeit verschleiert sitzt;“ zu jenen ew'gen Seen, „die von des Himmels Strömen selbst sich füllen“ wurde seine Phantasie, wie zum Lande ihrer Heimath, am mächtigsten hingezogen; und mit welcher Freude mochte Schiller, dem Wahrheit das erste Gesetz war, erkennen, daß der Sänger der Alpen nur wahr seyn dürfe, um poetisch zu seyn, daß diese göttliche Urpoesie aus seinem eignen Busen nur wiederhülle.

Schillers Biographen erzählen uns, er selbst habe die Alpen niemals gesehen, die er doch mit solcher Lebendigkeit zu schildern wußte, daß sich vor unserer Phantasie jene ewigen Eispalläste wie von selbst aufrichten; und uns aus jeder Scene seines Gedichts frische, kräftige Vergnügen entgegenweht. — Das ist jene wunderbare Schöpferkraft des ächten Genies, die uns auch an Goethe, Shakespear und andern großen Dichtern in Erstaunen setzt. — Aber nicht nur dieß — diese Uebereinstimmung der schaffenden Phantasie mit den ursprünglichen Erzeugnissen der Natur ruht noch auf tieferem Grunde: auf der Einheit und Gleichartigkeit der Welt außer uns, und der Welt in unserem Innern; eine Harmonie, deren Bewußtseyn jeder Mensch ingeborn in sich trägt, ja die eine Hauptquelle unserer Naturfreuden ist, und die nur eben im Dichter und Philosophen klarer, lebendiger hervortritt. Das verborgene Wesen aller Dinge ist Geist und Leben, und wenn den Felsen und Wassern, den Pflanzen und Thieren menschliche Sprache verliehen wäre, welche Wunder der Schöpfung würden sie uns offenbaren! Darum spiegelt sich in unserem Innern die Welt; wir würden sie vollkommen verstehen, wären nicht die Tiefen unserer eignen Seele unergründlich, bliebe nicht der Mensch sich selbst das größte Geheimniß.

Daß Schiller auch diesem geheimsten Zusammenhang von Menschheit und Natur geahnet und in einzelnen Momenten diese „Stimme für ihn eine Sprache gefunden habe,“ bezeugen uns viele seiner Lieder und sinnvollen Sprüche; und wie dem „in Arkadien Gebornen“ des Todes befreiende Hand die verworrenen Räthsel des jetzigen Daseyns gelöst hat, so wird in demselben Augenblicke auch jener Schleier der Isis, den kein Sterblicher heben darf, vor ihm gefallen seyn.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte,“ fährt der Prince de Sique in seiner Erzählung fort, „schon weit genug mit Rousseau gekommen zu seyn, um einigen Widerspruch wagen zu können; darum erwiderte ich ihm auf seine Aeußerung: „Die sich so über die Menschen beklagen, sind auch Menschen und können sich also in ihrer Beurtheilung Anderer ebenfalls irren.“ Diese Bemerkung brachte ihn einen Augenblick zum Nachdenken. Ich sagte ihm noch, ich sey ganz seiner Meinung in Beziehung auf die Art, wie man Wohlthaten geben und empfangen solle, und hinsichtlich des Dankes, wenn man von Leuten Wohlthaten erhalten, die man weder achten, noch lieben könne. Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen; darum nahm ich mir ein Herz, auch von der Unabankbarkeit zu sprechen. Da kam ich aber schon an, denn nun begannen die herrlichsten und hochllingendsten Manifeste, vermischt mit kleinen sophistischen Maximen, die ich mir besonders durch die Aeußerung anzog: „Wenn's aber doch Hume gut und aufrichtig mit Ihnen gemeint hätte?“ Hierauf fragte er mich, ob ich den Mann kenne. Ich erzählte ihm, ich habe seinetwegen ein langes und lebhaftes Gespräch mit ihm gehabt, ich fürchte aber immer, über Jemanden zu urtheilen, weil es so leicht sey, sich zu irren. Seine gemeine Frau oder Magd unterbrach uns einigemal mit ihren abgeschmackten Fragen über die Wäsche oder die Suppe. Er antwortete ihr sanft, ja er hätte ein Stück sinkenden Rase veredelt, wenn er darüber gesprochen. Während unsers langen Gesprächs bemerkte ich nicht das geringste Mißtrauen von seiner Seite. Freilich hatte ich ihn immer in Athem erhalten und ihm keine Zeit gelassen, weiter über meinen Besuch nachzudenken. Ich machte ihm selbst ein Ende, denn nach einer sogenannten Respektpause sah ich dem Verfasser der Nouvelle Heloise noch einmal aufmerksam in die Augen, empfahl mich und verließ die Bodenküche, wo zwar Ratten und Mäuse hausen, wo aber auch das Genie sein Heiligtum hat. Rousseau stand auf, begleitete mich mit einigem Interesse an die Thüre und fragte nicht nach meinem Namen. Er hätte ihn auch nicht behalten, denn einen Mann wie ihn können nur die Namen Tacitus, Sallustius und Plinius interessiren. — Bei meinem gemauerten Umgang mit dem Prinzen Conti fand ich da unter andern auch den Erzbischof von Toulouse, den Präbidenten d'Aligre mit andern Prälaten und Mitgliedern des Parlaments. Bald bemerkte ich, daß diese beiden verdorbenen Klassen Jean-Jacques beunruhigen wollten, und darum schrieb ich ihm den Brief, den er unvorsichtiger Weise aus der Hand gab und der gleich darauf, ich weiß selbst nicht wie, in allen Zeitungen abgedruckt

wurde. So steht er auch in Rousseaus Werken. Nach seiner gewöhnlichen Art glaubte er, seine Feinde haben mich veranlaßt, ihm bei mir einen sichern Zufluchtsort anzubieten. Diese fixe Idee, diese Narrheit hatte sich ganz fest in das Gehirn dieses unglücklichen Mannes gefressen, dieses großen, hinreißenden und leidenschaftlichen Mannes. Seine ersten Regungen waren aber immer gut; so auch in diesem Fall; denn am folgenden Morgen nach meinem Briefe kam er selbst, um mir zu danken. Der Bediente meldet Herrn Rousseau an, ich traue meinen Ohren nicht, er öffnet die Thüre und ich traue meinen Augen nicht. Als Ludwig XIV. die berühmte Gesandtschaft von Siam empfing, war er nicht stolzer und eitler, als ich in diesem Augenblicke. Was er mir von seinem Unglück sagte, seine Aeußerungen über seine vermeintlichen Feinde, die Verschwörung ganz Europas gegen ihn hätten mich wehmüthig gemacht, wenn Jean Jacques nicht überall den ganzen Zauber seiner Sprache und seiner Beredsamkeit entwickelt hätte. Ich bemühte mich, ihn von diesem Gegenstand ab und auf seine Liebe zum Landleben zu bringen; darum äußerte ich, es sey mir unbegreiflich, wie ein Mann, der das Landleben so liebe, wie er, es mitten in Paris ausbalten könne. Darauf erwiderte er mir die artigen Paradoxen, daß man nur im Gefängniß gut über die Freiheit, und nur im Winter, wenn es schneie, gut über den Frühling schreiben könne. Hierauf sprach ich ihm von der Schweiz und bewies ihm, daß ich Julie und St. Preux fast auswendig wisse. Darüber schien er sehr erstaunt und es gefiel ihm. Er konnte mir anmerken, daß seine neue Heloise mir unter all seinen Werken am meisten zusage, und daß ich weit entfernt sey, auf Tiefe und Gelehrsamkeit Anspruch zu machen. Ich habe nie in meinem Leben, weder vor noch nachher. — Ich glaube, es war das erste und letztemal — so viel Geist gehabt, als in den acht Stunden, wo ich die zweimal mit ihm zusammen war.“

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Schluß.)

Physiologische Stille der Cholera.

Man erinnere sich daran, was wir in einem der frühern Briefe in dieser Beziehung gesagt haben: die äußere Haut ist in der Cholera vollkommen unthätig, die Ausleerungen in der Periode, wo sich die Krankheit entscheidet, erscheinen nicht als krankhafte Produkte, sondern als die gewöhnlichen, früher unternommenen natürlichen Absonderungen; die Luft in den Krankenzimmern bleibt auffallend rein; der Drang des Blutes gegen Gehirn und Rückenmark ist nicht, wie in entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, Folge eines erhöhten Lebens im Blute, einer gesteigerten Thätigkeit in den Enden der Gefäße, sondern mechanische Folge des Gefäßkrampfes, der

den ganzen übrigen Körper von Blut entleert. Der Körper befindet sich, mit einem Worte, in ganz andern Umständen, als diejenigen, unter denen sich sonst Contagien entwickeln. Aufsteigend also im gewöhnlichen wissenschaftlichen Sinne und auf dem gewöhnlichen Wege ist die Cholera nicht; wohl sie sich nun aber von Ort zu Ort, von Mensch zu Mensch mittheilt, ist und bleibt ein Räthsel, so wie die Ursache, welche ihr im Gesamtleben unserer Planeten zu Grunde liegen muß. So lange die lebendigen Kräfte der Erde, die unserm Wesen so nahe, weil sie auch in uns weben und wirken, unserm Wissen so ferne sind, so lange wir, das Bestehen einer Urkraft nur ahnen, sie nach Kategorien, die wir Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus nennen, studiren und froh sind, ihr von ihrer physischen und mathematischen Seite immer mehr abzugewinnen, sind alle Hypothesen über die Verhältnisse dieser Kräfte zu den Organismen der Erde Blugland, den der Wind der physischen Wissenschaften, je nachdem er bläst, dahin und dorthin weht. Wenn übrigens manche Aerzte die Annahme eines teleurischen Ursprungs der Seuche, die uns hier beschäftigt, und der Seuchen überhaupt, a priori lächerlich finden, so ist dies nicht viel anders, als ob der Baum auf einer Frucht dagegen protestirte, daß er von dieser Frucht seine Art und sein Wesen empfangen und mit ihr gesund und krank seyn solle. So lange die Chemiker in der Luft, welche über hundert Frankentbetten im Hotel Dieu schwebt, und in der Luft, welche die Fahne auf dem Thurme von Notre-dame schwebt, das alte bekannte Verhältniß zwischen Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, und sonst nichts finden, und sich freuen, daß ihre delikaten Rechnungen so gut zutreffen, haben wir auch schlechte Aussicht, im Ocean der Luft den Dämon zu entdecken. Uebrigens ist bekannt, daß der Stand des Thermometers, des Barometers, des Hygrometers, daß Wind und Entfernung vom Pol oder dem Aequator auf die Ausbreitung der Seuche entweder keinen oder widersprechenden Einfluß äußern.

Der Mensch wird noch Vieles entdecken, aber je mehr er entdeckt, desto mehr wird sich die Masse des noch zu Entdeckenden vor seinen Blicken vergrößern; allererst aber haben die Hiebe der Gottesgabel die Väter der Abster darauf aufmerksam gemacht, daß ihre, geistig sehr aufgeregten, Weiber auch einen Körper haben, dessen Wohl und Wehe mächtig auf den Geist zurückwirkt; sie sollen ihnen, soweit die Mittel und ihr guter Wille reichen, Arbeit geben und Brod, und, wo Hoftheater sind, auch Circus, als Präservative; der Einzelne aber, über dessen Hause der finstere Schatten noch nicht weggegangen ist, also, mit Ausnahme der Unterdiener reicher, der Weller, Märker, Hamburger, Magdeburger und Hallenser, so ziemlich der gesamte deutsche Bund, lasse vorläufig die gefährliche Materie Phantasie sich müde machen; er nehme von Zeit zu Zeit eine Dosis medizinischen Grausens als abtödtendes Pulver, und der vorliegende Aufsatz selbst soll nicht seyn als ein Beitrag zu dieser Kur; wer aber noch sicherer gehen will, sehe sich, ehe er eine Leibbinde anlegt, sich am Wein abdrückt und vom Schlafen sorgfältig den Kopf abdrückt nach einem Artikel im, der in unserer Zeit sehr nöthig ist, in ihr aber auch leicht erworben werden kann, nach einer seiner Gesteckonstitution angemessenen Dosis Lebensweisheit.

Auflösung der Charade in Nr. 126:

Druckfehler.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 11 und Monatsregister Mai.

Verlag der J. S. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O T G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juni 1832.

Es lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Goethe.

In Goethes Todtenfeier.

Rede und Chorgesang auf der großherzoglichen Hofbühne in Karlsruhe. Dargestellt am 13ten Mai und verfaßt von Ludwig Robert*).

S c e n e.

Die Propyläen eines Tempels, aus denen man in einen Wald schaut. Am Waide eine mit rothem Sammet bedeckte Bühne und auf derselben ein mit einem goldnen Lorbeerkranz gezielter Sarkophag. Daneben eine abgebrochene Säule, an welche eine goldene, mit grünem Lorbeer umschlungene Lyra lehnt, und Rosengebüsch.

Nach einigen Tacten der Introduction hebt sich, bei fortwährender Musik, der Vorhang. Nahe dem Trauergerüste sind bereits einige Gruppen versammelt: hier eine Betende; dort ein in Betrachtung Versunkener; zwei Jangfrauen, die Blumen streuen; zwei Greise im Gespräch; eine Mutter, die ihrem Knaben den Katafall

* In Auftrag des Intendanten, Herrn Grafen von Reiningen, welcher die Composition der Einleitung und des Chorgesangs dem großherzogl. Kapellmeister, Herrn Strauß, und die Rolle des Chorführers, Herrn Demmer, vertritt. Wir alle — die Kunstbude geküßten es — mußten in zehn Tagen vollendet haben; bei Abwesenheit der Madame Heisinger, war Gory von Verlichingen das einzige Goethe'sche Drama, welches dargestellt werden konnte; und so fehlte es an Zeit und Raum zu einer ausgiebigeren Todtenfeier, wie Dresden und die Berliner Königsstadt, sie sahen, und das rein erhaltene, das musterhafte Bürgtheater zu Wien sie verspricht.

zeigt u. a. (Die Männer sind sämmtlich in altdeutsche Tracht schwarz gekleidet und tragen Gürtel oder Feldbinden von den verschiedenen Nationalfarben der deutschen Stämme. Die Frauen sind ebenfalls mit diesen Nationalfarben geziert und tragen lange schwarze Florschleier.) Aus den vordern und mittlern Koulissen treten einzelne Personen und gesellen sich zu der Versammlung. Sobald diese vollständig ist, ordnet sie sich zu zwei Halbchören, die sich gegen einander bewegen und so die Scene umschreiten, daß der Halbchor, der von der linken Seite hervorkommt auf die rechte, und der, welcher von der rechten hertritt, auf die linke Seite zu stehen kommt. Jetzt schreitet der Chorführer aus der Mitte des Hintergrundes hervor, und nachdem die Musik verklungen, beginnt er die Rede.

Chorführer (mit dem Todtenfarben geziert.)
Ihr kennt hier diesen Raum, den wandelbaren,
Der Euch das wechselvolle Erdenleben
In mannigfach bewegten Bildern zeigt. —
In diesem Raume, der die Welt bedeutet,
In diesem kunstgezeugten Zauberspiegel
Gewahret Ihr den Musentempel heut;
Und dort, durch seine freien Säulengänge,
Den deutschen Dichtermald; und in dem Wald,
Im immer grünen, immer blühenden,
Den Katafall des Priesters der Natur,
Des großen hingeschied'nen Dichtersfürsten.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

hatte Abgüsse von den Bildsäulen der Apostel von Bernini gesehen und in seiner Weise kurz gekußert, sie seien ihm zu vornehm. Der Fürst griff diesen Tadel begierig auf und brachte ihn zum Diskurs. „Und ist er nicht vollkommen gegründet?“ fragte er lebhaft; „kann wohl ein gerechterer Vorwurf gemacht werden dem Maler oder Bildner, der uns jene armen, verkannten und mißhandelten Männer, die nichts anderes waren als Bettler, Tagelöhner oder Fischer, als schöne, prächtige Leute, gleichsam als indische Fürsten blüßelt?“ Der Graf trat hinzu und sagte: „Freilich, da ist, christlich gesprochen, der alte Adam, der uns in den Nacken schlägt.“ — „Und doch, wie natürlich!“ rief der Fürst; „was der Mensch liebt, verehrt; das stellt er so hoch, wie er es vermag, dem wirft er den Purpurmantel um; er legt ihm gleichsam die süßesten Schmeicheleien in Ton und Farbe zu Füßen und liebkost ihn mit den zärtlichsten, schönsten Lauten seiner Sprache; liegt darin eine Verirrung?“ — „Doch wohl!“ nahm Gotthold das Wort; „denn der Mensch liebt, obwohl unbewußt, das Hohe herab und stellt sein Ich in leiser Vertraulichkeit nebenan. Hier scheidet sich Heidenthum von Christenthum, oder, noch strenger, Protestantismus und Katholizismus.“ — Der Fürst: „Wie Protestanten sollten also eigentlich gar keine Bilder vom Höchsten haben?“ — Gotthold: „Eigentlich nicht, denn wir sollen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ — Der Fürst: „Das verstehe ich nicht; heißt das nicht eben so viel als: der unendliche, prachtvolle Himmel mit seinen zahllosen Sternen breitet sich vor uns aus, der menschliche Geist erschriekt vor der Größe; um sie zu fassen, um den Himmel menschlich zu umgrenzen, faßt er die Sterne in einzelne Bilder zusammen; nun weiß er sich zu finden, jetzt hat er gleichsam den Himmel gewonnen; da kommt eine Hand, raubt ihm die Bilder, läßt ihm den bildlosen, unverständlichen Himmel und gebietet ihm, an den fernem, zu fernem Stern zu glauben.“ Gotthold: „Nicht unrichtig: das Licht des Sternes ist das Symbol des Unfassbaren, Unbegreiflichen.“ Der Fürst: „Wie kalt, wie streng!“ Gotthold: „Doch soll die Malerei es immer wagen, in Demuth und Selbsterkenntniß nach einem sichtbaren Bilde des Ewigen zu streben, da er austrat in sichtbarer Gestalt unter uns. Hemling, Schoreel, Van Eel, auch Dürer sind Christusmaler, und Bilder, wie sie sie gemalt, befahl Luther in unsern Kirchen aufzuhängen.“ Der Graf und der Fürst drehten sich unwillig weg und Gotthold sagte eifriger: „Auch wir haben eine Schönheit, doch sie ist nicht jene falsche, gleichnerische, die Supplerin des Pasters, die Schmeichlerin der Welt, sondern eine ernste, große, durch Schmerzen verherrlichte. Die Magdalena des Correggio fährt fort zu verführen, indes sie belehren sollte.“ — „O diese rührende Gestalt,“ sagte der Fürst lebhaft,

„dieses süße, bleiche Antlitz, aber das die herbe Thräne rollt, dieser schöne Busen, in dem ein Herz schlägt, das im bitteren Schmerze mit sich selbst und seiner Fülle im Kampfe ist! Das vornehm und glänzend erzogene Mädchen tritt baarfuß im Walde herum, ihr seidenes Haar, früher mit löstlichen Salben getränkt, flattert, dem Winde preisgegeben, sie leidet vielleicht Hunger!“ Gotthold: „Wie sinnlich ist dieses Mitleid! Ihr Hunger, Ihre verlassene Lage bewegt nicht mein Herz, aber wohl fühle ich innige Rührung für sie, da sie in Schwelgerei und Bollgenuß schwer an den ewigen Schätzen darbt, ihr Inneres so traurig verwahrlost ward.“ Eduard brachte das Gespräch wieder auf die Schönheit zurück. „So ist es ausgemacht,“ sagte der Fürst, „daß im Alterthum die Quelle künstlerischer Schöpfung die Natur in ihrer sich selbst genügenden Fülle war, indes sie bei uns in der Offenbarung besteht.“ Gotthold: „Ein vielstimmiges, oft mißverstandenes Wort!“ Der Fürst: „Wollen wir dafür setzen: Traum, Eingebung, Abstraktion, kurz ein geistiges Prinzip, das, wenn der Künstler seine Aufgabe recht bedenkt, eigentlich dem Meißel wie dem Pinsel ganz entschlüpft?“ Der Graf: „Durchaus; denn wo Körper ist, ist Sünde, und die Abzeichen einer gefallenen Natur dürfen wir dem Gotte nicht zusprechen, die Begriffe von Schönheit sind alle viel zu sinnlich, um da Stand zu halten, wo das Ueberfinnliche eintritt. Blut, Leben, Leib, Sünde hat immerdar den Körper der Poesie ausgemacht. Mit einer Berechnung läßt sich nichts anfangen, das Symbol ist nur Zahl, der abstrakte Begriff ein Facit, das ein geschickter, logischer Rechenschüler seinem Meister nachrechnet; die Gestalt aber ist ein vom Himmel gefallener Funke, zündend, gewaltig, geheimnißvoll, wie der verschleierte Gott selbst, aller menschlichen Forschung verborgen, die Schöpfung eines bebenden Nerven, das Ergebnis des bewegten Bluts. Träumer, Schwärmer, Fanatiker haben eine Kirche, Philosophen keine; ein wahrer Künstler gehört aber immer mehr zu den erstern, zu den letzten nie.“ Er wandte sich und ging, und Gotthold sagte: „Auch ein trauriger Irrthum, dem unsere Zeit sich zuwendet.“ — Der Fürst: „Der Graf hat Recht; ich sehe den Verfall der Kunst in ihrer Vergeistigung.“ — Gotthold erwiderte: „Freilich sollen wir den Geist wiederum erlösen, den die Alten in Bande, wenn gleich in schöne, fesselten; auch wir müssen die Natur studiren, doch nicht sie allein, da sie zugleich mit dem Menschen eine gefallene und verderbte ist.“ Ein leiser Hohn zwang hier über die Lippen des Herzogs; er brach das Gespräch schnell ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai.

Literarische Freiheit. Hegel und seine Gegner. Die Universität.

Das Unbehagliche gewisser politischer Zustände wird unter den thörichten, weisehenden, kriechenden, springenden Ränken der Museen weniger lebhaft gefühlt. Man vergißt aber dem rauschenden Baudärm die einsame Klage im höchsten Stockwerk, und hält Lumpen, wenn sie vom Licht dugend armerer Kronleuchter beschieneu werden, für einen Charakterzug in der allgemeinen Modestade. Die Literatur! sollte man nicht glauben, die Lehre von ihrem Verhältnisse zum öffentlichen Leben sey erst gestern aufgetaucht! Au unsere schreibenden und die denkenden Abspitz unter ihnen sind davon überzeugt, daß der preussische Staat die seinen Bürgern ordentlich durch den Ruf garantierte literarische Freiheit endlich gewähren müsse, eine Ueberzeugung, die selbst von denen getheilt wird, die sich gegen die moderne Freikunigkeit des Tages feindlich kehren. Die Klage ist allgemein, aber Niemand denkt daran, sie vor den Richter zu bringen. Kann da gegeben werden, wo Niemand fordert? Können die Regierungen in einer Zeit, wo sich kaum die lauten Wünsche befriedigen lassen, noch auf die geheimen, verschämten hören? Und doch ist die Antwort auf diese Frage leicht. Man verschmäht eine Wohlfahrt, deren Erringung Kampf kostet, deren Besitz verführerisch ist. Wer tabelt eine solche Entgegnung? Seit die Massen entscheiden, ist die Zeit der Märtyrer vorüber. Der Eine trägt ein Ordensband und sitzt im Rathe, der Andere ist schon dreimal vom Senat öffentlich gelobt worden und trägt die Mauerkrone, ein Dritter hat nicht nur Frau, sondern noch drei, vier, auch fünf Kinder, und die Letzten endlich haben die ihnen nicht zu verdenkende Aussicht, demnächst einst die Ersten zu werden. Wer kann ihnen verargen, daß sie ihrem Fuße keine Hindernisse in den Weg legen, daß sie denken und schweigen, denken und murmeln, nur leise, durch die Zähne? Ein gewandter Geist findet zwar auch hier einen Ausweg. Es gibt eine gewisse Taktik, die uns dem ersehnten Ziele merklich näher führen könnte, und die das Große für sich hat, daß sie bei uns immer noch als freie Kunst getrieben seyn würde. Der Handgriff ist alt und um so wirksam, je weniger seine Absicht erkannt wird. Schade, daß wir ihn verrathen, daß wir das Kunstwerk profaniren müssen, weil ja Niemand ist, der bis jetzt die geheime Druckfeder gefunden hätte. Das Wenigste haben noch immer diejenigen ausgerichtet, die jede Opposition zu einem Kampf auf Leben und Tod machten, die zu jedem leisen Schläge einen heingezogen Eisenbandschub anjagen. Im Gegentheil, man kämpfe, ohne die Bewegung des Armes zu verrathen; man treffe mit der Spitze des Schwertes, ohne dieselbe aus der Scheide gezogen zu haben. Dazu bedarf es keineswegs der Kunst eines Taschenspielers. Wo sich gegen ein System nichts sagen läßt, da läßt sich vielleicht gegen die etwas sagen, die es vertheidigen. Wo es zum Verbrechen angerechnet wird, den Mund eines Menschen zu beurtheilen, da lobe nicht das Kinn, das unter, und table die Nase, die über ihm sitzt. Wer die Gesinnung eines Obendichters verachtet, der reibe sich an der Form, table die schlechtesten Verse und beurtheile ihn als Dichter, weil er als Parteimann sündigte. Als Polen vor der Revolution unter russischer Herrschaft stand, wäre es ein strafbares Verbrechen gewesen, Letzweid Amtsenthebung zu tabeln; aber seine Blätter über die polnische Geschichte und die kleinsten Beiträge, die er zur Beförderung des Unterrichts gab, bis in den Himmel zu erheben, wozu

hätte das Hinderniß? Hegels Einfluß erstreckte sich weniger auf die schon angestellten und untergebrachten Leute, die als Gelehrte sich der Akademie verwandter fühlten, als auf die jungen, bestrebenden Kräfte, die seine Philosophie wie ein Netz umstrickt und umspannen siele. Die unparteiische Ansicht der Jugend, die Rücksichtslosigkeit ihres Treibens und Schaffens wurde früh gefangen genommen, und an die Stelle einer ungetrübten, lebensfrischen Thätigkeit trat der ruhig abgemessene Gang, den unsere Jüngsten verfolgen, als wären sie seit Jahren schon die Aeltesten. Hegel blieb nicht mit Unrecht preussischer Staatsphilosoph. Wie leicht war es, die Widerlegung seiner Ansichten zu einem Angriff auf das von ihnen vertheidigte Gut zu machen? Vor seinem Tode wagten dies nur Wenige, und nach diesem gegenwärtig Niemand. Man hoffte, die durch Hegels Einfluß gleichsam moralisch niedergebaltene Kräfte würden aufschmecken und freier und ungebaubener sich bewegen; aber sey es nun, daß der Nothzustand der früheren Zeit zu einer Gewohnheit geworden ist, oder daß es an Planmäßigkeit, Einheit und richtiger Leitung unserer Tendenzen fehlt, diese Hoffnung ist getrübt worden. Eine unmittelbare Opposition gegen Hegels System, wie etwa die des Professors Demelt, ist in sehr im Interesse der Philosophie und der eigenen Ansicht, als daß sie beim größern Publikum Anklang fände. Selbst den doktrinellsten Kollegen dieses Gelehrten ist seine Lehre nicht neu, da er sie schon seit zehn Jahren mit vieler Ausdauer, aber meist unglücklichem Erfolge vorgetragen hat. Gruppe, der sich zwar auf einen freieren Standpunkt gestellt hat, konnte doch ebenso das Interesse, in dem er gegen Hegel schrieb, nicht außerhalb der Doctrin nehmen, sondern was er gegen ihn und gegen die Philosophie überhaupt gethan hat, wagte er — um der Grammatik willen.

Die Frequenz unserer Universität ist für den Sommer bedeutend höher gestiegen, als sie im vergangenen Winter war; sonst pflegt das Verhältniß umgekehrt zu seyn. Eine nicht unbedeutende Anzahl junger Dozenten hat zum ersten male Vorlesungen angekündigt, die auch gehalten werden dürfen, namentlich in der theologischen Fakultät. Unsere jungen theologischen Dozenten gehen gewöhnlich aus den wissenschaftlichen Instituten, die unter der Leitung mehrerer Professoren sich mit gründlichen Studien beschäftigen, hervor. Die geselligen Circel, die sich bei den Professoren Meander und Spielermacher zusammensuchen, bringen die jungen Gelehrten in freundschaftliche Berührungen, und so geschieht es, daß die angehenden Universitätslehrer wie im feierlichen Zuge von ihren Commilitonen auf den Ratheder begleitet und in ihren doctrenden Ansagen unterstützt werden. Auf fallend ist es aber, daß seit Jahren sich Niemand unter den Juristen als Dozent habilitirt hat, wovon wohl die Schuld dem unter ihnen wuchernden Dissertantenthum, bekümmert ist. Einige juristische Gesellschaften, die aber keine eleganten Thesen visten seyn dürfen, wie die bei einigen Professoren üblichen, würden auch diesem Mißverhältnisse abhelfen. Gans hat für das laufende Halbjahr keinen Vortrag angekündigt, der so viel Theilnahme beim größern Publikum finden könnte, wie der im verfloffenen Semester über neuere Geschichte gehalten. Jetzt will Ranke dasselbe Thema behandeln; ob man ihn wohl die auf ihn gesetzten, durch seine neuern publicistischen Versuche sehr getrühten Hoffnungen entgehen lassen wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 2 . J u n i 1 8 3 2 .

Mein Stund' weilt' ich um ein Dugend Nadeln,
Daß so vom Staat sich unterhalten werden,
Vor einem Wechsel thut das Jedermann.

Shakespeare.
Richard III.

E p i s o d e n

aus der Novelle:

Die Zerrißenen.

VI.

Das Gespräch kam auf die Poesie und die neuesten Erscheinungen in diesem Fach. „Wenn wir davon reden sollen,“ nahm der Journalist das Wort, „so ist die erste und wichtigste Frage, was suchen wir heutzutage in der Poesie?“ — „Zerstreuung, Erheiterung, Erhebung aus der verwirrten, dumpfen Zeit,“ rief der Baron mit Nachdruck. „Freilich wohl,“ nahm der Erstere wieder das Wort, „Erhebung — das soll sie uns geben, und das wird sie. Gottlob, die Zeit ist vorüber, wo diese edle Kunst, wie alle übrigen, nur dem Kitzel der Höfe diene, und ein Paar tausend Menschen mit ihr wie mit der Puppe spielten. Darum nichts von Zerstreuung, Erheiterung — wir sollen nicht zerstreut, erheitert werden; eine finstere, thatendringende Zeit fordert Arbeit, Mühe, schnelle begeisterte Wirksamkeit. Der Brand umgestürzter Reiche, der alten Gerüste und Sagen hat, so wie das Blut untergegangener Generationen, den Boden gedüngt; und die hellstrahlende Sonne ächter Aufklärung leuchtet jetzt in jäher Schnelle die aufsteigende Saat, alles ist Regung und Bewegung; der scharfe tragische Dolch der Muse, mit dem die Hand früher gespielt — jetzt gilt es, in einer Männerfaust seine Schärfe, seine hartgestählte

Spitze zu erproben. Hinweg mit der markausfällenden Weichlichkeit jener Poeten, deren Faunengesichter, von Perrückenlocken umschattet, mit lusterner Glanz in den Falten des alten Paradebette lauschen, wo die alte buhlerische Roquette der Despotie sich ziert und winkt. Die morschen Pendülen mit den Porzellanmüßchen und Scherinnen haben ihre letzte Stunde gewispert; ein wunderbarer Sturm rauscht hinter jenen Tapeten und rüttelt an den verdeckten Thüren, durch die Wollust und Verrath einschlichen. Ein flammenschöner, in jugendlicher Heftigkeit felsenharter Joseph, reißt die junge Freiheit aus den verfolgenden Armen der alten Roquette, welche in welcher Ohnmacht zurdableibt; gern opfert er den Mantel, alles irdische Gut, wenn er nur das Himmlische seines Busens rettet.“

Ein Schweigen trat ein nach diesen lebendigen Worten. Der Baron nahm endlich das Wort und sagte: „Ihr habt vollkommen Recht, Doktor: unter den grauen, mittelalterlichen Schutt, von zerbrochenen Kirchthürmen, von altmodigen Porzellanmüßchen und Perrücken gehören auch jene albernen gothischen Irrthümer von Andacht, Liebe, Begeisterung, und Ihr thut wohl daran, wenn Ihr darauf besteht, daß alles mit einander ausgelehrt werde, damit aus der alten, wunderlichen Kinderstube des Menschengeschlechts, voll summender Mährchen und Kindergebete, ein feiner offener Salon werde, wo politische Zeitschriften gelesen werden können und man über den neuesten Befehlours verständige Betrachtungen austauschen kann.“

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

einen Jüngling, der in der Wuth darüber, daß seine Geliebte einen Nebenbuhler bei sich eingelassen, das Haus derselben in Brand stecken will; er war durch Musik so weit gebracht worden, da heißt Pythagoras den Flötenspieler das Vermaß wechseln und im zweitaktigen Spondens spielen; der ernste Takt bringt den Wüthenden alsbald wieder zu sich.

Wir lassen uns in keine Abhandlung über die Musik der Alten ein, über die berühmten Vermaße, das phrygische, dolische, lydische, dorische, von denen und die Gelehrten so viel zu erzählen wissen, über das Verhältnis der Musik zu der eigenthümlichen Organisation und Kultur der Griechen; wir bemerken nur, daß es in der alten Geschichte der Musik bei allen Völkern keineswegs an ähnlichen, ja noch erstaunlicheren Wundern fehlt, als die erwähnten; sie beweisen alle bloß, wie schwer es durchaus dem Menschen wird, in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben. Die Chinesen fühlten sich im achtzehnten Jahrhundert tief gekränkt, daß ihre Musik auf den Missionar Amiot, der ein guter Musiker war, so gar keinen Eindruck machen wollte, und sagten zu ihm: „Die herrliche Musik unserer Vorfäter ist in unsern Tagen gar sehr aus der Art geschlagen; sie erregten mit ihren Gesängen nach Gefallen jede Leidenschaft; aber wir verstehen es nicht mehr, zu der Seele zu sprechen.“ Wie zauberisch auch Orpheus Leyer wirken mochte, sie war nichts gegen die Magas oder alten hindostanischen Lieder. Mia-Tuffne, ein wunderbarer Sänger zur Zeit des Kaisers Akber, sang, so erzählt die Geschichte, eine solche Maga, welche für die Nacht bestimmt war, bei Tage, und so ungeheuer war die Macht seiner Töne, daß die Sonne verschwand und tiefes Dunkel den Pallast umfing, so weit seine Stimme drang. Ein anderes Lied der Art hatte die sonderbare Eigenschaft, daß es denjenigen, der es sang, verbrannte. Der Kaiser Akber ließ einen seiner Musiker bis an den Hals ins Wasser gehen und es so singen; der Unglückliche hatte kaum die magischen Noten intonirt, so schlug ihm die Flamme aus dem Kopf und verzehrte ihn.

Indessen auch in unsern Tagen sind unsere Dilettanten nicht die einzigen, welche, die Augen verdrehend, trippelnd und den Takt zu der Arie einer Primadonna falsch schlagend, lebendig Zeugniß von der Allgewalt der Musik ablegen; so lesen wir bei einem alten Franzosen, als einmal ein kriegerisches Stück von Claudin, dem

der Griechen, von der wir nichts mehr wissen, kann man sabeln, soviel man will; aber jenes Claudins Werke haben wir noch; sollte man etwa den Versuch damit machen wollen, so stehe ich der ganzen Zuhörerschaft für ihr Leben.

Die Musik nimmt bekanntlich ganz vorzüglich die Gefühlseite in Anspruch. Nach Homer, Plato, Shakespeare sind Menschen, welche kein Gefühl für Musik haben, unvollkommene Wesen. Dies mag im Allgemeinen schon wahr sein; indessen ist dieser Mangel der Organisation häufiger, als man glaubt. Abgesehen von der natürlichen Anlage für Musik, hängt der Eindruck, den sie auf das Individuum macht, ganz besonders von der Erziehung ab. Nicht selten kommt es vor, daß Menschen von Verstand und Bildung die Musik nicht nur kein Vergnügen, sondern daß sie lediglich keinen andern Eindruck auf sie macht, als jedes Geräusch. Durch Uebung steigert sich die Empfindlichkeit der Organe, und was von den Individuen gilt, gilt auch von ganzen Völkern.

Die Alten schrieben der Musik eine außerordentliche Heilkraft zu, und bis auf die neuere Zeit, bis auf die Gründung der eigentlichen Physiologie haben die Aerzte, freilich meistens auf die Autorität der Alten, über ihren Einfluß auf Umstimmung der Lebenskraft und damit Heilung der verschiedensten Krankheiten, Sinn und Unsinn zu Tage gefördert; ja in den jüngsten Tagen ist in Paris bei Gelegenheit der Cholera neben dem Kanonendonner auch die Musik zur Sprache gekommen. Mit Erfolg ist sie wohl bloß gegen Geisteskrankheiten und Melancholie als Heilmittel angewandt worden. Die Geschichte bewahrt in dieser Hinsicht manchen artigen Zug auf. Die Fürstin Belmonte hatte ihren Gemahl verloren; ein Monat war vergangen und noch hatte sie keinen Laut der Klage hören lassen, keine Thräne vergossen; eine fürchterliche Last drückte ihren Busen, sie war dem Tode nahe. Gegen Sonnenuntergang trug man die Kranke in ihre herrlichen Gärten, aber die Natur hatte keinen Reiz für sie, sie fand in ihrem Anblick nichts weniger als Erleichterung. Raff, damals der größte deutsche Sänger, war eben in Neapel und besuchte zufällig die berühmten Gärten von Belmonte. Eine Kammerfrau der Fürstin erfuhr dieß; sie kam auf den Gedanken, mit der Musik einen Versuch an ihrer Gebieterin zu machen, und bat Raff, in der Nähe des Boskets, in welchem sie saß, etwas zu singen. Er ließ sich bereitwillig finden und wählte eine Arie von Rolli, die mit den Worten anfängt: *solitario bosco ombroso*. Die reine, schmelzende Stimme, die einfache, aber höchst ausdrucksvolle Melodie, die Worte, die zu der Umgebung und auf die Verhältnisse so ganz paßten — Alles dieß wirkte so mächtig auf die Fürstin, daß ihre Thränen reichlich strömten; sie flossen

Charakter dieser Ekstase ein Ende gemacht. Dies schmeckt nun ganz nach Pythagoras und Galen. Ueber die Musik

mehrere Tage ohne Unterbrechung, und die Kranke war gerettet. — Unbekannt ist die Anekdote von der Geistesverwirrung Philipps V. von Spanien und seine Heilung durch Farinellis herrliche Stimme; die Kur ist wohl kaum so wunderbar, als das Glück, das der Kaiser dadurch machte, indem er nicht nur bei Philipp erster Minister wurde, sondern es auch unter drei Regierungen blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai.

(Fortsetzung.)

Schwerdt und Hand, von M. Beer.

Steffens ist seit einigen Wochen in unsern Mauern; er wird über Religionsphilosophie und physikalische Geographie lesen. Es ist unverkennbar, daß sich die meisten unserer jüngern Universitätslehrer sehr anstrengen, Hegels Abgang zu ersetzen. Die Philosophen aus seiner Schule haben den Preis der früher von ihnen behandelten Gegenstände ausgebeutet, und die von entgegengesetzter oder neutraler Ansicht wollen in denselben Stunden dasselbe geben, was der Werkzeuge zu geben pflegte, oder vielmehr das von ihm Gegebene widerlegen. Von ihnen allen wird aber wohl Niemand den leeren Sockel bestiegen, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Gabel in seinen Besitz kommen wird.

Keine politische Frage ist bei uns so viel hin und her ventiliert, als die nach dem eigentlichen Sinne des Titels, den eine neue, mit großer Vollkommenheit aufgeführte Tragödie von Michael Beer führt (Schwerdt und Hand). Denn, die das Stück gesehen haben, sollte die Enträthselung nicht schwer fallen, obschon wir nicht der Meinung sind, daß der Dichter selbst den von ihm gewählten Titel richtig verstanden hat. Denn im Grunde sollte, statt Schwerdt und Hand — Schwerdt und keine Hand gesagt seyn, da die in dem Stück auftretenden Personen mit Schwerdtern zwar bewaffnet sind, weil sie zum Militär gehören, sie auch aus der Scheide ziehen und die Spitze drohend zücken, aber für den letzten Schlag oder Stoß keine Hände haben. Wir wollen diese Unentschloffenheit, dies Wanken im Gedanken, dies Entsetzen vor dem rothen Blute nicht Feigheit nennen, aber etwas dem Ähnliches ist es, und schon vor der leisesten Ahnung und fernsten Nähe dieses Mangels weicht die tragische Muse schon zurück. Sie mag sich vor dem Verbrechen entsetzen, sie muß es, wenn sie die wahrhaft menschliche ist; aber wo es schon gedacht, im Gedanken schon vorhanden ist, da flieht sie, wenn der Muth, es zu wagen, wenn zum Schwerdt die Hand fehlt. In der That, der Dichter hätte die Polizei nicht fürchten sollen. Das Stück spielt in unsern Tagen, aber die Gegenwart ist darin so idealisirt, aus den Degen sind Schwerdter, aus Ew. Durchlaucht ist mein hoher Herr! geworden, warum sollten nicht auch die Schwärzer der Gefängnisse gesprengt und den Polizeioffizianten die rothen Halsstragen abgeschnitten werden? Die Lizenz wäre zu groß gewesen, erwiedert man; aber warum müssen auch die Helden immer ihre Schwerdter zur Hand haben und so ganz aus der Rolle eines simplen Offiziers des neunzehnten Jahrhunderts fallen, daß sie jeden Schwaden gleich mit dem Säbel bekämpfen wollen? Das Stück ist folgendes: Ein Bürgerlicher liebt die Tochter eines Abtlichen zur Zeit der Napoleonischen Usurpation Deutschlands:

der Abtliche will sie; die des Verbundenen Liebe erwiedert, ihm geben; wenn er sich durch Heldenthat gegen den Unterdrücker zum Ritter adelt. Lothar eilt nach Spanien, kämpft gegen Frankreich, fällt aber schwerverwundet. Ein spanischer Edelmann nimmt ihn in sein Haus auf, und, wie immer, in dem Genesenden verliebt sich des Wirtes Tochter. Ohne daß man aber den Verlauf dieses Herzensauswechels recht aufklären wird, vernimmt man nur sein schreckliches Ende: das Mädchen stürzt sich von der Linde des Hauses und hinterläßt dem Geschiedenen nichts als das Andenken an dies Ehrenbild und ein Giftfläschchen. Dieses Giftfläschchen ist ein recht ärgerliches Ding: ein tragischer Kavallerieobrist, der mit einer Unze Gift in der Patronentasche herumläuft! Dieses Gift ist ihm so etwas Natürliches, daß er es zuletzt, statt in die Tasche, in den Mund steckt, und dabei immer noch agirt, gleich als wäre er Romeo und die nun in der Helmschutze wiedergefundene Geliebte Julie. Leonore hat sich nämlich bei der falschen Nachricht von dem Tode Lothars mit einem Offizier verlobt, der des genesenen, erst in den englischen, dann in den deutschen Legionen kämpfenden Lothars General ist. Nach dem ersten Pariser Frieden sieht sie ihren Mann und den todgeschlachten Freund der Jugend wieder; der Kampf zwischen Pflicht und Liebe beizunt, Irene siegt und der verschmähte Lothar nimmt nun das besagte Gift. Warum Gift? warum kein Duell? Weil die Grausame ihr Werk, seine blaffen, sich verzerrenden Lobesflüge sehen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Räthsel aus dem vorigen Jahrhundert.

1.

Wir sind viele Brüder,
Und fast gleich an Jahren,
Dienen in zwei Reihen,
Gleich im Dienst erfahren.
Bleiben in dem Hause,
Drei wir sind geboren;
Eine enge Klausel
Ist's uns anerkennen;
Welt kauft seine Thüre,
Bringt man uns die Speisen;
Sollen wir's verlassen,
Muß man uns drauß reißen.

2.

Raubt Einer mich, so bin ich gern ihm nach,
Doch fall' ich nie dem Räuber in die Hände;
Bald bin ich eng, bald weit, oft lieg' ich offen da,
Doch hat mich Keiner wohl geküßt vor meinem Ende.

3.

Mein Körper krümmt und schlingt sich wie die lange,
Seltsame Schlange;
Ich fesse, ohne lang mich zu besinnen,
Selbst Schuldigen;
Ich berge mich bei Tag in manchem enghen Loch,
Drauß in der Nacht ich froh.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 4. Juni 1832.

Ich besah es doch einmal,
Was so thölich ist!
Dass man doch zu schwer Qual
Stimmer es vergißt!

Goethe.

A u t o b a f e .

Am warmen Kamin bin ich gestern gesessen,
Betäubt und tief versunken in mich;
Ich war bemüht, dich ganz zu vergessen,
Und darum dacht' ich immer an dich!

Wenn des Jornes Nacht ich zu Hülfe rief,
Hofft' ich der Wehmuth zu entgehn;
Ich suchte hervor all deine Briefe:
Sie sollen in Rauch und Asche verweh'n!

Sie sollen nicht mehr die Sehnsucht stützen,
Es stürzet der Bau, wenn die Säulen erst fort;
Doch ach! es konnte mir wenig nützen,
Ich trug sie im Herzen Wort für Wort.

In die Kohlen warf ich sie alle zusammen;
Bald hatte die Flamme sie kräftig geleckt;
So hast du mir einst die matten Flammen
Des Herzens zu trunkener Röhre gewect!

Oft sauden die Flammen gar heiße Worte;
Dann jauchzten sie auf in verdoppelter Lust;
Das Abbild deiner Seele verborste
An dieses Molochs glühender Brust.

Es labte mein Geist an den Todesnöthen
Der ängstlich wühenden Seugen sich;
Ich sah die weißen Blätter erstehen
Und dachte: wohl! sie erstehen für dich!

Auch dacht' ich (und fühlte die Seele bluten!)
An das durchbohrte wächserne Herz;
Ich zitterte, daß die maglichen Gluthen
Dich nagern könnten mit zehrendem Schmerz.

Und endlich begann die Flamme zu stoben,
Und unter ging der zuckende Strahl;
Ich saß, bis Mitternacht riefen die Glocken,
Im unerleuchteten frostigen Saal.

Am Morgen trat ich mit dem Gemüthe
Zum angebrannten Opferaltar;
Da lag's wie erfrorene Kirschendolche
Und Aschenflocken durchwehten mein Haar.

E p i t a f i e n

aus der Novelle:

die Zuerst (siehe N. 132)

(Fortsetzung.)

Der Baron lachte herzlich über diese Worte und
der Geistliche fuhr fort: „Doch möchte ich die hohe Stelle
dort oben, heutzutage am wenigsten einnehmen, wo es so
bunt in der Welt zugeht und Niemand weiß, was er
will. Wie leicht könnte es seyn, daß ich meinen lieben
französischen Kindern ein Schicksal gäbe, worüber sie in
allen Journalen lästerten, und indeß ich eilte, es ihnen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Instrumenten gemacht werde, die aus dem Holze gewisser Arzneipflanzen verfertigt seyen, wohne die Heilkräft dieser Hölzer inne. Die Fabel von der Wirksamkeit der Musfil gegen den Tarantelbiß hat ihre Quelle in demselben Charlatanismus. Die größten Aerzte waren lange von diesem seltsamen Irrthume befangen; selbst Maglioli, der doch leicht sich als Augenzeuge über die Sache hätte belehren können, glaubte fest und fest daran. Nach einer Menge medizinischer Schriftsteller, besonders aus dem siebzehnten Jahrhundert, läßt der Biß der Tarantel, einer Spinnart, die besonders in Neapel vorkommt, ein Gift zurück, das erst nach längerer Zeit wirkt. Die Wirkung äußert sich dann durch eine Art von Delirium, in dem die Kranken unaufhörlich springen und tanzen. Die Musfil treibt sie noch gewaltiger dazu an, und der reichliche Schweiß, der darauf erfolgt, vermittelt die Heilung. Ernstliche Untersuchung hat endlich dargethan, daß nur und Krankheit gleich grundlos sind.

Ueber die Anwendung der Musfil als Heilmittel ist schon gar viel geschrieben worden; aber leider ist in den meisten Schriften der Art ungleich mehr Gelehrsamkeit als Philosophie. Indessen sind wir überzeugt, daß die Musfil neben ihrer moralischen Wirkung auch eine physische hat; nur ist, wenn es sich von unmittelbarer Beobachtung handelt, die eine von der andern so schwer zu unterscheiden, daß die letztere, nämlich die physische Wirkung, weit besser an Thieren beobachtet wird, als am Menschen. Gewisse Fälle ausgenommen, sind die Wirkungen der Sinne auf das Seelenorgan, und umgekehrt, so vielfach verflochten, daß es äußerst schwer, ja unmöglich ist, in der von der Musfil hervorgebrachten Wirkung die reine Sensation von dem zu sondern, was auf Rechnung der Erziehung und der erworbenen Ideen kommt. Bei den Thieren dagegen ist die Wirkung der Töne, da die Ideenassociation hier aus dem Spiele bleibt, in den meisten Fällen rein physisch. Bei ihnen ist die Musfil eine Sensation und kann nichts anderes seyn; die Sensationen aber, welche die Thiere durch Töne erhalten, sind so mannigfach, zum Theil so auffallend, daß es nicht ohne Interesse seyn wird, wenn wir einige Beobachtungen in diesem Fache erzählen. Da mit den Hausthieren die umfassendsten Versuche dieser Art angestellt worden sind, so machen wir mit ihnen den Anfang.

Bekanntlich macht die Musfil einen sehr starken Eindruck auf die Hunde. In Städten, wo sie sehr oft Gelegenheit haben, welche zu hören, werden sie nach und nach dagegen ganz abgestumpft; aber die eingesperrten oder an einsamen Orten lebenden behalten die ganz ungemeyne Empfindlichkeit für Töne. Welcher Art das Gefühl ist; das die Musfil bei ihnen erregt, ist schwer auszumachen; die meisten Physiologen glauben indessen, das Geheul, das der Hund ausstößt, wenn er Musfil

hört, sey der Ausdruck von Schmerz, weil seine Gehörnerven unangenehm afficirt werden. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß der Hund, wenn er frei ist, in solchem Falle davonläuft. Man hat beobachtet, daß Hunde, die darauf dressirt waren, regungslos, als wären sie todt; liegen zu bleiben, die so gut gewöhnt waren, daß sie kein Kanonenschuß aufgeschreckt hätte, sobald sich ein Instrument hören ließ, ein dumpfes Geheul ausstießen, das sie vergeblich zu unterdrücken suchten. Einem Hunde blieb der Eindruck der Musfil so lebhaft im Gedächtniß, daß er zu heulen anfang, wenn man nur nach der Violine griff. Doktor Mead erzählt von einem Hunde, der vor Schmerz; oder, wenn man will, vor Vergnügen starb, weil er eine Musfil, die er mit gellendem Geschrei begleitete, lange hatte anhören müssen. Auch von andern Thieren weiß man, die auf diese Weise getödtet wurden, namentlich Katzen. Die Katzen mauern zuweilen beim Tone von Instrumenten; doch ist dieß weit seltener als bei den Hunden.

Andererseits ist bekannt, mit welchem Vergnügen viele Vögel, namentlich aber der Zeisig, den Liedern horehen, die man ihnen vorspielt. Bei den ersten Tacten nähert er sich dem Instrument, so weit er kann, und lauscht unbeweglich, bis das Stück zu Ende ist; dann schlägt er, als bezeugte er seinen Beifall, mit den Flügeln. Die Vögel haben bekanntlich noch das Eigenthümliche, daß sie Gedächtniß für Töne haben, daß sie dieselben nicht, wie die Hunde z. B. zu thun scheinen, isolirt auffassen, sondern in ganzen Passagen, die sie behalten und nachahmen. Auch das Pferd äußert Sinn für combinirte Töne, aber wieder auf andere Weise. Unstreitig ist es sehr empfänglich für Musfil, und man bemerkt zweierlei Sensationen bei ihm: die eine wird durch den Klang vermittelt, die andere durch den Tact.

(Der Besluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai,

(Beschluß.)

Schwert und Hand. Katastrophe.

Das erzählt Eleonore; die alle Liebe erwaacht; Lothar vernimmt sie, daß es mit dem Tode noch nicht sey; sie will mit ihm fliehen, und während er, vom Todesstrauch zerrißten, hinaussteht, stürzt der General mit gezücktem Schwerte auf die ehnmächtige Gemahlin. — Er will sie ermordeu. Nein! er thut es nicht, er wirft ihr das nackte Schwert zur Seite und ruft: „Gib Du die Hand, ich reich Dir das Schwert!“ Natürlich erschrickt sie sich; Lothar ist todt, der General besinnt seine Schuld (intencirtter Mord) dem Fürsten; auch dieser wagt kein Urtheil und sagt mit entseßlicher Emphase: „Stirb, wenn Du kannst, und lebe, wenn Du darfst!“ oder

vielleicht auch umgekehrt; denn Beides kommt auf Eins heraus. Navarona ist von Elba zurückgeführt und der General wirft sich ins Schlachtgewühl. — Das Verdienst einer blühenden, wahrhaft schönen Diction, deren Kunst und Natur mit der so vielfach besprochenen Ranpachschen Diction nicht zu verwechseln ist, abgerechnet, kann diese Tragödie als ein Gegenmittel gegen den gewöhnlichen Beschmacl betrachtet werden. Es ist in der That viel gewagt, in einer Zeit, wo auf dem Theater so viel geispielet und gebolcht und dabei die Geduld des Publikums gerädert wird, einmal die Dichtung darzustellen, wo man die Collisionen mit der Kriminaljustiz gar ängstlich vermeidet, und selbst die ratgebenden Diener, die, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, wenn sie den Jammer nur veranlaßt haben, nicht, wie anderswo, vom Leben zum Tode befördert, sondern ihnen nur aufgibt, einen Leichnam zu bewachen, und dies als etwas Uebernatürliches! Außerdem läßt sich denken, daß der Dichter die Gelegenheiten, auf die Beiten der Freiheitskriege anzuspielen, nicht unbenutzt vorüberließ. Einige sehr schöne Stellen verdienen in dieser Hinsicht alles Lob. Der Hof, an dem die ganze Handlung vor sich geht, ist die deutsche Begeisterung, und es ist sehr anzuerkennen, daß die handelnden Personen doch noch etwas anders gehalten sind, als die Freiwilligen von Anno 13. Nur an einer Stelle merkten wir wieder, daß die Sache doch eigentlich in Preußen verfallen muß; denn schon im ersten Akt wendet sich Einer an das Publikum ungefähr mit dem Ausruf: „Wie glücklich sind wir, daß unser Land Scepter Vertrauen und die Liebe seine Krone ist!“ Das hat ja wohl nur für Preußen Sinn? Immerhin, man hat die Loyalität noch lieber poetisch, nur muß sie einmal nicht praktisch, am wenigsten aber jetzt werden. Da sah ich neulich an einem Bilderladen zwei Gruppen, in denen unsere Staatszeitung endlich einmal Farbe, aber Infosfarbe angenommen hatte. Karikaturen im offiziellen Sinne sind ein unerträgliches Geschmacl. Eine Kuh soll die belgische Frage vorstellen; der Holländer zieht hier, der Belgier dort, der Franzose und der Hahn haben die Kuh besetzt, ein Rosack droht in der Ferne mit dem Kantsaub. Keiner hat rechten Vortheil; nur ein englischer Gentleman zapft unten die Milch aus dem Euter der Kuh und zieht auf dem zweiten Bilde frohlich von dannen; der Belgier liegt am Boden, der Holländer besitzt die Kuh und der Rosack treibt den Franzosen und seinen Hahn davon. Mir fiel dabei eine silberne Dose ein, die sich einer unserer Könige einst machen ließ und die sich auf der Kunstkammer befindet. Ein Hahn greift nach einer Orange: Frankreich will Oranien; aber ein leiser Druck bringt an die Stelle des Hahns den preussischen Adler, wie er sich seine Schwirgen ausbreitet. In der That, das schließe noch, daß die Legitimität wichtig würde!

Paris, Mal.

Die Nation der Charruas.

In der Sitzung der Pariser Academie der Wissenschaften vom 7. Mal machte der Secreminister die Anzeige, daß der Kommandant der Gabelle Guinlaktion einen Indier von der Nation der Charruas in Toulon an das Land gesetzt habe, der nach Paris gebracht werden solle. — Die Charrunas wohnen jetzt freilich sehr gesichert, an den Ufern des Urogandj an der nördlichen Grenze der Republik Monte-Video. Sie ist vielleicht die kriegerischste und wildeste Nation unter allen, welche sich noch in jenen Ebenen herumtreiben, und die Spanier verloren früher gegen sie mehr Leute, als bei der Eroberung von Mexiko und Peru. Noch jetzt sind sie

nicht ganz ausgerottet, und da sie den Besitzern von Estancias in Monte-Video von Zeit zu Zeit durch ihre Einfälle sehr gefährlich werden, so unternahm der Präsident der Republik, Don Fructuoso Ribera, im Jahr 1831 einen Streifzug gegen sie, wobei der Stamm für den Augenblick völlig zersprengt und hundertfünfzig Männer und Weiber zu Gefangenen gemacht und nach Monte-Video geführt wurden. Juan Diaz de Solis, der erste Seefahrer, der den Rio de la Plata entdeckte, fiel gegen die Charruas; sie verbreiteten sich damals an dem nördlichen Ufer dieses großen Stromes von Matto-nabo bis an den Uruguay. Von jeder zeichneten sie sich durch Tapferkeit und Grausamkeit aus; so lange die Spanier Desloroufeuere gegen sie machten, fielen die Wilden nach der ersten Salve blitzschnell über sie her und machten sie, bevor sie wieder laden konnten, mit ihren Lanzen nieder. Später machten die Spanier Kottensfeuer auf sie, und dieses Mittel schlug an. Die Charruas sind treffliche Reiter; von Sätteln und europäischen Waffen wissen sie nichts; sie führen eine 10 — 11 Fuß lange Lanze, die Schlinge, den Bogen und die Schussler. Sie sind ganz mit Unarzieser bedeckt, weil sie sich niemals waschen; dies, verbunden mit der natürlichen Wildheit ihrer Buge, macht ihr Aussehen wirklich abscheulich; der Indier, der nach Frankreich gebracht worden ist und weiter unten beschrieben werden wird, kann für den Typus seines Stammes gelten. Sie verheirathen sich sehr jung und nehmen mehrere Weiber; es braucht dazu nichts als das Jawort der Eltern; die Scheidung steht beiden Geschlechtern gleich frei. Sie leben fast von nichts als von rohem oder halb gebratenem Pferde- und Dorsfleisch, von Straußeneiern und wilden Hühnern. Ihr Lieblingsgetränk ist die Chica, eine Art Branntwein, den sie aus Honig und Wasser selbst bereiten. Ihre Wohnungen bestehen aus Baumzweigen, Dorsen und Pferdehäuten, und sind furchtbar schmutzig. Bei dem Tode eines Vaters, Gatten oder erwachsenen Bruders schneiden sich die Töchter, Frauen, Schwwestern ein Gelenk von einem Finger ab; der kleine Finger kommt zuerst an die Reihe; Aberdies stoßen sie sich die Lanze oder das Messer des Verstorbenen zu wiederholten Malen durch den Arm, in die Brust oder die Seite; darauf fasten sie zwei Tage lang. Die Männer trauern nicht für ihre Weiber; aber beim Tode des Vaters läßt sich jeder erwachsene Sohn ein solches Stück Holz von der Hand bis zur Schulter durch die Armbaut treiben, so daß das Stiel förmlich ansetzt ist. In diesem Zustand bringt der Leidtragende die erste Nacht in einem Loch zu, in dem er bis an die Brust steht; den folgenden Tag nimmt er das Holz heraus und isst und trinkt zwei Tage gar nichts; er fastet sich dann noch vierzehn Tage, und damit ist die Trauer zu Ende. Von Gesang und Tanz sollen sie nichts wissen, ebensowenig von Religion, von Gesetzen und Anführern. Doch versammeln sich die Familienälter und besprechen sich, wenn es gilt, einen Kriegszug zu unternehmen. Die Männer sind nackt oder tragen einen ärmlichen Poncho, die Weiber tragen ein baumwollenes Hemd, und dieser bescheidene Anzug ist meistens vom Vater oder Gatten gestohlen oder geraubt; — Die Regierungen vom Rio de la Plata haben verschiedene Versuche gemacht, diese lästigen Nachbarn zu civilisiren, indem sie dieselben in den Niederlassungen vertheilten, oder sie unter die Truppen setzten; es gelang ihnen aber selten.

(Der Beschluß folgt.)

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 5 . J u n i 1 8 3 2 .

Wenn die Trompete hart klingen, spricht es: Gut, und rückt den Schritt von fern.

S. 106.

Vom Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere.

(Beschluß.)

Die Kollare, die Glöckle, die Stimme machen keinen bedeutenden Eindruck auf das Pferd; aber bei der Trompete, und überhaupt den Blechinstrumenten, spitzt es die Ohren und kehrt sie dem Orte zu, woher die Töne kommen, es bläst die Nasenlöcher auf, trippelt und verräth durch alle seine Bewegungen, daß es sehr angenehm afficirt wird. Aber auch für den Rhythmus ist das Pferd sichtbar empfänglich; jeder hat schon im Carroussel Pferde nach der Musik im Takt umbertanzen sehen. Die Thiere aus dem Antilopengeschlecht, Hirsch, Reh, sind so ziemlich in dieser Hinsicht ebenso organisiert, wie das Pferd. Auch bei den Nagethieren, besonders beim Biber und der Ratte bemerkt man ähnliche Empfänglichkeit. Bourdelot versichert, er habe auf der Messe zu St. Germain acht Ratten zur Musik tanzen sehen.

Sogar Reptilien und Insekten äußern Gefühl für Töne und ihre Modifikationen; so kann die Eidechse wirklich für den Hauptdilettanten unter den Thieren gelten. Sie liebt die Wärme sehr und sonnt sich mit großer Begierde. Wenn sie so liegt und eine Stimme oder ein Instrument sich hören läßt, so gibt sie alsbald durch alle ihre Bewegungen zu erkennen, wie angenehm sie afficirt wird. Sie dreht und wendet sich, legt sich bald auf den Rücken, bald auf den Bauch, bald auf die Seite, als wollte sie alle Theile ihres Körpers dem tönenden

Fluidum, das sie wollüstig umspült, ansehn. Aber sie ist Kennerin und nimmt nicht jede Musik für gut hin. Harte, raube Stimmen, gellende Töne, rauschende Musik missfallen ihr; will man es ihr recht machen, muß man gedämpft und in langsamem Takte spielen. Man sah eine sichtbar sehr alte Eidechse aus ihrem Mauerloch hervorkommen, so oft man das Adagio in F aus dem Quartett in C von Mozart spielte, und sich an der köstlichen Harmonie erlaben. Sobald das Instrument schwieg, zog sie sich langsam zurück; fing man dasselbe Stück wieder an, so blieb sie stehen, horchte einen Augenblick, ob sie sich nicht irre, und begab sich dann wieder auf ihren ersten Platz. Kein anderes Musikstück brachte dieselbe Wirkung auf das Thier hervor. Vater Labat erzählt in seiner Beschreibung von Martinique eine ganz ähnliche Geschichte.

Nach den Berichten mehrerer Reisenden wird die Klapperschlange in Guiana durch den Ton des Flageolets zahm gemacht; dasselbe erzählt man von der furchtbaren Wiper auf Martinique, ser do lanos genannt, und Etteaubriand versichert, er habe in Oberkanada eine wüthende Klapperschlange, die in sein Lager gedrungen war, beim Tone einer Glöckle ruhig werden und dem Spieler nachgehen sehen. Von allen Insekten scheint die Spinne am meisten Sinn für Musik zu haben. Man sieht sie an ihren Fäden rasch herabfahren und sich dem Orte nähern, woher die Töne kommen. Hier bleibt sie oft Stundenlang unbeweglich sitzen. Bekanntlich haben Gefangene auf diese Weise Spinnen gezähmt und an sich gewöhnt.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Episoden

aus der Novelle:

Die Zerrißenen.

(Fortsetzung.)

„Kann es wohl etwas Trostloseres geben, als den Werther?“ rief der Journalist heftig; „ist es wohl möglich, die Verirrung so weit zu treiben, den Leuten glauben machen zu wollen, solch ein Charakter sey edel, stark, wahr? Ich finde nur einen Gesichtspunkt, in welchem betrachtet dieses Produkt Leben und Wahrheit einigermaßen erhält; nämlich der Leser muß annehmen, der junge Mann tödte sich nicht aus Liebesverzweiflung, diese hat meinetwegen auch einen großen Theil an seinem Tode, sondern der eigentliche Grund desselben sey die bewußtgewordene Ohnmacht, das uns allen vor Augen stehende ewige Räthsel unsers Daseyns zu lösen. Aus innerem Zwiespalt und Lebensüberdruß flüchtet er ins Nichts. So nur kann ich Selbsterlöbde und Selbstmord vereinigt denken, und von dieser Seite angesehen, gewinnt die Fabel Bedeutung, indem durch sie jene Stürme angedeutet worden sind, die bald darauf durch alle Länder dahinsbrausen sollten und die zu beschwören, die heutige Welt berufen scheint. Das gewöhnlich angenommene Motiv des Wertherschen Mordes ist aber so siegwärtisch schwindelhaftig weichlich, daß sich im Ernst kein poetischkräftiges Gemüth hinein verliehen kann.“ Ottfried war hinzugetreten und rief: „Wenig Sie doch, Theuerster, nicht von Poesie reden wollen, deren Wesen und Gehalt Sie nun einmal durchaus nicht begriffen haben. Wie ein schöner Park nicht dazu dienen kann, eine Stadt zu befestigen und Thürme und Mauern entbehrlich zu machen, ebensowenig sollte ein Politiker von Poesie reden; genug, daß man ihm zugibt, daß seine Kanonen, Mörser, Säbellsingen und Deputiertenkammern, sammt allem kriegerischen Lösspapier, notwendige Uebel sind; da sollte man sich doch zufrieden geben und uns unser Theil lassen.“ — „Schon wieder ein großer Irrthum!“ rief der Zurechtgewiesene; „nur die höchste Einseitigkeit kann das Leben und seine Erscheinungen in starre Klassen theilen wollen. Dieses ist die Quelle so vielen Streits und Cleuds unserer Tage, daß nämlich ein Theil der Menge sich ausschließt und behauptet, die Sache gehe ihn nichts an. Jeder und Alle müssen vereint wirken, wenn die Aufgabe genügend gelöst werden soll.“ — „Thun Sie, was Sie wollen,“ sagte Ottfried empfindlich; „nur kann ich es nicht leiden, daß unser großer Dichter getadelt wird, und von Leuten, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen.“ — „Mit einer einseitigen Bewunderung,“ nahm der Journalist das Wort, „kommen wir heutzutage nicht weit. Das Repräsentiren ein-

zelner Geister hat aufgehört und an die Stelle ist die beglückteste Wirksamkeit aller getreten; die Gesamtheit hat Stimme erhalten, und in dieser findet die Poesie, wenn sie sich ausdrücken will, ihr würdiges Organ. Fragen wir doch, was denn jener große Geist, dem es vergönnt war, in so mancherlei Beziehungen aufs Ganze zu wirken, was er denn Treffliches geleistet? Wo sind die löblichen Einrichtungen, die sein Staat ihm, seinem ersten Staatsmann, verdankt? was hat eine Generation, die bittend zu ihm hinaussah, von ihm zur Förderung und Feststellung der edelsten und schönsten Menschenrechte gewonnen? Auf welche Weise wucherte er mit dem Schatz, der in geläuterter Wissenschaft und Kunst ihm anvertraut worden? Die Antwort ist, um sein eigenes Selbst zu verherrlichen, um seinem Haupte die Krone aufzusetzen, that er alles, was er that. Selber der Fürst seines Fürsten, übte er die heillose Geistesdespotie über seine ganze Zeit aus, die zu schwach und verweichlicht war, um dieses Joch zu fühlen und abzuschütteln.“ Eine Pause entstand, während welcher Ottfried sich, im höchsten Grade verstimmt, abgewendet hatte; endlich sagte er: „Es hört ja aller Streit sogleich auf, wenn man die Poesie als eine milchende Kuh betrachtet, und dafür sieht unsere Zeit freilich alles Edle und Große an.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Ein Quartalndler in Frankreich über den Obelsten von Luzor. Ramon Mataoso, der Jubler, den der französische Kommandant der Emulation von der Regierung von La Plata zum Geschenk erhalten hat, ist ein Mann von mittlerer Größe, aber unterst, und alle seine Glieder tragen das Gepräge großer Kraft; seine Farbe ist hellkastanienbraun, seine Haare sind schwarz und fettig und wimmelten von Ungeziefer, bevor man sie ihm an Bord des Schiffes kurz abschneidte; er hat kleine Nase; sehr hübsche kleine Hände, einen großen Kopf und ein aufgebunzenes Gesicht, was vom auffallend starken Hervortreten der Backennothen herrührt. Die Nase ist klein, aufgestülpt, und springt kaum vor eine Linie vor, die man über beide Augennothen wegzieht. Er hat keinen Bart, kleine, von starken Brannten beschattete Augen und ein annehmend scharfes Gesicht. Ramon hatte fünf Weiber, die mit ihm gefangen nach Monte-Bideo geföhrt worden waren; da man ihm nicht erlaubte, sie mitzunehmen, so brachte er die ersten Tage der Ueberfahrt in einem unerwärtigen Zustande von Stumpfheit zu. Er weinte zuweilen, wenn man ihn strich, besonders wenn man ihn zur Arbeit anhalten wollte, und ängerte dabei immer — er verstand und sprach etwas spanisch — er sey arm. Er gedachte sich indessen nach und nach an seinen Zustand und wurde endlich heiter. Zum Zwischmeister sagte er große Junctung und glaubte ihm etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen, indem er ihm versicherte, er wolle in Frankreich seine Frau heirathen, bevor oft fragte er, ob es in Frankreich Pferde gebe, und als man

ihm sagte, er solle dort Pferde und Weiber in Menge haben, freute er sich sehr. Gerne vertauschte er zwei kleine Lumpen mit ordentlichen Kleidern, aber an Schuhe gewöhnte er sich schwer; sein Gang erregte lautes Gelächter unter der Mannschaft, was er aber gar nicht abetnahm. Mataojo mußte sich mit dem Lebensmitteln an Bord begnügen, doch kam ihm mitunter ein Gelüste nach Menschenfleisch an; er sagte einmal zu einem jungen Menschen ganz ernsthaft, er müßte ein treffliches Essen seyn, und vertraute Verschiedenen von der Mannschaft, er habe in seinem Leben gegen zehn Weiber umgebracht und gegessen. Er gab durch Abzählen an den Fingern zu verstehen, er sey neunundzwanzig Sonnen alt.

In der Sitzung der Akademie vom 21. Mai las Dupin einen Aufsatz über den Transport des bekannten, vom Vizekönig von Egypten der französischen Regierung zum Geschenk gemachten Obelisks, namentlich über die Art und Weise, wie er von seinem Fußgestell abgenommen und an Bord der Gabbare Luxor gebracht worden. Die Arbeit wurde durch den Ausbruch der Cholera unterbrochen, die zuerst unter den arabischen Arbeitern bestig wüthete, und dann auch unter der Mannschaft des Luxor ausbrach; von den fünfzehn Erkrankten starb indessen nicht ein einziger. Dupin schlägt vor, dem Architekten, der eine so große Arbeit, ohne Unglücksfall und durch höchst einfache Mittel, zu Stande gebracht, den mechanischen Preis aus der Montyon'schen Stiftung zuvererkennen. Girard meint aber, man müsse doch vorher wissen, ob der Ingenieur dabei wirklich seine Wissenschaft geübt habe, mit andern Worten, ob bis jetzt noch nie ein Obelisk von dieser Größe eingeschifft und transportirt worden sey. Nun sey aber offenbar der Obelisk, den man den Nil herabgeführt, um ihn nach Frankreich zu schaffen, schon einmal auf diesem Fluß geschwommen, und zwar an einer ungleich schwierigeren Stelle desselben, da sie weiter von seiner Mündung entfernt gewesen. „Der Stein war in Arabien oder Abyssinien gebrochen worden, und mußte, sollte er nach Aegyden gebracht werden, nothwendig über den letzten Catharact hinab, der damals wohl noch bedeutend höher war als jetzt. Ja, sehr wahrscheinlich war der Obelisk damals noch weit größer als jetzt. Bekanntlich läuft durch sein unteres Drittheil ein Riß, und dieser scheint von einem alten Bruche her zu rühren. Die letzte Hieroglyphenreihe unten bricht in der Mitte ab und es scheint wirklich ein Stück des Steins zu fehlen. Man hat also vor Alters größere Obeliske auf schwierigeren Pfaden fortgeschafft.“ — Dupin erwiedert, darauf, daß die Alten so Großes geleistet, folge nicht, daß sie auch so sinnreiche Mittel angewandt, wie der Franzose. Im Gegentheil habe bei ihnen allem nach die Menge der menschlichen Kräfte eigentliche mechanische Vorrichtungen, die einfachsten ausgenommen, unadthig gemacht. Desfroid St. Hilaire bemerkt dagegen, die ägyptischen Monumente seyen so riesenhaft und die Schwierigkeiten, mit denen die Erbauer häufig zu kämpfen gehabt, so groß, daß man sich nothwendig von den Kenntnissen dieses Volkes in der Mechanik einen Vortheil machen müsse. „Als Ramsyses in Egypten einrückte, fand er immerhin sein Heer einen ungeheuern Kolossen, vor welchem ein Rieselblock aufgebaut war; offenbar wollte der Eroberer das Denkmal ganz zerstören, aber der Stein ist so hart, daß die Bildsäule nur in wenige, halb halb Hammer noch sehr voluminöse Stücke zerbrochen werden konnte. Als die französische Armee in Egypten war, beschloß man, nicht etwa ein ganzes solches Bruchstück nach Frankreich zu schaffen, sondern nur die Hand von einem fast noch ganz erhaltenen Arm, der auf dem Boden lag, zu diesem Zweck abzuhauen. Nachdem man mehrere Tage lang an einem halb-

kreisförmigen Einschnitt gearbeitet hatte, sah man, daß es das mit gar nicht vorwärts wollte, und so mußte man die Sache aufgeben.“ — Dureau de la Malle kommt auf Dupin's Aeußerung zurück, daß die Ägypter wohl bei ihren Bauten eine Unzahl von Arbeitern angestellt haben. „Egypten,“ sagt er, „war weit nicht so bevölkert, als manche Schriftsteller sich eingebildet haben. Ich habe die Größe seiner Bevölkerung nach dem Flächenraum urbaren Landes zu berechnen gesucht. Der letztere kommt etwa dem Flächeninhalt von Ile de France gleich, und nie konnten da wohl mehr als 7 — 8 Millionen Menschen leben. Petroune hat seine Berechnung nach andern Grundlagen angestellt und sein Resultat stimmt mit dem meinigen bis auf etwa 100.000 Seelen überein. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß man in einem Lande, wo der Handel sehr lebendig war, wo eine Menge sehr einträglicher Gewerbdzweige getrieben wurden, sich bei Bauten, welche sehr großen Kraftaufwand erfordern, zu Ersparung von Menschenarmen nicht nach mechanischen Hülfsmitteln, ähnlich den jetzt gebräuchlichen, umgesehen haben sollte.“ — Girard bemerkt, unter Sixtus V. sey in Rom ein Obelisk wieder aufgestellt worden, derselbe, den Kaiser Konstantin aus Egypten nach Rom, über die See und die Libier herauf, hatte bringen und aufstellen lassen. Dupin erwiedert darauf, die damals angewandten Maschinen seyen viel weitem complicirter gewesen, es seyen weit mehr Menschen dazu gebraucht worden, als bei Einschiffung des fraglichen Obelisks; zudem sey der Obelisk von Luxor weit größer als der römische. Girard behauptet geradezu das Gegentheil, und schließlich bemerkt Brago, die Hindus errichteten noch heutzutage Gebäude, welche in Größe mit den ägyptischen wetteifern. Ein Gebäude dieser Art habe sich erst vor Kurzem unter den Augen der Engländer erhoben; ungeheure Steinsäulen seyen dabei mittelst höchst einfacher Apparate, deren Beschreibung in einer der letzten Nummern der Verhandlungen der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Edinburg zu lesen sey, aufgehoben und an ihre Stelle gebracht worden.

Kopenhagen, den 12. Mai.

Es hat den Erben meines verstorbenen Freundes Friedrich von Mattblisson beliebt, meine Korrespondenz mit demselben dem Publikum mitzutheilen, ohne mit mir auf irgend eine Art Rücksprache darüber gehalten zu haben. Ich bin mit Mattblisson einundvierzig Jahre hindurch in fast ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, ohne daß ich jemals geglaubt hätte, daß diese vertrauten Briefe irgend Jemandem, am wenigsten dem Publikum, mitgetheilt werden möchten. Da dieses nun widerrechtlich geschieht (denn Briefe können nur als Briefe, nicht als Manuscripte zum Druck, das Eigenthum des Empfängers und seiner Erben seyn), so sehe ich mich genöthigt, zu erklären, daß der Druck dieser vertraulichen Korrespondenz völlig wider meinen Willen geschehen ist, daß ich davon erst unterrichtet ward, als sie schon unter der Presse war, daß ich dawider, als wider eine widerrechtliche Handlung, protestire und mich von jeder Verantwortlichkeit wegen ihres Inhalts lossage, welche allein auf dem Herrn Ausgeber haftet.

Friedrich Braun, geb. Müller.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

M o n a t s b l a t t

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 6 . J u n i 1 8 3 2 .

Wenn Tugend ansetzt vom geringsten Stand,
Der Töchter adelt sich mit eigener Hand;
Doch Tadel, noch geküßt, und Tugend klein,
Ist wasserlucht'ge Ehre.

Shakespeare.

Der Vater Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von
Edw. Robert.

Ein junger Mann von altem französischen Adel — er möge, um nicht seinen wahren Namen zu nennen, Graf Eduard von Montfontaine heißen — hatte, von einer Geschäftsreise nach Paris zurückkehrend, einen kleinen Umweg gemacht, um eine Verwandte von väterlicher Seite zu besuchen, die in einer Fabrikstadt des nordöstlichen Frankreichs von einem mäßigen Einkommen bequem, ja, durch einen weissen Haushalt, sogar mit einem gewissen Aufwand lebte; dabei sie denn auch für sehr reich und für sehr geizig gehalten wurde, obwohl sie keines von beiden war. Ihr verstorbener Mann, der unter Napoleon einen bedeutenden Militärposten bekleidete, und in der Schlacht bei Leipzig geblieben war, habe ihr, so hieß es, ein gewaltiges Vermögen hinterlassen, dessen Zinsen mehr als das Fünffache ihrer jährlichen Ausgaben betragen sollten. Auch der Graf Eduard glaubte diesem Berede, glaubte ihm um so mehr, als er schon in mancher dringenden Geldverlegenheit die Liberalität seiner Tante erfahren hatte; eine Liberalität, die ihn einerseits immer wieder zu der alten Dame hinstog, obgleich sie ihm andererseits, nämlich als unschlachtige Besinnung für eine so Hochgeborene, äußerst verhaßt war. Nicht daß ihr etwa demokra-

tische, oder gar demagogische Grundsätze vorzunehmen waren — im Gegentheil! ein heftiger Mann der Bewegung würde sie eine Absolutistin, eine Servile genannt haben. Aber sie hatte in den Jahren jugendlicher Empfänglichkeit Geist und Gemüth mit den Schriften eines Jean-Jacques, eines Voltaire's, eines Diderot und der andern Encyclopädisten genährt; sie hatte späterhin einen Mann geheiratet, der sich mit allem Feuer der Leidenschaft für Freiheit in den Strudel der Revolution warf, dann ein eben so leidenschaftlicher Anhänger Napoleons, sie eben so glühender Verteidiger seiner unumschränkten Welt Herrschaft wurde; die Rückkehr der Bourboniden hatte ihre Seele mit den freundlichsten Bildern ihrer frühesten Jugendzeit erfüllt; zugleich aber that es ihr weh, die erntenerungsreichen Nationalfarben in den Staub treten zu sehen; die wieder aufstauende Priestermacht erregte ihn Widerwillen und Besorgnis; und so hatte sie sich, aus den verschiedenartigsten Eindrücken ihrer so wechselvollen Lebenszeit eine — wenn man so sagen darf — Besinnung bereitet, die gar keine Farbe trug, eben weil sie aus allen Farben zusammengemischt war. Ganz anders verhielt es sich mit dem Grafen Eduard von Montfontaine. Er war kaum sechs Jahr alt, als seine Eltern mit ihm emigrierten; sie gingen, nachdem sich die Armee des Prinzen Condé aufgelöst hatte, nach Rußland; dort starb ihm nach einigen Jahren der Vater und ließ den Knaben und seine noch junge und schöne Mutter in äußerst misslichen Umständen zurück. Zwar lebten dort nahe Verwandte

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

hartige Erziehung vollendet war, trat er in die Dienste der ostindischen Compagnie, focht in jenen fernem Him- melstücken, und nachdem dort die Kunde von dem ver- unglückten Ausgang des russischen Feldzugs hingelangt, konnte er nicht, seine Entlassung zu bewirken, erreichte kurz nach der Leipziger Schlacht die englische Küste, und kehrte mit dem Gefolge Ludwigs des Achtzehnten in das langersehnte Vaterland, in das ihm völlig unbe- kannte Frankreich zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

G E S O R D E R

aus der Novelle:

die Zerrißenen.

VII.

Wir sehen den Poeten Ditsried, den Journalisten und den Prediger in heftigem Zank. Der Journalist hatte wiederum Angriffe auf Ditsrieds gefeierten Dichter gemacht und durch diese den Poeten und den Pastor in Zorn gesetzt. „Was wollen Sie mit ihrem achtdeutschen Charakter?“ schrieb Ditsried, „was soll ich unter dem vagen Begriff von Deutschtum, Deutschthum verstehen? Ist unser großer Dichter kein Deutscher? kein vaterländischer?“ — „Nein,“ entgegnete der Journalist ruhig, „denn er hat kein Vaterland!“ — „Eine neue, seltsame Behauptung!“ rief der Pastor Kopfschüttelnd. — „Und nennen Sie es mir,“ feste der Doktor eben so ruhig hinzu; „wie heißt es, wo liegt es? Ist's etwa das kleine Ländchen, in dessen Hauptstadt er ein Haus, einen Garten besaß, ist's das Gebiet jener Stadt, in der er das Licht der Welt erblickte? Ist nicht eben so gut Frankreich, Italien, das alte Griechenland, England, der Norden wie der Süden Europas, sammt dem Orient, sein Vaterland?“ — „Ich fasse Ihre Ansicht,“ rief Ditsried, „Sie zielen auf die große Objektivität unsers Poeten, und ist es nicht diese gerade, mit deren Hilfe es ihm gelang, so mächtig zu wirken, wie er gewirkt hat, indem er, in einem Bilde zu reden, die Perlen aus dem Meere, das bunte Geflügel der Luft, die schwimmenden Erze der Tiefe, die Gewächse fremder Zonen alle zusammen vereinigt hat, um sie aus seinem goldnen Füllhorn dem mit ihm leben- den Geschlechte vorzuschütten? Alles Schöne und Treffliche einer Zeit, ja diese Zeit selbst kommt nur durch den Mund der Dichter auf die Nachwelt; sie sind das Organ, und die mannigfaltigsten Richtungen des Geistes vereinigen sich hier, um in einem ödnenden Prophetenspruche offen- bart zu werden. In dieser Beziehung schreiben Dichter die Geschichte, und in diesem Sinn wird für das entsef- selte Verständnis die Geschichte am Gedicht.“ — „Ich trete vollkommen Ihrer Ansicht bei,“ rief der Journalist;

„doch um den Poeten mit einer solchen weltgeschichtli- chen Würde zu bekleiden, muß er einen festen Standpunkt haben, von welchem aus es ihm möglich wird, seine Be- stimmung nach allen Seiten hin zu erfüllen; er muß sich als Glied einer Kette fühlen, aus der er nicht heraus- kreibt, sondern die er nur fester verbinden hilft, mit einem Wort, der Poet muß ein Vaterland haben: Bezieht es dem Denker, frei von beschränkenden Be- hältnissen der Gegenwart, dem Ziele, das er sich über alle Zeit hinausgesteckt hat, auf dem Wege einsam ged- beteter Betrachtung nachzugehen, so sitzt der Dichter, ein Genosse seiner Zeit, auf dem bunten Markt des Lebens da; er leidet, kämpft und siegt mit den Leidenden, er jubelt mit den Jubelnden, und beständig wandelt der be- wegte Zug vor seinem Auge vorüber; Wolken, Sonne, die ganze vaterländische Natur sieht man als Hintergrund zu seinen Gemälden; er ist ebensowenig von dem Lande, wo er geboren, zu trennen, als Duft und Farbe von der Nase zu scheiden ist; denn die Liebe, die Achtung seiner Mitbürger ist die Nahrung, mit der die Wurzel seines Daseyns sich sättigt; der feste Grund der allgemei- nen Wohlfahrt ist auch der sichere Boden, auf dem er fußt. Nähme man dem Poeten sein Vaterland, so nähme man seiner Harse den Klang. Erscheinen nicht die großen Epiker und Dramatiker der Griechen, von diesem Standpunkte aus gesehen, so großartig? stehen nicht Ariost, Dante, der Dichter der Nibelungen, der große Britte und endlich unser deutscher Sänger des Messias hierin als Muster da? Der letztere ist der Dichter der Nation, bei ihm findet man deutsches Wort, deutschen Glauben, deutsche Vaterlandsliebe und Innigkeit.“ — „Sie mögen Recht haben,“ nahm Ditsried das Wort; „die Poesie, wie alle andern freien Künste, sagte sich in unserer Zeit von dem nächsten Bedürfnis der gegenwär- tigen Welt los; sie will keinem vorgeschriebenen Zwecke dienen und verlangt selbstständig dazustehen, und diese Selbstständigkeit hat sie erlangt, seitdem sie aus dem Stande unbewusster Kraft herausgetreten ist; und an der Hand der Kritik sich auf ihren jetzigen Standpunkt ge- schwungen hat. Heutzutage muß nun natürlich die Stel- lung eines großen Dichters eine andere seyn; er findet bei seinem Erscheinen eine völlig eingerichtete Welt, die seiner nicht bedarf; er muß also, um auf seine Weise wirksam einzutreten, sich der Laune Einzelner anschlie- ßen, abgesehen davon, ob diese Einzelnen sich in seinem Geburtslande oder am entfernten Pol befinden; um seine innere Unabhängigkeit zu behaupten, muß er in eine äußere Abhängigkeit sich fügen, und statt des kleinen Bodens, den er früher in Liebe und Treue mit seinen Mitbüdern theilte, öffnet sich ihm jetzt die ganze Welt. Der sinnliche, mit Gesang begabte Naturmensch, der früher den Dichter machte, vereinigt sich heutzutage mit

dem forschenden Denker, und diese Beiden, im Bunde mit der Kritik, bringen jene große Weltanschauung hervor, die wir beim Genius unsers großen Dichters bewundern und durch die er auch bei allen kommenden Jahrhunderten leben wird, indes der Poet, der nur die überberrauschenden Interessen der Zeit auffaßt, längst vergessen ist. Und am Ende, was bleibt dem Dichter, wenn es ihm nicht erlaubt wird, über den kleinen Streit, die niedrigen Armseeligkeiten, mit denen der Bürger der Staatsgesellschaft sich abquälen muß, hinwegzufliegen und hinauszustreben?“ — „Wem alle diese Dinge nur Erdärmlichkeiten scheinen,“ rief der Doktor heftig, „wem der Glaube seiner Väter, der Herd seiner Ahnen, die Liebe seiner Zeitgenossen nur Gegenstände der Reflexion, nicht des Herzens sind, freilich, der hat Recht, sich von Allem loszusagen und von der kalten Höhe des Berges herab zu erklären, daß er die Dinge zu seinen Füßen nur höchst klein und unbedeutend finde.“ — Der Pastor nahm das Wort und sagte: „Ich habe, so sehr ich auch den Sängern des Messias verehere, doch nie rechtliches Gefallen an seiner spröden, kalten Vaterlandsliebe finden können; ja sogar, Gott verzeihe mir die Sünde, der gute Herrmann und seine Eberndler sind mir ordentlich etwas abgeschmackt erschienen, und Gleim hat für mich weit mehr Wärme und Begeisterung.“ — „Ich sehe,“ rief der Journalist, „für die Poesie nur Ein Heil, nämlich sie muß sich entschließen, den eingebildeten hohen Standpunkt, die kalte Höhe, auf der sie sich doch nicht wird erhalten können, zu verlassen, um sich wieder an die einfachen Bedürfnisse der Menschen anzuschließen; sonst geschieht, was durchaus nicht anbleiben kann, daß sie entweder auf dem Wege der Reflexion sich selber zerstört, oder dem kalten Indifferentismus anheimfällt, der sie schonungslos vernichtet. Sehen wir sie nicht in den Versen unsrer neueren Dichter diesem drohenden Verderben schon ganz nahe? Wir, wir eilen, ihr wüthendes Haus und Vaterland zu geben; der hilflos Herumirrenden bieten wir die sichere Stätte, das schützende Obdach.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mal.

Theater. Stadttheater.

Vor wenigen Tagen ist hier plötzlich der, warm und schon begonnene, Mal wieder hinweggebrängt worden. Der ganze barocke November, mit seiner Schneelust und seinen Eürmen, wirthschaftet gewaltsam in dem, größtentheils noch nicht zur vollen Entwicklung gelangten, kahlen Grün der Blüthe. Im Stosse schäumen die Wellen vor Wuth, sich nach kaum besprengter Fessel aufs Neue von dieser bedroht zu sehen. Nergentlich schütteln die fröhlichen Blumen ihre lieblichen Köpfe, und die bereits beim Sommerschlaf übergebenen Boas und andere Damenpelze müssen wieder zur Dienstleistung an das Licht. Manche, vermittelst Schleihtuntern:

te, wollten in dem festlichen Ereignisse einigen Zusammenthang mit der letzten Cartistenperschwörung in Marseille wahrnehmen. So viel aber schmeichelt sich Jedermann, daß der festliche, höchst unbedeutliche November wenig zu nichts, doch gewiß in Ansehung seines sehr kurzen Dauer große Bedeutungszeit mit jener Verschwörung haben werde. Wie indes nicht so schlimm ist, daß es gar kein Gutes haben sollte, so auch hier. Das Theater wird darum mehr besucht, zumal wenn es neue Stücke gibt, was jetzt wirklich zuweilen der Fall gewesen. Bei alle dem geht die alte Klage über Mangel daran immer noch fort. Einige Makontenten geben sich weilen sogar so weit, zu behaupten, man suche absichtlich die schlechtesten Sachen heraus, um das Publikum vom Geschmack am Neuen zurückzuführen. Besserläßt wären jene Misvergnügten am besten von ihrer Meinung zu halten, wenn einmal eine Zeitlang, so viel möglich, hinter Neues auf der Bühne zum Vorschein käme. Gar bald würden sie sich überzeugen, daß ein Theil der ihnen selbst vorenthaltenen neuen Stücke überhaupt nicht passend, ein anderer Theil, doch wenigstens für das hiesige Schauspielpersonal, entweder ganz nicht, oder doch nicht ganz geeignet sei, und noch ein anderer vielleicht gerade bei dem hiesigen gebildeten Publikum sein Fortkommen schwerlich fände. Hiermit sey keineswegs gesagt, daß dieses Publikum sich im Allgemeinen, zu seinem Nachtheile oder Vortheile, von den gebildeten Theaterfreunden anderer Residenzen unterscheide; allein eine besonders Ungünstigkeit hat, doch mehr oder weniger ein jedes dergleichen Publikum, und alle Bühnendirectionen müssen, wie auf so vieles Andere, von der Mehrzahl der Unterrichteten sogar häufig Ueberschene, bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke auch hierauf ihr Augenmerk richten. — Einen höchst empfindlichen Schlag hat das verordnete Ohr der Grundbesitzer durch das nunmehr erfolgte Aufhören der italienischen Oper erlitten. Dieses, obwohl, wie alle menschlichen Dinge überhaupt, natürlich ebenfalls mancher Verbesserungen fähige Institut, stand wirklich in seiner Art so einig da, daß viele wohlhabende Fremde sich durch dasselbe allein bewogen fühlten, ihren Aufenthalt in Dresden zu verlängern, und mehrere sogar, eifrig dieser Oper wegen, an geistlichen Freuden wahrlich nicht überreichem, ganzem Leben zu zuhaken.

Besonderes Interesse erregte die, der neuen Verfassung gemäße Umgestaltung des hiesigen Rathes, welche vor wenigen Tagen erfolgte. In unbesoldeten Senatoren, deren Amt sich nur auf eine dreijährige Dauer beschränkt, wurden, wie billig, unter andern auch gebaltvolle Männer aus dem Handwerkerstande gewählt, welche sich durch Umsicht und Rechtlichkeit das Vertrauen ihrer Mitbürger in vorzüglichem Grade erworben haben. — Vielbesprochen ward ferner ein Tag lang ein Trupp scheinbar hiesiger Kommunalgarben, an der Zahl vierzehn bis sechzehn, der, nebst zwei Köhnen, zwei Offizieren mit gezogenem Seltengewehr und einem reisenden Major, in der Straße zum Vorschein kam. Mit schwarzen und weißen Binden am linken Arm versehen, trafen dieselben in Hinsicht ihrer Kostümierung nur wenig zu wünschen übrig. Ihr Hauptfehler war die Unschicklichkeit, die sich zum Theil aus offener Unerfahrenheit der Jahre und des Wuchses und einlaen andern Umständen an den Tag legte. Ob ein harmloser Eifer, der aber, der inhaltlichen falschen Auslegung wearn, immer gerechtere Mißbilligung nicht entgegen dürfte, oder eine abetvollende Perseveranz dem Aufzuge zum Grunde lag, ist noch nicht völlig ausgemittelt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juni 1832.

Die Geistesleiter, die aus dieser Welt des Staubs
Bis in die Sternennell mit tausend Sprossen
Sinauf sich baut, an der die himmlischen,
Erhalten wirkend auf und nieder wandeln.

Schillers Wallenstein.

Die Weltsysteme *).

Von W. Mensch.

Wer denkt an die Sterne? Von der Feldarbeit und aus der Werkstatt, vom Wirthshause und aus dem Theater stolpern die Menschen über dem diamantenen Schilde des Himmels hinweg in ihre Betten, und wer sieht nach oben? Der Verliebte, der unter dem Fenster schleicht, der Dieb auf der Leiter, der Soldat auf der Schildwacht, der Nachwächter in seiner Pelzkappe, der Postillon auf seinem Gaul, sie Alle denken an nichts weniger als an die Sterne, obgleich sie in der ganzen weiten Nacht nichts sehen, als Sterne. Sie könnten eine Himmelskarte aus dem Gedächtnisse hingleichen, so oft haben sie die Sterne gesehen, und doch kennen sie außer der Sonne und dem Monde höchstens den Siriusstern, und wissen ihn von andern Sternen zu unterscheiden. Außer den Astronomen von Profession, deren mathematische Rechnungen aber kein anderer versteht und liest, beklümmert sich etwa hin und wieder ein Dichter um die Sterne, um ihnen seine Liebesseufzer zuzuschicken, oder sie mit den Augen seiner Geliebten zu vergleichen. Ein frommer Landpfarrer oder Schulmeister macht seine Kinder darauf aufmerksam, daß die Sterne ein Beweis göttlicher Allmacht seien, und wiederholt den alten Spruch:

O Gott, aus deinen Werken
Kann ich dein Dasein merken.

*) Aus der in der J. A. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reise nach Oesterreich.

Endlich erschrecken zuweilen die Leute, welche
sie, gelegentlich hören, daß die Sterne so und so viel
Millionen, Billionen, Trillionen Meilen weit entfernt
seien, ergötzen sich an den großen Zahlen, und weinen,
es ließe sich erstaunlich viel dabei denken; aber sie denken
doch nichts dabei, und wenn sie dann im Schilke lesen;
„Im Raum, Freund, wohnt das Erhabene nicht!“ so
sagen sie, es ist auch wahr, und lassen es gut seyn. Wir
sind insolent und undankbar gegen die freundlichen Augen
der Nacht, die mütterlich unsern Schlummer bewachen.
Aber was hilft es auch, wenn die Menschheit etwa ein
astrologisches Fieber bekäme, und wir Alle unsere Hälse
zum Nachthimmel emporreckten? Wir würden doch so we-
nig davon begreifen, wie die Größe von der Sonne,
wenn sie sie im Frühling aus allen Sämpfen anquackete.
So vollbringe denn Jeder seinen Abend, wie es ihm am
besten dünkt. Nur den, der gerade nichts Besseres zu
thun weiß, als ans Fenster zu treten und den Sternen
seine Langeweile zuzugähnen, will ich eingeladen haben,
sich mit mir auf den Luftballon der Phantasie zu setzen
und eine kleine Exkursion in die Unendlichkeit zu machen.

Die Sonne mit all ihren Planeten lassen wir hinter
uns. Wir wissen, daß im alten Haino Joseph, der Sohn
sind, wozu der wohlste wohl einmal in Ägypten gestanden
wird *). Der menschliche Geist ist majestätisch geworden.

*) Wenn nicht etwa der bekannte Antische Komik schon
wirklich als der wohlste Planet betrachtet werden muß.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

und noch deutlicher durch die Fernröhre wahrnehmen. Am häufigsten kommen die Fixsterne vor, die ein ganz reines, weißes Licht haben, aber diese theilen sich schon in solche, die, wie Sirius und Capella, ein sehr starkes brillantirendes Licht, oder, wie Vega, einen mehr bleichen Silberglanz haben. Dann folgen die Sterne, deren Weiß sich entweder mit einem gelben oder mit einem blauen Schimmer mischt, die auch noch sehr zahlreich sind. Am schönsten, aber auch am seltensten sind die rothen und orange-farbenen Sterne. Ziemlich häufig dagegen bemerkt man Sterne, besonders von der dritten Größe, die ein schwüziges Gelbbraun zur Farbe haben. Endlich findet man unter den kleinsten Sternen auch grüne und aschgraue, welche dieser Farbe wegen wenig ins Licht fallen. Unter den farblosen weißen Sternen ist der schönste der Sirius, unter den farbigen aber Antares im Herzen des Scorpions. Das bunte Feuer dieses Sterns, der in den Sommermonaten auf kurze Zeit an unserem südlichen Horizont emporsteigt, übertrifft an Gluthkraft bei weitem alle andern Sterne. Verrathen auch mehrere noch viel kleinere Sterne ein gleiches oder vielleicht noch stärkeres Feuer, so sind sie doch eben zu klein und fern, um so angenehm auf unser Auge zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Wir finden Graf Eduard jetzt, nachdem er beinahe ein Jahr in Paris verweilt hatte, in einer Fabrikstadt des nordöstlichen Frankreichs, und mit seiner dort wohnenden Tante in einem Gespräch begriffen, das er mit behutsamer Umsicht auf ihre Großmuth und seine in diesem Augenblick notwendigen Ausgaben gelenkt hatte. — „Nothwendig? In diesem Augenblick nothwendig?“ wiederholte lächelnd die alte Dame. „Sie spotten,“ sagte der Graf; „und ich muß es mir gefallen lassen, weil ich Ihnen nicht Alles sagen darf.“ — „Am Gottes Willen!“ rief sie ironisch, „verrathen Sie ja nicht das öffentliche Geheimniß! — Ihre Verwunderung,“ fuhr sie fort, „ist mir ein neuer Beweis von der Besangenheit, von der Verblendung Ihrer, oder wenn Sie wollen unserer Partei, an deren Spitze leider Menschen stehen, von welchen der große Mann erschöpfend gesagt, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Oder glauben Sie, daß Ihre Reden und Korrespondenzen, Ihre Verbindungen und Verleumdungen für unsere Gegner ein Geheimniß geblieben?“

„Meint Sie, daß sie unthätig sind, oder immer bleiben werden? Nein, ihre Gegenmine ist gegraben und gefüllt; sie stehen auf der Lauer, und freuen sich Eurer Uebertreibung, und spornen und stacheln Euch zu immer größerer, bis daß Eure eigene Unvorsichtigkeit der zündende Funke wird, der die zerstörende Entladung bewirkt. Und nun gar Eure unselige Verbindung mit den jesuitischen Pfaffen, die in unsere Zeit so wenig passen, und die zu allen Zeiten ihre Macht auf den Fanatismus des dummen Pöbels bauten, dem König und dem Adel aber nur dann schmeichelten, wenn sie in der Klemme waren, oder ihre herrschsüchtigen Absichten“ „Um Alles in der Welt!“ fiel Graf Eduard ein, „nur keine politische Abhandlung! nur jetzt nicht, wo es sich einzig und allein um mein persönliches Interesse handelt.“ — „Eben das,“ erwiderte sie, „eben Ihr persönliches Interesse, mein junger Vetter, bringen Sie Ihrer ritterthümlichen Ideologie zum nutzlosen Opfer.“ — „Verzeihen Sie,“ sagte der Graf mit einiger Empfindlichkeit, „ich verstehe diesen Ausdruck nicht; ich habe zu lange allzufern von Europa gelebt und in Indien weder Gelegenheit, noch Zeit gehabt, die neuen Sprachformen des Kaiserreichs zu studiren. Ritterthümliche Ideologie! Ich würde dieses Wort vergeblich in dem Wörterbuche der Akademie suchen, und Ihnen für die Definition desselben sehr verpflichtet seyn.“ — „Sie werden von einer Frau keine gelehrte Erörterung verlangen,“ sagte sie ruhig; „aber was ich mit jenem Worte hinsichtlich Ihrer Verbindungen und Ihres künftigen Wohls meinte, das will ich Ihnen recht gern erklären, vorausgesetzt, daß Sie eine wohlgemeinte Wahrheit mit Ruhe anhören können. Nur in Zwischräumen von vielen Jahrhunderten gelingt es der Natur, einen Kraftmenschen, einen Riesengeist zu erzeugen, dessen politisches und militärisches Genie, dessen fast übermenschliche Eigenschaften im Stande sind, die Mißstände der Vergangenheit auszugleichen und eine neue und bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Einen solchen Genius zu besitzen, hatte Frankreich das Glück; es hat ihn — wenige Treue ausgenommen — nie begriffen, ihn verläugnet, verrathen, verbannt; und — o des Hobas! — den Herrn der Welt mit dem winzigsten Eiland, mit dem bettelhaften Oba abgespeist. Er kann, er wird es nicht dulden.“ — „Sie wollten von meinen Angelegenheiten sprechen,“ sagte Graf Eduard, während seine Tante ihr senchtgewordenes Auge trockenete. — „Werden Sie nicht ungeduldig,“ bot diese, „ich komme sofort gleich darauf. Ein Ideolog ist nun ein Mensch, der, ohne jene so äußerst seltenen Eigenschaften zu besitzen, sich dennoch für berufen hält, ein Weltverbesserer zu seyn; er mag nun zu der guten alten Zeit zurüdrängen und dann ein Ultra genannt werden, oder in ein neues Eldorado der Freiheit und Gleichheit hineinragen und dann

ein Liberaler heißen. Von beiden Gattungen der Welt verbesserer sammelt es jetzt; es sind die beiden Parteien, die kämpfend einander gegenüberstehen. Wie es aber immer bei Parttheiungen zu gehen pflegt: die Häupter und Führer sind auch die einzig Eingeweihten, die Augen; sie wissen sehr wohl, daß das große Glücksrab menschlicher Schicksale, so wenig als unsere kleinen, lauter Treffer enthält, daß also das Glück Aller ein eitles Traumbild, und das Bemühen, es zu verwirklichen, eine Thorheit ist. Aber sie hüten sich gar weislich, dieses Geheimniß laut werden zu lassen. Im Gegentheil, sie behaupten, daß Alle und Jeder Recht und Anspruch auf ein glückliches Loos haben, daß allgemeines Wohlbefinden der natürliche, der gesunde Zustand der Menschheit sey, den nur die Maßregeln der jedewaligen Regierung verhinderten, der aber mit leichter Mühe wieder herzustellen wäre, wenn man sich nur zur allgemeinen Weltbeglückung des einfachen Mittels bedienen wollte, welches sie in so großer Menge vorrätzig und schon so oft, aber leider vergeblich angeboten haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mal.

Die Cholera. Paganini.

Nun sind wir von der abscheulichen und mörderischen Cholera beinahe befreit; denn wenn auch noch täglich zehn bis fünfzehn Menschen daran sterben, so ist diese immer mehr abnehmende Sterblichkeit doch unbedeutend in Vergleich mit der Volksmenge von Paris, und da die gewöhnlichen Todesfälle jetzt nicht zahlreich sind, so folgt daraus, daß die Sterblichkeit, im Ganzen genommen, nicht stärker ist, als zu allen Zeiten. An den Monat April 1832 wird Paris lange denken; denn in diesem furchtbaren Zeitraum hat die Cholera dieser Stadt zwölf bis fünfzehntausend Menschen geraubt und eben so viele haben Mühe gehabt, sich von den Angriffen der bössartigen Krankheit wieder zu erholen. Viele schickten auch jetzt sich umher, und die Aerzte haben viele Kranke zu behandeln, eben weil sie früher schlecht behandelt worden sind. Jetzt wüthet die Cholera in einigen Gegenden Frankreichs, besonders auf Dörfern, wo es an Hülfsmitteln fehlt und wo folglich das Elend ungleich größer seyn muß, als hier in Paris. Es war hier seltenig Hülfse aller Art herbeigeschafft worden. Man pflegt die Pariser bei Leichtsinne zu beschuldigen; allein sobald ein allgemeines Uebel die große Stadt heimsucht, sind sie sogleich bereit, zusammenzutreten und zur Linderung beizustreuen. Die Hülfse mußte hier seltenig kommen, denn das Uebel war ebenfalls seltenig ausgebrochen. Bedenklichkeit ist aber eine allgemeine Eigenschaft der Franzosen. So wurden in der Eile Hospitäler errichtet und mit allem Nöthigen versehen. An Aerzten hat Paris keinen Mangel; es wurden in allen Arrondissementen Hülfsbüreaus angelegt, wo Jeder, der von der Cholera ergriffen wurde, Arzt, Arznei und sonstige Hülfsmittel vorfand, und zwar Tag und Nacht. Apotheker und Kräuterkändler machten vors

treffliche Geschäfte; manchen wurde ihr ganzer Vorrath geleert. Ewen aus bloßer Angst versahen sich die Leute mit allem Nöthigen, als ob sie wirklich von der Krankheit ergriffen wären, und die Aerzte hatten viele Mühe, Manche zu überreden, daß sie nicht von der Cholera befallen seyen. Den ganzen April hindurch hatten die Beerbigungsunternehmer von Morgen bis zum Abende zu thun, um die Todten wegzuschaffen, und manche Bürger mußten dies traurige Geschäft selbst übernehmen. Wenn Jedermann für seine Person und für die Seinigen besorgt ist, denkt man nicht an Besorgungen, und wo so viele Leichenbegängnisse stattfinden, daß man kaum dazu kommen kann, eine zu erhalten, haben die Schauspiele wenig Anziehungskraft. So mußten sich denn die vielen Theater in Paris bei der herrschenden Seuche eines schlechten Zuspruches vom Publikum gewärtigen, so wie alle Unternehmern, welche die Belustigung der Pariser bezwecken. Allein ihre Häuser schlossen konnten die Theaterdirektoren doch auch nicht; denn ihre Kosten wären dadurch wenig verringert worden, und sie hätten sich alle Hoffnung einer leidlichen Einnahme geraubt. Die Regierung mußte ihnen zu Hülfse kommen; denn auch dieser lag daran, daß der Gang der gewöhnlichen Zerstreungen nicht unterbrechen werde. Paganini, der vor einem Jahre zum erstenmale in Paris erschienen war, kam um diese Zeit von England zurück und ließ sich nun wieder in der Oper hören, Anfangs ohne vielen Beifall und besonders ohne den Enthusiasmus zu erreichen, der seinem ersten Auftreten in Paris gefolgt war. Er hätte die erstaunenswürdigsten Striche auf der Geige thun können, ohne daß den Pariser dadurch der Gedanke an die zu Hause herrschende Cholera entfallen wäre; man hat keine große Lust, ein Violinspieler anzuhören, wenn man fürchten muß, die Lichen, die man zu Hause gelassen hat, mit der Cholera rühend anzutreffen. Als sich jedoch diese Furcht allmählig legte, bekam man auch wieder Sinn für das originelle Talent des italienischen Meisters; in seinen letzten Konzerten war es voll und man bezogte dem Künstler den Beifall, den er verdiente. Einmal jedoch war man mit ihm nicht zufrieden; er hatte den sonderbaren Einfall gehabt, den Gesang der Mönche auf dem St. Bernhardsberge in der Schweiz mit seinen erstaunlichen Sprüngen auf der Geige in Verbindung zu setzen, was doch wahrlich nur einem so sonderbaren Geiste, wie ihm, einfallen konnte. Desto mehr Eindruck zu machen, stellte das Theater eine wilde Schweizergegend bei ihm vor, allmählig heller werdendem Morgenlichte dar. Viel leicht hat er sich von dem Ganzen eine erstaunlich große Wirkung versprochen. Das Publikum blieb aber kalt und betrachtete die Sache nichts anders, als wie eine Spielerei; dieser mißlungene Versuch ist daher von Paganini nicht wiederholt worden. Seine Komposition bestand auch aus weiter nichts, als aus wechselseitigen Phantasien auf der Geige und in dem Absingen eines Chorgesanges. Wenn letzterer an ein Kloster und die Dekoration an das Schweizergebirge erinnerte, so gab Paganinis Spiel, welches auf den Mönchsgesang folgte, nur zu deutlich zu verstehen, daß man sich in einem Konzerte befunde; je besser Paganini spielte, je weniger Lärm schwinde war vorhanden; er selbst, und er allein zerstörte die Illusion. Glücklicherweise ist der Mann so reich an schöpferischem Geiste und Erfindungskraft, daß er den Mißgriff bald in Vergessenheit bringen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juni 1832.

— Warum schelt' ich auf den Eigennutz?
 Doch nur, weil er sich jetzt nicht um mich warb.
 Nicht als ob meine Hand nicht greifen könnte,
 Wenn seine schönen Engel sie begrüßten.
 Und bin ich reich, spricht meine Tugend frei,
 Kein Kaiser geb' es außer Bettel.

Shakespeare.
 König Johann.

Der Väter Schuld. Eine Gesichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R ö b e r t.

(Fortsetzung.)

„Dieses Märchen vom kranken Staat,“ fuhr die Tante fort, „und von ihrem allesheilenden Arkanum lassen jene Klugen durch die Empfindsamen und Gläubigen ihrer Parthei in Umlauf bringen, mit heiligem Feuereifer ausposaunen. Und während die bethöbete Menge das mit Zauberformeln beschriebene Papier, das untrügliche Weltbeglückungsmittel, laut schreiend fordert und bezahlt, besungen die Klugen Wunderärzte den Tumult und das Gedränge, und besorgen geschickt ihr persönliches Interesse. Die Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen dieser Koryphäen suchen Macht und Ehrenstellen zu erbeuten; die Klügeren wissen, wie kurze Zeit man jetzt auf so beneideter Höhe stehen bleibt, und sorgen lieber für ihre Sicherheit, indem sie dasjenige bei Seite bringen, wofür alles Andere zu erhalten ist. Nun, mein theurer Wette,“ fuhr sie fort, nachdem sie den Verlegenen scharf angeblickt hatte, „Sie haben mit allen Ihren Bemühungen weder fünfzigtausend Franken Renten erworben, noch die Hoffnung, sie jemals zu erhalten, und scheinen mir also nicht zu den Eingeweihten zu gehören. Folgen Sie daher der Warnung einer still beobachtenden und vielersahnen Freundin! Ich rathe Ihnen, sich nicht länger so herumzuführen zu lassen,

und statt eines gefährlichen und doch unnützen Umhertreibens, lieber auf eine künftige gesicherte Existenz bedacht zu seyn.“

Graf Eduard war bei dieser Rede nachdenklich geworden. Jetzt bemerkte er, daß die alte Dame mit fragendem Blicke seiner Antwort harrete, und: „verehrte Tante,“ begann er, „Sie haben scharfsichtig beobachtet und nach dem Leben gezeichnet. Das Glück Aller zu wollen, war von jeder nur die leere Bemühung der Thoren und Schwärmer; und selbst der kleine Mann, Ihr großer Held, hat es gewiß nie ernstlich gewollt und seine Genugthuung nur im hohen Glückspiel der Schlachten, in Besiegung seiner Gegner, in glänzenden Triumphzügen und in der stolzen Wollust seiner Allgewalt gefunden. Aber wenn gleich Sie von jener Parthei der Liberalen ganz richtig gesagt haben, daß — ein Paar bethöbete Eiferer ausgenommen — Jeder derselben nur den eigenen und nächsten Vortheil bedenkt. . . .“ — „Und Ihr?“ fiel sie ihm in die Rede, „thut Ihr das etwa nicht?“ — „Wenigstens nicht so unklug, wie Jene,“ antwortete der Graf. „Zu den Liberalen kann sich jeder zählen, der Lust dazu hat; sie dürfen Keinen zurückweisen, und eben weil die Menge zu groß wird, weil nicht Alle reich, mächtig und glücklich zu machen sind, kann jeder Einzelne lediglich für sich sorgen; und das ist das Glück bei der Sache, das macht sie schwach! Wir aber haben einen festgeschlossenen Kreis, wir sind eine moralische Person, eine Körperschaft, für deren Gesamtwohl jedes einzelne Mitglied

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

obgleich jeder von beiden eine Sonne mit eigenem Licht ist. Bei einigen bewegt sich nur ein kleiner Stern um einen großen, bei andern bewegen sich beide gegenseitig um einander. Ja es gibt Doppelsterne, die aus drei Sternen bestehen, welche sämmtlich einander umkreisen. Diese Sterne sind auch zugleich in der Färbung einander entgegengesetzt, dergestalt, daß der eine bläulich, sein Nebenstern gelblich oder grünlich, und dessen Nebenstern rötlich erscheint. Daß diese Gattung von Sternen eine bedeutende Rolle am Himmel spielt, geht unter anderm auch aus ihrer großen Zahl hervor. Unter 120,000 Fixsternen, welche Struve untersuchte, entdeckte er mehr als 5000 Doppelsterne, darunter 52 dreifache Sterne. Von der außerordentlich künstlichen Kombination ihrer Bewegung sagt Struve selbst: „In unserm Kataloge kommen 52 dreifache Sterne vor, wo jeder dem nächsten innerhalb 32 Minuten nahe steht. An dem dreifachen Sterne Zeta im Krebs ist die Rotationsbewegung der beiden Kleinern in Bezug auf den hellern schon aus den Beobachtungen erwiesen. Der Stern Psi der Cassiopeja gibt uns ein Beispiel, daß zwei kleine, unter sich sehr nahe Sterne bei einem dritten hellern stehen. Ist hier eine Verbindung, so müssen die beiden kleinen Sterne erstlich um ihren Schwerpunkt laufen, dann dieser den hellern Stern umkreisen. Ein dem Psi in der Cassiopeja ähnliches Phänomen finde ich noch dreimal verzeichnet. Noch merkwürdiger ist der Fall, wo zwei Doppelsterne der ersten Klasse so nahe stehen, daß man kaum umhin kann, zu vermuten, sie gebören zu einander. Dieser Fall ist von mir dreimal bemerkt. Ein vierter Fall ist ein Doppelstern erster Klasse, mit einem dritten innerhalb einer Minute zusammenstehend, wo alle Sterne gleich hell und von der achten Größe sind. Einen fünften Fall bietet das bekannte Paar Nr. 4. und 5 der Leier, jeder fünfter Größe, das, in einem Abstände von 31 Minuten, jeder für sich ein Doppelstern erster Klasse. Wer könnte daran zweifeln, daß wir hier Systeme sehen, wo jedes Paar für sich seinen Schwerpunkt umläuft, und beide Paare um den gemeinschaftlichen fortrücken.“

Die Doppelsterne bilden den Uebergang zu den Sternhaufen. Der nächste, uns allen mit bloßen Augen sichtbar, ist die Milchstraße, die entferntesten sind die zahllosen, nur durch Fernröhre sichtbaren Nebelflecken, die sich bei stärkerer Vergrößerung in unzählige kleine Sterne auflösen. Struve zählt in seinem Katalog bis zum Jahr 1827 nicht weniger als 2503 Nebelflecke am Himmel. Nach welchem Gesetze übrigens diese Sternhaufen gruppiert sind, ist bei der großen Verschiedenheit ihrer Form und Dichtigkeit noch nicht ausgemittelt.

Unter den Nebelflecken unterscheiden einige Sternkundige noch insbesondere die sogenannten Lichtnebel, blasse Streifen in den fernsten Himmelsräumen, an

deren Form man auch Veränderungen wahrgenommen haben will. Schubert hat in seinem Werke: „Die Urwelt und die Fixsterne“, viel davon gesprochen, und hält diese Lichtnebel für formlose Anhäufung der Urmaterie oder des Lichtäthers, aus denen sich allmählig Sterne oder Sternhaufen erst bilden sollen. Struve dagegen sagt, da alle Nebelflecken, welche bisher, durch unvollkommene Fernröhre betrachtet, als bloßer Lichtnebel erschienen sind, durch seinen Niesenrefractor betrachtet, sich in Haufen von kleinen Sternen aufgelöst haben, so sey zu vermuten, daß auch die noch übrigen, ungelösten Lichtnebel, durch noch bessere Fernröhre betrachtet, wenn wir solche hätten, sich als Sternhaufen zu erkennen geben würden.

Dies ist das Panorama des Himmels. So weit kennen wir die Sterne aus dem Augenschein. Aber dieser Augenschein reicht nicht hin, uns die Räthsel der Sternenwelt zu lösen; jede neue Entdeckung vermehrt vielmehr diese Räthsel. Wie billig, wünscht der Mensch, in dem Labyrinth der Sterne sich zu orientiren. Er wünscht zu wissen, was für eine Figur die Sterne bilden? wo etwa die Mitte zu suchen sey, wenn es eine gibt? auf welcher Seite etwa unsere Sonne und Erde zu stehen gekommen sind? kurz, er will den Raum, wenigstens so weit er ihn übersehen kann, wie eine Landkarte eintheilen und die Lage jedes Orts gegen den andern bestimmen angeben. Er will noch mehr, er will auch wissen, wie die Sterne entstanden sind? wie sie beschaffen sind? was der Grund ihrer äußern Verschiedenheit ist? welche innern Verschiedenheiten damit zusammenhängen? ob und wie sie im Verlaufe der Zeit sich verändern? ob und wie sie mit andern, uns unsichtbaren, in der tiefsten Ferne des Raums liegenden Sternsystemen zu einem Ganzen verbunden sind? Vom Niesendaume der Welt ragt über uns ein Zweig mit seinem vollen Blüthenüberhange; vom himmlischen Gebirge stürzt über uns ein Staubbach mit unzähligen Diamanttropfen. Wo wurzelt jener Baum? wo entspringt diese Quelle?

Je weniger man darüber Gewißheit erlangen kann, einen desto freieren Spielraum hat die Phantasie in Hypothesen, und wenn man Träume nicht für mehr ausgehen will, als für Träume, so darf man sie wohl träumen. So lange die Wahrheit nicht gefunden ist, muß die Geschichte der Irthümer einigermaßen dafür entschädigen.

Ich will hier die interessantesten Hypothesen zusammenstellen und in ein kleines System bringen.

Man springt immer von einem Extreme zum andern. Sobald man erkannt hatte, daß weder die Erde, noch die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sey; so sagte man gleich, es gibt überhaupt keinen solchen Mittelpunkt. Kaum war also das Copernicanische System

anerkannt; kann man an, über die vielen andern
Sonnens jenseits unserer Sonne, über die Fixsterne, zu
philosophiren; es war auch gleich die erste untern
Arten Hypothese, die welche dem alten Glauben an einen
Mittelpunkt des Weltalls am meisten entgegengesetzt war.
(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mal.

(Fortsetzung.)

Konzerte, Oper.

In den darauffolgenden Konzerten brachte Paganini
seine besten Stücke zum Vorschein, und diese erhielten den
verdienten Beifall. Auch ließ sich zum Besten der von
der Cholera ergriffenen Armen hören. Zu diesem Zwecke
wurden noch mehrere andere öffentliche Vorstellungen und
Konzerte gegeben, wovon eines das Eigene hatte, daß darin
Stücke aus einer Weise, welche der Prinz von Moskwa
komponirt hat, aufgeführt wurden. Man wußte nicht und
hatte auch nicht vermuthen können, daß in dem Sohne des
Marschalls Ney ein Komponist stecke. Seine Stücke scheinen
zu beweisen, daß er ein merkwürdiges Talent besitzt, und
sollte er jemals in die Lage kommen, von seinem Talente
leben zu müssen, so wird er sich schon durchzubelfen wissen.
Witten in der Cholera ließ sich auch eine junge Deutsche, die
Tochter eines Frankfurter, Namens Wied, in einem kleinen
Konzerte hören. Wäre die Senege nicht eingetreten, so
würde sie ohne Zweifel ein größeres Auditorium bekommen
haben. Diejenigen, welche das herrschende Uebel nicht abge-
halten hatte, hier einer angehenden fremden Künstlerin zu
zuhören, sind befrachtet von bannen gegangen. Für ein
jährig oder dreizehnjähriges Mädchen leistet sie sehr viel, und
obwohl es hier eine Menge von geschickten Klavierspielern
gibt und es daher schwer ist, sich auf diesem Instrumente
noch auszuzeichnen, so mußte man doch gestehen, daß Wenige
es in ihrem Alter zu derselben Fertigkeit gebracht haben.
Ihre Landsmännin, Mad. Schröder-Devrient, und der vor-
treffliche italienische Tenorsänger Rubini, der immer zum Sing-
en willig ist, hatten sich bereitwillig gefunden, das Konzert
mit ihrem herrlichen Gesange zu unterstützen. Zuletzt impro-
visirte die dreizehnjährige Künstlerin noch Variationen auf
ein ihr aufgegebenes Thema, aus Webers Oberon, wenn ich
nicht irre. In einem solchen Alter kann man noch keine
wichtigen Kompositionen erwarten, besonders wenn sie aus
dem Stegreife gemacht werden, wofür man nicht etwa mit ei-
ner höchst seltenen Fähigkeit dazu geboren ist. Auch das
Musikonservatorium gab in diesem Frühjahre seine gewöhnli-
chen Sonntagskonzerte, die um ein Uhr anfangen und bis vier
Uhr dauern, und die sich immer durch die lebhafteste und ra-
sche Ausführung der Musikstücke von Seiten des jugendlichen
Orchesters auszeichnen. Hier muß man die Beethoven'schen
Symphonien hören, denn sie werden vortrefflich gegeben,
wiewohl die Ausführung nicht immer gleich gut gelingt.
Opernmusik hören die Pariser jetzt nur an der großen Oper;
denn die komische Oper ist längst wieder geschlossen und die
Sänger gastiren in der Provinz oder im Auslande; auch das
Nouveautétheater, das sich mit Operetten befaßte, ist banke-
rott geworden, was denn zur Folge hat, daß die überall be-
liebten Operetten Bouffons, Herolds und Aubert jetzt in
ganz Europa aufgeführt werden, ausgenommen in Paris,
wo sie gesetzt und auf die Bühne gebracht worden sind. Einst
war die komische Oper oben das unter dem Namen Feydeau
bekannte Theater eines der angeheuchelten und am besten besetz-

ten Theater in der Welt. Oréon, Mehlis, Eberstadt,
Boveldien setzten Opern für dasselbe. Eine vollkommen aus-
erlesene Truppe spielte sie vortrefflich; es gab keinen ange-
nehmern Kunstgenuss in Paris, als eine neue Oper Mehlis
von Méritu, Cléon, Mab, Scio und Pélus aufzuführen
zu hören. Von alle diesem sind auch die Elemente verschwun-
den; dagegen hat man einen vortrefflichen Schauspielsaal, der
Millionen gelostet hat und an dem weiter nichts auszusagen
ist, als daß die Musik und die Stimmen in demselben nicht
gut widerhallen; allerdings ein bedeutender Fehler an einem
Opernsaale, dem aber vielleicht abzubelfen wäre.
(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mal.

Latterfall.

Seit etwa fünfzig Jahren schon geniest Latterfall,
so hieß der Stifter der Anstalt, der höchsten Celebrität,
Latterfall ist die Brise der Jäger und Roßstämme; hier wer-
den die Wetten für die Rennen zu Epsom, Ascot, Egham
und Newmarket gemacht; hier werden an bestimmten Tagen
die schönsten Jagdhunde und Pferde, welche Wetten gewonnen
haben, verkauft. Die zahlreiche Gesellschaft, die sich hier
zusammensindet, ist ein seltsames Gemische aus fast allen
Ständen. Verbindungen werden aber hier lediglich nicht ge-
schlossen; ein Mann kann täglich hinkommen; kann allen
Leuten, die, wie er, das Haus häufig besuchen, bekannt
seyn, kann seinerseits Jedermann kennen, nie aber macht er
hier mit irgend Jemand nähere Bekanntschaft. Wer sich auf
die Bergnügungen und Spiele, welche die Engländer so lieb
denkschaftlich lieben, auf Wettrennen, Boxen, Habwensampf,
Laubenschleßen u. s. w. am besten versteht, der gilt hier am
meisten. Der Herzog, der ausgezeichnetste Parlamentsredner,
wenn sie über ein Pferd, über einen Hund nicht als Kenner
sprechen können, sind hier Nullen. Nur Augen richten sich
zwar auf sie, man weist mit Fingern auf sie, das ist aber
auch Alles. Nirgends besser als in Latterfall kann man kenne-
nen lernen, was der Engländer the real and high life
nennt. Hier gilt dem Ausrufer das Kopfnicken des Roß-
samms weit mehr als der fremdliche Augenwink des ehren-
werthen Parlamentsgalebs. In Latterfall finden sich die
Fuchsjäger, der Generalstab, die Gardesoffiziere, die Mitglieder
der beider Häuser zusammen, und unter ihnen treiben sich fa-
milie Rutschker, Bleischer, Grooms, Jockeys und Leute hie-
rum. Sie aus dem Wetten Herrscher und hindert ein Gewerbe
machen. Dieses Gemische von Leuten aller Klassen gibt dem
Fremden ein höchst überraschendes Bild. Latterfall, der
Gründer der Anstalt, fing an als Schärer und Ausrufer;
Niemand verstand es besser, die Borzüge eines Racepferdes,
die Eigenschaften eines Windhundes veranzustreihen, und er
erwarb sich in kurzer Zeit ein so beträchtliches Vermögen, daß
er, um seine Anstalt immer mehr aufzubringen, um Wett-
rennen, Verkäufe von Pferden, Hunden &c. auszuweisen zu
können, ein täglich erscheinendes politisches Journal, die
Morning-Post, kaufte. Ein vor Kurzem erschienenen Buchs
Egans book of sports, enthält eine sehr lebendige Schilder-
ung eines Pferdeverkaufs zu Latterfall, die wie in diesen
Tagen, wo die Politik, dem Geburtsfeste Sr. Maj. und der
Restauration Karls II. zu Ehren, ein klein wenig ausruht,
Ihren Lesern mittheilen, die wohl nicht ungerne auf einen
Augenblick das in der Straße brandende und gährende Volk
über einer Scene vergessen, die seinem Privatleben, ei-
nem Kreise angehört, dem wohl noch nicht so bald eine Res-
form droht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. A. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 9 . J u n i 1 8 3 2 .

Wohlet sich der Himmel nicht da droben,
Und schjen freundlich blickend
Ewig Sterne nicht hier auf?

Goethe.

D i e W e l t s y s t e m e .

(Fortsetzung.)

Fontenelle, ein Schüler des Descartes, erklärte in seinem berühmten Werke über die Bewohnbarkeit fremder Himmelskörper, daß in dem unendlichen, mit Atomen ausgefüllten Raum die Atome auf dieselbe Weise so in verschiedenen Sonnen zusammen geballt haben, wie bei kaltem Wetter die wässerigen Dünste zu Hagelkörnern, und er sah im ganzen Himmel so wenig eine Ordnung und einen Mittelpunkt, als in einer Hagelwolke. Diese Ansicht hat sich sehr lange behauptet, da sie dem Materialismus des vorigen Jahrhunderts entsprach, weil sie im Himmel selbst die Gleichheit nachzuweisen suchte, die Gleichheit, die fast alle philosophischen und politischen Raisonnements des vorigen Jahrhunderts predigten, die man in Nordamerika und in der französischen Revolution praktisch einzuführen versuchte. — Auch die bekannte mathematische Bestimmung: die Welt, der unendliche Raum, sey eine Kugel, in welcher jeder Punkt Mittelpunkt sey, unterstützte diese Ansicht. Dennoch konnte man sich von der alten Vorstellung, die Welt müsse einen Mittelpunkt haben, nicht ganz losreißen. Diese Vorstellung ist uns angeboren, wir müssen immer darauf zurückkommen. Man konnte nun aber, seit man wußte, daß sich die Erde um die Sonne bewege, seit man wußte, wie klein und gering unsere Erde sey, unmöglich zu dem alten Irrthume zurückkehren, sie sey der

Mittelpunkt der Welt. Auch die Sonne konnte man nicht für diesen Mittelpunkt halten, da man erkannte, daß die Fixsterne auf keine Weise von derselben abhängig seyen, und da man mit Grund vermuthen mußte, es gebe unter den Fixsternen viel größere Sonnen als die unsere. Nunmehr lag der Gedanke sehr nahe, die größte Sonne am ganzen Himmel müsse die Centralsonne, der Mittelpunkt des ganzen Weltalls seyn. Das war der Gedanke unsers großen Philosophen Kant, mit dem auch in anderer Hinsicht die Reaktion gegen den zur Mode gewordenen französischen Materialismus begann. Kant war aber nicht im Stande, seine Ansicht durch die Erfahrung zu bestätigen. Er glaubte im Sirius, dem Sterne, der am stärksten glänzt und uns am größten scheint, die Centralsonne zu finden. Aber man hat ihm mit gutem Grunde eingewendet, Sirius scheint uns nur am größten, weil er uns am nächsten ist.

Da man nun keinen Stern am ganzen Himmel fand, den man zum Hauptsterne hätte machen können, verfiel man auf den Gedanken, der Centralkörper brauche ja nicht sichtbar zu seyn, es könne ja eine unsichtbare Centralsonne seyn. Dieser Meinung haben Einige angehangen, sie ist aber gar zu willkürlich, und da sie nie durch den Augenschein bewiesen werden kann, gar zu sehr auf den bloßen Glauben gestellt, als daß sie sich irgend behaupten könnte. Nur Göttes hat sie auf eine geistreiche Weise zu rechtfertigen gesucht. Er sagt in dem schon angeführten Werke: „Der Centralkörper kann eben,

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

die auslassen, mit der sie ihn versöhnen wollte. Und so fand er einen zweifachen Genuß darin, seine, wie er sie nannte, unnatürliche Gebährerin mit schwachvollen Vorwürfen zu überschütten, indem er, mit immer neuen Wendungen, sie des äußersten Mangels an Ehrgefühl und Hartheit, an Dankbarkeit und Mutterliebe beschuldigte. — „Habe ich nicht,“ antwortete er, als die enttäuschte Dame ihm die Ungemessenheit seiner Ausdrücke bemerklich machte, und in gesteigeter Aufwallung so weit ging, sein Betragen unwürdig und roh zu nennen, „habe ich nicht die Hand zur Versöhnung gereicht, nicht alles Mögliche gethan, um die Schuld der Madame Etienne in Vergessenheit zu begraben? Warum blieb sie nicht in Rußland? Was will sie hier? Was will sie, nach der Restauration, in Frankreich? Aber auch dann noch, als sie im vorigen Jahre unvermuthet nach Marseille kam, bin ich nicht sogleich ihrer Einladung dorthin gefolgt? habe ich ihr nicht die annehmlichsten Vorschläge gemacht? Sie hätte nur nöthig gehabt, ihre Tochter nach Rußland zu verheirathen, oder nach Italien in ein Kloster zu bringen, für ihre Person den schönen Namen einer Gräfin von Montfontaine wieder anzunehmen, und ich würde ihr Alles vergeben, oder doch wenigstens vor der Welt als rücksichtsvoller Sohn mit ihr gelebt haben. Doch die Tochter ihres Vuhlen war ihr lieber, als der Sohn ihres Vatters, und ihr verspleßbürgertes Starrsinn zog es vor, eine obsture Madame Etienne zu bleiben. Nun, da blieb freilich keine andere Wahl, als sie zu meiden. Aber wenn meine verehrte Tante mich unwürdig und roh zu nennen beliebt, so irrt sie. Madame Etienne und ich, wie verschieden in den besten Formen von einander, sind auch nichts weniger als Feinde; im Gegentheil! bei außerordentlichen Gelegenheiten schreibt sie mir sogar, und ich ermangle nicht, mit allem Anstand zu antworten. Ich bin also nicht roh, weil ich es wagte, mein bedrängtes Herz unter vier Augen und vor einer mütterlichen Freundin auszusüchten. Unwürdig aber wäre ich mit Recht zu nennen, wenn ich von einer Frau, die meinen edeln Vater im Grabe beschimpfte, von einer Mutter, die sich von ihrem unmündigen Kinde, schüdder Lust wegen, trennen konnte, wenn ich von einem Weibe, das ich nicht achten darf, Wohlthaten annehmen könnte.“ — „Ich denke nicht ganz so wie Sie,“ sagte die Tante; „aber lassen wir den Streit für heute ruhen! Es ist spät, und Sie sind überdies zu aufgeregt, um mich ruhig anhören zu können. Morgen ein Weiteres, und zwar von einem ganz andern Plane, den ich, stets auf Ihr Bestes bedacht, für Sie eronnen habe. Aber seien Sie — ich bitte — seien Sie morgen gelassener als heute!“ Mit diesen Worten entließ sie ihren Neffen, der, ermüdet von der Reise, einem ihm vorleuchtenden Diener in das für ihn bereitete Schlafgemach folgte.

Die alte Dame hatte zu viel Weltefahrung, um ihren Neffen nicht gänzlich zu durchschauen; ihr praktischer Sinn mißbilligte die untergeordnete Rolle, zu welcher er sich in politischen Dingen herzugeben schien; die Härte gegen seine Mutter that ihrem Herzen weh, und gedachte sie überdies seiner Spielsucht, seines Umgangs, seiner unständigen und räthselhaften Lebensweise, so zweifelte sie wohl gar an der Redlichkeit seines Charakters. Solche Zweifel aber suchte sie sich immer wieder aus dem Sinn zu schlagen und durch den der Jugend eigenen Leichtsin zu entschuldigen; denn sie hatte, nicht etwa eine besondere persönliche Vorliebe für den jungen Mann, wohl aber neben und zwischen ihren liberalen Gesinnungen eine durchlaufende Stammeswachheit. Graf Eduard von Montfontaine war der einzig noch Lebende, der den Namen ihres väterlichen Geschlechtes trug, und dieses sollte weder untergeben, noch seinem angestammten Glanz verlieren. Deshalb — wiewohl sie es sich selbst nicht eingestand — die beinahe zärtliche Sorgfalt für ihren Neffen, die vielen Pläne zu seinem Lebensglück: erstlich, ihn mit der Napoleonischen Parthei zu bestreunen, die sie noch sehr mächtig wußte, dann, ihn mit der Mutter zu versöhnen, sowohl des Anstands halber, als auch, um, wie wir wissen, dadurch wieder zum Besiß der Familiengüter zu gelangen, und endlich ihr neuersonnener Plan, den er bei ruhigerer Gemüthsstimmung erfahren sollte, und der in einer reichen Heirath bestand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Ein Pferdeverkauf in Lutterfall.

„Meine Herru,“ sprach der Ausrufer, „wie können Sie sich besinnen! Betrachten Sie gefälligst die herrliche Stute; es ist eines der schönsten Geschöpfe, das ich je Ihnen vorzuführen die Ehre gehabt habe. Ihr Gang ist so sanft — wahrhaftig, ein Kaud könnte sie reiten ohne die mindeste Gefahr. Ihr Stammbaum läßt nichts zu wünschen übrig; Glib für Glib deutet auf hohe Abkunft; das Heroldsamt kann keinen schändern, keinen genauern Stammbaum aufweisen. Ja, meine Herru, mein Wort darauf, die Stute ist von vorzüglicher Herkunft. Milord Herzog, mit Ihrer Erlaubniß, darf ich in Ihrem Namen 250 Gulden sagen! Sie haben herrliche Pferde, allerdings; aber ich versichere Sie, die Stute hier wäre die Krone Ihrer Ställe. Sie ist wahrhaftig wie gemalt; Alles und Jedes ist vortrefflich an ihr; da ist auch kein Flecken — je mehr ich sie betrachte, desto schöner, desto liebenswürdiger erscheint sie mir. — Dank, Milord Herzog; ich wußte ja, Ew. Gnaden werden sich eine so schöne Gelegenheit nicht entschöpfen lassen. Kein Rothäufser im ganzen Königreich kann ein schöneres Geschöpf aufweisen; kein Adler kann den Vergleich mit ihr aushalten, so wenig als ein Maulwurfsbaufen mit Regent-Vork. — Sir Harry, werfen Sie gefälligst einen Blick auf Cleopatra; sie ist so schön, wie ihre berühmte Namensverwandte, und zwar schön ohne Sammelte; lauter Natur, auch nicht der geringste Fehler. Ihr Gang, Sir Harry — ja, eine Stunde lang könnte ich ihren

Gang loben, und es wäre nichts als die leichtere Wahrheit; aber hier braucht es keiner Euphonorie; sehen Sie selbst. — John, führe Cleopatra herum! — Ja, Sir Harry, die drei Grazien könnten diesen Gang beenden. Die Taglöhnerin Wunder mit ihrem niedlichen kleinen Fuß, allerdings; aber Cleopatra, Milord Herzog, nimmt es mit ihr auf, nimmt es hoch mit ihr auf. Wahrhaftig, meine Herren, ich finde keine Worte, die Stufe zu preisen, wie sie es verdient. — 300 Guineen! — Zum erstenmal, zum zweitenmal! — 310 Guineen! — Danke schön, Milord Herzog; Cleopatra wird die Ihre. 310 Guineen! Doch ich muß loyal zu Werke gehen, damit mich kein Vorwurf trifft; meine Herren, ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit; ich bin überzeugt, das unvergleichliche Thier nicht Ihnen in die Augen, und die das herrliche Geschöpf Ihren bewundernden Blicken entzogen wird, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß, lassen Sie diese Gelegenheit vorbei — 320 Guineen! — Sehr verbunden, Sir Harry! die Welt weiß, daß Sie den allerfeinsten Geschmack besitzen in Dingen der Art, und, ganz ohne Schmelschelei, Sie haben dies nie mehr bewiesen, als eben jetzt. — Der Dichter sagt, die schönste Ebnheit ist die reichste. 320 Guineen, zum erstenmal, zum zweitenmal! Niemand mehr? Milord Herzog, Cleopatra schläßt Ihnen hinaus, wenn Sie diesmal vergessen, daß Sie gewohnt sind, in Allem königlich zu seyn. Ein köstliches Gebot, und sie ist Ihnen gewiß; Gallop! jetzt ist die wahre Zeit dazu, und es kann nicht fehlen. — 340 Guineen! — Milord Herzog, statt alles Danks sage ich nur, viel Ehre, sehr große Ehre! 340 Guineen zum ersten, zum zweitenmal! Es geht mir, meine Herren, gerade wie einem Künstler, der ein treffliches Gemälde sehr ungern aus der Hand gibt; doch jeder Liebhaber hat ja Zeit gehabt, zu bewundern und sich zu bestimmen. Niemand mehr? so wird denn Cleopatra für 340 Guineen zugeschlagen werden. Was sind 340 Guineen für eine der schönsten Stuten, die je zum Verkauf ausgesetzt worden! — 350 Guineen! — Geben Dank, Sir Karl, Sie machen keinen schlimmen Handel; Cleopatra ist weit mehr werth. Ich habe wohl bemerkt, daß Cleopatras Reize Eindruck auf Sie gemacht haben; ja wahrhaftig, ich bin stolz, daß sich so viele Herren um ihre Hand bewerben. Verzeihen Sie, irren ist menschlich; um ihre Hand hätte ich sagen sollen; ich fühle mich glücklich, hätte ich bloß sagen sollen, daß sie so viele Bewunderer hat. Ich selbst kann nicht darauffolagen; könnte ich es, gewiß — 370 Guineen! — Bravo, Milord Herzog! 370 Guineen, ja, auf Ehre, für 370 Guineen haben Sie sie. Die schöne Cleopatra wird Milord Herzogs Eigenthum! Meine Herren, Niemand mehr? also zum letztenmal! Meine Herren, Sie können Niemanden Vorwürfe machen, Sie haben Zeit genug gehabt, sich zu bestimmen. 370 Guineen zum ersten, zum zweiten; und zum — Nach jedem Worte macht der Ausruf eine lange Pause, lange hält er den Hammer, eines neuen Gebots harrend, in der Luft; alles bleibt still, da läßt er ihn endlich fallen, ruft: zum letztenmal! und Cleopatra geht dem Herzog.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Zustand der Theater.

Zum Unglück ist die königliche Oper zu groß für einen Operettsaal und für ein zwanzigstes Theater in Paris; wäre nur ein halbdutzend Schauspieler hier vorhanden, so könnte ein Direktor hoffen, einen solchen Saal vermittelst schöner neuer Stücke und vortrefflicher Schauspieler zu füllen; allein jetzt vertheilt sich das Publikum in zwanzig Schauspielhäuser, wovon die meisten kleinere, aber auch milder kostspielige Schauspieler auführen, und der große Saal würde

stets eine fürchterliche Leere darbieten. Es ist wirklich ein Wunsch, daß es dem Direktor der großen Oper, Dr. Baron, so gut gelingt, das Publikum herbeizuziehen, obgleich sein Saal der größte von Paris und sein Schauspiel, nächst dem Italienischen, das teuerste von allen ist. Das Wunder erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß mehrere seiner besten Schauspieler, und ich glaube sogar seine besten Decorationen, nach London gewandert sind, um dort Robert le diable aufzuführen, wozu schon seit beinahe sechs Monaten Auflauf getroffen wird, und daß die Cholera viele reiche Familien, einheimische und fremde, welche gute Kunden für die Operndirection waren, aus Paris verschreckt hat. Ich möchte eben nicht behaupten, daß die Oper sich eines großen Gewinnes zu erfreuen hat; allein in Vergleich mit andern Theatern steht sie gut, besonders mit solchen, die zu den großen Theatern gehören; denn unter den kleinen, besonders den Wanderschauspielern, gibt es einige, die noch ziemlich häufig besucht werden, und diese können sich halten; sie haben in Verhältnis zu den größeren Theatern doch nur geringe Kosten, was gegen die andern, seitdem sie sich in die Romantik hineingeworfen haben, einen so großen Aufwand machen müssen, daß sie die Kosten nicht mehr bestreiten können. Das alte französische klassische Theater war weit einfacher und sollicher minder kostspielig als das romantische, und könnten die Direktoren aus Sparsamkeit wieder zu dem alten Repertorium zurückkehren, so würden sie es gern thun. Allein der Geschmack des Publikums hat sich nun geändert; man will Abwechslung, Aufwand für Auge und Ohr, Reuelei in der Darstellung; das Alte ist abgenutzt, das Neue genügt nicht lange. Somit haben die Direktoren große Mühe, das Publikum zufrieden zu stellen und es anzulocken. Und tritt nun vollends eine allgemeine Widerwärtigkeit ein, wie es in diesem Frühjahr mit der Cholera der Fall war, so ist es den Direktoren kaum möglich, sich zu halten; dann folgen Bankrotte oder Geldanleihen. (Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 132:
Die Bühne. Das Herz. Der Rest.

R ä t h s e l

Ich bin so selten recht beliebt
Und doch so liebenswerth,
Obgleich aus Oer manch Menschenmund
Zu tilgen mich begehrt.
Sieh! ich, es könnte kein Planet
Sich um die Sonne drehn,
Ein wildes Chaos wär' die Welt,
Sie müßte untergehn.
Soll dich dein Auge je erfreuen,
Ich muß vorhanden seyn.
Sieh! ich, so kannst du keinem Ton
Ein güstlich Ohr verleihn.
Nichts wäre Sehnsucht ohne mich,
Auch Hoffnung ist mein Kind,
Hät' ich platonische Liebe nicht;
So stirbt auch sie geschwind.
Doch darf ich niemals allzugroß,
Auch allzulust nicht seyn,
Und wo ein recht von Herzen liebt,
Es liebt mich möglichst klein.
Gefahr bringt mir ein Druck der Hand,
Es tödtet mich ein Kuß;
Dst leb' ich höchlich wieder auf,
Erzeugt vom Ueberdruß.

J. G. W.

M o n g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 11. Juni 1832.

Jetzt wölket sich der Himmel auf,
Jetzt bewegen sich die Wälder,
Der Frühling rätet sich zum Lauf,
Umgürtet mit Rosenkranz.
O wie so schön, wie felsch und kraus!
Wie glänzend' Elementen!
Wie mähend' gnüßsam streichen aus
Noch Krieger, noch Scribenten.

Friedrich von Spee.

D e r L e n z .

Von Lenau.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Reden
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Reden,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von bannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesch.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinklärmen durchs Gefild,
Und sich aus leichten Fingern halben
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lenz
Und zieht ihr schmeichelnd los
Das sanfte Weibchen und die Rose
Hervor aus dem Berstet.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Klust,
Und schleudert seine Singkräutlein,
Die Lerchen, in die Luft.

D i e W e l t s y s t e m e .

(Fortsetzung.)

Mit dieser Lähnen, aber auch rein mathematischen,
formellen, die höhern Gesetze des Ursprungs und der Ver-
bindung der Gestirne keineswegs erschöpfenden Ansicht ist
eine Reihe von Hypothesen geschlossen. Ich möchte sie
die mechanischen Hypothesen nennen, und unterscheide

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Hypothesen über die wahre Gestalt und Natur des Firmamentes. Ob sich nicht noch manche neue Hypothesen ausdenken lassen? Warum nicht? Ich will sogleich mit einer dienen.
(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von
Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde von der alten Dame Wohnort, auf einem großen Landgute, lebte ein ehemaliger Kriegskamerad, der vertrauteste Freund ihres verstorbenen Gatten, der feierliche Herr La Javelle. Dieser Mann, der Sohn eines schlichten Handwerkers, hatte gleich in den ersten Jahren der Revolution, zwar gegen seine Neigung und nur aus Liebe zum Vaterlande, Kriegsdienste genommen, dennoch aber, durch angeborenen persönlichen Muth und große Anstelligkeit sich vom gemeinen Infanteristen bis zum Bataillonschef emporgeschwungen. Die schwere Wunde, die er in der Schlacht von Jodi, bei Erstürmung der Brücke über die Abba, erhielt, würde ihn nicht bewogen haben, seine Entlassung nachzusuchen, wenn er nicht eine tiefe Kränkung seiner militärischen Ehre erlitten hätte. Sein Oberst war auf der Stelle und gleich zu Anfang der Schlacht geblieben; er, als ältester Bataillonschef, hatte sich an die Spitze des Regiments gestellt und, trotz der erhaltenen schweren Wunde, es nicht eher verlassen, als bis er es, einem mörderischen Kanonenfeuer entgegen, zum vollständigsten Siege geführt. Es auch fernherin zu befehligen, glaubte er dabei die gerechtesten Ansprüche zu haben; dessenungeachtet aber behielt er bei dem jungen und feurigen Obergeneral, wie das französische Sprichwort sagt, Unrecht, weil er ein Abwesender war. Als er nach drei leidensvollen Monaten aus dem Lazareth kam, fand er seinen Nachmann im Regiment als dessen Obersten, sich selbst aber, von seinem Feldherrn, von des Stabs verzogenem Liebling, für welchen ein Unglücklicher auch ein Unfähiger war, unbelohnt, unbeachtet, ja zurückgesetzt. Aufgebracht über diese Ehrenkränkung, fühlte er seine frühere Abneigung gegen den Soldatenstand mit verdoppelter Stärke erwachen; er nahm die Nachwehen seiner Wunden zum Vorwand, begehrte keine Entlassung und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Aber er blieb der Freund seines Freundes, wenn gleich es eben dieser war, der ihm in seiner militärischen Laufbahn den Rang abgelassen und die ihm gebührende Stelle erhalten hatte. Ja, ihre Freundschaft wurde durch dieses mißliche Begegniß nur um so fester geknüpft, indem es für Herrn La Javelle kein Geheimniß bleiben konnte, daß sein ihm vorgezogener Kamerad, indem er

sich der eigenen Beförderung widersetzte und dem verwundeten Freunde lähn das Wort sprach, in Gefahr gerathen war, diesen Schritt bei einem Feldherrn zu büßen, der schon damals begann, allgewaltig zu werden und keinen Widerspruch ertragen konnte. Selbst der Tod vermochte das Bündniß dieser treuen Kriegsgesährten nicht völlig zu lösen: Herr La Javelle ward, nach dem Hinscheiden seines Freundes, durch dessen letzten Willen zum Beistand seiner hinterlassenen Wittwe und zum alleinigen Verwalter ihres Vermögens eingesetzt, welcher Freundschaftspflicht er mit der äußersten Gewissenhaftigkeit nachkam, ohne jedoch der alten Dame, die wir in dieser Erzählung kennen gelernt haben und welche eben die Wittve seines verstorbenen Freundes war, ihre Abhängigkeit auch nur im Geringssten empfinden zu lassen. Auf welche Weise er, nach seinem Rücktritt in den Bürgerstand, zu einem wahrhaft kolossalen Vermögen gekommen war, läßt sich mit Einem Worte sagen: er wußte das Glück zu fesseln; doch wie er dieses anstellte, das bleibt, wie jede Fähigkeit, für den, der sie nicht besitzt, ein immerwährendes Geheimniß. Kein Fleiß, keine Kenntniß, keine Geschicklichkeit reicht aus, das Glück zu bannen; es gehört dazu eine angeborene Charakteranlage: rasche Geistesgegenwart, Ausdauer, Muth, Kälte und in dem Geschäfte selbst eine nicht zu vermeidende Härte. Herr La Javelle war der reichste Mann in der ganzen Gegend: Kohlengruben und Eisenhämmer umher gehörten ihm, das Gut, welches er bewohnte, war zu einem kleinen Städtchen geworden, er hatte dort Spinnereien und Tuch- und Kartusfabriken angelegt, ernährte Hunderte von Menschen und lebte in seinen Schöpfungen, gleich einem alten herrschenden Patriarchen inmitten seines rings verbreiteten Geschlechtes.

Auf das einzige Kind, auf die Tochter dieses Erbhauses waren nun die Blicke der alten Dame gerichtet; eine Verbindung ihres Neffen mit dieser reichen Erbin sollte den uralten Glanz des Hauses Montfontaine wieder herstellen, und sie hatte zu dieser obligaten Privatrestauration schon längst und im Stillen die geeigneten Vorarbeiten begonnen. Der gerade und unerschütterliche Sinn des Herrn La Javelle schien ihr für einen unmittelbaren Angriff nicht geeignet; einen Angriff auf das Herz der schönen hebenzehnjährigen Emilie wollte sie späterhin ihrem Neffen überlassen, und so hatte sie, für's erste nur, sich möglichst eines wichtigen Außenwerks bemächtigt: der Madame La Javelle nämlich, der es wie englische Musik klang, ihre Tochter Gräfin nennen zu hören, und die dabei an dem geheimen Restaurationsplane sogleich und voller Freude Theil genommen hatte. Aber auch diese durfte nicht Alles wissen; die verrätherten Vermögensumstände des Grafen Eduard mußten ihr ein Geheimniß bleiben, weshalb ihr auch die alte Dame

Paris, Mal.

(Beschluss.)

Zustand der Theater.

Man erstaunt schon nicht mehr über Theaterfallimente, als über das Sinken eines Handelshauses, und das Publikum vergißt bald die Leute, die sich zu Grunde gerichtet haben, um es zu belustigen und sich dabei zu bereichern. Man hätte ein solcher Zustand nicht dazu geeignet, die Schauspieler anzuspornen. Indessen findet man sie doch immer noch auf ihrem Posten. Man hatte sie irrigerweise beschuldigt, sie seien beim Ausbruch der Cholera davon gelaufen. Es kann seyn, daß die und da einer, von der Furcht getrieben, sich aus dem Staube gemacht und in einem gesünderen Klima sein Talent in Sicherheit gebracht hat. Diese Ausreißer machen aber nur einen geringen Theil des Corps dramatique aus, und zur Ehre desselben sey es gesagt, daß es trotz der Cholera unerschrocken fortgefahren hat, unter dem allgemeinen Jammer für die allgemeine Belustigung zu sorgen. Scribe dichtet wohl weniger Stücke als sonst, aber doch noch immer mehr, als irgend ein Schauspieler in Europa, und zudem hat er so viel gedichtet, daß er jetzt auf seinen Lorbeeren und erworbenen Geldsäcken ausruben könnte, ohne daß man ihm einen Vorwurf darüber zu machen hätte. Ancelot, dessen Trauerspiele am Théâtre français keinen Fortgang hatten, ist mit seinen Vaudevilles viel glücklicher und versorgt das Vaudevilletheater fast beständig mit neuen Stücken. Er nimmt jetzt in einer Woche mehr ein, als ihm vielleicht seine sämtlichen Trauerspiele eingebracht haben. Bei den andern Theaterdichtern sieht es jedoch nicht so glänzend aus, und manche arbeiten mit wenigem Erfolge für die kleinen Bühnen. Auch das zweite Théâtre français, nämlich die Odeonbühne, ist geschlossen, und der Cirque olympique hat nichts Besseres erfinden können, als zwei Elephanten zusammen auftreten zu lassen, da einer schon nicht mehr hinreichte, um die Neugierde des Publikums zu fesseln. Alle merkwürdigen Bestien, Tiger und Hyänen, sind schon über diese Bühne geschritten, und das Publikum hat hier nichts Neues mehr zu lernen. Wahrscheinlich werden auch die beiden Elephanten, die täglich mit umgekehrten Buchstaben auf dem Aufschlagzettel prangen, bald die Neugierde erschöpft haben, und dann wird der Cirque olympique verlegen seyn, wie er das Publikum herbeilocken soll; eine Verlegenheit, die übrigens bei den meisten andern Theatern herrscht. Wiewohl aber entsteht gerade aus dieser Nothwendigkeit, etwas Auserordentliches aufzufinden, um starken Zuspruch zu bekommen, und aus der großen Konkurrenz mancher interessante dramatische Versuch neuer Art. Gleich in dem alten Geste länger fortzubewegen, ist nicht wohl thunlich; also neue Bahnen müssen eröffnet, neue Versuche gewagt werden. Es muß natürlich manches Bizarre zum Vorschein kommen, mitunter aber auch Originelles und des Aufwahrens Würdiges. Die Gemüther sind jetzt freier, die Angst vor der Cholera desgleichen die Brust nicht mehr, folglich wird das Publikum freier und ruhiger urtheilen, empfinden und genießen können; ein ruhiges und unbefangenes Publikum ist aber das erste Erforderniß zur Aufmunterung der Künstler und Dichter.

D g.

von Hoffnungen, welche noch weit im Felde lagen, von einem großmüthigen und beträchtlichen Geschenke der Frau Et. Etienne und von einem Aequivalente für die eingebüßten Familiengüter, als von ganz ausgewachsenen Dingen erzählt hatte. Um so unangenehmer war ihr das beständige Vorurtheil ihres Neffen gegen seine Mutter, und die stolze Weigerung, sich aufrichtig mit ihr zu versöhnen; denn erstlich durfte seine hilfbedürftige Lage nicht so ganz augenfällig an den Tag kommen, und dann fürchtete sie die Grundsätze des Herrn La Javelle, dem ein unnatürliches Verhältnis zwischen Kindern und Eltern der höchste Gräuel war.

Alles dieses hatte die alte Dame reiflich erwogen, als sie am folgenden Tage ihren Neffen aufs Neue bestürmte, sich mit seiner Mutter wahrhaft zu versöhnen, und ihm, als Lohn für diese Kindespflicht, die glänzende Aussicht auf die erwähnte reiche Heirath zeigte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, auch bei diesem, nach ihrer Ansicht einfachen Vorschlage auf einen Widerstand zu stoßen, der hartnäckiger war, als sie es hätte vermuthen können. Sie kannte des jungen Mannes mißliche Umstände und seine augenblicklich dringende Verlegenheit zu genau, als daß sie nicht die schnellste Nachgiebigkeit, ja seinen feurigsten Dank für ihre klugen Bemühungen hätte erwarten sollen. Aber nein! so wie er früher die Versöhnung mit seiner Mutter verweigert, eben so störrisch und nur mit kälterem Hohn wies er jetzt die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen, als eine Entehrung seiner in Gott ruhenden Ahnen und seines historischen Namens zurück. Umsonst versuchte die bejahrtere Frau, mit allen bekannten Vernunftgründen das alte Vorurtheil des jungen Menschen zu bekämpfen, umsonst bewies sie ihm, daß die Ritterzeit Franz des Ersten und die Hofherrlichkeit des vierzehnten Ludwigs vorüber, vergessens sprach sie von der neuen und mächtigen Aristokratie der Industriellen, führte ihm vergebens Beispiele an, wie überall, und selbst in dem ultra-aristokratischen England, der hohe Adel, oder doch wenigstens seine jüngeren Söhne, den vorthellhaften Tauschhandel treffen, ihren klingenden Namen einem Bürgermädchen zu verleihen und dafür ihr klingendes Geld zu erhalten. Graf Eduard blieb hartnäckig auf seinem Sinn, wurde im Verlauf des Streites immer hitziger und ging endlich so weit, die alte Dame ein verwahrlostes Kind der Revolution zu nennen, wogegen sie nun, höchst aufgebracht, ihn einen unverbesserlichen Emigrirten schalt, der schon als Kind sein Vaterland, das schöne Frankreich, die Wiege aller fortschreitenden Kultur, verlassen und in dem barbarischen Norden und in dem slavischen Indien die vermoderten Grundsätze entschwendeter Jahrhunderte eingezogen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

M o n a t s b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 13. J u n i 1832.

Von Sonne und Weltten weis ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.

Goethes Faust.

D i e W e l t s y s t e m e

(Schluß.)

Die Wissenschaft bleibt bei dieser einzigen Thatsache stehen. Was darüber ist, das ist bloße Hypothese. Theophrastus Paracelsus hatte den wunderlichen Gedanken, daß jeder einzelne Stern einen besondern Einfluß auf unsere Erde habe, und daß lediglich nichts auf der Erde geschehe, was nicht durch den Aufgang eines Sterns bewirkt werde. Wenn ein Windstern aufgeht, sagt er, so entsteht Wind; wenn ein Blumenstern aufgeht, so geht auch eine Blume auf etc. Er bedachte aber nicht, daß täglich genau die nämlichen Sterne aufgehen, während doch täglich auf der Erde etwas anderes geschieht. Einer der ausgezeichnetsten neuen Naturphilosophen, Steffens, trägt auch eine seltsame Meinung vor. Er sagt in seiner Anthropologie, im Sonnensysteme existire nichts für sich, sondern nur durch Wechselwirkung; die Planeten seyen daher auch nicht aus der Sonne und nach der Sonne entstanden, sondern mit der Sonne zugleich, beide durch ihre Wechselwirkung, und so sey denn auch das Licht keineswegs eher da gewesen, als der mit dem Lichte in so genauer Beziehung stehende planetarische Organismus zunächst der Pflanzen, dann der Thiere; vielmehr sey das Licht eben so gewiß erst durch die Pflanze erzeugt worden, als die Pflanze durch das Licht. Ich habe dieser geistreichen Ansicht nur das entgegen zu setzen, daß Steffens dabel von dem allen Naturphilosophen noch an-

lebenden Irrthume ausgeht, daß Licht sey notwendig an einen Pol gebunden. Daß dies ein Irrthum ist, beweisen die Doppelsterne, welche das Licht an beiden Polen zeigen. Mich dünkt, die Beobachtungen; die man an den Doppelsternen gemacht hat, müssen die ganze bisher gültige Lehre von der Polarität des Lichts modificiren. Dem sey nun, wie ihm wolle, ein physischer Zusammenhang der Weltkörper ist unläugbar, und es fragt sich nun, in wiefern auch ein geistiger Zusammenhang der darauf lebenden Wesen stattfindet. Die Bewohner der Erde sind isolirt, und haben, wenn wir nicht den Visionen Swedenborgs glauben wollen, niemals mit Bewohnern anderer Weltkörper Verkehr gehabt. Dennoch dürfen wir uns wohl als Glieder eines höhern Ganzen betrachten, in dem wir unbewußt begriffen sind. Es heißt, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gibt es nun vielleicht bessere und schlechtere? Gibt es höhere und niederere Wesen, als wir sind?

Man hat viel von einer Wanderung durch die Sterne geträumt, aber das ist wohl ein trivialer Gedanke. Die Himmelskarte ist keine Postkarte. Wir müssen, wenn wir die Zukunft im Auge haben, immer eher glauben, auf dem Radius ins Centrum der Dinge zu gelangen, als auf der unendlichen Peripherie herum zu kreisen, ohne je zum Ziele zu gelangen.

Elesinnige Theologen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Christus zu den übrigen Weltbürgern verhalte. Swedenborg löst die Frage auf eine Weise, die

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

D i e P a p p e l n .
 Wohl ragt ihr hoch vor vielen andern Bäumen,
 Und strebt verlangend nach des Himmels Räumen
 In Hill erhabert, frommer Heiterkeit;
 Nicht mit den finstern Tannen zu vergleichen,
 Die trotzig dastehn in des Waldes Reichen,
 Euch treibt ja weder Stolz, noch Eitelkeit.

Gewiß nicht, nein, von allen euren Zweigen
 Will sich kein einziger zur Erde neigen,
 Nur eure Wurzeln haften fest darin;
 Wenn über euch Gewitterstürme toben,
 So blüht ihr doch voll Zuversicht nach oben,
 Wohl wißt ihr, daß die Stürme wieder fliehn.

Ich liebe euch, ich lernte euch verstehen,
 Denn oft schon bei der Abendlüfte Wehen
 Hab' eurer Blätter Säuseln ich gelauscht.
 Sie flüsterten von jenem Zauberlande,
 Wo an der Silberströme grünem Strande
 Die leise Klage eurer Schwestern rauscht. —

O Bild des Christen, den die Sehnsucht leitet,
 Der seine Arme nach den Sternen breitet,
 Und voll Vertrauen zu dem Himmel blüht;
 Der kräftig steht in seinem Wirkungskreise,
 Und nur zuweilen seine Seufzer leise
 Nach einem schütern Heimatlande schickt.
 August Schnepfler.

K o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n .

Genf, Mal.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft und die neue theologische Schule. Methodistenumworten.

Das neue Journal (der Fédéral), dessen Hauptredakteur der Professor Rossi ist und in dessen Ausschuss drei Geistliche und mehrere Professoren sitzen, kann als Beweis von dem besonnenen Fortschreiten der Ideen bei uns angeführt werden. Im Jahr 1740 wurde der Pfarrer Pierre Elément, ebenfalls ein guter Schriftsteller, von der vénérable compagnie des Pasteurs verurtheilt, seinen geistlichen Charakter zu verlieren, weil er ein Trauerspiel (Mérope) geschrieben. Im Jahr 1826 wurde ein Geistlicher von derselben Compagnie stark beschuldigt, weil er Mitglied des Comité des neuen Journal de Genève sey, und drei Geistliche wurden an ihn gestundet, um ihn zum Austritt zu bewegen. Jetzt, 1832, tritt ein neues Journal auf, in dessen Comité drei Pastoren sitzen, und die vénérable compagnie sagt kein Wort mehr. Freilich hat die neue Zeitschrift eine deutliche Bestimmung: sie soll mildern und ausgleichen, was andere Journale durch ihre Richtung, ihren Zweck und Ton Ables stiften; ihrer Frechheit, ihrer beleidigenden und selbstbewusstlichen Sprache soll sie Maas und Würde entgegensetzen, damit das In- und Ausland sehe, wie eigentlich die so verschrieene Genfer Aristokratie, d. h. die Aristokratie der

Bildung, der Humanität, Gelehrsamkeit und des ächten Vaterlandesinnes, denkt und spricht. Bisher hatte diese kein Organ, und bloß das demokratische Mouvement übte man trommeln und trompeten.

Unsere neue theologische Schule hat am 30. Januar ihre Vorlesungen begonnen, zwar noch eng und beschränkt, wie aller Anfang ist, aber Achtung gebietend. Der Pfarrer Gausson hielt bei dieser Gelegenheit eine geistreiche und rührende Rede, die dem Moment und der Handlung ganz angepaßt war. Auch das bisher so vernachlässigte Studium der Philologie wird durch die Vorzüge der neuen, aus Deutschland hierher berufenen Professoren sehr gewinnen. Von Stieglers Vorlesungen über Plato habe ich schon viel Gutes. Noch ist die Zahl der Zuhörer gering, wird aber gewiß zunehmen, wenn die äußern Umstände günstiger werden. Es gehört allerdings viel festes Göttervertrauen dazu, sich eine Anstalt bloß mit den Beiträgen gleichdenkender Privatpersonen, ohne alle Unterstützung der Regierung, zu unternehmen und fortzuführen. Möglich wird der evangelischen Gesellschaft in dieser Hinsicht ihre Verbindung mit der von Mailand gestifteten Methodistentzweig werden, da diese in England und Schottland viele reiche Freunde und Anhänger hat. Das stille Betragen und das ganze öffentliche und häusliche Leben unserer Evangeliker und Methodistens ist durchaus musterhaft zu nennen, ja es ist ergreifend durch Milde, Bescheidenheit, Brüderstimm, Wohlthun und Einfachheit. Irrten sie auch in ihren theologischen Ansichten, ließe auch sie und da etwas Uebertreibung mitunter, so stehen doch unsere Methodistens als Menschen und als Christen sehr hoch und können als Muster dienen. Welt entfernt, gesellschaftliche Formen zu verwerfen, ordnen sie sich nur etwas Höherem unter. Sie haben nur den Geist der Gesellschaft und Kultur, der dem Goldmüß — das Wesen unserer Zeit — birgt oder beschönigt. Sie bringen einst auf die Herrschaft der Innern Welt über die Äußere, auf die Herrschaft der Idee und des Geistes über die Form, auf die Verlagerung bloß gesellschaftlicher und weltlicher Herrschaft, ohne bessern Grund und Boden. Wer möchte ihnen nicht freudig und aus Herzensgrund beistimmen, auch ohne Methodist zu seyn? Wie verschoben von ihnen sind die Methodistens in den kleinen Städten des benachbarten Waadlands! Bei ihnen jagt eine Karrikatur und eine Lächerlichkeit die andere, zumal in Yverdon. Hier wollen groß Männer die Apostel vorstellen, darum lassen sie sich entschlossen lange Bärte wachsen und geben sie sich, wie sie meinen, ganz apostolisch und evangelisch; sie haben all ihre Möbeln und gutes Hausgeräthe verkauft und besitzen nun nichts mehr als das Unentbehrliche, einen Tisch, einen Stuhl, ein Bett und einige Stühle von Tannenholz, die der Bruder Schreiner machen muß; dazu ganz grobe Wäsche und grobe lange Kleider. Ihre Frauen und Kinder müssen es ebenso machen. Der Apostel Petrus versicherte neulich, er wolle auf dem See gehen und die Wellen werden den Gläubigen tragen; eine Menge Volk versammelte sich, um das Wunder mit anzusehen; Petrus stieg auch wirklich aus einem Kahn, stumpfte aber gleich ins Wasser, erhob ein Zittergeschrei und wurde nur mit Mühe gerettet. Der Herr Jesus hat sich in seinem Garten selbst ein Grab gegraben und sich vorlas Woche drei Tage hineingelegt, bei welchem Akt er sich jedoch von den Seinigen nachhaltige Nahrungsmittel, besonders Fleischbrühe, reichen ließ, mit deren Hilfe es ihm auch möglich wurde, am dritten Tage lebend aus dem Grabe hervorzugehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. C. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juni 1832.

Löne rauschen auf und nieder,
Augen winken, sanft und munter,
Und ich sinkt tief und tiefer
In ein Meer von Wehmuth unter.

E. Müller.

Der Maskenball.

Von Lenau.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trommeten hell Gedröhne,
Und der Seligen tolle Lieder.
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Löhne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Nähnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenhale,
Wecken mit dem stillen Gruf
Wie ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Ruf
Schönen Mädchen an die Wangen;
Doch den Frohen, Rubelosen,
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflohen ihrem Strauche;
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen

Von der Freude frisch gewunden;
Können sinend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Wehkens Klage naht.
Nie zu süßender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Skummel.
Seht, da schwebt mit trauerm Nicken,
Ein süß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und lustig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft küßt dein Köppchen süß,
Trophend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blüht
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize soll zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet.
Hat ein Gott dir Freudejähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,

Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
 Rührst du mir das Herz zur Trauer,
 Und die heitre Deutung flieht.
 Mädchen, willst du in Symbolen
 Weisem Nacken, Perleuschüren,
 Uns das Trauerloos der Polen
 Mahnend vor die Seele führen?
 Selgen uns im schönen Bilde
 Thränenvolle Schneegebirge?
 Ja, du kamst in dieses Haus,
 Leise strafend uns zu tragen
 In den schmerzvergeffenen Braus
 Polens Bild aus alten Tagen,
 Daß wir seinen Fall bepenken,
 Und in Wehmuth uns versenken.
 Abgewendet nun mit Schwelgen,
 Schwindest du im dichten Reigen,
 Wie Polonia's Herrlichkeit
 Schwand im wilden Tanz der Zeit.
 Maden kommen, immer neue;
 Hier ein Ritter mit der Dame,
 Spricht von seinem Liebesgramme,
 Und gelobt ihr seine Treue.
 Dort im härenen Gewande,
 Mit Sandal' und Muschelbut,
 Wie entrückt in ferne Lande,
 Ueber Berg' und Meeresfluth,
 Steht ein Pilger; seine Träume
 Säuseln ihm wie Palmenbäume,
 Säubern ihn zum heiligen Grabe,
 Seines Glaubens liebster Habe.
 Seyd willkommen mir, Matrosen!
 Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
 Frisch hinaus ins Meeresstosen,
 Durch die Fluthbeschäumten Riffe!
 Ha! schon seh' ich Adven ziehn,
 Wetterwolken seh' ich jagen,
 Und die Stürme hör' ich schlagen.
 Süße Heimath; fahre hin!
 Nach der Freiheit Paradiesen
 Nehmen wir den raschen Zug,
 Wo in heiligen Waldverlieden
 Kein Tyrann sich Throne schlug.
 Wehnd mich mit stillem Beten,
 Will den Urwald ich betreten,
 Wandeln will ich durch die Hallen,
 Wo die Schauer Gottes wallen;
 Wo in wunderbarer Pracht
 Himmelwärts die Bäume bringen,
 Draufend um die leusche Nacht
 Ihre Riesearme schlingen.
 Wo Leuchtkäfer, Mirladen,

Um die Schlingebäume fliegen,
 Die sich an die Bäume schmiegen;
 Auf des Blühens dunklen Pfaden
 Leuchten sie den Duftgewinden,
 Lehren sie den Wipfel finden.
 Dort will ich für meinen Summer
 Finden den ersehnten Schlummer,
 Will vom Schicksal Kunde werden,
 Daß es mir mag anvertrauen
 In der Wälder tiefem Grauen,
 Warum Polen mußte sterben.
 Und der Antwort will ich lauschen
 In der Vögel Melodien,
 In des Raubthlers wildem Schreien,
 Und im Niagarauschen.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Mit großer Geistesgegenwart und rüstig und stark, wie der Graf war, trug er den großen, schweren Mann im vollen Lauf und eine nicht kurze Strecke, bis in das Schloß, übergab, ohne erschreckenden Lärm zu machen, den Bewußtlosen der herbeileitenden Dienerschaft und schwang sich rasch auf ein ungesatteltes Ross, um einen Arzt aus der Stadt zu holen. Unbegreiflich schnell war er mit demselben zurück, unbegreiflich schnell selbst für die angstvolle Umgebung des Kranken. Dieser lag noch bewußtlos da, als Graf Eduard mit dem Arzt eintrat; Madame La Javelle kniete am Fußende des Lagers und betete und weinte; am Haupte desselben stand der Pfarrer des Orts, ein hoher Greis mit schneeweißen Locken, und schaute ernsten Blicks auf den Besinnungslosen nieder; hinter ihm der Kirchendiener mit den Geräthen zum heiligen Abendmahl und zur letzten Dehlung; mehr im Hintergrunde die bestürzte Dienerschaft, während Emilie, die einzig Thätige, des Vaters Hände und Schläfe mit geistigen Essenzen rieb. Der Arzt befreite sogleich das Krankenzimmer von dem Andrang so vieler Menschen, indem er sogar den ehrwürdigen Geistlichen bat, für's erste in einem Nebengemache zu verweilen. Dann erst untersuchte er den Kranken, wandte mit Hilfe Emilens und des Grafen die mitgebrachten Medikamente an, brachte den Kranken zum Bewußtsein und erklärte nach Verlauf einer Stunde, daß die augenblickliche Gefahr vorüber, daß er selbst für gänzliche Herstellung haste; daß aber, wenn er nur eine Viertelstunde später gekommen, Rettung

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

rafft hat; zuerst Champollion, der so oft und vielleicht etwas zu frühzeitig gepriesenen Entzifferer der ägyptischen Hieroglyphen, der diesen ihm vorhergegangenen Ruhm zu rechtfertigen hatte, aber gerade in dem Augenblicke, da man glaubte, er werde seine Entdeckungen der Welt kund thun, von dem Schauplatz verschwunden ist, so daß jetzt seine Entdeckungen problematischer werden als zuvor; denn man glaubt nicht, daß er viel ausgearbeitet hat. Den ihm gemachten Antrag, sein Entzifferungs- oder Auslegungssystem auf die bekanntlich in zwei Sprachen abgefaßte Rosette'sche Inschrift anzuwenden und die Wichtigkeit desselben darzuthun, hat er nie annehmen wollen, so weiß nicht, warum. Er soll es vorgezogen haben, eine Sprachlehre des Ägyptischen abzufassen; wo hatte er aber die Elemente zu dieser Sprachlehre gesammelt? doch wohl in den hieroglyphischen Inschriften; warum aber dann nicht erst damit begreifen, die Inschriften zu lesen und der Welt vorzulegen, wie sie müssen gelesen werden? Die Sprachlehre wäre hernach gekommen, wenn es möglich gewesen wäre, eine abzufassen. Es kann seyn, daß es sich hiermit anders verhält und Champollion wirklich etwas Wichtiges hinterlassen hat; denn er war ein fleißiger Mann und hatte die Hieroglyphen sich zum beständigen Ziele seiner Forschungen gesetzt. Wer sich aber zwanzig Jahre lang unaufhörlich mit einem und demselben Gegenstande beschäftigt, muß doch wohl endlich etwas Vorzügliches leisten, oder es ist in der Sache nichts zu leisten, vorausgesetzt, daß der Forscher nicht Rumpfsüchtig ist, wie es auch Champollion gewiß nicht war. Er hatte sich in die bequemste Lage gesetzt, um seiner Neigung ruhig folgen zu können. Er hatte alle Denkmäler Ägyptens auf Kosten des Staates untersucht; Zeichner waren ihm beigegeben worden, um sie genau zu kopiren. Die von ihm mitgebrachte Sammlung belüftet sich auf mehrere hundert Zeichnungen; die Bekanntmachung und Beschreibung derselben ist bereits angekündigt, und mich dünkt, die bloßen Abbildungen sind schon des Bekanntmachens werth; zerklagen die Kraker oder die Soldaten des Vicekönigs von Ägypten die alten Denkmäler, so würden uns doch wenigstens diese Abbildungen, nebst den vielen, welche die sogenannte Commission d'Egypte herausgegeben hat und die uns durch andere Werke bekannt sind, einen deutlichen Begriff davon geben können. Champollion hatte die Stelle eines Aufsehers oder Conservators der ägyptischen Alterthümer am königlichen Museum, eine Stelle, die für ihn geschaffen worden war und jetzt wieder aufgehoben wird, da ein einziger Aufseher für sämtliche in jenem Museum aufbewahrten Alterthümer hinreicht. Sie war ihm unter der Bedingung gegeben worden, daß er Vorlesungen über jene Alterthümer halten solle. Diese Bedingung hat er aber niemals erfüllt; denn kaum war er angestellt, so trat er die Reise nach Ägypten an, und als er zurückgekommen war, gelang es ihm, die Stiftung eines neuen Lehrstuhls am Collège de France für ägyptische Archaeologie zu bewirken, was ihm denn eine zweite Stelle verschaffte. Aber auch hier konnte er nur einige Vorlesungen halten; er wurde krank und betrat den Lehrstuhl nicht wieder. Wenn also unter seinen Papieren keine ausführliche Ausarbeitung seines hieroglyphischen Systems vorhanden ist, so steht zu befürchten, daß sein Ruhm unendlich verlieren und die Nachwelt noch immer im Dunkeln umhertappen wird, wofür nicht etwa die von Champollion gegebenen Fingerzeige Andern als Winke dienen, um sich mit Eifer in dasselbe Labyrinth hineinzuwagen und sich einen Ausgang zu suchen. In der Akademie der Inschriften, deren Mitglied er war, herrscht noch viel Ungewißheit über den wahren Gehalt seiner Leistungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Schluß.)

Umrissen der Methodisten und Missionäre.

Auß Kreuzzügen sind die Methodisten in Poertum besonders verfeffen: drei alte Weiber wollen durchaus aus Kreuz. Man sieht diese Leute oft ohne Anlaß, wie es ihnen der Geist eben sagt, an den Straßenecken betend niederknien und die Augen verdrehen. Alles, was sie bedürfen, machen sie einander selbst unentgeltlich; daher gibt es bei ihnen Tischler, Schuhmacher, Schneider, Schneideweiler u. s. w. Alle Bedürfnisse werden aus der Gemeindefasse bezahlt. So reicht dieser christliche Eretizismus dem St. Simonismus die Hände. Wenn die Frauen niederkommen, was, bei vielen Betend ungeschick, sehr häufig geschieht, so lassen sie ihre Kinder nicht von dem Ortspfarrer taufen; man sterben die Kinder manchmal, und da die Eltern auch nicht auf gesetzliche Weise verheiratet und getraut sind, so werden die Kinder als uneheliche eingeschrieben. Eine Mutter, die neulich ihr gestorbenes Kind nicht als unehelich begraben lassen wollte, hat es bei sich behalten und in Spiritus aufgehängt.

Neuhilber, jedoch mit einigen Varianten, begab sich seit mehreren Monaten in unserer südlichen Nachbarschaft, in Savoyen. Da trat der Abbé Guyon mit seinen Missionärs predigten auf, die wahrscheinlich das Aergste und Unverschämteste sind, was je in dieser Art auf der Kanzel gesprochen worden, die doch immer als eine heilige und würdige Stelle angesehen werden sollte. Der Abbé machte wirklich ein Pathétheater daraus, denn er geberdete sich unändlich mit Schimpfen und mit Schelten, behandelte die Einwohner von Chambery wie Wilde von Congo, Monomotapa und Neu-Seeland, verbreitete sich mit Anführung der Namen über Rasillenangelegenheiten und Persballepfeiten, warf ihnen die Laster von Sodom und Gomorrha vor, und hat am Ende den Himmel um Feuer, Rauch und Flammen zur Vertilgung des verkehrten Geschlechts. Alles dies wirkte das Umgekehrte; statt zu zähren, zu ergriffen und dadurch zu bessern, zog sich der schäumende Abbé nur Lachen und Pfiffe zu. Am Ende wurde der Lärm so arg, daß die Garnison herbeileiste und die drallen Laster und Pfiffe festnahm, aber bald darauf wieder frei ließ. Die Regierung verbot ihm hierauf alles fernere Predigen in Chambery, und die Polizei riß mit dem Wotte die Krambude nieder, worin der fromme Mann Agnus-Dei, Rosenkränze und Ablass verlaufen ließ. Der Abbé sah nun wohl ein, daß seines Bleibens in Chambery nicht sey; er wollte also mit der Dilligence nach dem Städtchen Annecy fahren; das Volk rothete sich aber zusammen und wollte den Kanoniker todt schlagen. Nur mit Mühe gelang es einigen Gütendenden, ihn zu retten. In Annecy war er etwas klüger und mäßiger, darum gingen seine Predigten ohne Störs dal ab, zu dem man sich vorbereitet hatte. Hierauf wandte sich Guyon nach Buisson, einem Dorfe an der du Bacher Höhe, einige Stunden von Genf. Die Nachbarschaft dieses Ortes inspirirte den Mann zum Donnern über den „Philosophen de Genève.“ Es ist darauf zu wetten, daß — vielleicht den Ortgeistlichen und einige Notablen der Gegend abgenommen — Niemand wußte, wen er damit meinte; denn als die Predigt aus war, trat ein Bauer zum Ortsvorsteher, der im Dorf für ein Licht galt, und fragte ihn, wen der Herr Abbé mit dem Genfer Philosophen gemeint habe. Der Mann gab sich ein belehrendes, wichtiges Aussehen und antwortete: „Ihr wißt das nicht? den ersten Synode von Genf meint er; im Vertrauen gesagt, billige ich aber des Herrn Abbés Reden gegen ihn nicht, denn man muß die Obrigkeit jedes Landes in Ehren halten.“

Bellage: Kunstblatt Nr. 48.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juni 1832.

Ein frohes Fischen lieber Müßiggänger;
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich fähren,
Und fahrt auch niemals einen Grillenfänger.

Platen.

W i e n u n d d i e W i e n e r .

(Aus Wolfgang Menzels Reise nach Oesterreich.)

Am 30ten Junius früh Morgens kam ich nach Wien. Man hat auf diesem Wege keinen Totalüberblick der Stadt, desto imposanter aber nimmt sie sich im Innern aus. Wenn man die ungeheuern Vorstädte passiert hat, gelangt man zu einem Circus, der eine halbe Stunde im Durchmesser mißt, und ringsum von den reinlichen und zum Theile prachtvollen Gebäuden der Vorstadt umkränzt wird. Mitten in diesem, mit grünen Rasen bedeckten und von unzähligen Alleen durchschnittenen Circus liegt nun erst die innere oder alte Stadt mit ihrem Centralpunkte, dem Alles hoch überragenden St. Stephansturm. Diese Centralisation der Stadt, dieses grüne Inkervall, diese amphitheatralische Lage der Vorstädte geben Wien eine Regelmäßigkeit, welche den Ueberblick über seine ungeheure Häusermasse erleichtert und zugleich die Majestät der Kaiserstadt erhöht; denn wie es nach der Kraft nichts Schöneres gibt als ihre Beherrschung, so ist auch an einer Metropolis nach ihrer Größe nichts schöner als ihre Regelmäßigkeit. In Wien aber fällt diese schöne und verschwenderische Vertheilung des Raums, fallen diese lichtvollen Breiten zwischen der alten Stadt und den Vorstädten, und die geräumigen hellen Straßen der Vorstädte um so angenehmer auf, als sie vollkommen dem heitern Charakter der ganzen freundlichen Gegend und des freundlichen Volkes selbst entsprechen.

Man findet in Wien auch ohne Konstitution die Repräsentanten aller der Völkerstämme, in deren Sprachen „das Wohl des Herrschers“ erklingt wird. Keine schönere Mannichfaltigkeit, als die der österreichischen bunten Länderkarte, und auch wieder kein schönerer Mittelpunkt, als dieses liebenswürdige Wien, und dennoch hat das Auge nie eine plastische Gestalt erblickt, die, in allen Einzelheiten so schön, es im Ganzen so wenig ist. Es gibt Frauenzimmer, an denen Alles schön ist, und die doch nicht schön sind. So kommt mir Oesterreich vor. Nicht die plastische Natur hat hier aus Einem Gusse ein Wunderbild geschaffen; nur ein böser Zauber hat die einem Duzend schöner Mädchen entlassenen Reize zu einer dreizehnten Truggestalt zusammengesetzt. Man meint, wenn man die Zauberformel hätte, müßte das schöne gespenstische Bild auseinander fallen.

Der achte Oesterreicher, denn man sich draußen gewöhnlich phlegmatisch denkt, ist der munterste Bursche von der Welt. Die vis inertiae ist bei ihm nur politisch zu verstehen; in diesem Verstande ist sie aber so stark, daß sie die Kräfte aller Völker in der Runde an sich fesselt, wie angewachsen. Die Oesterreicher leben wie auf einer seligen Insel, ohne zu wissen, daß diese Insel zugleich der Magnetberg ist, der alle Lanzens, Säbel- und Dolchspitzen der Magyaren, Slavonier, Tschechen und Lombarden polarisirt. Sie selber glauben nur, es sey der Venusberg, in den die Ritter von allen Seiten herein-tanmeln, gern oder ungern. Die Wiener machen aus

einem römischen Triumphzuge nur einen lustigen Bacchuszug, und die gefangenen Völker selbst lachen mit. Wie Mancher, der in der Provinz ein Lato war, wird in Wien zum Lucull.

Alle Oesterreich unterworfenen Völker haben eine geistreichere und prägnantere Physiognomie als die Oesterreicher selbst; allein in den Riesengestalten, welche die steirischen Gebirge liefern, in der Muskelkraft und dem Wüchse der Tyroler, und endlich in der ewigen Jugendblüthe des niederösterreichischen Fleisches, gibt sich eine Naturfülle zu erkennen, die alle Leidenschaften und geistigen Kräfte der Nachbarn nicht abzumessen, nicht zu bewegen, nicht zu beherrschen vermögen. Wenn irgendwo, sieht man es hier ein, daß die Natur eine Macht ausübt, der nicht jeder Geist, nicht einmal jeder Zeitgeist Herr wird. Und wer weiß, wozu es gut ist, daß die große Welterziehungskunst, wenn sie die einen vielleicht verzieht, noch immer einige Völkertinder übrig behält, um an ihnen künftig bessere Experimente zu versuchen.

Der Oesterreicher hat mit dem Schwaben die Gemüthsstiefe, das lyrische Element gemein. Dadurch unterscheiden sich aber diese beiden süddeutschen Stämme völlig von einander, daß der Schwabe den strengsten sittlichen Ernst liebt und für Schiller'sche Ideale schwärmt, während der Oesterreicher sich im Lustigen und Komischen gefällt und dabei ganz Epikurder ist. Der Schwabe hat einen gemüthlichen Ernst, der Oesterreicher einen gemüthlichen Spas. Auffallend stehen gegen die anspruchslosen, unbefangenen und heitern Physiognomien der Oesterreicher die düstern und charaktervollen Gesichter der Ungarn, Italiener und Böhmen ab, unterscheiden sich aber wieder sehr unter einander. Der Ungar hat in seiner stolzen und schönen Haltung und Physiognomie etwas Gelesenes, das an das orientalische Phlegma erinnert, so feurig er tuncerlich ist. Der Italiener trägt in Gang und Blick sein Feuer viel mehr zu Schau, so auch der Pole. Der Böhme erscheint durchgängig gedrückt, großend, und wo ich irgend ein recht unzufriedenes Gesicht in der lustigsten Stadt der Welt sah, war es ein böhmisches.

Die Lazarons Wiens sind Slavonier aus dem Neutraer Comitate, und anderes ungarisches, kroatisches und wallachisches Lumpengesindel, von deren Knechtsgestalt man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Absonderlich sah ich einige Wallachen, die in Sackleinwand eingepackt, unter langzottigem Haare wahrhaft viehische Gesichter trugen. Unter dem Slavonier aber sieht man häufig schöne Knaben und Jünglinge, wenn man anders ihre halbnackte Göttergestalt vor Schmutz sehen kann.

Was den Wienern ihre Gesundheit, Schönheit und Heiterkeit erhält, ist außer dem milden und freundlichen

Klima vorzüglich ihr Wohlleben, ihre zur andern Natur gewordene Virtuosität, das Leben zu genießen, ohne sich doch dem Genuße zum Opfer zu bringen; ich möchte es einen Epikurismus ohne Leidenschaft nennen. Sie essen und trinken vortreflich, aber man sieht es ihnen nicht an, wie etwa einem englischen Gauffstaff oder einer altbayerischen Viertonne. Das Unstättige, Bestialische und Dämonische, das man anderwärts so häufig bei leidenschaftlichen Freßern und Säusern sieht, vermißt man in Wien fast gänzlich. Sie lieben, sie sind sehr wollüstig, aber vergebens sucht man in Wien Physiognomien, welchen diese Leidenschaft den Stempel des Verbrechens und der Schande aufgedrückt hat, wie man sie so häufig in Berlin und selbst in Frankfurt trifft. Es gibt kein eigentliches Bordell in Wien, Alles dilettirt nur, wie in Italien, folgt dabei seiner Neigung und sieht dabei immer lachend, vergnügt, und was die Hauptsache ist, gesund aus. Von allem dem ist der Grund, daß die Wiener bei ihren körperlichen Genüssen ohne Leidenschaft zu Werke gehen. Ihre Seelenruhe, ihre anspruchslose Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit läßt das wärmende Flämmchen nie zum zerstörenden Brande werden.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

Auf dem Landgute angekommen, fand Graf Edward Herrn La Javelle gefahrlos zwar, nach Aussage des Arztes, der ihn schon früh am Morgen besucht hatte, indessen bei weitem leidender, als gestern unmittelbar nach dem schweren Anfall. Emilie saß am Krankenlager ihres Vaters, jede Regung, jeden Athemzug ängstlich beobachtend und sorgsam bereit, dem Duldenden bald diesen, bald jenen Dienst zu leisten. Sie grüßte den leise Eintretenden unbefangen; Herr La Javelle reichte ihm die Hand, sah ihn an mit einem Blicke des innigsten Dankes und bewegte das Haupt, als wolle er sagen: „Ich weiß und erkenne Alles, was Du für mich gethan hast!“ Als er aber zu reden beginnen wollte; erinnerte ihn Emilie, daß ihm der Arzt befohlen habe, jede Gemüthsbewegung zu vermeiden, erbot sich zur Dolmetscherin seines dankbaren Herzens, meinte aber, daß auch dieses nicht nöthig sey, indem der Herr Graf in seinem eignen reinen Bewußtseyn die Ackerzeugung finden müsse, daß, obgleich er sich dem unvergeßlichen Dank des ganzen Hauses erworben, es doch Thaten des Edelmuths gebe, die über allen Lohn erhaben sind. Eine leise Wörbe überflog Emilie ab des entschuldigenden bezüglischen Worte; der Graf aber

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

beleidigt von Neuem die redlichen Republikaner, und wird von Neuem mit dem zusammengefiakten Kaiserthron, mit dem morschen Theatergerüste zusammenbrechen.“ — Noch lange fuhr der alte Republikaner, der einst zurückgesetzte Brave in diesem enttäuschten Tone fort; er bürdete die gescheiterte-Revolution, die Befiegung Frankreichs, die Rückkehr der Bourboniden, ihren Hang und die vorgefundenen Mittel zur Unumschränktheit, kurz all das Schöne und Erhabene, was die Franzosen zuerst mit überreilter, mit eistler Zuversicht begonnen und was sodann an Mangel der eigenen, an Mangel der allgemeinen sittlichen Menschenbildung zu Grunde gehen mußte, er bürdete es dem Gewaltigen auf, von dem er in verliebtem Hasse wüthete, er hätte das Unmögliche vermocht: er habe die Entwicklung der Menschheit zerstört, er hätte sie vollenden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Euvier.

11. Ein Mann, über welchen die Stimmen viel einiger sind, als über E Champollion, und der schon seit zwanzig Jahren und länger der allgemeinen Achtung der Gelehrtenwelt genoss, war Euvier, der berühmte Naturforscher. Was Buffon einst in Paris gewesen war, das Tratel der Naturkunde, das Oberhaupt des Naturalienkabinetts und des Pflanzengartens, der Leiter aller naturwissenschaftlichen Unternehmungen in Frankreich, der Centralpunkt aller Entdeckungen in diesem Range, dies war Euvier in einem viel höhern Grade. Denn Euvier hatte eine gründlichere, umfassendere Bildung erbalten, und sah die Natur aus einem viel höhern Gesichtspunkte an. Zudem war er nicht wie Buffon auf sein Fach beschränkt und verlor seine Zeit nicht damit, seinen Styl Seitenweise auszufüllen und zu glätten. Er war mit dem Forschen und Treiben auswärtiger Gelehrten vollkommen vertraut, Niemand kannte besser den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, er wußte, wie man auf deutschen Universitäten lehrt, das Unverrichtete war ihm geldufig, er selbst trug auf eine höchst anziehende Art vor und konnte den Lehrern als Muster dienen. Schon lange war er einer der Anseher und Leiter des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich, und da er Protestant war, und wohl der gelehrteste und angeklärteste in diesem Reiche, so war auch die Leitung der geistlichen Angelegenheiten dieses Reichs ihm übertragen. In der Academie der Wissenschaften war er gleichfalls die Seele dieses Gelehrtenvereins, und ihm ist es zum Theile zu verdanken, daß derselbe in diesem Jahrhunderte eine so ausgezeichnete Stelle unter den gelehrten Gesellschaften Europas, vielleicht sogar die erste Stelle einnimmt. Als Generalsekretär der Academie hatte er die Pflicht, über die verstorbenen Mitglieder derselben biographische Notizen in den öffentlichen Sitzungen vorzulesen, wie ehemals Fontenelle that. Diese Notizen können eifrigeren Secretären und überhaupt allen Biographen zu Mustern dienen. Sie sind gesammelt worden und machen einen der angenehmsten Theile der Schriften Euviers aus. Auf

die Erörterung des Verdienstes seiner zoologischen Forschungen und Leistungen will ich mich nicht einlassen; dies bleibt Naturforschern überlassen. Nur sey es mir gestattet, auf sein großes Werk über die fossilen Knochen der Urvwelt aufmerksam zu machen, ein Werk, in welchem er gleichsam aus den abriggebliebenen Trümmern die Gesichte der antediluvialischen Thierwelt wieder konstruirt. — Diese fossile Zoologie hat durch ihn eine ganz neue Gestalt bekommen und ist durch ihn unendlich bereichert worden. An ihm gelangten die meisten Reste dieser Art, die man in den Erdschichten Frankreichs auffand; Niemand hatte so viele derselben gesehen und verglichen als er; er selbst besaß ein bedeutendes Cabinet dieser Art; durch vieljährige Übung war er im Stande, nach wenigen Knochen das ganze Thierstelet wieder herzustellen; schon die Zähne waren ihm oft hinreichend, um die Gattung des Thiers genau zu bestimmen, und diese für die Kunde der antediluvialischen Thierwelt so wichtige Zabubeschaffenheit ist durch ihn ein Leitfaden geworden, um, in Ermangelung anderer Kennzeichen, untergegangene Gattungen und Geschlechter wieder zu bestimmen. Es wird von nun an kein Sammelplatz der in dieser Hinsicht gemachten neuen Entdeckungen vorhanden seyn, denn Niemand genießt in der Gelehrtenwelt jetzt eines so ausgebreiteten Rahms, daß ihm von allen Eriten fossile Knochen und Entdeckungsgeschichten zukämen, wie es bei Euvier der Fall war. Indessen wird die bleibige Arbeit der Wissenschaften sicher fortfahren, alles, was in dieser Hinsicht zu ihrer Kunde gelangen wird, sorgfältig zu sammeln. Für Freunde Naturforscher, welche nach Paris kommen, war Euviers Haus eines der werthvollsten, das sie hätten besuchen können; denn erstlich trafen sie hier einen geselligen und belehrenden Hausherrn, eine vortreffliche Sammlung von Naturalien und Präparaten, einen Akademiker, welcher sie mit großer Bereitwilligkeit in die Sitzungen der Academie einführte, und einen Staatsmann, welcher von allen öffentlichen Angelegenheiten Bescheid wußte, und dessen sonnenabendlichen Vereinen sieogleich mit ausgezeichneten Gelehrten und andern merkwürdigen Männern bekannt machten. Er hatte seine Wohnung in dem zum Pflanzengarten und Naturalienkabinette gehörigen Gebäude, und hier versammelten sich seit vielen Jahren am Sonnabend seine Freunde und die ihm empfohlenen Fremden. Solcher Vereine, in welchen man stets sicher ist, ausgezeichnete Männer anzutreffen, gibt es jetzt in Paris nicht viele; denn wenige Gelehrte haben Geselligkeit, Liebenswürdigkeit, Vermögen und Ansehen genug, um dergleichen Vereine halten und lange fortsetzen zu können. Es giebt ein besonders gastfreundliches, und ich möchte sagen kosmopolitisches Einn dazu, der nicht allen Gelehrten, auch wenn es ihnen an andern Eigenschaften nicht manuell, gegeben ist. — Bis dahin war an Euvier alles lobenswerth; allein auch er hatte seine schwache Seite; diese war, daß er sich allzusehr von der Annehmlichkeit, viele wichtige Stellen und großen Einfluß zu besitzen, hinreißen ließ und, den Ministern zu Gefallen, als Staatsmann manche Maßregeln billigte und unterstützte, welche dem Volkgeiste zuwider waren und die Freiheit der Nation beschränkten. Nachgiebigkeit und Schwachheit war bei einem Manne wie Euvier, der die Kunst der Regierung nicht bedurfte und sich auf seine Gelehrsamkeit und seinen Ruf stützen konnte, ein viel größerer Fehler, als bei einem armen Schlicher von Beamten, welcher mit den Wölfen heulen, oder in der Verborgenheit verkümmern muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt, Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o n g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 16. J u n i 1832.

Est-ce que je ne connais pas vos petits-grands seigneurs? — Une bonne fois pour toutes, vous aimez les lords, les gens du haut parage, et moi je les déteste.

Beaumarchais.

Der Vater Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

Erschöpft von der Anstrengung der feurigen Rede, warf sich Herr La Javelle, seiner Frau gegenüber, auf einen Lehnstuhl, sah der Schweigenden scharf in's Auge und sprach dann: „Dein Blick scheint zu fragen, wie das Alles hieher gehört, und es ist meine Schuldigkeit, Dir ruhig darauf zu antworten. Was auch in der nächsten Zukunft geschehen möge, die Ungleichheit unter den Menschen, das verderbliche Geburtsvorurtheil ist wieder fest und für lange Zeit gegründet. Das sollst auch Du, wie ich es längst weiß, klar und deutlich einsehen, sollst wissen, daß mit einem adelichen Manne ein bürgerliches Mädchen nie glücklich seyn kann. Der edelste, der vorurtheilloseste dieser privilegiert Gebornen hat eine Gegend, oder wenigstens einen Punkt in der Seele, wo es Nacht, wo es schwarz ist, wo er sich für mehr als seinen Nebenmenschen hält, mit Hochmuth, mit Verachtung auf und herabsieht und seinen bürgerlichen Bekannten verläugnet. Ich übertreibe nicht, ich spreche aus Erfahrung: wie verständig, wie gutgestant ich auch hie und da den Einzelnen, den Alleinstehenden fand; in Gegenwart dummer Standesgenossen blieb noch Keiner fest, schämten sich noch Alle, vernünftig zu seyn. — Soll ich Dir nun, nachdem wir, statt Erbfeinde Englands zu bleiben, Anglomaneen

geworden, nachdem Franzosen, edle Franzosen, die starre Aristokratie dieser Rebelleninsel, mit ihrer Alles hemmenden Anmaßung, für das Palladium des Staats halten, soll ich Dir jetzt noch sagen, wie diese hochmüthig isolirte Rasse Deine Tochter zurdawellen würde? Erlaß es mir, Dir Beispiele anzuführen von Müttern, Töchtern und Vätern, die der Spekulation eines verarmten Edelmanns gerührt entgegenkamen und ihre Schwäche und Eitelkeit nur zu bald beweinten. Lebte der große Mollere jetzt, er würde, als Gegenstück zu seinem geadelten Kaufmann; die bürgerlichen Schwiegerältern eines adelichen Tochtermannes auf die Bühne bringen.“ Herr La Javelle lächelte, indem er der komischen Kraft seines Lieblingsdichters gedachte, und nicht sobald bemerkte es die Verschüchterte, als sie Muth fassend entgegnete: „Jedes Schauspiel hat seine Rehrseite, und es gibt eben so wohl Beispiele von höchst glücklichen Ehen, die von Personen verschiedenen Standes geschlossen wurden.“ — „Anschelmend glücklich!“ erwiderte er schneidend; „äußerlich, des Anstandes halber, nothdürftig zusammengeleimt! im Innern der Häuslichkeit aber sind all solche Ehen zerrissen, und an gegenseitige Zufriedenheit, an harmonisches Glück ist nicht zu denken.“ — „Und wäre es auch so,“ versetzte die noch immer in Irrthum Befangene, „was würdest Du, zufolge Deiner oft gedauerten Grundfäße, beschließen, wenn unsere Emilie für den Vetter Deines Lebens eines stillen Neigung beute?“ — „Dem Vetter meines Lebens,“ rief er, „bin ich Dank, reichlichen Dank, aber

nicht das Blut meines Kindes als Lohn schuldig!“

„Du brausest wieder auf,“ schmeichelte sie begütigend, „und gibst mir doch keine Antwort, was Du thun wärest, wenn Emilie den Grafen liebt?“ — „Das weiß ich nicht,“ erwiderte er, „und bin von Herzen froh, daß ich mich darüber nicht zu bedenken brauche. Ja, mein gutes Weib,“ fuhr er lächelnd fort, „das ist eben der Umstand, um dessenwillen ich Dich wiederholt bitten muß, nicht böse auf mich zu werden. Verzeihe mir, daß ich, scharfsichtiger als Du, die wahrhafte Neigung Emilie's entdeckte und ihre Vertrauter wurde. Nein, meine Freundin, nicht diese finstere Miene! Keinen Groll gegen das schuldlose Mädchen, das Dich, beim Himmel nicht minder liebt, als mich! Ich allein trage alle Schuld, ich habe mich ihr zum Vertrauten aufgedrungen; ich habe sie verleitet, Dir aus dem Zustand ihres Herzens ein Geheimniß zu machen. Sieh! ich könnte sagen, daß ich zuerst die Beständigkeit ihrer Liebe prüfen wollte, und ich würde nicht lügen, ich würde auch nicht lügen, wenn ich mich mit einer Dir zugedachten freudigen Ueberraschung entschuldigte; aber ich will es Dir nicht verhehlen, daß auch ein wenig Sonderbarkeit, ein wenig eifersüchtige Abgunst dabei im Spiele war. — Ich wollte einmal die Regel umkehren: nicht die Mutter, der Vater sollte der Vertraute der Tochter seyn und — werde mir nur nicht böse! — ich war neidisch, das Herzensgeheimniß meines Mädchens mit Dir zu theilen.“

So sagte Herr La Javelle sich selbst an, um, wie er es öfter that, die jählich geliebte Tochter zu entschuldigen, wann ihre kindliche Anhänglichkeit sich vorzugsweise für den Vater kund gab und er das Mutterherz beschwichtigen mußte. Jetzt besonders hatte er viel zu begütigen, und würde schwerlich damit so bald zu Stande gekommen seyn, wenn nicht die Neugier seiner Gattin in diesem Augenblicke stärker gewesen wäre, als ihre Empfindlichkeit. Sie drang auf vollständige Enthüllung der — wie sie sich ausdrückte — unnatürlichen und kränkenden Heimlichkeiten. Aber nur erst, nachdem sie versprochen und es mit einem Aus besiegelt hatte, der Tochter in keiner Weise zu großen, erfuhr sie das Herzensgeheimniß ihres Kindes, indem Herr La Javelle sie fragte, wie es denn möglich gewesen, daß sie Emilie's frühe Neigung zu Hilganne nicht schon längst bemerkt habe? — „Hilganne!“ rief die Staumende, und gleich darauf setzte sie mit dem Tone der Wegwerfung hinzu: „der Schwesterohn unseres Pfarrers?“ — „Unseres ehrwürdigen Pfarrers,“ entgegnete Herr La Javelle; „hast Du etwas gegen Charakter und Bildung, gegen Kopf und Herz, gegen Fleiß und Anständigkeit des jungen Menschen einzuwenden?“ — „Nun,“ antwortete sie, „das eben nicht; aber ich hätte nie geglaubt, daß die Ansprüche Deines anscheinend so bescheidenen Handlungsdieners sich so hoch ver steigern.“ (Die Forts. folgt.)

Die österreichischen Dichter.

(Aus Wolfgang Meyers Reise nach Oesterreich.)

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Dichtkunst in Oesterreich, so können sich uns die üblen Folgen des Censurzwanges nirgends verhehlen. Während die Poesie in West- und Norddeutschland unter dem Schutze des Protestantismus, der Reichsungebundenheit oder selbst aufgelärter Fürsten gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen Ausbildung der höhern Stände hielt, zog sie sich in Oesterreich als eine Verbannte in die Gebirge und unter das niedrige Volk zurück, wo die schöne Königstochter bis auf diesen Tag als Volklied oder Sage lebt. Was sich dagegen unter der gebildeten Klasse in Oesterreich als Poesie kund gegeben hat, war geraume Zeit nur der schwache Widerschein nord- und westdeutscher Poesie. Vater Abraham a Santa Clara, der übrigens kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe war, steht am Ende der alten barbarischen Zeit. Denis dagegen steht am Eingange der neuen Zeit. Denis war aber nicht mehr als ein schwacher Widerschein Klopstocks. Dann kamen Sonnensfeld, Alzinger, Blumauer als Widerscheine Wielands, dessen Geist und Feinheit sie nie erreichten; dann Gollin als Widerschein Schillers. Nirgends in Oesterreich stießen wir auf einen großen originellen Dichter, der, anstatt eine fremde Manier nachzuahmen, seine eigene begründete. Nur die Dichter des Leopoldstädter Theaters machen davon eine ehrenvolle Ausnahme; ihre Poesie aber steht auch der früher mit Unrecht verachteten Volks- und Sagenpoesie weit näher, als der vornehmen modernen Poesie. Daß sich nun große und originelle Talente nur in jener niedern Sphäre entwickeln konnten, daran ist nichts Anderes Schuld als der Geistesdruck, der so lange über Oesterreich lag.

Erst in neuester Zeit — und schon dieß einzige Zeichen deutet auf eine große Umgestaltung der Dinge — in neuester Zeit fangen die österreichischen Dichter an, in gleicher Linie mit den übrigen Deutschen aufzutreten, und zwar nicht bloß, weil die letztern sich allmählich etwas verkleinert haben, sondern weil wirklich Oesterreichs junge Muse in die Welt tritt, und aus einer schüchternen Schülerin eine sich fühlende Schönheit des Tages wird und einen lieblichen Reiz nach dem andern entfaltet. Daß diese junge Muse ihre Erstlinge dem Servilismus zum Opfer bringt, ist freilich wohl natürlich und nicht anders zu erwarten. Ist denn nicht überhaupt in jeder Kunst etwas Athleten- und Herdenmäßiges, das sie gern ins Gefolge des Despotismus bringt, und sind nicht eben darum Horaz und Goethe so wahr, weil sie den angeborenen Royalismus und Servilismus des Dichters so wenig verhehlen? Was nun von aller Kunst überhaupt gilt, wie sollten wir es besonders in dem Falle der jungen österrei-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

einander zu häufen, wovon sechs Familien hätten leben können; nicht, als ob er nicht jedem derselben gewachsen gewesen wäre; allein was hatte er nöthig, seine Zeit mit Arbeiten zu verlieren, welche die Wissenschaft nicht förderten und die Andern so gut als er hätten besorgen können? An Regierungskommissarien und Staatsräthen wird nicht leicht Mangel seyn, wohl aber an ausgezeichneten Professoren und gründlichen Naturforschern, wie Cuvier war. Im Institute hatte er sich in drei Akademien aufnehmen lassen, obgleich die vier Akademien eigentlich nur ein Ganzes ausmachen, und also Jemand, der in drei Klassen des Instituts sitzt, dreimal Mitglied desselben Gelehrtenvereins ist. Diesen Mißbrauch hat er freilich nicht eingeführt, allein er hat denselben benutzt. Die Professur am Collège de France versah er schon seit vielen Jahren nicht mehr; erst vor zwei Jahren, als sich die öffentliche Stimme in den Zeitungen darüber beklagte, daß er seine Stelle als Professor nicht versah, hielt er es für rathsam, endlich wieder als Professor aufzutreten, und er hielt nun jene merkwürdigen Vorträge, die sogleich stenographirt und allgemein verbreitet wurden, so daß das gesammte Publikum gleichsam denselben belgewohnt hat. Wenn der Mann nun aber einige Schwäche in seinen Verhältnissen zu den Nachbarn und etwas zu viel Liebe zu Stellen und Meinern verrathen hat, so hat er andernseits am Ende seiner Tage, als das Leben von ihm schied, sich wieder ermannt; er hat als geschickter Anatom die Beschaffenheit seines Innern genau erkannt und sogleich gesagt, er sey ohne Rettung verloren und werde nur noch wenige Tage zu leben haben. Und von diesem Augenblicke beschäftigte er sich ganz ruhig mit den Familienangelegenheiten, die er zu besorgen hatte, und mit dem Zustande der Naturwissenschaft, die nun an ihm einen thren eifrigsten Anhänger verlieren sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 138:

Die Entfernung.

R e i m r ä t h s e l.

Dem schönsten F.
 In weichem G.
 That heut mein H.
 Mit seinem W.
 Ein ganzes P.
 Den ganzen F.
 Als ich zur G.
 Nun, schöner W.,
 Wie heißt mein Reim, beim F.,
 Wie heißt des H's F.?

G. R.

An den Herren Redakteur des Morgenblatts.

... Juni 1832.

Hochgeehrtester Herr.

Schon im vorigen Jahre habe ich, besorgt, daß die unter meiner Firma im Morgenblatt von Zeit zu Zeit erscheinenden Pseudobriefe eines Verstorbenen später Dinge enthalten möchten, welche ich keineswegs auf meinen Conto zu nehmen gesonnen seyn kann, eine Erklärung in dasselbe Blatt einrücken lassen, worin ich, wiewohl scherzend, doch sehr deutlich sagte: daß ich nicht der Autor dieser Briefe bin.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Es war mir daher schon befremdend, daß benach der sonst so milde, geistreiche Recensent der letzten Heft meiner Briefe im Literaturblatte mir das Unrecht zuschreibt, Herrn Börne, dessen großen schriftstellerischen Talenten gewiß Niemand mehr als ich Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, sein Judenthum vorgeworfen zu haben. Herr Börne selbst hat zwar meine Briefe, oder vielmehr deren ihm unbekanntem Verfasser, etwas hart angegriffen; ich aber habe nirgends ein Wort darauf erwidert, und würde es am wenigsten in der erwähnten Art gethan haben, etwmal weil ich in der That bis diese Stunde mich nie darum bekümmert habe und daher auch wirklich gar nicht weiß, ob Herr Börne ein Jude oder ein Christ ist, zweitens, weil ich es nie als einen Gegenstand des Vorwurfs angesehen habe, in einer andern Religion, Nation oder Stande geboren zu seyn, als etwa zufälligerweise ich selbst; für welche Bekennung viel leicht meine Briefe schon die beste Garantie zu leisten im Stande wären.

Deshalb, und theils aus Indolenz, unterließ ich bisher, diesen Irrthum von Neuem zu rügen; da aber nun jene Pseudobriefe (deren Verdienst oder Nichtverdienst ich mir übrigens beurtheilen zu können gar nicht anmache) auch in England unter einem Namen, den man für den meinigen hält, erschienen sind, und in Nr. 110 des Morgenblatts gar ein neuer Anacharsis das Publikum benachrichtigt: ich habe mir durch das plebejische bey bey, welches ich unserm modernen Moses nachgerufen, die größte aller Demüthigungen zugezogen, nämlich die, daß die Frauen erklärt, ich habe aufgehört, liebenswürdig zu seyn — so ist mir, der die lieblichen Frauen jeden Glaubens über alles schätzt, ernstlich bange geworden. Ich eile also, hiermit dem schönen Geschlechte, und beiläufig auch seinem glücklichen Vertrauten, Anacharsis dem Jüngsten, die feierliche Versicherung zu geben, daß ich der Verfasser der „neuesten Briefe eines Verstorbenen,“ welche im Morgenblatte publizirt worden sind, nicht nur selbst nicht bin, sondern auch nicht die mindeste Ahnung habe, wer es seyn mag, der mir so beharrlich die Ehre erzeigt, meine unbedeutende Werke vorzunehmen.

Euer Wohlgeboren werden mir wohl nicht versagen, diesem Brief in dem von Ihnen redigirten Morgenblatte einen Platz gütigst anweisen zu wollen, wonach ich nur noch die Versicherung meines vorläufigen ergebensten Dankes, so wie der ausgezeichneten Hochachtung hinzuzüge, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener,
 der Verfasser der (ältern, billigerweise schon veralteten) Briefe eines Verstorbenen.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 18. Juni 1832.

Rast Phantase, mit allen ihren Ebbren,
Bemunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Wahrheit hören.

Goethe.

Die Wiener Theater.

(Aus Wolfgang Menzels Reise nach Oesterreich.)

Man sagte mir, daß sich bisher alle Gespräche in der Kaiserstadt um Theaterangelegenheiten gedreht hätten, bis in der neuesten Zeit die Politik und die Cholera die Aufmerksamkeit etwas von den Brettern, so die Welt bedeuten, auf die wirkliche Welt abgelenkt hätten.

Ich hatte das Unglück, im Burgtheater nur noch eine Vorstellung zu sehen, da es am 1ten Julius auf einen Monat geschlossen wurde, und was ich sah, „Verbrechen aus Ehrsucht,“ lobte sich der Mühe nicht. Dieses niederträchtige Stück, in welchem ein Sohn die Kasse des Vaters bestiehlt, und zuletzt doch ein edler Jüngling bleibt, erregte gleichwohl im Publikum kein Mißfallen, im Gegentheil sah ich viele Tücher zarter Damen mit Thränen benetzt, ja, weil meine schöne Nachbarin so gar schon weinte, schämte ich mich sogar, daß ich nicht mitweinen konnte. Uebrigens sah ich bei dieser Gelegenheit den Herrn Costenoble, der seine Sachen recht brav machte, und die alte Frau von Weisenthurn, die mir schon sehr invalid vorkam, der aber das Publikum eine Achtung bezeugte, in der alle ihre Verdienste um das Theater sich spiegelten.

Im Theater am Kärnthnerthor hörte ich einige gute Opern, deren Gesang mir durch die herrliche Stimme des Tenoristen Wild sehr erhöht wurde. Auch sah ich hier ganz vorzügliche Ballets, in denen die beiden Demoiselles Elsler, insbesondere Fanny Elsler,

brillirten. Tänze, Pantomimen, Kostüm, Dekorationen und Maschinerie ließen nichts zu wünschen übrig. Wenn Demoiselle Tagliani auch in der Grazie des eigentlichen Tanzes unübertrefflich bleibt, so steht sie doch in der Wahrheit der Pantomime hinter Fanny Elsler zurück. In dem Ballet „Blaubart“ entwickelte dieselbe das, was man „die Grazie des Schrecklichen“ nennt, in einem Grade, den nicht leicht eine Schauspielerin erreicht. Auch hat die Direktion in den Ebbren für hübsche Mädchen gesorgt, was sehr wesentlich ist, denn je weniger die Choristinnen sich durch ihre Kunst auszeichnen können, desto mehr sollen sie es durch ihre Natur, und Schönheit ist bei Balletten, die nie malerisch genug seyn können, eine Hauptsache. Eine Tänzerin zweiter Größe, eine Rose neben der Lilie, eine kleine, warme, gaukelnde Solphide, wie Demoiselle Mée Saint-Romain, fand ich hier nicht.

Das Theater an der Wien ist das größte dem Namen nach, und es werden gewöhnlich Spektakelstücke daselbst aufgeführt; allein ich fand die Wahl der Stücke eben so gemein, als das Schauspielerpersonal. Ein Herr Kunst war an Figur und Organ ausgezeichnet, doch ist hier wohl keine gute Schule für ihn. Einige Schauspieler waren so erbärmlich, als man sie bei irgend einer herumziehenden Truppe finden kann. Die Naivität des „Pfefferköchens,“ im Stück gleiches Namens, konnte nicht übertriebener seyn.

Das Leopoldstädter Theater hat viel an seinem Glanze verloren. Raymond und mehrere andere

seiner vorzüglichsten Schauspieler haben es verlassen. Ich sah nur noch den buchlichten Herrn Schuster, dessen köstliche Figur und Laune allerdings mein Zwerchfell sehr erschütterte.

In den Stücken, welche für die Bühne geschrieben werden, scheint immer mehr der moderne bürgerliche Spas das alte romantische Märchelement zu überwiegen. Zwar spielt die Feenwelt noch immer eine große Rolle, aber nur höchst selten findet man in ihr noch etwas Tragisches oder Edles, wie im Donauweibchen und im Alpenkönig. Insgemein erscheint sie karikiert, ironisirt sie sich selbst, und zieht nicht die Wirklichkeit zu sich herauf, sondern läßt sich zur platten Gemeinheit herab. Es wäre schade, wenn auf diese Weise jene eigenthümliche Gattung dramatischer Volksmärchen zuletzt unterginge. Die Anlage derselben ist einer größern Ausbildung fähig, und es macht sich darzu etwas Nationelles geltend, das vielleicht das einzige Nationelle am deutschen Theater ist. Alle unsere berühmten dramatischen Dichter haben von den Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern und von den Alten gelernt, nur die Märchenposse ist uns eigenthümlich.

Uebrigens entsprechen die vier Wiener Theater dem theatralischen Bedürfnisse. Kleine Intriguen- und Charakterstücke gehören auf das eine, große Spektakelstücke auf das andere, Poffen und Karrikaturstücke auf das dritte, Opera endlich und Ballette auf ein viertes Theater. So bleibt jede Gattung am besten von der andern gesondert. In allen diesen Gattungen insgesammt würden wir Deutschen mehr leisten können, wenn wir eine Centralstadt wie Paris oder London besäßen, und wenn die Theater nicht Hof- sondern Nationaltheater wären. Was die Stücke selbst betrifft, so ist klar, daß der eigenthümliche Geschmack der Deutschen noch eine Menge prächtvoller historischer Schaustücke und kleiner aristophänischer Satiren verlangt, die uns bei allem Ueberflusse an Intriguen- und Charakterstücken noch fehlen. Aber dazu gebört erstens ein größeres Publikum, und zweitens politische Freiheit. Das Glück, welches Schiller gemacht hat, beweist, wie viel Sinn der Deutsche für begeisterte patriotische Schauspiele im großen Style hat, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auch in dem überall vorschlagenden deutschen Volkswise der Keim zu trefflichen Schimpfspielen läge, deren tolle Lustigkeit und bittere Satire den Geist eines Aristophanes mit dem derben Spas der alten Fastnachtspiele und Wiener Volksmärchen einte. Was ferner die Schauspieler selbst betrifft, so werden dieselben durch die Verzettlung unserer kleinen Theater und durch die Hofintendanturen sehr verdorben. Wenn sie nicht immer in diesem oder jenem Winkel Deutschlands sitzen blieben und verbauerten, wenn sie in einer Wiesenstadt sich mehr concentrirten, würden sie auch mehr von einander lernen und einen größern

Bettelser zeigen, und wenn sie lediglich von der Gunst des Publikums abhängen, so würde es der Mittelmäßigkeit nicht mehr möglich seyn, bessere Talente zu verdrängen, was auf den Hoftheatern bei dem oft sonderbaren Geschmack der Höfe, und bei den Maitreffen- und Spielkellerfabriken nur zu oft der Fall ist.

Man spricht häufig von großen Veränderungen, welche der Bühne noch bevorstehen sollen, von einer nothwendigen Wiedergeburt des Theaters ic. Ich kann daran nicht glauben. Das Theater wird bleiben, wie es ist, nur noch mehr sich entfalten, die in ihm liegenden Gegensätze schärfer ausbilden, und wenn einmal erst der abscheuliche Censurzwang und die polizeiliche Angst wegfällt, auch intensiv gewinnen. Im Allgemeinen aber wird es seinen gegenwärtigen Charakter behalten, wie ihn unter allen europäischen Städten vornehmlich Paris ausgebildet hat. Niemals wird das alte klassische Trauerspiel und Lustspiel untergehen, denn es wird sich, selbst im romantischen Gewande, vermöge des im Dichtergenie liegenden aristokratischen Prinzips, immer fortpflanzen; es wird nie an einem Publikum für ausgezeichnete Geisteswerke, für Gedichte des ersten Ranges fehlen. Auf der andern Seite wird aber auch das demokratische Prinzip seine Rechte geltend machen, und die Genrestücke, analog der Genremalerei und dem historischen Roman, werden ihre zeitgemäße Ausbildung erhalten in einer doppelten Richtung. Die sogenannten Spektakelstücke werden mehr und mehr zu geschichtlichen Tableaux werden, wie dies in Paris geschieht, und wirklich ist ein treues Bild alter Zeiten auf der Bühne mehr werth, als bloßer roher Mitter- und Selbsterlärm, und freien Nationen ist es ein Bedürfnis, sich der Eigenthümlichkeit fremder Nationen und früherer Zeiten gegenüber zu sehen. Zwar hat Berlin den Ruhm, zuerst die Strenge des Kostüms geltend gemacht zu haben, doch haben erst in jüngster Zeit die Franzosen einen geschmackvollen und ausgedehnten Gebrauch von dieser Neuerung zu machen verstanden, und gewiß wird dieses Genre immer mehr ausgebildet werden, theils in Bezug auf das Frappante der historischen Treue, theils in Bezug auf äußere Pracht. — Die sogenannten bürgerlichen Schau- und Lustspiele werden auf der andern Seite mehr und mehr in die Skizzen gemälde der Porte St. Martin übergehen, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dormaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäßer und einer freien Nation angemessener sind, als die bisher üblichen Theaterstücke, in denen noch immer der Adel den dritten Stand, und die mutwillige Jugend das Alter mißhandelt. Man wird mir wohl gern glauben, daß ich mich nicht zum Vertheidiger jeder Geistlosigkeit und Modenarbeit aufwerfen will; allein ich finde in jenen französischen Skizzen- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetische Anlage und einen

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

nämlich, dessen Botenamt es war, Briefe auf die Stadtpost und von da zurück nach dem Landfize zu bringen. Graf Eduard hatte den Treulosen gewonnen, und hoffte auf diese Weise eine heimliche Korrespondenz Emilens und den Namen seines verhassten Rivalen zu entdecken. Was er indessen gleich bei Erblickung des Wagens gefürchtet, traf ein: er fand zwar den Boten an dem Ort der Verabredung, die Briefe aber hatte Madame La Javelle bereits selbst mit in die Stadt genommen. Mißmuthig bequeme er sich nun zu dem erzwungenen Besuch; er hatte sich vorgenommen, ihn so sehr als möglich abzukürzen, aber Emilie und früher schon ihr Vater waren heute zuvorkommender und freundlicher gegen ihn als je. Beide bemerkten seine Niedergeschlagenheit, beide waren so glücklich, waren es gewissermaßen auf Kosten des Mannes, dem sie nicht geringe Dankbarkeit schuldeten; und dieses Gefühl gab dem alten Kriegsmann eine Beimischung von Weichheit, dem Betragen Emilens eine Huld, einen Zauber, der das glühende Herz des Verschmähten von Neuem entflammte und ihn in einen Himmel wohnender Hoffnung versetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz: Nachrichten.

Paris, Mal,

(Beschluß.)

Cuvier, Cuvillat, Martignac, Perier.

Es scheint ungläublich, daß ein Mann, der einem halbtugend wichtigerer Aemter vorstand und seit dreißig Jahren an der Spitze der öffentlichen Anstalten für Naturwissenschaft stand, wie Cuvier, kein Vermögen besaß und seiner Frau seines hinterlassen hat. Er hielt ein gastfreies Haus, indes schien doch keine Verschwendung daselbst zu herrschen; für die Wissenschaft mochte er Manches aufopfern; allein ihm standen die auf Staatskosten angelegten Sammlungen zu Gebote; man sieht nicht ein, wie seine wissenschaftlichen Sammlungen, welche noch dazu stets durch freiwillige Beiträge aus allen Weltgegenden bereichert wurden, sein beträchtliches Einkommen verschlingen konnten. Dem sey nun, wie ihm wolle; sogleich nach seinem Tode riefen die Zeitungen die Regierung an, damit sie seiner Wittwe zu Hilfe komme, und es wurde ihr die höchste Pension, welche der Minister des Innern versprechen kann, nämlich 6000 Franken, vorläufig ausgesetzt, nebst der Beibehaltung der Wohnung Cuviers im Pflanzengarten; eine Vergünstigung, die selbst Fourcroy's Wittwe nicht zu Theil wurde. Eigentlich sollte man den Staat nicht dazu anhalten, den Wittwen derjenigen Staatsdiener, welche in einer langen Lebenszeit beträchtliche Einkünfte aus der Staatskasse gezogen haben, auch noch eine Pension auszusprechen; denn eben jener reichliche Gehalt sollte ja zur Versorgung des Mannes und seiner Familie dienen. Warum hat er nicht jährlich etwas von seinem Ueberflusse zum Aufkommen seiner Wittwe zurückgelegt? Aber freilich hat der Staat nicht oft Männer zu belohnen wie Cuvier, und für solche darf man wohl Ausnahmen machen. Auch ist Cuviers Wittwe durch ihr Schicksal so werth, daß man sich ihrer auf eine besondere Art annehme. Sie war erst wenige Jahre mit einem Generalpächter verheiratet und Mutter zweier Kinder, als die Schmel der Revolution ausbrach und ihr Mann guillotiniert wurde. Sie heirathete in der Folge Cuvier,

trat nun in ehrenvolle Verhältnisse und bekam noch vier Kinder, die aber alle starben; von den Töchtern ihrer ersten Ehe starb die eine, als sie schon erwachsen und durch ihre herrlichen Anlagen die Freude ihrer Mutter war, die andere Tochter lebt noch, wenn ich nicht irre. Cuvier hinterläßt also selbst keine Nachkommenschaft; aber er hat einen Bruder, der unter seiner Leitung sich zum Naturforscher gebildet hat, an dem Naturalienkabinette angestellt und auch in die Akademie der Wissenschaften gelangt ist. Auf eine sonderbare Weise hat Cuviers Tod den eines andern Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften nach sich gezogen. Cuvillat, ein sehr geschickter Chemiker, der, ohne alles Bemühen von seiner Seite, durch sein bloßes Verdienst emporgekommen ist, wohnte dem Leichenbegdignisse seines Kollegen Cuvier bei. Auf dem Rückwege nach Hause ward er von der beinahe schon ausgestorbenen Cholera, als eine der letzten bedeutenden Opfer dieser Seuche, ergriffen, und einige Tage darauf folgte er seinem Kollegen ins Grab. Cuvillat war seit wenigen Jahren in die Akademie getreten, weil man erst spät zur Ueberzeugung gelangte, daß ein so tüchtiger Chemiker und Pharmazent in der Akademie nicht fehlen dürfe. Inzwischen die Wissenschaft an diesen beiden Männern zwei gründliche Gelehrte verlor, erlitt die Staatswissenschaft durch Martignac und Periers Tod einen nicht minder empfindlichen Verlust. Beide gehörten zu den größten Staatsrednern der neuern Zeit, in welcher die politische Beredsamkeit einen so hohen Schwung genommen hat. Zur Zeit der Regierung der Ältern Bourbonenlinie stand der eine in der Opposition, der andere in der Ministerialpartei und ward selbst Minister, wie Perier es späterhin unter der Regierung des Orleanschen Zweiges wurde. Beide wurden vom Bourbonischen Hofe verkannt und nicht beachtet; Martignac mußte dem Polignacschen Intriguenministerium weichen, und Perier trat ins Ministerium, als das Polignacsche gestürzt war. Der eine ist also von dem berückeltesten Polignac verdrängt worden, der andere hat ihn abgelehnt und ein vernünftigeres System eingeführt, als jener Hofmann, durch dessen Unsinne Frankreich an dem Rand des Abgrunds gerathen ist. Darin gleichen sich beide, daß sie als Minister ihren vorliegen Grundfragen nicht völlig treu geblieben, sondern sich von der Macht etwas haben verblenden lassen. Martignac war in Spanien ziemlich freisinnig, als er den Herzog von Angoulême begleitete, und von ihm hat es nicht abgehangen, daß Spanien seine bessere Regierung bekommen hat. Als Minister that er manchen heilsamen Schritt, aber von dem unglückbringenden Restaurationssysteme konnte er sich nicht losfagen, befehdigte weder die Liberalen, noch die Absolutisten, und mußte abtreten, weil er dem Uebel nicht zu steuern vermochte. Perier hat während seiner Ministerschaft sich noch viel mehr Zabel zuzugewandt, aber er hat sich auf seinem Posten erhalten und ist darauf gestorben. In Paris stirbt selten ein Staatsmann als Minister; man behauptet, seit vierzig Jahren sey er der erste. In Hinsicht ihrer Beredsamkeit gleichen sich beide bloß darin, daß sie mit vieler Fertigkeit aus dem Stegreife redeten, übriggens aber war ihre Redekunst ganz verschiedener Art. Perier erließerte sich leicht und ward dann sehr feurig, zuweilen auch etwas rauh; Martignac hielt besser an sich, blieb stets in den Schranken der Mäßigkeit und Urbanität, war einnehmend und wohlwollend und bemühte sich sanft der unvorsbereiteten Gemüther, indes Perier sie manchmal mit sich forttrieb. Durch ihre Beredsamkeit haben beide manchmal ihren Zweck erreicht. In Anwendung anderer Mittel ergriffen sie verschiedene Wege, da sie unter verschiedenen Regierungsformen zu handeln hatten.

D. g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 19 . J u n i 1832.

„Kommt da nur immer anzulagen?“

„Ist auf der Erde auch dir nichts recht?“ —

„Nein, Herr! Ich hab' es dort, wie immer, herzlich schlecht.“

Goethe.

Neueste Briefe des Verstorbenen *).

Nro. 5.

Selt dem letzten December hast Du, meine theuerste Julie, keine Nachricht von Deinem Verstorbenen und also alle Ursache, ihm ein Bißchen böse zu seyn. Je lis dans ton coeur et j'y trouve Ja so! mein französischer Kritiker, in seinen un deutschen Briefen aus Paris, tadelt es ja, daß ich meine deutschen Gedanken und Empfindungen in französischen Phrasen ausdrückte. Er hat Recht, und ich verspreche ihm hienit, solches nicht mehr zu thun, in der Hoffnung, daß auch er sich bessere, und hinfüro nicht mehr französische Phrasen mit falschem certificat d'origine, als wären sie Empfindung und Gesinnung eines Deutschen, über die Grenze schwarzen wird. Also deutsch! — Ich lese in Deinem Herzen und höre, wie es aufseufzt: „Kein Lebenszeichen in laugen vier Monaten!“ Darin hast Du nun Unrecht, meine geliebte

Freundin; lebte ich noch, so könntest Du den Verstorbenen in Todesgefahr wähnen; da ich aber glücklicherweise schon gestorben bin, so brauchst Du Dich, in der Ueberzeugung von meiner Unsterblichkeit, über mein unverlegliches Leben nicht zu ängstigen. Ich sage Dir das Ein für alle Mal und bitte Dich, dessen bei jeder Pause in unserem Briefwechsel zu gedenken. Die Ursache, weshalb ich Dir so lange nicht geschrieben, ist übrigens die einfachste von der Welt: ich war in den letzten Monaten nicht auf Erden. Weshalb ich verdammt bin, hier als Geist umzugehen, weißt Du. Zur Höllenpein eignete sich meine Sündenschuld nicht, und am allerwenigsten zu der allerhöchsten Qual des Tartarus, zu jener Folterstrafe, die jeden Augenblick zu einer martervollen Unendlichkeit ausdehnt, zu jenem fortwährenden Sterben, zu jener Versenkung in das finstere, kalte, bodenlose Nichts, mit einem Wort: zu der furchtbaren Langeweile. Daß ich eine so harte Strafe nicht verdient hatte, sahen die gerechten und milden Himmelsmächte ein, und als die ewige belgische Frage und die zahllosen Protokolle der Londoner Konferenz und das: „ni l'un ni l'autre“ des alten verneinenden Hinkesfußes, und die Schneckenmenueet des Bundesstages, und vor allem das Kindergeschrei der kleinen Range, die absolut als junge deutsche Freiheit getauft seyn will — was sie doch als Bastard der Pariser liberté nie werden kann — und dazwischen das Gebrumme ihrer alten, verkrüppelten, ganz unbrauchbaren Schulmeisterin, der oi-davant Censur — als dieses Alles, sage ich, immer

*) In Beziehung auf die in Nro. 144. enthaltene Verwahrung des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen bezeugen wir, daß die Briefe, welche wir unter dem obigen Titel im Morgenblatt gegeben haben und künftig geben werden, nicht von dem Manne herrühren, der im Publikum für den Verfasser „der Briefe eines Verstorbenen“ gilt, sondern von einem aus wohlbekannten Korrespondenten, der, indem er die lebenswichtige Maske des „Verstorbenen“ vornahm, zwar glaubte, daß er unerkannt bleiben, schwerlich aber, daß man ihn für den Verstorbenen selbst halten werde.

langweiliger und unerträglicher wurde, kam ich bei der himmlischen Behörde ein, und mein Ansuchen wurde billig erfunden und mir ein viermonatlicher Urlaub von der Erde, jedoch nicht außerhalb eures Sonnensystems gestattet.

Ich war zuerst willens, einen Ausflug nach der Venus zu machen, gab aber diesen Gedanken gleich auf; denn jener Planet ist ja der Morgen- und Abendstern der Liebe. „Und die Liebe ist Dir zuwider?“ höre ich meine Julie verwundert ausrufen. Ja, theure Freundin! ich darf nicht lügen. Der Lieutenant Gebimmel in Berlin hat mir dieses himmlische Manna, wie er die Liebe zu seinem Advancement nennt, in so großen Portionen zukommen lassen, und die angebende (angeblich evangelische) Kirchenzeitung hat unserem Schiller und unserem Goethe so unendlich liebevoll die ewige Seligkeit abgesprochen, daß ich jetzt gleich Herzweh und Ueblichkeit verspüre, sobald ich nur das Wort — sage: das Wort — Liebe aussprechen höre. Sogar das Funkellicht der blinkenden Venus haben wir diese Heiligen verleidet. Man sagt ja, es strahle von den weilen hohen Bergen des Liebesterns. — Nebel und könnten jene Berge alle nicht lauter solche Berge seyn, wie der, so die Berliner Liebes- und Kirchenzeitung schreibt? — Diese Furcht trieb mich, den entgegengesetzten Weg der Sonnennähe zu nehmen, und ich begab mich auf den Saturn.

Dort herrscht der Geist der Zeit, dacht' ich, und da wird wohl von Liebe nicht die Rede seyn. Der Geist der Zeit herrscht nun zwar wirklich dort; aber wie würden sich unsere deutschen Kinder der französischen großen Wöchnerin, unsere kaum zweijährigen Liberalen wundern, wenn sie den Saturn, den Regenten jenes Planeten, dem er seinen Namen gegeben, von Angesicht zu Angesicht schauen sollten! — Das ist nicht der Pariser esprit, den sie den Geist der Zeit zu nennen belieben. Das ist der wirkliche Geist der Zeit, der, von der Ewigkeit bevollmächtigt, an dem Schwungrade unseres Sonnensystems sitzt und aus der Unermesslichkeit des irdischen Daseyns die zahllosen Fäden der Zeit spinnt; goldene, silberne und eiserne nicht allein, feurige auch und lustige, mit Nektar, mit Blut, mit Thränen getränkte, schwere, weltenerdrückende, und inponderable, aus Licht- und Wärmestoff. Die Freiheit, unter diesen tausendfachen, in das Meer der Ewigkeit hinschießenden Fäden zu wählen, ist nicht auf allen Weltkörpern erlaubt, und selbst da, wo einzelne Vernunftwesen diese Wahlfreiheit sich erworben, dürfen nicht Alle darauf Anspruch machen. Die Thaten eines Jeden aber (gute, böse, oder wichtige) reihen sich auf dem Zeitsfaden seines Lebens, wie echte oder falsche Perlen, wie erhabene Seifenblasen oder unheilswangere Brandflugeln; und so entstehen aus allen diesen Einzelsäden jene lebendigen Gewebe, die man auf Erden Zeitepochen nennt.

Trotz dem nun Saturn, als höchster Autokrat, als wirklich buchstäblicher Alleinherrscher, weder durch einen mitregierenden Civil- und Militärhof verschont, noch gar von einem verantwortlichen Ministerium zu einem unaussprechlichen Abstraktum verächtigt wird, so würde ich doch niemals ihm haben nahen können, wenn ich nicht glücklicherweise ein abgeschiedener Geist wäre.

Körperlich ist ihm durchaus nicht beizukommen; denn Verzeihe, meine Julie! es ist mir nicht erlaubt, die Geheimnisse der Geisterwelt zu verrathen. Genug, er ließ mich vor sich, und ich habe sehr interessante Gespräche mit ihm gehabt. Schade, daß ich Dir nicht Alles geben darf, nur das Geringsfügigste seiner Mittheilungen, und daß ich auch diese, leider! aus der Ursprache der Geister übersetzen und wiedergeben muß in der materiellen Bildersprache der Menschen. Wie die lebendige Blüthe, die symmetrisch gestaltete, die duft- und farbenreiche sich verhält zu dem schwarzen Schatten, den sie wirft, so das geistige Wort höherer Wesen zu dem körperlichen Sprachbilde der Menschen. Und auch dieser Vergleich, auch dieses Bild ist unzulänglich, wie eure ganze Sprache, wie all euer Denken, das sich über das irdische Bildersystem nicht erheben kann. Hierüber lachte der alte Saturn unaussprechlich, indem er der Streitigkeiten unserer Philosophen und Aesthetiker, unserer Theologen und Publizisten gedachte. Mit unerschöpflichem Wiß spottete er über diesen Zank und Hader um lauter eiteln Bildersystem, und wie Jeder sein selbsterfundenes Phantomen für die alleinige ewige Wahrheit und das seines eben so eiteln Nachbarn für Trug und Irrthum hält. Solche Leute, rief er, nennt man bei Euch Selbstdenker, Genies, Erfinder, und ihre Schüler sprechen ihnen offenartig nach, und an das Volk kommt gar nur ein unverständener Ton, eine klingende Sylbenfügung — z. B. Freiheit — worvor es anbetend niederfällt, obgleich es sich nicht selten lust das Gegentheil — z. B. Willkühr — dabei vorstellt. „Schade um das schöne weiße Papier, das zu dieser Bilderjagd verbraucht, um die Dinte —“ er wollte eben wieder laut aufachen; aber ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen, indem er fortfuhr: „und um das Blut, das dafür vergossen wird.“ Er nezte mit seinen Fäden die Zeitsäden, die er so eben für die Erde spann, und sprach einen Segen dazu, der in eurer Sprache ungefähr so lauten würde: „Abgibt Du, thränenge tränkte Zeit, bewegen die Felsen, hemmen die Felsen, daß sie sich ordnen und ein wohlthätiges Bett werden dem wild dahinschießenden, dem alles überschwemmenden Gewässer.“

(Die Fortsetzung folgt.)

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

jemals!“ — Die alte Dame kannte, sie wollte den Unverständlichen um Aufschluß bitten; aber schon hatte er ihre Hand ergriffen, sie stürmisch an seine Lippen gedrückt, und mit den Worten: „Schonen Sie mich! schonen Sie uns Alle!“ war er zur Thüre hinaus.

Er eilte nach seinem Zimmer, und nicht schald war er dort allein, als er die wohlbewahrten Familiendokumente hervorholte. Er durchforschte zahlreiche Aktenstöße, und als er das Gesuchte aufgefunden, las er es mit angestrengter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende, schäufte diese Schriften besonders zusammen, ging überlegend auf und ab und setzte sich dann hin, ein gedrängtes Handschreiben zu entwerfen. Als es vollendet und gesiegelt war, rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, sich morgen mit Tages Anbruch nach dem Landsitz des Herrn La Javelle auf den Weg zu machen, wo er dem dortigen Pfarrer das Schreiben einzuhändigen habe. Er werde es mit der darunter geschriebenen Antwort wieder zurück erhalten, denn es dürfe nicht in fremden Händen bleiben. Er solle sich vor Niemand sehen lassen, den Brief ohne Zeugen übergeben, früh zurück und, wie immer, treu und verschwiegen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Mal.

Für Auswanderer nach Nordamerika.

Bekanntlich hat in der Schweiz und in ihren deutschen Umgebungen die Lust, auszuwandern, in den neuesten Zeiten bedeutend überhandgenommen, und immer reger ist bei ganzen Familien und Stämmen sogar das Verlangen geworden, den Aufenthalt in dem Vaterlande nebst Allem, was von Sorgen und Kummer unabweislich an dem heimischen Boden haften mag, mit einem, wie häufig geglaubt wird, sorglos und beschwerdefreiem Leben in den Westten jenseits der Meere zu vertauschen. Noch ganz kürzlich haben sich bei einer Versammlung Auswanderungslustiger im Heinrichsbade bei Herisau so über Erwarten viele Leute eingefunden, daß man, in Folge dieses Zusammentrittes, nunmehr einer förmlichen Bildung und Organisation einer bedeutenden, aus Individuen aller Klassen, doch dem größten Theile nach aus gebildeten, angesehenen und begüterten Personen des Mittelstandes bestehenden Kolonie entgegensehen zu können glaubt. Ueber die Grundlagen und Vorbereitungsmaßnahmen zur Einrichtung einer solchen, die gemeinschaftliche Ansiedlung an einem schiffbaren Flusse im Missourigebiete bezweckenden Gesellschaft hat man sich in jener Versammlung bereits besprochen und beraten, und bald nachher, am 14. Mal, hat ein provisorischer Vorstand von Konstanz aus einen, die Eigenschaften, Rechte und Verbindlichkeiten der zukünftigen Gesellschaftsmitglieder umfassenden Entwurf von Statuten für die Gesamtheit der Auswanderer in der Meinung durch den Druck bekannt gemacht, daß in einer zweiten, am 4. Juni abgehaltenen Versammlung zur Wahl eines Leitungsausschusses geschritten werde, welcher den Fortgang der weiteren Geschäfte zu übernehmen und von der Gesellschaft die Befehle über Absendung des Gepäcks, Bestimmung des Abfahrtsortes, Kontrakte

mit Schiffspatronen, Beforgung der Acker- durch Joside Hauswirthhäuser und andere notwendige Vorsehrungen zu empfangen hätte. Die Eigenschaften der Mitglieder beschränken sich auf guten, durch pfarramtliches, von der Gemeindebehörde bekräftigtes Zeugniß bewiesenen Einnahme und auf das nöthige Vermögen zur Reise, zur Erwerbung eines Eigenthums für die Familie und zu Beiträgen für gemeinschaftliche Einrichtungen, worunter Kirchen, Schulen, Sägemühlen, Straßen, Brücken u. s. w. zu verstehen sind. Die Reisekosten indgen, zufolge der bisher eingezogenen Erkundigungen, bis an den Ort der Bestimmung für jede Person über zwölf Jahren 250 Gulden, für jüngere, bis auf zwei Jahre, die Hälfte, für Kinder bis auf ein Jahr ein Drittel betragen; noch jüngere sind frei. Eine Landbauersfamilie von fünf Köpfen dürfte zu ihrer ersten Einrichtung zum mindesten 600 Gulden bedürfen, nämlich: für 20 Acker Land (zu 45.000 □) ungefähr 75; für ein Wohn- oder Blockhaus 75, für Arbeitsgeräte 25, für Hausgeräte 50, für zwei Kühe und 3 Rinder 75, für Schweine und Geflügel 50, für Lebensmittel auf das erste Jahr 250 Gulden.

Bei dieser steigenden Auswanderungslust müssen natürlich überweise die neuesten und gründlichsten Nachrichten von und aus dem Lande, das man sich zu seinem zweiten Vaterlande entweder schon wirklich erkoren hat, oder zu wählen im Begriffe steht, ganz besonders willkommen sein. Solche, das Gepräge reiner Wahrheit an sich tragenden und durch eine ganz natürliche und einfache Darstellung sich empfehlenden Nachrichten liefert eine vor wenigen Tagen bei E. M. Jenni in Bern erschienene Reise nach dem Staat Ohio in Nordamerika, gemacht in Begleitung einer Anzahl Auswanderer und beschrieben von Nikolaus Jos, gewesenen Schullehrer in Oberthal, Kantons Bern. In einer Reihe von Briefen an seinen Bruder, von denen der erste vom Herrn den 9. Juni 1831, und der letzte von Wallaustrick (so heißt der Ort der Ansiedlung im Staate Ohio), den 26. Jänner 1832 datirt ist, schildert dieser N. Jos den Verlauf seiner Reise von Bülwil, seiner Bernerischen Heimath, nach Paris und Havre, dann die Ueberfahrt nach Newyork, von da die Dampfschiffahrt dem Hudsonfluß hinauf nach Albany, weiter auf dem Kanale über Rochester nach der auf einer Ebene am Erie-See gelegenen Stadt Buffalo, nach Cleveland, Lepor, Newyork, Philadelphia und dem Thale von Cayuga, in welchen Gegenden der Reisende, nachdem er mehrere Stunden längs dem Ohio und anderwärts beschäftigt hatte, ein schon eingerichtetes und urbar gemachtes Gut mit drei Blockhäusern, 150 Acker Landes, zwei Brunnen u. s. w. für 1016 Dollars ankaufte und sich da sogleich mit seiner Familie niederließ. In Havre mieteten Jos und seine Gefährten, um den Ruffen und Männern der dort in Menge sich um alle ankommenden Auswanderer drängenden Wäster und der Bureau und ihrer Trabanten zu entziehen, zur Ueberfahrt nach Amerika einen großen und wohlgebauten, für 136 Personen eingerichteten amerikanischen Dreimaster gegen Vorausbezahlung von 17.150 Fr. Trotz den Untrieben der Wäster gelang es ihnen in kurzer Zeit, die erwähnte Anzahl von Passagieren, größtentheils jüngere Männer aus den Kantonen Bern, Argau, Jürich, Graubünden, auch aus mehreren benachbarten Staaten Deutschlands, gegen eine Ueberfahrtsfracht von 141 Fr. für die erwachsene Person zusammenzubringen, so daß am 20. Juni v. J. nach Newyork konnte unter Segel gegangen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 20. J u n i 1832.

Seh hin vor's Schloß, o Berg,
Und seh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verjährt hundert Jahr.

Räker,
Barbarossa.

Der Bettlermantel.

In Speyer hebt sich's aus der Gruft,
Dann eilt es Ströme auf und nieder,
Es kommen die zerstreuten Glieder
Dahergetragen durch die Luft;
Da hält, nach langem wilden Laufen,
Der Riesenleib am Hohenstaufen.

Dort wird die neblige Gestalt
Vollendet erst zum Heldebilde;
Das Haupt voll Kraft und doch voll Milde
Ist dicht von greisem Haar umwallt;
Rasch steigen aus dem Berg die Götter,
Zu dienen solchem hohen Meister.

Und von der dienstbereiten Schaar,
Die fast anbetend sich ihm bücken,
Begehrt sein Wink, daß sie ihn schmücken
Mit reichem purpurnen Talar,
Und für die Locken, die schon bleichen,
Von ächtem Gold die Krone reichen.

Die Dienerschaar hat sich zerstreut;
Bald kehren sie in raschem Jagen,
Und einer, Ineend und mit Jagen,
Ihm — einen Bettlermantel heut,
„Die Purpurkleider, Herr, sind selten!
Nicht mich laß diese Schmach entgelten!“

„Herr! keine Krone für dich paßt;
An keiner hat das Gold gelungen.
Doch sieh, was man mir aufgedrungen!
Es dünkt mich eine leichte Last.“
So sprechend, reicht der zweite Knappe
Ihm dar der Franken lust'ge Kappe.

Da wirft die Kappe weit ins Feld
Der Geist, entbrannt von edlem Grimme,
Und laut erhebt er so die Stimme,
Daß es durch alle Thäler gellt:
„Bequemt' ich mich dem fremden Lande,
Es tilgte nicht der Rhein die Schande!“

„Ich weiß, es ist dieß Volk verarmt;
Ich will es um den Fuß nicht plagen,
Ich will den Bettlermantel tragen,
Weil sich mein Herz der Noth erbarmt,
Und wenn's an Kronen fehlt, an ächten,
Will ich im bloßen Haupte sechten.“

„Seh du mir Zeugin, heilige Nacht,
Du ernste Mutter blauer Tage:
Daß ich den Bettlermantel trage,
Bis ich zu Ehren ihn gebracht,
Und was die Frevel dran verbrochen,
Die Unbill und den Hohn gerochen!“

„Erwarten will ich's, daß man mir
Verschwenderisch im Siegestrausche,
Statt dieses Kleids, zum frohen Tausche
Einst darben würdigere Zier.
Jetzt ziemt's noch nicht, den Purpur schleppen,
Da alles Volk in Tranertreppen.

„Dann wird nicht mehr der Frevler Hand
Das heilige Prachtgewand zerfetzen
Und Lappen bunt zusammensetzen:
Sanz erbe weiter Kleid und Land.
Eh' ihr's zerstückelt mit der Scheere,
Eh' loost drum auf dem Feld der Ehre!

„Dann setzt man mir wohl auch aufs Haupt
Die Krone, die ihm würdig sihet,
Die nicht vom Blut des Volkes schwelget,
Von frischen Eichen stolz umlaubt;
Nicht aus der Schmiede des Verdrusses,
Ein goldnes Kind des Ueberflusses.“

Es war ein Traum; der Morgen kam,
In tiefem Sinnen ich erwachte,
In Augen und in Wangen fachte
Ein helles Feuer an die Schaam;
Doch ward schon Joseph drum befehlet,
Daß er bei Tag vom Traum geredet.

G. V.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Als ich den alten riesigen Titanen weinen sah, befiel mich ein Schmerz, wie ich ihn auf Erden nie empfunden hatte, und — vermutlich mit sehr einfältiger Miene, fragte ich ihn, ob denn für die armen Menschen gar nichts zu thun sey? „Nein,“ sagte er ironisch lächelnd, „das muß nun einmal so seinen Gang gehen. Der Ungehorsam ist an Allem Schuld; der Mensch hat vorzeitig die halbe Furcht der Erl. untniß gekostet, die halbe nur und die unreife. Nun kann ihm, ohne sein Zuthun, kein Gott mehr helfen, nun muß er, wie er es ja wollte, allein und einsam an sein Ich geschmiedet bleiben und für sich selbst sorgen. Nun muß er die Freiheit, die der Eitle schon zu haben wähnt, sich mühsam anschaffen, d. h. sich selbst in die Eisenketten des Gesetzes schlagen.“ Nun müssen um die Gleichheit, die ihm vom Beginn schon in der Liebe gegeben war, Thränen fließen und Blut. Daher der Schlußruf der Einen: Freiheit und Gleichheit! und der Schlußruf der Andern: Herren und Sklaven! „Denn die Freiheit und Gleichheit Aller, sagen diese, wäre der Untergang des Menschengeschlechts. — Und sie haben Recht. Der Untergang des Menschengeschlechts wird aber — da sich der Himmel rings um die Erde wölbt — seine Ver-

nahrung; die Ketten des Gesetzes fallen ab von der Menschheit, und an das ewige Rechte und Gute, an das ewige Wahre und Schöne bleibt sie einzig nur durch die Blumenhande der Liebe gefesselt. Jene Verklärung des Menschengeschlechts, der Lohn und die Frucht endloser innerer und äußerer Arbeit, das Ende der alten und der Anfang einer neuen Erdenzeit, jenen großen Tag der Ernte wollen die Thoren von heute bis morgen erzwingen, wollen die Bösen verhindern; diese bauen Mauern und Zwinger, um die alldurchdringenden Strahlen der Wahrheit abzuhalten, möchten mit Blut das Licht der Vernunft verlöschen, mit den Rauchwolken der Scheiterhaufen jene ewige Sonne verdunkeln, an welcher die Geister, die Saaten Gottes, reifen. Jene schneiden diese Saaten, da sie noch grün sind; und nun vertrocknet und verbrennt das Geschlecht, und es bedarf einer neuen Aussaat; und der Tag der Ernte ist um ein Jahrhundert zurückgedrängt, und die Bösen rufen den Thoren zu: „Seht Ihr nun, daß wir die Weisen sind, die Gerechten? gesteht Ihr nun, daß Euer erträumtes Licht der Wahrheit eine Alles zerstörende Brandsfacl ist?“ Ihre temporisirende Großmächtigkeit, sagte ich zu dem alten Saturn, scheinen auf keine der beiden Extremitäten viel zu geben. Sollten Sie es wirklich mit dem verhöhten jante-milien halten? — „Wehe dem Piloten!“ rief er, „der die Durchfahrt zwischen Scylla und Charybdis verfehlt! Zwiefaches Wehe ihm, wenn sein unentschlossener Schwachsinn ihn bald zur Beute des einen Ungeheuers, bald zur Beute des andern macht! Dreimal Wehe aber dem Zeitalter, dessen alberne Eitelkeit die — nicht goldene — nein, dornenvolle Mittelstraße, die einzige, die zwar beschwerlich und langsam, doch sicher zum Ziele der Menschheit führt, verhöht und verschreit!“

Einem großen Herrn, zumal wenn er im Eifer ist, soll man nicht widersprechen. Ich gab ihm also recht, erklärte mich für die richtige Mitte, tabelte das excentrische Treiben unserer Jugend, und lobte die Umsicht der vorsorglichen Berliner Polizei, welche dafür Sorge trägt, daß die Mehrzahl der dortigen Studenten in der Mittelstraße wohnt. Er schien mit meinen Gesinnungen ausnehmend zufrieden; als ich ihn aber fragte, ob er die Saturbürger ebenfalls nach den Grundsätzen der richtigen Mitte regiere, fing er an zu lachen, rief: „Bürger! Bürger!“ lachte immer stärker und so unauslöschlich, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. — „Nein!“ sagte er endlich, „dem Himmel sey Dank! hier gibt es keine sogenannte Bürger, die äußerlich frei seyn wollen, während ihr ganzes Innere in schwachvollen Ketten liegt; hier gibt es kein Halbthier und zugleich Halbgeist, kein solches bedauernswerthes Geschöpf, das nur in der armseligen richtigen Mitte leben kann, und Mensch heißt; hier gibt es kein Wesen, das ohne Anhalt und Stützpunkt zwischen Nothwendigkeit und Willkür ängstlich schwebt

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

dem unverbrüchlichen „Ja“ eines Christen vertrauen,“ erwiderte der Geistliche verlegt und belebend. — „Ich thue es,“ bestätigte Jener; „denn,“ setzte er betonend hinzu, „Ihr „Ja“ ist ein heiliger Eid.“ Man versprach, am nächsten Tage hier wieder zusammen zu kommen, und trennte sich, indem der Greis zur Kapelle emporstieg, Graf Eduard aber den Weg nach der Stadt nahm.

Der Pfarrer trat aus der Kapelle. Er hatte sein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet, sich mit seinem Gewissen beraten und durch inbrünstiges Gebet sich gestärkt — gestärkt zu erneuter, thätiger Theilnahme an dem Schicksale theurer Personen, von denen er glauben mußte, der Himmel selbst habe sie seiner besondern Leitung vertraut. Besorgt, doch ohne daß ihn die Sorge niederbrückte, trat er seinen Rückweg an, kam heim und machte sich sogleich an das herbe Geschäft, Aktenstücke und Briefe zu durchlesen, die — er wußte es, ach! nur zu gewiß — die ihm die traurigste Erinnerung seines Lebens auffrischen, die trüblichsten Bilder vor die Seele führen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Mal.

(Beschluss.)

Für Auswanderer nach Nordamerika.

Am 9. August langten die Kolonisten in Newyork an. Wer immer in der Folge nach Nordamerika auswandern will, sollte sich auf einem amerikanischen Schiffe einmieten, indem die Franzosen ihre Passagiere wie Gepäcke zusammen zu pferren pflegen, die amerikanischen Fahrzeuge hingegen auf eine bestimmte Zahl von Personen berechnet sind, welche kein Kaput in überschreiten darf. In dem reinlichen, doch trotz einer Verdüsterung von 200.000 Seelen etwas menschenleeren Newyork sieht man weder Soldaten, noch Offiziere, auch keine Landjäger, noch anderes besoldetes Militär, und gleichwohl herrscht überall Ruhe und Ordnung. Unbeschäftigte Leute gibt es keine; die Lebensmittel sind ziemlich theuer. Die mitgekommenen Schneider fanden sofort Arbeit; Schreiner und Schuster waren gesucht; Dienstknaben konnten in Menge um guten Lohn Anstellungen finden. Albany ist eine schöne, gewerbreiche Stadt mit 24.500 Einwohnern, und hat eine deutsche Gesellschaft, die Reisenden, denen etwas vorfällt, mit Rath und That an die Hand gibt. Künftige Auswanderer, rath Joh, sollen von Newyork bloß bis Albany, nicht bis Buffalo akkordiren. Daß seine Gesellschaft dies bis Buffalo that, brachte ihr großen Schaden und mancherlei Unannehmlichkeit. Von Allem, was man ihr versprochen hatte, daß die Kanalboote Tag und Nacht fortgehen, die Pferde gewechselt und Holz zum Kochen geliefert werden sollte, ward nichts gehalten. Der vom Hudsonflusse in einer Länge von 360 Meilen geführte Kanal ist ein ungeheures Werk und soll 83 Millionen Dollars gekostet haben. In der Gegend von Neuyork sah der Verf. die erste Methodistenversammlung. Sie bestand aus einigen hundert Personen beiderlei Geschlechts. Auf verschiedenen Plätzen wurde von Mehreren mit lauter Stimme gepredigt. Einlaß, von der Begeisterung ergriffen, fielen nieder und wurden beiseite getragen; Andere schrien aus vollem Halse, alles unter fortwährendem Ab- und Zugehen der Leute. An mehreren

Plätzen war für Speise und Trank geforgt; weit in die Runde waren die Pferde angebunden, auf denen sich die Auswiesenden hatten herbeischaffen lassen. Diese Versammlungen sollen in der Regel drei bis vier Tage und Nächte ununterbrochen fortauern, die Methodisten übrigens größtentheils gute und rechtliche Leute seyn. Die meisten Häuser im Staate Ohio, zu Stadt und Lande, sind von Backsteinen aufgeführt; ein fast noch hübscheres Aussehen als diese haben die, zwar locker gebauten, Fram- oder Bretterhäuser. Sie gleichen, was die Bauart betrifft, denen des Berner Oberlandes. Im Straßenbau ist man im Staate Ohio noch ziemlich zurück; die Kanäle hingegen sind Riesenwerke, welche durch ihre ganze Anlage, namentlich durch die Schleusen, in Erstaunen setzen. Der Umstand, daß die Durchgänge durch die Schleusen und unter den Brücken meist sehr enge und niedrig sind, hat schon manchem unvorsichtigen Reisenden großen Schaden gebracht und mehreren sogar das Leben gekostet. Der Landbau läßt sich, wo die Wälder einmal gelichtet sind, am fruchtbarsten mit der Landeskultur im Elß und Margau vergleichen. Der ganze Staat Ohio ist in Viertel gemessen; jedes Viertel trägt seine Nummer. Wer Kongreßland kaufen will, hat in der Office davon Anzeige zu machen, wo dem Käufer das gewünschte Viertel oder Halbviertel sogleich gegen bestimmte Bezahlung zugeschrieben und ein Kaufbrief auf Pergament, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gesiegelt und unterschrieben von dem Verkäufer und dessen Frau, zugestellt wird. Ohne Einwilligung seiner Frau darf kein Mann seine Liegenschaft verkaufen. Die Prediger aller Religionsparteien werden von den Gemeinden gewählt und lüthlich, manche auch gar nicht bezahlt. Die Regierung kümmert sich nicht darum; es kann predigen, wer da Lust hat. Die Reformirten und Lutheraner haben ihre besondern Pfarrer, größtentheils Deutsche, die oft mehrmals am Tage und mehreren Gemeinden predigen. Die niederen Schulen, ebenfalls den Gemeinden überlassen, bleiben meist selten unbesetzt und die Schulhäuser stehen hie und da leer. Gleichwohl thnen in der Gegend, wo Joh sich ansiedelte, die meisten Leute lesen und schreiben. Keine Religionspartei darf die andere necken, lästern oder ihrer spotten. Der Sonntag wird überall anständig gefeiert; die Wirtschaften sind leer, alle Thüren geschlossen und alles Spiel ohne Unterschied verboten. Gespensterfurcht, Aberglauben und Feinden'sbeuterei herrschen gerade wie in Europa. Sattler- und Schneearbeit wird sehr theuer bezahlt; Schuster und Schneider sind in den Städten und auf dem Lande vorzüglich gesucht; eines der besten Gewerbe ist auch die Gerberei. An Ohio wera für Hausgewirre ist großer Mangel. „Ich bin,“ so heißt es am Schlusse des Berichtes, „mit meinen neuen Verhältnissen sehr wohl zufrieden, ebenso die Meinigen. Rüh jedes meiner Kinder habe ich, auf den Fall, daß ich sterben sollte, mehr als zur Nothdurft gutes, größtentheils schönes Land, das ihnen, wenn sie nur ein wenig arbeiten wollen, mehr liefern wird, als sie bedürfen. Nebenbei bin ich nun aller politischen und der mir nicht minder zum Theil erworbenen Gemeindeverhältnisse anständig entbunden. Mein Geld und meine paar hundert Obstbäume, mit denen ich mich so angeheim beschäftige, erheben kein Jammergeschrei, daß sie ihrem Herrn einen zu großen Tribut entrichten müssen, wie einige in der Gemeinde Oberthal, denen es immer wehe that, einen Mann im Ueberflusse, wie sie meinten, ernähren zu lassen zu müssen. Ich wünschte Bieten von Herzen, daß sie sich erleichtern thäten, wie ich mich erleichtert fühle u. s. w.“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juni 1832.

Auf düstern Wegen vortritt Ihr räthlich fort,
Und wädhnet Euern Vortheil klar zu sehn.
Dobt Ihr denn jeder Wendung Euch verschlossen,
Das Iher Schuld und Unschuld, Uebverbreiten,
Ein rettend, räthend Wesen göttlich schwebt?

Goethe.
Die natürliche Tochter.

Der Wäters Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Als der Pfarrer die Altenstücke und Briefe durchlesen hatte, dankte er dem Allgütigen und Allweisen, der gestern sein Auge dunkel werden ließ, so daß er genöthigt war, um Vergebung der Schriften zu bitten. Er hätte mit der größten Seelenruhe — und er war doch so betroffen, so bewegt! — nicht angemessener, nicht klüger verfahren können: die Papiere enthielten nicht Alles, konnten das gefährliche, das eigentliche Geheimniß nicht enthalten; das bedachte er gestern nicht, das sah er jetzt erst, und hatte sich doch mit keiner Sylbe verrathen; die schwerste Sorgenlast war ihm vom Herzen gehoben. — Was der Graf von Montfontaine von ihm wolle, das konnte er freilich jetzt sich noch weniger enträthseln; obwohl er sich aber von dem Glanzjüngigen nichts Gutes versah, so ließ er doch solche unheimliche Ahnung nicht in sich auskommen, und machte sich am folgenden Morgen, Gott vertrauend und im Bewußtseyn seiner reinen Absicht, auf den Weg zur Waldkapelle.

Diesmal war Graf Eduard der Erste auf dem Platz.

Dennoch fortwährend mit Vorwürfen sich quälend, daß er so thöricht gewesen, die Dokumente aus den Händen zu lassen, hatte er, früh schon vom Mißtrauen geweckt, sich vor der Zeit nach dem Ort der Zusammenkunft begeben. Dort, in ruheloser Ungeduld, schweifte er längst schon spähend umher. Endlich gewährte er den Geistlichen, sah ihn ruhig näher schreiten, sah das offene, ehrwürdige Antlitz, sah die Dokumente in seinen Händen — und doch war seine Zweifelsucht noch immer so mächtig, daß er die nöthige Fassung nicht früher erlangte, als bis der Greis seine Verlegenheit bemerkte und ihm die Schriften mit leidig lächelnd zurückgab. Nun erst war er beruhigt, und nun erst getraute er sich, zur Sache zu kommen, mit seiner Anforderung leise hervorzutreten. Zuerst — und es war dieß eine wohlberednete Einleitung — zuerst schilderte er sich als einen Menschen ohne Falch, aufrichtig, gutberzig und von dem ruhigsten Betragen, jedoch höchst leidenschaftlich, und in solchem Zustande äußerst heftig, unzählbar gefährlich, zu Allem fähig. So kam er auf seine Liebe zu Emilien, malte mit glühenden Farben den unauslöschlichen Eindruck, den sie auf sein Herz gemacht, wie er nicht mehr leben könne ohne sie, sie besitzen müsse, seine Existenz daran setze, und wie er der zu hüthen habe, der sie ihm zu entreißen wage. Er hatte sich nach und nach so erhitzt, so selbst aufgereizt, daß es nun keine Uebertreibung mehr war, als er, von eifersüchtiger Wuth entflammt, den Namen Hüganne hervor-

donnerte, und dann mit bebender Lippe ausrief: „Er, oder ich!“

„Verzeihen Sie!“ fuhr er nach einer langen Pause fort, während welcher der verstummende Greis mit strasfendem Erstaunen ihn angeblickt und er sich wieder gesagt hatte, „verzeihen Sie meiner wilden Auswallung. Mein stürmendes Blut riß mich fort, ich vergaß mich, und bedauere es um so inäufiger, da es mein sehnlichster Wunsch ist, ein Zusammentreffen so mißlicher Zufälle in freundlicher Stille auszugleichen. Daß ich den Besitz des Fräuleins La Javelle nie, und unter keiner Bedingung aufgeben werde, muß ich freilich wiederholen; daß ich nur die Lippen zu öffnen brauche, um mich eines lästigen Rivalen zu entledigen, werden Sie mir zugeben; weit entfernt aber, ein Geheimniß zu offenbaren, welches das Lebensglück Ihres Neffen untergraben könnte, gelobe ich im Gegentheil die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, wenn Sie dagegen den Herrn Hüganne bewegen wollen, seine Reise hieher zu unterbrechen, seine Verbindungen mit der Familie La Javelle aufzulösen und in den nächsten Jahren diese Gegend, diese Provinz zu vermeiden.“

„Mein Sohn,“ hob der Geistliche an, „belaßen Sie Ihre Seele nicht mit einer That unverzeiblicher Lieblosigkeit! Es dürfte eine Stunde kommen, in der Sie die heutige schwer bereuen; so schwer als Ihr Vater, ich weiß es, in der Verbannung sterbend, es bereute, daß er so erbarmungslos grausam, Sie wissen an wem, gehandelt. Ehren Sie den Willen Ihres Großvaters, den Ihr Vater nicht ehrte! Ehren Sie die Fügung des Himmels, daß diese traurige Begebenheit Ihres Hauses unter den Riesentrümmern unserer geschichtlichen Umwälzung in Vergessenheit sank! Ehren Sie, Sie selbst ein Liebender, ehren Sie das Andenken eines Liebenden, der einen Augenblick der Verirrung mit Verlust seiner Freiheit, seiner Ehre büßen mußte!“ — „Herr Pfarrer,“ erwiderte Eduard, „Sie belieben Thatsachen für gewiß anzunehmen, die noch keineswegs erwiesen sind. Mir ist Niemand von den verstorbenen Gliedern meines Hauses bekannt, dessen Andenken, bei Entdeckung dieser Heimlichkeiten, zu leiden hätte; wohl aber weiß ich, daß ein gewisser Herr Hüganne nicht geringe Gefahr dabei liefe; und deshalb, Herr Chambeau, bitte ich Sie inständigst, ehren Sie den guten Namen Ihres Neffen, der doch durchaus geehrt werden soll.“

Aus wie hartem Herzen dieses Wort auch kam, der besonnene Greis vergaß das Gebot der Liebe nicht, er ließ es weder an begütigender Sanftmuth, noch an Ermahnungen fehlen; er sprach mit schauerlicher Erhabenheit von den Qualen eines beschwerten Gewissens, er schilderte die Seligkeit eines reinen Bewußtseyns, er wiederholte die heiligen Gebote der Religion, er warnte,

ein gemelhter Vriester, vor den Strafen des Himmels, er bat, daß Eduard nur noch Einen Tag sich bedenken möchte, er flehte für sich selbst nur noch um Einen Tag Bedenkzeit — vergebens! — Der Unbeugsame drang auf augenblicklichen Entschluß, und der treue Warner verstummte.

Wohl hätte er es wagen können, dem Drohenden nicht nachzugeben; denn frei von Schuld, rein wie ein Engel war Hüganne, und es stand noch dahin, ob das Vorurtheil ihn dennoch verdammen würde; aber er lebte bisher in der glücklichsten Unwissenheit, seine Ruhe war zu schonen. Und überdies hatte Eduard ein Wort von Hügannes Vermögen fallen lassen; da traten noch andere, noch wichtigere Rücksichten ein. Das Alles überlegte der Greis und sprach dann entschlossen: „Herr Graf, auf Ihren mir eben gemachten Antrag erwiedere ich, als Vormund des Herrn Hüganne, daß in einer Angelegenheit, die seine Ehre, und vielleicht auch sein Herz betrifft, nur er selbst zu entscheiden hat. Um jedoch kein Mittel unversucht zu lassen, ein ärgerliches Aussehen zu verhüten, nehme ich hiermit Ihren Vorschlag an, daß wir dem jungen Manne entgegenreisen, daß wir persönlich mit ihm unterhandeln, daß ich nach besten Kräften mich bemühe und ihn zur Nachgiebigkeit bewege. Ich füge nur noch hinzu, daß der Unschuldige von nichts weiß, daß Sie seine glückliche Unwissenheit schonen müssen, und gebe Ihnen unter dieser Bedingung mein Wort, daß ich morgen um diese Zeit bereits auf der Reise seyn werde.“ —

„So weit,“ fuhr der Greis nach einer Pause fort, „so weit als der Vormund meines Neffen; und nun noch ein letztes Wort, als Seelsorger: es wird, hier oder dort, so wahr der Herr lebt! eine Zeit kommen. . . .“

„Schonen Sie mich!“ unterbrach ihn Eduard. „Ich will es,“ sprach der Geistliche; „und möge die strafende Gerechtigkeit Sie ebenfalls schonen, nicht Ihrer Neue vorantreiben! Dieß mein Segen, Amen!“ Er hatte die Hand über ihm ausgestreckt, entfernte sich und ließ den Betroffenen, nicht ohne ein schwerbeengendes Gefühl, zurück.

Am nächsten Tage ließ sich Graf Eduard ungewöhnlich früh bei seiner Tante melden. — „Was muß ich hören?“ rief sie dem Eintretenden entgegen; „Sie sind reisefertig?“ — „Allerdings,“ erwiderte er, „es sind mir heute in aller Frühe Briefe zugekommen, die mich bestimmen, sogleich nach Paris zu eilen, theils um mit einigen Freunden Rücksprache zu nehmen, theils um die Gelder zu erheben, die Madame Etienne so gütig war, mir vorzustorecken. Von da werde ich dann suchen, entweder nach Gent oder nach Brüssel zu kommen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

„Der König hat nichts eigen, so hat man mich's gelehrt;
 „Er muß das Letzte theilen mit dem, der treu bewahrt.
 „So nimm denn diesen Heller, ist auch der Lohn gering;
 „Die andern gab ich Armen, als ich zur Kirche ging.“
 Und sanft rühet's den Herzog und die aus Böhmenland,
 Doch wie ein Erzbild schweigend Held Siska lange stand:
 Den Heller mit der Rechten er hoch zum Himmel hielt,
 Er küßt ihn dann inbrünstig, als wär's ein Heil'genbild.
 „Den da, den laß' ich fassen in Gold und Edelstein,
 „Und trag' ihn dann am Halse als höchsten Schmuck
 allein.

„Wohl bin ich lang gestorben, bist Du wirst Herrscher seyn,
 „Doch was ich nicht erlebe — ich darf es prophezei'n:
 „Theilst Du als König immer so zwischen Noth und
 Treu,

„Dann bleibt Dein Reich stets mächtig, Dein Ruhm
 wächst immer neu!“

Ludwig-Melander.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Reisenden Caillé und Douville.

Reallich hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sitzung. Leider ist diese Gesellschaft nicht mehr, was sie vor acht oder neun Jahren war. Damals weiteten fast alle Freunde der Erdbeschreibung, auch Staatsmänner und Gelehrte mit einander, um diesem Vereine aufzuhelfen und näher sich zu seyn. Es fehlte nicht an Subscriptionsen, die ausgezeichneten Gelehrten nahmen an den Verhandlungen Theil, die Regierung gab Geld zu Preisaufgaben her; man war im Stande, Belohnungen für große Unternehmungen, besonders Entdeckungsbereisen anzusetzen. Es erschienen mehrere Bände Abhandlungen dieser Gesellschaft. Allein, wie es mit den gelehrten Vereinen zu gehen pflegt, der Eifer ist erkalte; manche Subscribenten haben sich zurückgezogen; auch von den Gelehrten haben manche die Gesellschaft aus Unmuth über Kleinigkeiten, oder aus Gleichgültigkeit im Stich gelassen; die Staatsmänner nehmen nicht mehr denselben Antheil, wie zuvor, an den Leistungen der Gesellschaft; kurz, sie hat die Wichtigkeit verloren, die sie vor mehreren Jahren hatte. Dennoch arbeitet sie ziemlich fleißig, und sie hat den Ruhm, in den letzten Jahren zwei französische Reisende besollet zu haben, welche ohne diese Aufmunterung kaum von ihren eigenen Landesleuten beachtet worden wären, und deren Entdeckungsbereisen sicher zu den wichtigsten gehören, welche von einzelnen Franzosen gemacht worden sind. Der eine dieser Reisenden ist der bekannte Caillé, welcher von der französischen Niederlassung am Senegal aus als Inselmann ins Innere von Afrika eindrang, Zambaku besuchte und, um wieder nach seinem Vaterlande zu gelangen, sich gleichsam durch Nordafrika hindurchsetzte. Er ist der erste Franzose, der durch Zambaku gereist und in reverse wieder nach Frankreich gekommen ist. Leider ist die verflohtene Welt, womit dieser schlichte Mann Afrika durchkreuzt hat, Schuld, daß seine Beobachtungen und sein Tagebuch dürftiger ausgefallen sind; als wenn er hätte heimlich und offener reisen können. Er konnte seine Beobachtungen nur sparsam in seine Schreibtafel eintragen; er war ein Mann ohne lebhaften Geist, und befand sich in einer Lage, die ihm nicht verstatete, sich viel umzusehen. So kam es denn, daß seine Reise-

beschreibung nicht das Interesse hat, das ein schaffsinziger und reicherer Reisende derselben hätte geben können. Toward hat sein Bestes gethan, um dieser Reisebeschreibung viel Gehalt zu geben; als Auesage eines Augenzeugen ist sie auch wichtig, aber dennoch läßt dieselbe viel zu wünschen übrig. Caillé hat wohl zu reisen, nicht aber zu schreiben verstanden. Ein anderer Reisender, welchen die geographische Gesellschaft kürzlich belohnt hat, ist Douville; auch dieser hat sich ins Innere von Afrika hineingewagt und nicht minder Mühseligkeit ausgestanden, als Caillé; indessen hat er seine Reisen ganz anders eingerichtet, als dieser. Douville scheint mir beim LANGE zum Reisen geboren zu seyn; er hat die vier Welttheile besucht, und mich wundert sehr, daß er den Erdball noch nicht umschiff hat; denn sonst spaziert er darauf herum, wie in seinem Lustgarten; so hatte er sich einmal in den Kopf gesetzt, trotz aller Verbote und trotz der wachsamsten Polizei der Ebnesen, die noch viel gewissenhafter ihren Gehalt zu verdienen sucht, als die Polizei der europäischen Kontinentalstaaten, in China einzubringen. Und gewiß, wenn das Ding möglich wäre, hätte es Douville gelingen müssen; allein in China ist ein musterhaftes Spionnet, und Polizeiwesen; die unumschränkten Herrn in Europa, welche sich vorzüglich auf ihre Polizei stützen müssen, sollten angebende Beamte in diesem Fache nach China reisen lassen, um sich dort anzukillden, wie man angebende Künstler auf Staatskosten nach Italien reisen läßt. Douville glaubte es schon anzulegen, wenn er über die Tibetanschen Gebirge in das chinesische Reich einzuschleichen suchte; dort, meinte er, würde man doch wohl nicht so wachsam seyn, als auf der Küste. Allein der Mann kannte die Ebnesen nicht; das ganze Ebnen und Trachten dieses Volkes ist ein polizeilicher Sinn; es ist zur Polizei gleichsam geschaffen und könnte alle gnädigen Herrschaften mit Polizeibeamten versehen. Man verwehrt ihm auf der Tibetanschen Grenze das Eindringen in China; er hatte wohl keinen von einem chinesischen Gesandten unterschrieben Paß aufzuweisen. Er mußte also wieder zurück. Douville war aber nicht der Mann, der sich durch ein solches Abweisen hätte abschrecken lassen. Er wollte die Sache nun an einem andern Ende angreifen, das heißt auf einer andern Stelle in China einzubringen suchen. Er hatte gehört, daß von Buenos Ayres oft Schiffe nach dem chinesischen Meere absegelten. Als er also wieder in Frankreich angelangt war, rühte er nicht eher, bis er mit sich einverstanden wurde, nach Buenos Ayres zu gehen und von dort aus wieder einen Versuch zu wagen, die listigen Ebnesen zu überlisten. Er war bald wieder zu Schiffe und landete auch wohlbehalten zu Buenos Ayres an. Hier fand er Schwierigkeiten, welche, hat er nicht gesagt. Entweder war die Fahrzeit nicht günstig, oder er erfuhr, daß man nur auf gewissen schwarz bewachten Punkten der chinesischen Küste landen konnte und daß das Weiterverdringen fast unmöglich sey, wofür er sich nicht zuvor in einem leiblichen Ebnesen umwandeln konnte. Es war schlimm, daß er nach Buenos Ayres hatte reisen müssen, um dies zu lernen; denn das wissen wir ja schon längst in Europa. Wahrscheinlich hatte aber Douville gehofft, mit Muth und Beharrlichkeit werde er überlisten können, was andern unmöglich schien. Denn er mußte hier abermals seinen Plan aufgeben. Er ging nun nach Brasilien, warum, sagt er nicht; vermuthlich geschah es, um zu sehen, ob nicht irgend anderwärts eine Entdeckungsbereise zu unternehmen sey; denn, wie gesagt, der Mann ist mit dem LANGE zum Reisen und Entdecken geboren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 22. Juni 1832.

Quand les voiles de ma jeunesse
A los yeux serret abattus,
Ces maux, dont frémit la faiblesse,
Serret transformés en vertu,
De ces obscurités cessantes
Tu verras sortir triomphantes
Ma justice et la liberté.

Lamartine.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Saturn sah es, wie Schrecken, Mitleid und Enttäuschung um den Sieg kämpften in meiner abgeschiedenen Seele. Und aus seinem wellenlangen Fittich riß der Gott der Zeit eine Feder, zehn Mal so groß als die zu Rom in der Peterkirche gemalte des Evangelisten, und indem er sie mir darreichte, sprach er: „Nimm hin! und schreibe, daß der Styl unter Dir bricht, von dem Latänergehorfam, von der hündischen Demuth, von der viehischen Dummheit der Saturnbürger. Hier hast Du auch eine Schachtel voll Saturnerde; sie ist gut gegen Magensäure und Galle, die von der unverdauten Freiheit herrühren, so Dir zwischen Kopf und Herzen stecken blieb, und Dir malkontentes Bauchgrimmen erregt, und Deine Augen gelbsüchtig verdunkelt und schielen macht. — O Du Eitelster der Eitela, der mich durch Schimpf zu belehren wähnt! Du Kurzsichtigster der Kurzsichtigen, der sich für einen Seher hält, und keine Ahnung hat von dem, was er so eben geschaut!“ — Ich habe, Tyrann! bachte ich entrüstet, ich habe den Martertod der Freiheit gesehen! Er aber erwiderte, ruhiger jetzt: „Nein, eingebildete Menschenseele, den Tod der Willkühr habe ich Dir und die Geburt der Freiheit gezeigt. Jene hier, die meinem Machtgebote nicht blindlings folgten, sind noch nicht reif zum Flammenabgrund, müssen sich in dem leeren Nichts noch nützlich abarbeiten.

Die aber, so sich hineinstürzten in den Fenerschlund, haben sich durch diese erste That der Freiheit den ersten Tod erworben und leben nun auf der jenseitigen Hemisphäre meines Weltkörpers; denn die Bewohner des Saturns sterben — wie Ihr es nennt — zwei Mal. Dort werden sie jetzt durch Belehrung, die mit dem Gebote Schritt hält, zur Selbstgesetzgebung, zu der Verklärung im zweiten Tode erzogen. Der Zustand dort der im Gehorsam bereits Geübten ist aber — glaub' es mir, Eitel! — ein hundertfach seligerer, als der Eurer abgeschiedenen Menschenseele, die statt der göttlichen gefesselten Freiheit das Sözenbild ihrer Einbildung, die nichtige und vernichtende Willkühr anbeteten.“ Der Autokrat beschrieb mir nun das selige Leben, welches die Saturnbewohner auf der jenseitigen Hemisphäre seines Weltkörpers führen, ihre Thätigkeit voll unendlichem Genuß, ihre über alle Erdenständigkeit erhabenen Produktionen; da er aber dieselben Ausdrücke brauchte, die mir selbst nicht klar wurden, und er auf keine Weise zu bewegen war, mich, den Profanen, diese Herrlichkeiten sehen zu lassen, so bin ich auch nicht im Stande, Dir, meine geliebte Freundin, ein Bild davon zu entwerfen. Thue indessen wie ich: Prüfe, was der Gott der Zeit sagt, und behalte das Beste!

Wie viel hätte ich Dir nun noch zu erzählen, von meinem Staunen und Lachen, als ich nach vier Monaten auf die Erde zurückkam, und alles in statu quo und doch so verändert fand. Aber das will ich

mir für meinen nächsten Brief versparen; schon meinem deutschen Regensenten in seinen Pariser Briefen zu Gefallen, der die meinen an Dich zu lang findet. Daß er mit diesem zufrieden seyn wird, darf ich übrigens voraussetzen; denn er sagt ja: „Von den Briefen eines Verstorbenen erwartet man Dinge aus einer andern Welt (do l'autre monde) zu erfahren, zu hören, was kein Lebender zu sagen wagt.“ Und so wage ich denn das für ihn Unglaublickste zu sagen, daß er in zerbrochenen Phrasen nur zerbrochene Einsätze, nie ein Ganzes hervorbringen und nur ein ephemerer Modeschriststeller einer Modeparthei seyn wird. — Auf Deine vorgeschundenen Briefe nächstens Antwort. — Ich umarme Deine edle Seele!

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Sie,“ unterbrach Graf Edward die alte Dame, die ihm das Gefährliche seiner Unternehmung vorhielt und ihn an Emilien erinnerte, „ich bitte Sie inständigst, mich das Eine thun zu lassen, und überzeugte zu seyn, daß ich deshalb das Andere nicht vergesse. Ich muß schließlich auf diese schöne Erbsustochter verzichten; das ist das einzige Mittel, glauben Sie mir, um zu Ihrem Besitz zu kommen. Ich habe mich beschworen, nie zurückzutreten, reise. Bestätigen Sie dieß während meiner Abwesenheit; und was auch nächstens, zu meinem Nachtheil oder zu meinen Gunsten, in dieser Angelegenheit geschehen möge, beharren Sie auf meiner Entsagung und verrathen Sie weder meine Wünsche, noch meine Hoffnung. Von Ihrer klugen Zurückhaltung hängt mein Herzens- mein Lebensglück ab!“ Er ließ die neugierig Verwunderte nicht zum Wort kommen, hat wiederholt um Verschwiegenheit, schmeichelte so lange, bis sie es mit Hand und Mund versprach, umarmte dann die Betäubte und warf sich in seinen Reisewagen.

Am demselben Morgen, am 26ten April 1815, kam Herr Chambeau, der Pfarrer, zu dem immer noch unpäplichen Herrn La Javelle und kündigte ihm an, daß er im Begriff sey, seinem Neffen bis Meß entgegenzureisen, und daher anfrage, ob er vielleicht Aufträge an denselben mitnehmen solle? Er bezweckte durch diese Frage, Aufschluß über ein Verhältniß zu erlangen, von dem er bis jetzt keine Spur bemerkt, und welches doch, nach den leidenschaftlichen Aeußerungen des Grafen von Montfontaine, stattfinden sollte. Da sich aber Herr La Javelle

die Lust an einer allgemeinen freudigen Ueberraschung nicht wollte entgehen lassen, so stellte er sich gleichgültiger, als er es war, bat nur, freundlich zu grüßen und Herrn Hüganne zu erinnern, daß er sich spätestens am Vorabend des ersten Mai's einzufinden habe. Auch Emilie, die zugegen und von den Absichten ihres Vaters unterrichtet war, wollte ihm die Freude nicht verderben und nahm alle Kraft zusammen, um die Gefühle ihres Herzens zu verbergen, um vor ihrem Ehrfürcht gebietenden Lehrer unbefangen zu erscheinen. Dennoch bemerkte der scharf beobachtende Greis, daß, bei Erwähnung des ersten Mai's, ihr eine leise Röthe anflog; und so glaubte er Alles zu wissen, was er zur Nichtscham seines nächsten Vorhabens bedürfe, und beurlaubte sich unter den herzlichsten Segenswünschen.

„Tausend Segen und fröhliche Heimkehr!“ rief wiederholt der glückliche Vater, indem er vom Fenster aus dem Pfarrer nachblickte. „Das läßt sich der alte Herr gewiß nicht träumen,“ fuhr er, zur Tochter gewendet, fort. „Und nun gar Hüganne! Wie wird sich der verwundern! Der brave bescheidene Junge! Ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so gering anschlügt und so viel Werth, so viel ächten inneren Werth hat. Nun, Emilie, Du schweigst? Was fehlt Dir? Bist Du nicht am Ziel Deiner Wünsche? Habe ich Dir nicht die Mutter verlobt; so daß sie, in freudiger Rührigkeit, jetzt keinen andern Gedanken hat, als Dein Verlobungsfest? Und Du springst, Du jubelst nicht? Was ist das? Der lästige Bewerber kann Dir doch nicht mehr bange machen!“ — „Bange eben nicht,“ erwiderte sie kleinlaut; „aber“ Sie unterbrach sich. Der Vater schaute sie befreundet an. „Ich wollte, er wäre schon fort,“ senkte sie; „so oft er kommt, befällt mich eine Angst — und dann mache ich mir wieder Vorwürfe, daß er mir so zuwider ist, da wir ihm doch so große Dankbarkeit schuldig sind. Ich weiß gar nicht, wie ich mich gegen ihn betragen, noch was ich von ihm denken soll. Nur das fühle ich, daß er mich in meinem Glück stört, daß ich, so lange er hier bleibt, nicht froh, nicht herzlich seyn kann, und daß ich dem Himmel danken will, wenn er nur erst fort ist.“ — „Ehorheit!“ rief lächelnd Herr La Javelle, „kindische Mädchenfurcht! Aber laß nur erst Hüganne kommen, so wird sich das Alles geben!“

„Von wem?“ fragte er einen Diener, der indessen eingetreten war und ihm einen Brief überreichte. „Vom Herrn Grafen von Montfontaine.“ Emilie erbleichte. Ihr Vater, ohne es zu bemerken, löste das Siegel und überschaute den Inhalt des Schreibens. „Nun frag' ich Dich,“ rief er der Tochter zu, „ob Du nicht ein Glückskind bist? Du brauchst nur eine Grille zu haben, und sie wird Dir augenblicklich gewährt. Höre nur, was mir der Graf schreibt!“ Und er begann also zu lesen:

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Alten hersehrend) sprach er: „So sauertopfmäßig, oder vielmehr unmäßig Du Dich auch anstellst, so weiß ich doch, daß Du, trotz Deines eisgrauen Kopfs und trotz Deines dicken schwarzen Backenbarts, eigentlich ein junges Mädchen bist, ein lustig Schätzchen, denn sonst würde mein Herr nicht so verliebt in Dich seyn und überall Dein Portrait mit sich herumführen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Douville's Reise nach Kongo.

In Brasilien machte Douville Bekanntschaft mit portugiesischen Kaufleuten, die ihm Manches von den Niederlassungen in Kongo, von den dort befindlichen Goldbergwerken, Negerstämmen, Sklavenmärkten und andern merkwürdigen Dingen erzählten und bei ihm die Lust rege machten, ein so wenig bekanntes und besuchtes Land zu durchreisen. Er ließ sich über die Art, in demselben fortzukommen, genau und umständlich belehren, versah sich mit Empfehlungsschreiben an den Gouverneur und segelte nun nach Afrika ab, dem einzigen der vier Welttheile, den er noch nicht besucht hatte. Als ein schlauer Mann ließ er den Gouverneur seinen Plan nur halb und halb merken; denn in den Kolonien ist man eifersüchtig, und je schlechter überhaupt ein Land verwaltet wird, desto schwieriger macht man dem Fremden das Reisen, damit er nicht über die elende Regierung plaudern möge. Als er nun Alles überlegt und vorbereitet hatte, begab er sich ins Innere der Kolonie und ließ das Gepäck auf andern Wege nachfolgen. So weit die portugiesische Oberherrschaft reichte, hatte er wohl Schwierigkeiten, besonders die argwöhnische Eifersucht dummer Beamten zu bekämpfen, übrigens aber keine Gefahren zu bestehen. Ganz anders aber war es, als er sich mitten unter die unabhängigen Negerstämme wagte. Die zunächst liegenden haben schon manchen Verkehr mit den Portugiesen gehabt, und gewinnstüchtige Kaufmannsdienere, besonders aus dem Mulattengeschlechte, pflegen Reisen zu jenen Stämmen zu unternehmen, um Waaren abzugeben und kostbare Sachen einzutauschen, besonders Sklaven. Douville wußte, wie man in jenen Gegenden reist. An Fuhrwerke ist dort nicht zu denken; gibt es doch kaum gebahnte Wege; und manchmal muß sich der Reisende durch die Forsten gleichsam durchhauen. Mit Elephanten zu reisen, hat man noch nicht versucht; dies wäre vielleicht das Beste, denn der Elephanten gibt es eine Menge und hier ist ihr Vaterland. Das Eisenblech, das man so eifrig durch die englische Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung zu erhalten sucht, könnte hier weit leichter und wohlfeiler erhalten werden, wenn ein regelmäßiger Handel damit vom Innern des Landes bis zur Küste eingeleitet wäre; so natürlich dieser Gang auch ist, so hat er doch keineswegs statt; die Portugiesen, wie manche andere Völker Europas, haben sich in ihren fremden Niederlassungen stets so unsinnig betragen, daß die einheimischen Völker, statt ihnen mit Wohlwollen und Zuneigung entgegenzukommen, sie verabscheuen und ihnen Alles mit Bösem vergelten. Ein Elephantenzahn, der sechszig bis achtzig Pfund wiegt, wird von den Portugiesen ungefähr mit zehn Sous pr. Pfund bezahlt, und diese Summe wird noch dazu nicht in Geld, sondern in Tüchern und andern leichtem Waaren bezahlt, die die Besitzer wenig kosten und die sie theuer anrechnen, so daß sie im Grunde das Pfund Eisen nur mit

vier Sous bezahlen. Und dafür sollen die Neger es hundert, ja zweihundert Stunden weit herbeischleppen. Und wenn sollen sie es liefern? Ihren Feinden, die ehemals ihre Väter von der Küste vertrieben oder unterjocht und noch jetzt ihr Land inne haben. Daher schlagen sie die Elephanten, lieber in Gräben und lassen sie in den Wäldern verwildern. Will man ins Innere des Landes eindringen und nicht ein Opfer seiner Unbesonnenheit werden, so ist kein anderes Mittel, als daß man eine bedeutende Anzahl von Trägern mitnimmt, welche Waaren und geistige Getränke tragen. Vermittelt dieser, besonders des Tafia, nach dessen Genuß die Neger äußerst lüster sind, gelingt es, sich die Oberhäupter der Neger geneigt zu machen und die Erlaubnis zum Durchzuge durch ihr Gebiet zu erhalten. Je mehr Geschenke er ausstüllet, je mehr Tafia er ihnen einzuweisen kann, desto willkommener ist er, und hat er ein wohlbewaffnetes Gefolge bei sich, welches dem Eingebornen Respekt einflößt, so kann er ziemlich gemächlich jene unwirthbaren Gegenden durchreisen; dennoch muß er stets auf seiner Hut seyn, daß man ihm nicht vergifte. Denn mit dem Vergiften sind die Neger im Kongo, wie manche andere afrikanische Völker, sehr bedevend; die Toxikologie ist hier zu Hause. Douville hatte ein sehr bedeutendes Gefolge, welches ihm auch unentbehrlich war; denn da er 1500 Meilen zu reisen hatte, so mußte er sich zuvor mit dem nöthigen Vorrathe für die ganze Reise versehen, und dies erforderte beinahe hundert Menschen; während der Reise vermehrte sich die Zahl zuweilen bis auf dreihundert, und sogar, wie er versichert, auf fünfhundert; denn vermittelt Geschenken und Zahlung erhielt er fast überall Träger, so viel er deren wollte. Mit einem solchen Aufzuge war noch Niemand bei den Negern erschienen; man hielt ihn für einen König; einige glaubten, ihn habe der König von Kongo zugal, der einzige europäische Monarch, von dem sie gehört haben, zu den Negern gesandt; es gab Leute, die sich die wunderbarsten Vorstellungen von Europa machten und sich einbildeten, dort fließen Ströme von Tafia und daraus schöpfen die Portugiesen die Linsen mit Tafia, welche sie den Negern bringen. Sie begreifen nicht, was man bei ihnen suchen könne, da die Europäer ja Alles im Ueberflusse besitzen müssen. Freilich werden nicht viele Europäer genügt seyn, es Douville nachzumachen; er sagte mir, er habe 200.000 Franken zu seinen Reisen gebraucht; und dann sind die Fieber unter dem heißen Klima und in den sumpfigen Ebenen Kongo's für die Europäer so gefährlich, daß wenige, wie Douville, aus dieser mörderischen Luft wieder herauskommen. Auch klagte er selbst über Schmerzen in der Leber, die ihm seit seiner Reise quälten und von denen er sich auch in unserm gemäßigten Klima nicht befreien kann. Was Douville gewagt hat, nämlich ein ungesundes, von feindseligen Negern bewohntes Land nach allen Richtungen mit einer Menge Menschen zu durchkreuzen, ist etwas so Außerordentliches, daß es wohl einer Erwähnung hier verdiente, und da nun seine Reisebeschreibung erschienen ist, so kann Jeder sich selbst vom dem außerordentlichen Muth, der Geistesgegenwart und der Entschlossenheit dieses Mannes überzeugen. Es sollte mich nicht wundern, wenn er sich bald wieder zu einer Entdeckungseise entschloße; wenigstens äußerte er den Wunsch darnach; nur wünschte er, wie billig, die Kosten nicht selbst tragen zu müssen, da sein Vermögen, welches wohl beträchtlich gewesen seyn muß, aufgebraucht zu seyn scheint. In ruhigen Zeiten würde es ihm vielleicht nicht an Unterstützung fehlen; allein heutzutage ist eine Reise nach Kongo eben kein Gegenstand, woran man zunächst denkt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 23. J u n i 1832.

— Er ist,

Wenn man die Fall' ihm reht, wie Pulver blig,
Und schnell, Beleidigungen zu erwidern,

Shakespeare.

Der Vater Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R ö h e r t.

(Fortsetzung.)

„Da schau nur!“ rief der Kammerdiener des Grafen, laut anflachend; „selbst auf den Kutschenschlag hat er Dich hinmalen lassen! Siehst Du da den weißen Bären im schwarzen Felde, und drunter den goldnen Sporn? Es ist nur Einer, wir suchen den andern schon lange, und da Du ihn zu viel hast, so könntest Du uns wohl ausbessern.“ Der alte Jerome war sonst nicht der Mann, der sich ungestraft necken ließ; jetzt aber, auf nichts anderes achtend, starrte er nur das Wappen am Kutschenschlag an; das Blut stieg ihm sichtbar zu Kopf, sein Auge funkelte, und: „heißt Dein Graf Montfontaine?“ rief er dem Spasmacher zu; „antworte, Hasensuß!“ — „Wenn Sie,“ stotterte der Wigbold, seine Verlegenheit hinter Lustigkeit verbergend, „wenn Sie gnädigst nichts dagegen einzuwenden haben, so nennt sich mein Herr: Eduard Graf von Montfontaine, Vicomte von Brissac, Herr von Deville und Ebarantière.“ Die letzten Titel des Grafen hatte der Alte nicht mehr vernommen, er war schon bei seines Herrn Kutschwagen, hob ein blechernes Kästchen heraus und trug es in die Hütte.

Als er in das Zimmer trat, wo der Pfarrer, Häganne und der Graf beisammen waren, sah sich dieser

verbrüßlich um und fragte, seine Rede unterbrechend: „Was will der Mann?“ — „Es ist so Kaufmannsliste,“ entschuldigte Häganne leise; „er hat gemessenen Befehl, dieses Kästchen, welches unsere wichtigsten Handlungsschriften enthält, mir überall, auch wenn ich nur für wenige Minuten einlebre, sogleich nachzubringen.“ — „So schicken Sie ihn wieder fort!“ flüsterte Eduard. Der Jüngling wollte es; aber der Pfarrer, obgleich auch er Jeromes Eintreten ungern gesehen hatte, verbinderte es, indem er bemerkte, daß man einen so treuen und langjährigen Diener des Hauses nicht kränken dürfe. Dieser indessen hatte das Kästchen, nach bei der Thüre, auf einen Tisch gestellt, und machte sich jetzt mit den Mänteln der Reisenden zu schaffen, die er von Staub reinigte und vorsorglich an die Wand hängte. „Lassen wir uns nicht stören,“ sagte der Geistliche, „kommen wir zur Hauptsache! Wiederholt, mein Sohn, und nach meiner besten Einsicht rathe ich Dir, dem Wunsche des Herrn Grafen gemäß, auf der Stelle umzukehren, Deine Verbindung mit Herrn La Javelle abzubrechen und in den ersten Jahren unsere Nähe zu vermeiden. Den verlangten Aufschluß hierüber kann ich Dir nicht geben, zu Deinem eigenen Besten nicht; das aber versichere ich Dir, daß dieser Schritt notwendig ist, indem dadurch ein wahrscheinliches Unheil vermieden wird. Dennoch sind, eh' Du Dich entschließt, eh' ich in Deine Entfernung einwillige, zwei Fragen in Erwägung zu ziehen. Die erste, Deine Ehre betreffend, ob Du von den Dir aufgetragenen Ge-

schärfsten schriftlich eine genügende Rechnung ablegen kannst? Hast Du zu rasch bejaht, als daß ich Dich nicht bitten sollte, es noch einmal zu überlegen. Die zweite Frage betrifft Dein Herz: Ist es frei?" Hüganne, fast mädchenhaft verschämt, schlug die Augen nieder und verkrumpte. Und feierlich erhob der Geistliche die Stimme und sprach: „Dein Schicksal ist an diese Stunde geknüpft. Antworte mir aufrichtig und einfach! Ich frage Dich als Freund und Vater: liebst Du die Gespielin Deiner Kindheit, die Tochter Deines Prinzipals?" — „Nein!“ erwiderte der Jüngling rasch, indem er dem Pfarrer ruhig und heiter ins Auge blickte; „nein,“ wiederholte er, „oder doch nicht mehr, als ich eine Schwester lieben würde.“ — „Und sie?“ fragte jener aufs Neue; „hat etwa sie eine Neigung zu Dir? hat nie ein Wort, ein Blick von ihr“ — „Gewiß nicht!“ fiel er betheuernd ein, „ganz gewiß nicht, mein ehrwürdiger Vater.“ — „Nun gut,“ sprach dieser. — Er wollte fortfahren; aber Jerome, der rasch herantrat, rief: „Nein! nicht gut! Ich sage, daß Mamselle Emilie meinen jungen Herrn liebt, daß Herr La Javelle ihn auch liebt, daß er alle Beide liebt, und daß er sein Glück machen und heimkehren soll; das sage ich!“

Der Graf stand wie versteinert vor Erstaunen; auch Hüganne staunte, wiewohl er den gutmüthigen Polterrer kannte; der Geistliche aber sprach liebevoll: „Beruhige Dich, alter Hausfreund! Ich weiß besser als Du, was Deinem Liebling frommt.“ — „Ich will mich nicht beruhigen! Ich will ihn nicht zu Grunde richten lassen!“ schrie der Alte, wie außer sich. „Ich weiß, was ich weiß, und sehe, was ich sehe!“ Er hatte bei diesen Worten so funkelnde Blicke auf den Grafen geworfen, war ihm so nah gekommen, daß dieser zurdretend ihm zurief: „Was sieht Euch an? Bedenkt, wer Ihr seid!“ — „Wer ich bin?“ schrie er nur noch lauter; „seht mehr denn zwanzig Jahren bin ich Diener im Pfarrhause! Ich habe meinen Herrn da als Kind auf den Armen getragen, wie eine Amme ihn gewiegt und genährt, in seinen Krankheiten gewartet, auf allen Reisen begleitet, und will nun auch die Freude haben, ihm zum Altare zu folgen, und wenn auch zwanzig Grafen mir zubrühen; bedenkt wer Ihr seid!“ — „Still!“ rief mit erhobener Stimme der ehrwürdige Geistliche. „Auch ich rufe Dir zu: bedenke, wer Du bist! Sklave! Sklave Deiner Leidenschaften! fort! folge mir!“ Er schritt voran, und der eben noch Wüthende ging, demüthig gebückt, ein folgloses Lamm, hinter ihm her zur Thür hinaus.

Hüganne, der mit dem Grafen allein blieb, suchte den Entrüsteten, den Hohnlachenden zu beruhigen, indem er seinen alten Diener entschuldigte. „Auch für mich selbst,“ fuhr er fort, „muß ich um Entschuldigung bitten, da meine allzugroße Nachgiebigkeit gegen ihn wohl mit

an seinem ungehörlichen Betragen Schuld ist. Nun! er ist ein uralter Hausdiener, und Sie werden wohl wissen, wie solche Leute sich gleichsam mit zur Familie rechnen und Rechte herausnehmen. Erwägen Sie überdies, daß er mich wirklich wie eine Wärterin bis in mein neuntes Jahr gepflegt hat; denn bis dahin war ich, als ein vorzeitig gebornes Kind, fortwährend kränklich; man zweifelte an meinem Aufkommen, und ich bin ihm vielleicht mein Leben schuldig. Daher meine Rücksicht, ja, wenn Sie wollen, meine Vertraulichkeit mit einem zwar untergeordneten Menschen, der aber die Treue, die Unabhängigkeit selbst ist und, trotz seiner rauhen Außenseite, sogar weich und gefühlvoll sein kann. Nur darf man ihn nicht reizen, denn, wie alle solche Leute, hat er seine Grillen; wie Wahnsinn fliegt es ihn zuweilen an, dann kommt er außer sich, und man hat sich zu hüten vor dem riesenstarken Grel. Aber, wie Sie selbst gesehen haben, nur ein Wort meines Pflegevaters, und er bescheidet sich gleich.“

Der Geistliche trat jetzt in das Zimmer. Auch er entschuldigte die unangenehme Scene, ging aber bald zu der abgebrochenen Verhandlung über; Hüganne betheuerte wiederholt, daß zwischen ihm und Emilie kein anderes, als ein freundschaftliches Verhältniß stattgefunden, so wie daß hinsichtlich der vollendeten Geschäfte seine persönliche Gegenwart durchaus unnöthig sey. Er zeigte sich überhaupt so bereitwillig, seine bisherige angenehme Stellung aufzugeben und eine neue Laufbahn zu beginnen, daß seine Nachgiebigkeit selbst den Grafen Wunder nahm. Der schärfer blickende Grel wurde in der Vermuthung bestärkt, daß seines Pfleglings Herz eine Neigung gefaßt und sich irgend wohin zürücksehne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über den Mechanismus der menschlichen Stimme.

Der französische Arzt Bennati hat der Akademie der Wissenschaften Beobachtungen über den Mechanismus der menschlichen Stimme vorgelegt. Die Physiologen und die denkenden Musiker Deutschlands werden von diesen Beobachtungen offiziell Notiz nehmen, und so theilen wir hier nur Einiges davon mit, was ein größeres Publikum interessieren dürfte.

Es ist allgemein bekannt, daß der Kehlkopf, die knorpelige Schwachtel, in der sich die Stimme bildet, bei tiefen Noten sich senkt und erweitert, bei hohen sich hebt und verengert. Daher senken die Bassisten beim Singen den Kopf, während ihn die Tenoristen emporhalten. Sie unterstützen damit instinktmäßig die Bewegung des Kehlkopfs auf- oder abwärts; denn er hat eine eigene

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

gel: oder dem Sattel griff, in Bezug auf die Physiologie des menschlichen Mundes zu studiren: möglich, daß das menschliche Genie Manches von dem wunderbaren, verwickelten Mechanismus, der beim Masen der genannten Instrumente hinten im Munde vorgeht, diviniert hat.

Daß bei der Brust- und der Füstelstimme verschiedene Organe in Wirksamkeit treten, beweist schon das Gefühl und der Umstand, daß es dem Sänger schwer wird, von der ersten Tonart in die zweite, und umgekehrt, überzuspringen. Manche pathologische Erscheinungen setzen es vollends außer Zweifel. Lablache, Santini, die Catalani und überhaupt alle Sänger, deren Stimme fast ausschließlich Bruststimme ist, fühlen nach angestrengtem Singen eine Beklemmung auf der Brust und am Zwerchfell; bei fortgesetzter Anstrengung könnte Entzündung der Luftröhre und der Lunge die Folge seyn. Soprani-fogati dagegen, wie die Fodor, die Sontag, Zenori-contraltini, wie David, Rubini, strengen durch das Singen in der zweiten Tonart besonders die obere Theile des Stimmlanals an: sie bekommen Halsweh. Was man an Bari-tenoren, welche beiderlei Stimmen haben, beobachtet, beweist dasselbe doppelt. Der Graf Fredigotti, ein großer Musikkenner und leidenschaftlicher Sänger, hatte einen Fehler im Halse, der auf seine treffliche Baritenorstimme störend einwirkte: seine Mandeln waren zu groß. Ein berühmter Chirurg rieth ihm, sie zu zwei Dritttheilen herauszuschneiden zu lassen; die Operation wurde gemacht; was geschah? die Bruststimme wurde klarer, runder und bekam zwei Noten mehr, dagegen gingen vier Noten von der Füstelstimme verloren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Juni.

Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Râfets.

In den katholischen Kantonen der Schweiz herrscht die schöne Sitte, das Andenken an die von den Vätern erfochtenen Siege alljährlich durch Wallfahrten auf die Schlachtfelder zu feiern. Am Jahrestage oder auch etwa einige wenige Tage vor oder nach demselben *) zieht, die Kantonsbehörden an der Spitze, das Volk, geleitet von seinen geistlichen Führern, in feierlicher Prozession auf die Wahlstätte und wird da erinnert an die Tugenden seiner Vorfahren, und befehligt, sich für Freiheit und Vaterland jederzeit Muth zu wagen. Ausgezeichnet waren von jeher die Feste der Schlacht bei Sempach (Kanton Luzern) und die der Schlacht bei Râfets (Kanton Glarus). Schon mehrere Reden, welche bei solchen Gelegenheiten gehalten wurden, sind im Moränenblatte erwähnt worden, und es freut uns, auch dieses Jahr wieder einer solchen gedenken zu können.

Die erste Feier in diesem Jahre galt der Schlacht bei Râfets, Kanton Glarus. Der Jahrestag fällt auf den

*) In Glarus z. B. soll, nach dem alten Gebräuche, am ersten Donnerstag im Monat April der vornehmste gesunde Mann aus jeder dem Haus im ganzen Lande nach Râfets an die Feste gehen.

9. April (den 9. April 1388 ward jener Sieg erfochten); die Feier fand Donnerstag den 5. April statt. Die Gedächtnisrede wurde gehalten von dem Stadtpfarrer H. Christophor Fuchs von Rapperswil, einem würdigen Schüler des kürzlich in Regensburg verstorbenen Erzbischofs Sailer. — Man würde sich gewaltig irren, wenn man in dieser Rede, die einen ergreifenden Eindruck auf alle Anwesenden machte, eine gewöhnliche Predigt, nur etwa mit unterschobenem politischen Texte, zu sehen glaubte. Nein, hier sprach ein echter Vaterlandsfreund begeisterte Worte über Gott und Vaterland, und mahnte zur Eintracht und zur Vereinigung. So dürfte man sich einen Bruder Nicolaus von der Fläbe denken, und auch jetzt hoffen, seine Worte werden Eindruck machen, wenn er spricht: „Frei seyn heißt, der Wahrheit dienen und der Tugend, und wehe dem, der die Freiheit des Menschen von der Freiheit des Bürgers unterschneiden wollte.“ — „Wie die der Verbesserungsstriebe seine würdigen Leiter und Deuter finden. Nicht aus trotzigem Rücksicht, noch bei starrem Festhalten an dem Wirklichen, noch endlich in vorschnellem Ueberstürzen blüht unser Heil. Erleuchtung, Muth und Willigung kommen von Oben, vom Gott der Väter; und Religion und Verfassung müssen Hand in Hand gehen, wenn anders nicht die Kräfte sich aufreiben sollen. Der oberste Souverän ist — Gott.“ — „Egoismus, d. h. Eigensucht, mit allen ihren Larven und Dominos, ist der Tod der Freiheit. Und das steht an, das verbreitet sich mehr und mehr, und wirkt verderblicher als Pest und Cholera. Statt daß wir das Vaterland umfassen und lieben, lieben wir nur unser Haus, und Wetzern und Basen, die Gemeinden, die Kantone. Dieser Personen-, dieser Kasten- und Dertli-, und Städtli- und Kantontüchtigkeit ist aus der Hölle und durchgräbt wie ein Wurm die wahre Christen- und Vaterlandsliebe.“ — „Freiheit und Tugend, das muß Bundeslade und Arche der Eidgenossenschaft seyn.“ Ueber die Weise, wie man sich in der Schweiz vereinigen könnte und sollte, fügen wir nichts bei, als daß wir wünschen möchten: Schweizer, wie dieser Redner, sollten in den Rathsälen und wo sie als Männer der Regierung handeln, auf diese Weise sprechen, und die Vereinigung wäre bald zu Stande gebracht.

Auflösung des Räthfels in Nr. 144:

Fund: Trüffel.

R ä t h f e l

Was ich bin, ist die ganze Welt,

Bedeutend schwerer freilich,

Das Licht auch ist's, das dich erhellt,

Und was dir sonst gebelstet.

Die Frauen sind dafür bekannt,

Und Manchen hat's verdrissen,

Wenn er so blindlings hinacramst,

Und einen Bod' erschaffen.

Doch, so wie du auch noch so festsichst,

Erzähle die Tiefe nimmer;

Ich könnte längst nicht ich mehr seyn,

Sie bleiben's, bleiben's immer.

J. G. W.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Montag, 25. Juni. 1832.

Es wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Goethe.

Zur Gedächtnisfeier Goethes.

Santate und Gesang, gedichtet von Gustav Schwab zu
einer Aufführung des Lasso auf dem Stuttgarter Hoftheater.

S a n t a t e.

Du lebst, du lebst! wir glauben nicht der Kunde,
Daß du uns längst entschwebst,
Wer fühlt es nicht in dieser Feierstunde,
Daß unser Dichter lebt?

Der Hauch des Lebens bringt mit Macht,
Aus jedem Klange seiner Saiten,
Der Reiz des Lebens steht voll Pracht,
Wo seine Blumen Licht verbreiten;
Hier dunkelt keines Todes Nacht!

Wo seiner Lieder leichte Seele
Auf einer Frauenlippe bebt,
Wo aus der starken Männerlehre
Sein Chor im Sturm der Freude krebt:
Da tönt es leis, da laut: er lebt!

Er lebt, wo unsre deutsche Junge,
Von ihm gebildet, jung sich regt,
In jeder Welle, jedem Schwunge,
In denen sich ihr Strom bewegt
Und immer neue Sänge trägt.

Er lebt, wo seiner Meister Schaar
Voll im'rom Lebendriebe handelt,
Und immer menschlich, ewig wahr
Durch die Gemüther leuchtend wandelt.
Er lebt ein Leben, wanderbar.

P r o l o g.

(Gesprochen von Karl Seybelmann.)

Du schufest uns in Worten eine Welt,
Wer preist mit Worten würdig dich, o-Held?
Was wir durch dich empfunden und geschaut,
Nacht sich in eitler Schilderung nicht laut.
Drum kurze Rede ziemt an diesem Ort,
Denn ihn verklären soll dein eigen Wort.
Du liebest hier des Lebens tiefste Spur,
Verkündiger der Kunst und der Natur.
Hier, auf den Brettern, wo in Spiel und Schein
Die Täuschung ew'ge Wahrheit gräbt hinein,
Hier lebt unsterblich-frisch dein Dichtergeist,
Und zeigt, was Schöpferkraft auf Erden heißt.
Die Bühne, deren Huld'gung du empfängst,
Auch sie ward deiner Muse Stätte längst:
Mit Ehen und bangem Fleiß versuchten wir
Und schon an deiner höchsten Werke Pforten,
Selbst jenes Riesenbild der innern Welt
Wir haben's jagend — dennoch bargestellt *).

* Goethes Faust ward kürzlich wiederholt auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart aufgeführt.

Und heute, wo des Dichters Schmerzenskampf,
Der Streit mit seinem weichen Selbst, der Kampf
Mit jenem Weltgeist, mühselos und kalt,
In uns auf's neu' gewinnen soll Gestalt:
O möchte heut in Rede, Haltung, Blick
Rein spiegeln sich das tragische Geschick,
Dass du, der es geschöpft aus tiefer Brust,
Es schau'n und hören könntest recht mit Lust!

Es war nicht dein Geschick; dir wüßte' ein Gott
In deinen Becher nicht der Erde Spott.
Ein Dichterleben, das von Wonne trof,
Du schlürftest es an eines Freundes Hof,
Und was du sangst, beglänzte nah und fern
Aus tausend Augen heller Liebe Stern.
Ein Baum, erwachsen in der Jahre Ruh',
In langem Friedenstraume grüntest du;
Dein moos'ger Stamm, von Blüten überdeckt,
Liegt, erst aus morscher Wurzel hingestreckt.
Jetzt aber rollt der Donner über'm Hain,
Es pfeift der Nord, es zuckt der Blitze Schein,
Dein Bild umhüllt nicht bloß des Weibbrauchs Dampf,
Auch wol'ger Staub vom schwülen Erdenkampfe.

Doch Wetter ziehn vorüber, und ihr Staub
Berweht, und Kunst wird keiner Zeiten Raub.
Wenn deines Freundes Gesang, den unser Land
In deinen Arm und in die Welt gesandt,
Mit heil'gen Lauten schmetternd in den Krieg
Der Meinung donnert, zu des Guten Sieg:
Singt deine Friedensmuse Leid und Lust,
Was dauernd keimt in jeder Menschenbrust.
Auch Hellas größte Dichter sangen so,
Und galten, wo man traurig war und froh;
Das Lied Homers klang selbst im Bürgerzwist
Aus beiden Lagern und zu jeder Frist.
Noch bleibt uns in des Lebens Drang und Auf
Raum für das Schöne, das ein Seher schuf.

Sei heilig uns dein Lorbeer, den schon lang
Der Väter Zeit um's braune Haar dir schlang,
Und welchen Entel noch in grünem Saft
Geschaut auf reicher Silberlocken Kraft.
Doch Entelentel werden wieder brann
Dein Lockenhaupt in voller Jugend schau'n;
Denn ihnen formen deine Züge sich
Aus ewig frischen Werken jugendlich;
Dein Sängergeist lebt, in Verbrüderung
Mit seinem Volke, das nicht altert, jung.

Schluss der Cantate.

Aber er lebet auch droben, ja droben,
Wo, um die Sonne der Wesen gereiht,

Singend unsterbliche Geister dich loben,
Ewige Quelle der Welt und der Zeit';
Wo bei dem Wallen von strahlenden Loden
Selig die Hallen des Himmels erdröhnen,
Rein aus der Engelsgesänge Gebrauch
Tönet die mächtige Stimme heraus.

Im Himmel lebt, auf Erden lebt der Dichter,
Verstummen wir! die Scene wandle sich!
Komm großer Geist, im Glanze deiner Lichter,
Seig', dass du lebest! sprich!

Der Väter Schuld.

Eine Gespielt aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

Der Greis ließ seine Entdeckung getrost auf sich beruhen; er konnte sich auf die Grundsätze, auf die sittliche Gemüthsart seines Neffen verlassen; er fürchtete für ihn nur Eine Gefahr, nur die, welche ihn hier bedrohte und der er nicht eilig genug enttrinnen konnte. Der Vertrag kam sonach bald zu Stande, indem jeder der Beteiligten froh war, seinen Sorgen zu entgehen, seinen Wünschen und Absichten näher zu kommen. Eduard überreichte dem Geistlichen ein Blatt, welches die bündigste Versicherung seiner Verschwiegenheit enthielt. „Sie werden nichts zu erinnern finden,“ sagte er; „es ist ganz so, wie Sie es verlangten. Und so wäre denn die Sache abgethan, und ich sage Ihnen ein friedliches und freundliches Lebewohl.“ — „Nur noch ein Paar Minuten,“ bat der Greis, „ich habe Ihr schriftliches Ehrenwort und bin gesichert; Sie aber sind es noch nicht.“ Er ging an's Fenster. „Jerome!“ rief er hinaus, „Jerome! Schreibzeug!“ — „Du wirst,“ sprach er, sich zu Huganne wendend, „Du wirst in wenigen Zeilen dem Herrn La Javelle anzeigen, daß Du gendthigt sehest, aus seinen Diensten zu treten und in den ersten Jahren diese Gegend zu meiden. Auch werde er nur noch ein einziges Schreiben von Dir, die vollständige Ablegung Deiner Rechnung, erhalten.“ — „Und die Ursache?“ fragte der Jüngling. „Soll Dein Prinzipal bei mir erfragen,“ antwortete der Greis. „Dieses Schreiben, Herr Graf,“ fuhr er zu Eduard fort, „werden Sie lesen und dann die Güte haben, es selbst auf die nächste Post zu geben, um Ihrer Sache gewiß zu seyn.“ — „Ich stehe zu Diensten,“ erwiederte er; „aber zu meiner Sicherheit hätte es dieser Vorsicht keineswegs bedurft; ich habe die Macht in Händen.“ Er hatte Recht, aber der wohlbedächtige Greis

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Handgewächs, als eine freie nationale Pflanze. Seit diese Blüthe abgefallen, seit aus den deutschen Theatern Kunstaustalten und aus den lustigen Insassen von Theatralischen Narren bedächtige Angestellte geworden sind, ist die Kunst niqellirt, uniformirt, sind die Künstler buchstäblich in Reich und Gieß gestellt, um die dramatischen Evolutionen nach traditionellen Gesetzen auszuführen. In diesem Zustande nun steht eine Bühne kaum höher als die andere, kann eine nicht höher stehen als die andere, und daß die und da eine ein großes Talent besitzt, einen Wächter des heiligen Feuers der Kunst — und wir in Stuttgart besitzen einen solchen — das macht sie noch zu keiner höhern Bühne. Unter diesen Umständen, da das deutsche Theater fast gar nicht, weder speziell, noch universell Nationales mehr hat, wäre das fortwährende Bestehen jener monströsen Literatur, welche über die Kunstgeißel in dreißig Residenzen und markanten Städten vor ganz Deutschland Buch hält, und mit derselben Salbung referirt, daß eine „hochverdiente Künstlerin“ von den Brettern in den Hofen der lebenslänglichen Pension eingelaufen sey, mit der die Hofzeitung annoncirt, daß wegen des Ablebens der Prinzessin R. auf acht Tage Hoftrauer angelegt worden — das Fortbestehen dieser Literatur, sage ich, ist unbegreiflich, wenn man vergißt, daß die respektablen Eltern dieses Bastards, der Preßzwang und die vornehme Rangeweise, noch immer sich in erwünschtem Wohlfeyn befinden. Das Stuttgarter Theater wird häufig in jenen Annalen, wo man leeres Stroh drischt, verunglimpft, häufiger als gelobt. Was will das heißen? Wie sind mit unsern Künstlern zufrieden, sehr wohl zufrieden, und wenn ich einfach versichere, daß bei uns Thallens Truppen, um bei unserm obigen Gleichnisse zu bleiben, gerade so gut im Feuer exerciren als anderwärts, so wird wie jeder verständige Deutsche, der den geistigen Zustand seines Vaterlandes etwas kennt, aufs Wort glauben. Wäre ich ein Fleck und bespräche die Leistungen unsers Seydelmanns, so wäre ich gewiß, daß sich mir, trotz Ihrer Antipathie gegen Theaterkritiken, die Spalten Ihres Journals öffnen; aber ich bewiese damit nur, daß nicht die Künstler, nicht die Bühnenkünstler, am Verfall der Kunst Schuld sind, und daß, wenn einmal die Poesie wieder ins Feld rückt, es auch nicht an dramatischen Genies fehlen wird, welche im Herzen der Nation der Kunst ein Reich erobern. Ja, das deutsche Theater kann einmal acht national werden, aber nur auf einem zweifachen Gebiete, einmal auf dem Gebiete des ungezügelteren Witzes, und dann auf dem des schrankenlos Phantastischen. Das Aristophanische und phantastische Element in einer jungen Poesie kann und wird eine neue Dramatik gebären; diese Poesie wird von weitem den politischen Bewegungen der Nation nachgehen und mit ihrer Tochter, der dramatischen Kunst, erst dann ihre höchste Blüthe entfalten, wenn der politische Schoß schon wieder in Saamen steht. Die dramatische Periode, der Goethe zum Theil seinen Stempel aufgedrückt, geht zu Ende; was Goethe, der wunderbare Sobu seiner Zeit, eigenwillig und fälschlich zugleich, dieser Zeit war, wissen wir; ob er ihr nicht, wie Manche meinen, auch dramatisch etwas anderes seyn konnte, untersuchen wir nicht; aber der von der Natur einer frühern Zeit gebildete, die Höhen treffende Späß wird sich in der Folgezeit die Legitimität erringen, und nur ein deutscher Aristophanes kann den verdorrten Baum der deutschen Dramatik wieder zum Blühen bringen.

Die deutsche Bühne erfüllte eine Pflicht, wenn sie, dem Manne, in welchem sich der deutsche Genius wunderbar zu einer Riesensblüthe und Frucht entfaltet hatte, feierlich ihre Huldigung darbringend, zugleich ein Fest wehmuthsvoller Erinnerung an eine schönere Zeit feierte, die sie größtentheils

ihm verbannte; und so machten denn auch die meisten in Deutschland zerstreuten Hof- und Nationalbühnen von ihrem Souveränitätsrechte Gebrauch und begingen diese Feier; denn wenn es auch noch so schwer wiegen mag; ob Preußen in Frankfurt Ja oder Nein sagt, so fühlten sich doch die Intendanten deutscher Bühnen durch den Umstand, daß die Vereiner Hofbühne eine Apotheose des größten Deutschen nicht für angemessen hielt, keineswegs der Pflicht der Dankbarkeit entbunden.

Auch das Stuttgarter Hoftheater suchte dieser Pflicht auf würdige Weise nachzukommen. Das gesammte Personal war vor des Dichters Bäste gerückt, die sich, vernünftigerweise ohne viele Allegorie und blaues Feuer, im Hintergrunde erhob; das Operpersonal führte den ersten Theil einer von G. Schwab gedichteten, von Kapellmeister Lindpaintner in Musik gesetzten Cantate *) auf, in welcher unsere ersten Sänger und Sängerinnen Solopartieen hatten; nun sprach unser Seydelmann vortrefflich den gleichfalls von G. Schwab zu der Aufführung des Tasso gedichteten Prolog, worauf, nach vollendeter Cantate, eine an sich vorzügliche Aufführung des Elvigo folgte. Die Direktion verscherte, unvorhergesehene Umstände haben diesen raschen Tausch nothwendig gemacht; wir können mit ihr darüber nicht rechten; Manche im Publikum waren einerseits nicht damit zufrieden, daß ein unvollkommeneres Werk des Dichters ihn bei seiner Gedächtnisfeier repräsentiren sollte, und vermischten andererseits, nicht ohne Unmuth, jenes Werk, das am besten unter allen in seinem Repräsentanten paßt, das Werk, in dem er die beiden Hälften seines eigenen wunderbaren Wesens wunderbar geschildert hat. Doch die große Mehrzahl war zufrieden; sprach doch auch aus dem schätzbaren Werke unverkennbar sein Genius, steht er doch in den Augen seiner Nation, dieses wachenden, beobachtenden, kritischen Volks, so hoch, daß er mit seinen Werken sammt und sonders identificirt ist und die Kritik schweigt. Ja, er genoss schon während seines Lebens, er genießt jetzt kurz nach seinem Tode das, was der Dichter sonst nur von der Nachwelt fordern kann; er lebt jetzt schon in der Phantasie seines Volkes, wie Voltaire in der des seinigen, und wie der Franzose, wenn er auch gut weiß, wie weit seines Lieblings mariage forcé unter seinem misanthropen steht, doch nichts davon wissen will, so eifert sich auch der Deutsche alsdab, wenn eine verwegene Hand an eines der unbedeutendsten Blätter im Lorbeer seines Dichters greift. Rechnet man zu diesem Umstande, nämlich daß die letzte Welt zu Goethe bereits im Verhältnis der Nachwelt steht, die politische Befangenheit aller Gemüther, so kann es nicht befremden, daß die Gefühle bei der Todtrufener des Unsterblichen hier, wie wohl überall, das Bett sanfter Wehmuth nicht überfluteten. Goethe wurde nicht, wie Schiller, gewaltsam vom blutenden Herzen der Nation gerissen; Schiller konnte diesmal ihr Gefühl nicht seyn, Stolz ist das legitime Gefühl, das sie bewegen mußte; aber der Deutsche ist im Augenblick nicht aufgelegt, sich, halb oder sentimental, dem gerechten Stolz auf geistige Güter zu überlassen.

*) Wir geben Cantate und Prolog in der heutigen Nummer.
D. Art.

Be r i c h t i g u n g.

Im Motto zu Nr. 150 ist, statt servet, beidemal zu lesen; vorant.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o r g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

D i e n s t a g , 26. J u n i 1832.

Diese Tücher werden, wenn man etwa ein Bischen alte Literatur abrechtet, sorgfältiger erlesen, als mancher Junge Lied; in verschiedenen Regeln, die man bei ihrer Erziehung beobachtet, scheinen, sogar wahrlich aus dem Mutterland, de puerorum educatione, aus der Kinderstube des ersten Volkes der Welt ins Bühnenhaus übergetragen worden zu seyn.

Elftenberg.

Ein Hahnenkampf in London.

Ich saß gemächlich am Feuer; das letzte Abendlicht erleuchtete spärlich mein Zimmer, mein Haupt ruhte an dem Rücken meines großen Lehnstuhls, und so schwebte ich in dem beglücklichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, da verkündete mir ein starker Schlag an die Thüre einen ungestümen Besucher; und ehe ich Herein! sagen konnte, stand mein Freund Tom Owen, mit einer Zeitung in der Hand und den grauen Hut bis über die Ohren in den Kopf gedrückt, vor mir. „Auf!“ rief er und fuhr in seinem eigenthümlichen Style fort: „Ich bringe Euch Neuigkeiten, daß Ihr häpfen sollt wie ein halbtodtgeschlagener Hahn!“ Ich rieb mir die Augen und fragte gähmend, was es Neues gebe. „Hört einmal!“ sprach Tom, entfaltetete mit freudestrahlendem Gesicht ein schmaltzes Zeitungsblatt und las mit Pathos: „Hahnenkampf im Royal-Cockpit, Lutton-Street, Westminster.“ Er hielt inne, um zu sehen, welche Wirkung diese Worte auf mich hervorbrächten, und las dann vollends die Anzeige, welche von schwer verständlichen Kunstausdrücken wimmelte. Zweihundert Guineen war der Preis; die zahlreichen Wetten, welche würden eingegangen werden, die Namen der berühmten Liebhaber, welche dem Kampfe anwohnen sollten, waren der Reihe nach aufgezählt. Der Eintrittspreis in Cockpit war fünf Schillinge. Da sich meine ganze Kenntniß von Hahnenkämpfen darauf beschränkte, daß ich hie und da in einem Bühnenhofe zwischen

dem Gefäßel hätte Schnabelstiche wechseln sehen, so versprach ich Tom, ihn nach Royal-Cockpit zu begleiten. Ich beschloß indessen, ehe ich hinging, mich über den Hahnenkampf etwas zu belehren, mir einen Traktat über diese Materie, über die Art und Weise, wie die Hähne aufgezogen, nach welchen Regeln die Wetten gemacht werden u. s. w. zu verschaffen. Kaum äußerte ich diesen meinen Wunsch, so zog Tom ein, wie er sagte, höchst interessantes Werk über diesen Gegenstand, das er zufällig bei sich hatte, aus der Tasche und ließ mich den andern Tag um halb zwei Uhr bereit seyn.

Sogleich schlug ich das Buch auf; es führte den Titel: „Guter Rath, wie Kampfhähne aufzuziehen, vermehrt mit Berechnungen zum Behuf der Wetten.“ Den ganzen Abend studirte ich nun die wichtigen Kapitel von der Brut, der Mause; wie man sich mit den Jungen zu verhalten, wie man ihre Kräfte zu üben hat; ferner, was Alles vor und bei dem Kampf selbst zu beobachten ist, und lange, ehe die Glocke auf St. James eils Uhr schlug, fühlte ich mich im Stande, im Amphitheater Platz zu nehmen und, so gut wie einer, meine Guinee zu pariren. Dem Leser ist es wohl nicht unlieb, wenn er, ehe ich ihn auf den Kampfplatz selbst führe, gleich mir, einen Begriff von dem hochwichtigen Gegenstand bekommt, und so blättern wir denn „den guten Rath, wie Kampfhähne aufzuziehen,“ mit einander durch. Zuerst ist von den Eigenschaften eines guten Hahns die Rede: „Sein Kopf muß schmal und lang seyn; ist er kurz, so darf er wenigstens

nicht anders als kegelförmig seyn; der Schnabel muß seyn stark und krumm, das Auge groß, schwarz, der Hals breit und lang; denn ein Hahn mit langem Halse ist beim Kampf bedeutend im Vortheil, zumal gegen Hähne von der Größe, welche bloß nach dem Kopf hängen. Der Leib muß kurz, gedrungen seyn, die Brust rund; die Schenkel müssen stark seyn, die, richtig an den Leib angelegt; denn wenn es ist, als wankten einem Hahne die Beine unter dem Leib, so seyd versichert, daß der im Kampf nicht lange aushält. Die Beine müssen fest und lang seyn, und haben sie dieselbe Farbe wie der Schnabel, so ist dieß ein treffliches Zeichen; die Füße müssen breit seyn, platt, und sehr lange Krallen haben.“ — „Die Haltung des Kampfhahns,“ heißt es weiterhin, „muß edel seyn, aber nicht steif; der Gang feierlich, die Flügel etwas lang; nie aber darf er im Gehen die Flügel ausbreiten, wie häufig die Gänse thun. Was die Farbe des Gefieders anbelangt, so kommt darauf sicherlich nichts an, denn ich habe treffliche Hähne von allen möglichen Farben gesehen; aber nicht sehr dicht, kurz und stark müssen die Federn bei einem guten Hahn seyn; dieß ist ein Beweis von einer guten Konstitution; ein weiches, langes, reiches Gefieder dagegen ist ein Beweis von einer schlechten. Das merke man sich wohl: ein Hahn, der bei einem starken Schnabel, einem langen, runden Hals, ein breites Bruststück und große Flügel hat, darf nicht über vier Pfund acht bis zehn Unzen wiegen. Wiegt einer nur eine, zwei Unzen mehr, so gehört er nimmermehr in gute Gesellschaft und darf sich nie auf dem Kampfplatz blicken lassen. Ein Kampfhahn muß groß gewachsen seyn, nicht fett, von knöchigem Bau, vor Allem aber darf er nicht über vier Pfund acht bis zehn Unzen wiegen; dieß vergesse man ja nicht! Weiterhin, wo von den jungen Hähnen die Rede ist, empfiehlt der Verfasser besonders folgendes: „Man nehme sich wohl in Acht, daß sie kein Seifenwasser saufen, nicht im Roth und Schlamm herumtappen; sie werden krank davon, oft wird die Darre daraus, und dagegen habe ich zwanzig und mehr Mittel preisen hören; das beste und sicherste bleibt aber, den Hähnen, wenn sie sie haben, den Hals umzudrehen.“ Nun folgen Vorschriften, wie man es zu machen hat, damit die jungen Hähne sich nicht herumbeißen, und wie man Kraft und Muth bei ihnen auf die Probe stellt. Der Verfasser schärft besonders ein, daß auf die Wahl des Hahnenfütterers außerordentlich viel ankomme; von der äußersten Wichtigkeit ist vollends das letzte Futter vor dem Kampf und überhaupt die Vorbereitung auf diesen. Nichts weniger als gleichgültig ist ferner die Wahl des sogenannten Senor, to., oder des Sekundanten des Kampfhahns, dessen Amt es ist, ihn anzufeuern, ihn, wenn es nöthig wird, vom Boden aufzuheben u. s. w. „Es gibt,“ sagt der Verfasser, „sehr gute und sehr

schlechte Hahnenfütterer, sehr gute und sehr schlechte Sekundanten. — So haben manche der letztern keinen Begriff davon, wenn ein Hahn ausrufen muß, und wenn er aufgelegt ist, den Kampf wieder anzufangen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vater Schuld.

Eine Geselzete aus den Tagen der Restauration.

von
Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

In Paris angekommen, ward Graf Eduard sogleich, bald von dem Strudel des Genusses, bald von dem Wirbel der Politik erfasst und umgetrieben; Emilien's Jauherbild trat tief in den Hintergrund der schwindelnden Umgebung. Ein Fremdling im Vaterlande, das er nur aus veralteten Beschreibungen kannte, ein Neuling in der wogenden Meeresstadt, machte er von Neuem Angriffe in seinen Verbindungen, und wurde wieder von Menschen getäuscht, die nur, weil sie Geld bei ihm witterten, sich als Königsfreunde verlarvten. Ward er nun von diesen zu Spiel und Ausschweifungen verlockt, so führte doch sein Name schon ihn auch in die Kreise des royalistischen Adels. Hier war es, wo man ihm vorzuschlag, wichtige Aufträge nach Gent zu übernehmen, indem man ihn aufmerksam machte, daß er dort, am Hofe des Königs, jene einflussreiche Dame finden werde, der er schon früher, trotz ihrer Jahre, und nicht ohne Erfolg, entgegengekommen war.

Wichtige Verbindungen, politische Thätigkeit, eine heimliche diplomatische Reise, die Hand einer Favoritin und dadurch Aussicht auf Hof- und Staatsämter — Eduard war in seinem Elemente. Er nahm seine Maßregeln, und schlau und gewandt entkam er nach Gent. Hier entledigte er sich seiner Aufträge, ward belobt, ausgezeichnet, zu Rath gezogen und, da er in England gedient und der Sprache vollkommen mächtig war, zum öftern in das brittische Hauptquartier gesendet. Er hatte und machte sich die verschiedenartigsten Geschäfte, versäumte aber dabei sein persönliches Interesse nicht, und wartete mit unermüdblicher Sorgfalt jener Dame auf, von der er den wohlverworbene Lohn für seine königstreue Hingebung hoffte.

Indessen hatte der gedächete Kaiser Hauptheer und Kerntruppen zusammengezogen, überschritt die Sambre, warf sich mit Uebermacht auf die Vorhut Deutschlands, und trotz der ausdauernden, wüthenden Gegenwehr bei Ligny, mußten die Preußen spät in der Nacht sich zurückziehen. Napoleon glaubte sie vernichtet. Aber es waren nicht, wie bei Jena, geworbene Soldner, es war

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

stübsten Patriotismus der Franzosen — irgend einen Mann aus dieser Nation, welcher Staudes oder Bildung er auch sei, eine Schrift nicht anzuheben sollte, in welcher der Verfasser sein Vaterland so, aller Ehr und Ewam vergessend, herabwürdigend macht, und wäre auch diese unflätige Entwürdigung, wie seine wohlbestochenen Anhänger sagen, nur der bitterste Humor einer zurückgedrängten und sich überall Luft machenden Plebe zu eben diesem von ihm mit Noth besworfenen Vaterlande.

Diese Betrachtung ließ uns vermuten, daß der Beifall, dessen sich die Obresche Schrift in Frankreich rühmt, kein anderer, nur ein falscher, nur das absichtliche Lärm schlagen jener Partei war, die in diesen Briefen ihr eigenes Werk, das Werk der Propaganda in Deutschland, bekräftigte; daß aber, trotz dieser Nebenabsicht, selbst diese Beifallsklatschenden: Ultra-Liberale, Demagogen, Aufwiegler, wenn sie nur Franzosen sind, d. h. Vaterlandslehre besitzen, den gänzlichen Mangel dieses Ehrgefühls selbst in dem verbündeten Auslande verachten müssen. Diese unsere Vermuthung wurde uns zur Gewißheit, als wir in einem französischen gelehrten Journal (Revue des deux mondes) eine Pariser Beurtheilung der Obreschen Schrift fanden, die wir, nicht um das deutsche Urtheil über diese Briefe, wohl aber um das deutsche Urtheil über deren Aufnahme in Frankreich zu berichtigen, hier in einer Uebersetzung wiedergeben.

„Deutschland, welches einen so hohen Werth auf die Erinnerungen des Mittelalters legt, hat, was die Verhältnisse der Juden betrifft, dessen ganze Barbarei sorgfältig beibehalten; sie sind in mehreren Staaten des deutschen Bundes unwürdig bedrückt; die dort bestehenden Gesetze schleudern Schmach auf sie und Verwerfung, und solche, die man zu ihren Gunsten einst einführen wollte, sind fast mit Wuth zurückgestoßen worden.“ Der Judenhaß scheint jenseits des Rheins durch die Freiheitliebe von Neuem erweckt, und der Anfang einer ausbrechenden Revolution würde vielleicht die Uebermüthigkeit der Israeliten dort seyn. Man beneidet ihre Reichthümer, man läßt ihren Fäbigkeiten keine Gerechtigkeit wiederfahren. Diese beplorable Situation ist Schuld, daß die meisten unter ihnen, die eines gelstigen Uebergewichts sich bewußt sind — und es gibt deren viele — zum Christenthum übertreten. Aber glaube man nur an solche politische Besehrungen! Die Taufe vertilgt den alten Erbfeind nicht; das Schwertgefühl erlittenen Unrechts bleibt in einem eiternden Herzen ungelindert; auch hat man sich nicht zu verwundern, wenn ein mit bedeutenden Fähigkeiten begabter Jude eine Hölle macht wird, die der Gesellschaft Gift destillirt und durch unversöhnlichen Haß die allgemeine Meinung zu bestärken scheint, daß die Juden die natürlichen Feinde des gesellschaftlichen Zustandes sind und sich denselben niemals fügen können.

*) In keinem deutschen Lande und Ländchen haben die Juden politische Rechte, überall sind sie vom Staatsdienste ausgeschlossen. In Preußen sogar, wo sie doch 1813 dem Antrufe Folge leisteten und in den Reihen der Freiwilligen und der Landwehr, das Kreuz auf der Feldmütze, sochem und bluteten, kann ein Jude, zufolge des Befehls, auch nicht einmal zu dem Amte eines Nachwächters zugelassen werden. Wo die Lehre der sogenannten Liebe herrschende Staatsreligion ist, verfährt der Staat konsequent, wenn er von den Bürgern das verlangt, was er als Christenthum zu erkennen im Stande ist, nämlich das äußerliche Bekenntniß zu demselben. Inkonsequent ist es aber alldann, Juden zu freiwilliger Vertheidigung eines solchen Staats anzureufen, ja sie in einem solchen auch nur zu dulden. Spanien hat Recht und Amerika; Halbwelt ist immer bemitleidenswerthe und verderbliche Schwäche.

„Die Lektüre der Paelfer Briefe hat uns diese Betrachtungen eingegeben. Obres ist Jude, und hätte ich es auch nicht aus seiner Biographie ersehen, ich würde es errathen haben. Es ist etwas von einem Paria in seinem Innern, es ist Aufrubr darin und eine Erbitterung auf sein Vaterland, welcher Ausdruck, als von irgend einem deutschen Schriftsteller. Keiner wahrlich hat noch wie er gesagt: „Sollten Sie mir deutsche Erde, daß ich sie hinunterschlucke und wenigstens dieses verfluchte Land symbolisch vernichte und verschlunne.“

„Obres hatte noch kein Buch herausgegeben, sein Name fand sich weder im Conversationslexikon, noch in den Leipziger Bibliothekskatalogen; er hatte sich mit Redaktionsgeschäften an mehreren Journalen begnügt, dem Morgenblatte literarische Artikel geliefert, und nur erst im Jahre 1829 sammelte und ordnete er diese zerstreuten Blätter. Sieben Theile sind bereits erschienen: dramatische Kritiken, vermischte Aufsätze, Gemälde von Paris, Aphorismen und Beurtheilungen französischer Werke. Es ist unmöglich, Obres ein ausgezeichnetes Talent abzusprechen; meist zeigt er sich geistvoll und sinnreich; sein Styl ist glänzend, rasch, klar, voller Bilder und symbolisch wie der Jean Pauls, dessen Schüler zu seyn er sich rühmt und den er durch eine Lobrede gefeiert, die man als ein Meistersstück ihrer Art ansehen kann. Aber das nur aufbrechende Bestreben, Original zu seyn, gibt diesem Schriftsteller nicht selten einen Anstrich von manierirtem und pretentivem Wesen. Der Humor, den er als die „eigenfönnige und wilde Demokratie der Gedanken und Empfindungen“ des finirt, artet unter seiner Feder nur allzuoft in eine harte und gallische Uebellaune aus, die ihn die Welt weit höher erscheinen läßt, als sie es wirklich ist. Sein Verstand, der von Natur zur Kritik neigt, überläßt sich der Lust an herben Satiren, die nicht selten weder heimlich-neidischer Mißgunst *) noch gebäufiger Aufwallung ermangeln. In seinen ersten Schriften hat sich Obres dieser verbrühten Gemüthsbestimmung weniger hingegeben, seine Urtheile waren minder partibellisch und er zeigte sich billiger gegen Vaterland, Zeitgenossen und literarische Erschelungen; auch schien sein Ruf, im Verhältnisse des Kreises, an den er sich wendete, und des bessern Publikums, nach dessen Anerkennung er strebte, stets bewährter und verbreiteter zu werden. Man zitterte ihm allgemein als einen liebenswürdigen und laudigen Schriftsteller, und vergab ihm gern manche Unebenheit und manchen leichten Fehler, indem der Reiz, den er über seine Schriften zu verbreiten, und der elegant-künstliche Stempel, den er ihnen aufzudrücken wußte, jene Mängel vergessen ließ. Wenn man auch im Grunde mit seinen, ein wenig bitteren Diatriben gegen Hoffmann, mit seinem Widerwillen gegen Dem. Soustak nicht übereinstimmen konnte, hielt man ihn doch seine Paradoxen zuante, des Geldes wegen, den er bei Vertheidigung seiner Meinung entwickelte. Jetzt ist es aber nicht mehr das literarische Deutschland, sind es nicht mehr seine Nebenbuhler auf der Bahn des Ruhms, mit denen er redet; nein, an brutale Leidenschaften wendet er sich, Brandraketen sind es, die er auf sein Geburtsland schleudert.

(Der Beschluß folgt.)

*) An der schnellenden Schärfe seiner Ansatzen hatten Preis und Mißgunst wohl keinen Antheil, indem Obres zu viel tathet, reflektirendes Urtheil besitzt, um sich selbst für einen Künstler zu halten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

M i t t w o c h , 27. J u n i 1832.

Wohl Jedem, dem der Herrin Schwung
Auf einen Hügel hebt,
Wo kühlende Erinnerung
Der Jugend ihn umschwebt!

Thämmel.

U n d i e Z e i t .

Oftmals will es mich gemahnen,
Daß mir einst ein Tag gestrahlte,
Da die rothen Siegesfahnen
Stolz im Sonnenschein gepraht,
Da erschreckt, der bleiche Kummer
Vor der Seele Feuer wich,
Und der holde Mittagschlummer
Leise durch den Garten schlich.

Nicht zum Himmel, golden blaulich,
Nicht zum grünelockten Hain,
In zwei Augen, sanft und traulich,
Wühlten sich die meinen ein;
In unendlich süßem Schwelgen
Sich der trunkne Geist verlor;
Denn ein neuer Götterreigen
Stieg aus jener Fluth empor.

Göttliches Vertrau'n verzehrte
Auch der Sorge kleinste Spur,
Und das sel'ge Herz begehrte
Nicht nach einem Pfand und Schwur;
Gottes ungestörter Friede
Wob um uns ein lüchtes Zelt,
Und zu einem klaren Liebe
Wurden Schicksal uns und Welt.

Ich, der Wonnevoll, spürte,
Wie der leichte Uebemuth,
Der den eignen Geist entführte,
Fremden mir herübertrug;
Webte, wenn die Hand, die blasse,
Nahte meiner Wange Saum,
Fürchtend, wenn sie Irdisches fassete,
Schwande mein geliebter Traum.

Stände mir der Wunder Gabe,
Götterkraft mir zu Gebot,
Könnt' ich mit dem Zauberstabe
Herrschen über Welt und Tod:
Dann, das Bild von jener Stunde
Drückt' ich auf der Ewigkeit,
Sprach es aus mit sic'hem Munde:
„Bleibe mit mir stehn, o Zeit!“

Wahrheit ist, was ich genossen,
Aber sie war kurz, wie Traum;
Jener Tag ist hingeflossen,
Wie der Vogel fliegt vom Baum;
Menschen möcht' ich nicht verklagen
Mit dem Wort der Ungeduld;
Nur die Zeit allein soll tragen
Des zerstörten Glückes Schuld.

O sie trägt's mit starkem Rücken,
 Folgend ihrer strengen Pflicht;
 Stürzen kann sie, kann beglücken,
 Nur verweilen kann sie nicht.
 Wölker und Wallüste streifte
 Rasch sie an des Abgrunds Rand,
 Und die Rose, die sie reifte,
 Soll nicht pflücken ihre Hand?

Ewig nimmer rückwärts kehret
 Der entflohenen Tage Frist,
 Das verwöhnte Herz begehret,
 Was nicht mehr zu finden ist.
 Oben riß das wilde Wetter
 Blumen ab vom grünen Strand,
 Unten nur noch welcke Blätter
 Treiben auf den öden Sand.

Einmal wohl mocht' ich dich sehen,
 Spenderin von Lust und Noth,
 Freundlich mit mir still zu stehen,
 Doch dein Stillstand ist — der Tod.
 Und nun du hinabgezogen
 Hast den Sprecher sammt dem Wort:
 „Rausch' ich in den wildsten Wogen
 Kühn und freudig mit dir fort.“

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

„Emilie!“ rief Graf Eduard wehmüthig, und wie von einem glanzumstrahlten Gnadenbilde strömte ein tröstender Hoffnungsschimmer in die Nacht seiner Seele. „Diesen Engel von Schönheit und Güte zu trösten, zu lieben, zu küssen! ein sorgloses Leben, in stiller Zurückgezogenheit, an der Seite einer theuren Gattin!“ Er mahlte sich mit glühenden Farben diese Seligkeit, baute phantastische Schlösser des Glücks, war der besten Vorsage voll.

Aus diesem Traumzustand erwachend, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die früheren unerbrossenen Briefe seiner Tante hervorzuholen. Der Erste, den er zufällig ergriff, verbreitete sich mit großer Ausführlichkeit und kritischen Belobungen über den letzten Willen des Herrn La Javelle, demzufolge seine Gattin nur das Landgut zum Wittwenfisk nebst einer jährlichen Rente erhielt, die Tochter dagegen zur alleinigen Universalerbin eingesetzt war. Die meisten seiner Industrieanstalten hatte er bereits veräußert, die andern sollten es ebenfalls werden. Ueber den vierten Theil des Gesamtvermögens sollte

die Universalerbin zu disponiren haben, der Rest in das große Buch, als Fideikommiß, eingetragen werden; dann wohlthätige Legate, Verordnungen, und zuletzt, was Eduard in seiner jetzigen Stimmung am meisten erfreute, die Bitte des Testators, daß seine Tochter nicht säumen möge, einen Gatten zu wählen. In einem andern Brief erzählt die Tante mit Freude und Bewunderung, daß der erwartete Freier ausgeblieben, daß ihm der Pfarrer entgegengekreist und mit dieser Hiobspost zurückgekommen sey. Alles das wußte er, warf das Blatt bei Seite und las in dem nächsten Schreiben: der Geistliche habe eine lange und heimliche Unterredung mit Herrn La Javelle gehabt; dann habe man Mutter und Tochter rufen lassen und ihnen eröffnet, daß jede Verbindung mit Hüganne für immer abgeschnitten sey. Nach den Aeußerungen der Frau La Javelle scheint es zwar, als habe der junge Mensch in der Fremde ein anderes Verhältniß angeknüpft; ihr, der Tante, aber wolle es bedünken, als ob irgend ein Makel an ihm hänge. Emilie liege krank darnieder; der Vater und der Geistliche weichen nicht von ihrem Bette; Alles sey verstorbt in dem sonst so glücklichen Kreise. Spätere Briefe sprachen von dem Einrücken fremder Truppen, von Schaden und Verlust, die Herr La Javelle erleide, von Plackereien, Verdruß und Aerger, endlich von einem Rückfall, von einem neuen heftigen Ausbruch seines bösen Uebels, der aber, gleich einem Wunder, die kranke Emilie plötzlich hergestellt habe, auf der nun alle Sorge und Mühe der Krankenpflege und der Beschwichtigung der feindlichen Krieger lasse. Eduard solle eilen, solle der Armen beistehen, die Geliebte trösten. Der vorlezte Brief sprach schon von dem gewissen Tode des Herrn La Javelle und mahnte wiederholt und dringend zu möglichster Eile.

Schon während des Lesens war Eduards Entschluß gefaßt; der nächste Morgen sah ihn auf dem Wege zur Geliebten, zu der Einzigen, von der er sich wahrhaft beseligt fühlte, die er im betäubenden Weltgedränge verloren, und deren engelholdes Bild nun, aus dem Morgenengewölbe rosigter Zukunft, freundlich auf ihn herabsah.

Von seiner Tante in das Trauerhaus geführt, trat er dort mit leiser Behutsamkeit auf; er wollte erst erkunden, ob man von seiner Theilnahme an dem unerwarteten Ausbleiben seines Rivalen unterrichtet sey. Aber selbst dann noch, als er sich vom Gegentheil überzeugt hatte, war er nicht im Stande, seiner Schüchternheit Herr zu werden. Er wagte es nicht, mit der trauernden Wittwe von seinen Absichten zu sprechen, noch gar der lebenden Geliebten Empfindungen zu entlocken, die sich nur durch zarte Schonung, durch unermüdlige Sorgfalt verriethen. So verfloßen sechs Monate, und Eduard hatte sich in dieser ganzen Zeit eben so zurückhaltend bewiesen, als durch die mannigfaltigsten Dienstleistungen sich un-

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Schule zu. Ein Bedienter spritzte äußerst sorgfältig mittelst eines Bedels Wasser auf die Strohmatten; es geschieht dies, damit die Hähne weniger ausgleiten. Wir ließen uns auf einer Bank in der untersten Reihe nieder, von welcher es unmittelbar in einen der Ställe geht, wo die Hähne verwahrt werden. Jede Parthe hat ihren eigenen Stall.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

O. in Deutschland, im Juni.
(Beschluß.)

Wärms Briefe aus Paris, in Paris beurtheilt.

„Es ist vielleicht nicht unangemessen, hiebei zu bemerken, daß Börne von der Strenge der Censur viel zu leiden hatte, deren unbarmerzige Exeere nicht selten die Fingel seines unabhängigen Genius beschnitt; daß er sich mit Wohlwollen den willkürlichen Placereien widersetzte, mit denen die Frankfurter Gesetzgebung seine Glaubensgenossen bedrückte, und daß er endlich im Jahre 1819 als Liberaler verfolgt wurde. Dies sind seine Ansprüche an unsere Theilnahme, unsere Achtung; aber thun sie ihn auch von der Schuld freisprechen, daß er jetzt seinen eingefleischten, blinden Haß so lobbrechend läßt? Das Gefühl, das bei dem Gedanken der Freiheit unser Herz zu rascheren Schlägen bewegt, ist eine die ganze Menschheit umfangende Religion der Liebe; und ihr heiliger Tempelstein sollte sich in rachschwangerem Gegenschimpf kundgeben? und es wäre nicht Entweihung ihrer Würde, wenn dort Schlachtopfer bluten sollten? Wir sind dieser verführten Deltamation nicht mehr und überdrüssig; wir sind hinaus über diese blutigen Zerstörungstheorien, deren Resultate nur vernichtende Negationen waren; wir verlangen endlich nun Positives, Reales von der Freiheit. Wenn Börne sich schmeichelte, durch seine Pariser Briefe zu den Fortschritten der Freiheit beizutragen, so hat er sich gewaltig getäuscht; weit eher gab er Anlaß zu einem Rückschritt auf der Bahn des Lichts und der Bildung; denn er hat ihren Gegnern Waffen verschafft, die sie nur allungeschickt gegen die Pressfreiheit wenden werden. Wahrlich, die größten Feinde der Presse hätten ihr keinen gefährlicheren Stoß beibringen, ihren Mißbrauch nicht offener darlegen können! Auch war die Wirkung, die dieses Buch in Deutschland hervorbrachte, so bescheiden, daß — obgleich es auf den Index gesetzt und der Verkauf des Buchs mit einer Strafe von 100 Thalern belegt wurde — dennoch kein Anhänger des Absolutismus so tief innerlich enttäuscht darüber und betrübt war, als alle wahrhaften und wirklichen Freunde der Freiheit. Sie, die überzeugt sind, daß jegliches Aufsteigen der Massen im festigen Augenblick die heilige Sache nur gefährden, daß ein ungeflügeltes Niederreißen der gesellschaftlichen Ordnung unberechenbares Unheil nach sich ziehen würde und man also erwarten soll, daß die Regierungen, aufgeklärt endlich über ihr eigenes Interesse, jene Zugeständnisse erteilen, welche die öffentliche Meinung und die Bedürfnisse des Zeitalters erheischen — sie, die wahrhaften Freunde der Freiheit, sahen mit Schrecken, wie ein Tollkühner die Art an einen Baum legt, dessen Sturz die Welt erschüttern würde *). Allgemeine Mißbilligung hat sich in

* Wir können, und nicht erwehren, die Regierungen an ein wahrhaft prophetisches Wort zu erinnern, welches der Graf Molé am 3. März 1817 in der Kammer der Pairs sprach und welches also lautet: Le plus grand secret de l'art de gouverner est

Deutschland gegen diesen Liebhaber von Zerstörung und Trümmern kundgegeben *).

„Sollen wir jetzt durch Citate ein Urtheil belegen, das man vielleicht der Strenge beschuldigen wird, und einen Blick auf die Uebersetzung werfen, die Herr Guiran so eben publicirt hat? Nichts kann ungleichartiger seyn, als jenes deutsche Original und diese französische Kopie. Dort ein belebtes Bild mit vollständiger Karnation und Physiognomie, hier nur der Schattenriß eines mageren Profils in farblos dunkler Linie. Die Hauptzüge finden sich freilich wieder, aber die Farbe, die Durchsichtigkeit mangelt. Herr Guiran schreit, indem er ihn so verstimmelte, an seinem Autor verzweifelt zu haben; die Fragmente, die er uns von ihm gibt, sind trocken, und daher mitmaßten wir, daß die Auslassungen mit Bedacht geschahen; er eilt in Sprüngen, er überschlägt zehn Seiten mit einemmale, und das, was er ansieht, ist nicht selten gerade das Merkwürdigste und am meisten Charakteristische der Börneschen Schrift. Man urtheile nach folgender Phrase, der ersten des Werks, die der Uebersetzer nicht wiedergibt. „Ich fange schon an, den guten Keisegerist zu spüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, sind schon angezogen. Aber je näher ich der französischen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt schon, was ich thun werde auf der Reiter Brücke, sobald ich der letzten badischen Schilzwache den Rücken zuehre. Doch darf ich das keinem Franzosimmer verrathen.“ Was mich betrifft, so würde ich sogar nicht unternehmen, es einem Manne zu erklären, indem ich nur Einen, den Abbé des mourois galant, kenne, der dergleichen, ohne die Ohren zu beleidigen, verdolmetschen dürfte. Von jener Legion Teufel, die Börne im Leibe hatte, sind ihm, ich muß es glauben, noch einige verblieben; namentlich der des Hasses; denn er haßt ja das ganze Menschengeschlecht, er haßt die Könige, die Eigenthümer, die Bankiers, die Industriellen, er haßt Goethe, weil er der König der Literatur ist, er haßt die Bücher, er haßt Deutschland und die Deutschen, er haßt das Königthum und die Regierung der Justiz.“

Nachdem nun der französische Kritiker mit den einleitenden Worten: hier etwas für Könige! hier für Goethe! u. s. w. Belege der Börneschen Hassausbrüche beigebracht, schließt er den Artikel also: „Die Stürmung des erzbischöflichen Palastes und der Kirche St. Germain-l'Auxerrois, das Noorama, Madame Mallbran, der Salon des Herrn Lafayette, die lithographirten Justiztage und die heldenmüthigen Bestrebungen der Polen versehen Börne in den siebenten Himmel. Sieben wir ihn in seinem Enthusiasmus nicht! Hätten wir und seine jüdtische Reigung hochhafterweise zu untersuchen! Besonnen wir uns damit, daß Börne doch irgend etwas liebt oder zu lieben scheint, und wäre es auch nur die Choléra, die ihn übrigens zur höchsten Bewunderung aufregt. Auch dieses zu untersuchen, könnten wir noch versucht werden; denn es ist ein tröstlicher Gedanke, ein Gebaute, bei dem wir gern verweilen, daß seine Hypochondrie doch zuweilen von sanftern Regungen bewältigt wird, und daß wir wenigstens nicht abthig haben, hinsichtlich seiner schmerzlich zu wiederholen, was die heilige Theresia von dem Teufel sagte: „Der Unselige! er ist nicht im Stande, zu lieben!“

Edward de la Grange.

peut-être de prévoir de loin ces nécessités qui se développent par le progrès de la civilisation et des mœurs, et à l'air, quand il le faut, présent aux peuples de ce qu'on ne leur pourrait refuser plus tard.

* Weniger in den Tageblättern, als in den gefälligen Briefen, und weniger in den Köpfen, als in den Herzen.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juni 1832.

Oberer Theil

Stauscheri vernehm ich —

Sch erkenne der Furen Ehrlit!

Schiller.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

L u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche beruhigte das zarte Gewissen des schuldlösen Mädchens; auch die Mutter, die auf dem Gipfel der Freude war, sprach ihr Muth ein; eben so ließ es Eduards Tante nicht fehlen, die liebenswerthen Eigenschaften ihres schönen Nessen anzupreisen — und achtzehn Monate nach dem Verschwinden des Herrn La Javelle standen seine Tochter und der Graf von Montfontaine am Altare und empfingen den Segen des ehrwürdigen Priesters zu ihrem unausslöschlichen ehelichen Bunde.

Der Honigmonat floß den Neuvermählten in ungetrübter Sonne dahin; sie verlebten den schönsten Sommer in reizender Naturnähe, in ersehnter Stille, in genügender Einsamkeit. Als aber die rauhen Winde des Spät Herbstes zu stürmen begannen, da begann auch Eduard schon dieser Stille, dieser Einsamkeit überdrüssig zu werden. Paris mit seinen tausendfach wechselnden Freuden war wieder das Ziel seiner Wünsche. Doch gestand er sich solches nicht ein. Er wolle diese unvergleichliche Stadt, diesen Jubegriff alles Wünschenwerthen nur seiner Emilie zeigen, so täuschte, so überredete er sich.

Die Wittwe La Javelle wurde bei dieser Gelegen-

heit an die prophetischen Warnungen ihres Verstorbenen erinnert und kam zu schmerzlicher Erkenntnis. Wie gern, ach! hätte sie die Tochter nach Paris begleitet! wie gern ihren Theil an den Huldigungen genommen, die ja dort einer Gräfin von Montfontaine werden mußten! Ihrem erlauchtem Schwiegervater aber schien es unmöglich, ein so bürgerliches Mütterchen in der Hauptstadt zu produziren, und die gute Frau mußte, leider! zu Hause bleiben. Ging es doch seiner Gemahlin nicht viel besser! Er hatte nicht den Muth, sie in die historischen Säle der Vorstadt St. Germain einzuführen. Er kannte die Brustharnische, die stachelbesezten, der Unabhabaren, er kannte seine Empfindlichkeit. Seine Gattin in den Gesellschaften der Comtesse d'Antin vorzustellen, solches erlaubte seine politische Stellung nicht; und so konnte er ihr nur den Genuß der Kunstanstalten, der Theater und des bunten Gewühls der öffentlichen Orte verschaffen. Nicht selten mußte sie Mittags allein speisen, manchen Abend mit ihrer Kammerjungfer, oder einsam mit einem Buche verleben, während Eduard seine früheren, mannigfaltigen Verbindungen anknüpfte, und sich wiederum nur in den höchsten oder in den niedrigsten Kreisen umhertrieb. Obgleich er aber außer dem Hause seine Frau vergaß oder verläugnete, dahelme war er stets voll der größten Aufmerksamkeit, ja sorgfältig jätlich gegen sie. Und wenn er ihr keinen Umgang gönnte, wenn er ungeschicklich sein Haus verschloß, so war hieran nur Eifersucht Schuld, Eifersucht, die ihn nicht selten außer sich brachte, und

deren Ungrund, deren Wahnsinn er dann beschämt eingestand und mit seiner gränzenlosen Liebe entschuldigte.

Unter diesen noch ziemlich erträglichen Verhältnissen war, mit Ablauf Februars, die mildere Jahreszeit eingetreten; und Emilie verläugnete es nicht, daß sie sich nach der gewohnten ländlichen Stille zurücksehne, wogegen Eduard sie mit einer Reise nach Italien vertribstete.

Da, eines Tages, langte ein Schreiben an aus Marseille, an den Grafen von Montfontaine. Es war die Hand seiner Mutter — welche Verlegenheit! Er hatte ihr seine Vermählung noch immer nicht angezeigt, und hatte es doch seiner Tante, seiner Schwiegermutter, seiner Frau wiederholt versprochen, endlich sogar versichert, es gethan zu haben. Die unverzeihliche Nachlässigkeit fiel ihm schwer aufs Herz. In reuiger Stimmung erbrach er das Schreiben. Es bezog sich auf die früheren, unbeachteten Briefe, auf eine Sinnesänderung seiner Stiefschwester Marie. Sie, die sich schon entschlossen, die sich schon bereitet hatte, ihre Tage der klösterlichen Beschaulichkeit zu widmen, habe, zur großen Freude der Mutter, einem würdigen Lebensgefährten, einen trefflichen Menschen gefunden, an dem sie nun mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele hänge. Zu der Vollkommenheit ihres Glücks, versicherte Madame St. Etienne, fehle nun nichts, als die Zustimmung ihres theuren Sohns, als seine ersehnte Gegenwart bei der Hochzeitsfeier ihrer Tochter u. s. w.

Eduard, früher schon halb entschlossen zu einem Ausflug nach Italien, und jetzt, wie gesagt, in einer Stimmung reuiger Weisheit, wollte seinen Fehler wieder gut machen, beschleunigte die Reiseanstalten, und nach wenigen Tagen war er mit seiner Gemahlin bereits auf dem Wege.

Auf der letzten Post vor Marseille befahl er, von der Straße abzulenken nach dem ihm wohlbekannten Landhause seiner Mutter; und erst jetzt gestand er seiner Frau, daß Madame Etienne auch nicht ein Sterbenswort von seiner Verheirathung wisse, und wie er sie mit seiner lebenswürdigen Gattin zu überraschen gedenke. Emilie ward von dieser unerwarteten Nachricht höchst peinlich berührt. Je näher sie dem Landhause kamen, um so verlegener ward sie, und diese Verlegenheit steigerte sich jetzt, als der Wagen durch die Pforte rasselte, zu einem wahrhaften Angstgefühl.

Ein junges Mädchen von zarter, weicher Gestalt, das etwas bleiche Antlitz von tiefdunkeln Locken umwallt, schwarze sanfte Augen unter einer hohen Elfenbeinstirn, empfing die Ankommenden an den Stufen der breiten Treppe und führte sie mit holder Begrüßung hinauf. Es war Marie. Oben kam ihnen Madame St. Etienne entgegen. Nach herzlichem Bewillkommen trat man in einen Saal, freute sich der gegenseitigen Ueberraschung,

der neuen Verwandtschaft; Eduard war munter, die Frauen fanden Wohlgefallen an einander und ein heiteres Gespräch war im besten Gange, als Marie, die Augen niederschlagend, verlegen zu Boden blickte. Man hörte Tritte auf dem Gang. „Es wird Dein Adolph sein,“ sagte Madame Etienne zu ihrer Tochter. Ein Diener öffnete die Thür und herein trat — Huganne. „Adolph!“ rief, mit ausgebreiteten Armen rasch aufspringend, die Gräfin von Montfontaine; doch im nämlichen Moment schon war sie mit den Worten: „Gott, was that ich!“ ohnmächtig zurückgesunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Hahnenkampf in London.

(Beschluß.)

Lord D., ein Freund von Tom, trat zu uns; ich wurde ihm vorgestellt, und da er hörte, daß ich mich sehr für das edle Spiel interessire und mich über alle Details des Hahnenkampfes zu belehren wünsche, so zeigte er mir nicht nur mit der größten Bereitwilligkeit Alles Sehenswerthe, sondern theilte mir auch Vieles über die Regeln beim Kampfe mit, unter Anderem folgendes: Die Kampfbühne werden beiderseitig gewogen, darnach die kämpfenden Paare ausgemacht, bezeichnet und numerirt; man geht bei alle dem höchst sorgfältig zu Werk, damit die Hähne nicht verwechselt werden; der Kampf beginnt immer mit den leichtesten. Der Schlüssel zu den Ställen, in welche man die Hähne eingezählt hat, wird auf den Tisch gelegt, auf dem man sie wiegt, und der Gegenpart hat das Recht, ein Schloß an die Thüre zu legen. Kurz, man wacht aufs Sorgfältigste darüber, daß nur die bezeichneten Hähne kämpfen und keine andern untergeschoben werden. Der Lord belehrte mich über die Weise, wie die Hähne gehetzt werden, wie man lange, zweifelbafte Kämpfe zu Ende bringt, wie man zwei Kämpfer, wenn es nöthig wird, trennt; es war mir aber unmöglich, seine sehr malerische, lebendige Beschreibung durchaus zu verstehen. Ich konnte dem Leser nur unvollständige Bruchstücke eines schönen, großartigen Ganzen geben, und überdies habe ich noch über den Kampf selbst, der vor meinen Augen vorging, Bericht abzustatten.

Nächstend sollte der Kampf beginnen, da sahen wir einen jungen lebhaften Menschen von angenehmem Aeußern leicht an uns vorüberstreifen. Er trug sehr enge Bekleider von weißem Kasimir und eine kleine blaue Jacke, weiße baumwollene Strümpfe und kleine Schuhe; um das Anie hatte er ein Schnupstuch und um den Hals ein Halstuch sehr nachlässig gebunden. Kaum war er vorüber, so hörte ich dicht hinter mir etwas sich bewegen und glucksen; ich drehte mich rasch um und sah einen dicken Mann, der trotz seines hohen Alters sehr kräftig schien, mit

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a},-4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Während des Geld, das von den Verlierenden zu den Gewinnenden wandern sollte, gezahlt wurde, waren zwei frische Hähne auf das Gerüste gebracht worden. Ich mag keinen Kampf mehr ausführlich beschreiben, sondern schließe mit allgemeinen Bemerkungen. Zuweilen war gleich der erste Hieb entscheidend; andermal schwankte der Kampf lange, und an den erschöpften, athemlosen Hähnen konnte man nacheinander den verzweifeltsten Muth, den Nachlaß der Kräfte, die Angst, ganz wie bei Boxern, beobachten. Oft sah ich die Zunge im aufgesperrten Schnabel zittern, sah, wie der Flügel kraftlos über die Strohmatte streifte, die Beine wankten, der Hals auf die Brust niedersank, das Auge, eben noch glänzend, sich plötzlich umwölkte, und der Schweiß zwischen den Rückensehern hervordrang. Dauerte der Kampf lange und fielen die Hähne völlig erschöpft mit einander zu Boden, so zählte einer der Fütterer bis auf zehn; dann trennte man die Thiere, brachte sie wieder zu sich und stellte sie dann wieder in dem mit Kreide gezogenen Kreise einander gegenüber. Wenn der Hahn, der früher den Kürzern gezogen hatte, den Kampf nicht von Neuem begann, während einer der Fütterer bis auf vierzig zählte, und der andere Hahn allermittelst Schnabelhebe austheilte und sich zum neuen Kampfe aufgelegt zeigte, so galt der erstere für besiegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Die deutsche Oper.

Ihre Leser haben wohl bereits aus den Zeitungen erfahren, daß wir eine deutsche Operngesellschaft hier haben. Sie spielt nun schon seit einem Monate, hauptsächlich zweimal, in dem italienischen Opernhaus, welches unter dem Namen des königlichen Kollegs bekannt ist. Indessen hat weder der König, noch die Regierung etwas damit zu thun, sondern es ist Privateigenthum, welches von Zeit zu Zeit an den Meistbietenden verpachtet wird, und wofür der gegenwärtige Pächter, obgleich man selten über sechs Monate darin spielt, wo ich nicht irre, die ungeheure Summe von 18.000 Pfund Sterl. als Zins bezahlt, den höchsten, der noch dafür gegeben worden, obgleich alle früheren Pächter, bis auf den letzten (La Porte, einen Franzosen), Alles dabei eingebüßt haben. Um sich der Großen und Reichen zu versichern, hatte man die Eintrittspreise so hoch gestellt, daß nur Wenige vom Mittelstand dieses Theater besuchen konnten, außer in der himmelhohen Gallerie, wo man doch auch noch 5 Schillinge, fast fl. 3 rheinisch, zu entrichten hatte. Aber der Großen und Reichen gibt es selbst hier nicht genug, um die ungeheuren Summen zu decken, welche ein Unternehmer an italienische und französische Harpven zu entrichten hat, die sich verabschaffen, das Publikum mit Stügen und Längen zu unterhalten; und das Auftreten der deutschen Sängere ist schon darum wichtig, weil bei dieser Gelegenheit ein Versuch gemacht worden, in diesem aristokratischen Theater bei niedrigen Preisen zu spielen, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge; denn während der Unternehmung an der italienischen

Oper, welche auch zweimal in der Woche spielt, bei dem alten Preise jeden Abend Swaden hat, und zwar theils wegen der großen Kosten, theils wegen der geringen Einnahme; findet er bei der deutschen, wo man nur die Hälfte der gewöhnlichen Preise bezahlt, schon darum, weil er den Einern weit geringere Gehalte gibt, vorzüglich, aber durch den Andrang des Publikums, bedeutenden Gewinn. Die Preise sind immer noch hoch genug, um den Jan Hagel abzuhalten; und da man nicht nur in den Logen, sondern selbst im Parterre nur in anständiger Kleidung zugelassen wird, so verschmähen es selbst die Großen nicht, sich zu den billigeren Preisen herabzulassen, die es auch den Kleinern möglich machen, gute Musikstücke gut aufzuführen zu hören. Ueber diesen Punkt ist auch nur Eine Stimme; und außer einigen Ultra-Demagogen, welche alles Deutsche gehäßt wissen wollen, weil die Königin eine Deutsche ist, empfehlen alle Journale die deutsche Oper. Man hat bis jetzt erst zwei Stücke aufgeführt, nämlich Weber's Freischütz und Beethoven's Fidelio. In dem ersten spielt Mad. de Merle die Prima Donna; sie ist eine Singschöne, die auch in der italienischen Oper im Hauptrollen, doch ohne besondern Beifall, aufgetreten ist. Im Freischütz gibt man der Dem. Schneider als Menschen den Vorzug, obgleich man zugibt, daß Mad. de Merle sich als Agathe ungleich besser zeigt, als im Italienischen. In Fidelio ist Mad. Schneider-Devrient die Heldin; sie hat eine vortreffliche, höchst kultivirte Stimme und singt und spielt mit Geschmack und Gefühl. Auch habe ich nur bei Paganini's Konzerten das Haus so voll und bei den Zuschauern eine solche Begeisterung gesehen, wie bei der Ausführung jenes Stückes. Haydnler spielt die männlichen Hauptrollen; er hat eine reine, obgleich nicht sehr reiche und kräftige Tenorstimme und großen Kunstgeschmack, ohne sonderliches Schauspielertalent; dennoch ist er ein Liebling des Publikums. Was den Engländern indessen am meisten auffällt, da sie es weder bei der englischen, noch bei der italienischen Oper je erlebt haben, ist die Genauigkeit des Orchesters und der Chöre. Ebeler aus München ist als Kapellmeister angestellt, und die Kunst, womit er in so kurzer Zeit die halbstarren Musiker und Chorsänger unter eine für sie so ungewohnte Fucht zu beugen wußte, macht ihm große Ehre. Es heißt, man werde auch seinen Nachbarn aufzuführen, ein Stück, das hier noch unbekannter ist, als es Fidelio war. Allem Anscheine nach wird eine deutsche Oper hier einheimisch werden, besonders da man davon spricht, dieselbe auch in Drurylane einzuführen; ein Ereigniß, das gewiß für die englische Musik die glücklichsten Folgen haben wird. — Meyers herrs Robert le diable wird in wenigen Tagen, gleichfalls im königlichen Theater, von einer eigends, hierzu engagirten französischen Truppe gegeben werden. Es fragt sich nun, welche Oper am populärsten seyn wird, die deutsche oder die französische. Die armen Italiener haben bei der Konkurrenz mit der ersten schon ungemein verloren, und sollen in ihrem Verger dem Unternehmern weit mehr Verdruß machen, wie sonst. Doch versicherte mich neulich ein naher Verwandter desselben, sie machen es ihm lange nicht so arg, als die Franzosen, deren wetterwendische Launenhaftigkeit fast unersäglich seyn soll. „Mit den Deutschen dagegen,“ sagte er hinzu, „ist es sehr gut verfahren; sie können ihre Berysklungen und wolgern sie nie, sie zu erfüllen.“ Die Berührung des Publikums wird sie aber bald auch schwerlich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M o n t g e n b l a t t

f ü r

gebildete Stände.

Freitag, 29. Juni 1832.

— Wie der Rufen Semmerdaus,
Varnassus, streckt er zwei hohe Epipen auf,
Und raget in die Luft.

Martin Spil,
Besuvius.

M i s s e l l e n a u s N e a p e l.

June 1831.

Mont Vesuvius. — Der Vesuv hat uns im Monat September ein Schauspiel gewährt, welches, wenn auch an Erhabenheit die großen Ausbrüche nicht erreichend, doch um so erfreulicher war, als dieser kleinere keinen Schaden angerichtet hat, und man ungestraft selbst vor Neapolitanern sich davon begelstert zeigen konnte. Denn diese haben es immer, und zwar mit vollem Rechte, barbarisch gefunden, wenn Fremde mit Entzücken in ihrer Gegenwart von Eruptionen sprachen, durch welche Tausende ihrer Mitbürger, nicht nur wie bei Ueberschwemmungen und Feuersbränsten Haus und Hof, sondern, in Folge dieser schrecklichsten aller Naturbegebenheiten, selbst den väterlichen Grund und Boden verloren, mit allen seinen Gewächsen, Bäumen und Pflanzungen, was alles auf viele Generationen davon verschwindet. Die Lava, obgleich in einem beträchtlichen Strom herabfließend, folgte diesmal einem alten Bette derselben und erreichte so, noch vor den angebauten Plätzen stehen bleibend, nur den Abhang des Berges. Aber dieser Lavafluß sowohl, als die alle Nächte sichtbaren Auswürfe des Vulkans waren hinreichend, um ein vollständiges Bild von diesem herrlichsten und prachtvollsten Schauspiel der Natur zu geben.

Der erste bedeutendere Ausbruch erfolgte am 20ten September, nach welchem die Lava anfing stark zu fließen. Im vorigen Jahre hatten wir am 3ten December einen

noch viel größeren Ausbruch gesehen, wobei aber keine Lava den Berg hinunterfloß. Denn damals sah man sie nur von den Rändern des Kraters unten in einer Tiefe von beinahe 200 Fuß fließen. Aber eben diese vorjährigen Ausbrüche haben diesen Abfluß vorbereitet. Sie haben nämlich dieses ungeheure Becken so ausgefüllt, daß die ausgebrannte, aber noch laue Lava jetzt schon über die Ränder des Kraters hervortragt, indem der spielende Regal, der damals auch in der Tiefe lag, täglich höher werdend, angefangen hat, das Profil des Berges zu verändern. Man sieht ihn von hieraus ganz deutlich sich hoch über die Ränder erheben, und in den letzten Tagen, wo die Lava noch floß, deren eigentlicher Abfluß, nach Pompeji hin, von hier nicht sichtbar war, sah man doch einen kleinen Feuerstreifen auch von dieser Seite an jenem Regal herabfließen. Er wird vielleicht in der Folge, und mit ihm der übrige Theil des großen Regals, so hoch werden, als der nördliche, unverrückt bleibende Gipfel desselben, der Palo genannt, nach dem die eigentliche Höhe des Berges gemessen wird und der bis jetzt an 300 Fuß höher war.

Ist nun aber dieser Berg in Thätigkeit eine der interessantesten Erscheinungen in Europa, so bleibt er immer auch in voller Ruhe einer der schönsten Berge unseres Erdtheils. Sonderbar! Ich habe ganze Bände über den Vesuv gelesen, die alles erschöpften, was darüber gesagt werden kann, aber mit keinem Worte seiner wunderschönen Form erwähnten, die doch jedem zuerst ins Auge fallen muß. Und gerade von hieraus, z. B. von St. Lucia, ist sie am

besten sichtbar. Diese seine ganz eigenthümliche Form wird vorzüglich durch die zwei schönen, dem Auge ungewein wohlthuenden Linien hervorgebracht, von denen die eine vom Gipfel des Somma anhebend, sich in einer sanft gebogenen, nach oben konvaven Krümmung in die Ebene verliert, die andere vom südlichen Rande des Kraters des Vesuvus an, völlig gleich der erstern geformt, symmetrisch fortlaufend sich im Meere endigt. Man muß sich immer den Somma und den Vesuv als einen und denselben Berg vorstellen, die beide nur durch den ungeheuren Riß getrennt sind, den die erste bekannte Eruption vom Jahre 79 nach Christus verursacht hat. Das, wodurch er jene schöne Form erhält, ist zugleich die Bestätigung dieser Thatsache und die vor Augen liegende Geschichte seiner Bildung.

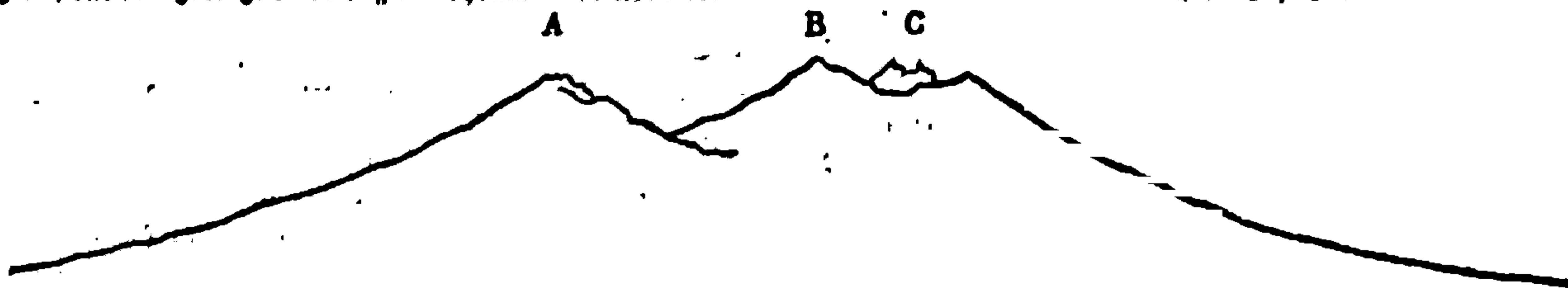
Jedem, der seine Mathematik nicht gänzlich vergessen hat, muß es sogleich auffallen, daß diese beiden Linien vollkommen den obern Zweig einer Conchoide bilden, welcher aber am Scheitel durch den alten Krater zwischen Somma und Vesuv, und den neuern des letzten Berges unterbrochen wird (s. unten). Man braucht nur die regelmäßigen Linien auf beiden Seiten oben durch eine Wölbung zu verbinden, um eine vollkommene Conchoide erscheinen zu sehen, deren Asymptoten das Meer bildet. Die unregelmäßig zackigen Linien, die sie unterbrechen, dienen nur dazu, die schöne Symmetrie derselben noch mehr hervorzuheben.

Da die Form dieser Linie höchst wahrscheinlich von dem Abfluß der Lava, sowohl auf der südlichen als nördlichen Seite herrührt, so glaubte ich, daß sie bei keinem andern Berge sich wiederfände und also, in Europa wenigstens, einzig sey. Indessen hat mich einer der berühmtesten unter den neuern Reisenden, welcher einen großen Theil von Asien und Afrika nicht nur gesehen, sondern auch vortreflich beschrieben hat, Herr M. v. P. versichert, daß ein von Athen aus sichtbarer Berg, dessen Name ich leider vergessen habe, eine ganz ähnliche Erscheinung darbietet.

Capri. — Die Gelegenheiten, die Insel Capri auf eine bequeme Art zu sehen, bieten sich nicht häufig dar. Oft geht man bei schönem Wetter hin, und wenn es nicht dauert, ist man genöthigt, so lange auf der Insel zu bleiben, bis das Wetter wieder die Abfahrt erlaubt. Denn obgleich das Vorgebirge von Massa — ehemals der Minerva —

nur etwa drei Miglien (d. Meilen) entfernt ist, so ist doch der Kanal, bei ungünstigem und starkem Winde, schwer zu durchrudern. Ich versäumte also nicht, die Gelegenheit zu benutzen, die das Dampfschiff Maria Luigia mir darbot, welches Sonntag den 9ten Oktober die Fahrt hin und zurück machte. Freilich blieben nur sechs Stunden Zeit zur Besichtigung dieser interessanten Insel übrig, aber sie reichten doch hin, um zwei von den vier verschiedenen Punkten, die man gewöhnlich dort besucht, und zwar die hauptsächlichsten, zu sehen. Der einzige Landungsplatz der Insel liegt gerade Neapel zugekehrt. Einige wenige Häuser, von Fischern bewohnt, stehen rund herum um diesen Fleck, in dessen Hintergrunde sich ein reich bebautes Thal allmählig zu der Höhe erhebt, auf der das Städtchen Capri liegt. Ein näherer, aber steilerer Weg führt links eben dorthin. Er ist auch belohnender, denn man übersieht gänzlich jenes zur Seite gelegene Thal, welches diese Anhöhe, die man besteigt, von der senkrechten Felsenwand trennt, auf deren Rücken das zweite Städtchen, Anacapri liegt, zu welchem man nur auf einer halbnatürlichen, halb künstlichen Treppe von 536 mitunter sehr hohen Stufen gelangen kann, die in dieser Wand angebracht sind. Nach Süden zu, am Ende des Thals, stellt sich ein einzelner Berg mit den Ruinen eines alten Schlosses sehr malerisch dar, man nennt beide il Castello, und hinter ihm der weit höhere Monte Solaro, die höchste Spitze der Insel mit einem kleinen verfallenen Fort. Unter Murat hatten die Engländer die Insel genommen und mit einer zahlreichen Garnison, unter dem berühmtesten Hudson Lowe, besetzt. Der General Lamarque, derselbe, der jetzt in der französischen Deputirtenkammer eine so bedeutende Rolle spielt und einer der Chiefs der Opposition ist, erhielt das Kommando der Expedition, welche bestimmt war, den Engländern diese Insel wieder zu entreißen, und erreichte glücklich seinen Zweck. Die Engländer, überrascht und rasch angegriffen, zogen sich mit Verlust in dieses kleine Fort zurück, und hofften sich bis zur Ankunft ihrer Flotte, die in den sizilianischen Gewässern war, halten zu können. Sie vertrauten aber diesmal vergeblich auf deren Beistand und mußten kapituliren, ehe sie ankommen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)



A. Somma. B. Vesuv. C. Der neugebildete feuer-speiende KegeL.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre
Menschheitswissen
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang
\$8.99/monat

Fortfahren

*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

der Gärtner und eine alte Handhatterin, die sich vor ihm durchzog, sehen und mitleidig, wie vor einem Verpehten.

Der Wagen hielt. Er mußte erinnert werden, aufzustehen: In wirrer Abwesenheit, die an Gefühllosigkeit grenzte, wankte er ins Haus, stieg mühsam nach seinem Zimmer empor. Da plötzlich stryete ihm ein Wütender entgegen, eine Pistole in der Hand. „Jerome!“ rief der zur Bestimmung Kommende, „Jerome, wohin?“ — „Still!“ flüsterete der Alte, indem er mit dem Finger drohte und wie mahnsamlich ihn anblitzte; „Alles, das unglückliche Geheimniß ist kund worden. Auch hier im Hause weiß man's schon.“ — „So ist es wahr?“ rief Huganne. „Still!“ wiederholte der Alte. „Ich will den Quell der Schande schon verstopfen. Es ist einmal so in dieser verdammten Welt, daß der Sohn für den Vater büßen muß, und darum kann ich dem jungen Grafen Montfontaine nicht helfen; es ist eben Gottes Wille, wie der Herr-Pfarrer Chambeau zu sagen beliebt.“ Er lachte laut auf, spannte den Hahn der Feuerwaffe und wollte mit Gewalt fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Reform und das Volk.

Die Begeisterung für die Kunst ist auffallend zu einer Zeit, wo die Politik sich aller Aktye bemächtigt und sie so verwirrt hat, daß selbst gebildete Männer sich nicht geschämt haben, die Königin öffentlich zu beschimpfen. Wir haben wirklich Gefahr drohende Tage erlebt, und hätte sich nicht der König so schnell entschlossen, den Grafen Grey zurückzurufen, so wäre eine Revolution unvermeidlich gewesen. Ja bei dem allgemeinen Unwillen, welche die Mehrheit der hohen Aristokratie bei der Nation erregt hatte, müssen wir dem Himmel danken, daß das Unterhaus so entschieden und schnell sein Vertrauen auf das Grey'sche Ministerium zu erkennen gab, daß sich im ganzen Lande einflussreiche Männer fanden, die sich im gleichen Sinne aussprachen, und daß das souveräne Volk es sich gefallen ließ, beiden zu glauben. Denn bei der so plötzlich und unerwartet vernichteten Hoffnung hätte es leicht kommen können, daß man gesagt hätte: die ganze Aristokratie tauget nichts, denn indem die eine unsere Forderungen rühm die Stirne bietet, hat uns die andere mit falschen Hoffnungen hingehalten, und in Hinsicht der Gesinnungen des Königs geäußert und mit uns Spott getrieben. Wäre man zu einer solchen Ansicht gelangt, was hätte uns alsdann retten können? Aber es kam nicht so, und was man auch von der Ansicht der Nation über die Reformbill, oder von dieser Maßregel selbst denken mag, habe Bewunderung wegen ihres Beschlusses in der verhängnisvollen Woche vom 7. bis zum 14. Mal kann man dieser Nation unmüde versagen. Nie werde ich den ruhigen Ernst vergessen, womit sich das Volk in diesen Tagen bewegte. Graf Grey ward, wie einst Nedder, durch die Gewalt der Umstände, aber schon

nach acht Tagen zurückgerufen, und am 7. dieses gerade einen Monat nach dem großen Siege der Tories über das Ministerium, erhielt die Bill die Sanction des Königs. Merkwürdig war es, daß bei den vielen Versammlungen, welche das Volk hielt, selbst der Pöbel, welchem doch von den Demagogen Hunt, Hebrington u. a. so oft vorgefagt worden war, die Bill thue nichts für, sondern alles gegen das eigentliche Volk, sich nirgends eine Ausschweifung erlaubte, ja daß man nirgends eine solche fürchtete. Als z. B. vor einigen Monaten, nach dem Aufrubr zu Bristol und Nottingham, eine Versammlung der arbeitenden Klassen in London stattfinden sollte, da war alles voll Furcht, und Tausende von der Bürgerschaft ließen sich als freiwillige Constabularien einschreiben; selbst am heiligen Buß- und Fasttage war man unruhig, und viele Frauenzimmer fürchteten sich, in die Kirche zu gehen. Aber in diesen Tagen bemerkte man nichts von einer solchen Furcht; jeder ging, vor wie nach, seinem Geschäft oder Vergnügen nach, und man nahm es sogar übel, daß man Truppen und Geschütze um die Stadt her zusammensog, weil man es für einen Versuch hielt, das Volk zu sprengen. Indessen sollen die Versammlungen auf dem Lande imponirender gewesen seyn, als in der Stadt, besonders zu Birmingham. Jetzt ist alles voll Freude, und auf allen Seiten werden Anstalten getroffen, den großen Sieg zu feiern, für den Anfang der Peter ist der 13. Juni festgesetzt, als der Jahrestag, an welchem das große Blatt (Magna Charta) von König Johann unterzeichnet wurde. Natürlich soll diese Reform erst ein Mittel seyn, andere Reformen zu erringen, besonders in den Einkünften der Kirche, der Rechtspflege, den Finanzen, dem Erziehungswesen u. s. w., lauter Dinge, wobei mehr oder minder das Interesse fast eines jeden Mitgliedes der Aristokratie ins Spiel kommt; dann erst müssen wir auf Collisionen gefaßt seyn, die vielleicht nicht so ruhig vorübergehen werden, als die letzte.

(Der Beschluß folgt.)

Auslösung des Räthfels in Nr. 150:

Ein Räthsel.

R ä t h s e l .

Die Hülle neu' ich, die ein groß Geheimniß
Umfloß und doch enthalte sonder Schamniß,
Und, wenn sie es verstoßen, doch es beget
Und wie kein Hirt seine Schäfchen pflegt.

Sie schafft dem froh Entbeden neue Hülle,
Sie spendet ihm des ganzen Reichthums Fülle;
Was sie von Ewigem außer ihm besitzt,
Ist nur ein Schatz, wegn's dem Verstoßen nisset.

Dem Schacht, der immer fordert neue Geister,
Bist ihm zertrümmert sammt der Welt ihr Meister,
Die Quelle nenn' ich, der selbst ewig Erben
Entquilt; ihr samu mein Kied nicht Würde geben.

Die Würde ist es, der sich Alle neigen,
Vor welcher Könige sich und Kaiser beugen;
Groß ist ihr Anspruch, doch ihm wird Gewährung,
Verlangt sie auch von stürm Gott Verehrung.

J. G. M.

Beilage: Literaturoblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

M O R G E N B L A T T

f ü r

gebildete Stände.

S o n n a b e n d , 30. J u n i 1832.

— Wenn du

In frühen Jahren, ohne Schuld verbannt,
Durch heilige Fügung fremde Fehler küßest,
So süßest du, wie ein überkritisch Wesen,
Der Unschuld Gift und Wundetränke mit.

Goethe.

Der Wäters Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von
F u d w i g R o b e r t.

(Fortsetzung.)

Huganne, der dem riesenstarken Mann nicht gewachsen war, mußte sich in Bitten und Liebesungen bequemen, um ihn nur endlich in sein Zimmer zurückzubringen. Dort aber verfiel er sogleich wieder in seine Nasereien; er sprach von einem schändlichen Brief, den er am Boden gefunden, von Pistolen, die ihm der verdammte Geist seines ruchlosen Bruders gebracht habe; dann wüthete er wieder gegen den Grafen v. Montfontaine, dann gegen den Pfarrer, von dem er sich nur zu lange habe einschüchtern lassen, und trieb es endlich so weit, daß ärztliche Hülfe nöthig wurde.

Länger denn sechs Wochen lag Jerome an einem hitzigen Fieber lebensgefährlich krank. Mit unermüdblicher Sorgfalt pflegte Huganne den treuen Wärter seiner Krankheit. An dem Siechbette des Schwerleidenden beruhigte sich sein Gemüth; Todesgedanken hoben ihn über die Eitelkeit der Welt empor, und ein reines Bewußtseyn und liebevolle Thätigkeit gaben ihm, trotz seines unerseßlichen Verlustes, die Kraft und den Willen, zu entsagen und zu leben, zu dulden und zu wirken.

Diese Willenskraft der Demuth hatte er sich jedoch nicht ohne die äußerste Anstrengung erkämpft; und

auch jetzt noch, wie manhaft mußte er sich selbst bewahren, damit nicht Hoffnungslosigkeit, nicht Verzweiflung ihn beschleiche. Ohlen es doch, als sollte er lernen, Alles anzugeben, was ihm hienieden theuer war. Schon während Jeromes Krankheit waren ihm von seinem geliebten Oheim traurige Nachrichten gekommen. Im Borgsüßl seines nahen Todes hatte dieser eine Rente von fünfshundert Franken eingeschickt, das ihm anvertraute Vermögen seines Pfleglings, nebst einem andern versiegelten Palet, mit der Aufschrift: „Rückständiger Gehalt für Jerome,“ damit, wie er schrieb, es nach seinem Heimgange keine gerichtliche Weitläufigkeiten gebe. Huganne säumte nicht, augenblicklich zurückzuschreiben. Dem jätlichen, dem trostathmenden Briefe war die Bitte hinzugefügt, ihm das Räthsel seiner Geburt wo möglich vollständig zu lösen; die Schande sey doch nicht mehr zu verbergen, eine grausame Hand habe den Schleier der Schonung zerrissen.

Statt der ersehnten Antwort, kam das Schreiben unentsegelt zurück. Auf der Außenseite des Briefes war von der Postbehörde das Ableben des ehrwürdigen Pfarrers mit zwei Geschäftsworten angezeigt, und in der wundern Brust des armen Huganne regten sich wieder alle noch kaum gestillten Schmerzen.

Auf den genesenden alten Hausdiener aber machte diese Todesbotschaft nur einen flüchtigen und ganz entgegengesetzten Eindruck. Er lächelte, murmelte etwas vor sich hin, wovon man nur die Worte: „geistlicher Ketzer-

meister“ verstand, und verfiel dann wieder in ein stammes Brüten, welches der Arzt für die Nachwehen des überstandenen heftigen Nervenfiebers erklärte. Indessen schien er alle seine körperlichen Kräfte wieder erlangt zu haben, verrichtete die gewohnten Geschäfte und war, wie immer, unablässig besorgt, seinem jungen Herrn Alles nur recht bequem und behaglich zu machen.

Um so mehr fiel es diesem aufs Herz, da der so selten-treue Diener, da auch dieser einzige Mensch, auf dessen Liebe er noch bauen durfte, ihn, ohne irgend einen ersichtlichen Grund, baldstarrig verließ.

Hüganne hatte nämlich die Ueberzeugung erlangt, daß seines Bleibens hier nicht länger seyn konnte. Sein Vergnügen auf dem Landgute der Madame St. Etienne und die Entdeckung dort, daß er der Sohn eines Galeerenflaven sey, war ruckbar geworden, und wie es mit Gerüchten zu geben pflegt, sie wurden übertrieben und entstellt, man dichtete ihm eine fabelhafte, eine gräuervolle Lebensgeschichte an; selbst gebildete Leute, mit denen er in Geschäftsverbindungen stand, stuzten und wurden zweifelhaft. Er zögerte nicht mehr, er mußte Frankreich verlassen. Seine mannigfaltigen technischen Kenntnisse waren rühmlich bekannt; ein Agent des Viceröy von Egypten, der sich damals in Marseille aufhielt, machte ihm Anträge, und er trat in die Dienste des unternehmenden Paschas. Als er dem brütenden Jerome dieses Ereigniß mittheilte, gerieth der Alte außer sich vor Freude. Er lobte seines Herrn Entschluß, rief ihm, ein Muselman zu werden, prophezeigte ihm die höchsten Ehrenstellen und war Tag und Nacht beschäftigt, zu laufen und zu packen und hundert und aber hundert Kleinigkeiten zu einer so weiten Reise zu besorgen. Drei Tage vor der bestimmten Einschiffung aber verfiel er wieder in sein gewohntes Dahinbrüten, und am Morgen der Abfahrt stürzte er plötzlich seinem jungen Herrn zu Füßen, bat, daß er ihm verzeihen möge, was er Böses an ihm gethan, und suchte, zum Zeichen der Versöhnung und zum ewigen Abschied, um eine letzte Umarmung. Hüganne war wie aus den Wolken gefallen, daß ihn der Alte nicht begleiten wollte. Er bat, er befahl, er bat wieder. — Vergebens! — Er mußte sich darein ergeben. Störrisch verharrte der Unbeugsame auf seinem Willen. Auch das dargebotene Geld wies er zurück, indem er behauptete, daß er mit dem Gelde, welches ihm der selige Pfarrer zugesandt habe, bis an sein Ende genug habe. „Nur noch die letzte Umarmung,“ bat er wiederholt; und als ihm der Gerührte die Hand reichte, fiel er ihm leidenschaftlich um den Hals, küßte ihn, weinte, küßte und drückte ihn wieder und stürzte endlich laut schluchzend fort, aus dem Zimmer, aus dem Hause.

Bedrückt begab sich Hüganne nach dem Hafen; er wurde eingeschiffet, die Matrosen stöteten singend die Anker; der dritte Kanonenschuß donnerte, und unter

lautem Jubel — das Herz wollte ihm herspringen — schwebte das Fahrzeug dahin.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

M i s s e l l e n a u s N e a p e l .

Ende 1831.

(Fortsetzung.)

Man muß hier weder die starke Bevölkerung, die einzig auf die zwei Städtchen Capri und Anacapri eingeschränkt ist, noch den aufs Höchste getriebenen Anbau der Insel Ischia suchen, aber die Natur entschädigt reichlich dafür. Solche balsamische Lüfte, so übersätigt von Ausflüssen aromatischer und würziger Kräuter habe ich nirgends sonst geathmet. Trotz dem, daß die Insel ein einziger Felsen zu seyn scheint, ist die Vegetation wundervoll, und auf dem Wege von Capri nach dem Palazzo di Liberio steht eine Gruppe indianischer Feigenbäume von einer Größe und Dicke, wie sie mir noch nicht vorgekommen sind. Sie waren voll von ihren erfrischenden Früchten.

Den Rücken des Berges, der die östliche Spitze der Insel bildet, hinaufklimmend, um zu diesem ehemaligen und letzten Wohnsitz Tibers zu gelangen, kommt man an einer Stelle vorbei, wo ein steiler Abgrund sich ins Meer hinunter öffnet, aus welchem spitzige Klippen sich in die Höhe thürmen. Dieß nennt man den Salto di Liberio, und es geht die Sage, daß er von hier seine Opfer einem doppelten Tode entgegen werfen ließ. Unter den mannigfaltigen Ruinen, die man in diesem Lande an so vielen Orten findet, würden, von aller Erinnerung entblößt, die Reste vom Pallast dieses Tyrannen, die man noch auf dem Gipfel des Berges sieht, keine bedeutende Stelle einnehmen; aber wenn man sich das Meisterstück des großen Meisters Tacitus, seine Schilderung Tibers, ins Gedächtniß zurückruft, kann man sie nicht ohne das höchste Interesse betreten, obgleich, außer vielen Mauern, nur einige Fußböden, hin und wieder ein Stück von einem Plafond, und einige herumliegende Stücke von Säulen von aller früherer Pracht übrig geblieben sind. Wenn er wirklich hier zwölf Villen hatte — *duodecim villarum molibus inmoderat* — so scheint dieß sein Hauptpallast gewesen zu seyn, indem von allen andern noch weniger oder gar keine Spuren mehr übrig sind. — Doch hat er schwerlich hier das ganze Jahr über gebauet, denn im Winter, wo die Stürme hier schrecklich wüthen, würde er den Vortheil nicht genossen haben, von dem Tacitus spricht: *objectu montis, quo saeva ventorum aroentur*. Aber freilich hätte er keinen, für sein argwöhnisches Gemüth geeigneteren Ort finden können, wo er rings umher, in diesem basenlosen Meer, (*imparitissimum mare*) alles, was sich seinem Sitz näherte, aus der größten Ferne erblicken konnte. Die Aussicht, die man hier beherrscht, ist eine der schönsten, die man sehen kann.

DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

Sparen Sie \$3,999,994

Wussten Sie, dass wir auch
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über $\hat{a}, -4.000.000$
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für $\hat{a},$
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

Fortfahren

Königin auf dem Armenfüßstüchlein mit einer Narrentappe auf dem Kopfe; dort guckt er ihr aus der Schlinge des Unterrockes hervor; hier schaukelt sie ihn auf den Knien; dort führen sie und Graf Howe ihn am Gängelband. Auf einem Blatt hat sie ihn mit einem Tritts vom Tempel des Ruhms heruntergestürzt; auf einem andern spornet sie ihn als Pferd in eine Pfäule, in welche Wellington, Eldon u. a. schon bis an den Hals gesunken sind. Auf einem andern ist das alte Sprüchwort dargestellt: the grey mare is the better horse (die graue Mähre ist das bessere Pferd); der König, auf einem Grauschimmel (Grey) reitend, dessen Kopf die Gestalt des ersten Ministers hat, läßt die Königin auf einem Gaul mit einem Wellingtonskopfe weit hinter sich zurück, während sie ihm in deutschem Accent leuchtend nachruft und mit der Ruthe droht, die man ihr auf jedem Bilde als Scepter in die Hand gibt, u. s. w. Die Erbitterung ging so weit, daß viele Aufsätze, deren Fuhrwerke den Namen Adelheid führten, denselben austreiben oder doch bedecken mußten. Wir haben verändert ihre Schilder oder hingen sie verkehrt auf, und Kränze machten Flug aus Adelheidsbändern, Adelheidssetzen u. dgl. Reformblätter u. s. w.; ja sogar die Wellingtonsriefeln sind zu Reformriefeln geworden. Der Held von Waterloo, entschlossen, bei der bevorstehenden Jubelfeier dem Wolfe Trost zu bieten, läßt, obgleich die Minister seinem Hause gegenüber ein Polizeiwachthaus errichten lassen, alle seine Fenster mit kugelfesten Bleiden versehen. Sie bestehen aus Eisenstäben, welche quere an starken Bändern befestigt sind und in einem oberhalb der Fenster angebrachten Kasten aufgerollt werden können. Andere Vornehme, welche nicht beleuchten wollen, begnügen sich mit hölzernen Bleiden, oder lassen es auf das Einschlagen ihrer Fenster ankommen. Die meisten Tories werden sich doch dazu bequemen, ihre Häuser zu beleuchten, um den Volkshumor nicht zu verderben.

Es hat zwar schon öfters geheißen, die Dampfkraften werden nächstens regelmäßig die Landstraßen befahren können; es ist aber bisher immer nur noch bei ungenügenden Versuchen geblieben. Jetzt heißt es aufs Neue, es solle noch vor dem Ende des Monats ein Wagen mit Raum für vierzig Passagiere und eine Menge Gepäck zwischen London und Leeds seine Fahrt beginnen. Die Maschine soll sich auf einem abgesonderten Wagen befinden und die Räder des Fuhrwerks so breit sein, daß die Unternehmer der Landstraßen keine Klage dagegen führen können, wozu dieselben auch um so weniger geneigt sein werden, weil eine solche Erfindung die Anlage von neuen Eisenbahnen vor der Hand überflüssig machen würde, zumal die Schnelligkeit dieser Wagen, wie man versichert, bis auf fünfzig englische Meilen die Stunde gesteigert werden kann. Dies sind eigentlich die besten Reformen; denn in Maße, als man den materiellen Wohlstand einer Nation erblickt, vermehrt sich auch die Liebe für Selbstbildung, und hat diese nur einmal recht um sich und eingegriffen, so reformirt sich das Staatsleben von selbst. Auch standen die Engländer in dem, was persönliche Freiheit und Unabhängigkeit betrifft, die zur Förderung der materiellen Wohlfahrt, so wie zur geistigen Entwicklung unentbehrlich ist, auch ohne die Reformen weit höher, als die theoretisch freieren Franzosen; so darf man z. B. alle Versuche, wie die eben genannten, machen, ohne die Regierung um Erlaubnis zu fragen, und eine Sekte, wie die St. Simonisten, hätte hier ungehindert ihr Wesen treiben können. Bei dem Allen gibt es doch noch viele Tyrannen. So erzählt die heutigen Zeitungen: Ein armes Weib wurde von einem Polizeidiener vor zwei Friedensrichter gebracht. Sie hatte sich des großen Verbrechens schuldig gemacht, Nässe auf der Straße zu verkaufen und mit ihrem Korbe den Weg zu versperren,

und dazu sollte sie sich an dem Manne mit dem blauen Rocke vergriffen haben, als derselbe sich gewaltthätig ihres kleinen Eigenthums bemächtigte. Sie sagte, sie habe einen traurigen Mann und vier Kinder, sey nahe daran, ein fünftes zu gebären, und wollte wissen, ob es ein Verbrechen sey, sich wirklich zu ernähren. Sie habe zwar ihr Eigenthum zu verteidigen gesucht, aber den Mann nicht geschlagen. „Die Nässe sind verfallen!“ schraubte einer der Beamten sie an, ohne sich die Mühe zu geben, der Unglücklichen zu erklären, weswegen sie denn eigentlich in eine für sie so schwere Strafe verfaße. „Das ist nicht genug!“ sagte der andere; „sie soll noch fünf Schillinge dazu bezahlen, und wenn sie es nicht kann, ins Gefängniß wandern!“ Umsonst bat die Arme um Schonung, umsonst verwandte sich selbst der Gerichtsschreiber und ein anwesender Bürger für sie; dieser ward wie ein Landstreicher ausgeworfen, aus der Gerichtsstube gewiesen und die Frau nach dem Gefängnisse abgeführt. — Wo soll aber solche Tyrannei hinführen in einem Lande, wo elf Drittheile Arme sind? Auch wandern so viele derselben aus, als nur immer können, gleichgültig gegen ein Vaterland, das sie mißhandelt, gleichgültig, ob ihr Loos sie nach Kanada führt, welches bis jetzt noch der brittischen Krone unterworfen ist, oder nach den Vereinigten Staaten, den kräftigen Nebenbütern Großbritanniens. Der Hang zum Auswandern trägt indessen unter andern zunächst die Frucht, daß die brittischen Besitzungen in Amerika immer bekannter werden.

Das wichtigste Werk über jene Gegenden ist Macgregors Beschreibung des brittischen Amerikas in zwei Quartbänden. Unter andern interessanten Schilderungen befindet sich darin eine Beschreibung des großen Sanct Lorenzstusses, den der Verfasser als den mächtigsten in der Welt darstellt. Auch scheint man in Kanada die Hoffnung zu nähren, daß man einst mittelst desselben und auf dem Seilgel der vielen Seen, mit denen er zusammenhängt, zu Schiff noch hinauf ins Innere des Kontinents von Amerika, was aber noch weit mehr ist, durch Kanalverbindungen in den Kolumbiastuß werde gelangen und so eine Kommunikation mit dem großen Ocean bewirken können, welche mittelst der Dampfschiffahrt eine Reise von Europa nach Canton innerhalb zwei Monaten möglich machen würde. — Das Werk ist mir eben nicht zur Hand; ich werde Ihnen aber nächstens einige Auszüge daraus mittheilen.

Die deutschen politischen Angelegenheiten fangen an, bei uns Aufmerksamkeit zu erregen, was sich schon daran erkennen läßt, daß die Times begoun haben, denselben einen bedeutenden Platz einzuräumen. Dieses Journal erhält jetzt Briefe aus Frankfurt, welche mit großer Unparteilichkeit, Sachkenntnis und Umsicht abgefaßt sind; und da den Times nichts an sich selbst wichtig ist, sondern nur in so weit es die Leserschaft auszieht, so erblickt daraus, daß viele Engländer ihr Augenmerk auf Deutschland richten.

Homonymische Auflösung des Räthfels in Nr. 155:

Kannst du das Wort nicht finden, das ich meine,
So such' es hinter Perlen, beim Gesteine;
Im Essig kannst du's und bei Schraubgewinden,
In Eva lebst und in der Erde finden.

J. G. W.

Beilage: Monatsregister Juni.